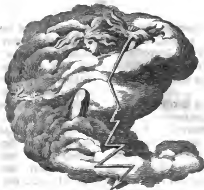




Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 1. Freitag, 1. Januar **1836.**

Die junge Literatur.

Il faut faire aux méchans guerre continuelle.
La paix est fort belle de soi,
J'en conviens; mais de quoi sert-elle
Avec des ennemis sans foi?

Wir haben im vorigen Jahr eine Erscheinung an uns vorübergehen sehen, von der wir noch nicht wissen, welche Nachwirkungen sie in Literatur und Leben zurück lassen wird. Sie ist eben so bedeutungsvoll durch sich selbst, als durch die außerordentlichen Maßregeln, welche sie hervorgerufen hat.

Die unter dem Namen der jeune Allemagne oder der jungen Literatur bekannte Coterie hat verdammliche Lehren ausgebreitet und ist von der Kritik deßhalb zurecht gewiesen worden. Man erkannte, daß diese Lehren zugleich staatsgefährlich seyen, sofern sie eine entschieden antinationale, französische Tendenz hatten und die Grundlage aller Staaten, Religion und Sitte, zu untergraben trachteten, und nun zog der Staat die Sache vor sein Forum. Wenn wir ein strenges Preßgesetz hätten, durch dessen Strafbestimmungen solche Frevel gegen Religion und Sitte und gegen das vaterländische Interesse in Schranken gehalten würden, so wäre das Publikum, so wären die Literatoren in dieser Sache beruhigt, so würde es Niemand einfallen, die Straffälligen zu bemitleiden. Da wir aber eine Censur, Interdikte künftiger Schriften, vorbeugende Maßregeln ohne bestimmte Normen haben, die leicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen gefährden können, die nur einen politischen, nicht einen juridischen Maßstab anlegen, so ist auch umgekehrt die Eifersucht, welche die Freiheit der Presse bewacht, irritirt und wieder ihrerseits geneigt, um des Princips willen den Schuldigen mit dem Unschuldigen zu schonen. Wenigstens suchen die zahlreichen Anhänger der jeune Allemagne ihre schlechte Sache jezt mit der Sache der Preßfreiheit zu identificiren und indem sie alle Aufmerksamkeit auf das Formelle des Prozesses hinlenken, das Materielle darüber vergessen zu machen.

Unter diesen Umständen ist es doppelte Pflicht, klar zu unterscheiden, das Wahre in dieser Sache festzustellen und Jeden, der sich etwa von seinem einseitigen Interesse verleiten ließe, zu weit zu gehen, davon zu überzeugen, daß er alsdann gerade gegen sein Interesse handeln würde.

Der Staat würde gegen sein eigenes Interesse handeln, wenn er um einiger nichtswürdiger Autoren willen die Besorgnisse der bessern Autoren erregte, und der von Rechtswegen unterdrückten schlechten Partei dadurch erst Theilnahme und heimliche Bundesgenossen erweckte.

Die Freunde der Preßfreiheit würden aber nicht weniger gegen ihr eigenes Interesse handeln, wenn sie sich durch irgend eine Sympathie für die Schlechten gemein machen wollten, da sie nur über sie zürnen sollten, denn was hindert mehr die Befreiung der Presse, als ein solcher Mißbrauch derselben?

Vor allem muß das Formelle des Streits vom Materiellen getrennt, es muß bewiesen werden, daß die jeune Allemagne als eine vaterlandsverrätherische, gottlose, unsittliche, in jeder Beziehung nichtswürdige Partei keinerlei Sympathie werth, und daß es eine unverzeihliche Taktlosigkeit seyn würde, um ihretwillen höhere, allgemeinere Interessen des Vaterlands und der Literatur zu gefährden.

Zugleich muß bewiesen werden, daß das Uebel, von dem es sich handelt, ein moralisches und intellektuelles ist, das durch keine physische Gewalt, sondern wieder nur durch den Geist, durch die öffentliche Meinung, durch das Nationalgefühl und durch die Presse, in welcher sich dieser bessere Geist ausspricht, vernichtet werden kann. Die schlechte Presse kann nur durch die gute besiegt werden.

Gutzkow nennt in seiner lezten Schrift die deutsche Literatur „miserabel und einen Skandal für Europa." Das würde sie in der That seyn, wenn sie sich nicht aus eigener geistiger Kraft der Pest, die Herr Gutzkow und seine Gefährten in sie hineingebracht haben, erwehren könnte. Sie bewähre diese Kraft, sie verulchte die Nichtswürdigen durch die Gewalt der Wahrheit allein, durch das Licht der Oeffentlichkeit, das nie heller leuchten sollte, als wenn es sich um die heiligen Interessen des Vaterlandes handelt.

Auch französische Blätter haben sich schon um die „jungen Deutschen" bekümmert und sie als Märtyrer begrüßt. Die Franzosen muß man fragen: was würdet ihr thun, wenn es in euerm Volk noch alte böse Sympathien für ein mächtiges und gefährliches Nachbarvolk gäbe und eure Jugend machte Partei mit diesem Volk und verachtete euer Vaterland, eure Sitte, eure heiligsten Interessen? Ich traue euch zu, daß ihr in einen edeln Zorn gerathen würdet, und wehe einer so verworfenen französischen Jugend, ihr würdet sie zu züchtigen wissen, denn ihr seyd eine Nation und habt das Ehrgefühl und den Stolz einer Nation!

Nun denn, erlaubt uns zu thun, was ihr im gleichen Falle thun würdet!

In der kleinen Schrift:

Die Jeune Allemagne in Deutschland. Stuttgart, Liesching, 1836.

wird der nationelle Standpunkt, als der wichtigste, festgehalten. Wer nicht ganz verblendet ist, wer die geheime und unwiderstehliche Gewalt kennt, mit welcher die Literatur auf das Leben wirkt, der kann nicht gleichgültig bleiben, sieht er einen namhaften Theil unserer jüngern Literatoren die französische Fahne aufpflanzen, und nicht allein in Bezug auf Geschmack, Styl und Manier, Poesie und Sitte, sondern auch in Bezug auf religiöse und politische Tendenzen ein französisches Interesse geltend machen.

Wir brauchen nur an die ältere Gallomanie zurückzudenken. Was hat sie uns für Früchte getragen, jene Sucht, die Franzosen nachzuäffen? Als unschuldige Modesache, als Galanterie, als Belletristik, als geistreiche Manier schlich sie sich im Jahrhundert Ludwigs XIV. ein, und fraß nach und nach so um sich, daß sie unsere Nationalität von innen aushöhlte, unser Reich zertrümmerte, unsere ganze politische Existenz eine Zeitlang in Frage stellte und uns unermeßliche Opfer kostete, bis die Ermannung unseres Nationalgefühls, die deutsche Begeisterung von 1813, uns von jenem fremden Joch befreite und mit der Wirkung auch zugleich die Ursache für immer zu vernichten schien. Aber diese Ursache so verhängnißvoller und langer Schmach, jene Gallomanie, die Entfremdung von der deutschen Natur und die Adoption fremder Gesinnungen, der Dienst fremder, uns von jeher verderblicher Interessen, hat noch nicht aufgehört. Von Neuem, und zwar im Schooß unserer Jugend bricht die alte materia peccans aus.

Die frühere Gallomanie schmeichelte den Höfen und der Aristokratie mit dem Glanz und den Wollüsten der Herrschaft. Ist die neue etwa minder gefährlich, weil sie den Völkern mit der Republik St. Simons schmeichelt? Frankreich wollte die hohe deutsche Reichsaristokratie entzweien, unterjochen und ausplündern, indem es ihr schmeichelte. Will es mit dem deutschen Volk, indem es ihm schmeichelt, etwas Anderes? Sein Aushängeschild sey der Wahlspruch: l'état c'est moi! oder „die Republik der Glücklichen", es ist immer nur ein Aushängeschild, hinter dem sich die alte französische Eroberungspolitik verbirgt.

Daher gebührt dem Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift der Dank des Vaterlands dafür, daß er mit so klaren und unwiderleglichen Worten sagt, was zu sagen ist:

„Der Kern Europas beginnt sich unter dem Neigen und Steigen der vorhandenen Kräfte als Schwerpunkt auszubilden, und die Begünstigung eines starken nationalen Deutschlands wird zur unabweislichen Aufgabe einer gesunden Politik. Hier tritt die ernste, unsern Lebensnerv erreichende Frage hervor über jene, schon so oft erörterte Hülfe oder Einmischung Frankreichs, das nach Innen und Außen eine Initiative der Negation geltend gemacht, deren Gewicht je näher desto drückender werden muß. Seine Einmischung und durch dieselbe

neue Erschütterungen, oder deutsche Nationalität und durch sie Befestigung der Civilisation — dies sind die beiden Punkte, um die sich die Parteien lagern, und je nach ihrer Stellung, ihrer Bildungsstufe und ihrer Gesinnung — nicht allein in dem Gebiet der Politik, sondern auch in der Literatur und in den Bewegungen des socialen Lebens — einen Einfluß begründen oder anregen, dessen Mannichfaltigkeit und dessen Richtungen die strengste Unterscheidung fordern.“

„War für jezt auch die Frage über einen Krieg mit Frankreich vertagt, fand sein Liberalismus in Deutschland besonnenere Ansichten, traten leise Spuren eines nationalen Ehrgefühls an die Stelle schimmernder aber gehaltloser Lehren, die uns an die Schmach einer auf fremden Schilden ruhenden Freiheit gewöhnen sollten, wurde man weniger feindselig gegen den durch Jahrtausende geheiligten Grundsatz, daß diese Freiheit überall nur ein Kind der eigenen Heimath seyn könne, so blieb der weit gefährlichere Feind, der Einfluß fremder Sitte in den Schranken, und die in einer thatlosen und entnervten Gegenwart wuchernde Waffenruhe trieb ein Convulut luxurirender Talente auf die Arena der ästhetisirenden Literatur, unter deren seidenem Mantel deutsches Princip und Ernst der Gesinnung gegen französischen Flitter escamotirt und die Freiheit durch das Bestehende, dieses durch Jene betrogen werden sollte. — Seltsames Verhängniß, das sich wie ein Schwefelfaden durch unsere Geschichte brennt — von einer Epoche zur andern mußte uns gallisches Gift als Arznei dienen und der deutsche Körper nach einer glücklichen Ausstoßung fester und empfänglicher werden für die hohe Aufgabe, die ihm eine wohl nicht ferne Zukunft vorbehält. Noch ehe aber ein wiederholter Stoß von Westen — möge es der lezte seyn — die innerste Natur der Deutschen aufregt, und nach kurzer Täuschung das Zarteste, ja das verlezt, was ein Volk zum Volke macht, seine öffentliche Ehre — noch ehe sich Frankreich abermals entschließt, Europa zu erobern, „um ihm die Freiheit zu geben“ — noch ehe, nicht die Freundschaft, sondern die aus ihr geborne Feindschaft des Nachbarn, eine Feindschaft, die nur jene Civilisation wieder sühnen kann, für deren Höhe wir noch lange nicht gereift sind — uns das einzige Nothwendige gründen und erhalten läßt: deutsche Nationalität — kurz ehe sich Frankreich und Deutschland noch einmal auf dem Schlachtfeld begegnen, macht sich eine hysterische Propaganda der gallischen Sitte auf, um die schmutzige Wäsche aller moralischen Selbstmörder, die sich drüben verblutet, in dreifarbiges Linnen gepackt, auf deutschem Boden zu vertrödeln. Bahn bereitet hatte die französische Literatur in ihrer Journalistik, in ihren krankhaft reizenden Bühnenstücken, in ihren verdorbenen Romanen und ihrer Conduite, während die Dictatur der Mode und jene Sprache, „erfunden um die Gedanken zu verbergen,“ sich mehr und mehr und in einer Weise ausbreitete, wo sie aufhört, Bildungsmittel zu seyn. Ein unüberwindliches Hinderniß jedoch mußte dem Einwurzeln französischen Geistes und französischer Sitte bei einem Volke entgegentreten, bei dem sich als Grundzug seines Wesens ein mit dem Gedanken eng verbundenes Gemüth offenbart — einem Volke, das in steter Sehnsucht nach einer über dem Leben und seinen Wechseln ruhenden unwandelbaren Idee sich zwar einer oft überschwenglichen Spekulation hingegeben, durch seine tiefe Religiosität aber auch einen festen Anker für seine innere und äußere Haltung, für seine Geschichte, seine Politik, für seine nationale Eigenthümlichkeit findet. Was im peinlichsten Gegensatze zu ihr der Mangel jener, Alles Bessere im Leben erzeugenden Religiosität in Frankreich hervorgebracht, schildern die Annalen seiner lezten hundert Jahre, schildern die Edlen seiner Nation selbst in Zügen, welche die ihr inwohnende rastlose Verneinung in ihrer ganzen Furchtbarkeit herausstellt. Konnte aber die fernste Hoffnung vorhanden seyn, die giftige Hinterlassenschaft einer moralischen Stagnation nach Deutschland zu verpflanzen, so galt es vor Allem, Sitte und Christenthum zu untergraben und mit jener unerbittlichen Charakterlosigkeit, mit jener einschmeichelnden Sünde, mit jener Stirne aufzutreten, die, über die Schlange im Busen, heiteres Wohlwollen, Humor und die Blumen eines Witzes zur Schau trägt, der die Furchen innerer Zerrissenheit bedecken, die fressende Krankheit des Herzens verstecken sollte. — Die Gelegenheit schien günstig. Befürchtete oder gehoffte Ereignisse waren gebannt; statt eines männlichen Ernstes, einer Einkehr bei sich selbst, drang gleich dem bösen Fieber, eine maaßlose Genußsucht durch die Hallen des gesellschaftlichen, durch die Gemächer des häuslichen Lebens. Nirgends organische, überall auflösende Elemente, der Kraft ermangelnd, einen großen — gleichviel ob unheil- oder segensvollen Charakter zu schaffen; ein vages, unruhiges Streben in die Außenwelt, eine bittere Unbehaglichkeit gegen die Forderungen der Humanität, unverhohlener Haß gegen die Opfer, die sie auferlegt, aber der höchste Reiz für das Sinnliche, Pikante, Lüsterne, desto anziehender, wenn mit Geist, desto willkommener, wenn mit Keckheit gewürzt: und dennoch eine verschämte, kokettirende Anerkenntniß moralischer Autoritäten, ein instinktartiges Sehnen nach einem öffentlichen Haltpunkt, auch dem Widerstrebenden das Bekenntniß abzwingend, wie unhaltbar der Boden sey, auf dem man sich bewege. Bei den Massen endlich ein wärmer wiederkehrendes Bedürfniß für Religion, ihnen gegenüber ein raffinirtes Begriffsspiel mit dem Heiligsten, und in der Mitte das Siechthum der Kirche, die Zuckungen ihrer Theologie und der

Ungehorsam ihrer Diener. Nicht ohne Gefahr hatte man angefangen, in „das Praktische“ überzugehen und den Streit zwischen Grundsätzen und Interessen auf das Leben zurückzuführen. Die junge Generation, unbefriedigt, heftig, und durch getäuschte Hoffnungen wenigstens für literarische Wagnisse gestimmt, wenn gleich weniger thätig als empfänglich, haftete an jeder Erscheinung, die ihr in Literatur und Leben entgegentrat, trug sie statt der veralteten Fahne des Bestehenden irgend nur ein falsches oder wahres Zeichen des Kommenden, sprach sie irgend nur in Lauten, die sie aus der Langenweile der Gegenwart erwecken konnten. — Welch ein Feld, nach solcher Ueberschauung, für verrätherische Propheten der Zukunft, die, aus dem Allerheiligsten, ja aus dem Tempel selbst gepeitscht, auf den Straßen umherirrten, und in den eigenen Schmutz die wohlfeil erhandelten Lumpen fremden Lasters mischend, geld- und ruhmbegierig nach Käufern geizten! Wer konnten sie seyn, diese heimathscheuen Zwitter, denen Alles feil, auch die Seele, denen Nichts zu niedrig war, auch der Preis nicht, um den sie loszuschlagen „die Tugend“ hatten? Etwa Deutsche? Nein, dieses Volk unter Völkern hatte in seiner bespotteten Armuth noch den Reichthum der Schaam, in seiner Vielheit des Gedankens noch die Einheit des Gewissens, in den Wirren des äußern noch das Gefühl des innern Rechts bewahrt. — Franzosen? Es war zu bald. Sie mußten unsere Sprache, unsere Literatur, unser Jezt verstehen lernen, um uns in Masse heimzusuchen, und das Vergangene an dem Künftigen zu rächen. Nein, es sollten Menschen seyn, denen Pflicht und Humanität das Bürgerrecht erworben, denen eine durch die bittersten Schicksale gestählte Ausdauer, ein durch zahlreiche Kämpfe raffinirter Scharfsinn, eine lauernde Gewandtheit, und ein tausendfaebiges Talent Alles möglich gemacht, nur das nicht, was ihnen eine schwer errungene Emancipation auferlegt: — sich zu entnationalisiren, das nicht mehr zu seyn, was ihre Geschichte, ihre Religion, ihre innerste Natur, ihre Zukunft fordert — Juden. Ihr hervorspringender Charakter, erklärbar durch die Verfolgungen, die wir an ihnen verschuldet, ist verneinend, und darum treibt sie eine unwiderstehliche Neigung in die Aehnlichkeit des Volks, dem Deutschland seine Irrthümer, dem es seine Täuschungen verdankt. Franzosen und Juden schüren an dem unheiligen Feuer, das unsere besten Säfte aufzehren, das stille Erbtheil unserer inneren Nationalität, ein reines Gemüth vergiften und jenen ätzenden Verstand zum alleinigen Richter unserer Gedanken machen soll, den Gott schon in der Urwelt verworfen als die Schlange, die sich um unser Gewissen ringelt. In Besitz großer Mittel, die ihnen ein dämonisches Wittern edler Metalle, die ihnen jüngsthin die Zaubergabe verliehen, aus Papieren Gold zu schaffen, rekurrirt der Israelite in dem klaren Bewußtseyn, nur den Namen, nie das Wesen einer andern als seiner Nationalität in sich aufzunehmen, zu dem Princip der Eroberung, nicht durch Eisen, das nur ganze Männer begeistert, sondern einer Eroberung durch die Contrebande eines großartigen moralischen Betrugs. Ohne Vaterland, muß ihnen Vaterlandsliebe eine Thorheit seyn, und so wird ihnen politisches Princip, gleichviel welches, nie zur politischen Gesinnung, sondern nur zu einem mehr oder weniger eigennützigen Spiel des Geistes, je mit der Farbe, in der man, wo die Vaterlandsliebe Opfer erheischt, wo die Principien auf den Kampf der Ehre gefordert, wo die moralische Sonde und die Feuerprobe der Oeffentlichkeit angewendet werden — gegen ein Billiges durch die Hinterpforte entschlüpft. Darum erblickt man sie in das Gewand des Neuesten geworfen, stets in den Wechseln des Anfangs, dem entscheidenden Ende aber, bald mit dem Rücken, bald mit dem Gesichte, nur dann zugekehrt, wenn die Gesinnung verschwunden ist und das Schlachtfeld geplündert wird. Kaum war der bewaffnete Republikanismus aus dem Feld geschlagen, so hing man sich lächelnd die zahme Toga des unbewaffneten um, und zog mit Cymbeln des Tanzes und dem süßen Ton der Flöten heraus aus der Gefahr auf den Boden, der nur das Klirren der Honorare und die Spitze der Feder kennt. Hier ward Rath gehalten und der Geist des alten Propheten heraufbeschworen, um die Könige — der Geist der Lüge gebeten, um die Völker zu narren. Lodernd schlug die Flamme hinter den Coulissen auf, und beleuchtete den Ort, von wo die unbekannte Göttin den Gott des Christenthums vertilgen und der Sklaverei der Geister die Freiheit des Fleisches in den Kauf gegeben werden sollte. Die Bude wurde aufgeschlagen und Worte des Ernstes wurden in jenen Honig getaucht, dem Israel schon in alten Tagen so manchen leichten Sieg verdankte. Keck durfte man sich anschicken, als Märtyrer der Gegenwart zu sterben; wußte man ja doch die Stunde, wo die Lampe erlöschen und der Schauspieler bei Wein und Dirnen den Triumph eines gut gespielten Todes feiern konnte. War nur die Kasse gefüllt und das Gift mit Beifall ausgegeben, so kam die Polizei zu spät, und man hatte Zeit genug, in dem Reichthum der Garderobe unsichtbar zu werden. — Ein unerwartetes Bonheur allemand spann seinen Schutz um die „Verdächtigen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 2. Montag, 4. Januar **1836.**

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

„Die Partei einer leichtsinnigen Jugend ward durch die Thorheiten des Alters verstärkt, und das Publikum nahm, wie die Kinder, die Komödie für Wahrheit. Gewohnt, die Interessen des Theaters über die Interessen des öffentlichen Wohls, das Schicksal eines „Mimen“ über das Schicksal eines Patrioten zu stellen, war man doppelt entschuldbar in einer Illusion, wo „Notabilitäten“ sich mit dem Paradies begnügten, um von *dort* aus die neue Erscheinung als eine *Aegide* zu begrüßen. Wurde doch dem Geschmack der Zeit gehuldigt, wurde ja mit Geist, mit Talent, mit einer bestechenden Darstellung gespielt — hatte man ja die lästigen Mahner der Sitte, die Stachel der Religion, die Zudringlichkeiten der Ehe desavouirt, und — wo es galt, ihre Stimmführer mit dem ganzen Apparat der Bühne in's Lächerliche zu ziehen, das Publikum mit *Kitzel* zu unterhalten, statt es zu *überzeugen* — die Autorität der *Pariser* Muster für sich, und das Alles neben einem Polichinell deutscher Nationalität, der, die französische Hahnenfeder auf der Mütze, den Glauben an Vaterland und Heimath mit einer Zote charakterisirt. So waren Franzosenthum und Judenthum glücklich verschmolzen in jene Karrikatur, welche man den Deutschen als das *Symbol ihrer Zukunft* bot, auf dem Fußgestell der unbekannten Göttin, die — wenn gleich eine Hetäre — in den *Salons* und *Soireen* der Apostel des Fleisches hoffähig geworden war und den alten Reputationen weiß gemacht hatte, daß sie noch jung — den jungen, daß sie ebenbürtig seyen. — Eine feindselige Sage aus dunkler Zeit erzählt, die Brunnen seyen vergiftet worden durch Juden, und Tausende derselben gefallen als Opfer der Sache des Volks. Die Lüge sollte wahr werden. Eine keimende Nationalität, heute bedroht von den Stürmen einer bewegten Zeit, morgen von dem Sirocco einer üppigen Kultur, und wagnißvoll gestellt zwischen den gleisnerischen Westen und den hereinbrechenden Norden — diese Nationalität zu vergiften, das Höchste, das Erhabenste, das *allen* Parteien imponirt, *einer* ausgenommen — der orientalischen — heißt die *Quellen* vergiften, die Quellen, aus der die Väter, um Helden zu erziehen, aus der die Mütter schöpfen, um Zucht und Ehre ihrer Kinder zu bewahren, aus der das Land die heiligsten Gefäße füllt, um seine Vertheidiger zu erfrischen — die Quellen alles Schönen und Heilsamen in *Leben, Kunst und Literatur*, vergiften durch das treulose Facsimile von Histrionen, die mit wahnsinnigem Frevel ihren einzigen Schutz, das Christenthum der Liebe, die treueste Bürgschaft ihrer

vertrauensvollen Aufnahme in den Schooß der bürgerlichen Gesellschaft, in das oft verrathene Asyl ihrer Existenz, zu zerstören bereit und willig sind. Ihre Schriften, geschrieben in dem plauderhaften Memoirenstyl liederlicher Weiber, und nicht einmal durch ihr Talent, sondern einzig nur durch die moralische Unfruchtbarkeit einer Epoche gehoben, deren Hunger auch die schlechtesten Nahrungsmittel nicht verschmäht, wandern unter den Freibriefen der „guten Gesellschaft“ und unter dem Fluch der öffentlichen Ehre von einer Hand in die andere, bis die starke Natur des Deutschen sich ihrer wieder entledigt und für das heillose Medikament von den entlarvten Aerzten Rechenschaft fordert.“

Eine andere Flugschrift:

An die moderne Belletristik und ihre Söhne und die Herren Gutzkow und Wienbarg insbesondere. Zwei Sendschreiben von Fr. Rohmer. Stuttgart, Hallberger, 1836.

geht mehr vom wissenschaftlichen und ästhetischen Standpunkt aus, gelangt aber zu demselben Resultate. Das erste Sendschreiben stand früher bereits im Morgenblatt und spricht sich sehr ernst und kräftig über die Frivolität der Heineschen Schule aus. Das zweite gilt den Revue-Männern insbesondere und macht auf das ungeheure Mißverhältniß zwischen ihren Anmaßungen und ihren Gaben, so wie auf das Undeutsche und Unmündige ihrer ganzen Tendenz aufmerksam:

„Schreit, wenn ihr schreien wollt. Aber nehmt dennoch in Euern kleinen Mund nicht Brocken, die nur ein lutherisches Maul fassen und schlucken kann — sonst bleiben sie stecken und ihr steht mit der Mundsperre vor Eurem Publikum.“

„Der Wahrheit sich zu opfern in dieser Zeit — dazu gehört ein großer Verstand, der die Wahrheit sieht, und ein großes Gemüth, das die Wahrheit fühlt — von diesen Erfordernissen aber ist nichts in dem Talent zu finden, von dem ich spreche (Gutzkow).“

„Und wem hat er das gesagt? — Einer großen Zeit und darin besonders einem Volke, welches das verständigste ist. — Aber wenn das Wort aus der grenzenlosen Einbildung einer Persönlichkeit hervorgegangen wäre, hätte es noch psychologischen Werth. So ist es nichts als die trostlose Erscheinung einer Zeit, die alle Mittelmäßigen von Haus aus verdirbt und darum nur betrübend. — Ich gehe über zu dem, was ihr Objektives geleistet habt. Dazu muß ich das Paar trennen, das sich zu so großem Beginnen vereinigt hat. — Fange ich mit dem renomirtesten Erzeugniß des Ersten der Weltwillen-Aussprecher an, mit seinen Charakteren in der allgemeinen Zeitung, so muß ich in diesen eine große Fertigkeit bewundern. Wer sie nämlich irgend gelesen, sollte sie halten für eines sehr Eingeweihten Herzenserleichterungen und staunen vor der tiefen Kenntniß Talleyrand'scher und Mahmud'scher Gemüther. Und es liegt in der Natur vieler gutgearteter Herzen, zu glauben, was ein Mensch, der einigen Werth hat, zuversichtlich und geradezu ausspricht. Wie leid thut es mir, diese Eigenschaft nicht zu haben, und darum sagen zu müssen, daß die Leichtfertigkeit, mit der hier über die schwierigsten Verhältnisse abgeurtheilt ist und große und räthselhafte Charaktere geschult werden, ohne alle Einsicht in die innern Verwicklungen der Zeit, der sie angehören, nur schlecht vermummt von gewandten Redensarten, der schärfsten Geißel würdig ist. — Denn die Geschichte ist ernster als die Belletristik und wer nicht als Mann und heiligen Willens an sie geht, muß zurecht gewiesen werden als ein Knabe. — Nach diesen Erzeugnissen werden seine poetischen ihr Urtheil verlangen. Ich finde hier Veranlassung, einen eingewurzelten und allgemeinen Fehler unserer Zeit zu rügen, der sich aber bei Euch besonders vordrängt. Jeder einigermaßen mit Verstand und Phantasie Begabte glaubt nämlich schon darum Alles zu seyn und treiben zu können, was man irgend in Wissenschaft und Kunst seyn und treiben kann. Und es ist kein Zweifel mehr in diesem verwirrten Jahrhundert, daß ein Publicist, der einen pikanten Artikel geschrieben, gleich auch eben darum Novellen und Dramen schreiben und jeder Kunst sich bemächtigen könne Jene beiden ewig getrennten Sphären, Kunst und Wissenschaft, werden mit Gewalt in einandergezwängt und verwechselt — von der Unnatürlichkeit dieser Vermählung zeugen die Mißgeburten des Marktes. Ach es will sich keiner mehr bescheiden und in dem Kreis halten, den ihm sein Wesen anweist — wohin soll es noch anders mit dieser allgemeinen Amalgamirung der fremdesten Wesen und Interessen kommen, als zu einer babylonischen Denk- und Dichtverwirrung, die ärger ist als das babylonische Sprachkauderwelsch.“

„Von geringerem Gehalt in jeder Beziehung ist sein Gefährte, dessen Verdienst nur in schönen, blumigen Worten liegt, hie und da durchwebt von Heine'schen Witzen, dessen Verstand aber zu den Irrlichtern gehört, welche keinen Schritt gerade aus machen können, ohne sechs seitwärts zu thun. Die Verrichtungen der Logik und Dialektik, so wie, wenn es nöthig werden sollte, der Metaphysik wird Wienbarg seinem Gesellen ganz überlassen müssen und da er somit auf Redensarten eingeschränkt ist, und Bilder, so verliert er alle Bedeutung eines Gesellen und wird nur als Handlanger zu betrachten seyn. — Das ist das Paar, welches sich an die Spitze unserer Jugend gesprochen hat. — Aber diese Jugend gehört Euch nicht ganz und wie die von ihnen,

welche der Himmel mit schärferem Verstand und tieferem Gemüth ausgerüstet hat, nicht dulden werden, daß ihr Euch an eine Stelle drängt, die Euch nicht gehört, so werden viele von denen, welche auf gleicher Stufe geistiger Anlagen mit Euch stehen, Euren Leichtsinn im Denken und Fühlen abweisen; denn es ist viel Kraft in Deutschland und es gibt Jünglinge, welche sich über die Laubeit und die französischen Laster, welche die Jugend in dieser Zeit locken, gehoben haben und von ernstem Sinne sind und ihr deutsches Wesen nicht geopfert, das Erbrecht ihrer glorreichen Ahnen nicht für ein Linsengericht verkauft haben." —

Es ist eine durchaus erfreuliche Erscheinung, daß sich eine solche Stimme in der Jugend selbst erhebt.

Ich habe diesen neuen Werken nur noch einige nähere Erläuterungen beizufügen.

Das junge Deutschland schwört nicht höher als bei dem Namen Heine, und allerdings ist es dieser geniale, aber leider auch eben so frivole als geniale Heine, von dem der ganze Unfug ausgegangen ist. Von Geburt Jude, durch die Sympathien seines Talentes und durch die Zufälle seines Lebens in Paris heimisch geworden, hat er dort zuerst den Ton angestimmt, der ein so vielstimmiges Echo in dem jungen Deutschland fand. Er konnte freilich nicht wissen, daß man ihn in diesem Grade bewundern und nachahmen und sogar übertreiben würde, und insofern bin ich weit entfernt, ihm alle Sünden seines Anhangs aufzubürden; doch hat er den Ton angegeben. Er zuerst, von jüdischen Antipathien und französischen Beispielen verlockt, machte die Verspottung des Christenthums und der Moral, der deutschen Nationalität und Sitte, die Vorschläge, das Fleisch zu emancipiren, die liederlichen Prahlereien, die Debauchen des jungen Frankreich, das Kokettiren mit der Republik, die Affektation, an die große Revolution der Zukunft zu appelliren, zu dem fruchtbaren Thema, das seitdem die jungen Deutschen in allen Variationen durchgespielt haben.

Die Theilnahme, die man dem glänzenden Talent dieses Schriftstellers zollte, brach auch seinen Ideen Bahn, und die Jugend, die seinen Styl nachzuahmen trachtete, glaubte, was ihr dabei mißlang, durch Uebertreibung seiner Lehren ersetzen zu müssen. Wer fühlte, daß er nicht so witzig sey, als Heine, suchte ihn desto mehr an Kühnheit der Ideen zu übertreffen. So wurde Heine, ohne daran gedacht zu haben, aus einem Dichter, der er ist, in einen großen Philosophen und Reformator der gesammten heutigen Weltansicht umgewandelt, wozu ihn wenigstens Wienbarg gemacht hat.

Die neue in Heine versammelte Gemeinde übernahm das Apostelamt, und während Wienbarg das System der neuen Lehre in seinen „ästhetischen Feldzügen" abrundete, wurde die ausgedehnteste äußere Verbreitung derselben durch kritische Schriften und Romane, vorzüglich aber durch den mächtigen Hebel des Journalismus vorbereitet, dessen Organe sie sich mit überraschender Schnelligkeit zugänglich machten. Heine selbst hat in seiner jüngsten Schrift über die romantische Schule ausdrücklich „den apostolischen Eifer des jungen Deutschland" gepriesen und seinen Anhängern nicht nur alles mögliche Talent nachgerühmt, sondern insbesondere auch von ihren Fortschritten in der öffentlichen Meinung, von dem „guten Klange", den ihre Namen bereits in deutschen Landen hätten, mit einer gewissen angenommenen Würde, als ihr Altmeister gesprochen. Ich vermuthe, er hat sich von ihrem Lobe verführen lassen, weiter zu gehen, als es ihm die Grazien hätten erlauben sollen.

In deutschen Blättern stimmen die anonymen Anhänger der Partei jezt freilich einen sehr bescheidenen, ja sogar gleichgültigen Ton an. Da heißt es, die jungen Leute seyen höchst unbedeutend, es sey nicht der Mühe werth, von ihnen zu reden, es sey ein ganz unnützer Lärm über sie aufgeschlagen worden. So charakterisiren sich die Leute selbst, das heißt jezt, aus sehr begreiflichen Gründen. Wir haben aber noch nicht vergessen, wie sie sich noch vor wenig Monaten charakterisirten, in welchem hohen Ton sie sprachen, welche ausschweifende Hoffnungen sie von sich selbst erweckten, mit welchem zahlreichen Anhang sie damals nicht nur prahlten, sondern welchen sie wirklich besaßen. Sie haben sich in der allgemeinen Zeitung öffentlich gerühmt, im Besitz der einflußreichsten Journale zu seyn, und dies waren sie wirklich. In diesem Punkt haben sie nicht gelogen. Durch Zusammenhalten, Korrespondiren und Intriguiren, Terrorisiren der Schwachen, Diplomatisiren mit den Verlegern, kleinen Schmeicheleien ꝛc. haben sie im Gebiet der Journalistik schon weit um sich gegriffen, wobei ihnen der Spekulationsgeist der Verleger, die Hoffnung einiger alten Schulen, an ihnen eine neue Stütze und muthige Vertheidiger zu bekommen, die versteckte Frivolität so vieler Zeitgenossen, die französischen Sympathien und endlich der unbestimmte Drang der Jugend von den verschiedensten Seiten her Vorschub leistete.

Sie rechneten bereits auf einen solchen Anhang in der Literatur und auf einen solchen Hinterhalt im Publikum, daß sie eine vollständige Reform der Literatur ankündigten, und die gesammte Jugend in die Waffen riefen, die Vergangenheit niederzukämpfen, die verheißene goldene Zukunft erobern zu helfen. Schon sahen sie sich im Besitz der höchsten literarischen Autorität und dekretirten den Ruhm. Was irgend verdienstvoll, würdig, edel und heilig in unserer Literatur war, das wurde mit einer früher unerhörten Taktik verhöhnt, verkleinert, lächerlich gemacht. Dagegen wurde jedem, der zu ihrer Fahne schwören würde, sey er auch noch so unbedeutend,

die Unsterblichkeit verassekurirt. Sie fuhren mit einem „Omnibus“, den der Judr Löwenthal kutschirte, durch ganz Deutschland, um die kampf- und ruhmbegierige Jugend jauchzend und in Masse aufzuladen.

Gutzkow hält, während seine Anhänger jezt sehr klein thun, die alte Fiktion fest. In der „Appellation“, die er erst vor wenig Tagen ausgegeben, macht er sich noch immer die bescheidene Schmeichelei, er sey berufen, das ganze reiche Erbe unseres Wissens, die unermeßlichen Schätze unseres Denkens und Dichtens wie mit einem Schlage zu vernichten und seine junge Literatur an ihre Stelle zu setzen. Ja er droht uns, wenn wir den alten Plunder von Literatur, den er miserabel und einen Skandal für Europa nennt, noch länger hüteten und nicht fahren lassen wollten, so würden wir über diesen vermeintlichen Schätzen vielleicht die unschätzbare Zukunft, die er uns bieten will, verlieren. Außer ihm hat noch ein junger Deutscher, der sich früher seiner verwirrten Gedanken in der eleganten Zeitung zu entledigen pflegte, in der Allgemeinen erklärt, das junge Deutschland habe zu viel Geist, um von der gemeinen Welt verstanden zu werden. Sonderbar, es war doch bisher nicht von Geist, sondern immer nur vom „Fleisch“ die Rede und man hatte zum Ueberfluß durch Nuditätenmalerei und durch die frechste Sprache die Sache so deutlich als möglich gemacht. Diese Zuflucht des Fleisches zum Geiste ist genau so viel werth als die hochmüthige Verzweiflung des Diebes, der, als man ihn einfing, mitleidig sagte: ihr begreift mein Genie nicht.

Aber das Kleinthun der Compromittirten und das Großthun derer, die nichts mehr verlieren zu können glauben, ändern am wahren Stand der Sache nicht das mindeste. Die Lehren, welche das junge Deutschland gepredigt hat, haben nichts Geheimnißvolles, nichts Zweideutiges. Es sind alte bekannte Lehren, deren Wiederaufwärmung dem Geist der jungen Leute, die sie versuchen, keinerlei Ehre macht und sich höchstens durch's Fleisch entschuldigen läßt. Es sind Lehren, die schon mehr als einmal Bankerott gemacht haben, die zu dumm sind, als daß man ihre Wiederkehr nur hätte erwarten sollen, die aber noch mehr böse, als dumm sind, und die, da sie doch wirklich wieder aufgewärmt wurden, wegen ihrer Bösartigkeit die hippokratische Kur verdienen.

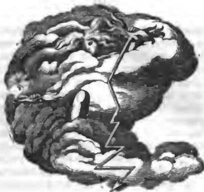
Erstens die Lehre von einer allgemeinen, jede Nationalität vernichtenden Menschheit. Sie erklären den Patriotismus für einen „thierischen Trieb des Bluts,“ zu verächtlich und barbarisch, um in unserer aufgeklärten Zeit noch Geltung zu haben. Sie nennen alles „Philister“, was der neuen Lehre nicht huldigt. Sie verkündigen eine „Weltliteratur“, durch die unsere bisherige Nationalliteratur verdrängt werden soll. „Alles sey unter der Kritik“, sagt Wienbarg, was nicht dieser Weltliteratur angehöre. Wenn aber dieselbe je zu Stande käme, wer sieht nicht ein, daß sie rein französisch seyn würde. Wenn wir Deutschen Lust hätten, unsere Philisterei abzustreifen und allgemeine Menschen zu werden, wer sieht nicht ein, daß wir französische Heloten werden würden? Das ist die alte Leyer. Unter der Maske der allgemeinen Menschheit ist uns das Franzosenthum von 1792 gepredigt worden. Man will uns das deutsche Kleid ausziehen, damit wir nackend als allgemeine Menschen dastehen; aber schon steht der Franzose hinter uns und bietet uns für unsere Blöße höflich — ein Hundehalsband.

Zweitens die Usurpation der Zukunft, die Appellation an die künftige Revolutionirung Europas durch die Ideen St. Simons. Darein mischen sie aber auf's bestimmteste die Erinnerungen an die erste französische Revolution, denn sie begnügen sich nicht, mit St. Simon eine allgemeine Berechtigung der Menschen zum Genuß durch das ihr entsprechende Maaß von Arbeit zu erkaufen, das Recht durch eine Pflicht zu bedingen; sondern sie halten sich, wie die Franzosen von 1793, bloß an's Recht ohne Pflicht, an den Genuß ohne Arbeit, und ihr Ziel ist daher nicht eine Tugendrepublik, sondern eine Lasterrepublik, die Emancipation des Fleisches, die Herrschaft der Sinnlichkeit durch Aufhebung aller sie einschränkenden bürgerlichen, religiösen und Sittengesetze, was sie das allgemeine Menschenglück nennen.

Indem sich auf diese Weise hinter der Maske der Freiheit der gemeinste und niedrigste Egoismus versteckt, ahmen die jungen Deutschen nicht sowohl St. Simon, als vielmehr die verworfensten Jakobiner, die Maratisten und Hebertisten nach. Nur Marat, der wörtlich wie Gutzkow damit anfing, den „entzückenden Augenblick“ als das Sakrament der neuen Naturreligion im Gegensatz gegen die Ehe zu empfehlen; nur Hebert, der in seinem Journal wörtlich wie Gutzkow die „Personen charakterisirte,“ d. h. jedem reinen Namen die unglaublichsten Verläumdungen anhing und die bodenloseste Unsittlichkeit und Gotteslästerung predigte, nur diesen Abschaum der Revolution nahmen sie zum Vorbilde. Sie fingen damit an, womit die höchste Krise jener Revolution aufhörte, mit der Abschaffung Gottes. Der alte Gott liegt in seinem Blute, schreit Heine triumphirend. Man hätte nie an ihn glauben sollen, bemerkt Gutzkow. Er ist die Erfindung des dummen Spiritualismus, des Systems, das die Völker zu Sklaven machte, und ihm muß „das Fleisch,“ der Materialismus als das System, das die Völker frei macht, entgegengesezt werden, systematisirt Wienbarg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 3. Freitag, 8. Januar 1836.

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Die Zweiflerin, die sich in Gutzkows Roman auf einem kleinen Theater in puris präsentirt, ist das Modell einer neuen Vernunftgöttin, wie sie die Sansculotten damals einführten. Die Lehre vom höchsten irdischen Glück Aller könnte nur, wenn sie je aus der Literatur in's Leben träte, das Maximum, die allgemeine Plünderung herbeiführen, wie damals in Frankreich. Wozu proklamirt man aber solche Grundsäze, wenn man sie nicht in's Leben einführen, oder sie wenigstens als einen Zunder in die Welt werfen will, um bei dem kleinen oder großen Brande, den sie erregen, egoistische Zwecke zu verfolgen?

Jenen Maratisten und Hebertisten war der republikanische Fanatismus nur eine Maske. Sie haßten und verfolgten die Tugend ohne Unterschied bei jeder Partei, ihre Verlogenheit, ihre schmutzige Verläumdung suchte sich die edelsten Opfer auf allen Seiten, hier den treuen Malesherbes unter den Royalisten, dort den ehrwürdigen Bailly unter den Constitutionellen, und nicht minder den tugendhaften Schwärmer Desmoulins unter den glühendsten Republikanern. Darum wurden sie auch endlich von allen Parteien verworfen und vernichtet, und die wahren Freunde einer vernünftigen Freiheit erkannten endlich, etwas spät, daß es keine gefährlicheren Feinde dieser Freiheit jemals gab, als gerade diese wüthendsten, obwohl nur heuchlerischen Fanatiker für Freiheit.

Die jungen Deutschen haben, um die Sympathien der Zukunft gleichsam in Beschlag zu nehmen, die republikanische Maske vorgenommen. Gutzkow hat die Bescheidenheit, sich mit Rousseau zu vergleichen. Auch Marat war anfangs so bescheiden. Er hat ferner die Bescheidenheit, zu erklären, jezt sey die Zeit für seine Republik noch nicht da, aber sie werde kommen. Er erklärt ausdrücklich, daß auch Rousseau habe warten müssen, und daß die Ideen desselben dennoch später, in der französischen Revolution, realisirt worden wären.

Er hat Recht. In jeder Revolution, nicht nur in der französischen, gab es einen Moment der äußersten Anarchie, in welcher jede Verworfenheit und Scheußlichkeit der menschlichen Natur, die sonst in den tiefsten Winkeln sich verbirgt, frech in die Mitte des Tages trat. Auch Deutschland ist in seinen frühern Krisen nicht ganz frei davon geblieben. Man erinnere sich der Wiedertäufer in Münster. Auch sie führten die Vielweiberei ein, auch sie wälzten sich öffentlich in den widerlichsten Orgien. Auch ihr Fanatismus ging in zügellose Wollust auf.

Die Unruhen in Böhmen zu Anfang des 15ten Jahrhunderts bieten einen ganz ähnlichen Fall dar. Von

Frankreich her, durch den Priester Picard, wurde unter den Hussiten die Sekte der Adamiten gestiftet, die zur reinsten Menschheit und Paradiesesunschuld zurückzukehren vorgaben, sich alle Brüder und Schwestern nannten, nackend gingen und die skandalösesten Feste feierten. Uebersetzen wir aber diese adamitische Tendenz aus der etwas roheren Sprache des 15ten Jahrhunderts in die etwas zärtlichere des 19ten, so erhalten wir wörtlich, was Gutzkow sagt: „Warum diese Verhüllung des Menschen? Warum Zurückhaltung, du mein Bruder, du meine Schwester, da du doch gleichen Wesens mit mir bist? Diese Barrieren (die Kleider) müssen fallen. Wir sind ja Kinder ein und desselben Planeten. Und würden bei dieser echt philantropischen Vorstellung nicht gleich Alle als die schwachen Glieder der großen Wesenkette, im Gefühl, daß sie ja Alle vor der Wahrheit und Natur nackt, bloß und bemitleidenswürdig seyen, sich umarmt und geküßt haben? Wären die schwierigen Fragen der Societät nicht durch diese allgemeine Vorstellung im Nu gelöst gewesen?"

Allerdings erscheint es in unserer Zeit nur lächerlich, auf solche Ausschweifungen zurückzukommen. Die gebildete Welt ist längst darüber hinaus. Ist sie? Es sind erst vierzig Jahre, seitdem Gott in Frankreich abgeschafft wurde, und die Sansculotten und Vernunftgöttinnen adamitische Orgien feierten, wie vor vierhundert Jahren in Böhmen.

Wir sehen ja gerade an der neuen unmoralischen Literatur der Franzosen und unseres jungen Deutschland, wie man das alte Laster dem modernen Kulturzustande, ja der geistigen Erudition des Jahrhunders zu vermitteln strebt. Wenn man sich sicher glaubt, wenn man es für unmöglich hält, daß von den alten Barbareien eine Brücke bis in unsere civilisirte Zeit sich hinüberschlagen könne, so hat man hier die klaren Beweise, daß es möglich ist, und sieht die Bauleute am hellen Tage arbeiten.

Doch wir sprechen zunächst nur vom deutschen Interesse gegenüber dem französischen. Wir halten nur im Auge, welchen Vortheil Frankreich davon ziehen würde, wenn es dem „jungen Deutschland" gelänge, die Gemüther zu gewinnen und unsere Jugend, unser Volk auf den französischen Ton zu stimmen. In dieser Beziehung liegt uns die Analogie vom Jahr 1792 sehr nahe. Damals wurde das erste französische Heer unter Custine mit Jubel begrüßt; in den altgothischen Domen an unserm heiligen Rhein hielten Juden Spottpredigten, und mehr als eine Wally stand als Vernunftgöttin auf den entweihten Altären. Ich sehe keinen größern Unterschied zwischen jener alten république rhénane und der jeune Allemagne, als daß bei jener die Einsicht erst hintennach kam, und daß sie bei dieser vorher kommt.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß die französische Eroberungspolitik, die uns schon so oft das Zuckerbrod der Freiheit hingehalten und uns einen Stein dafür gegeben, immer noch Thoren unter uns findet, die sich beschwatzen lassen. Und selbst wenn die Franzosen uns ein solches Geschenk im Ernst zugedacht hätten, müßte sich nicht unser Nationalstolz auf's innerste empören, ein Geschenk von ihnen anzunehmen und dadurch ihre Superiorität und unsere Imbecilität anzuerkennen? Man sollte nicht glauben, daß diese Wiegenlieder der Dummheit in Deutschland noch Ohren finden können; aber wenn selbst junge Schriftsteller, in denen die Bildung der Nation mit dem Ehrgefühl der Nation noch in erster frischer Blüthe gepaart seyn sollte, das alte Lied immer wieder durch die Straßen singen, so muß man freilich immer noch die Gefahr für größer halten, als die Erfahrung, die sie vermeiden lehrt.

Und selbst, wenn wir diese Gefahr durch große Aufmerksamkeit vermeiden, muß sich nicht jeder Deutsche schämen, daß diese jungen Deutschen unsere Literatur gerade in einem Augenblick entehren, in welchem die Franzosen selbst angefangen haben, unsere früher mißkannte Sprache, Wissenschaft und Kunst zu bewundern. Was muß Frankreich von uns denken, sieht es gerade in diesem Zeitpunkt unsere Jugend nach dem gelüsten, was die bessern Franzosen bei sich selbst zu verachten anfangen? Wer ist nicht überzeugt, daß die Ursache, warum das Ausland unsere Literatur so hoch schätzt, nichts anderes ist, als unsere sittliche Würde, der tiefe und heilige Ernst aller unserer Bestrebungen, jene unverdorbene Urkraft, die unsern Denkern eine so wunderbare Gewalt des Geistes, eine andern Völkern erstaunenswürdige Leichtigkeit in der Behandlung der schwierigsten Probleme, und zugleich unsern Dichtern den unnachahmlichen Reiz der Seelengrazie, der Unschuld und Scham verleiht, und aus der auch im untergeordneteren Wirken der immer an uns bewunderte ausdauernde Fleiß hervorgeht, der da seine unermeßlichen Arbeiten anfängt, wo die Schöpfungen aufhören. Es wäre doch eine zu starke Zumuthung, daß der Augenblick, in dem das Ausland anfängt, diese unsere geistige Nationalkraft zu bewundern, ihr Ende bezeichnen sollte, und daß wir den Franzosen unser Bestes nur mittheilen sollten, um dafür ihr Schlechtestes einzutauschen.

Wären wir auch geneigt zuzugeben, daß die „jungen Deutschen" wie Gelbschnäbel blind hineingetappt wären, daß sie bei der Verbreitung aller ihrer systematischen Diatriben gegen Vaterland, Religion und Sitte gar nichts Arges gedacht, daß sie bloß ganz unschuldig dem lustig pfeifenden Vogel Heine nachgepfiffen hätten; kurz sähen wir sie als unzurechnungsfähige Knaben an, so würde doch die Wirkung dieselbe bleiben. Wußtet ihr nicht, welch gefährliches Spielzeug ihr in die Hand nahmt, so hindert dies nicht, daß es dennoch einschneidet und

verlezt. Ihr kokettirt nur mit der Appellation an den Haufen und zieht euch gleich wieder in eure belletristische Vornehmigkeit zurück, aber eure Bücher sind geschrieben, die darin enthaltenen Lehren verbreiten sich, auch wenn ihr sie hintendrein zurücknehmt. In solchen Angelegenheiten spielt man nicht. Welch erbärmliche Entschuldigung, wenn Gutzkow in seiner lezten „Appellation" sagt, er sey ja ein ganz unpopulärer, folglich auch ungefährlicher Schriftsteller, er, der noch vor wenig Monaten sich in der Allgemeinen Zeitung rühmte, seine Ideen machten reißende Fortschritte in der öffentlichen Meinung, und der sogar noch in seiner Appellation mitten unter zahmen Entschuldigungen sich rühmt, seine Wally sey in's „Volk" eingedrungen und uns droht, die ganze deutsche Literatur immer noch vernichten zu wollen.

Die dritte Lehre der jeune Allemagne ist die der Irreligiosität.

Sie lehren den gröbsten Materialismus, daß es nämlich außer der Natur und Materie nichts gäbe, keinen Gott, keine unsichtbare Welt; und sie folgern daraus, daß das Christenthum als eine Religion des Geistes ein dummer Spiritualismus, ein bloßer Aberglaube, eine Lüge sey. Sie spotten darüber mit einer früher unerhörten Dreistigkeit und scheuen sich sogar nicht, die Person Christi und der Apostel mit gemeinen Schimpfwörtern zu belegen. Indem sie aber eine völlige Abschaffung des Christenthums verlangen, wollen sie dagegen ihre neue Natur-Religion, einen neuen schönen Kultus der Sinnlichkeit, gleich dem Venusdienst der Alten, den Kultus „des Fleisches", in einer zu constituirenden allgemeinen Republik mit Weibergemeinschaft einführen.

So wunderlich eine solche Phantasie scheinen mag, steht sie doch in einem Kausalzusammenhange mit andern Zeiterscheinungen. In einer gewissen Entartung führt allerdings der St. Simonismus mit seinen Projekten einer allgemeinen materiellen Glückseligkeit zu diesem Extrem. Auf der andern Seite aber scheint dieses Extrem auch in Deutschland selbst hervorgerufen zu seyn durch ein ihm entgegengesetztes, was ihm vorherging.

Ich meine die Frömmelei, die schon früher in der ersten Schwärmerei für das Mittelalterliche und Romantische als Proselytenmacherei, als Sucht, katholisch zu werden, hervortrat und später im protestantischen Pietismus noch mehr überhand nahm. Die Zeitumstände haben dazu beigetragen. Vom öffentlichen Leben wenig in Anspruch genommen, für die vaterländischen Interessen erkaltet, fing man an, die zeitlichen Bestimmungen überhaupt für unwerth und nichtig zu achten, dachte desto mehr der ewigen Bestimmung nach und suchte jenseits ein anderes unverlierbares Vaterland. Daraus ging aber eine Krankheit hervor, die Flucht vor der Wirklichkeit, die Sucht des Unwirklichen. Den Vereinsamten erschienen Geister. Hätte man je geglaubt, daß noch einmal Gespenster im gebildeten Deutschland und im 19ten Jahrhundert spuken würden? Aber sie spukten nicht nur, sondern bedeutende Theologen und Philosophen benuzten diese krankhaften Phänomene sogar, um darauf eine neue Stütze für die sinkende Religiosität zu gründen. Die religiösen Conservativen verfehlten nicht, in diesen neuen Wunderzeichen äußere, unmittelbar göttliche Beurkundungen eines Glaubens zu suchen, dem schon wieder die innere Sympathie fehlte. Aber ihr wohlgemeinter Eifer war weit entfernt, der Sache zu nützen. Die Gespenster dienten vielmehr nur, den alten Glauben lächerlich zu machen.

Nur einem solchen Extrem gegenüber wurde das andere, das ihm in Kurzem folgte, möglich. Die Einen dachten nur noch an die unsichtbare Welt, die „hineinragt" in die sichtbare. Da kamen Andere und läugneten, daß es überhaupt eine unsichtbare Welt gäbe, und proklamirten den alten Materialismus, eine Welt ohne Gott, ein Reich der ausschließlichen Sinnlichkeit.

Die Irreligiosität wurde aus der nämlichen Quelle geschöpft, wie der Vaterlandsverrath und von den nämlichen Menschen, und man kann daraus abnehmen, daß diese Menschen einiges Recht haben, sich eine Bedeutung im Entwicklungsgange der Zeit beizulegen.

Sie verfuhren systematisch. Durch die Rückkehr zu Rousseau, Voltaire und zu dem Materialismus der französischen Revolution suchten sie politische Sympathien zu gewinnen. Durch die Nachahmung der giftigen neufranzösischen Romane und Trauerspiele suchten sie auf die belletristische Lesewelt zu wirken, durch den Wiederabdruck der Wolfenbüttel'schen Fragmente suchten sie sich ein wissenschaftliches Ansehen zu geben und wohl gar die Autorität des edeln Lessing für ihr lasterhaftes Treiben auszubeuten, und durch die Schmähung berühmter Gottesgelehrten (Schleiermacher) suchten sie die theologischen Autoritäten der Gegenwart zu untergraben. Sodann stellten sie Hegel und Goethe als die Propheten eines neuen Glaubens dem alten Christenthum entgegen und wußten die Sophistik des Einen so gut für ihren Materialismus zu benutzen, wie die poetische Frivolität des Andern. Ihre Operationslinie ist geschickt gewählt und sehr ausgedehnt, wie diese verschiedenartigen Positionen, von denen sie ausgehen, beweisen. Welche Jugend wäre fest genug, durch eine so vielseitige Sophistik nicht wenigstens gewaltige Perturbationen in ihrem noch elastischen Geist zu erleiden?

Sie begnügten sich aber nicht damit, sich älterer und fremder Autoritäten zu bedienen, sie wollten auch selbst originell, jeder dieser kleinen Leute wollte der neue Messias des Unglaubens seyn. Schon Heine, und er zuerst, nannte sich so. Ich lasse hier Börne sprechen: „Heine spielt den Antichrist, während Voltaire, dieser große

Schriftsteller, nur Johannes den Täufer, den Vorläufer des Antichrists, gespielt hat. „Voltaire," sagt Hr. Heine, „hat nur den Leib des Christenthums verwundet." Allein ihm selbst, dem armen Mann, ist das beschwerliche Amt zu Theil geworden, das innere Wesen des Christenthums zu vernichten. „Die Grundidee des Christenthums," sagt ferner Hr. Heine, „ist die Vernichtung des sinnlichen Lebens." Er aber hat von der Vorsehung die Sendung erhalten, die Rechte des Fleisches wieder geltend zu machen. Danken wir der Vorsehung, daß sie, und zwar ganz ausdrücklich zu Gunsten des Hrn. Heine, einen neuen Lehrstuhl der Rechte geschaffen hat, um die Rechte des Fleisches zu lehren!

Aber es sind nicht allein die Rechte des Fleisches, welche Hr. Heine zurückfordert, er streitet auch noch für die Wiedereinsetzung der ganzen Materie. Hier ein Stück seiner prächtigen Rede: „Kant hat den Himmel im Sturm „erobert, und die ganze Garnison über die Klinge springen lassen. Da liegen die Leibgarden Gottes leblos ausgestreckt; er selbst schwimmt in seinem Blut; fortan kein „göttliches Erbarmen, keine väterliche Güte, kein Lohn der „Zukunft für die Entbehrung der Gegenwart mehr; die „Unsterblichkeit der Seele liegt in den lezten Zügen, man „hört nichts als Röcheln und Stöhnen."

„Die Menschheit seufzt nach derberen Gerichten, als „nach dem Blut und dem Fleisch des Herrn Christus. „Die Menschheit lächelt mitleidig über die Träume ihrer „Jugend ... und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit opfert jezt dem System der irdischen Nützlichkeit ... „und dann, muß man der Materie große Sühnopfer darbringen, damit sie die alten Beleidigungen vergißt. Es „wäre sogar nicht übel, wenn man Feste der Sinnlichkeit „anstellte, und die Materie für ihre vergangenen Leiden „entschädigte, denn das Christenthum, unfähig sie zu vernichten, hat sie bei jeder Gelegenheit entehrt. Es hat die „edelsten Genüsse herabgewürdigt, die Sinnen wurden zur „Heuchelei gezwungen, und überall war nichts als Lüge „und Sünde. Man muß unsere Frauen mit neuen Hemden bekleiden und alle unsere Gedanken wie nach den „Verheerungen einer Pest mit Wohlgerüchen durchräuchern."

So Heine. Mehrere andere Jünglinge jauchzten ihm zu und machten großen Lärm von dem neuen Evangelium der Sinnlichkeit. Einer derselben taufte die neue literarische Gemeinde mit dem Namen des „jungen Deutschland" ohne die Verwegenheit zu haben, sich selbst zum Haupt desselben aufzuwerfen. Diese Rolle übernahm Gutzkow.

Ich nehme Anstand, hier noch einmal wörtlich die Lästerungen zu wiederholen, die Gutzkow gegen die Person Christi, gegen die Apostel, gegen das Christenthum, ja gegen alle Religion ausgestoßen hat. Er erklärte es für ein Unglück, daß man je an einen Gott geglaubt habe. Für eben so verderblich erklärte er die Moral, die Schamhaftigkeit und alle auf sie gebauten menschlichen Institute, insbesondere die Ehe. Ganz übereinstimmend erklärte Wienbarg die Emancipation des Fleisches als das Ziel der Weltgeschichte, als die höchste Aufgabe der Menschheit. Der Erreichung dieses Zieles stünde nur das Christenthum und die christliche Moral im Wege, sie müsse man also hinwegräumen. Luther habe durch den Verstand das Christenthum untergraben, ohne zu wissen, wohinaus. Goethe habe dagegen der Menschheit erst diesen Weg, wohinaus, gewiesen, indem er die Sinnlichkeit zum Gesetz erhoben habe. Diese neue weltgeschichtliche Lehre entwickelt Wienbarg völlig systematisch, und ohne sich im geringsten zu schämen, sieht er in der „schönen That" oder in dem, was Gutzkow „den entzückenden Augenblick" nennt, nämlich in der thierischen Wollust, das Höchste, wozu der Mensch geboren sey, und in einer allgemeinen ungezügelten Lüderlichkeit aller Männer und aller Weiber, in einer unermeßlichen Hetärenrepublik, in einer allgemeinen und immerwährenden Orgie das Höchste, wozu die ganze Menschheit geboren sey. Um aber das Christenthum zu untergraben, läugnet Wienbarg Gott und die unsichtbare Welt überhaupt, nennt dies eine Pfaffenlüge, und behauptet, es habe immer nur eine sichtbare Welt gegeben, und alle Wollüste in dieser zu genießen, sey das Recht jedes Menschen; wer es nicht thue, sey ein Dummkopf.

Bei Schiller heißt es einmal „gib Acht, daß du Gottes nicht spottest, da du seiner am meisten bedarfst." Sollte das nicht auf Deutschland in seiner gegenwärtigen Lage passen? Zwanzig Jahr nach den Verzweiflungskriegen, in denen wir Gott anriefen als in der höchsten Noth, und nach denen wir ihm dankten mit heißen Thränen, glauben wir jezt schon wieder so sicher zu seyn und ist uns so wohl, daß wir des Ewigen spotten? Im Angesicht einer unruhigen Zeit, deren erschütternde Bewegungen erst begonnen haben, macht sich eine Rotte, die sich für die wahren Repräsentanten der deutschen Jugend ausgibt, den Spaß, feierlich den alten Gott abzusetzen. Kann ein solcher Frevel ohne Strafe bleiben?

Wenn Völker so unreines Blut in sich erzeugten, war es allemal ein böses Zeichen. Als einst im wollüstigen Paris eine Horde von Atheisten, buhlerischen Herzoginnen, entnervten Prinzen, philosophischen Speichelleckern, poetischen Krippenreitern ihre nächtlichen Orgien feierten, und sich an Witz überboten, wer den alten Gott am feinsten verspotten könne, sah Cazotte, plötzlich zusammenschaudernd, in einer gräßlichen Vision die ganze Tischgesellschaft blutend mit abgeschnittenen Köpfen, zerfleischten Leibern, ganz so, wie ein paar Jahre nachher dieselben Personen wirklich unter der Guillotine und unter den Säbeln der Septembriseurs bluteten. In dieser Erzählung, sey sie auch nur eine Sage, liegt ein tiefer Sinn, wie in den alten Volkssagen. Die Gottheit läßt sich nicht ungestraft verspotten, und der frevelhafte Spott selbst ist schon das Zeichen einer Krankheit und Zerrüttung in der Gesellschaft, die sich früher oder später auf die furchtbarste Weise selbst bestraft. Dann büßen aber nicht bloß die Schuldigen, sondern auch die, denen die witzige Blasphemie ein unschuldiger Scherz geschienen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4. Montag, 11. Januar 1836.

Die junge Literatur.

(Fortsetzung.)

Wie wenn solche Saaten, in Zeiten der Ruhe gesäet, in Zeiten der Unruhe aufgehen? In Frankreich hat der moderne Atheismus im Grunde weit weniger zu bedeuten als in Deutschland, denn dort ist er schon abgenutzt. Dort ist er, wie der ungenannte Verfasser des „Votums“ so richtig bemerkt, die verspätete Wirkung einer Ursache, die sich selbst längst überlebt hat; in Deutschland aber würde er erst die Ursache unberechenbarer künftiger Wirkungen werden. Er würde die ganze Stärke der Neuheit haben. In Frankreich ist der Unglaube so weit gekommen, daß man an ihn selbst nicht mehr glaubt. In Deutschland würde er zum Fanatismus werden, denn bei uns nimmt man das Laster noch ernst, wie die Tugend. Dazu rechne man noch die Verheißungen des St. Simonismus, die Anweisungen auf irdische Glückseligkeiten und Wollüste, die Muhamed besonnen genug war, doch erst dem Himmel aufzusparen. In Frankreich glaubt man auch daran nicht, denn der St. Simonismus ist dort bloß Mittel, keineswegs Zweck. Noch unlängst erklärte ein Lyoner Proletär vor Gericht, er wisse wohl, daß jene Verheißungen lächerlich seyen, daß wenn Alle gleichen Theil am Glück hätten, dieser Theil sehr spärlich ausfallen würde, und daß er auch in der Republik St. Simons, wenn sie je konstituirt würde, wie unter dem Kaiser und wie unter den Bourbons ein — Weber bleiben würde. So nüchtern ist man in Deutschland noch nicht.

Frankreich hat in Bezug auf alle Fragen der innern Politik sich enttäuscht, ist hierin durch sattsame Erfahrungen zur Vernunft gekommen. Es hat sich mit der schönen und allein möglichen Gleichheit vor dem Gesetz begnügt, aber von den tollen Projekten der Vermögensgleichheit und Weibergemeinschaft ist es längst zurückgekommen. Wenn ihm in Bezug auf seine Verfassung und Verwaltung noch einige Probleme zu lösen bleiben, so können dieselben noch gelöst werden, ohne daß es einer neuen Anarchie und allgemeinen Zerwühlung seines Innern bedarf. Nur in Bezug auf seine äußere Politik hat Frankreich seinen revolutionären Hunger noch nicht gestillt. Es kann immer noch nicht vom Welteroberungstraum, von seinem kriegerischen Fanatismus lassen. Da dem nun aber so ist, was könnte für Frankreich günstiger, für uns gefährlicher seyn, als wenn wir uns jezt noch, troz des Beispiels der französischen Revolution und ihrer Verirrungen und Enttäuschungen, denselben Verirrungen der innern Politik, demselben Wahnsinn hingäben, der Frankreich unter Marats und Heberts Journaldiktatur (sie tauchten ihre Feder in das Blut von Millionen), hingeben wollten. Als Frankreich diese Krise durchmachte, hatte es von dem erschlafften und

zerissenen deutschen Reich wenig zu besorgen; aber was würden wir, wenn uns eine solche Krise bevorstände, von dem einigen, erfahrnen, klugen, kriegerischen Frankreich zu besorgen haben? Würde es nicht schlimmer noch als im dreißigjährigen Kriege unter unsern Parteien hausen und uns mehr noch demüthigen, als im westphälischen Frieden?

Der Atheismus allein wird freilich der deutschen Natur immer widerstreben, aber die Sophistik, die ihn in Verbindung bringt mit der politischen Freiheit, mit den materiellen Interessen, mit den glänzenden Verheißungen St. Simons, könnte ihm ein Gewand leihen, das den Pferdefuß versteckte.

Dieser neue Atheismus bietet der Betrachtung auch noch eine andere Seite dar. Wenn er, wie zu hoffen ist, unterdrückt wird, so liegt die Besorgniß nicht fern, daß jenes unerträgliche Uebermaaß der Gotteslästerung eine Strenge, Vorsicht und Aengstlichkeit hervorrufen könnte, die zuletzt der Philosophie und dem Rationalismus, der freien wissenschaftlichen Forschung beengende Fesseln anlegen könnte. Auf die Mißbräuche unter Friedrich II. folgten bald die intoleranten Edikte Wölners und Bischofswerders. Eins erklärt sich aus dem andern, ohne die lüderliche Freigeisterei, die ihr vorherging, wären jene Censuren nicht erfolgt. Gewiß ist das Interesse der freisinnigen Theologie in dieser Angelegenheit betheiligt und weit entfernt, die schmutzige Gotteslästerung eines Gutzkow mit der exegetischen Gelehrsamkeit des oft im Zeitlichen verneinenden, und doch im Ewigen bejahenden Rationalismus zu verwechseln, würde ich es vielmehr für sehr zweckmäßig achten, wenn der Rationalismus diese Gelegenheit benutzte, um zu beweisen, daß es in seiner Tendenz nicht liege, gewisse Grenzen zu überspringen. Die kritische Forschung, selbst wenn sie bei ihrer Bergmannsarbeit nur auf Wasser oder taube Gänge stößt, ist doch in der Theologie unentbehrlich und nützlich, denn hier muß alles untersucht werden, gerade damit die ewige Wahrheit des Christenthums auf das klarste einleuchte. Zu der Wahrheit, von der es in der Schrift heißt „sie wird euch frei machen", kann man auch nur durch freie Forschung gelangen. Der Rationalismus ist ein wohlthätiger Sauerteig in der Theologie, ein Sporn für die allzu träge Sicherheit, die allzu leicht einschlafende Gewohnheit, und wie das fleißige Umhacken des Erdreichs um die Rebe nur ein Mittel zu dem gesundern Gedeihen des Glaubens und des Heiles, das uns die heilige Schrift unter dem schönen Bilde des Weinstocks versinnlicht hat.

So gewiß als durch jakobinische Ausschweifungen niemand mehr verlezt wird, als die Freunde einer vernünftigen Freiheit; so gewiß werden auch durch die atheistischen Ausschweifungen am meisten die Rationalisten verlezt, denn der Staat sowohl als die ununterrichtete Menge verwechselt leicht die gute Sache selbst mit ihrer Uebertreibung.

Die vierte Lehre des jungen Deutschland ist die von der Irreligiosität unzertrennliche Unsittlichkeit.

Auch diese Lehre holt man aus Frankreich her. Zum zweiten Mal. Kaum hatten wir nach leider nur allzulanger Gefangenschaft in den frivolen Sitten und Manieren des alten Frankreich uns durch eine große patriotische Erhebung befreit, die zugleich eine sittliche war, so drang auch schon wieder die Unsitte des neuen Frankreich zu uns herüber. Dieses neue Frankreich hat seine frühere aristokratische Lüderlichkeit wieder aufgenommen und mit der ebenfalls neu erwachten jakobinischen zu einer socialen Monstrosität verbunden, deren Frazzenhaftigkeit sich uns freilich nur in dem, was sie über dem Rhein Romantik nennen, widerspiegelt. Hier erbricht sich das Laster, ohne daß sich, wie Schiller sagt, die Tugend zu Tische sezt; aber Gutzkow sezt sich zu Tische und kauet die Speise des Greuels, „die Spottgeburten von Koth und Feuer" noch einmal wieder für den deutschen Tisch. Die raffinirten Darstellungen weiblicher Verworfenheit, an denen sich die Franzosen in derselben Verirrung eines abgestumpften Geschmacks kitzeln, aus welchem die lezte verdorbenste Plastik der alten Welt statt der Göttinnen am liebsten Ziegen und Satirweibchen, statt Heidenscenen petronische Gruppen meißelte, diese höllischen Phantasien des fiebernden Franzosenvolks nennt Gutzkow „Ideale", und hofft, sie werden bald allgemein auch in Deutschland „durchdringen" und der bisherigen Poesie der Ehre, Frömmigkeit und Scham für immer ein Ende machen. Durch solche Vorbilder will er zu den „schönen Thaten" seines Freundes Wienbarg vorbereiten, denn die Unzucht soll nicht in der Literatur stecken bleiben, sie soll heraus in's Leben treten, sie soll „That werden."

Das nächste Hinderniß ist hier die Ehe. Sie muß hinweggeräumt werden. Gutzkow behauptet, ein geistreicher Arzt habe ihm gesagt, in einer zwanzigjährigen Praxis habe er nur zwei gute Ehen gefunden. Der Arzt war ein Misanthrop, oder kokettirte mit Menschenverachtung, wie das viele Aerzte thun. Ein solches Zeugniß, noch dazu vom leichtsinnigsten Lügner, den unsere Literatur bisher kannte, vorgebracht, gilt unter erfahrenen Leuten nicht. Die Ehe hat Freud und Leid, das ist ihre Natur, und es wäre keine gute Ehe, in der nicht beides vorkäme. Die Ehe hat etwas so Sittliches und etwas so Befriedigendes in sich, daß sie troz aller Disproportionen, die allerdings in ihr vorkommen, doch bisher immer noch der stärkste Damm gegen die Immoralität gewesen ist. Und das erkennt auch die unzüchtige Gesellschaft an, sonst würde sie sich nicht so gar arg gegen die Ehe ereifern.

Gutzkow will (so lautet wörtlich seine „Vertheidigung") den Strom der Menschheit, der im Bett der Ehe zu versiegen droht, in ein anderes Bett, in das der Ehelosigkeit, der Weibergemeinschaft, der großen Hetärenrepublik, die er projektirt, hinüberleiten. Es soll keine Familie mehr geben. Er will Vielmännerei und Vielweiberei verbinden. Kein Kind soll mehr wissen, wer sein Vater ist; keine Mutter mehr im häuslichen Kreise ihr Kind erziehen. Der Staat soll diese Pflichten übernehmen, die ganze Menschheit soll eine Stuterei werden.

Wenn übrigens das „junge Deutschland" in Bezug auf seine Irreligiosität als ein Extrem dem ihr vorhergegangenen andern Extreme der Frömmelei entgegentritt, so findet etwas Aehnliches auch in Bezug auf seine Immoralität statt. Es ist nicht zu längnen, daß der Egoismus, die Lieblosigkeit, die falsche Pruderie in den socialen Verhältnissen bis zu einem Extrem getrieben worden sind, das auf der andern Seite das entgegengesezte, die versteckte Lüderlichkeit, die nun endlich eine offene geworden ist, hervorrufen mußte und auch in dieser Beziehung ist die jeune Allemagne eine wohl zu beherzigende Zeiterscheinung.

Ein öffentliches Leben gab es nicht mehr und das Privatleben wurde der jüngern Generation erschwert und zur herzfressenden Plage gemacht durch jenen unnatürlichen Zwang, der unter dem Schein der Sittlichkeit doch ein höchst unsittliches Motiv verbarg. Dieses Motiv war das Interesse. Die Jünglinge, wie die Mädchen, spekulirten nur auf die künftige Versorgung. Daher die Versagung jeder unschuldigen geselligen Lust, daher die Erschwerung des Umgangs, daher die steife Langeweile in den Cirkeln. In welchem jungen Mann die Berechnung nicht sogleich einen Freier erblickte, dem war auch die unschuldigste unbefangenste Annäherung nicht mehr möglich. Man sah und hörte nichts mehr von den heitern Abendvergnügungen der Jugend im Freien oder in der Winterstube, von traulichen Spaziergängen, von jenen süßen romantischen Reizen einer sich allmählich erkennenden Liebe, die noch die Jugend unsrer Großväter und Väter verschönert hatten. Die Neigungsheirathen nahmen zum Erschrecken ab.

Daß nun ein Theil der männlichen Jugend sich aus einer Art von Verzweiflung dem gröbsten Sinnenrausch überließ, darf nicht mehr Wunder nehmen. Nichts bändigt die wilde Sinnlichkeit so sicher, als eine romantische Liebe, eine zarte Neigung des Herzens, jene Andacht der Minne, zu der jede Jugend, vor allen aber die deutsche von Natur gestimmt ist. Nichts entfesselt die wilde Sinnlichkeit so gewiß, als die unnatürliche Hemmung und Abtödtung jenes heiligen Zuges der Herzen. Sonst schlich der junge Student, der junge Kaufmannsdiener wonnezitternd zu seiner Geliebten, und der Roman, bei dem weit mehr die Herzen, als die Sinne thätig waren, endete fröhlich mit einer Hochzeit oder tragisch mit einer Trennung. Jezt kennt der Jüngling diese Reize bescheidener Liebe, die ganze Wonne einer sich alles versagenden Schamhaftigkeit, die endliche Erfüllung jahrelanger Wünsche und selbst den süßen Schmerz der Trennung nicht mehr. Er berechnet nur noch mit Eiseskälte seinen Vortheil bei einer Heirath, und wie Mancher kaufte sich vom Gelde des sorgenden Vaters oder der getäuschten Braut und Gattin die Langeweile, den Ekel, das Gift der Bordelle. Auch in Frankreich ist diese traurige Erscheinung endlich ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, des Zornes und der Klage tieffühlender Seelen geworden. Alfred de Musset sagt von Paris, was leider auch fast auf alle größere deutsche Städte paßt: „Die Sitten der Studirenden und Künstler, diese so freien, so schönen, so jugendkräftigen Sitten, nahmen an dieser allgemeinen Aenderung Theil. Die Männer hatten den Frauen gegenüber ein Wort gelispelt, das tödtlich verwundet: die Verachtung; sie hatten sich dem Wein und den Dirnen ergeben. Die Studirenden und die Künstler warfen sich in dieselbe Ausschweifung. Die Liebe wurde wie der Ruhm und die Religion behandelt. Es war eine alte Illusion. Man lief daher nach schlechten Orten. Die Grisetten, jene so schwärmerische, so romantische und von so zarter und empfindsamer Liebe durchdrungene Klasse, sah sich auf die Comptoirs der Buden verwiesen. Sie war arm und man liebte sie nicht mehr. Sie wollte schöne Kleider und Hüte, sie verkaufte sich. O Jammer, der Jüngling, der sie hätte lieben sollen, dem sie selbst ihre Liebe geschenkt hätte, er, der sie sonst in die Haine von Varrieres und Romainville, zu Tänzen auf dem Rasen, zum Abendbrod in schattige Lauben führte, der Abends bei der Lampe im Hintergrunde der Buden an langen Winterabenden mit ihnen koste, der mit seiner Geliebten sein in den Schweiß seines Angesichts getauchtes Brod und seine hohe und arme Liebe theilte; derselbe Jüngling fand sie jezt, nachdem er sie verlassen, blaß und bleifarben, für immer verloren, mit Hunger auf den Lippen und mit der Schmach der Entehrung im Herzen an einem Orgienabend im Bordell."

Nimmt die Unsittlichkeit bei den Predigern der Glückseligkeitsrepublik und der Weibergemeinschaft eine entschieden demokratische Tendenz an, so hängt sie doch zu gleicher Zeit noch fest an den äußerst aristokratischen Genüssen und Ansprüchen unserer älteren literarischen Epikuräer. Die „jungen Deutschen" verfallen hier in denselben Widerspruch, in den auch Mirabeau und so viele französische Demagogen fielen. Sie wollen auf dem Forum den Tribun spielen, daheim aber den Sultan. Das Glück, das sie den Massen vorspiegeln, ist immer eine Täuschung. Sie wissen recht gut, daß die raffinirten

Schwelgereien, nach denen sie dürsten, immer nur ein Privilegium Weniger bleiben können.

Die aristokratischen Sympathien des jungen Deutschland erklären sich aber auch aus dem Bedürfniß, durch eine große Autorität das gebildetere und vornehmere Publikum zu bestechen und auch nach dieser Seite hin Terrain zu gewinnen.

Aus diesen Gründen ist Goethe ihr Abgott. Wienbarg macht ihn geradezu zum Messias der neuen sinnlichen Religion, um dadurch seine eignen unsittlichen Lehren zu beschönigen. Gutzkow hoffte, indem er feierlich den Schatten Goethe's heraufbeschwor, um gegen mich zu streiten, die zahlreichen und in der Literatur sehr einflußreichen Freunde Goethe's auch zu den seinigen zu machen und sie zu gebrauchen, sie zu seinen Zwecken eine Zeitlang zu benutzen.

Diese Bedürfnisse der jungen Partei erklären auch die veränderte Färbung, die sie in den Goethianismus bringen. Sonst liebte man in Goethe nur das Schöne und nahm die Immoralität in den Kauf. Jetzt sucht man ängstlich nur seine Immoralität, durch die man die eigene beschönigen will, und nimmt sein Schönes in den Kauf. Von dieser Seite hat sich die jeune Allemagne seine Autorität auszubeuten angemaßt. Goethe muß ihr herhalten, alle Blähungen ihres faulen Geistes zu rechtfertigen.

Wenn eine Zeit der gesunden Vernunft und des gesunden sittlichen Zartgefühls wiederkehrt, so wird man an Goethe den großen Dichter bewundern, und man wird seine Schwächen und Gelüste mit seiner Zeit entschuldigen und als Antiquität behandeln. So kann die Gegenwart noch nicht über Goethe urtheilen. Sie kann noch nicht unpartheiisch seyn. Sie braucht ihn noch. Mit einem Zipfel des langen poetischen Mantels, mit dem er seine Scham zudeckt im Grabe, will die noch lebende Zeit die ihrige zudecken, und wird daran zerren, bis er sie mit sich hinunterzieht in sein Grab.

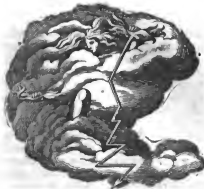
Woher die bloße Möglichkeit, daß so viel im Namen Goethe's gesündigt wird? Ach, Herr Hotho sagt es uns: Goethe hat die weit hingreifende Genialität gegen eine beschränkte Zeitgesinnung, die Freiheiten, die sich eine schöne Natur herausnimmt, gegen die engherzige Moral vertheidigt. Darum nennt Wienbarg Goethen den großen Befreier Deutschlands, den Zerstörer des Christenthums, den Gründer der neuen Religion des Fleisches. Die Freiheit, die Goethe sich herausnahm, steht allen zu. Machte erst eine schöne Natur sich frei, gleich ist alle Natur frei, auch die häßlichste, auch die bestialische, die diabolische Natur. Nun entfessele deine Begierden, du Unhold in der Tiefe der menschlichen Natur! Du hast das Siegel gebrochen, das dich bannte. Das Zauberwort, durch das du alles Zwanges dich entledigst, ist Schönheit. Im Namen der Schönheit thue hinfort das Häßlichste, Scheußlichste. Tobe dich ganz aus, Unhold, und wiehere den dummen Deutschen zu, du seyst die entfesselte Schönheit!

Auf die „Schönheit“ beruft sich Gutzkow? Mit ihr hofft er seine Wally zu vertheidigen? Das ist beinahe noch eine größere Dreistigkeit, als wenn er sie im Namen der Religion und Sitte hätte vertheidigen wollen; denn wahrlich so weit sein Roman von jeder Tugend entfernt ist, so ist der doch noch weit entfernter von der Schönheit. Nie ist die Schönheit der weiblichen Natur frecher beleidigt worden, als durch diesen fratzenhaften Roman, der eine Entäußerung jeder Grazie und Scham, für die echte, wahre, schöne Natur dieses Geschlechts auszugeben, als „ideale Weiblichkeit“ zu bezeichnen wagt. Auch ist die affektirte Vornehmigkeit, das Uebertragen der gemeinsten Scenen, wie sie verdorbene Jünglinge nur in der schlechtesten weiblichen Gesellschaft durchleben, in die Boudoirs gebildeter Damen, hier greller und widerlicher als in allen andern Darstellungen des jungen Deutschland, die in dieser Beziehung zwar nicht mehr Moral, aber doch mehr Geschmack verrathen.

Indeß tritt bei allen Parteigängern des jungen Deutschland diese sonderbare Mischung des politischen Radikalismus mit der Goethe'schen Genußsucht charakteristisch hervor. In mehr als einem ihrer Romane wird auf der einen Seite mit der jungen Tapferkeit für die polnische Sache geprahlt, und in den kühnsten Phantasien für die allgemeine Freiheit geschwärmt, zugleich aber mit den vornehmsten adeligen oder fürstlichen Damen in der Manier des Wilhelm Meister geliebelt und gelüstelt und endlich, da ihnen das doch noch zu zart ist, geräth das republikanische und legitime Princip in den allerunanständigsten Konflikt. Das Höchste, was sich diese edeln Freiheitshelden zu denken wissen, ist das bürgerliche Einschleichen oder Einbrechen in das Gemach einer Prinzessin, das Wühlen in allen Reizen einer **vornehmen** Wollust. So wie Heine anfing, vor jedem Madonnenbilde in katholischen Kirchen eine freche Gebärde zu machen und sein Wohlgefallen auf eine mehr thierische als menschliche Weise auszudrücken, so fiel es auf einmal den jungen Bauern ein, den Königinnen Schach zu bieten. Man verkleidete die verworfensten Bewohnerinnen öffentlicher Häuser in Madonnen, in Fürstinnen, und feierte bei sprudelndem Champagner den wohlfeilen Sieg über die christliche Kirche und über die Legitimität, und trat dann triumphirend hervor im polnischen Rock, mit griechischem Backenbart, mit republikanischem Filzhut.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 5. Mittwoch, 13. Januar 1836.

Die junge Literatur.

(Schluß.)

Etwas ähnliches finden wir aber auch in Frankreich, und das junge Deutschland überträgt nur, was es in Frankreich sieht, auf den deutschen Boden. „Alles klagt, hieß es jüngst in einem Artikel aus Paris, über die reißenden Fortschritte der Entsittlichung. Sie herrscht unter allen Parteien. Es ist ein Selbstaufgeben aller höhern moralischen Würde. Die legitimistische Jugend stumpft sich ab in geistloser Wollust. Selbst das Juste-Milieu feiert schwelgerische, unwürdige Feste, und die Republikaner wetteifern in Orgien aller Art von den feinsten bis zu den gröbsten, die Marat und Bestialität, Blut und Unzucht vermengen. Eine gewisse Literatur ist ein wahrer Stall des Epicur, wo literarische Thiere die Trüffeln der Gemeinheit aus dem fetten Boden ihres Geistes wühlen. Die Delassements gewisser Romane sind Mütter, die ihre eigenen Töchter verkuppeln, Väter, die ihre eigenen Töchter entehren. Das Wunderbarste aber ist, daß es blutjunge Scribenten sind, die solche Infamien schreiben. Aber das öffentliche Gefühl beginnt, sich dagegen aufzulehnen."

Eine Zeitung schmeichelte sich die Politik, lüderliche Gesinnungen seyen ihr nützlich und nur die Tugend ihr gefährlich. Der altfranzösische Hof hat diesen Irrthum in der Revolution theuer bezahlen müssen. War es etwa catonische Tugend, die den Prozeß der Königin instruirte, die den Noyaden präsidirte und die Vernunftgöttinnen auf die Altäre sezte? Ueberall, wo die Unsittlichkeit im Volk als Mittel der Despotie benuzt werden wollte, hat sie sich schrecklich gerächt, und gleich scheu gewordenen Elephanten in die Schlachtlinien derer zurückgewüthet, die sie aussandten.

Wenn die Lüderlichkeit naiv und lustig ist, wenn es sich bloß um panem et circenses handelt, mag der Macchiavellismus, der sie als Regierungsmittel empfiehlt, anwendbar seyn. Wenn sie aber philosophirt, politisirt, wenn sie den Pöbel nicht lehrt, sich zu begnügen und mit Wenigem zu amusiren, sondern die ausschweifendsten Hoffnungen in ihm weckt und ihm die gefährlichsten Waffen in die Hand gibt, dann ist nicht bloß die catonische Tugend der Oppositionen, mit der man so gern hadert, sondern dann ist der ganze Staat wesentlich in seiner Existenz gefährdet. Die Tugend besteht am Ende im Kampf mit dem Laster oder bewahrt sich wenigstens ihren ewigen Ruhm; aber nicht alles besteht so feuerfest im allgemeinen Brande der Anarchie.

Unsittlichkeit ist der gefährlichste Feind jedes Staats, der Hierarchie so verderblich wie der Republik, der absoluten Monarchie wie dem Repräsentativstaat; denn es liegt

im Wesen der Unsittlichkeit, die Grundfeste aller Staaten, das Ehrgefühl, zu untergraben. Blicken wir in die Geschichte. Die alten Weltmonarchien im Orient gingen unter, als die Sitten verdarben. Die griechische Freiheit ging unter, als die Sitten verdarben. Die römische Republik ging unter, als die Sitten verdarben. Das Califat ging unter, als die Sitten verdarben. Die römische Kirche wurde im tiefsten Grund erschüttert und zerrissen, als die Sitten verdarben. Die französische Monarchie ging unter, als die Sitten verdarben. Die helvetische Freiheit ging unter, als die Sitten verdarben. Venedig ging unter, als die Sitten verdarben. Das türkische Reich ist dem Untergang nahe gebracht, weil die Sitten verdarben. Man kann aber diese weltgeschichtliche Lehre auch durch eine andere Reihe von Thatsachen bestätigen. Jeder große und ruhmvolle Staat gründete sich auf eine edle reine Volkssitte und auf ein dieselbe schirmendes strenges Gesetz. Der Staat kam zur höchsten Blüthe und dauerte am längsten, in dem die Sitte am besten bewahrt wurde. Wo aber immer ein Staat große Erschütterungen bestand, aus großer Noth sich befreite, war seine neue Erhebung immer von einer sittlichen Begeisterung, von einer Wiedergeburt der nationellen Tugend unzertrennlich.

Gefährliche, thörichte Verblendung derer, die von einer Freiheit, von einer Wiedergeburt des Staats träumen, und die Sitte dabei nicht nur vergessen, sondern sogar in der Macht der Unsittlichkeit einen Hebel der Bewegung, ein förderndes Mittel seyn; oder die ohne Rücksicht auf die Geschichte und das bessere Gefühl in der eignen Brust, von allgemeinen Theorien wenigstens sich so weit mißleiten lassen, daß sie die Unsittlichkeit unter dem Rechtstitel der jedem Individuum zuständigen Freiheit geduldet wissen wollen. Jede Verbindung der Unsittlichkeit mit der Freiheit ist der leztern absolut tödtlich. Nicht durch Constitutionen, nur durch Sitten wird die echte Freiheit befestigt, denn nur bei der Sitte ist der Glauben, die Treue und die Ehre, die im Stande sind, eine gegebene Verfassung auch zu erhalten.

Wenn aber das junge Deutschland den Grundsatz proklamirt, man solle sich über nichts mehr schämen, als über die Scham selbst, so hat es dabei nicht bloß die Verhöhnung des sechsten, sondern ganz vorzüglich auch die des achten Gebots im Sinn. Lüge ist sein eigentliches Element. Der gröbste Widerspruch ist ihm so geläufig, wie das Ein mal Eins.

Systematisch nennen sie das Heilige gemein, das Große klein, das Wahre eine Lüge, das Gute schlecht, das Schöne häßlich und umgekehrt. Religion und Christenthum nennen sie eine Heuchelei, eine Dummheit, einen Betrug, eine Zwangsanstalt zur Unterdrückung der Freiheit, und ihr Fleisch nennen sie allein heilig. Sitte, Ehe, Scham nennen sie Heuchelei, Dummheit und Zwang, ihren Adamismus aber, ihre offene Affenschande das natürliche Schöne und die ideale Sitte. Die deutsche Vaterlandsliebe nennen sie bestialisch und brutal, ihr freches Franzosenthum aber die wahre Humanität. Die größten Verdienste um deutsche Wissenschaft verhöhnen sie, die ganze deutsche Literatur nennen sie miserabel und einen europäischen Skandal, und unreife Talente, Knaben, die noch nicht hinter den Ohren trocken sind, ja ganz unfähige Parteigänger nennen sie frischweg „die ersten Nobilitäten.“ Die neuschwäbische Lyrik, die hinter dem Lärm der Schauspiele und Romane bescheiden zurücksteht, und ihre zarten Blüthen nicht ohne Sorge und Mühe vor der eindringenden Zerstörung bewahrt, selbst diese dornenlose Rose konnte dem Haß des jungen Deutschland nicht entgehen, denn diese Poesie ist schön, in ihr wohnt noch jene heilige Unschuld, jene angeborne Grazie der Seele, jenes tiefe und reine deutsche Gemüth, das den Unreinen so unerträglich ist, wie die Nähe eines Engels den Böcken der Hölle. Darum stürmen sie gegen den reinlichen und lieblichen Garten der schwäbischen Lyrik und werfen ihren Unrath hinein und erschöpfen sich an Bosheit gegen sie bis zur Lächerlichkeit; ihre Obscönitäten aber, ihre widerlichen Affektationen französischer Lüderlichkeit nennen sie die wahre Poesie, das wahre Ideale. Um Alles in der Literatur umzustürzen, beschäftigen sie sich hauptsächlich mit den Persönlichkeiten der berühmtesten Männer, grübeln schadenfroh alte Jugendsünden derselben heraus (wie bei Schleiermacher und Tieck) und suchen consequent immer die Sache durch die Person zu vernichten. Alles trachten sie aufzulösen in Geklatsch, denn nur so ist es möglich, die Meinungen im Publikum endlos bis zum Wahnsinn zu verwirren und jene allgemeine Karrikirung des Heiligen und Idealisirung des Unheiligen durchzusetzen, in welcher nach ihrer Absicht die alte Literatur untergehen soll.

Neben dieser großen und consequenten literarischen Lüge sind dann die andern Widersprüche, in welchen sich die Partei gefällt, wahre Kleinigkeiten, und dienen nur zu einer weitern Bestätigung ihrer bodenlosen Immoralität. Gutzkow und Wienbarg deuten an, die Republik, von der Straße vertrieben, müsse sich in die Literatur zurückziehen, man müsse, wie Rousseau, die Zukunft vorbereiten. Sie stellen Namen der äußersten Linken, Namen der Pariser Exilirten voran und geben zu verstehen, indem sie sie und die übrige Jugend „unter ihre Aegide“ nehmen, sie seyen die bereits bezeichneten Consuln der künftigen Weltrepublik, die durch die Weltliteratur erobert werden soll, und in ihren sichern Händen lägen die Zügel der ganzen europäischen Jugend. Damit wollten sie eben diese Jugend bestechen. Aber sie wollten dies Spiel gefahrlos treiben, sich den Rücken decken, und daher zu gleicher Zeit die literarische Allianz mit k. preuß. Universitäts-

Professoren, die Sympathien für Hegel, Goethe rc. Daher auch später Gutzkows Desavouemens, die von ihm allein angekündigte zweite Zeitschrift, die unter der loyalsten Firma erscheinen und sogar in der Bundesdruckerei gedruckt werden sollte; die Digression vermittelst einer höchst schmeichelhaften Charakteristik, als Versuch, ob vielleicht gerade beim feinsten Verstande die gröbste Täuschung gelingen könnte rc. Eben so wurde die Ehe auf jede Weise verhöhnt und verdammt und zu gleicher Zeit auf eine gute Partie speculirt. Eben so wurde heute in der Allg. Zeitung proklamirt, sehr namhafte Leute seyen Mitarbeiter der Revue, während diese Herren morgen erklärten, es sey nur ein Mißverstand. Eben so wurde heute Prof. Ulrici als berühmter Literator aufgefordert, mit seinem Namen die Revue zu unterstützen, und morgen mit Spott und Hohn übergossen, er sey ein obscures Talent, das erst durch Gutzkow und Wienbarg hätte berühmt gemacht werden können. Eben so wurde heute gepredigt, man habe in der öffentlichen Meinung reißende Fortschritte gemacht, und Gutzkow sey der große Agitator, der die Jugend mit sich fortreiße, die ganze deutsche Literatur reformiren werde, und morgen affektirte man ein Erstaunen, wie doch diese geringfügige Sache habe Aufsehen, das unpopuläre und schiefe Talent des bisher unbekannten jungen Gutzkow irgend Besorgnisse erwecken können. Gutzkow selbst erklärt in seiner Appellation ganz naiv, er, der kurz vorher Christum einen Betrüger genannt, habe damit nur eben dem Christenthum eine neue Bahn brechen wollen. Doch es ekelt mich, das Register einer Schlechtigkeit fortzusetzen, die in der deutschen Literatur die erste ihrer Art ist und hoffentlich auch, aber vielleicht auch nicht, die letzte seyn wird.

Abgesehen von dem Inhalt ihrer verderblichen Lehren ist schon die Sprache, die Manier der jeune Allemagne ein fressender Krebsschaden für unsere Literatur. Ihr frivoler Memoirenton schließt allen Ernst, alle Würde der Gesinnung und alle Gründlichkeit des Wissens nicht nur aus, sondern ist ausdrücklich auf die Vernichtung desselben berechnet. Da nun aber nichts leichter ist, als in einem solchen Ton zu schreiben, so haben wir in einem Zeitraum von kaum zwei Jahren schon eine beträchtliche Menge junger Leute in diese bequeme Manier fallen und wirklich damit Glück machen sehen, und ohne Zweifel wird ihre Zahl sehr bald ungeheuer anschwellen. Nichts ist für die Jugend so verführerisch, als diese dreiste Plauderei, dieses Sichgehenlassen, dieses bald Vornehmigkeit, bald Naivetät affektirende Monologisiren, das keinerlei Zwang, Rücksicht oder Vorbereitung bedarf. Man profanirt alles, was bessere Schriftsteller verschweigen; man überrascht durch Unverschämtheit; man schämt sich selbst einer Dummheit nicht, wenn sie nur ein Lächeln erregt; man findet das Allergeringste bedeutend, um tiefsinnig zu erscheinen, und das Allerwichtigste nur lächerlich, um den Genialen zu spielen. Man ironisirt Alles und vor Allem sich selbst, um jeder ernsten Rüge zu entschlüpfen, und damit man ja nicht bei irgend einer Meinung festgehalten werden könne. Die grenzenloseste Renommisterei und geistige Hoffarth soll aber die Seelenlosigkeit, den Mangel aller echten Gesinnung und Bildung bedecken. Man verachtet das Wissen, was zu erwerben man zu faul ist. Man verspottet das Verdienst, das zu erringen man kein Opfer bringen will. Man gibt sich aber, indem man verachtet und spottet, den Anschein, als ob man einen sehr hohen Standpunkt einnähme. Sieht man sich gedrängt, seine Unwissenheit zu bekennen, so macht man einen Witz. Heine sagt ganz naiv, er verstehe nichts von dem, worüber er aburtheilt, aber das sey eben der Spaß. Die bereits sehr bändereiche „junge Literatur" besteht aus nichts als solchen Faseleien und geistreich seyn sollenden Urtheilen über Literatur und Leben, Religion, Moral, Politik, Philosophie, Kunst, worin alles unverdautes Geschwätz, freche Anmaßung und nicht ein Funke reifen gesunden Urtheils, nicht ein Kern echten Wissens und gründlicher Erfahrung ist. Die gotteslästerlichen Ausschweifungen dieses Leichtsinns kann man unterdrücken, aber der Leichtsinn selber bleibt und greift immer weiter um sich. Es wird sich daher zeigen, daß gegen Krankheiten des Geistes auch nicht materielle Gewalt, sondern wieder nur der Geist helfen kann. Wenn sich der bessere Geist der deutschen Gelehrten und Dichter und des deutschen Publikums nicht jenes jugendlichen Leichtsinns erwehrt, so wird der Krankheitsstoff, dem man nur äußerlich ein Pflaster aufgelegt hat, innerlich weiter fressen, und die schon jetzt zahlreiche Generation junger Schwätzer wird sich bis zur Unausrottbarkeit vermehren.

Der Buchhandel hat einen in jeder andern Hinsicht erfreulichen Schwung erhalten. Seit ungefähr einem Jahrzehent hat die Concurrenz in demselben dergestalt zugenommen, daß die literarischen Fabrikbesitzer nur um Papier und um Arbeiter verlegen wurden. Nun begann das Treibjagen auf junge Talente, das geistige Matrosenpressen, der literarische Seelenverkauf. Dem arbeitete ein anderes Uebel in die Hände, jener unnatürliche Zudrang junger Leute zu den Studien, wodurch eine bisher unerhörte Menge von Kandidaten überkomplett, brodlos, unzufrieden wurden.

So bildet bereits ein usurpatorischer Dilettantismus den Männern vom Fach gegenüber eine Macht und droht alles zu überflügeln. Was ihm an echtem Wissen gebricht, ersetzt er durch Schwatzhaftigkeit. Was ihm an echtem Werth gebricht, ersetzt er durch den Beifall einer rohen, durch ihn nur noch mehr verwilderten Menge.

Eine große Mehrheit des Publikums liest gar nichts anderes, als die Klatschblätter und die neuesten Romane

aus der Leihbibliothek. Diese Literatur ist also wichtig und einflußreich. Sie war im vorigen Jahrhundert bekanntlich sentimental und wirkte erschlaffend. Die Feigheit und Schande, die beinahe weinerliche Hingebung, mit welcher wir uns von den Franzosen berauben und unterjochen ließen, hängt sehr genau damit zusammen. Das verweichlichte Geschlecht war damals jedes erhebenden Gedankens unfähig. Dieselbe Literatur aber ist jezt frech und grausam geworden, und muß die Menschen eben so verwildern, wie sie dieselben ehedem verweichlichte. Schon die historischen Romane gefielen sich in Bildern der Rohheit und Grausamkeit, aber der Geschmack, der jezt von Frankreich her eingeführt werden soll, kennt und will gar nichts Anderes mehr, als nur Wollust und Martern, Reizmittel der Phantasie, die selbst da Leidenschaften entflammen, wo man vorher kaum einen Keim dazu fand. Mischen sich aber in diese Bilder der Wollust und Mordlust noch ganz bestimmte Aufforderungen zur Verhöhnung der Religion; wird die böse Lust nicht mehr als verbotener Genuß, als Ausnahme, sondern als ein Recht, als eine Regel und Vorschrift der Natur dargestellt; erweckt man dunkle Vorstellungen von einem höchsten irdischen Glück, von einer unermeßlichen Befriedigung aller sündhaften Wünsche unter dem schönen Titel allgemeiner Freiheit ꝛc., so kann eine Ladung und Anfüllung unzählicher Köpfe des minder gebildeten Publikums durch solche Lektüre unmöglich ohne verderblichen Einfluß bleiben.

Unsere Gelehrten und vornehmen Geister, die alten Autoritäten, kümmern sich zu wenig um das, was unten bei den Massen vorgeht. Ein solches unnatürliches Abwenden des Senats von den Bewegungen der Plebs ist das Symptom einer Entkräftung in den höhern Regionen der Literatur, die der jungen Anarchie nur noch mehr Muth machen muß. Ein Extrem erzeugt unvermeidlich das andere.

Schon vor mehreren Jahren habe ich in diesen Blättern vorhergesagt, die unnatürliche Pruderie, die damals in der Literatur herrschte, werde eine Reaktion der frechsten Lüderlichkeit hervorrufen. Man glaubte mir damals nicht, man hielt in unsern so wohlgesitteten Tagen die Rückkehr zur Schamlosigkeit für unmöglich. Jezt staunt man, wie so schnell die göttliche Circe ihren Stall entriegelt hat und wie zahlreich die Gesellschaft ist, die aus demselben hervorbricht.

Es kann noch mehr wahr werden. Wenn wir sehen, wie man in alle Häuser schmutziges Fett und Oel hineinträgt, sie mit Pech beschmiert, Schwefel unter die Dächer und gefüllte Granaten in die leeren Oefen schiebt, wie einst vor der Ankunft der Franzosen in Moskau, so liegt der Gedanke, daß es einst brennen werde, nicht zu fern. Nur dürften in diesem Falle die Franzosen selbst das Feuer anzünden.

Wie will man dem begegnen? Mit Verboten? Sie reizen auf und vermehren die Elasticität des Uebels. Mit Belehrungen? Ja, wenn die einflußreichen Namen es nicht bequemer fänden, zu schweigen, wenn sie nicht fürchteten, sich der Wuth des literarischen Pöbels, den Batterien von Unrath auszusetzen, die hier keiner vermeiden kann, der der Gemeinheit ernstlich zu Leibe geht, und wenn nicht die alte Weise sich auch hier wiederholte, daß nämlich die Rathgeber der Autokratie größern Haß gegen die Tugend der Constitutionellen als gegen das Laster der Jakobiner blicken lassen, bis diese leztern, durch alle Dämme brechend, auch die Weisheit des Berliner Politischen Wochenblatts und der Hannöverschen Zeitung unnütz machen.

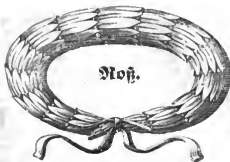
Ueberhaupt wird eine Frage des Patriotismus, unter den Gesichtspunkt innerer Parteien gebracht, immer nur gefährdet. In einer solchen Frage darf es keine innere Parteiung geben, oder alles muß Partei ergreifen gegen die Partei, die im Widerspruch mit dem Patriotismus den Beistand gegen die andern vom Ausland hofft!

Die Verblendung ist unbegreiflich, daß man die Franzosen in allen andern Dingen nachäffen will, nur nicht in ihrem Nationalstolz. Ich bin kein blinder Franzosenfeind, wie man mir gern und oft vorwirft, ich kenne und ehre die unermeßliche Ueberlegenheit unseres Nachbarvolks in zwei wesentlichen Dingen, in der Erfahrung, die es vor uns voraus hat, und in dem Patriotismus, der selbst die schwärzesten Flecken seiner Geschichte noch überglänzt. Aber warum sollen wir nicht die Erfahrung der Franzosen, sondern nur die Fehler, durch welche sie sie erkauften, adoptiren? Warum sollen wir nicht von ihnen lernen, so warm für die Ehre Deutschlands zu empfinden, wie sie für Frankreichs Ehre?

Es wäre nicht unmöglich, daß gerade die empörenden Beleidigungen, die unserm Nationalgefühl durch die jeune Allemagne widerfahren sind, die patriotischen Gesinnungen belebte und kräftigte. Geschieht es nicht, so müssen wir das innere Mißtrauen und die Indolenz, oder die falsche Berechnung, die es verhindert, tief beklagen und der Nachwelt das Richteramt über unsere Unterlassungssünden anheimstellen.

Dann rufe ich aber allen offnen und versteckten Franzosenfreunden in Deutschland zu: Erwartet ihr von Frankreich die Freiheit, so verdient ihr auf's Neue unter das Joch der Rheinbunds-Souveränitäten gebeugt zu werden; und erwartet ihr insbesondere von Frankreich die Preßfreiheit, so wünsche ich nur, daß ihr euch mit eben so viel Patriotismus, wie der edle Palm, dem Loos unterziehen mögt, durch fremde Henker auf vaterländischer Erde euer Blut zu lassen. Es sind erst dreißig Jahre her, seit wir die Erfahrung gemacht haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 6. Freitag, 15. Januar 1836.

Reisen in Amerika.

1) Die zweite Entdeckungsreise des Cap. John Roß nach den Gegenden des Nordpols und sein Aufenthalt daselbst während der Jahre 1829 bis 1833. Aus dem Engl. von Becker und Sporschil. Mit einer Charte, 2 Ansichten und dem Porträt des Verfassers. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1835.

Die allgemeinen Resultate dieser merkwürdigen Reise sind sogleich nach deren Beendigung durch die Zeitung publicirt worden. Hier haben wir die ganze detaillirte Reisebeschreibung, welche dem Interesse, was jene wissenschaftlichen Resultate gewähren, noch ein romantisches hinzufügt. Man denke sich, daß Cap. Roß und seine Gefährten beinahe fünf volle Jahre lang im Eis des Nordpols eingesperrt waren, ihr Schiff verloren und auf einfachen Booten den mühseligen Rückweg durch immer neue Gebirge von Eis sich bahnen mußten, bis sie im äußersten Elende, zerlumpt und ausgemergelt, von einem Wallfischfänger aufgenommen wurden, und zur allgemeinen Ueberraschung, da man sie längst für todt gehalten, nach England zurückkehrten.

Im Eingange läßt sich der Verfasser sehr umständlich über die schlimmen Einwirkungen der Habsucht und Beamtenwillkür auf wissenschaftliche Expeditionen aus. Er erklärt das Mißlingen seiner ersten Reise lediglich aus der schlechten Beschaffenheit des Schiffs, das man ihm übergab, weil ein gewisser reicher Besitzer es bei dieser Gelegenheit loswerden und dem Staat verkaufen konnte. Bei der zweiten Expedition, deren Beschreibung der Hauptinhalt seines Werkes ist, hing er nicht von der Admiralität unmittelbar ab, denn das Schiff wurde von einem Privatmann, Herrn Booth, auf seine Kosten ausgerüstet; allein auch diesmal machten Habsucht und Betrug ihre Rechte geltend. Die Dampfmaschine, von der hauptsächlich der Erfolg der Reise abhing, erprobte sich als so schlecht, daß sie den Reisenden eher hinderlich als förderlich wurde.

Die Gesellschaft bestand aus drei und zwanzig Personen. Von einem Wallfischfänger, dessen Mannschaft nachher rebellirte, wurden sie zum Glück früh genug getrennt. Im Sommer 1829 kamen sie wohlbehalten an die felsigen Ufer Grönlands. „Jeder wegbare Punkt der Küste, selbst der kleinste Platz, wenn er nicht bloßer Abgrund der Meerfelsen war, erschien mit Grün bedeckt, während eine üppige Menge wilder Pflanzen in voller verschwenderischer Blüthe die Gegend zu einem Sommergarten umwandelte, wo wir, wie es oft früher der Fall gewesen war, nur ein Chaos von schroffen

Klippen und Eis und Schnee zu finden erwarteten. Wir wunderten uns nicht mehr über die Seefahrer, welche einem Lande, das Andern, gleich uns selbst, nur zum Spott so benannt worden zu seyn schien, den Namen **Grönland** gegeben hatten. Es war in der That ein **grünes Land**, so weit unsere jetzige Lage dabei in Betracht kam, und das Grün überraschte um so mehr nach der langen Entbehrung aller Gegenstände, Himmel und Wasser ausgenommen, nach der Oede von Eis und Felsen, die wir zwar in diesem Augenblick nicht sahen, aber doch, wie wir recht gut wußten, in Menge, und rings um uns her lagen.“ Der Sommer war ungewöhnlich mild und wenn dies das weite Vordringen der Reisenden außerordentlicherweise begünstigte, so war es auch wieder Ursache ihres Unglücks, denn, je leichter sie auf glatter Meeresfläche den Weg vorwärts fanden, um so schwerer wurde er ihnen nachher rückwärts durch das gefrorne, von schwankenden Eisgebirgen rings erfüllte Meer.

An der Küste Grönlands, wo sie anlegten, befindet sich eine dänische Colonie, Holstenburg, wo einige dänische Beamten und ein Geistlicher patriarchalisch unter den bekehrten Eskimeaux leben. Cap. Roß wurde auf's beste von ihnen empfangen. Um aber keine Zeit zu versäumen, brach er bald wieder auf und steuerte zwischen Grönland und dem Festland von Amerika hindurch, bis wo das Meer sich verengert und die Barrowstraße bildet. Die Ufer zeigten sich überall frei von Schnee, sehr felsig, Granitgebirg mit einer vorliegenden Kalkschicht. Bald erreichten unsere Reisenden bei völlig freier See die Stelle, wo die „Furie“ vor vier Jahren gescheitert war, und fanden noch alle ihre Vorräthe, größtentheils wohlerhalten am Ufer. Da Cap. Parry aus der Barrowstraße kaum in die Prinz-Regentenstraße hineingeblickt hatte und durchs Eis verhindert gewesen war, weiter zu kommen, hatte jetzt Cap. Roß das Glück, die Entdeckungen in diesem bisher noch ganz unbekannten Norden Amerikas noch viel weiter fortzusetzen. Er fuhr in der Prinz-Regentstraße östlich vom Ufer in südlicher Richtung, so weit er kommen konnte und gab allen ausgezeichneten Punkten der Küste neue Namen. Zeigte sich ihm hier ein Canal, der nach Westen führte, so war das große Problem, der Zweck dieser und aller frühern Nordpol-Expeditionen, die nordwestliche Durchfahrt, gelöst.

Aber es zeigte sich keine Oeffnung nach Westen. Der Winter nahte und der Sturm trieb die Eisriesen herbei. Man begreift, warum sich unsere Vorfahren im äußersten Norden die kampf- und zerstörungssüchtigen Eisriesen (Hrymthussen) dachten, wenn man folgende Schilderung liest. „Wer keinen nördlichen Ozean im Winter gesehen hat, wer, muß ich vielmehr sagen, ihn nicht in einem Wintersturme gesehen hat, bei dem macht das Wort **Eis** nur die Erinnerung an das rege, was er auf einem Landsee oder Canale sah, kann ihm aber keine Vorstellung von dem geben, was ein Schiffer in den Nordpolgegenden zu sehen und zu fühlen bestimmt ist. Jedoch er mag sich vorstellen, daß Eis ein Stein sey, ein schwimmender Felsen im Strom, ein Vorgebirge, eine Insel, wenn es fest sitzt, und nicht minder solid, als wäre es ein Land von Granit. Dann mag er sich, wo möglich, denken, daß diese krystallenen Berge von einer schnellen Flut durch eine enge Straße gejagt und wie Berge in Bewegung gesetzt werden, mit Donnergebrüll zusammentreffen, wie einer von den Klippen des andern große Stücke abstößt oder sie sich gegenseitig zertrümmern, bis sie endlich ihr bisheriges Gleichgewicht verlieren und sich kopfüber stürzen, daß das Meer in Wogen darüber emporgehoben wird und sich zu Wirbeln gestaltet, während die flachen Eisfelder durch Wind und Strom gegen diese Massen oder die Felsen getrieben, aus dem Meere heraufsteigen, bis sie über einander rückwärtsfallen und den unbeschreiblichen Aufruhr und Lärmen, welche solche Scenen zu Begleitern dienen, auch ihrerseits mehren.“

Man richtete nun das Schiff am Ufer zu einer bequemen Winterwohnung ein und hoffte, im nächsten Jahr, wenn die Sommersonne das Eis aufthauen würde, wieder flott zu werden, unterdeß aber von diesem Winterlager aus Entdeckungen wenigstens in der Nähe zu machen. Außer weißen Wallfischen, weißen Bären, weißen Füchsen, weißen Hasen, weißen Rebhühnern ꝛc. fanden sich auch rothwangige, wohlgenährte, dick in Pelze gehüllte Eskimeaux ein, die einen etwas abweichenden Dialekt sprachen, aber verhältnißmäßig reinlich, gutmüthig und geschickt waren. Ihre Hütten bestanden aus Schnee, ihre Fenster aus Eis: „Ich muß bemerken, daß ihre ganz aus Schnee gebauten Hütten von einem eirunden Stück durchsichtigen Eises erhellt waren.“ Eine Spur von Religion will Roß bei ihnen nicht gefunden haben; sie treiben Vielweiberei und Vielmännerei und Weibertausch zugleich, ohne irgend eine Leidenschaftlichkeit, wie die lieben Thiere. Eben so bestialisch war ihre Gefräßigkeit, welche die des in diesen Gegenden einheimischen Vielfraßes noch überstieg. Cap. Roß fand, daß diese Esser alles übertrafen, was je in der Naturgeschichte in Bezug auf Magenfüllung vorgekommen sey, erklärt diese Erscheinung aber sehr richtig aus den geographischen und klimatischen Verhältnissen. Der Südländer ist unglaublich mäßig, der Nordländer unglaublich unmäßig. Außer diesen Eigenthümlichkeiten des Nordens, waren es vorzüglich auch die prachtvollen Meteore, die glühenden Nebelringe um die Sonne, die mannichfachen und herrlichen Nordlichter ꝛc., welche dem Leben in der traurigen Einöde des Eises Abwechslung verliehen. Einmal kam die schon verschwundene Sonne noch einmal über

den Horizont, was durch eine merkwürdige Strahlenbrechung, die zugleich alle entfernten Berge vergrößerte und gleichsam in die Höhe hob, bewirkt wurde.

Der Neffe des Capitains, Commodore Roß, unternahm mehrere Expeditionen von dem Winterquartier aus, während der Capitain selbst das Schiff hütete. Man entdeckte, daß kein Canal nach Westen führe, daß aber das Land nur eine enge, noch überdies mit Seen unterbrochene Erdzunge bilde, jenseits welcher der große westliche Ozean begann. Commodore Roß drang in demselben zweimal vor, an jedem der beiden Ufer, die südlich und nördlich vor dem immer mehr sich öffnenden Meere zurückwichen. An dem südlichen Ufer kam er bis zu einer Stelle, die nicht mehr fern von den Entdeckungen liegt, welche Cap. Franklin von der entgegengesetzten Seite Amerikas aus gemacht hat. Am nördlichen Ufer aber entdeckte er den magnetischen Pol. „Das Land ist an dieser Stelle an den Küsten sehr niedrig, erhebt sich aber eine Meile einwärts zu Hügeln von fünfzig bis sechzig Fuß Höhe. Wir wünschten, daß ein so wichtiger Platz durch irgend etwas Auffallendes bezeichnet worden wäre, ja ich könnte es sogar jedem verziehen haben, wenn er so romantisch oder so albern gewesen wäre, zu erwarten, daß der magnetische Pol ein so in die Augen fallender und geheimnißvoller Gegenstand seyn würde, wie der fabelhafte Berg Sindbad, oder ein Berg von Eisen, oder ein Magnet so groß wie der Montblanc. Die Natur hatte aber kein Denkmal errichtet, um den Ort zu bezeichnen, welchen sie als Mittelpunkt einer ihrer großen und verborgenen Mächte gewählt hat, und wo wir selbst wenig dazu thun konnten. — Der Platz unseres Observatoriums war dem magnetischen Nordpol so nahe, als meine beschränkten Beobachtungsmittel es nur immer zu bestimmen möglich machten. Die Abweichung meiner Magnetnadel zeigte 89° 59′, es fehlte also nur eine Minute zur lothrechten; und es wurde ferner die Nähe des Pols, wenn nicht seine wirkliche Gegenwart auf dem Platze, wo wir standen, durch die gänzliche Unthätigkeit der horizontalen Nadeln, welche ich bei mir hatte, bewiesen. Diese waren zwar auf die zarteste Weise verfertigt, aber auch nicht eine einzige zeigte die geringste Neigung, sich aus der Lage zu bewegen, in welcher sie sich befanden: eine Thatsache, welche, wie auch der am wenigsten Unterrichtete wissen muß, beweist, daß der Anziehungsmittelpunkt in einer sehr geringen, wenn ja in irgend einer horizontalen Entfernung liegt. — Sobald ich über diesen Punkt vollkommen im Klaren war, theilte ich meinen Gefährten das erfreuliche Resultat unserer vereinten Anstrengungen mit, worauf wir unter gegenseitigen Glückwünschen die brittische Flagge auf dem Orte aufpflanzten, und von dem magnetischen Nordpol im Namen Großbritanniens und König Wilhelms des Vierten Besitz nahmen. In den Bruchstücken von Kalkstein, welche den Strand bedeckten, hatten wir Baumaterialien genug, und wir errichteten einen Steinhaufen von einiger Höhe, und legten darunter eine Blechbüchse, worin sich die Nachricht von dieser interessanten Thatsache befand; wir bedauerten nur, daß wir nicht die Mittel besaßen, eine Pyramide von größerer Dauerhaftigkeit zu bauen, welche im Stande wäre, den Anstrengungen der Eskimeaux zu widerstehen. Aber, wenn es auch die Pyramide des Cheops gewesen wäre, hätte sie unter den Gefühlen dieses aufregenden Tages unseren Ehrgeiz kaum mehr befriedigen können. Die Breite dieses Ortes betrug 70° 5′ 17″ und die westliche Länge 96° 46′ 45″. — Dieser Gegenstand ist selbst für Leser nicht vom Fache zu interessant, als daß ich mir nicht gestatten sollte, noch einige Bemerkungen über den wissenschaftlichen Theil dieser Frage beizufügen. Während unserer Abwesenheit hatte der Professor Barlow alle Curven von gleicher Variation bis auf wenige Grade von dem Punkte ihres Zusammenlaufens gezeichnet, und die Bestimmung dieses Punktes natürlich der Beobachtung überlassen, wenn dieselbe den Seefahrern je möglich werden sollte. Es war äußerst erfreulich, nach unserer Heimkehr zu finden, daß der Platz, welchen ich untersucht hatte, gerade derjenige war, wo diese Curven hätten müssen in einen Mittelpunkt zusammenfließen, wenn sie auf seiner magnetischen Karte verlängert worden wären."

Der zweite Winter hatte die Reisenden so schnell ereilt, daß ihr Schiff mitten im Meer eingefroren war. Seitdem vermochten sie es nicht mehr von der Stelle zu bringen und mußten sich endlich mit schwerem Herzen entschließen, es zu verlassen und den Rückweg auf den Booten zu wagen. Aber um die nothwendigen Lebensmittel fortzuschaffen, mußten sie denselben Weg mehr als einmal machen, da die Boote und noch weniger die Menschenhände ausreichten, denn zwei Leute starben, mehrere wurden krank oder erblindeten von dem ununterbrochenen Schneeglanz. Dazu kam, daß alle folgenden Jahre, dem ersten gerade entgegengesetzt, äußerst kalt, rauh und stürmisch waren, und weder dem Schiff, noch auch nachher den Booten eine freie Fahrt gestatteten. Unermeßliche und immer neue Gebirge von Eis wälzte das Meer ihnen entgegen, um ihnen jeden Rückweg abzuschneiden, und sie hätten umkommen müssen, wenn sie nicht glücklicherweise die Stelle wieder erreicht hätten, wo die nunmehr seit acht Jahren liegen gebliebenen Lebensmittel der gescheiterten „Furie" noch immer unversehrt gefunden wurden. Die Kälte hatte sie frisch erhalten, kein Eskimeaux sie angetastet und nur wenige Sachen waren von den Bären aufgerissen und gefressen worden. Nur dieser glückliche Fund machte es den

Reisenden möglich, sich bis in's fünfte Jahr, zulezt ohne Obdach, am Leben zu erhalten.

Das Schiff war verloren, die Kleider zerrissen; man konnte nur in Schneehütten, nur auf Schneebetten schlafen. Der Capitain malt uns in sehr lebhaften Farben die Empfindungen „wenn man mehr als die Hälfte des Jahres hindurch über sich nur Schnee hat, wenn der Sturm ein Schneesturm, der Nebel ein Schneenebel ist, wenn die Sonne nur scheint, um auf einem Schnee zu glänzen, der nicht zusammenfällt; wenn der Hauch, der aus dem Munde geht, sich in Schnee verwandelt, wenn der Schnee sich in den Haaren, den Kleidern, den Augenwimpern festsezt; wenn der Schnee rings um uns fällt, und unsere Gemächer, Gefäße, Schüsseln, Betten anfüllt, so wie man nur die Thüre öffnet, und die äußere Luft Zutritt hat? wenn der krystallene Strom, womit man seinen Durst löschen muß, ein Schneekessel mit einer Oellampe ist; wenn unsere Sophas von Schnee, unsere Häuser von Schnee sind; wenn Schnee unser Verdeck, Schnee unser Zelt, Schnee unsere Observatorien, Schnee unsere Speisekammern, Schnee unser Salz ist; wenn endlich, nachdem aller Nutzen, der aus dem Schnee gezogen werden kann, uns nichts mehr hilft, er auch noch unser Sarg, unser Grab seyn sollte."

Den Matrosen gibt der Capitain ein gutes und charakteristisches Zeugniß. Er sagt: „Die lustigen Prosaiker aus der Schule Joe Müller's, und die Liederdichter von Dibdins Schlag, haben allerlei scherzhafte Beschreibungen von den brittischen Seeleuten gegeben, die ihrem Charakter so wenig gleichen als dem der nordamerikanischen Indianer, oder der Chinesen. Dieses Animal hat allerdings einen Charakter, das ist nicht zu läugnen, aber er ist weit von demjenigen entfernt, welchen das Publikum im Vertrauen auf Erzählungen und Balladen ihnen zu geben beliebt. In wiefern derselbe schlimmer sey, habe ich nicht zu sagen, und in wie fern er besser oder anders sey, kann ich hier nicht auseinandersetzen, weil es die Grenze des Werkes verbietet. Folgendes ist aber ein allgemeiner Charakterzug der Matrosen: Was sich immer ereignen mag, Mangel an Wasser oder an Lebensmitteln, Sturm oder Orkan, das Takelwerk zerrissen und nicht wieder zu ersetzen, vom Wege abgetrieben oder dem Untersinken nahe, so ist dies „Sache des Capitains." Die Leute gehorchen allerdings seinem Befehle, und was sie auszurichten vermögen, wird, wer nie zu Schiffe gewesen, kaum glauben, aber wenn ihre Wache vorüber ist, schlafen sie so ruhig, als hätte sich nichts ereignet: Alles ist „Sache des Capitains." Vielleicht hatten unsere Matrosen hinreichende Erfahrung gesammelt, um auch für sich selbst zu denken; vielleicht dachten sie an Dinge, für welche der „Capitain" nicht allein verantwortlich seyn kann; eben jener fast angeborne Grundzug zeigte sich bei allen Gelegenheiten. Wenn es irgend etwas Neues oder Ungewöhnliches auszuführen gab, blieben sie stets in der unerschütterlichsten Ruhe: es mochte gut oder nicht gut seyn, in jedem Falle war es „Sache des Capitains" und nicht die ihrige." In dieser Noth aber nach vierjährigem täglichem Kampf mit dem Eise, wurden die Matrosen doch einmal ungeberdig und wollten ihren eignen Willen haben, der Capitain aber, oder vielmehr die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens beschwichtigte sie wieder. Nachdem sie schon bis zum Eingang der Prinz-Regentstraße zurückgekommen waren, wälzten sich ihnen auf's Neue solche Eismassen entgegen, daß sie denselben Weg wieder zurückmessen mußten, um noch einmal an der Stelle, wo die Furie gescheitert war, ein etwas bequemeres Winterlager zu suchen. Hier genossen sie ein erhabenes Schauspiel. „Eine Eislawine, mit Felsentrümmern und Wasser vermischt, die von dem Berge niederstürzte, würde, in dieser Armuth von Neuigkeiten, für uns ein interessantes Schauspiel gewesen seyn, auch wenn minder herrlich als es wirklich war. Sie stürzte auf die See, brach das flache Eis bis zu einer großen Entfernung, und zeigte uns, wie es geschieht, daß man die Eisberge oft mit Felstrümmern und Erdschichten bedeckt findet. — Selbst wer die furchtbaren Lawinen der Schweiz gesehen hat, würde von diesem Schauspiele überrascht worden seyn. Es war nicht der gigantische Schneeball, der sich von dem Berggipfel losreißt, während seines Laufes an Größe und Schnelligkeit gewinnt, über einen unregelmäßigen Abhang niederdonnert, gleitend, springend, brechend, bis er endlich im Thale unten oder im Bette eines Stromes ausruht, oder sich über die Ebene breitet und Hütten verschüttet. Hier war Alles eben so augenblicklich als unerwartet. Der eisbedeckte Berg, welcher so lange über unseren Häuptern gestanden hatte, war gefallen, bevor wir rufen konnten: habt Acht! Bevor er schien, sich zu bewegen, war er auch schon in das Meer gestürzt, in kein Meer von Wasser, sondern von Eis, zerbrach die glasigen Felder, die uns seit so langer Zeit eingeschlossen, als wären sie schwache Spiegel, splitterte ihre Trümmer weit und breit mit einem Schlage ärger als der Donner und weit länger dröhnendem Widerhalle, bis wieder Alles in die todte, eisige Stille seiner früheren Ruhe zurücksank: aber doch auf den Wellen einen neuen Berg zurücklassend, als Denkmal dieser Katastrophe, so lange ein Denkmal auf diesen Bergen dauern kann, welche die Sonne schmelzt, und die Winde in ferne Gegenden wegführen."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 7. Montag, 18. Januar 1836.

Reisen in Amerika.

1) Die zweite Entdeckungsreise des Cap. John Roß nach den Gegenden des Nordpols und sein Aufenthalt daselbst während der Jahre 1829 bis 1833. Aus dem Engl. von Becker und Sporschil. Mit einer Charte, 2 Ansichten und dem Porträt des Verfassers. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1835.

(Schluß.)

Endlich im Jahr 1833 ging zum ersten Mal seit vier Jahren das Meer wieder auf, das Eis verschwand, die Bahn wurde frei und auf ihren schwachen Kähnen sezten die Reisenden über die ganze Breite der Prinz-Regentstraße und drangen in der Barrowstraße vor, wo sie von dem Wallfischjäger Cap. Humphrey aufgenommen wurden. „Mit ungeschornem Barte, ich weiß nicht seit wie langer Zeit, schmuzig, in die Fezen der Felle wilder Thiere, nicht in die Lumpen der Civilisation gehüllt, abgemagert bis auf die Knochen, und blaß wie Gespenster, bildeten wir zu den wohlgenährten und wohlgekleideten Leuten um uns einen solchen Gegensaz, daß wir Alle, ich glaube zum ersten Male fühlten, was wir waren, und wie wir Andern erscheinen mußten. — Seit langer Zeit an ein kaltes Bett auf dem harten Schnee oder nackten Felsen gewöhnt, konnten nur Wenige auf dem guten Lager schlafen, das uns endlich wieder zu Theil geworden war. Ich selbst mußte mein Bett verlassen, und die Nacht auf einem Stuhle zubringen, und den Uebrigen ging es nicht besser. Erst die Zeit konnte uns dessen entwöhnen, was uns schon zur zweiten Natur geworden war, und diese plözliche und totale Veränderung ertragen lehren, und uns wieder an die Lebensweise unserer früheren Zeit gewöhnen.

Die Entdeckung des Magnetpols; die Gewißheit, daß aus der Prinz-Regentstraße kein Canal in das westliche Weltmeer führe, also hier die gesuchte Durchfahrt nicht zu finden sey; die genaue Kenntniß aller dieser bisher völlig unbekannten Gegenden vom Eingang der Prinz-Regentstraße bis zum Cap Franklin einer- und zum Magnetpol andererseits, wodurch die Erforschung der Nordküsten Amerikas beinahe vollendet worden ist, — dies sind die glänzenden Resultate einer Reise, die voller Mühseligkeiten und Qualen war, und die den Reisenden sogar noch durch Undank hätten verbittert werden sollen, wenn nicht das Parlament diese Reise zu einer Nationalsache gemacht hätte.

2) Ed. Pöppig's Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, während der Jahre 1827 bis 1832. Zwei Quartbände, nebst einem Atlas von 16 Blättern in Royalfolio und einer Reisekarte. Leipzig, Fr. Fleischer, Hinrichs, 1835.

Gleich Rüppels berühmten Reisen eine Privatunternehmung. Je weniger die deutschen Staaten Seestaaten sind, um so ehrenvoller ist für uns der große Antheil, den wir am Verdienst um die Länder- und Völkerkunde gleichwohl gehabt haben. Man denke nur an die Namen Olearius, Kircher, Kämpfer, Dobrizhofer, Tieffenthaler, Forster, Seezen, Niebuhr, Pallas, Gmelin, Liechtenstein, Krusenstern, Langsdorff, Burckhardt, Langstedt, Sieber, Rengger, Otto von Kotzebue, von Buch, Prinz von Neuwied, Spix und Martius, Natterer, Rüppel, Hemprich und Ehrenberg, Ledebour, Parrot, Klaproth, Kupfer, Eichwald, Engelhardt ꝛc. und vor allen an Alexander von Humboldt, dem die erste Stelle unter allen gelehrten Reisenden der Welt selbst von den Engländern nicht bestritten wird.

Herr Pöppig, jezt Professor in Leipzig, verließ im Jahr 1827 Baltimore, um das Cap Horn zu umsegeln. Indem wir einzelne seiner Beobachtungen hier ausheben, glauben wir am besten die klare Auffassungs- und Darstellungsweise dieses Reisenden anschaulich zu machen. Ueber die Witterung in Nord-Amerika bemerkt er: „Jene gefährliche, das gelbe Fieber besonders begünstigende Periode des Jahreslaufes in den mittleren und nördlichen Staaten der nordamerikanischen Union trägt dort den Namen des Indier-Sommers (indian summer), und fällt am meisten durch einen noch unerklärten, aber sehr allgemeinen und dauernden Zustand der mehr niedrigen Region der Atmosphäre auf. Die Luft erscheint dann zwar fast ununterbrochen heiter, allein sie entbehrt der Transparenz. Daher geschieht es, daß alle Gegenstände, die etwa zwanzig Minuten entfernt sind, dasjenige blaue Colorit annehmen, welches sonst nur größere Entfernungen bezeichnet. Die Schärfe der Umrisse geht jedoch keineswegs verloren, und der Unterschied der Verdunkelung an einem weit entfernten Horizonte ist kaum bemerkbar. Auf diese Weise erhält die Landschaft einen höchst eigenthümlichen, schwer zu beschreibenden Reiz.“ — Auf dem Meere machte er interessante Beobachtungen über das Leuchten des Wassers. „Während noch die eine Seite des Schiffes von den lezten ungewissen Abendstrahlen erleuchtet wird, erglänzt auf seiner entgegengesezten, vom Schatten der Segel verdunkelten, bereits das Meer. Ein feuriger Punkt nach dem andern beginnt zu leuchten, undeutliche Lichtstreifen glimmen aus größerer Tiefe, und mit der einfallenden Dunkelheit scheint eine neue Schöpfung zum Leben erwacht. In der verschiedenartigsten Richtung, bald funkenartig, bald strahlend in Kugelform, bald als ein schnellvergänglicher Bliz durch die dunkle Wasserfläche dahinschießend, bewegen sich leuchtende Wesen, von denen ein großer Theil wohl wahre Nachtthiere seyn mögen, die sich vor den Strahlen der Sonne in der dunkeln Tiefe verbergen.“ Dahin gehört auch die Schilderung eines sonderbaren Meerstroms: „Von den Topmasten aus erschien die See bis an den Horizont von dunkelrother Farbe, und zwar in einem Strome, dessen Breite auf sechs englische Meilen geschäzt wurde, und der sich hin und wieder in kurze Seitenäste theilte. Bei dem langsamen Weitersegeln fanden wir, daß die Farbe sich in glänzenden Purpur verwandelte, so daß selbst der Schaum, der stets an dem Vordertheile eines segelnden Schiffes entsteht, von rosenrother Färbung war. Der Anblick wurde dadurch überaus auffallend, daß der Purpurstrom sich scharf von dem blauen Meere abschnitt, ein Umstand, den wir um so leichter erkannten, als unser Curs uns gerade durch diesen nach NW. und SO. sich erstreckenden Streifen hindurchführte. Das heraufgezogene Wasser erschien zwar im Eimer völlig wasserhell, allein ein schwacher Purpurglanz wurde sichtbar, wenn einige Tropfen, auf einen weißen Porcellanscherben gebracht, im Sonnenlichte schnell hin und her bewegt wurden. Eine mittelmäßige Vergrößerung bewies, daß jene rothen Pünktchen, die man bei großer Aufmerksamkeit selbst mit bloßen Augen erkannte, aus Infusionsthierchen bestanden, welche, von kugelförmiger Gestalt, aller äußern Bewegungsorgane entbehrten.“

Die Küste Patagoniens fand der Verfasser eben so rauh und öde, als die von Chile, sobald die ungeheure Mauer der Anden sichtbar wurde, reich und prächtig. Doch vermuthet er, die Südspitze von Amerika sey von den Spaniern aus Politik rauher geschildert worden, als sie wirklich sey, um die Engländer von einer Niederlassung abzuschrecken. Valparaiso, wo der Verfasser landete, zeigte ihm die südamerikanische Civilisation freilich nicht von der glänzendsten Seite, doch entgingen ihm die Spuren altspanischer Grazie im Volksleben nicht. Wir übergehen, was er als Botaniker ausführlich über die Flora dieser Gegenden sagt, und heben nur einen feinen Zug hervor: „An allen Felsen und dürren Orten erblüht zugleich die Immortelle Chiles, die Siempreviva, deren Blume durch himmelblaue Färbung zwar schon bedeutsam ist, aber es noch mehr dadurch wird, daß sie ohne zu verwelken, eintrocknet, und Jahre lang schon todt, doch das täuschende Ansehen frischen Lebens behält. Deßhalb wählt sie der Landmann in den abgelegenen Gegenden des Südens zum stummen Dolmetscher in seinem Umgange mit den Frauen, denen der tiefe Sinn des Geschenkes nicht entgeht. Der Eingeborne der milderen Länder ist

stets sinniger und zarter als der Bewohner kalter Gegenden; denn was bei dem Letzteren in dieser Beziehung nur Folge der höheren Ausbildung seyn kann, das wird im Ersteren schon durch den Einfluß einer freundlichen Natur hervorgebracht."

Das Innere des Landes fand der Verfasser ohne hinreichende Straßen und Brücken, selbst nahe an der Küste noch wild und ungezähmt; doch sollen die Zerstörungen der Revolution zum Theil daran Schuld seyn. Dem entspricht auch das häusliche Leben. „Sucht man mit unverkennbarer Freundlichkeit Alles zu thun, was den Angekommenen angenehm seyn, ihnen Beweise des besten Willens und uneigennütziger Gastfreundschaft liefern könnte, so vermag man doch selten ihnen eigne Zimmer anzuweisen. Die Bauart der Landhäuser ist selbst in der Mitte sehr werthvollen Grundbesitzes immer noch eine solche, daß man allen Anforderungen genügt zu haben glaubt, wenn das Haus kühl und geräumig ist, und allenfalls ein abgesondertes Zimmer für die Frauen der Familie darbietet. Indessen zieht es der Fremde, ganz besonders, wenn er ein echter Sohn des Landes (hijo de tierra) ist, wenigstens im Sommer stets vor, sein Nachtlager im Freien zu nehmen." Im Allgemeinen bemerkte Pöppig eine bedeutende Vernachlässigung des Ackerbaues und der Obstzucht, und mehr Sorgfalt für die Viehzucht, da Heerden beinahe den einzigen Reichthum des Landvolks ausmachen. Auch ist das Land nicht so bewohnt, als man den Landkarten zufolge glauben sollte; „Auf den Karten erscheinen eine Menge von Namen, mit dem Zeichen der Dörfer begleitet, deren Existenz im besten Falle höchst zweifelhaft ist. Oft sind sie aber gar nicht vorhanden. Die Manuscriptkarten, welche von den General-Capitainen und andern Mächtigen ehedem nach Madrid gesendet worden sind, waren meistens nur als Beweismittel gezeichnet worden, daß gerade unter dieser oder jener Administration in den entlegenen Colonien zur Verbreitung der königlichen Macht durch Anlegung von Dörfern u. s. w. sehr viel geschehen sey. Die Ausführung solcher Orte auf Karten und in Catastern gründete sich oft auf nichts mehr als auf eine öffentlich ergangene Einladung an die Landleute, sich unter günstigen Bedingungen und gewissen Privilegien an einem gegebenen Orte niederzulassen, oder auf den Befehl an eine Unterbehörde, für die Colonisirung eines solchen Punktes zu sorgen. Ob die erstere Wirkung hatte, ob der letztere befolgt wurde, war oft sehr gleichgültig, denn auf jeden Fall wurde die neue Niederlassung gehörigen Ortes eingetragen. In diese Kategorie der bloß projektirten, nie wirklich begonnenen Niederlassungen gehört eine Menge von angeblich bewohnten Punkten entlang der großen Flüsse im Innern des tropischen Südamerika, und dann alle Orte, welche südlich vom 40° verzeichnet sind. Orte wie Nahuel-huapi sind nicht einmal Missionen gewesen, sondern gleich allen andern Patagoniens höchstens die leicht erbauten, aber auch schnell wieder verlassenen Wohnorte nomadischer Stämme. Die Städte, welche südlich vom Biobio verzeichnet sind, wurden bereits vor zweihundert Jahren (1598—1603) zerstört, und an ihre Wiederaufbauung hat man mit der einzigen Ausnahme Osornos seitdem nicht denken dürfen. Imperial, Angol, Villarica sind verschwunden, und nur von der ersteren Stadt soll man noch Spuren alten Mauerwerks bemerken können." Viele Niederlassungen, die noch in jüngerer Zeit bewohnt gefunden wurden, sind in Folge der Revolutionen zerstört. „Die Missionen des obern Orenoko, Atabapo und Cassiquiare, zusammen einem Wunderlande angehörig, dessen Schilderung wohl manchen Leser enthusiasmirte, und die nur der Feder eines Alexander von Humboldt so gelingen konnte, würden den muthigen Reisenden der Urwälder jetzt nicht mehr so freundlich aufnehmen wie sonst. Die gastfreien Mönche sind aus jenen Gegenden verschwunden, und die verlassenen Hütten der Indier zerfallen unter dem Einflusse eines alles zerstörenden Klimas so schnell, daß vielleicht in weniger als fünfzig Jahren nur ein oder der andere verwilderte Fruchtbaum, der mitten im neu aufgeschossenen Walde sich erhielt, dem Forscher die Stellen andeuten wird, wo einst Atures, Maypures und Esmeraldas standen. Bei meinem Aufenthalte in der Barra do Rio negro in Brasilien (April 1832) ergab es sich, daß alle jene Niederlassungen so gut wie vernichtet waren, und das bereits blutgierige Caraiben wieder angefangen hatten, sich in ihrem lange verlornen, nun vor den Weißen und der höheren Civilisation verlassenen Lande zu zeigen."

Herr Pöppig verließ Valparaiso, um auch die Stadt Santjago kennen zu lernen, von der er eine viel vortheilhaftere Beschreibung macht. Im Ganzen preist er den Staat Chile glücklich, daß er frei von Farbigen ist, daß die weiße Bevölkerung rein ist und insofern eines der gefährlichsten revolutionären Elemente entbehrt. Er besuchte natürlicherweise in der Hauptstadt Santjago auch die Bibliothek. „Die Voraussetzung, daß die alten Bücher, deren dichter Staub von Nichtbenutzung zeugt, manches Interessante in Beziehung auf die geschichtliche Vorzeit dieser Länder darbieten würden, findet sich sehr wenig erfüllt. Polemik der früheren Jahrhunderte, mönchische Literatur und ascetische Abhandlungen machen den größeren Theil des älteren Theils der Sammlung aus und nur die gewöhnlichen spanischen Geschichtschreiber über Amerika finden sich vor, keineswegs aber die alten Chroniken oder Handelsschriften, die man vielleicht erwartet hatte. Wer nach Südamerika ginge, in der Hoffnung, unbekannte und reichhaltige Materialien zur Geschichte jener Länder zu entdecken, würde sich sehr täuschen.

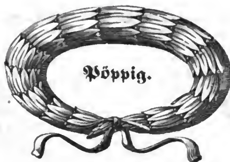
Die Archive Spaniens, besonders wohl Sevillas, sind die einzigen Fundorte."

Von hier stieg der Reisende in die Anden von Santa Rosa auf. „Wenn manche Einzelheiten der Anden, ihre Felswände, die nur unbemerklich von der senkrechten Richtung abweichen und doch unzerissen zweitausend Fuß sich erheben, ihre Schluchten, die oft über fünftausend Fuß tief sind, wenn diese die Aufmerksamkeit fesseln und die Phantasie mit ihrer Schauerlichkeit aufreizen, so tritt später der kalt richtende Verstand in seine Rechte ein, und veranlaßt durch ruhigere Erwägung großartiger Thatsachen eine ernste Bewunderung. Diese Anden, die man, innerhalb ihres Schooßes lebend und von ihren gigantischen Wänden umgeben, nie richtig beurtheilt, und von deren Größe man nur in bedeutenderer Entfernung erst eine rechte Idee erhält, erstrecken sich in ununterbrochenen Reihen über sechzig Breitegrade, und messen selbst im nördlichen Chile, wo sie als eine einzige Kette auftreten, noch mindestens zwanzig Meilen auf dem Querdurchmesser ihrer Grundfläche." Auch wird hier ausführliche Nachricht über die bekannte Entdeckung großer Silbergruben in den Anden gegeben. Dann begab sich Herr Pöppig nach Talcahuano, von welchem Ort er eine sehr lebhafte Schilderung entwirft, wobei auch besonders den zahlreichen und seltsamen Thieren des Meeres von dieser Küste große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Hier veranlaßt den Verfasser der Anblick der Fruchtbarkeit und günstigen Lage des Landes zu folgenden Betrachtungen: „Geht die Sittigung des Volks mit gleichbleibender Schnelligkeit vorwärts, so kann man sich die Zukunft dieses Landes, für welches die Natur so unendlich viel gethan, kaum schön genug denken. Die Rolle Chiles muß eine großartige werden, wenn der ungeheure Archipel des großen Ozeans civilisirt worden, europäische Colonien die tropischen Küstenländer in Besitz genommen, und dort das Dunkel der Barbarei vor dem Lichte der alten Welt weicht. Zahlreich sind die Produkte, welche Chile ausschließlich hervorbringt und welche alle Nachbarländer der heißeren Zonen von ihm empfangen müssen. Ueberfluß an Getreide und an fruchtbarem, für solche Kultur geeigneten Boden müssen das südliche Chile zur Kornkammer aller der Länder machen, die ihm näher liegen als Neuholland. Dahin gehört Alles, was sich von Coquimbo bis an die Westküste von Meriko, über fünfzig Breitegrade, erstreckt. Der Schiffer, von den vorherrschenden Winden unterstützt, erreicht sie mühelos mit schwerer Ladung und in kurzer Zeit. Selbst Buenos Ayres, und was sonst noch in dem südlichsten Amerika oder vielleicht im östlichen Asien sich mit europäischer Kultur erfüllen dürfte, wird einen großen Theil seines Bedarfes aus dem gesegneten Chile beziehen, und Tausende von Schiffen werden einst diese Meere durchschneiden, zu denen die Forste des Callacalla und Biobio das Holz, der Fleiß der Chilenen das Tauwerk lieferte. Keinem werden diese Erwartungen als die Träume einer leicht erregten Phantasie erscheinen, der mit unparteiischem Blicke die unbenuzten Hülfsquellen des Landes durchmusterte und an den Ufern des stillen Ozeans stehend, mit gerechtem Stolz auf seinen europäischen Ursprung, das Netz der Verbindungen erwog, mit welchem menschliche Kühnheit und menschlicher Fleiß in den neuesten Zeiten fast den ganzen Erdball umfing."

Herr Pöppig begab sich von hier aus abermals auf die Höhe der Anden, um zu botanisiren. Er schildert das Volk als äußerst liebenswürdig: „Selbst der Landmann der ärmeren Klasse, zu dessen Hütte am Abend der Weg führt, nimmt den Ankömmling freundlich auf, gibt was er irgend vermag, und erschöpft sich in Ausdrücken der Dankbarkeit, wenn man ihm bei der Abreise eine unverlangte Gabe reicht. Die Beobachtung der landesüblichen Höflichkeit, welche auch die Geringsten auszeichnet, verschafft ein allgemeines Wohlwollen. Der Fremde, welcher bei dem Eintritt in eine Hütte nicht eher die eigene Cigarre anzündet, bis er jedes Glied der Familie, vom Vater bis zum jüngsten Kind hinab, die Frauen selbst nicht ausgenommen, mit andern beschenkt hat, und manche ähnliche Aufmerksamkeiten nicht vernachläßigt, erwirbt sich schnell Aller Gunst. In den abgelegenen kleinen Städten macht die Ankunft eines gebildeten Fremden immer noch einen Abschnitt in dem einförmigen Leben der Bewohner. Der Reisende wird troz der späten Abendstunde immer tiefer in das Gespräch verwickelt und kann nicht mehr erfreuen als durch die Erzählung der Wunder „de por alli," d. h. von dort, dem Lande jenseits des Meeres, dem alten Europa. Alle hören mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Schilderungen von der Menschenmenge, der Industrie und Kriegsmacht unseres Welttheils zu; sie sind Dinge, die ihren südlichen Phantasien den reichsten Stoff bieten. Ein Nachbar nach dem andern schleicht lautlos in das halbdunkle Zimmer, um seinen Theil von der Unterhaltung zu empfangen, und schweigt man endlich still, so bemerkt man wohl gar, daß auch die Fensteröffnungen von Neugierigen umlagert sind. In vielen anderen Verhältnissen spricht sich dieses gelehrige, lebhafte Wesen und diese Neigung zur Gesprächigkeit der Südchilenen aus. Weit lustiger als irgendwo anders sind die Bivouacs, welche zusammentreffende Reisende gemeinschaftlich errichten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 8. Freitag, 22. Januar **1836.**

Reisen in Amerika.

2) Ed. Pöppig's Reise in Chile, Peeu und auf dem Amazonenstrome, während der Jahre 1827 bis 1832. Zwei Quartbände, nebst einem Atlas von 16 Blättern in Royalfolio und einer Reisekarte. Leipzig, Fr. Fleischer, Hinrichs, 1835.

(Fortsezung.)

„Entweder schwirrt die Guitarre, oder irgend Einer, der das bewunderte Talent des Eezählers besizt, versammelt die Andern um sich durch manche Sagen aus den blutigen Keiegen, welche seit Jahehunderten hier gegen die braunen Indier geführt wurden, und nicht selten mischt sogar eine vielveeändeete Erzählung aus Spaniens romantischer Voezeit sich ein, die selbst hier sich noch im Volksandenken erhielt, und die Mauren mit mitternächtlich schwarzen Farben, gleichsam als Repeäsentanten des bösen Princips, schildert. — Weder in Chile noch in Peru existirt bis jezt eine Buchhandlung, und nur eest in den lezten Jaheen kamen von Feankeeich spanische Bücher zu wohlfeilen Peeisen. Schlimm ist es, daß sie nicht allein aus Klassikeen bestehen, sondern daß auch eine Flut von faden Romanen, oft sogar von höchst unmoralischen Scheiften, aus den Uebersetzungsfabeiken zu Paeis und Boedeaux hervoegingen.“ Solche Thatsachen sind empörend. Welche Hölle wäre wohl heiß genug, die niedeeteächtigen Schriftsteller und Buchhändler zu brennen, welche die Unschuld ganzee Völker veegiften!

Mit den Indianeen machte Herr Pöppig nicht die erfeeulichste Bekanntschaft. Ee traf sie zufällig im Zustand viehischee Trunkenheit und war kaum seines Lebens sicher. Hiee eine echt chilenische Scene. „Dee Mond war über den Schneefeldern der Anden aufgegangen, feueig glänzten die Lavaströme auf der uneeleuchteten Seite des Vulcans, und Alles war öde, bis der plötzliche Läem vieler Menschen uns die Nähe von Tucapel, aber auch etwas Ungewöhnlicheres unter seinen Bewohnern ahnen ließ. Wir fanden diese in der That in großer Verzweiflung, denn mit jedem Augenblick erwartete man einen Uebeefall der eäuberischen Moluchennation, die der Sage nach schon am obern Biobio eeschienen wae. Weiber und Kinder weinten, während die Männer eiligst die herbeigetriebenen Pferde mit dem besten ihrer kleinen Habe bepackten, um nach sicherer Ferne zu entfliehen, feeilich aber mit der Gewißheit bei der einstigen Rückkehe das kleine Dorf in Asche liegend wiederzufinden.“ Zwei Beüder Pincheira hatten sich an die Spitze der wilden Stämme gestellt und sezten jahrelang die Chilenen in Scheecken. Aber seit

unvordenklichen Zeiten schon war es gewöhnlich, daß die Wilden in die Niederlassungen der Weißen an den Grenzen einfielen, wo sie besonders Frauen raubten. Eine solche Scene ist uns auch im Bilde dargestellt.

Der Verfasser ließ sich in der Gegend von Antuco unter einem prachtvollen Vulcane nieder. „Während der noch tief verborgene Mond die Umrisse des beschneiten Gipfels scharf abzeichnet, auf der äußersten Spitze noch ein paar Strahlen des lezten Abendrothes spielen, steigt feierlich der ruhige Glanz aus dem Innern des Berges in die Höhe, und die Laven glühen roth auf der unerleuchteten Westseite. Wenn aber gleichzeitig leichte Wolken über die Spitze ziehen, entwickelt sich ein Schauspiel, das Niemand je mit Worten zu beschreiben unternehmen möge, und das den größten Meister aller Maler zur Verzweiflung bringen müßte, denn was irgend das Licht des Mondes, des widerglänzenden Schnees, des vulcanischen Feuers und der Abendsonne einzeln hervorzubringen vermögen, vereinigt sich hier zu einem Ganzen.“ Von der Vegetation spricht der Verfasser nur im höchsten Entzücken. „Was das Cap der guten Hoffnung und Neuholland an Blumen bietet, die, ohne die Riesengröße der tropischen Wälder zu erreichen, doch überaus reizend sind, was der alpinische Habitus in Europa Schönes besizt durch gedrungene Form und Ueberfluß an kleinen Blättern, das findet sich in den Gewächsen dieser Anden glücklich vereinigt.“

Manches wird von den Indianern berichtet, z. B. die Todesart eines ihrer Gefangenen. „Der Gefangene stand im Mittelpunkte eines zweiten engeren Kreises, den gegen zwanzig Krieger, jeder mit seiner langen Lanze bewaffnet, bildeten. Drei flache Gruben hatte man vor seinen Füßen ausgehöhlt, und ihm selbst einen kurzen Stab in die Hände gegeben. Mit lauter Stimme erzählte er von seinen Thaten, und nannte alle Feinde, die unter seinem Arme fielen, und jeden Namen bezeichnete ein abgebrochenes Stück des Stabes, das er in eine der Gruben warf und verächtlich mit den Füßen trat. Immer lauter wurden die empörten Zuhörer, und die Weiber, zu Furien verunstaltet, antworteten mit gellendem Gekreisch auf jeden neuen Namen. Eine Lanze nach der andern senkte sich und umgab die Brust des höhnenden Feindes in immer engerem Kreise. Da fiel das lezte Stück des Stabes und mit ihm der lezte und größte aller Namen, und aus hundert Kehlen erscholl zugleich das furchtbare Schlachtgeheul des Chiloteo. An zwanzig Lanzen durchbohrten den Gefangenen, der, auf den Spitzen hoch empor gehoben, todt zu Boden fiel.“ Der patagonische Stamm unterscheidet sich von dem tropischen. Alle sind roh, kriegerisch, grausam und besonders gefährlich, weil sie wie die Beduinen trefflich beritten sind.

Ehe der Verfasser diese interessante Gegend verließ, bestieg er noch den großen Vulcan, mit ungeheurer Anstrengung. Er sagt von demselben: „Nächst dem Pic von Teneriffa und dem Cotopaxi ist wahrscheinlich der Vulcan von Antuco unter den bekannten der spitzigste. Man wird durch den sehr geringen Umfang seiner Spitze überrascht, wenn man auch schon aus der Ferne auf die Schärfe derselben aufmerksam gemacht worden war. Mit Ausnahme einer kurzen eingerissenen Stelle ist mir die sehr gefährliche Umgebung des Kraters auf dem schneidenartig scharfen Rande des höchsten Ringes (den die Chilenen das Hütchen, el Sombrerito, nennen) gelungen, und dadurch der Umfang des Kraters auf ungefähr 600 Schritte festgestellt worden. Der leztere ist nicht völlig kreisrund, denn die Axe in der Richtung von O. nach W. ist die längere. In ihn hinabzusteigen verbietet der Rauch und die senkrechten Wände, die ihn umschließen. Die Spalte, welche den Ring auf der Nordseite durchbricht und nicht zu passiren war, mißt etwa zwanzig Schritte in der Breite, und enthält glühende Laven. Die Spitze des Berges fällt auf allen Seiten zwar sehr steil ab, allein nach N. fast senkrecht, und ist daselbst, etwa 800 Fuß unterhalb der Mündung, mit weiten Oeffnungen durchbrochen, aus denen jene Ströme von Laven langsam hervorquellen, deren Glühen schon in Entfernung von zwanzig Meilen bemerklich wird. Ein höchst sonderbares Phänomen ist die Verschiedenartigkeit der Dämpfe, welche aus dem Krater hervordringen und sich mit großer Regelmäßigkeit abwechselnd folgen ꝛc.“ Weiter heißt es: „Das Land der Pehuenchen mag in dieser Hinsicht viel Neues dem künftigen Erforscher bieten. Asphaltseen von großer Ausdehnung befinden sich, wie sie erzählen, in der Gegend des Coypu-Leuou, wo eben so wie in Maynas unermeßliche Lager von Steinsalz eine Verwandtschaft der Ursachen anzudeuten scheinen, die einmal die thätigen Krater öffnen, und unsern von ihnen die Bildung von Salz in großen Mengen veranlassen konnten. In denselben unbekannten Gebirgen gibt es Quellen, die durch periodische Ausstoßung siedendheißen Wassers dem Geyser Islands gleichen, und nackte Ebenen, wo der Indier, nach seiner Erzählung, sich Feuer durch Anzündung von Gasströmen verschafft, die einer tief in den Boden gestoßenen Lanze zu folgen pflegen.“

Im Mai 1829 schiffte sich Herr Pöppig nach Peru ein, das ihn nicht freundlich empfing. „Ein flaches Land, das nur langsam nach dem Innern zu sich erhebt, wird durch einen weißlichen Sandstreifen des Gestades begrenzt, auf welchem, braun und ungastfreundlich aussehend, der

Hafenort Callao sich zeigt. So weit von diesem Standpunkt aus das Auge trägt, ergrünt kein Baum auf den öden steinigen Flächen.“ Lima präsentirte sich ihm mit seinen zahlreichen Kirchen besser, doch ist er überhaupt mit Peru nicht zufrieden. Die vielfarbige Bevölkerung, die religiöse Intoleranz, ein Uebel der alten Zeit, und der Revolutionsgeist, das Uebel der neuen Zeit, vereinigen sich hier zu widrigen Resultaten.

Von Lima aus stieg der Verfasser zu den Anden von Huanuco empor, über einen Paß von 15,000 Fuß Höhe. In diesen Gegenden liegen die Ruinen einer alten Stadt der Incas. „Manche schwer zu lösende Räthsel geben dem Beschauer jene Reste einer ehemaligen Stadt auf, die höher als die obersten Gipfel der europäischen Alpen über dem Meere gelegen, einst ohne Zweifel eine Bevölkerung von mehreren Tausenden enthalten haben muß.“ Seine sehr ausführlichen Nachrichten über die peruanischen Bergwerke wollen wir hier übergehen.

Huanuco bezeichnet er als ein Paradies voll ewigen Frühlings mit immer gleicher Temperatur, so daß selbst die Nacht nur unmerklich von der Wärme des Tages abweicht. Eine Scene aus dem Volksleben: „In der nicht unmalerischen Festtracht dieser Gegend ziehen die unverheiratheten Weiber herbei und singen ein ziemlich mißtönendes Lied. Endlich tritt ein kleiner Knabe vor; phantastisch geschmückt und mit goldpapiernen Flügeln versehen, trägt er eine Stange, von deren Spitze eine Menge sehr langer Bänder herabhängen. Er sezt sich auf den Boden, die Tänzerinnen stellen sich im Kreise umher, eine jede erfaßt ein Band, und nach dem Takte der Musik und des Gesanges beginnt ein sehr kunstreicher Tanz. Ohne je das erfaßte Band aus den Händen zu lassen, schlüpfen sie gewandt und schnell zwischen einander hindurch, und wie die vielfarbigen Streifen sich immer mehr verkürzen und der tanzende Kreis enger wird, entstehen auf der Stange regelrechte Geflechte, die, endlich geschlossen, durch Rückwärtstanzen, ohne den Eintritt der geringsten Verwirrung, wieder aufgelöst werden. Ein Zug von vielfach ernsterer Bedeutung nahete sich später. Die Masken versuchten in Kleidung und Wesen die ersten Eroberer Perus nachzuahmen, und während Pizarro an auszeichnender Rüstung erkennbar war, bewachten Andere mit gezogenen Schwertern eine hohe Figur im Schmucke der Incas mit Krone und Scepter aus den Federn des blauen Arara (Guacamayo) der Anden. Ein grimmig aussehender Spanier mit langem Barte trägt ein Beil, und federgeschmückte Indier folgen unter einem traurig klingenden Liede. Der ganze Aufzug, der bei dieser Gelegenheit mit pantomimischen Tänzen schloß, sollte die Hinrichtung des lezten der Incas, Atahualpa, anzeigen. Der Indier hat von jener Thatsache nur eine ungewisse, mährchenhafte Kunde, und weiß keinen Namen der damaligen Zeit, sondern führt, ohne die Deutung zu kennen, gerade dieselbe Anzahl von Masken jedes Jahr von Neuem vor, ohne an der gewohnten und unverstandenen Form etwas zu ändern. Nicht aber in allen Gegenden herrschte von jeher über jene Begebenheit dieselbe Unwissenheit. Die Indier von Jauja und Tarma, in mehreren Beziehungen weit civilisirter, als die meisten ihrer Landsleute, dürfen seit vielen Jahren jene Pantomime nicht mehr aufführen, und vor der Revolution wären die Indier Acomayos wahrscheinlich durch die Spanier für die Uebertretung des auch sie angehenden Verbotes bestraft worden. Man erzählt, daß vor etwa fünfzig Jahren die Hinrichtung Atahualpas mit so viel Wahrheit, Pomp und Taschenspielerei auf dem Marktplatze von Tarma aufgeführt worden sey, daß die Indier, denen die Kenntniß ihrer Landesgeschichte nicht ganz fehlen konnte, in offenen Aufstand ausbrachen, zuerst einen unglücklichen Mestizenknaben zerrissen, der die Rolle des Felipillo (jenes peruanischen Dolmetschers, dessen Verrath die spanischen Geschichtschreiber stets hervorsuchen, wenn sie die Hinrichtung des lezten Incas zu entschuldigen unternehmen) gespielt hatte, und dann über die anwesenden Weißen herstürzten und Manchen ermordeten, ehe das Militär sie zu besiegen vermochte.“

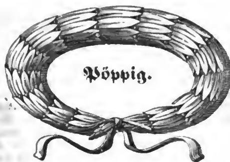
In dieser Gegend baute sich Herr Pöppig eine Einsiedelei, um viele Monate lang einsam in der üppigen Fülle der tropischen Natur zu botanisiren. „Reichbelohnend war das Gefühl der innigsten Zufriedenheit, welches den heimgekehrten Botaniker ergriff, als er am Abende der ersten Excursion, von seiner vielen Arbeit müde, auf einem Baumstamme ausruhend, die selbstgeschaffene Hütte betrachtete, die gar dürftig aussah, allein den einfachen Anforderungen des Genügsamen völlig entsprach. Einsamkeit oder doch Entbehrung alles gebildeten Umganges war die nothwendige Folge der Ansiedelung auf dem lezten und äußersten Punkte, den in dieser Richtung die europäische Civilisation, vordringend in den Bezirk der uralten Wildniß, erreicht hatte. Ein alter Indier war der Koch, und leicht genug mochte es ihm werden, unsere geringen Vorräthe zuzubereiten, denn durch unsere Abgeschiedenheit zu pythagoräischer Kost gezwungen, hatten wir gar selten uns eines Stücks chilenischen Charqui zu rühmen, das auf wunderbaren Umwegen seinen Weg nach den Urwäldern Perus gefunden. Nur an den höchsten Festen der Kirche wurde ein Fußbote nach der Quebrada von Chinchao abgeordnet, um in Entfernung von vier geographischen Meilen wo möglich etwas Fleisch zu entdecken, und ich erinnere mich an Monate, wo wir,

aller Verbindungsmittel mit der civilisirteren Welt beraubt, allein von gesottenen Maiskörnern und gerösteten Bataten lebten. Es war uns dann kein geringes Fest, wenn das freundliche Andenken der Bekannten in Huanuco uns mit einem kleinen Vorrathe von Lebensmitteln überraschte." Aber alle Entbehrungen wurden versüßt durch die unerschöpfliche Pracht der Pflanzenwelt. „Blüthen, wie kaum die Phantasie sie schafft, nicken in Wirklichkeit und unter der Gestalt tausendfältiger Parasiten von den Bäumen, und die lang herabhängenden Schlingpflanzen bieten als unzerreißliche Taue ihre Hülfe, bald um einen übergeneigten Stamm zu erklettern, bald um die morschen, dicht übersponnenen Aeste herabzuschütteln. Bricht nach manchem mißlungenen Versuche das Gewebe herab, so fallen weit mehr Gewächse zu den Füßen des überraschten Botanikers nieder, als er vorher erwartet hatte. Der erste Blick läßt die verstreueten Reichthümer erkennen, und zeigt nur ungesehene Formen. — Nirgends in den mir bekannt gewordenen höchsten Gebirgen, den Alpen, den Alleghanies und den Anden, mit deren Einzelnheiten, wenigstens strichweise, ein verlängerter Aufenthalt an einem Orte und die genauesten botanischen Durchforschungen vertraut machten, ist mir etwas den Gebirgen von Chinchao und Cuchero an Zerrissenheit, Steilheit und Enge der Bergkämme Vergleichbares vorgekommen. Setzt man hinzu, daß sie fast ohne Unterschied mit der dichtesten Waldvegetation bekleidet sind, daß sich weiter nach oben die Nähe der Ceja in der größten Verworrenheit der Gewächse, weiter nach unten die Ueppigkeit des tropischen Klimas in einer Unzahl von rankenden Pflanzen ausspreche, daß auf dem ewig feuchten, mit tausend vegetabilischen Trümmern bedeckten Boden kein sicherer Tritt zu thun sey, und daß das Waldmesser und die Art meistens allein den Weg bahnen, während die außerordentliche Steilheit gar oft das Herabklimmen an riesigen Luftwurzeln und an kriechenden, die Felsen überspinnenden Baumstämmen nothwendig macht, so hat man einige Thatsachen, um sich das Bild jener Natur, aber auch der Beschwerden zusammenzusetzen, die dort des spähenden Wanderers warten. Dazu die herrlichen Schmetterlinge, die in unübersehlichen Mengen in den minder verwachsenen Orten sich aufhalten, denn nur einer, der prachtvolle stahlblaue Atlas, schwebt, gleichsam auf dem weichen Bette der umgebenden Luft sich wiegend, leise und langsam in den dichten und schattenreichen Wäldern umher. Um die Mittagsstunde sieht man an den Wasserbächen, besonders an sehr sonnigen Orten, die bunten Geschöpfe in vielen Arten und in einer an das Abenteuerliche grenzenden Menge, theils mit zusammengefalteten Flügeln auf den sehr erwärmten, aber feuchten Schlammanhäufungen ausruhen, theils mit ausgebreiteten Schwingen sich sonnen." Ferner die prachtvollen Vögel rc.

Aber auch Beschwerden in Menge. In der feuchten Jahreszeit zerschmilzt Salz und Zucker über Nacht, deßgleichen das Schießpulver, Kleider, Papier werden schimmlicht, alles Eisen rostet, das Geld oxydirt im Beutel. Nur was frei in der Luft hängt und mehrmals durchsonnt oder Nachts durch Feuer geschützt wird, entgeht der Zerstörung. Eine Hauptplage sind ferner die Ameisen, deren furchtbare Menge in unglaublich vielen Gattungen durch nichts zu vertreiben ist. Der Verfasser beschreibt einen ihrer Wanderzüge. „Die breiten Colonnen bewegen sich unbekümmert um alle Hindernisse vorwärts, dicht gedrängt an einander marschiren die Millionen des stundenlangen Zuges, während zu beiden Seiten die Krieger, durch Größe und Farbe ausgezeichnet, geschäftig hin- und herlaufen, bereit zur Vertheidigung, allein auch beschäftigt mit der Aufspürung und der ersten Festhaltung der Thiere, die das Unglück haben sich ihnen weder durch Gewalt noch Schnelligkeit entziehen zu können. Nahen sie sich einem Hause, so öffnet ihnen gern der Besitzer alle Behältnisse und weicht ihnen aus, denn was irgend sich innerhalb des Palmendaches an schädlichem Gewürm eingenistet haben mag, die Insekten und Larven, die in geheimer Thätigkeit dem Menschen ungeahnten Schaden zufügen, das Alles ziehen sie an das Licht oder zwingen es zur schleunigen Flucht. Nicht der geheimste Winkel der Hütten entgeht ihren Nachforschungen, und das Thier, das ihre Ankunft abwartet, ist unfehlbar verloren. Sie bewältigen sogar große Schlangen nach dem Berichte der Eingebornen, denn rasch schließen die Krieger einen Kreis um das sich sonnende Reptil, das nach dem Erblicken seiner Feinde sich zu retten sucht. Allein umsonst ist die Bemühung, denn rasch haben sich sechs oder mehr Feinde angehängt, und während das gepeinigte Thier durch eine einzige Windung sich zu befreien sucht, verhundertfacht sich die Zahl seiner Gegner, die kleinen Geschlechtslosen des Hauptzuges stürzen tausendweise herbei, und wie die an unzähligen Punkten verwundete Schlange sich winde, so wird von ihr in wenigen Stunden nichts mehr als ein wohlgereinigtes Skelet da seyn. Nach derselben Beobachtung ruht des Nachts das unübersehliche Heer aus, indem es sich in Kugeln, den größten Kürbissen vergleichbar, zusammenballt. Nahet der Morgen, so lösen sich diese Ansammlungen auf, und in gerader Linie setzt der Zug sich fort." Die Schlangen wurden auch dem Verfasser gefährlich. Er wurde gefährlich gestochen, doch gerettet. Endlich entging der Verfasser auch nicht dem Fieber, das die Feuchtigkeit des Waldes ihm zuzog.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 9. Montag, 25. Januar 1836.

Reisen in Amerika.

2) Ed. Pöppig's Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, während der Jahre 1827 bis 1832. Zwei Quartbände, nebst einem Atlas von 16 Blättern in Royalfolio und einer Reisekarte. Leipzig, Fr. Fleischer, Hinrichs, 1835.

(Schluß.)

Eigenthümlich erscheint in diesem Lande die Coca, ein Blatt, das wie Opium wirkt und unwiderstehlich ist, wenn man es einmal gekostet hat. „Da die Zauberkraft des Krautes nur dann im vollen Maße empfunden werden kann, wenn die gewöhnlichen Anforderungen des täglichen Lebens oder die Zerstreuung des Umgangs die Geisteskräfte zu beschäftigen aufhören, so zieht der echte Coquero sich in das einsame Dunkel oder die Wildniß zurück, sobald die Sehnsucht nach dem Rausche unwiderstehlich wird. Sinkt auch die im düstern Urwalde doppelt unheimliche Nacht herab, so bleibt jener doch unter dem Baume, den er sich erwählte, ausgestreckt; ohne ein schützendes Feuer neben sich zu sehen, hört er gleichgültig das nahe Schnauben der Onze, und achtet es nicht, wenn unter rasselndem Donner die Wolken in Regenfluten sich ergießen, oder der gleichzeitig furchtbar hausende Sturm die alten Bäume entwurzelt. Nach zwei Tagen kehrt er gewöhnlich zurück, mit eingefallenen Augen, bleich, zitternd, das furchtbare Bild eines unnatürlichen Genusses. Wer den Coquero in solchen Lagen zufällig antreffend, durch Anrede ihn trotz des scheuen Verbergens stört, unterbricht den Gang der Wirkungen und erlangt wohl gar den Haß des Halbbegeisterten. Wer einmal von dieser Leidenschaft ergriffen wurde, und dabei in Verhältnisse geräth, die ihre Ausbildung begünstigen, ist verloren. Man hört in Peru wahrhaft traurige Geschichten von jungen Menschen der besseren Familien, die bei einem zufälligen Besuche der Wälder die Coca aus Langeweile zu gebrauchen anfingen, bald ihr Geschmack abgewannen, und von diesem Zeitpunkt an für das civilisirte Leben verloren und, wie von einem bösartigen Zauber ergriffen, sich weigerten, nach den Städten zurückzukehren."

Nachdem der Botaniker in diesen Gebirgen seine Wißbegier gesättigt hatte, faßte er den kühnen Entschluß, auf dem Huallaga in den Amazonenstrom, und auf diesem mitten durch das Festland von Amerika zu fahren. Er packte seine Sachen auf einen Kahn und ließ sich von den Indianern rudern. Der Strom führte durch Wildnisse, nicht selten gefährlich durch fortgerissene Bäume.

In einer einsamen Mission am Ufer fand der Verfasser einen alten Mönch, der noch nichts davon wußte, daß das h. römische Reich untergegangen sey und sich sehr darum kümmerte. Eine andere verlassene Mission benuzte Herr Pöppig, um abermals zu botanisiren. Hier fand er viele Vampyre und bestätigt es, daß sie beim Blutsaugen leise mit den Flügeln fächeln. Wieder in einer verlassenen Mission fand er betrunkene Indianer, die ihn lange vergeblich warten ließen, und dann so unvorsichtig waren, einen Kahn mit Sammlungen im Fluß versinken zu lassen. Auf der einzigen militärischen Station Juanjuy wurde Herr Pöppig durch brutale und habgierige Peruaner arretirt und erst nach acht Wochen wieder frei.

Endlich wand sich der Fluß aus dem gebirgigen Westen Amerikas heraus und erreichte die unermeßliche Ebene, welche die weiten Strecken bis zur östlichen Küste einnimmt. „Zwischen zwei Felsspitzen befand sich eine weite thorgleiche Oeffnung, und durch sie hin wurden, tief unten, zum ersten Mal die ungeheuren wagerechten Ebenen des innern Amerika, wie ein Land der Verheißung, wie ein ungetrenntes, dunkelgrünes, weit entferntes Meer sichtbar.“ In diese weiten Fernen strebte nun sein Sinn, obgleich er nur eine Wüste zu erwarten hatte, denn die Missionen der früheren Zeit, die als Oasen in dieser Wüste dem Wanderer Zuflucht gewährten, bestanden nicht mehr. „Während die Jesuiten, von Quito und Jaen ausgehend, nach und nach die wilden Indier sich bis zum Rio negro hinab unterwarfen, stiegen die Franciscaner gegen 1660 von den Anden nach dem Thale des mittleren Huallaga hinab, und begründeten die ersten Missionen in der Gegend von Sion und Pachiza, also in einem bis dahin unbekannten Lande, da weder die Missionen von Panataguas (Pozuzo, Muña u. s. w.) und Cuchero so weit hinab reichten, noch die gegen 120 Jahre früher geschehene Besitznahme der Provinz Lamas über die Bewohner und das Land zwischen dem Pongo des Huallaga und den Bergen von Cuchero Licht verbreitet hatte. Die Missionsanstalt der Franciscaner (colegio de propaganda fé) zu Ocopa in der Provinz Tarma sendete alljährlich neue und rüstige Verkünder der Civilisation nach jenen unbekannten Wäldern ab; in Huaillilas und an andern Orten der nahegelegenen Andenprovinzen errichtete jener, in Peru durch Muth und Gelehrsamkeit rühmlichst ausgezeichnete Orden sogenannte Hospicios, eine Art von untergeordneten Standquartieren, um die geistlichen Eroberungen (entradas espirituales) der Wälder leichter betreiben zu können. Die Zerstörung aller jener Institute durch die revolutionären Machthaber gehört zu den nachtheiligsten der vielen höchst verkehrten Schritte, deren sie sich schuldig gemacht haben; sie rächt sich durch neu um sich greifende Barbarei und durch Entvölkerung der Gegenden, die einst unter der milden und klugen Regierung der Mönche einer zunehmenden Wichtigkeit sich rühmen konnten.“ Der Verfasser schildert die hier wohnenden, halb gezähmten, halb wieder verwilderten Indianerstämme.

Die Ebene bildete einen auffallenden Contrast zu den Gebirgen, in welchen der Verfasser bisher gereist war. „Wohin man im ebenen Theile von Maynas auch blicke, wird man doch stets dieselben landschaftlichen Ansichten wiederholt finden. Ein einziger ungeheurer Urwald deckt den ebenen, meist sumpfigen Boden, durchschnitten mit breiten Flüssen und nur an den wenigen Orten in seiner Einheit unterbrochen, wo, als kaum bemerkliche Punkte, die Indier der Missionsdörfer ihre kleinen Pflanzungen angelegt haben, oder wo, als seltene Ausnahmen, kleine Savannen in der Mitte der Forste vorkommen.“ Die ungeheure Größe des Amazonenstroms bewirkt, daß ihn Delphine bis dicht an die Gebirge tief im Innern des Landes hinaufschwimmen. „Nach der Vereinigung mit dem Ucayale erlangt der Strom ein wahrhaft majestätisches Ansehen, und wenn auch die Gleichförmigkeit der Landschaft in Entfernung mehrerer hundert Meilen zulezt das Auge ermüdet, so nimmt das geistige Interesse zu, je mehr man in der vergrößerten Menge der physischen Erscheinungen den Maßstab des Ungeheuren als den einzig befolgten erkennt. Ein breiter Strom, der bald in zahlreiche Arme gespalten zwischen sandigen und dennoch hochbewaldeten Inseln dahinfließt, oder in ein seegleiches Becken ungetrennt sich ausdehnt, ein dunkelgrüner Waldrand, der auf so ebenem Boden und von tausend Schlingpflanzen übersponnen in der Entfernung fast einer künstlich gezogenen, aber riesengroßen Hecke gleicht, sind die einzigen Bestandtheile dieser landschaftlichen Ansichten. Wahr ist es, daß nirgends eine gewerbfleißige Stadt an den Ufern sich erhebt, denn nur nach einer oder zwei Tagereisen erreicht man ein ärmliches Dorf, dessen Rohrhütten, von halbwilden Menschen bewohnt, schon in kurzer Entfernung nicht mehr unterscheidbar sind; — allein über das Ganze spannt sich ein wolkenloser Himmel, und die Strahlen der tropischen Sonne fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichthum, die Kraft des Lebens spricht allenthalben sich mit solcher Stärke aus, daß der Reisende, weit entfernt die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, mit zunehmendem Antheil den Weg fortsezt, und jeden Morgen mit neuer Freude die in heiliger Stille ruhende Wildniß begrüßt. Der Aufgang der Sonne ruft zwar in tropischen Gegenden eine sehr große Zahl von Thieren in das Leben, allein die allgemeine Thätigkeit derselben wird nur erst längere Zeit nach dem Erscheinen des wohlthätigen Gestirns bemerklich, denn meist sind die Bewohner der

Wälder so frostig, daß sie, statt in Zügen aus ihren Lagern aufzubrechen, oder auch vereinzelt zum Suchen ihrer Nahrung auszugehen, sich vorher den Strahlen längere Zeit aussetzen, um von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt mit verdoppelter Kraft ihre Geschäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Gipfel ein, wo eben so wenig der Pfeil des Indiers als das Blei des Europäers sie leicht erreichen kann. Besonders sitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen der Morgensonne zugewendet, die sie in Tönen begrüßen, die wohl zu den raubesten des vielstimmigen Orchesters der Urwälder gehören. Die meisten Thiere fliehen in jener Stunde die niedrigsten Schichten der Waldung, denn die eigenthümliche Ausbreitung sehr vieler tropischer Bäume in breite platte Kronen bringt eben so viele Schirme hervor, die den wassererfüllten Boden so dicht beschatten, daß stets auf ihm eine nur des Mittags angenehme Kühle herrscht. Darum steigen selbst die Vögel, die sonst auf der Erde in niedrigen Büschen oder auf den Sandinseln ihre Nahrung finden, des Morgens bis in die luftigsten Aeonen. Die Pauris flattern schwerfällig von Ast zu Ast bis auf die gewünschte Höhe, die sie durch einen einzigen Flug nicht zu erreichen vermögen; auf den weißgebleichten, blattlosen Gliedern eines Riesenstammes, den der Blitzstrahl tödtete oder die Angriffe der Insekten zum Vertrocknen brachten, sitzen Schaaren der gesellig schlafenden schwarzen Geier, die mit weit ausgebreiteten Flügeln am Sonnenstrahl sich trocknen, unbeweglich, bis sie sich, ohne ihre Stellung zu verändern, langsam nach einer andern Seite wenden. Selbst der Anblick eines Kahns oder einer lagernden Gruppe von Menschen, denen sie in den spätern Stunden sich mit widerlicher Kühnheit und mit diebischer Absicht nahen, vermag sie nicht zum Flug zu bringen. Selten steht ein kolossaler Storch oder Toupouou wie in tiefe Gedanken versunken schon zeitig am Flußufer; der genugsamen Beute auch geraume Zeit nach Sonnenaufgang noch gewiß, nehmen auch sie erhabene Stellungen ein, und vor allen herrlich ist der Anblick der dichten dunkelgrünen Baumkronen, von denen die ruhenden Schaaren schneeweißer Reiher wie eben so viele festliche Kerzen scharf sich abzeichnen. Auch die Geschöpfe der geringeren Ordnungen theilen diese Sehnsucht nach der Sonnenwärme. Die Fische schwimmen entweder so sorglos und ruhig an der Oberfläche, daß der wachsame Indier sie leicht und schnell mit Wurfspieß oder Pfeil erlegt, oder sie fliegen schaarenweis hervor, während die plumpen Sprünge der großen Delphine hier an den Ozean erinnern. Wärmer wird der Strahl der jungen Sonne, und daß auch die Pflanzenwelt von einem höheren Leben ergriffen sey, verkündet der balsamische Duft unzähliger harziger Baumstämme und Blüthen, der weiterhin unter dem Einflusse der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die zahlreichen Bewohner dieser Wildniß ihre volle Thätigkeit, denn sie sind die unverdrängten Besitzer des weiten Reichs, in welchem der Mensch noch keine bleibende Stätte sich begründet hat. Zahllose Entenschaaren treiben auf den flachen Wellen, so unvertraut mit der Verfolgung des Jägers, daß dieser zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Flucht zu veranlassen, und Wolken von schwarzköpfigen Möven sind wie an den Küsten des Meeres mit dem Fischfange beschäftigt. Auch größere Thiere werden sichtbar; am Ufer erscheinen die Rehe, und die Bewegung der Aeste verräth das Wandern einer Heerde von Affen, bald von den größeren Arten, denen nur die Onze furchtbar ist, bald von den kleinen Sagoin, die, von gefräßigen Raubvögeln umschwärmt sind. Unübersehliche Flüge grüner Papagaien haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Heliconien des Ufers das Geräusch eines Schlossenwetters hervor. An dem weißen Stamme einer Iririmapalme wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verräth den gelben Arara, der dort beschäftigt ist, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Neste zu erweitern, aus dem jedoch der ellenlange unbequeme Schmuck auch bei dem Brüten hervorhängt. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen ꝛc. Wilde Schweine kommen polternd durch den Wald und jagen Alles auf, selbst die Onze flieht vor ihnen auf die furchtbar stachelige Palme. Nun naht der Mittag. Die Hitze nimmt so zu, daß alle Thiere still werden und Sieste halten unter dem schattenden Laubdach. „Fische und Wasservögel sind verschwunden, nur an den Mündungen der Nebenflüsse, da wo große Schlammbänke sich angesetzt haben, liegen schaarenweis die greulichen Krokodile ausgestreckt, um sich zu sonnen. Wenn die Sonne dem Untergange sich nahet, entwickelt sich dieselbe Scene wie am frühen Morgen, denn zum zweiten Mal eilen die vielen Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine gütige Hand in Einem fort für sie besetzt hält. Bisweilen aber wird der Frieden furchtbar unterbrochen, wenn mit unbeschreiblicher Schnelligkeit ein Ungewitter sich gebildet hat. Das Geheul der Mycetes und der Nachtaffen, der schrille Ton der Möven und die allgemeine Angst der Thiere verkünden die Schrecken, noch ehe sie nahen. Geisterhaft rauschen die Baumwipfel, während noch kein Luftzug sich rührt, und wie eine warnende Stimme geht den schwarz herbeiziehenden Massen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Der alte Forst kracht bald darauf unter dem orkanartigen Sturme, nachtgleiche

Dunkelheit tritt ein, und während Blitz und Donner unter undurchsichtiger Ergießung sich ohne Pause folgen, empören sich die Gewässer des Stromes wie ein Meer zu gefahrdrohender Höhe." Diese Schilderung, die wir aus Mangel an Raum nur theilweise wiedergeben können, ist meisterhaft.

Auch an Geistern fehlt es diesem Urwald und dem Strom nicht. Die Fluß-Indianer, die eine von den Gebirgs-Indianern verschiedene, auffallend mongolische Physiognomie haben, erzählten von einem furchtbaren Geist, „Lahmfuß" genannt, der in der Nacht des Waldes die Jäger zu verderben trachte, und dessen Spuren an der Unähnlichkeit der Füße erkannt werde. Auch im europäischen Norden spielt der Drudenfuß diese Rolle. Geisterhaft erscheint den Indianern auch das nächtliche Aufrauschen des Stromes, indem im Mondschein eine Schaumwelle den Fluß aufwärts streicht, ein Phänomen, das unlängst auch der englische Reisende Heber im Mondschein auf dem Ganges beobachtet hat.

Endlich gelangte Herr Pöppig an die brasilianische Grenze nach Tabatinga, wo er Speculanten und politische Exilirte fand, die ihm von Brasilien keine bessere Vorstellung gaben, als von Peru. Weiter abwärts mußte sich sein Kahn durch ungeheure Heere von Fischen durchkämpfen, die den Fluß aufwärts zogen. Noch einmal auf der Station Ega begann er sein botanisches Geschäft, gerieth aber mitten in den politischen Parteikampf hinein. Diesen fand er auch in Para an der Küste des Meeres in vollen Flammen, er sezte sich aber auf ein belgisches Schiff, das sich glücklicherweise einfand, und kehrte auf demselben nach Europa zurück.

Mögen die hier mitgetheilten Notizen unsern Lesern einen Begriff von dem Reichthum des Buches geben, das als das Werk eines Landsmannes unserer Nation in jeder Hinsicht zur Ehre gereicht.

3) Washington Irving, die Wanderung in die Prairien. Aus dem Englischen von H. Roberts. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1835.

4) Dasselbe Werk. Aus dem Englischen. Berlin, Veit und Comp., 1835.

Wir haben über eine dritte Uebersetzung des nämlichen Werkes schon im vorigen Jahrgange Nr. 86 gesprochen. Drei Uebersetzungen sind doch wohl zu viel für einmal, obgleich Washington Irving allerdings ganz der Mann ist, und die Natur und Sitte von Amerika zu schildern.

5) Amerikanisches Magazin. Herausgegeben von Karl Neidhard. Erstes Heft. Altona und Leipzig. Expedition des Eisenbahn-Journals und National-Magazins. Hammerich, 1835.

Da der Herausgeber Stiefsohn des berühmten List ist, so dürfte von diesem neuen Journal allerdings eine recht gründliche Vermittelung zwischen Amerika und Deutschland besonders in Industrie- und Handelsangelegenheiten zu erwarten seyn. In dem ersten Heft bildet eine Reise des Herausgebers nach Michigan den Hauptinhalt, sodann Reisskizzen von Washington Irving, Alexander, Stuart rc., endlich Literarisches und Correspondenznachrichten.

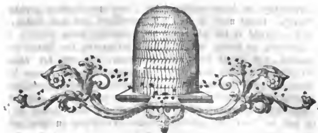
G e s ch i ch t e.

Geschichte der Zigeuner. Ihre Herkunft, Natur und Art. Von Dr. Th. Tetzner. Weimar und Ilmenau, Voigt, 1835.

Bekanntlich erschienen die Zigeuner zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts und gaben vor, sie kämen aus Aegypten, vom Fluch getrieben, weil ihre Voreltern der heiligen Familie auf der ägyptischen Flucht ein Obdach versagt hätten. Der Verfasser stellt alle die wunderlichen Meinungen zusammen, die man vom wahren Ursprung dieses romantischen Völkchens jemals gehabt hat. Da sollen es verkappte Juden oder verkappte Ketzer (daher sie auch in Frankreich Böhmen hießen) gewesen seyn, die sich unter der fremden Maske vor Verfolgungen sichern wollten rc. Einer hat gar behauptet, sie seyen aus der Erde gekommen, und sie als Beweis für ein bewohntes Innere der Erde angeführt. Wahrscheinlicher ist es, daß sie ein nach Timurs Tode (1405) versprengtes asiatisches Volk sind, und zwar ein indisches, wie die Vergleichung der Sprachen beweist. Indeß bleibt Vieles in ihrem Wesen immer noch geheimnißvoll. Man weiß nicht, ob sie zufällig zerstreut wurden, oder ob sie aus einem religiösen Grunde so weite Wanderungen unternahmen. Ihr Name stimmt mit dem eines Volks am Sind, also in dem uns zunächst gelegenen Theile Indiens überein (Tschinganen).

Der Verfasser hat seine Untersuchung durch Schilderungen aus Dichtern, z. B. durch die meisterhafte Beschreibung der Zigeuner von Spindler, den Lesern noch angenehmer zu machen gesucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 10. Mittwoch, 27. Januar 1836.

Reisen in Amerika.

5) Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. Sechste Lieferung. Briefe in die Heimath, geschrieben zwischen Oktober 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Meriko. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Proben dieses Werkes wurden bereits im „Ausland" abgedruckt. Der Verfasser besizt die Gabe, sehr gut zu erzählen, so daß uns dieser Anfang seiner Reise — denn er berichtet nur von seinem Hinweg nach Meriko, nicht von seinem Aufenthalt daselbst und von der Rückkehr — auch da anzieht, wo er von minder unbekannten Dingen spricht. Ein scharfer und feiner Beobachter, weiß er das Beobachtete immer mit der besten Laune vorzutragen. Da er über Frankreich nach England reiste, bietet sich ihm eine Vergleichung beider Länder und Völker von selbst dar. Er contrastirt Frankreich: Die höhern Stände noch in der Tracht unterschieden von den niedern, der Pöbel zerlumpt. Die Weiber in der Regel klein, nicht vom feinsten Trint, aber graziös, lebhaft, mit dem niedlichsten Fußwerk. Die Kinder blaß und mager. Die Männer höflich. Grund und Boden Eigenthum kleiner Besitzer. Schlechte Pferde. Vortreffliche Wirthshäuser. England: Kein Unterschied in der Tracht, vom höchsten bis zum niedrigsten Stande Alles gleich. Die Weiber groß, mehr würdig als anmuthig, mit schmalen, doch zu langen Füßen. Die Kinder so kräftig und schön als möglich. Die Männer kalt und egoistisch. Grund und Boden aristokratische große Massen mit untergebenen Pächtern. Die Pferde unübertrefflich. Die Wirthshäuser nach Landesart, ohne fremder Sitte die geringste Concession zu machen, daher für den Fremden nicht immer behaglich.

Nachdem er uns seinen kurzen Aufenthalt in England mit sichtbarer Theilnahme für alles, was dort bewundernswürdig ist, und auch die glückliche und angenehme Seereise berichtet hat, entwirft er uns eine eben so heitere Schilderung Philadelphias und New-Yorks. Ueber die Vereinigten Staaten überhaupt drückt er sich folgendermaßen aus: „Wenn man mich fragt, ob ich die hiesige Verfassung und Regierung im Wesentlichen und Ganzen dem Land und dem Volk angemessen und dauernd für nähere oder fernere Folgezeit daselbst begründet finde? so antworte ich mit einem lauten und unbedingten Ja. Wesen und Form der republikanischen Institutionen, und

zwar mit entschiedenem Uebergewichte des demokratischen Princips über das aristokratische, scheint mir, so weit die Weltgeschichte reicht, und nirgends so fest wie hier in Boden und Menschen gewurzelt zu haben, und ich halte es geradezu für unmöglich, daß jemals hier die Republik weder zur aristokratischen Oligarchie ausarten, noch durch Ehrgeiz oder Verdienst eines einzelnen Bürgers zur monarchischen Staatsform umgewandelt werden könnte. Lezteres wird auch schwerlich jemanden möglich scheinen, der Amerika und die Amerikaner gesehen und sich überzeugt hat, wie durchaus es hier an allen Elementen dieser Umgestaltung fehlt; namentlich an Enthusiasmirbarkeit des Volks für Individuen und Persönlichkeiten, an militärischem Geist im europäischen Sinne des Worts, und an häufig wiederkehrender Gelegenheit zur Erwerbung kriegerischer Lorbeeren. Hier hätte zuverlässig selbst Napoleons Ehrgeiz es nicht über den großen Bürger hinausgebracht, und er wäre untergegangen in jedem höhersteebenden Versuche. Ob das gegenwärtig die Vereinigten Staaten umschlingende Centralband auf ewige Zeiten, oder auch nur auf sehr lange Zeit vorhalten wird? ist allerdings schwer vorauszusagen, und eine dereinstige Zersplitterung in drei oder vier von einander unabhängige, nur zum Schutze gegen äußeren Angriff etwa verbündet bleibende Föderativgebiete keineswegs unmöglich, kaum unwahrscheinlich. Ganz zuverlässig aber wird, bei einer solchen neuen Gestaltung, Wesen und Form der Republik, und zwar der Demokratie, sich überall behaupten; sie ist das Lebenselement für neun Zehntheile des amerikanischen Volkes, welches außerhalb desselben sich befinden würde, wie der Fisch auf dem Trockenen. Zwar kann der Fremde, wenn er sich vorzugsweise in den Kreisen feinerer Gesellschaft der großen Städte des nordöstlichen Amerikas herumtreibt, zuweilen an dieser Ueberzeugung irre werden; denn in jenen Geselligkeitsverhältnissen, in allerlei Familien- und Rangesrücksichten, in Redensarten reicher Kaufleute und Gutsbesitzer spukt eine aristokratische Tendenz oft vernehmlich genug. Aber so wie man aus solchen Cotterien heraus in's große öffentliche Leben tritt, zeigt sich, dem allgemeinen Volkswillen gegenüber, augenblicklich ihre völlige Nullität, ihre gänzliche Unfähigkeit zu irgend einer, ihrem eigenen ausschließlichen Interesse dienenden politischen Wirksamkeit. Dessen sind auch die Amerikaner neuerdings wieder mehr als jemals im Resultate der jüngsten Präsidentenwahl sich bewußt geworden, und klar genug, in der That, offenbarte sich dabei die Unmacht der aristokratischen Partei, als deren Haupt Quincy Adams ziemlich allgemein angenommen wird. Denn bloß deßhalb besiegte ihn General Jackson, welcher sonst in seiner militärischen Stellung, in seinem etwas soldatischen Charakter, und in seiner den Tarifmännern des Ostens und Nordens verdächtigen Eigenschaft eines Grundbesitzers aus dem Süden, unübersteigliche Hindernisse gefunden haben dürfte. Ueber diese hat ihn nur die Ueberzeugung der Nation von seiner demokratischen Gesinnung, und von der dadurch seiner Verwaltung anhängigen Bürgschaft gegen Usurpationen des Kasten- und Privilegiengeistes hinweggehoben."

Sehr interessant ist auch, was er über die Frauen sagt: „Einen nicht genug zu preisenden und auf ihre rasche Entwicklung in jeder politischen und statistischen Richtung höchst einflußreichen Segen des Himmels besitzen diese Amerikaner in ihren Frauen: ich habe mehrmals schon Gelegenheit gehabt, Euch die als Regel geltende Anmuth ihrer äußern Erscheinung zu nennen, aber das ist das Wenigste, obgleich an sich nicht wenig. Wenn es wahr ist, worüber man ihre Männer zuweilen klagen hört, daß sie früh altern, so ist das nicht zu verwundern bei ihrer unglaublichen Fruchtbarkeit; ja man kann der Natur kaum verargen, wenn ihr früher, als anderswo, wieder leid wird, so viele Reize gespendet zu haben. Jedenfalls hat selbst das weibliche Alter hier nur selten etwas Abschreckendes im Aeußern, wie so häufig in Europa, und mehr noch, sagt man, in Südamerika. Die Hauptsache bleibt aber immer die den amerikanischen Frauen, als Regel, eigene Sittenreinheit und Fülle weiblicher Tugenden aller Art. Skandalöse Ehegeschichten gehören hier zu den allerseltensten Ausnahmen. Freilich wird von den Frauen selbst, in dieser Hinsicht, eine unglaublich strenge Gesellschaftspolizei gehandhabt; keine zur Notorität gekommene Schwäche, wenn auch noch aus dem Mädchenstande herrührend, wenn auch am Traualtar ausgelöscht, darf bei den Amphiktyonen des eigenen Geschlechts auf Nachsicht rechnen. Ich bin während meines Aufenthalts in Washington Zeuge eines solchen, eben damals in lebhafter Erörterung begriffenen Falls gewesen, wo die junge liebenswürdige, und sonst in jeder Beziehung tadellose Gattin eines der vornehmsten Staatsbeamten aus aller Gesellschaft ihres Geschlechts verbannt war, weil sie als Neuverehelichte ihr erstes Wochenbett um ein paar Monate zu früh gehalten hatte, wiewohl zur vollkommenen Zufriedenheit ihres Mannes. Man ist oft versucht, diese Strenge übertrieben und pedantisch zu finden; wenn aber erinnert wird, daß sie der großen Umgangs- und geselligen Bewegungsfreiheit, welche die amerikanischen Frauen und Mädchen genießen, als nothwendiges Gegengewicht dient, so läßt sich nicht viel mehr dagegen einwenden. Uebrigens sind diese Frauen nicht nur fruchtbare und treue Gattinnen, sie sind auch vortreffliche Hausfrauen, sehr liebevolle und pflichteifrige Mütter; man sieht die der unteren Klasse zwar nicht leicht wie bei uns in Feld und Garten arbeiten, und wo man es sieht, kann man ziemlich sicher auf unmittelbare

europäische Abkunft wetten: aber im Hause walten sie unverdrossen, und dessen ganze innere Einrichtung, wie die Sorge für häusliche Kinderzucht, bleibt ihnen ausschließlich überlassen. Groß ist dafür denn auch die Ehrerbietung und zarte Rücksicht, womit in Gesellschaft und bei jeder öffentlichen Erscheinung sie sich überall behandelt finden; es ist nicht, wie wohl in Europa, chevalereske Sitte, die sich um sie bemüht — es ist gleichsam ein fortlaufend ihnen gezollter Tribut von Achtung und Dankbarkeit. Mir scheint, sie müssen sich hier glücklicher fühlen, als in irgend einem andern Lande; freilich sagen sie auch nicht, wie jene Französin: — „je n'aime pas les plaisirs innocens!" — Die Mädchen, ziemlich früh entwickelt, haben dennoch, da sie gewöhnlich sehr früh heirathen, nur eine kurze, aber desto glücklichere Mädchenzeit. Unter dem Schutze der allgemeinen Sitte und ihrer eigenen verstattet man ihnen eine in Europa unerhörte Freiheit: sie gehen allein spazieren, schütteln die Hände, scherzen und lachen mit begegnenden männlichen Bekannten, gehen auf Bälle und in Mittagsgesellschaften ohne elterliche Begleitung. Ein Mißbrauch dieser Freiheit gehört zu den allerseltensten Ausnahmen. Aber man läßt sie auch in der Regel ganz nach Wahl und Neigung heirathen; nicht leicht mischen sich die Eltern überhaupt dabei ein; von Zwang ist vollends niemals die Rede, und in keinem Lande der Erde sind glückliche, wohlgepaarte Ehen mehr an der Tagesordnung."

Ueber das lezte Werk Victor Hugos.

Angelo, Tyran de Padoue. Drame en 3 journées.

Die Vorrede zu diesem Stücke dürfte demselben eine üble Nachrede bereiten. Der Dichter gibt darin die Perspektive an, aus welcher er sein Werk beurtheilt zu sehen wünscht, und wir halten es für billig, bei einer Kritik desselben, den von dem Autor angegebenen Weg zu verfolgen. — Wir wollen sehen, wohin er führt.

Herr Hugo sagt in obiger Vorrede unter Anderem Folgendes: „Mettre en présence, dans une action, toute résultante du coeur, la femme dans la société, la femme hors de la société. — — Defendre l'une contre le despotisme, l'autre contre le mépris. — Enseigner à quelles épreuves résiste la vertu de l'une, à quelles larmes se lave la souillure de l'autre. — Faire vaincre dans ces deux ames choisies les ressentimens de la femme par la piété de la fille, l'amour d'un amant par l'amour d'une mère, la haine par le dévouement, la passion par le devoir. — En regard de ces deux femmes poser deux hommes, le mari et l'amant, le souverain et le proscrit. — — Enfin au-dessus d'eux poser comme un lien, comme un symbole, comme un intercesseur, comme un conseiller, le dieu mort sur la croix. Clouer toute cette souffrance humaine au revers du crucifix." — —

Das Stück spielt in Padua um das Jahr 1549. Die erste Scene zeigt einen prächtig beleuchteten Garten, wo la Tisbe, eine Schauspielerin, der Noblesse von Padua ein Festin bereitet. An ihrer Hand erscheint der Podesta, von der Republik Venedig mit unumschränkter Gewalt über die unterjochte Stadt ausgerüstet. Eifersüchtig bis zum Schrecken auf die dramatische Künstlerin, die ihn nicht liebt, peinigt er sie, den Inhalt einer Unterredung zu erfahren, die sie so eben mit einem seiner Sbirren gehabt. Hier nun erfährt er, daß la Tisbe, noch Kind, an der Hand ihrer Mutter, als Bänkelsängerin die Straßen von Brescia durchzog, wo diese das Unglück hatte, einem Senator zu mißfallen. Zum Tode verdammt, wird sie durch die Bitten eines Kindes, des Senators Tochter, gerettet, dem die dankbare Mutter ein Crucifix, worauf der Name Tisbe eingegraben war, zum Andenken überreicht. Die Mutter ist längst gestorben; die Tochter aber, jezt im Reichthum und Ueberfluß, sucht Erkundigungen über ihre Retterin einzuziehen, um wo möglich, ihr jezt zu vergelten. Dies der Inhalt jenes Gespräches. — Kaum sind sie abgetreten, so erscheint der wirkliche Geliebte Tisbes, Rodolpho, der sie jedoch nicht liebt, und der, wie wir von Homodéi, dem eigentlichen Schicksale des Stückes, erfahren, aus einer alten Familie abstammt, die aus Venedig verbannt war. Er selbst sey vor 7 Jahren alldort von einer Schönheit gefesselt worden, die auch gar bald sein Gefühl getheilt habe. Das Schicksal trennte sie, und nun stürzte sich Rodolpho „in den Strudel der Vergnügungen, der Zerstreuungen, der Thorheiten und Laster." Doch umsonst; die Liebe zu der Dame seines Herzens, deren Namen er nicht einmal kannte, machte dieses alles mit. Endlich nachdem er mit dieser Liebe wider Willen Tisbe nach Padua begleitet, läßt ihn daselbst die frühere Geliebte aufsuchen, gestattet ihm wöchentlich drei Rendezvous, stets mit Verschweigung ihres Namens, und bleibt plötzlich wieder aus. „Wollt Ihr sie sehen?„ schließt Homodéi endlich seine, etwas sehr lange Rede. Die Antwort kann sich jeder denken, dessen Liebe dem Gegenstand seiner Anbetung selbst im Strudel der Vergnügungen, der Zerstreuungen, der Thorheiten und des Lasters treu geblieben ist. Homodéi erbietet sich, ihn um Mitternacht zu ihr zu führen, und Rodolpho stürzt fort. Jezt erscheint la Tisbe wieder; auch ihre Eifersucht reizt Homodéi, und verspricht, sie heute Nacht durch ihre Augen von der Untreue ihres Geliebten zu überführen, wenn sie sich vom Podesta

einen Schlüssel geben ließe, den dieser als Bijou am Halse trägt. Dies geschieht, so endet la première journée.

La deuxième führt uns in Katharinas Schlafgemach. Homodéi führt Rodolpho durch die Mauer hieher und verschwindet. Bald erscheint Katharina, des Podesta Gemahlin, denn keine Geringere ist es, und sieht sich angenehm durch die Gegenwart des Geliebten überrascht. Aber die Freude währt nicht lange. Tisbe kommt mit Hülfe des Bijou-Schlüssels ebenfalls durch die Mauer. Kaum hat Rodolpho Zeit in's anstoßende Betzimmer zu flüchten; aber, ein zweiter Joseph, läßt er den Mantel zurück. Tisbe erkennt ihn, macht Lärm, weckt den Podesta, — doch als dieser eintritt, und sie eben Alles verrathen will, fällt ihr Katharina's Crucifix in die Augen. Ihr eigener Name ist darauf gezeichnet, Katharina die Retterin ihrer Mutter. Rasch wandelt sich ihr Zorn in Edelmuth; sie bindet dem Podesta auf, sie sey nur hieher geeilt, seine Frau von einem Mordanschlag gegen ihn zu unterrichten. Dieser reicht dankbar Tisbe die Hand, um sie nach Hause zu geleiten, Katharina läßt den Liebhaber durch die Mauer spazieren und geht schlafen.

Aber in der troisième journée ist der Tyrann durch einen Brief, den man in des erschlagenen Homodéi Tasche fand, auf die Schliche seiner Frau gekommen, und beschließt Rache. Block und Beil stehen schon bereit; aber das Alles kann sich nicht ohne la Tisbe vollführen lassen, die neben der Geliebten auch noch eine Art von Geheimerath und Haushofmeister Angelos zu seyn scheint. Diese verwirft das Beil, schlägt Gift vor, und reicht ihr statt dessen einen Schlaftrunk, worauf die Scheintodte unter Aufsicht des weiblichen Factotums in die Gruft getragen wird. Hier erscheint Rodolpho wüthend, dringt rasend auf la Tisbe ein, und wirft ihr den Mord der Geliebten vor. Sie könnte sich mit einem Worte reinigen, oder indem sie nur Katharina aus dem Schlafe rüttelt; aber ihr geht es wie Max Piccolomini! „Es scheint, sie wollte sterben.“ Auch ersucht sie Rodolpho mehrmals höflich, sie umzubringen; ein gutes Wort findet stets eine gute Stelle! Rodolpho läßt sich erbitten und sticht sie todt. Darauf erwacht Katharina, la Tisbe fordert sie sterbend auf, von bereit stehenden Pferden Gebrauch zu machen, weist ihr Männerkleider nach, segnet sie, stirbt — und das Stück ist aus.

Der Name Hugo bürgt wohl dafür, daß das Drama mit aller Begeisterung, Gluth und Kraft der Sprache geschrieben ist, die den Autor desselben so berühmt gemacht. Aber eben dieser berühmte Name fordert zu einer ernsten Kritik auf. Von einem andern Verfasser geschrieben, an einem Boulevard-Theater aufgeführt, würden wir nur der trefflichen Einzelheiten erwähnen, woran das Stück keinen Mangel leidet, und alle Schwächen desselben, als die eines ephemären Erzeugnisses der neueren Schule übergehen. Aber Victor Hugo ist gewissermaßen Schöpfer, jedenfalls gegenwärtiger Chef dieser Schule, und so ist es wohl an der Zeit, den Weg, den dieselbe eingeschlagen, etwas näher zu beleuchten.

Der Autor gibt uns sein Stück als eine Handlung, die ganz aus dem Herzen hervorgeht. Das finden wir nicht. Die Handlung geht ganz aus einer Mauer hervor, aber aus keinem Herzen. Der Beweis liegt wohl darin, daß der Dichter eher sämmtliche Herzen seiner Personen entbehren könnte, als die alte Wand. — Wie kann man ein Drama auf einen so elenden Behelf aufführen?

Ein solches Hin- und Herrennen durch verborgene Oeffnungen in der Mauer, ein solches Schlüpfen und Hüpfen in und aus kaschirten Mäuselöchern versezt auch den Wohlwollendsten in die Stimmung des Lustspiels und der Farce. Unbekannte Fußtritte mögen zu nachtschlafender Zeit einen schaurigen Eindruck auf den davon im Traum Emporschreckenden erzeugen; ist dies aber auch noch der Fall, wenn wir deren Ursache kennen; und eine solche Ursache? Nein! An die Stelle des Entsetzens tritt Ekel, ungefähr als wenn wir bemerkt haben, daß diese, uns erschreckenden, Tritte von Ratzen herrühren; Ekel zu erregen, konnte aber nie der Zweck des Dichters seyn; hier auch nicht einmal Entsetzen, denn jede Ueberraschung wird uns schon geraubt, indem Angelo gleich in der ersten Scene auf diese Meisterstücke der geheimen Baukunst mit Schauder und Grauen hindeutet. Also bloß das Wesen der Tyrannei, die ihn, den Tyrannen, bedrückt, wollte er bezeichnen? Spaßhafterweise aber trägt er selbst den Schlüssel zu so einem Geheimnisse an seinem Halse; auch er macht solche nächtliche Promenaden, und ist es doch unerklärlich, wie man ein Geheimniß so fürchten kann, das man selbst theilt. Noch unerklärlicher ist es, wie er, ein so vorsichtiger Tyrann, nicht die Schlösser ändern ließ, zu denen er so leichtsinnig den Schlüssel verschenkte; ein Rath, den ihm jeder Hausmeister ertheilt haben würde. Wozu aber dieses ganze Schlüsselspiel nöthig, begreifen wir nicht, da ja Homodéi im Besitze diverser Dietriche war, und la Tisbe wohl auf demselben Wege hätte introduciren können, den er für Rodolpho gewählt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 11. Freitag, 29. Januar 1836.

Ueber das lezte Werk Victor Hugos.

Angelo, Tyran de Padoue. Drame en 3 journées.

(Schluß.)

Freilich wäre sie dann in Verlegenheit gerathen, Angelo, diesem merkwürdigen Tyrannen, den Weg anzugeben, auf dem sie zu seiner Frau geschlichen; bloß aus diesem Grunde also findet das ganze Possenspiel mit dem Bijou-Schlüssel am Halse des Tyrannen statt; bloß aus diesem Grunde also muß auch er in die Geheimnisse der Mauer eingeweiht seyn, und so sich selbst Lügen strafen, wenn er von deren Schrecknissen spricht. Eine solche leere Aeußerlichkeit, die der Haupthebel eines Drama ist, erregt Lachen. Im Lustspiel kann er mit dem größten Erfolge angewendet werden, und verfehlt in der „gefährlichen Nachbarschaft“ nicht seinen Zweck, deren Erinnerung sich auch unwillkürlich dem Leser bei dieser Scene aufdringt.

Die zweite Aufgabe, die sich der Dichter sezte, war: la femme dans la société, und la femme hors de la société im Gegensatz zu schildern. — Welches sind diese beiden Frauen? Katharina und la Tisbe, die Frau des Podesta und die Schauspielerin, das Weib im Fürstenmantel und jene, die von der Bänkelsängerin stammt. Und aber wie sind diese Frauen gegeneinander gestellt? — Die femme dans la société, die Gattin des Podesta, sehen wir zurückgezogen von der Welt, einsam, einer Gefangenen gleich, in ihren Gemächern bewacht, während la Tisbe, die femme hors de la société, eine Rolle spielt, die sie zur Frau de haute société erhebt. Sie ist eine Freundin des Primicier von Venedig, der sie mit köstlichen Geschenken von narkotischen und giftigen Flüssigkeiten beehrt; sie ist der Abgott des hohen Adels von Padua, und kein Senator verschmäht es, ihre Feste durch seine Gegenwart zu verherrlichen; — ist das die femme hors de la société, so ist wenigstens ihre Stellung eine ganz falsche. Die Stellung der Personen ist aber im Drama eine der Hauptsachen, da aus ihr die Situationen hervorgehen, und ist jene Basis derselben falsch, so wäre zu verwundern, wenn sie selbst wahr wäre.

Défendre l'une de ces deux femmes contre le despotisme, l'autre contre mépris — ist der dritte Theil der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt. Aber hat er sie gelöst? — Wodurch wird des Podesta Gattin gegen dessen Despotismus vertheidigt? — Dadurch, daß man ihr die Wahl zwischen Beil und Gift läßt? oder dadurch, daß man sie zwingt, statt des Giftes einen Schlaftrunk zu nehmen? — Auf was in aller Welt läßt sich hier das Wort: défendre, anwenden? — Und vom

zweiten Theil des Satzes, von der Vertheidigung gegen die Verachtung der Andern kommt gar nichts im Stücke vor, und konnte auch nichts davon vorkommen, da gegen la Tiebe nie von einer Verachtung, sondern stets nur von Bewunderung, Anbetung und Liebe die Rede ist. — Wozu ein Uebel bekämpfen, welches nicht existirt? —

Der vierte Satz: à quelles épreuves resiste la vertu de l'une, à quelles larmes se lava la souillure de l'autre — hält wohl bei strengerer Beachtung nicht festen Stand. — Welchen Versuchungen widersteht denn die Tugend Katharinas? — Es gibt deren zweierlei; die, welche wir vor unsern Augen sehen, und die, welche uns nur erzählt werden. Was die Lezteren betrifft, so sind sie zweideutiger Natur. Sie liebt einen Jüngling, gibt ihm zahlreiche Rendezvous, bleibt plötzlich fort und heirathet einen Andern. Ist die Liebe eine Tugend, so bleibt sie dieser Tugend nicht eben musterhaft treu. Doch Zwang entschuldigt viel. Aber nach ihrer Ehe leitet sie jene Rendezvous von Neuem ein, und sieht den Geliebten häufig in einer Hütte unter den Ruinen eines alten Schlosses. „Hier blieb sie, wie Homodeï sagt, tout à la fois fidèle à son amour et à son honneur, à son amant et à son mari." — Wir finden von Allem gerade das Gegentheil. Sie ward tout à la fois infidèle à son amour et à son honneur, à son amant et à son mari — infidèle à son amour et à son amant, als sie einen Andern heirathete; infidèle à son honneur et à son mari, als sie nach vollzogener Ehe mit einem Andern unter den Ruinen alter Burgen campirte. — Hätte noch ein Zufall sie zusammengeführt; nun wer kann für den Zufall! nein, ein altes Weib paßt ihm auf der Brücke auf und führt ihn unter die Ruinen, wo die Geliebte schon seiner harrt.

Soll die Härte des Gemahls sie entschuldigen? — Um Gotteswillen nicht! da gäbe es keinen wirklichen Treubruch mehr, denn die Männer bieten in der Regel die erste Veranlassung dazu; doch das entschuldigt nicht; nein! troz alles Erduldeten mußte sie nicht fliehen, sie mußte bleiben, und ein Opfer ihrer Treue fallen, oder mindestens nicht mit dem Entführer fliehen; aber gerade dazu zeigt sie schon absonderliche Lust in der siebenten Scene des dritten Akts. Religion, Ehre und Sittlichkeit verdammen ihre Flucht. Doch wir wollen nicht so streng seyn; ein Gatte, der großmüthig die Wahl läßt zwischen Beil und Gift, muß schon ein Auge zudrücken, wenn die Frau zum Teufel geht, aber — der Dichter stelle sie nicht als ein Muster auf, à quelles épreuves resiste la vertu; sonst antworten wir ganz trocken: à aucune! —

Fünftens: A quelles larmes se lave la souillure de l'autre. — Davon werden wir wieder nichts gewahr. Kein Mensch beschuldigt Tisbe eines schlechten Lebenswandels, als sie ganz allein. Rodolpho sagt, ohne sie zu lieben: Vous mériteriez l'amour d'un ange. Sie schweige selbst von ihrer Schande, und kein Mensch wird daran denken; Jedermann wird sie für eine so tugendhafte Schauspielerin halten, als nur je eine gelebt hat; aber wir müssen alle ihre Farcen uns erzählen lassen, und ein Weib, das ohne Noth ihre Schande verkündet, ist nicht minder widerlich als eine Tugendheuchlerin. — Und wozu beichtet sie denn das alles? Aus Reue? um ihre Souillure in Thränen abzuwaschen? — Bewahre! Sie will sündigen, sie will Rodolpho verführen; es ärgert sie nur, daß sie schon in Sünde abgestumpft ist, daß sie nicht alles Vergangene ungeschehen machen kann, um es mit Rodolpho nachzuholen. — Das ist ja ein Ausbund von einem Weibe. Aber Rodolpho will sie nicht; sie kommt dahinter und will ihre Nebenbuhlerin unter's Beil bringen. Da erkennt sie in ihr die Retterin ihrer Mutter und verzeiht. Das ist gut, das ist schön; man kann liederlich seyn und doch eine gute Tochter und eine große Künstlerin; wir sehen das alle Tage. Dabei sollte es aber auch sein Bewenden haben. Nein! sie dringt darauf, daß man sie ersteche. Weßhalb? Ist es ein Opfertod? für wen? stirbt sie denn nothwendig und an der Stelle einer Andern? Nein! Konnte sie denn nicht mit entfliehen? Oder kann sie, maitresse absolue du Tyran de Padoue nicht ruhig nach Hause gehen? Weßhalb stirbt sie denn? — Aus Unlust am Leben, aus Ueberdruß, aus Neid, ihren Geliebten in den Armen einer Andern zu sehen. — Das ist ein überflüssiger Tod; überflüssiger Tod im Drama ist aber unerlaubt. Der Tod muß Strafe seyn oder Sühnung; hier ist er keines von beiden.

Sechstens: Faire vaincre (dans Tisbe) les ressentimens de la femme par la piété de la fille; l'amour d'un amant, par l'amour d'une mère.

Sie opfert ihre Rache dem Andenken ihrer Mutter; ja; aber was ist das für eine Rache? Worauf ist sie begründet! Weiß sie nur, daß Katharina ihre Nebenbuhlerin ist? Hat sie Rodolpho bei ihr gesehen? — Nichts von alle dem. Sie sieht ein Weib in Todesangst, in die sie es gestürzt, und im Begriff, den Streich zu führen, erkennt sie in ihr die Retterin ihrer Mutter und hält inne. Hätte sie vielleicht noch zuhauen sollen?

L'amour d'un amant werde par l'amour d'une mère besiegt? — Wo denn? — Entsagt sie? Keineswegs. Sie findet sich verschmäht und Katharina geliebt, und macht bonne mine au mauvais jeu; die Mutter bleibt ganz ex nexo; und wenn ihr Katharina noch drei Mütter rettete, so würde sie ihr doch den Geliebten entreißen, wenn es ginge. Aber es geht nicht; man raubt ihn ihr; sie gibt ihn nicht, sie gäbe ihn nicht! sie würde ihn nimmermehr geben; uns wenigstens überredete sie das in drei anderen journées noch nicht! — Was also will hier der Triumph der Kindesliebe über Leidenschaft

zu einem Manne? — „Worte! Worte! nichts als Worte." —

Siebentens: La haine par le dévouement, la passion par le devoir. — Auf wen von Beiden geht das? — Auf Beide paßt es nicht. In wie weit es auf Tisbe nicht paßt, ist oben erläutert worden; es aber auf Katharina anzuwenden, wäre eine Tollheit. Sie besiegt nicht den Haß durch Ergebung, sondern unterwirft sich der Gewalt; und wie sie, zur Freiheit gelangt, ihre Leidenschaft von der Pflicht besiegen läßt, das zeigt sie vermuthlich im Augenblick, wo sie mit dem Liebhaber zu Pferde steigt, um dem Gatten zu entfliehen. — Bon! —

Achtens: En regard de ces deux femmes poser deux hommes, le mari et l'amant; le souverain et le proscrit. —

„Der Gatte und der Liebhaber." — In der That, es thut jeder, was seine Lage erlaubt; der mari wüthet mit Beil und Gift, und der amant spielt während der Greuelscene Versteck im Betzimmer seiner Geliebten. Was sind das für Gegensätze? — Hätte hier von solchen die Rede seyn sollen, so hätte der Liebhaber dem Gatten gegenüber treten, und die Rechte der Liebe gegen die der Ehe zu vertheidigen suchen sollen; da hätte der Dichter einen Vorwurf für seinen Geist und seine Beredsamkeit gefunden; aber so hatte der Eine gut wüthen, während der Andere versteckt war; und dieser hatte sich gut verstecken, während jener wüthete. —

Noch spaßhafter sind die beiden anderen Gegensätze: le souverain et le proscrit. Nicht der Rang, den der Mensch in der Welt bekleidet, kommt in Anspruch, sondern die Stellung, die ihm dieser Rang gibt. Handelt hier nun Angelo als Fürst, Rodolpho als Verbannter? Keineswegs. Jener wird Meuchelmörder; dazu braucht man nicht Fürst zu seyn; dieser zieht mit einer hübschen Schauspielerin umher; das können auch noch andere Leute als Proscribirte. Begehen sie eine Handlung oder sprechen sie ein Wort, das aus ihrer Stellung als Fürst oder Verbannter herorginge? — Bewahre! — Geht aber keine ihrer Handlungen aus ihrer bürgerlichen Stellung hervor, so ist diese eine rein zufällige, und somit auch jene Gegenüberstellung eine bloß imaginäre.

Und neuntens: Enfin au-dessus de ces deux hommes entre ces deux femmes poser comme un lien, comme un symbole, comme un intercesseur, comme un conseiller, le dieu mort sur la croix.

Das ist zu arg; das ist wirklich Profanation, das ist Sacrilegium. Tisbe will ihre Nebenbuhlerin vernichten, und wird davon zurückgehalten, weil sie durch ein Crucifix, worauf ihr Name gegraben ist, in ihr die Retterin ihrer Mutter erkennt. — Ist es das Crucifix, das sie zurückhält? — Erscheint der „Gott am Kreuz" hier als ein Band, als ein Symbol, als Fürsprecher, als Rathgeber? — Durchaus nicht! Die Bedeutung des Kreuzes verschwindet vielmehr ganz, und nur die Erinnerung an die gerettete Mutter tritt in's Leben; aber nicht durch das Kreuz, sondern durch den Namen Tisbe, zufällig darauf eingegraben; — hätte die Mutter statt dessen ihrer Retterin ein Strumpfband, oder eine Kaffeekanne, oder eine Nachtmütze mit dem Namen Tisbe versehen, geschenkt, so würde der Anblick dieser Gegenstände auf sie ganz die Wirkung erzeugt haben, die jetzt das Crucifix erzeugte; wie konnte also der Autor uns glauben machen wollen, in dieser rein äußerlichen Zufälligkeit liege eine tiefere Bedeutung; es liegt keine darin, und konnte keine darin liegen; denn die christliche Lehre verwirft jede Bedeutung des Zufalls, räumt ihm keinen höheren Werth ein, als er in der physischen Welt behauptet, und mithin darf er auch im christlichen Drama auf keine höhere Stufe der Anerkennung Anspruch machen.

So viel über die Punkte, welche zu beleuchten, der Dichter durch sein Vorwort selbst herausgefordert. Ueber die Behandlung des Stoffes ließe sich noch viel sagen, verböte es nicht der Mangel an Raum. Hier nur einige flüchtige Bemerkungen über einzelne Charaktere.

Das Stück heißt: Der Tyrann von Padua. — Ein Titel ist am Ende etwas außerwesentliches bei einem Drama. Zeigt aber der Autor so bestimmt darauf hin, so sind wie wir auch berechtigt, eine Folgerung aus diesem Titel zu ziehen. Die mindeste, wozu uns der angeführte veranlassen könnte, ist, uns auf einen Tyrannen gefaßt zu machen. Angelo ist das aber höchstens zwischen seinen vier Pfählen; ei so hätte der Autor ihn den Haustyrannen nennen sollen. Ein Mann, der, mit unumschränkter Gewalt über Leben und Tod ausgerüstet, nichts thut, als wimmern und klagen, Tag und Nacht in Träumen und Ahnungen vor den Sbirren der Inquisition zittern, — der ist, falls er wirklich Tyrann genannt zu werden verdient, zum mindesten ein Tyrann des Jammerns und Erbarmens.

Eine Künstlerin, die in Glanz und Pracht stets die Niedrigkeit ihres Standes schildert, ist eine Närrin; und wenn diese Künstlerin, die zehn Jahre lang alle Kelche des Genusses und des Lasters ausgeschlürft, nun plötzlich in ihren alten Tagen um ihre verlorne Unschuld jammert, so ist das zum Todtlachen.

Rodolpho, dieses Muster-Exemplar eines Liebhabers, stürzt sich mit dem Andenken an seine Liebe „in den Strudel der Vergnügungen, der Zerstreuungen, der Thorheiten und der Laster." — Eine saubere Liebe. Ewige Zeit hält er Rendezvous mit seiner Geliebten, und erfährt ihren Namen nicht. Rodolpho, der seiner Liebe solche halsbrechende Unternehmungen zumuthet, ist

mir der Rechte, so discret zu seyn! Und wozu überhaupt die Discretion? Ist es auch nur denkbar, daß ein tugendhaftes Mädchen, von der Leidenschaft so weit getrieben, daß sie bei einer alten Frau ihrem Liebhaber Zusammenkünfte gestattet, ihm ihren unverfänglichen Namen verschweige? — „Warum soll die Welt nicht ein Guckkasten seyn, warum ich nicht toll, und das Alles glauben?“ sagt Herr Raurach bei einer ähnlichen Gelegenheit im Lustspiel; und in der That, ein solcher Glaube grenzt an Tollheit. Aber weil die ganze Handlung nicht statt finden würde, weil Rodolpho sich geniren müßte, seiner Schauspielerin nach Padua nachzulaufen, wenn er seine Geliebte dort als Fürstin wüßte, so bindet uns der Dichter eine solche Discretion auf, die wir Niemanden zutrauen würden, und Signor Rodolpho, mit seinen plaisirs, distractions, folies und vices am allerwenigsten. —

Katharina spielt die allerkläglichste Rolle. Sie ist rein der Angel, um den sich die verborgene Thür in der Mauer dreht; drehte sich diese Thür nicht, würde kein Mensch von ihr Notiz nehmen. Ihre Liebe kann uns nicht rühren, die einen Anderen heirathet; ihre Treue kann uns nicht rühren, die dem Manne entläuft; ihre Discretion kann uns nicht rühren, denn sie läßt sich den Liebhaber durch alte Weiber aufsuchen; ihre Rettung kann uns nicht rühren, wie ihr Untergang uns nicht rühren würde; sie ist eine kleine unbedeutende Person, und wir können uns höchstens wundern, daß sie der Mittelpunkt eines solchen Spektakels ist.

Homodei ist ein merkwürdiger Bösewicht, aber seine Bestrafung ist noch viel merkwürdiger. Ein Bösewicht kann im Dunkeln freveln, denn der Frevel scheut das Licht; aber die Gerechtigkeit muß laut und offen beim hellen Sonnenschein richten, sonst mordet sie. Die poetische Gerechtigkeit aber auf die Art, wie hier, zu üben, ist neu; neu, daß ein Schriftsteller zum Straßenmörder wird, um einen Bösewicht zu bestrafen. Homodei ist meuchlings umgebracht, nicht gerichtet worden, mithin sind die Akten dieses Processes nicht geschlossen, der Bösewicht nicht bestraft; er ist hinterlistig aus der Welt geschafft, und an seine Stelle der Mörder Rodolpho getreten, so daß, statt das Stück von einem Bösewicht zu säubern, der Dichter uns mit zweien überrascht. —

Was den Styl belangt, so ist Herrn Hugos Meisterschaft in der Diction zu anerkannt, als daß es eines Lobes unsererseits bedürfe; doch ist auch hierin ein Streben nach Neuem à tout prix nicht zu verkennen. Diese Wuth der Neuerung erzeugt oft die barockesten Wendungen, und verschmäht es nicht, häufig bis zur Trivialität hinabzusteigen. Aeußerungen in Bezug auf Hingebung in der Liebe, wie: „Il n'aura rien de moi, oder: vous savez que je ne vous ai jamais rien accordé“ — und ähnliche mehr, tragen den Stempel der Griselles du pays latin an sich, und ziemen sich weder für den Styl des hohen Dramas, noch in dem Munde einer anständigen Frau.

Das Wort Trahisseur für Traître ist gar nicht französisch. Alex. Dumas creirte es im Jahr 1830, und Fredéric Lemaitre sprach es zuerst auf der Bühne Odéon im Charakter Napoleons aus. Nur aus dem Zusammenhange, der Etymologie und dem Nasenrümpfen des Darstellers ward es uns verständlich, doch konnten wir nicht umhin, einen Nachbar zu fragen, que ce que c'est que: Trahisseur? — Der aber antwortete ganz ruhig: „C'est romantique, Monsieur!“

Auch verschmäht es Herr Hugo in diesem Stücke nicht, selbst auf Kosten der poetischen Wahrheit einen Applaus durch Schmeicheln der Partei-Meinungen zu erjagen. Angelo, der Tyrann von Padua beschreibt seine Furcht vor der Inquisition; hierauf sagt Tisbe: „Ihr Furcht? Ihr, der unumschränkte Herr und Gebieter, der selbst Furcht der ganzen Welt einflößt?“ — worauf Angelo, wie sprichwortweise, entgegnet: „première raison pour trembler.“ — Hier hören wir den Applaus, als ob wir zugegen wären, aber er ist unverdient, denn eine Unwahrheit erringt ihn. Angelo belügt Tisbe, sich selbst und die Applaudirenden; nicht weil alle Welt vor ihm zittert, zittert er vor aller Welt; er zittert vor dem Rath der Zehen, und jemehr alle ihm Untergebenen vor ihm selbst zittern, desto weniger braucht er vor jener höhern Macht zu erbeben. Mithin ist diese Aeußerung eine Unwahrheit, und wir glauben nur gerecht, nicht hart zu seyn, wenn wir sie einen Theater-Coup nennen, dessen einziger Zweck ein Händeklatschen ist.

Alles Gesagte in ein Resumé gebracht, bestätigt es eine, von uns vor Jahren bereits geäußerte Ansicht, daß der hochbegabte Dichter die, seinem Talente gebührende, Krone auf dem dramatischen Kampfplatze nicht finden dürfte. Er leistet im Gebiete des Romans Außerordentliches, und seine lyrischen Poesien gehören zu den allertrefflichsten Erzeugnissen der neueren französischen Literatur; auf dem Wege des Drama wird er sich stets, durch eine zu geflissentliche Vermeidung der alten Schule, auf unwegsamen Pfaden verirren, wo er sich selbst verlieren dürfte, und am Ende wohl auch — das Publikum.

Jn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 12. Montag, 1. Februar 1836.

Historische Romane.

1) Heinrich von Osterdingen. Ein Cyklus von drei romantischen Erzählungen von August Bürck. Erste Abtheilung. Der Sängerkrieg auf Wartburg. Leipzig, Hartmann, 1834.

Ein Roman, der noch ganz an die alte romantische Zeit Tiecks, Arnims, Fouqués erinnert, auf Goldgrund gemalt, voll von jener heiligen Kindlichkeit, die freilich zulezt zur Manier geworden ist, und gedichtet in einer Süßigkeit der Empfindung, wie sie allen deutschen Romantikern eigen ist, und wie sie auch nur durch die fromme Erinnerung an eine in so vielfacher Beziehung reiche und wunderbare Vorzeit des eignen Volks erweckt werden kann. Doch ist es gerade die milde Seite des Mittelalters, die unsere Zeit nicht vertragen kann. Von der lieblichen Frömmigkeit, Sittigkeit, Naivetät wendet man sich weg. Dagegen findet man an der Grausamkeit und Rohheit des Mittelalters ein sonderbares Wohlgefallen und sucht es in den scheußlichsten Charakteren und Parteikämpfen am liebsten auf.

2) Erwin von Steinbach. Ein Roman. Drei Theile. Hamburg, Perthes, 1834.

3) Erwin von Steinbach. Novelle von G. E. Braun. Mainz, Kupferberg, 1834.

Die Geschichte des berühmten Meister Erwin, dessen Gebeine man bekanntlich unlängst roher Weise aus dem Grabe warf, um einen Blitzableiter hinein zu leiten. Seltsame Schickung! Um den Bau des Straßburger Münsters vor dem zerstörenden Blitze zu sichern, zerstört man die Ruhestätte des Erbauers, und will erst nach einem halben Jahrtausend die alte Sage wahr machen, nach welcher der Baumeister das Opfer seines Werkes werden muß. — Der Roman wie die Novelle, beide sind mit Liebe geschrieben und in dem bekannten ehrbaren altmeisterlichen Ton, den die moderne Romantik für alle solche Schilderungen aus dem deutschen Mittelalter adoptiet hat. Der Roman übertrifft die Novelle, wie an Umfang, so durch die mehr künstlerische Haltung. Er gibt nicht bloß der Person Erwins, sondern auch seiner Kunst eine Bedeutung und stellt die gothische Baukunst in ihrem Werden, in ihrem Contrast mit dem herrschenden Geschmack, in ihrem Kampf dar, und erinnert insofern an Sternbalds Wanderungen von Tieck, doch ohne

daß der ungenannte Verfasser dieses Romans in der Darstellungsgabe Tieck erreichte. Es ist alles zu sehr in Sentimentalität getaucht.

4) Feierstunden von Ernst Weyden. Köln, Renard und Dübyen, 1835.

Erzählungen in bekannten Manieren ohne besondere Originalität. Eine ehrbare Nürnbergliche Meistergeschichte aus dem Anfang des 16ten Jahrhunderts, eine längere und auch unterhaltendere Hexengeschichte, die aber zu modern sentimental gehalten ist und bei der am Ende nichts herauskommt, da die arme Frau vom Scheiterhaufen durch ein paar befreundete Reiter gerettet wird. Endlich die Geschichte eines italienischen Geigers, in Hoffmanns bekannter Manier.

5) Die Feuertaufe. Erzählung von Eduard Duller. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1834.

Duller verräth hier seine genaue Bekanntschaft mit Spindler, und die Manier Spindlers, immer feste klare Gestalten hinzuzeichnen, ist einem Dichter, der sonst gern in phantastische Nebelgebilde abschweifte, gewiß zuträglich. Doch kommen auch hier noch allzu phantastische Unwahrscheinlichkeiten vor. Die Gesellschaft auf dem Scheiterhaufen ist doch gar zu wahnsinnig.

6) Bosheit und Wahnglaube oder der Hexenproceß. Sittengemälde aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts von Karl Keller. Bunzlau, Appun.

Auch hier ein Hexenprozeß, mit weniger phantastischer Zuthat, aber in desto treuerer Zeit- und Lokalfärbung. Der wenig bekannte Verfasser hat schon mehrere recht gute Sittengemälde der Vorzeit entworfen, die sich durch dasselbe treue Anschließen an die historische Wahrheit, an bestimmte Specialgeschichten und Volkssagen auszeichnen. Das vorliegende Gemälde ist schauervoll wahr, aktenmäßig. So wie gegen diese Unglückliche, wurde der Proceß gegen alle geführt.

7) Das Erbe von Toggenburg. Von Friedrich Seybold. Zwei Theile. Stuttgart, Schweizerbart, 1835.

Der Verfasser, dessen Talent für ironische Darstellungen und politische Satire zu den glänzendsten gehört — einst Redakteur der ehemaligen Neckarzeitung — hat sich hier ganz in die Manier des historischen Romans geworfen, und malt uns die alten Schweizer mit ihren Morgensternen und mit ihrer Grobheit, wie sie sich nach ihren großen Siegen über die Fürsten und den Adel unter einander selber zu entzweien anfangen. Im Vordergrunde steht ein französischer Graf Dammartin, der sich in eines schönen Schweizermädchens treue Augen vergafft, die Grafenkrone wegwirft und zuletzt in der Landmannstracht um ihre Hand wirbt.

8) Kronen und Ketten. Roman von Eduard Duller. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835.

Ein lebenvolles Gemälde aus dem Mittelalter. Wir werden nach Frankreich und mitten unter die Kämpfe versezt, welche der Katastrophe unter der berühmten Jungfrau von Orleans vorhergingen. Die bayrische Isabelle und ihr Bruder Ludwig vermitteln aber diesen französischen Schauplatz mit einem deutschen. Im zweiten Theil werden wir nach Constanz geführt, nehmen am Concil Theil und folgen dann den bayrischen Fürsten in das Detail ihrer Händel, wo uns die unverschuldeten Leiden Ludwigs, die Frechheit Heinrichs und die Figur des bekannten Kaspar des Thorringers besonders charakteristisch entgegentritt. Nicht mit Unrecht läßt der Dichter die Gewalt einen Prolog zu seinem Roman halten. Jene Zeit war die der frechsten Gewalt und List. Der Contrast des üppigen französischen Hofes, wo Isabeau mit Orleans buhlt, während der blödsinnige König im Winkel sizt, mit der deutschen Biederkeit und Derbheit ist gut durchgeführt, die Ansteckung des deutschen Wesens durch das französische in ihrer ganzen Verderblichkeit nachgewiesen. Die ergreifendsten Züge der Zeit, der Vehmproceß des Thorringers, die Ertränkung der schönen Agnes Bernauer, das alles ist aufgenommen. Nur die Hussiten fehlen, aber sie erregen ein so besonderes Interesse, daß wenn der Dichter viele Rücksicht auf sie hätte nehmen wollen, der Streit der Fürsten über diesen großen Volkskampf in den Hintergrund verschwunden wäre.

9) Der Fürstentag. Historisch-romantisches Zeitbild aus dem 16ten Jahrhundert. Von Ludwig Bechstein. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1834.

Der Verfasser hat uns schon ein herrliches Lied von Luther gesungen. Hier führt er ihn in einem historischen Roman ein, der so acht ist, als je einer von Walter Scott. Bechstein scheint mit ganz besonderer Vorliebe die Geschichte jener Zeit studirt zu haben und kennt die Lokalitäten Thüringens genau, da er selbst ein Thüringer ist. Er führt in dem Städtchen Schmalkalden die protestirenden Fürsten und mit ihnen den Doctor Luther selbst und seine gelehrten Freunde,

hauptsächlich auch den originellen Arzt Theophrastus Paracelsus zusammen, läßt diese Personen treu in ihrer Sprache reden und ganz in ihrer Denkweise, läßt ein Fastnachtsspiel aufführen rc. Zwar sind wir nicht arm an historischen Romanen, die jene Zeit schildern, doch ist sie noch nirgends so ganz in ihrem Costüm aufgefaßt worden. Die Hochzeit eines jungen Paares, ein Mordanschlag auf Luthers Leben rc. bilden einen leichten Faden, an dem die schönen Charakterbilder des Romans sich ungezwungen an einander reihen.

10) Fränkische Bilder aus dem 16ten Jahrhundert. Von Gustav von Heeringen (Ernst Wodomerius). Vier Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835.

Der Verfasser hat schon mehrere gute Novellen geschrieben, welche Scenen aus der neuern Geschichte zum Gegenstande hatten. Dießmal ist er in's Zeitalter der Reformation gerathen und hat deßfalls auch den alterthümlichen, von Spindler, Blumenhagen, Tromlitz eingeführten Ton jenes derben und ehrlichen Jahrhunderts adoptirt, die Ausdrücke: „Dirne, unwirsch rc.“ Wir werden auf's Land geführt. Eine Hexe ist eingethürmt. Vergebens bemühen sich ihre Angehörigen um ihre Befreiung. Als Hauptperson erscheint Konrad, ein junger Bauer und seine Geliebte. Diese, das arme Bärbchen, duldet unter dem Muthwillen der rohen Jagdjunker. „Sie stieß einen leisen Schrei aus; denn ein ungeheuerer Schweißhund faßte den Zipfel ihrer Schürze mit seinen Zähnen und zerrte daran springend und heulend, als wenn er ein angeschossenes Stück Wild seinem Herrn herbeischleppte, während ein lautes Gelächter in der Halle ertönte. Es rührte vom Junker Wolf und seinen Knappen und Kumpanen her, die daselbst saßen und sich gütlich thaten. Unter den Letzteren befand sich der Forstwart. Anstatt ihre Besitzer anzurufen und dadurch dem bedrängten Geschwisterpaar Luft zu verschaffen, ergötzten sie sich vielmehr an dessen Verlegenheit und der Angst des Mädchens, wobei der Forstwart vielleicht eine geheime Rache kühlte. Vergebens sprang ein kleiner Mann in seltsamer Kleidung herzu, ein Geschöpf, das offenbar die Natur in seinem Entstehen vernachläßigt hatte, indem es einem verkrüppelten Kind glich, welches ein Greisenantlitz trägt. Ein Höcker hinten und vorn verunzierte seine winzige Gestalt; sein großer Kopf war mit einer Schellenkappe bedeckt, und Schellen klingelten an dem ausgezackten Rand seines bunten Rockes; er warf sich muthig in das größte Hundegetümmel, faßte eines der Thiere bei seinem gewaltigen, Messing beschlagenen Halsband, umarmte seinen Hals, der mit dem seinigen ziemlich in gleicher Höhe war, und schwang sich ihm auf den Rücken, wodurch das Jujauchzen und Gelächter der Herren nur noch vermehrt ward. Gokel! Gokel! hieß es von allen Seiten. Recht so Narr! Hussa Narr! der Gokel reitet auf dem Waldmann — hussa — hussa! und das Gebell wurde immer ärger.“ Das ist eins von den vielen Bildern, woraus man die lebhafte Phantasie des Darstellers erkennen mag. Konrad schlägt endlich den Hund nieder und wird dafür von den Waidgesellen an einen Baum gebunden und bald todt gepeitscht. Den Junker, der es befahl, finden wir nachher wieder bei einer schönen Nonne, die bereits von ihm guter Hoffnung ist. Nach einer solchen Introduktion ist es begreiflich, daß Thomas Münzer auftritt, den Bauern ihre Noth und die Schändlichkeit des Adels in lebhaften Farben malt und sie zur Empörung reizt. Wir werden mitten in die Revolution versezt, in das Lager des Götz von Berlichingen und des wilden Metzler. Die Rache naht auch unserm fränkischen Junker. Der arme Konrad (mit Anspielung auf den bekannten Bund des armen Konrad im schwäbischen Remsthal) erscheint an der Spitze bewaffneter Bauern, nimmt den grausamen Junker gefangen und verbrennt die Burg. Das schöne Fräulein Hildegard im Schloß, das der junge Bauer neben seinem Bärbchen auch noch aus übertriebener Romantik liebt, wird gerettet. Außerdem erscheint die alte Hexe, die man muthwillig umgebracht, gleichsam als der Rachegeist in diesem Schlosse, gleichfalls aus übertriebener Romantik. Das Gemälde jener rauhen Zeiten würde mehr Wirkung thun, wenn es einfacher und natürlicher gehalten wäre und jedes romantischen Schmucks von hoher Liebe eines Bauern zu einem Fräulein, vom Fatum, das als altes Weib erscheint rc., entbehete, schon deßwegen, weil diese Phantastereien vom poetischen Interesse, das schon die wirkliche Geschichte in hinreichendem Maaße gewährt, abienken. Die Bauern werden lebhaft geschildert: „Da sah man Volk aus allen Gegenden, verschieden sowohl in Tracht, als Bewaffnung und Fähnlein: Odenwälder mit dem Schild, worauf der Name des Heilands gestochen war, auf dem Aermel der hellfarbigen Jacken und in ihren großen aus Stroh geflochtenen Hüten, welche fast die Form einer Sturmhaube hatten; Bauern aus der Rothenburger Landwehr in schwarzen Wämsern und Hosen, und deren Abzeichen in einer Pflugschaar bestand, zu beiden Seiten eine Heugabel und Dreschflegel gegen einander gelehnt; solche, die aus dem Winsberger Thal zu Höchberg und St. Burkhart kamen; Sodenburger, Maingründer mit dem Bundschuh im Panier, Werthheimische Unterthanen, und endlich jene zusammengelaufene Schaaren, welche die schönen Ebenen und Thäler der nächsten Umgegend bewohnten. Aber nicht allein an den verschiedenen Trachten und Abzeichen dieser

Menschenhaufen, die zum Theil lärmend hin- und herzogen, zum Theil um Wachtfeuer und zwischen Zelten wie Kriegsvölker gelagert waren, auch an ihrem Wesen und Treiben ließ sich selbst von dem Auge des flüchtigen Beobachters, der durch sie hinwanderte, erkennen, daß sie verschiedener Abkunft seyen und verschiedenen Anführern gehorchten." Neben den Bauern treten nun auch die Fürsten auf, die heranziehen, den Aufruhr zu unterdrücken. Götz macht sich aus dem Staube, die Bauern werden überall geschlagen, Thomas Münzer hingerichtet. Eine blutige Reaktion durch die Arbeit des Henkers macht dem ganzen Aufruhr ein Ende. Konrad wird aber aus dem Kerker durch seine vornehme Geliebte Hildegard gnädig entlassen.

11) Der Pflegesohn. Ein historischer Roman. Aus der Zeit des Prinzen Moritz von Oranien. Von J. van Lennep. Aus dem Holländischen von Karl Eduard. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

Die bequeme Breite des historischen Romans paßt so gut zu den Holländern, daß man sich wundern muß, warum diese neue Form nicht von ihnen erfunden ist. Ein holländischer Künstler brauchte acht und zwanzig Jahre, um die Figuren zu einem Schachbrett zu schnitzeln, wahrscheinlich eine längere Zeit, als der Erfinder des Schachspiels selber brauchte, es zu erfinden. Aber wozu eignet sich diese himmlische Geduld besser, als zur Verfertigung historischer Romane. Und, müssen wir hinzufügen, zur Lektüre derselben. Allein die Holländer haben das Vorurtheil, das die muntere rasche Welt nun einmal gegen sie hegt, in neuerer Zeit oft genug beschämt. Wie achtbar sind sie in der alten Energie der Sitten und der Privatthätigkeit, trotz ihres politischen Sinkens. Welche Republik, die zur Monarchie wurde, hat je eine solche Volkskraft und Volksgesundheit bewahrt? Wie herrlich steht in dieser Beziehung das blühende Holland dem verwesten Venedig gegenüber!

Nur ihre Literatur scheint verdammt zu seyn, entweder bei Altem bleiben zu müssen oder Fremdes nachzuahmen. Holland ist zu klein, zu sehr in geistiger Beziehung von den größern Nachbarn überragt, als daß es ein reicheres literarisches Leben entfalten, mit seinem Geist die Nachbarn überströmen, sie zu seiner Denkart und Sprache stimmen könnte. Das einheimische Publikum der holländischen Schriftsteller ist zu klein und bereits zu sehr an ausländische Werke gewöhnt. Früher oder später wird daher die holländische Literatur, wie es unabwendbar das Naturgesetz verlangt, in die deutsche übergehen, die eigensinnige Tochter in den Schooß der großen Mutter zurückkehren. Ja ich glaube, die holländischen Gelehrten und Dichter werden den Vortheil, deutsch zu schreiben, bald inne werden.

Der vorliegende Roman ist ein echtes Produkt der Zeit. Er geht in die ruhmvolle Vorzeit Hollands zurück, um dem neuerdings so lebhaft angeregten Patriotismus und dem Haus Oranien zu schmeicheln, und er huldigt der allgemeinen Mode durch die Adoption der Formen Walter Scotts.

12) Frauengröße, oder der Blödsinnige. Von Bohemus (G. Opitz). Zwei Theile. Stuttgart, Weise, 1835.

Aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Eine böhmische Edeldame, Schwester eines Blödsinnigen, Mutter eines Unmündigen, als Protestantin verfolgt, zeigt gleichwohl mitten unter den größten Gefahren eine seltene Charakterstärke und sichert nicht nur die Ihrigen, sondern dient auch ihrer Religionspartei. Wir können nicht beurtheilen, inwiefern dieser Erzählung ein wirklicher historischer Charakter zu Grunde liegt. Der Charakter aber ist schön und hat an der dunkeln Zeit wilder Religionskämpfe eine erhebende Folie. Doch würde dieses Frauenbild einen gefälligeren Eindruck machen, wenn die Schreibart des Verfassers weniger breit und selbstgefällig wäre.

13) Widerhold. Ein historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs. Von A. Freiherr von Oefele. Zwei Bände. Stuttgart, Weise, 1834.

Widerhold, der tapfere Vertheidiger von Hohentwiel, der diese Feste hielt trotz seines eignen Herzogs Befehl, der unermüdete Streiter für den Glauben, der ihm wörtlich zu einer „festen Burg" geworden war, dieser edle Held hat längst eine romantische Darstellung verdient, und Herr von Oefele hat sie in dem alterthümlichen Ton und Costüm, wie Tromlitz und Blumenhagen, gegeben. Die feierlichen Gelegenheiten, Festivitäten, Fürstlichkeiten, hier in der steifen kaiserlichen, dort in der schon zierlichen französischen Form, der rauhe Kriegslärm, die deutsche und schwäbische Volksthümlichkeit, das alles bildet ein sehr lebensvolles Bild, und ist mit altdeutscher Genauigkeit und Liebe ausgemalt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 13. Freitag, 5. Februar 1836.

Historische Romane.

14) E. L. Bulwers sämmtliche Werke. 7ter — 11ter, 15r und 16r Band. (Die Pilgrime am Rhein, von Louis Lax. Die lezten Tage von Pompeji, von O. von Czarnowski. Der Gelehrte, von L. Lax übersezt.) Aachen und Leipzig, Mayer, 1834. 8.

15) Dasselbe Werk. Kleinere Ausgabe. Daselbst. 1ster — 4ter Theil. 12. (Die lezten Tage von Pompeji.)

16) E. L. Bulwers Werke. 7tes — 45stes Bändchen. Stuttgart, Metzler. 12. (Enthält: Pelham, von Gustav Pfizer. Clifford, kleine Erzählungen, Devereux, die lezten Tage von Pompeji, der Verstoßene, die Pilger des Rheins, von Notter übersezt.)

17) E. L. Bulwers Werke. 23ster — 31ster Theil. Zwickau, Schumann. 12. (Enthält: Devereux, Pompeji's lezte Tage, Falkland, von Bärmann übersezt.)

18) Die Wanderer am Rhein. Aus dem Englischen von Bulwer. Stuttgart, Weise, 1834. 8.

19) Die Pilger des Rheins von Bulwer. Aus dem Englischen von Dr. Le Petit. Mit 10 Stahlstichen. Quedlinburg, Hanewald 1834. 8.

Da unsere Blätter zuerst den Ruhm dieses englischen Dichters in Deutschland verbreitet haben und seinen Leistungen immer mit Theilnahme gefolgt sind, so dürfen wir glauben, daß auch unsere Leser und Leserinnen bereits seine dichterischen Vorzüge und Eigenthümlichkeiten kennen.

Seine neuesten Produkte in den vorliegenden Uebersetzungen sind die lezten Tage von Pompeji, die Pilger des Rheins, der Gelehrte. Das Werk über Pompeji ging aus der unmittelbaren Anschauung hervor. Sir L. Bulwer war an Ort und Stelle und man muß den scharfen Beobachtungsgeist bewundern, mit dem er in den Ruinen der Stadt Pompeji und im Museum zu Neapel alles aufgefaßt und seinem Gedächtniß eingeprägt hat, was irgend geeignet war, die Wahrheit oder den Reichthum seines schönen Gemäldes zu vermehren. Er malt uns die alte Stadt, das alte Volk, das alte Leben kurz vor der Katastrophe, durch welche Pompeji und Herkulanum untergingen. Wir kommen auf den Markt. Nydia, eine blinde Sklavin, bietet Blumen feil. Glaukus, ein Athenienser, den sie schon lange liebt, kommt von einer Reise zurück und bewirthet seine Freunde in seinem wohleingerichteten Hause, bei welcher Gelegenheit uns der Dichter die ganze antike Häuslichkeit mit archäologischer Genauigkeit abschildert. Aus diesen heitern Räumen treten wir in eine mystische Dunkelheit, in den Tempel der Isis, in welchem wir das böse Princip dieses Romans, den

schlauen und gewaltthätigen Priester Arbaces finden. Er speculirt auf die schöne Jone, Glaukus Geliebte, und sucht zu diesem Behuf ihren Bruder Apaecides eng an sich zu fesseln. Er weiht ihn in die Mysterien der Isis ein und verlockt ihn durch rauschende Sinnengenüsse. Unterdeß sitzt Glaukus, ohne ein Arg zu ahnen, in den Bädern, deren altrömische Einrichtungen ebenfalls sehr genau beschrieben werden. Dann führt uns der Dichter in eine gemeine Weinschenke unter die Gladiatoren. Mittlerweile hat Arbaces die schöne Jone in sein Haus gelockt und nur Glaukus Dazwischenkunft rettet sie. Ihr Bruder verläßt das sinnliche Heidenthum des Aegypters, bei dem er den gehofften Aufschluß über die höchsten Dinge nicht gefunden hat, und gesellt sich den frommen Christen Olinthus zu. Arbaces aber sucht ihn zu verderben. Eine neue Intrigue spinnt sich an. Julia, die schöne Tochter des Diomedes, deren Gerippe man bekanntlich, noch die goldenen Armbänder um die Arme, in den unterirdischen Gängen ihres Hauses gefunden hat, wird vom Dichter an der Toilette eingeführt, und die letztere so genau beschrieben, daß ihn nur Bötticher in der „Sabina“ übertroffen hat. Auch Julia liebt den edeln Glaukus und läßt sich mit dem Aegypter in ein Bündniß ein. Referent, der unlängst selber die Räume Pompejis ausgemessen, kann nicht billigen, daß der Dichter den ägyptischen Priester und die schöne Julia als Personen darstellt, die sich vor ihrer Zusammenkunft nie gesehen, nichts von einander gewußt hatten. Der Isispriester sowohl als die Tochter des reichsten Eigenthümers mußten in einer verhältnißmäßig so kleinen Stadt sich wohl kennen. Dann sehen wir auch Jonen in der unheimlichen Gesellschaft einer Hexe. Diese Nachtscenen wechseln aber wieder mit freundlichen Bildern. Wir wohnen einem klassischen Diner beim Herrn Diomedes bei. Nun vollbringt aber Arbaces seine Rache, ermordet den armen Apaecides und beschuldigt Glaukus des Mordes. Olinthus, der sich in's Mittel legen will, wird als Christ erkannt und nebst Glaukus verhaftet. Eine weibliche Stimme aus der Volksmenge ruft entzückt: „jetzt haben wir einen Mann für den Löwen und einen für den Tiger.“ Ein großes Fest und Schauspiel steht bevor, die Gladiatoren sollen fechten, und die wilden Thiere Menschen verschlingen, und da braucht man Delinquenten. Während die beiden Unglücklichen im Kerker schmachten, wird der Gemordete von seiner Schwester begraben, wieder ein klassisches Tableau. Arbaces sperrt einen gewissen Kalenus, der ihn als den wahren Mörder verrathen könnte, mit List im unterirdischen Gewölbe ein und will ihn daselbst verhungern lassen. Jone kommt und verspricht dem grausamen Priester alles, wenn er Glaukus rette. Doch umsonst. Niemand kann noch helfen, als die blinde Nydia, die zufällig die Gefangenschaft des Kalenus entdeckt; aber auch sie läßt der Priester einsperren. Doch gelingt es ihr, einen Sklaven zu gewinnen, sie wird frei und befreit auch den Kalenus.

Schon hat das Schauspiel begonnen. Die Gladiatoren haben gesiegt oder sind gefallen. Glaukus wird dem Löwen vorgeworfen, aber der Löwe rührt sich nicht. Da kommt Kalenus, Glaukus wird für unschuldig erkannt und der Prätor befiehlt, sogleich den wackren Mörder, den Arbaces zu ergreifen und dem Löwen vorzuwerfen. Aber in diesem Augenblick erbost der Berg, den man vom Amphitheater zu Pompeji aus so schön im Prospekt hat. Ungeheure Rauchwolken verdunkeln den Himmel, der heiße Aschenregen fällt. Alles flieht auseinander und sucht sich zu retten, doch Alle gehen unter, außer Glaukus und Jone, dieses liebende Paar wird von der blinden Nydia, die schon an die Nacht gewöhnt ist, geführt und glücklich an's Meer gebracht, in das sie sich nachher freiwillig stürzt, um durch ihre Liebe das Glück Jonens nicht zu stören. Dies ist eine gedrängte Skizze des Ganzen, das gewiß nicht verfehlt, auf den Leser einen fremdartigen, anziehenden und rührenden Eindruck zu machen, und dessen einzelne Partien zum Theil sehr kunstreich sind.

Gelegentlich äußert Bulwer: „Italien, Italien! — während ich dieses schreibe, lächelt mir Dein heiterer Himmel — gib jenen falschen Lehren nicht Gehör, welche Deine glorreichen Städte, die sich zurücksehnen nach ihren republikanischen Verfassungen, in ein großes Reich vereinigen möchten; dieses ist eine verderbliche Täuschung! Nur in der Theilung kann Deine Regeneration erstrebt werden. Florenz, Mailand, Venedig, Genua können nochmals frei werden, wenn jede frei ist. Aber träumt nicht von Freiheit des Ganzen, so lange die einzelnen Theile es nicht sind; große Staaten sind wie ein schwacher Riese, dessen Glieder kraftlos, dessen Gehirn dumpf ist, und der durch Erschöpfung und Schwäche dafür büßt, daß er die natürlichen Bedingungen des Lebens und der Gesundheit überschreitet.“ Darauf können die Italiener antworten, er, der stolze Britte, habe gut Rath geben. Indeß ist viel Wahres an der Sache. Den Italienern fehlt nicht politische Idealität, sondern materieller Wohlstand.

Die Pilgrime am Rhein haben unsern Erwartungen nicht entsprochen. Das reisende Paar, ein junger Engländer und ein überaus zartes, traumhaft schönes, aber — schwindsüchtiges Mädchen beginnt die Reise mit einer Erzählung, die eben so kränklich und leidend ist. Ein Blinder nämlich, wird erzählt, verliebt sich in ein Mädchen, wird geliebt und will sie in einer Gesellschaft mehrerer Personen herausfinden, sinkt aber, statt ihr, einer ganz andern zu Füßen. Die arme Getäuschte flieht ihn, da er aber zum zweiten Mal blind wird, kommt er zurück

und sie werden doch noch ein Paar. Ein sehr gemeiner Romanausgang, wenn Sir E. L. Bulwer gütigst erlauben. Wir kommen durch Holland, nach Cöln und immer wird die Reise nicht heiterer, lebendiger. Auf dem herrlichen Strom unterhält sich der Dichter mit einer unendlich langweiligen Allegorie, „die Wanderschaft der Tugenden." Will er eine Satire auf die langweilige deutsche Moral schreiben, so hätte er wohl in England bleiben dürfen. Doch besinnt er sich endlich, daß hier die Heimath der Sagen ist und er bedauert bei diesem Anlaß, daß in England der Elfenglauben schon ganz verschwinde. Nun wählt er aber nicht etwa deutsche Sagen aus und begnügt sich mit deren bescheidener Uebertragung in's Englische, sondern er dichtet ganz willkürlich und in der Sprache des englischen Humors eine Fabel vom Fuchse. Dann folgt wieder eine Allegorie „der gefallene Stern oder die Geschichte einer falschen Religion." Erst „die Brüder" sind eine wirkliche deutsche Sage, deren es jedoch noch schönere gibt. Endlich endet das Ganze mit dem Tode der schwindsüchtigen Reisenden. Das ist unerquicklich und ein berühmter englischer Dichter hätte wohl seinen Landsleuten unser schönes Vaterland von einer freundlicheren Seite zeigen dürfen.

In dem „Gelehrten" sind lauter einzelne Aufsätze gesammelt, größtentheils psychologisch-moralisch-philosophischen Inhalts, über Liebe, Sympathie, Krankheit, Alter, Uebersättigung, Untreue, über Welt und Literatur ꝛc. Doch verläugnet sich auch hier das dichterische Talent des Verfassers nicht. Er lehrt, indem er charakterisirt und Scenen aus dem Leben aufgreift. Es ist viel Wahres und Schönes darin zu finden. Z. B.: „Gewöhnlich überfällt uns die Uebersättigung, wenn plötzlich in den Leidenschaften eine Pause eingetreten ist. Der Sturmwind hat sich gelegt, und das Blatt, welches er emporwirbelte, ruht jezt im Staube. Es ist das verfehlte Ziel getäuschter Liebe oder erfolglosen Ehrgeizes. Wer stellte jemals die Liebe dar, wenn sie die Unwürdigkeit ihres Gegenstandes entdeckt, und sich traurig in sich selbst zurückzieht, und malte nicht zugleich den darauf folgenden Lebensüberdruß, die Leere und Langeweile, welche uns plötzlich in allen Verhältnissen des Daseyns entgegentritt? — So auch mit dem Ehrgeiz — die Abdankung eines Staatsmannes vor seiner Zeit ist vielleicht die am wenigsten beneidenswerthe Ruhe, welche seine Feinde ihm gewähren könnten. — „Damiens Bette von Stahl ist ein Prachtlager gegen ein Bett mit verwelkten Lorbeeren; — die traurige Einsamkeit der Selbstverbannung Swifts — das Gespenst des Olivares — Napoleon, der mit seinem Gefängnißwärter wegen der Form von Theetassen Streitigkeiten hat — welche demüthigende Parodien des Werths irdischer Ehre sind dieses nicht? Welcher schreckliche Abgrund trennt hier die Vergangenheit von der Zukunft. Die gezwungene Ruhe bei einer ewigen inneren Aufregung, ist eine Einsamkeit, die selbst der böse Feind nicht suchen würde. Glücklich aber sind Diejenigen, welche der Fluch der Uebersättigung schon frühe trifft, bevor das Herz seine Hülfsquellen erschöpft hat; so lange wir noch Kraft haben, der Lethargie zu widerstehen, ehe sie zur Gewohnheit wird, und so lange wir sie bloß auf die Kleinigkeiten des Lebens zu beschränken und von höheren Zwecken abzuleiten vermögen; so lange nur die weniger edlen Genüsse uns überdrüssig werden, und wir ernsteren Beschäftigungen uns noch zuwenden können; — denn die Unzufriedenheit der Einbildungskraft ist oft ein Sporn für den Geist. Die Uebersättigung ist die Erbschaft des Herzens, nicht die der Vernunft; und wenn die Vernunft auf die geeignete Weise aufgeboten wird, so weiß sie den Zauber selbst zu lösen, und den Schläfer zu erwecken; denn nur Derjenige, welcher die innere Ueberzeugung nährt, daß er unabweisbare Pflichten zu erfüllen hat — daß der Mittelpunkt seines Daseyns in der Welt, und nicht in ihm selbst liegt — vermag den Egoismus des Lebensüberdrusses zu überwinden. — Sobald Alles, was auf ihn selbst sich bezieht, ihm abgestanden und ohne Interesse erscheint, so kann er neue und unerschöpfliche Quellen der Thätigkeit in den Verhältnissen auffinden, in denen er zu Andern steht. Die Pflicht bietet uns Genüsse dar, welche keine Uebersättigung zulassen. Wenn die Uebersättigung auf diese Weise erkannt und beseitigt worden ist, so entwickelt sich jene Philosophie, deren ich im Anfang dieser Betrachtungen erwähnte. Denn die Weisheit ist der wahre Phönix; sie erhebt sich jederzeit nur aus der Asche eines früheren geistigen Daseyns. Wenn wir die Genüsse dieses Lebens richtig würdigen lernten, so gewährt uns auch vielleicht jene nie hienieden zu befriedigende Sehnsucht einen neuen Beweis unserer wahren Bestimmung jenseits der Grenzen des Irdischen. Dieses ist ein Trost, den Weise und Dichter oft den Schmerzen unserer Enttäuschungen entnommen haben, indem sie nachwiesen, daß unsere nie zu stillenden Wünsche für etwas auf der Erde Unerreichbares prophetische Stimmen und zugleich Bürgen sind für einen höheren, über dieses Daseyn hinaus reichenden Beruf — so daß das Leben selbst nur eine Anweisung auf die Ewigkeit ist. — Wie Vögel, die in einem Käficht geboren wurden, durch den angebornen Instinkt ihrer Natur in das Freie sich sehnen — so erstirbt auch in uns die innere Stimme nicht; — es gibt Augenblicke, in denen unbestimmte und unaussprechliche Ahnungen eines edleren Geburtsrechtes uns ergreifen — und der Geist fühlt das Bewußtseyn, daß die Flügel, mit denen er gegen die Wände seines Gefängnisses flattert, durch den Schöpfer — der jedem Wesen seine Bestimmung gab — für einen höheren Flug

in das Reich himmlischer Freuden berechtigt und berufen sind."

In der Philosophie ist der Dichter nicht sehr bewandert, sonst würde er dem armen Kant nicht seinen „Mysticismus" vorwerfen.

20) Des Puritaners Grab. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten Karls II. Nach dem Englischen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1834.

Echt englisches Fabrikat, doch von nicht mehr ganz neuer Façon. Wenigstens haben wir Geschichten, die vorgeblich aus alten gelb gewordenen Familienpapieren mitgetheilt werden, obgleich sie von modernen Romanphrasen wimmeln, schon zu Hunderten erhalten, und wenn anders unser Gedächtniß nicht trügt, sind uns auch die Puritaner schon dutzendweise aus den englischen Romanfabriken geliefert worden. Die englische Revolution und die aus ihr hervorgegangenen Sekten sind zum romantischen Gebrauch schon auf alle Art ausgebeutet. Die Puritaner sind eine stehende Figur in den Romanen, sogar schon auf den Bühnen geworden, nicht nur durch Walter Scott, Horace Smith ꝛc., sondern auch durch Victor Hugo und Raupach. Wir bewundern daher nur die englische Solidität, mit der diese Fabrikarbeit, als ob sie die erste ihrer Art wäre, gefertigt ist, die Behaglichkeit, mit der sich der Verfasser niedersezt und nach drei Sätzen schon wieder ausruht, um eine Prise zu nehmen und sich auf's Neue die Feder zu schneiden, dieser Schneckenzug bei der Entwicklung einer Situation, bei der Fortführung eines Dialogs, kurz einer unbezahlbaren Abwesenheit aller Ungeduld, von der wir nur wünschen, daß sie der Leser theilen möge.

21) John Marston Hall. Vom Verfasser des „Heinrich Masterton," „Darnley" ꝛc. Aus dem Englischen von Lindau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1835.

Der Held erzählt seine Jugend, wie er auf der königlichen Seite gegen die republikanischen „Rundköpfe" in der englischen Revolution gefochten habe und wie er in der Schlacht, in der sein Vater fiel, selbst verwundet worden sey. Der Uebersetzer schreibt „mein Vater lag mit fünf und zwanzig Todten todt um mich her." Dann erzählt er weiter, wie er als Page eines Herzogs nach Frankreich gekommen sey und durch seine Liebenswürdigkeit alle Herzen gewonnen habe. Er wird in die Unruhen der Fronde verwickelt und nach sehr langweiligen Differenzen und Difficultäten endlich mit der schönen Tochter des Herzogs vermählt.

22) Francesca Cararra. Aus dem Englischen von C. W. Geisler. Drei Bände. Bremen, Geisler, 1835.

Eine schöne Italienerin und ihr Bruder kommen während der Unruhen der Fronde nach Frankreich, dann nach England. Francesca entgeht glücklich den Nachstellungen des jungen Ludwigs XIV., aber in England wird sie von der Rache eines vornehmen Liebhabers verfolgt, und stirbt in den Armen ihres Geliebten, eines jungen Engländers, in einem Seesturm.

23) Die Herzogin von Chateauroux. Nach dem Französischen der Sophie Gay bearbeitet von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

Die Geschichte einer königlichen Maitresse, aber einer sentimentalen, patriotischen, die dem König nur zum Guten die Hand führte.

24) Neue gesammelte Erzählungen und Novellen. Winter-Gabe von Amalie Schoppe, geb. Weise. Leipzig, Krappe, 1836.

Ebenfalls eine Geschichte aus den Zeiten der Fronde. Chandenier gewinnt die Liebe eines Mädchens, entsagt ihr aber freiwillig, weil sie die Verlobte seines Todtfeindes war und er nicht das Ansehen haben will, als habe er diesen eines Gutes beraubt. Dann eine moderne und endlich eine nordische Geschichte aus Schwedens Vorzeit.

25) Englische Bibliothek. Eine fortlaufende Auswahl des Anziehendsten und Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften. Von K. v. Kreling. Erster Band, 4—6tes Heft. Zweiter Band, 1stes—3tes Heft. Karlsruhe, Braun.

Diese Sammlung, deren Anfänge wir früher schon rühmlich auszeichneten, fährt fort, recht interessante Artikel zu übertragen. Die kleinen Genrebilder, Landschaftsgemälde, Sagen, Reiseskizzen ꝛc., wie sie in den englischen Taschenbüchern vorkommen, enthalten in der Regel mehr poetische Schönheit in engem Raum, als die großen Romane in vielen Bänden. Hier finden wir biographische Skizzen über Lord Cochrane, einen Ahn des jezt berühmten, über mehrere amerikanische Dichter, englische Gerichtsverhandlungen, kleine Novellen von Bulwer, Miß Jameson, kleine Reisescenen und Naturgemälde von Miß Roberts, Macdonald, Mrs. Erskine Norton, Fraser, Bowdich, Galt ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 14. Montag, 8. Februar **1836.**

Historische Romane.

26) **Das Haus Nowlan, oder Hang und Geschick. Ein irländisches Familiengemälde. Von J. Banim. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1835.**

Ein Reisender, O'Hara, kommt zufällig unterwegs in das Haus einer einfachen irländischen Familie, die aus Vater und Mutter, zwei Mädchen, einem kranken Sohn und einer Magd besteht, lauter gewöhnlichen, aber gutherzigen und braven Leuten, wie sie nur in einer Provinz gefunden werden. Bald aber werden uns ihre Charaktere näher und anziehender entwickelt. Frau Nowlan ist als Protestantin geboren und ihr Mann eifrig katholisch; sie hat von seinem Wesen angenommen, ohne das ihre abgelegt zu haben und so finden wir in dieser einfachen Frau den ganzen seltsamen Contrast, der durch das irische Volk geht, personificirt. Der Sohn, Hans, wird uns bald als der eigentliche Held des Romans erkennbar. Ein reicher Oheim, für dessen Ehre der Knabe sich einmal mit andern Knaben herumgeschlagen, nimmt ihn zu sich. Aber dieser Oheim führte die lüderlichste Wirthschaft und hielt mehrere Maitressen. Von der Favoritin hatte er einige Kinder, besonders ein hübsches Mädchen, das kleine Gretchen, das unser Hans nun zu unterrichten anfängt. Die schlechte Wirthschaft ruinirt inzwischen den Ohm, er wird von Haus und Hof gejagt und findet eine Zufluchtsstätte nur bei seinem ärmeren Bruder im Hause Nowlan. Das arme Gretchen bleibt in der Obhut ihrer rohen Mutter und wird verführt, was den treuen Hans auf's Krankenlager wirft. Mehrere Jahre später hat er Gelegenheit, einen alten Herrn zu retten, dessen liebenswürdige Tochter Betty sein krankes Herz auf einmal wieder heilt. Er kommt in ihr Haus, lernt zum ersten Mal Vornehmigkeit, Bildung und Kunst kennen. Aber schon hat er sich dem katholischen Priesterstande bestimmt. Bettys Bruder, Frank, der Verführer Gretchens, will auch Hanses schöne Schwester Peggy verführen, und sucht es überdies dahin zu bringen, daß Hans seine Schwester Betty entführe, um dann Allein-Erbe des Vermögens zu werden. Hans trifft den Verführer mit Peggy in einer Höhle, wohin ihn ein wahnsinniger Mönch führt, und zwingt ihn mit der Pistole in der Hand, sich augenblicklich durch diesen Mönch mit Peggy trauen zu lassen. Er selbst aber flieht mit Betty, da er als katholischer Priester das Mädchen nicht besitzen, nicht aus den Klauen des schlechten Bruders retten kann. Seine That, sein Name wird zum Fluch im echtkatholischen Lande, und der Fluch geht in Erfüllung. Er kann die Geliebte nicht ernähren, Hunger quält sie, und

sie stirbt in der Geburt, er stürzt sich in's Meer. Der armen Peggy geht es indeß kaum besser. Frank erkennt die Ehe mit ihr nicht an, droht, benimmt sich als ein Bösewicht und nimmt endlich die Flucht, da es herauskommt, daß er — ein Räuber ist. Peggy hat ein todtes Kind. Jahre vergehen. Der todtgeglaubte Hans erscheint auf einmal wieder als Priester. Auch Frank erscheint. Sein Oheim soll beraubt werden. Gretchens Mutter und Bruder ermorden einen Mann, der es verrathen könnte. Das Ende im Kerker.

27) Peter aus der alten Burg, von Banim. Aus dem Englischen von Lindau. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1834.

In der vortrefflich geschriebenen Einleitung werden die Sitten des irischen Landvolks zur Fastnachtszeit, wo in der Regel die Heirathen abgeschlossen werden, äußerst lebendig geschildert. Dann tritt ein Rüpel auf, der, obwohl schon über dreißig Jahr alt, bisher nur wie ein Junge behandelt wurde und jetzt heirathen soll. Bei dessen Hochzeit erscheint Peter, der Bettler, von Hunden und Straßenbuben verfolgt. Die Gäste sammeln sich, einige Honoratioren. Das ländliche Fest wird mit ungemeiner Weitläuftigkeit beschrieben. Ein interessanter junger Mann, mit dem der Leser so gut wie die beiden bei der Hochzeit anwesenden Mädchen, die ihn heimlich lieben, mystificirt wird, macht die bedenkliche Entdeckung, daß er der Sohn eines berüchtigten Räubers sey, der auch bei dieser Hochzeit Silber stiehlt. Er kommt sogar mit ihm zusammen, besteht ein Gefecht mit ihm gegen die verfolgenden Soldaten, und will vor Jammer vergehen, einen solchen Vater zu haben. Da tritt der alte Bettler auf, enthüllt die Geheimnisse, zerstreut die Lügen und der Jüngling wird als der Sohn eines Grafen erkannt, der noch lebt und den wiedergefundenen Sohn mit dem schönen Fräulein, das er liebt, verbindet. Der mystische Bettler selbst ist des Grafen Bruder. Abgesehen von diesen Unwahrscheinlichkeiten und gewöhnlichem Romaneffekt zeichnet sich dieses Werk Banims als ein treues Gemälde der socialen Zerrüttung Irlands, die mit dessen alterthümlicher Einfachheit so seltsam contrastirt, auf vortheilhafte Weise aus.

28) Die schwarze Wache. Ein historischer Roman. Vom Verfasser The dominie Legacy etc. Nach dem Englischen von Roberts. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg, 1834.

Der Verfasser, Herr Picken, gehört zu den besten Schriftstellern seines Fachs. Seine Manier ist derjenigen Bulwers näher als Walter Scotts. Im vorliegenden Gemälde hat er uns ehrliche Schotten, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in der sogenannten schwarzen Wache, einem ausgezeichneten Regimente dienten, mit einer Vorliebe für dieses biedere Volk und mit einer Lebendigkeit geschildert, die gewiß jeden Leser anziehen wird. Eine Anzahl dieser wackern Leute desertirt, weil man sie gegen den Vertrag aus dem Lande schleppen will und weil man ihrer Leichtgläubigkeit die schwärzesten Vorstellungen von Sklavendiensten rc. aufgeschwatzt hat, zu denen man sie brauchen wolle. Sie werden ergriffen und drei davon erschossen. Dieser ganze Vorgang, die Flucht, die Verhaftung, das Verhör und das Urtheil ist meisterhaft geschildert, und alles geht dabei so natürlich und wahr zu, jedes falsche Pathos, jeder falsche Effekt ist so glücklich vermieden, daß mir hier sogar die berühmten Gerichtsscenen Bulwers übertroffen scheinen. Die Hauptperson, welche die guten unverständigen Leute gerne retten möchte, ist Hektor, der von früher Jugend an verstoßene Sohn eines Generals, der seine hohe Geburt nicht kennt, sich aber unter seinen gemeinen Cameraden bald durch Vorzüge des Geistes und Körpers auszeichnet und überall Theilnahme und Gönner findet. Seine Bemühungen, die armen Cameraden zu retten, führen ihn nach London, zu historischen Personen des Hofes. Später erscheint er auf den Schlachtfeldern in Deutschland und den Niederlanden und auch hier treten wieder die historischen Personen auf, die mit großer Portrait- und Costümtreue geschildert sind. Zuletzt rettet der junge Held den Vater seiner Geliebten aus den Händen schottischer Rebellen und erwirbt sich dadurch die Hand der Tochter, und in demselben Augenblick erkennt auch der alte General seinen Sohn wieder. Diese kurze Skizze kann dem Leser freilich noch keinen Begriff geben von der anziehenden Behandlung aller Einzelheiten. Wir müssen uns begnügen, zu sagen, daß nach unserm Gefühl dieser Roman große Vorzüge vor vielen andern neuen englischen Romanen hat.

29) Die Geschwister, oder die Croaten in Altenburg. Romantische Geschichte aus dem 17ten Jahrhundert von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack, 1834.

Die Verfasserin hat eine ziemlich lebhafte Phantasie, wie aus folgender Schilderung ersehen werden mag, in der man freilich kaum einen weiblichen Darsteller vermuthen sollte: „Die verschlossenen Häuser wurden erstürmt: die Thüren krachten zusammen — klirrend flogen die Fenster aus ihren Rahmen — Angstgeschrei, Hülferuf tönten aus dem Innern der Häuser. Um so wilder tobten nun die Plünderer, um so gräßlicher klangen ihre Flüche, mit um so größerer Gierde verlangten sie Geld und Kostbarkeiten von den gemarterten Bewohnern. Margarethens Thüre, aus festen Eichenpfosten gezimmert

und von Meister Andreas mit starken Riegeln und Eisenbarren verwahrt, widerstand lange den Stößen der raubsüchtigen Rotten, reizte aber dadurch auch um so mehr ihre Habgierde und ihre Wuth. Aerte und Stangen arbeiteten mit verdoppelter Kraft — schwere Steine, dagegen geschleudert, spalteten das Holzwerk, schütterten die Haspen und Angeln aus ihren Fugen. — Ein Riegel nach dem andern sprang — gebrochen stürzten die Eisenstangen herab — jezt ein furchtbarer Krach — und wildjauchzend Victoria rufend drang der Haufe über die zertrümmerte Thüre herein. Andreas wollte fliehen — ein Schlag auf den Kopf warf ihn zu Boden; der dunkle Winkel der Werkstatt, in den er besinnungslos niederstürzte, entzog ihn den Blicken der Barbaren, die nun wuthbrüllend und beutelechzend nach den Bewohnern und ihrer Habe suchend, durch die Gemächer des Hauses stürmten. Elsbeth, die Verlassene am Schmerzensbette der Mutter, die eben den lezten Seufzer aus der gequälten Brust gehaucht, war vor Schmerz und Angst ohnmächtig niedergesunken. So fanden sie die eindringenden Croaten. Ohne auf sie zu achten, stürzten sie auf die große Wäschtruhe, die einen Theil der Kammer einnahm, brachen sie auf und nachdem sie ihren Inhalt herausgerissen und fortgeschleppt hatten, fielen sie über Margarathens Bette, warfen die Verschiedene heraus, wühlten gierig unter dem Stroh und den Kissen, und stießen gräßliche Flüche aus, da sie kein Geld darunter verborgen fanden, wie sie gewähnt. „Maika! der Teufel hat zwei Ketzerseelen auf einmal geholt!" rief jezt einer der Unmenschen mit rohem Gelächter, indem er die ohnmächtige Elsbeth mit dem Fuße anstieß. — „Der Bissen ist selbst für den Teufel zu gut!" schrie ein Anderer, die lüsternen Blicke auf sie werfend." — „Nein, nein, der Teufel hilft den Seinen!" fuhr er nach einer Pause mit lautem Lachen fort, „das Püppchen ist nicht todt, es ist mein!" — „Mein!" — „Mein!" — „Mein!" erscholl es von allen Seiten mit tobendem Gebrüll 2c."

30) Elisabeth Tarakonow, oder die Kaisertochter. Ein historischer Roman aus der neueren Zeit von Derselben. Altenburg und Leipzig, Expedition des Eremiten, 1835.

Dieser Roman ist bei weitem besser, als der vorige. Der Stoff ist sehr poetisch. Die unglückliche Elisabeth, in der man die Nebenbuhlerin und rechtmäßige Erbin des Czaarenthrons fürchtet, wird in Italien, wo sie unschuldig in Zurückgezogenheit lebt, durch den schönen Orlow aufgesucht, mit Liebe bestürmt und durch alle Künste der Verführung dahin gebracht, ihm als Gattin nach Rußland zu folgen, wo sie sogleich — als Wahnsinnige in den Kerker geworfen wird, in dem sie umkommt. Es gibt wenig Stoffe, die so tragisch schön sind, und die Verfasserin hat ihn mit Wärme aufgefaßt.

31) Er kehrt zurück. Ein Roman von Derselben. Leipzig, Wienbrack, 1835.

Die Abenteuer eines jungen Mannes, der sein Vaterland meiden muß, nach Griechenland geht und zulezt bei dem bekannten Frankfurter Attentat mit thätig ist, verwundet wird, auf der Flucht zufällig seine alte Geliebte wiederfindet und von ihr verborgen wird.

32) Sigismund aus Samter. Historischer Roman nach dem Polnischen, von Wezyck. Zwei Theile. Zwickau, Schumann, 1834.

Ein patriotischer Roman, die Kämpfe und Siege Polens über den deutschen Orden in ein recht glänzendes Licht stellend. Des jungen Helden Folie ist sein alter Vater, der das Land verrathen hat, das er retten hilft. Begreiflicherweise spricht sich in diesem, übrigens in der Sprache ein wenig deklamatorischen Roman, die ganze Vaterlandsliebe, die Lust an Schlachten und Kämpfen und nicht minder die Bekanntschaft mit politischen Intriguen und Verräthereien aus, die man von jedem Polen, der in dieser Zeit einen Roman schreibt, erwarten darf.

33) Patkul. Historischer Roman von Nina Rog. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

Der Gegenstand ist ganz für einen historischen Roman geeignet. Der Liefländer Patkul, ein glühender Patriot, der sein Vaterland mit Hülfe Rußlands vom schwedischen Joch befreien wollte, wurde als russischer Gesandter bei König August von Polen-Sachsen, von diesem als Friedenspfand an den siegreichen Schweden Karl XII. zur Hinrichtung ausgeliefert, eine Verletzung des Völkerrechts, wie sie in der Geschichte kaum erhört ist. Die Verfasserin hat das tragische Schicksal ihres Helden wohl aufgefaßt, aber aus einer gewissen politischen Sentimentalität schiebt sie den Dienern zu, was doch der Herren Sache ist. König August wird hier entschuldigt und alle Schuld auf seinen Minister Flemming geschoben, als ob in einem so klaren Fall des schreiendsten Unrechts, des offensten Verraths, eine Täuschung möglich gewesen wäre. Auch die Sprache des Romans ist die gewöhnliche sentimentale und hat nichts vom Eigenthümlichen des Zeitalters.

34) Erik, König von Schweden. Ein historisches Gemälde von J. Satori. Zwei Bände. Danzig, Gerhard.

Erik, Sohn Gustav Wasas, mißhandelt seine Schwester, seine Brüder, läßt einen Günstling das Land regieren, erhebt sein Kebsweib zur Königin, läßt sich aber

auch durch deren Vorstellungen nicht klüger machen und wird am Ende in einem Aufruhr gefangen, im Gefängniß vergiftet. Diese fürstliche Familiengeschichte, bei der auch ein wahnsinniger Bruder eine Rolle spielt, erweckt durchaus nur widrige Empfindungen.

35) Struensee, oder die Königin und der Günstling. Nach dem Französischen der Herren Journier und Arnould. Zwei Bände. Ilmenau, Voigt, 1835.

Eine bereits sehr oft in Schauspielen und Romanen behandelte Geschichte. In der vorliegenden Bearbeitung ist das den Franzosen eigenthümliche Talent für Memoiren, Hofgeschichten, politische Intriguen nicht zu verkennen. Sie wissen dergleichen mit viel mehr Leichtigkeit zu behandeln, als wir. Das politische Interesse herrscht hier, wie es sich bei einem solchen Gegenstande ziemt, über das sentimentale. Was könnte auch ergreifender seyn, als die Lehre, die in der Erhebung und in dem Sturze Struensees liegt.

36) Die Gräfin Ulfeld, oder die vier und zwanzig Königskinder. Historischer Roman von Leopold Schefer. 2 Bände. Berlin, Veit u. Comp., 1834.

Eleonore, königliche Prinzessin von Dänemark, einem Grafen von Ulfeld vermählt, wird von der eifersüchtigen Gemahlin ihres Bruders, Friedrichs III., mißhandelt, ihrem Gatten ein Majestätsverbrechen aufgebürdet rc. Dieser Noth entgangen, hat sie an den Intrigen und politischen Machinationen ihres Mannes neue Sorgen, und findet nur in ihren Kindern Trost, aber auch dieser Trost wird ihr durch Unglück und Schande der Kinder wieder geraubt, kurz sie erlebt alles gebrannte Herzeleid, das nur je aus einer Mesalliance hervorging. Der Dichter hat mit dem an ihm längst bekannten Talent die feinsten psychologischen Züge anzubringen gewußt, die uns oft um so angenehmer überraschen, als die Intriguen des Romans nur eine peinliche Stimmung in uns erwecken. Der Roman beginnt damit, daß die Gräfin von ihrer Feindin, der Königin, mit einer Reitpeitsche über den Arm gehauen wird, und endet damit, daß ihr Sohn, um die ihr durch Ulfeld bereiteten Kränkungen zu rächen und um ihr und den übrigen Kindern die Gnade des Königs wiederzugewinnen, seinen eignen Vater erschießt. So geht man durch den ganzen Roman wie auf Glasscherben, daß es einem in allen Nerven weh thut.

37) Sinzendorf. Wahrheit und Dichtung von Francisca von Stengel. Zwei Theile. Carlsruhe und Baden, Marx, 1835.

Graf Sinzendorf, Präsident in Wien, hat eine schöne Tochter und einen armen Sekretär, der sie heimlich liebt. Er verlezt die Gesetze, erlaubt sich Unterschleife und will sich dazu des Sekretärs bedienen, der aber zu brav dazu ist und verstoßen wird. Die Verbrechen des Grafen kommen inzwischen an den Tag, er wird verurtheilt. Seine Tochter pflegt ihn mit kindlicher Liebe bis an seinen Tod und zulezt heirathet sie ihren wackern Liebhaber, der unterdeß allerlei Abenteuer bestanden hat.

38) Prinz Otto und seine Zeit. Historischer Roman von B. S. Ingemann. Aus dem Dänischen übersezt von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

Die Dänen müssen selber am besten wissen, ob es ihnen frommt, sich den Deutschen feindlich gegenüberzustellen und den Haß alter Zeiten durch neue Bücher aufzufrischen. Sofern in der That einigemal deutscher Einfluß in Dänemark tyrannisirte (wogegen auch wieder die Dänen z. B. bei ihren Angriffen auf Stralsund, auf Stade, bei ihrem Benehmen im dreißigjährigen Kriege und noch in dem lezten französischen Kriege wahrhaft schändlich gegen Deutschland handelten), wollen wir der Nationaleifersucht ihr trauriges Recht gönnen und die Dänen mögen sich immerhin weiden an Erinnerungen eines gesättigten Hasses. Aber wie man solche Bücher in Deutschland übersetzen mag, Bücher, in denen sich die Eitelkeit des Dänen gefällt, beständig von den gegerbten und geklopften Deutschen zu erzählen, mit Hinauswerfen zu prahlen rc., das ist schwer zu begreifen. Hat denn das deutsche Volk immer noch kein Gefühl für seine Nationalehre? Es ist unfaßlich, mit welcher Bonhommie wir beide Backen hinreichen, wenn das Ausland uns mit Füßen, ja mit schmutzigen Stiefeln Ohrfeigen gibt. Hinaus mit solchen Büchern, die kann Dänemark für sich behalten!

39) Der Grandmusketier. Eine Erzählung aus der Zeit des merkwürdigen Campements bei Mühlberg 1730. Von Fr. von Sydow. Leipzig, Reichenbach, 1834.

Da kommt unter andern ein Kammerjunker vor und verführt ein ehrliches Bürgermädchen. Sie läßt sich mit einem ehrlichen Bürger verheirathen, sagt ihm aber erst nach der Trauung, daß sie von dem gnädigen Herrn in guter Hoffnung sey. Der großmüthige Hochzeiter — schweigt und macht erst später bei des Herrn Kammerjunkers Gnaden eine geziemende Vorstellung. Der Herr Kammerjunker, jezt zum Hofmarschall avancirt, nimmt die Vorstellung mit vieler Herablassung an, die hohe Aristokratie scherzt über den Fall und man ladet die Bürgercanaille sogar zu Gaste, die sich nicht genug über die hohe Ehre verwundern kann. Dergleichen wird jezt noch in Deutschland gedruckt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 15. Mittwoch, 10. Februar 1836.

Historische Romane.

40) Mirabeau und Sophie. Ein historischer Roman von O. L. B. Wolff. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1834.

Aus dem frühern Leben des berühmten Mirabeau vor seinem Auftreten in der Revolution. Die Geschichte seiner Ausschweifungen und die stillen Leiden seiner Gemahlin. Mirabeau breitet in schimmernden Tiraden seine Lehren aus, die so ziemlich mit denen übereinstimmen, die uns jüngsthin die jungen Deutschen aufgewärmt haben. Es gibt keinen Gott, keine Unsterblichkeit, es soll keine Ehe geben &c. Der Philosoph kommt inzwischen in Situationen, die an's Verächtliche grenzen, und er macht von seinem großen Talent oft den unwürdigsten Gebrauch, so daß es eigentlich nur die unwandelbare Zärtlichkeit seiner betrogenen Sophie ist, die ihn hebt und im Auge des Lesers nicht ganz sinken läßt. Der Verfasser hat den bekannten Styl Mirabeaus und seiner Zeitgenossen mit großer Treue copirt und die geistreiche Lüge, die glänzende Perfidie treten zwanglos mit echt französischer Leichtigkeit auf. Der Frau alle Augenblicke untreu werden, und auf eine Art, daß man sieht, gerade die Pflichtverletzung ist ihm die Würze dabei, die Grausamkeit, die Frau zu kränken, macht ihm noch mehr Vergnügen, als die Lust in den Armen einer Andern. Und daneben wieder das Bedürfniß, die Frau zur Vertrauten zu haben, ihr glühende Briefe voll der innigsten Zärtlichkeit zu schreiben. Das ist Mirabeaus Genialität, eines der lasterhaftesten und doch gefühlvollsten Wesen, die je den Abscheu und die Bewunderung der Welt erregten, ein animal coeleste.

41) Luise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem 16ten Jahrhundert. Vom Verfasser der Nonne von Monza. Nach dem Italienischen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Echt italienisch. Wüthende Leidenschaften, Tyrannei, Verschwörung, Geheimniß, Intrigue, Verrath, Unzucht, grausame Mißhandlungen, Mord, Gift in dem barbarisch geführten Parteikampf zwischen den Strozzi und Medici. Lebendig vorgetragen, ein Bild voll Handlung und Wechsein, aber unerfreulich für das Gemüth.

42) Marco Visconti, ein historischer Roman aus dem 14ten Jahrhundert. Von T. Grossi. Aus dem Ital. durch O. v. Czarnowski. Zwei Theile. Köln und Aachen, Kohnen, 1835.

Auch hier Parteienkämpfe, Verrath und Mord, nur durch die Reize einer geheimen Liebe gemildert. Es ist begreiflich, daß die neuern Italiener mit Vorliebe auf

ihr Mittelalter, auf die Zeit ihres Ruhms und ihrer politischen Größe zurückblicken. Auch findet sich bei ihnen immer noch ein antiker Zug, sie übersehen in der Welt völlig die Landschaft und achten nur auf die Staffage. Plastische Gruppen, Familienkämpfe, Gegenstände der alten griechischen Tragödie nehmen in ihrer dichterischen Phantasie die ersten Stellen ein. Jede andere Schönheit ihres Landes und ihrer Geschichte überlassen sie uns Deutschen und den Engländern zu schildern. Es fällt ihnen nicht ein, ihre Hütten auf Ruinen als Gegenstände von Idyllen zu gebrauchen, obgleich sie recht eigentlich dazu gemacht sind. Es fällt ihnen nicht ein, die landschaftlichen Effekte ihrer Gebirge und Meere, ihrer Grotten und Vulkane zu benutzen, noch den tausend feinen Nuancen der Nationalitäten nachzuspüren, aus denen das heutige Italien bunt genug zusammengesezt ist. Es fällt ihnen nicht ein, uns den Einfluß ihrer Geistlichkeit, ihres Glaubens und Aberglaubens auf Leben und Sitten zu zeigen, und uns die daraus fließenden Naivetäten der ländlichen, besonders weiblichen Natur mit der psychologischen Feinheit zu zeichnen, wie etwa Goldsmith und Fielding uns die Provinzialität Englands zeichneten. Eine Menge der zartesten romantischen Reize liegt im italienischen Leben noch verschlossen, das die Fremden weniger kennen lernen, und einheimische Dichter noch nicht zu würdigen wissen.

43) **Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der lezte Assassine. Vom Verfasser des Scipio Cicala. In zwei Bänden. Leipzig, Brockhaus 1834.**

Der berühmte Verf. hat sich nur vor einer Kleinigkeit zu hüten, nämlich vor dem behaglichen Sichgehenlassen. Wenn es dem Dichter recht wohl ist, geht er langsam und verweilt und kann nicht loskommen; aber er vergißt den Leser, dem noch nicht so wohl ist, dem es erst wohl gemacht werden soll, der sich aber bei dem langsamen und absichtlich zögernden Fortarbeiten der Erzählung eben nicht behaglich fühlt. Ref. gehört nicht zu den Ungeduldigen, wenn es gilt, Schritt vor Schritt dem Pfade eines schönen Geistes zu folgen. Doch hat er sich bei der Lektüre dieses Romans einigemal geneigt gefühlt, dem Verf. auf die Fersen zu treten.

Wir werden auf die Insel Gozzo bei Malta versezt, und zwar in das Landhaus eines gewissen Camillo, eines Malers, der daselbst mit einer liebenswürdigen Frau, holden Kindern und einem türkischen Sklaven lebt. Sie erhalten die Nachricht, daß Türken landen wollen und flüchten in das Castell der Insel. Diese einfache Flucht ist mit mehr als Cooper'scher Umständlichkeit erzählt, ohne daß dadurch irgend etwas Neues motivirt würde oder die Handlung vorrückte. Auch der Aufenthalt im Castell und die Belagerung desselben dehnt sich zum Erschrecken aus, kaum daß ein paar Schüsse die fortschleichende Erzählung unterbrechen, bei der es sich bloß von der Sorge Camillos um die Sicherung der Seinigen, um ein paar Soldatenspäße handelt. Nur ein alter mysteriöser giftkochender Arzt und ein lüderlicher Mönch erregen die Aufmerksamkeit. Endlich spinnt eine Intrigue sich an. Der Commandant des Castells und ein Kornwucherer verabreden sich, Weizen in's Castell holen zu lassen, Camillo soll die Gefahr bestehen und der Mönch unterdeß die Hut der Gattin übernehmen. Aber diese lange Einleitung führt zu keinem entscheidenden Resultate. Camillo und die Seinigen werden nicht gefährdet, vielmehr werden der Kornhändler und der Mönch, beides sehr dicke Leute, von den Soldaten, die hinter ihre Schliche gekommen sind, bestraft, indem man sie mit den Bäuchen an einander stößt. Ob eine Schilderung, wie die folgende, in einen Roman gehört, der sonst nichts weniger als komisch ist, sondern durchaus edle Charaktere und Situationen und eine edle Sprache behauptet, wollen wir dem Urtheil der Leser überlassen. „Der Mönch, ziegelroth im Gesichte, die Augen und den Mund fast krampfhaft geschlossen, schien sich in sein Schicksal ergeben zu haben, und empfing geduldig die Stöße, die ihm bestimmt waren. Der Kornhändler blaß, wie angelaufenes Blei, mit heraushängendem, talgähnlichem Auge, den Mund weit geöffnet, und die Unterlippe schlaff herunterhängend, schien kaum noch eine Spur von Athem zu haben. Beiden floß der Schweiß in Strömen von den Wangen, und ihre Massen begannen sichtbarlich zu schmelzen. Allgemein machten die Umstehenden die Bemerkung, daß die beiden Wänste ihre Elasticität verloren hätten, und eine der Frauen wollte das verminderte Gewicht derselben sogar durch einen Sinn erkennen, der sonst nicht für die Beurtheilung räumlicher Verhältnisse geeignet ist. Allmählich schienen auch die Männer zu ermüden, welche sich diese Bälle mit so vieler Geschicklichkeit zugeworfen; sie rückten immer näher zusammen, entweder um sich die Stöße leichter zu machen, oder weil sie bemerkten, daß die Gestoßenen nicht mehr länger von ihren Beinen getragen wurden. „Noch eine zärtliche Umarmung!“ schrie ein französischer Seemann, der die meiste Gewandtheit in dem unbarmherzigen Spaße gezeigt hatte, „und diese sey die lezte!“ Damit prallten die Beiden noch einmal auf das heftigste zusammen. Aber als ob ihnen eine neue Kraft damit gekommen wäre, faßten sie sich gleichzeitig um den Leib, wankten einige Augenblicke von einem paar Beinen auf das andere, und stürzten dann zu Boden, wie zween volle Säcke, die vom Fenster herab auf die Straße geworfen werden.“

Der Mönch wird zufällig von den Türken gefangen und Renegat. Ein zweiter Liebhaber der schönen Gemahlin Camillos, ein häßlicher Zwerg, macht sich ebenfalls lächerlich und kocht Rache. Die Schlechten verschwören sich endlich alle zusammen, das Castell den Türken zu überliefern.

Camillo kann es nicht länger vertheidigen, tödtet Weib und Kinder mit dem Gift des alten moslischen Arztes, in dem man schließlich einen Nachkommen des Alten vom Berge oder den lezten Assassinen entdeckt, und fällt selbst im ehrenvollen Kampfe. Damit sind zwei starke Bände angefüllt. Dieser Roman entspricht den großen Voraussetzungen nicht, zu denen der Name des Verf. vielleicht berechtigt.

44) Die Eroberung Siciliens durch die Araber. Historische Novelle von L. v. Alvensleben. Hildburghausen, Kesselring, 1835.

Ein Renegat sucht sich an der Spitze der Moslemins mit Gewalt in den Besitz seiner Geliebten auf der Insel Sicilien zu setzen, sie kommt ihm aber durch einen Selbstmord zuvor. — Angehängt ist eine moderne jüdische Familiengeschichte.

45) Aejischa, die Jungfrau von Kars. Aus dem Englischen Moriers. In drei Theilen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1835.

Nur Moriers bekanntes Talent, orientalische Sitten zu malen, macht die Unwahrscheinlichkeiten dieses Romans erträglich. Doch muß man erstaunen, daß ein Mann, der sich so gut auf die Wahrheit des Costüms versteht, so durchaus alle Wahrheit in den Begebenheiten und Handlungen bei Seite setzen konnte. Sein Held ist ein vornehmer junger Engländer, Lord Osmond, der zu seinem Vergnügen in den Orient reist. In Kars findet er ein wunderschönes türkisches Mädchen, Aejischa. Die Mutter derselben begünstigt die Zärtlichkeit des reichen Fremden, weil sie selbst eine geborne Griechin ist. Aber der Pascha legt sich drein und Osmond kommt in alle die Verlegenheiten, die uns Fraser in der Geschichte seiner Reise nach Khorasan so meisterhaft geschildert hat. Alle Vorurtheile, die ganze brutale Unwissenheit des Volks waffnen sich gegen ihn und er entgeht dem Tod nur dadurch, daß ein Jeside (Anhänger einer besondern Sekte, der sogenannten Teufelsgläubigen), dem er einmal das Leben gerettet, ihn befreit. Dieser führt ihn zu Kara Bey, dem Haupt der Jesiden, einem fürchterlichen Tyrannen, der selber auf die schöne Aejischa Absichten hat und sie gewaltsam aus Kars entführt. Nun denke man sich den Jammer des armen Osmond. Er selbst ist von dem eifersüchtigen Bey in den Kerker geworfen, und seine Geliebte im Harem dieses Ungeheuers. Aber durch gute Freunde ist russische Hülfe bestellt, die sehnlichst erwartet wird. Die nun folgende Nachtscene ist so grell als möglich. Schon hört man die schöne Aejischa im Harem schreien, noch einmal, und noch einmal, da endlich blitzen die russischen Gewehre durch die Nacht, die Thüren werden aufgestürmt, die Jungfrau gerettet. Kara Bey wird durch Osmonds Großmuth frei entlassen, sucht sich aber dennoch zu rächen, folgt den Liebenden auf der Heimreise und bringt durch große Versprechungen sogar die Mutter Aejischas dahin, in Constantinopel seinen Nebenbuhler als Frauenräuber anzuklagen und die ganze Strenge der türkischen Gesetze, die ganze Nationaleifersucht gegen ihn geltend zu machen. Osmond ruft die Hülfe der englischen Gesandtschaft an, doch spinnt sich die Intrigue noch lange fort und die Angriffe des Nebenbuhlers müssen noch mehrere Male abgeschlagen werden, bis Osmond mit seiner Geliebten in Sicherheit ist. Endlich erfährt er, sie sey gar keine Türkin, sondern — eine Engländerin, die im zartesten Alter geraubte Tochter eines Freundes.

46) Hakkem Ben Haschem. Historischer Roman aus der Jugendzeit des Chalifen Harun al Raschid, von F. Th. Wangenheim. Drei Theile. Leipzig, Hartmann, 1836.

Die Geschichte des sogenannten Verhüllten, eines Betrügers, der sich für Gott selbst ausgab, endlich aber entlarvt und bezwungen wurde. Der Verfasser hat ihn als einen Unterdrückten dargestellt, der durch Rache zu jeder Bosheit getrieben, endlich ein wahres Ungeheuer wird und ungefähr wie Ali Pascha von Janina untergeht. Die Helden, die Liebenden, die Vertrauten sind übrigens gewöhnliche Romanfiguren und sprechen in der herkömmlichen modernen, sentimentalen und pathetischen Romansprache.

47) Andronikos. Von Dr. Woldemar Seyffarth. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1834.

Seit Lord Byron und der griechischen Revolution ist Neugriechenland auch für die Poesie und insbesondere für den Roman erobert worden und wie man in eine neueroberte Provinz gleich einen Haufen von Administratoren und Einnehmern schickt, die alles ausspüren und von allem Besitz ergreifen, so haben es auch hier die Romanschreiber gethan. Nachdem der lezte Revolutionskrieg mit allen seinen Heldenthaten ausgebeutet und von dem romantischen Schaafstrieb gleichsam kahl abgeweidet ist, geht man in die byzantinische Zeit zurück, wo noch eine frische fette Weide steht.

Der vorliegende Roman ist recht fleißig ausgemalt, in der Art, wie Tromlitz und Blumenhagen Höfe, Lager, Prunkzimmer, Turniere, Feste, Schlachten rc. zu schildern pflegen, Walter Scottisch mit etwas deutschem Pathos. Der Held ist ein griechischer Prinz, verfolgt von der Rache der byzantinischen Kaisertochter Maria, die ihn heimlich liebt und da er eine Andere liebt, desto glühender haßt. Ihr Vater, Kaiser Manuel, mißhandelt ihn, sezt ihn gefangen. Er flieht, kehrt aber zurück,

dem von Feinden gedrängten Kaiser beizustehen, erregt aber wegen seiner Popularität auf's Neue die Eifersucht des Kaisers, flieht wieder, läßt sich, da sich seine häßlich gewordene Gattin von ihm geschieden hat, in eine neue Liebelei ein und in noch eine und heirathet wieder. Immer verfolgt und abermals gefangen, wird er abermals begnadigt und auf eine ehrenvolle Art verwiesen. Nun stirbt aber der Kaiser, das Volk ruft den Andronikos auf den Thron, Maria vergiftet sich. Aber Andronikos ist zu streng, Isaak empört das Volk gegen ihn, läßt ihn umbringen und macht sich zum Kaiser. — Diese wüste und unerfreuliche Geschichte hat der Verfasser durch seine Ausmalung des Costüms und durch die gewöhnlichen sentimentalen Romanredensarten aufgeputzt, wozu noch einige ziemlich langweilige Staatsreden kommen. Man kann den Romanschreibern nicht oft genug wiederholen, daß sich für Darstellungen aus jenen barbarischen Zeiten unsere moderne Sentimentalität ganz und gar nicht eignet.

48) Makanna, oder das Land der Wilden. Aus dem Englischen übersezt von Th. Hell. Zwei Theile. Leipzig, Hartleben, 1835.

Es war wohl zu erwarten, daß auch einmal Wilde Afrikas an die Reihe kommen würden, nachdem bisher die Wilden Nordamerikas in den Romanen Coopers ꝛc. so viel Glück gemacht haben. Der Held des vorliegenden Romans ist ein Häuptling der Schwarzen in Südafrika, der mit einem verirrten Creolen ein Freundschaftsbündniß schließt und ihm seine Geliebte, eine junge Engländerin, aus den Klauen eines bösen alten Holländers retten hilft, der sie, als ein altholländischer Patriot vom Cap, aus Erbitterung gegen die Engländer entführt und versteckt hat.

Französische Journalistik.

France littéraire. Paris 1835. Quatrième année.

Diese Zeitschrift ging vor vier Jahren aus dem oft ausgesprochenen Wunsch hervor, Frankreichs Provinzen, die so viel Eigenthümliches, dabei auch so viel geistreiche und unterrichtete Männer enthalten, möchten doch endlich einmal das Joch der eingebildeten, dünkelvollen Hauptstadt Paris abschütteln. So bildete sich in Paris selbst die France littéraire, dessen Mitarbeiter alle Provinzialen waren, als ein Organ für die Provinzen in Sachen der Wissenschaft, Literatur und Kunst, und in Einem war man gleich eins und entschieden: in der streng sittlichen und religiösen Richtung. Der verjüngte Glaube streut in die Herzen einen Samen voll Leben und Kraft. Wie der treffliche Semeur so wollte auch die France littéraire dieser Richtung dienen. Möge sie nur nicht Mode werden und als Mode wieder vergehen, wie so Vieles andere!

Aus den vorigen Jahrgängen nennen wir zur nähern Bezeichnung des Journals folgende Artikel: über die Irrthümer der deutschen Philosophie von Schweighaed; über das religiöse Gefühl und die Individualität der Literatur von E. Legouvé; über das Walten der Vorsicht vom Marquis Fortia; über die Lehre vom Fortschreiten und von der Vervollkommnung in seiner Beziehung zum Christenthum; über die eigentliche Ketzerei des 19ten Jahrhunderts vom Abbé Bautain; über die religiösen Texte im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert vom Grafen Viel-Castel; über die Philosophie des Christenthums; über die Abbé's La Mennais, Bautain und Lacordaire von Esquiros; Denkmäler der französischen Sprache vom 9ten bis in's 11te Jahrhundert von G. Peignot; über den orientalischen Ursprung der griechischen Kunst von Raoul-Rochette; die Stadt der Sühne von Ballanche. Außerdem gibt die Zeitschrift auch nach Art der Englischen Review's gute Auszüge aus wichtigen Werken, z. B. aus Lamartine's Reise in den Orient.

Für die Zukunft verspricht die France littéraire noch mehr Ausdehnung, z. B. über die Moralisirung der industriellen Klassen durch das Christenthum von C. Falconet in Lyon. Esquiros verspricht ausführliche Charakteristiken von Cuvier, Villemain, Thiers, Guizot und Cousin. Unter neuen Gesichtspunkten sollen große historische Namen der Vergangenheit dargestellt werden, z. B. Moses, Plato, Mahomet und Luther; ebenso parlamentarische Celebritäten, wie Burke, Pitt und Andere; aus dem Mittelalter sollen Ramus, Justus Lipsius und Erasmus herbeigezogen werden; auch die christlichen Maler vom 13ten bis in's 18te Jahrhundert sollen eine Stelle finden. In der orientalischen Literatur wird Sauvage de St. Marc (von Lyon) über arabische Dichtungen; L. Potey nach einem bisher ganz unbekannten Werk über die Theologie der Veda's schreiben. In Deutschland sollen Schelling, Hammer und Schadow für diese Zeitschrift arbeiten; von ersterem wird ein Aufsatz über die religiösen und philosophischen Tendenzen; von Hammer eine Arbeit über den Ursprung der Araber, Perser und Türken; von Schadow in Düsseldorf endlich Gedanken über das religiöse Gefühl in der Kunst angekündigt. Wie viel dabei gewöhnliche französische Journal-Charlatanerie ist, die nur mit Namen von Mitarbeitern prangt, von denen nie etwas Neues erscheint, das wollen wir hier unentschieden lassen. Auf jeden Fall wünschen wir der France littéraire Gedeihen und Beharrlichkeit.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 16. Freitag, 12. Februar 1836.

Reise.

Vorlezter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster Theil. In Europa. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, Hallberger, 1835.

Dieses neueste Werk des bekannten Unbekannten und behaglich lebenden Verstorbenen hat große Aehnlichkeit mit seinem ersten und besten Werk, den Briefen über England. Es ist eine fortlaufende Beschreibung seiner Reise nach Paris, seiner Rückkehr bis an die Grenze, um das bekannte Duell abzumachen, sodann seiner weitern Reise durch das südliche Frankreich bis zu dem Hafen, wo er sich nach Afrika einschiffte. Nur um die Einförmigkeit des Tons zu vermeiden, schreibt er das ganze Werk in Briefen an sehr verschiedene Personen und gibt, indem er sich jedesmal nach dem Alter, Geschlecht und dem besondern Charakter seines Correspondenten zu richten scheint, den Dingen, die er gerade so und in diesem Zusammenhange vorbringt, allemal ein natürliches und anmuthiges Motiv.

Man kann nicht umhin, sich im Eingang und wieder am Schluß dieses Werks lebhaft an Thümmel zu erinnern, denn der Reisewagen, in dem Thümmel ausfuhr, und die petites affaires de coeur in Südfrankreich sehen denen unseres Reisenden sehr ähnlich. Doch verliert der leztere nichts bei der Vergleichung, und mehr können wir ihm nicht schmeicheln, denn Thümmel war der liebenswürdigste aller Reisenden.

Der Verstorbene schildert seinen Reiseapparat und sich selbst: „Besagter Wagen also war ein schmaler vis-a-vis, nur Raum für zwei sich gegenübersitzende Personen gewährend, schimmernd schwarz lakirt, und das Gestell einfach mit breiten goldgelben Streifen abgesezt. Das Innere finden wir mit ungewöhnlich großen, spiegelhellen Glasfenstern versehen, mit himmelblauer Seide ausgeschlagen und zierlich mit schmalen goldnen Schnüren und Quasten geschmückt. Noch entbehrt es jedoch ganz des vis-à-vis, zu dem es bestimmt scheint, denn es ist völlig leer, bis auf eine grüne Perrüsche, die in einem festgemachten Bauer in der Ecke sizt, und ein kleines Windspiel, das auf dem Teppich schläft. Dagegen sehen wir den vorderen und hinteren Bock besezt. Den lezteren nimmt ein schöner, blondgelockter, junger Jäger ein; auf dem vordern erblicken wir den Herrn des Wagens selbst. — Es war ein Mann von hoher Statur, dem Anschein nach reichlich bei der Hälfte seines Lebens angelangt, eine schlanke, wohlgeformte Gestalt, die jedoch

physisch mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit und Gewandtheit als Festigkeit verrieth. Eine nähere Betrachtung zeigte dabei auf den ersten Blick, daß bei dem vorliegenden Individuum das Cerebralsystem besser als das Gangliensystem ausgebildet sey, und die intellektuellen Eigenschaften die sogenannten thierischen überwogen. Ein Phrenolog würde sogar bald daraus geschlossen haben, daß diesem Sterblichen vom Schöpfer etwas mehr Kopf als Herz, mehr Imagination als Gefühl, mehr Rationalismus als Schwärmerei zutheilt, und er folglich nicht zum Glück bestimmt worden sey. — Jeder aber, dem einige Weltkenntniß eigen, mußte erkennen, daß der Fremde in demjenigen Stande geboren und erzogen sey, den man übereingekommen ist, den vornehmen zu nennen. Seine Züge, ohne schön und noch weniger regelmäßig zu seyn, waren dennoch fein, geistreich und auffallend, so daß man sie, einmal gesehen, nicht leicht wieder vergaß. Wenn sie einen Reiz ausübten, so lag dieser besonders in ihrer außerordentlichen Beweglichkeit. Bei wenig Menschen waren die Augen ein treuerer Spiegel der jedesmaligen Seelenstimmung, und man konnte sie in Zeit weniger Secunden matt, abgestorben, farblos werden, und dann plötzlich wieder mit dem Glanz der Sterne funkeln sehen. Der permanenteste Ausdruck dieser Züge war jedoch eher leidend zu nennen, ein sonderbares Mittelding zwischen schwermüthigem Nachdenken und sarkastischer Bitterkeit, das selbst dem Doctor Faust nicht übel angestanden haben würde. Doch glauben wir, daß unser Freund mit diesem nicht allzuviel Aehnlichkeit hatte, vielmehr ein großer Theil weiblichen Elements in ihm vorherrschte, daher er auch weichlich und eitel, und dennoch großer Selbstüberwindung und Ausdauer fähig war. Sein größtes Glück lag in den Freuden der Einbildungskraft, in den Kleinigkeiten des Lebens. Der Weg, nicht das Ziel, war sein Genuß, und wenn er kindlich Bilder zusammensezte und mit bunten Seifenblasen spielte, war er am liebenswürdigsten für Andere und am genußreichsten für sich selbst. Während wir den Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, ohne daß er es ahnet, so scharf analysiren, hat er sich eben recht graciös zurückgelegt und schaut mit seiner Lorgnette in den Wald, als wenn er uns dort entdecken wollte. Sein nicht mehr allzuvolles schwarzes Haar (böse Zungen behaupten, es sey gefärbt) dringt unter einem rothen tunesischen Fez hervor, dessen lange blaue Quaste lustig im Winde flattert. Um den Hals ist nachläßig ein bunter Cashemirshawl geschlungen, und die hohe weiße Stirn, das blasse Gesicht, passen gut zu dieser halb-türkischen Kleidung. Ein schwarzer military frockcoat mit reicher Stickerei von gleicher Farbe besezt, Pantalons von Nankin, und leichte Stiefeln, deren Lack wie polirter Marmor glänzt, vollenden die etwas pretenciöse Toilette — und nun ist es wenigstens unsere Schuld nicht, wenn unsere reizenden Leserinnen sich nicht die deutlichste Vorstellung von dem Weltgänger machen können, der auf ihre Begleitung hofft."

Wir begleiten ihn aus den Sandhaiden, in denen er ein kleines Paradies geschaffen hat, durch Sachsen, Freiberg, Carlsbad. Er macht die Bemerkung. „Es scheint mir, daß sich die Gasthöfe der kleinen Orte in Deutschland in eben dem Grade zu verbessern, als die in großen Städten zu verschlechtern anfangen. Der tiers état bekömmt überall das Uebergewicht, wie billig, denn es ist sein Zeitalter. Das unsere ist vorüber." Da ihm die Comforts unentbehrlich sind, verfehlt er nie, ihrer zu gedenken, wo er sie vermißt und Winke zu geben, wie man sie sich verschaffen könne. Gewiß ist vielen Lesern folgendes Recept von Interesse. Man kommt übel weg, wenn man irgend Jemand in Deutschland vorwirft, er habe keinen Geschmack. Doch braucht man nur zu wissen, wie die Leute Kaffee trinken, um sich über nichts mehr zu verwundern. Hier das Recept. „Man nimmt für jede Person eine Handvoll sorgfältig geles'ner Kaffeebohnen, von der kleinen blassen Bohne, die nicht viel größer als eine Erbse ist. Sie werden schnell geröstet bis ihre Farbe etwas dunkelt, die Feuchtigkeit aber noch nicht verdampft ist. Noch in voller Rosthitze werden sie gemahlen. Unterdeß wird ein Kaffeetopf mit so viel Tassen Wasser, als Personen da sind, angefüllt, zum Kochen gebracht. Kocht es, so nimmt man, bei vier Personen z. B. eine Tasse Wasser heraus, schüttet dafür drei Tassen mit Kaffeepulver hinein und rührt alles mit einem Stabe um. Der Topf kömmt nun wieder auf das Feuer, und so wie der Kaffee aufkochen will, nimmt man ihn ab, stößt den Boden etwas auf den Tisch und sezt ihn dann wieder auf. Dies wird sechs Mal wiederholt und während dem ein ganz kleines Stückchen Muscatblüthe hinzu gethan. Der Kaffeetopf muß von Zinn oder Silber und ohne Deckel seyn, sonst kann der Kaffee an der Oberfläche keinen Rahm bilden, wie er thun muß. Wenn das Gefäß zum lezten Mal vom Feuer gehoben wird, gießt man die ausgeschöpfte Tasse Wasser wieder hinzu. Nun wird, ohne ihn umzurütteln, der Topf hereingebracht, und der Kaffee augenblicklich in die Tasse gegossen, wo er seine weiche Rahmdecke auf der Oberfläche beibehält. So bereitet, erfüllt sein Duft das ganze Zimmer und ist entzückend für den Gaumen."

In Carlsbad fand der Verfasser vornehme Bekanntschaften, die ihn veranlassen, einige alte Hofanekdoten zum Besten zu geben, von einigen Berühmtheiten, z. B. der Frau Herzogin von Angouleme zu sprechen rc. Dann

fuhr er über Eger, Alexandeebad, das Fichtelgebirge weiter. Ueberall beschreibt er die Gegenden, durch die er kommt, und ihre Merkwürdigkeiten mit kurzen, nur gelegentlichen Worten, aber mit Meisterhand, und überall stehen ihm geistreiche Beziehungen zu Gebote. So sagt er von Jean Pauls Geburtsort. „Ich pilgerte jezt zu Jean Pauls Geburtsstube. Diese schien mir seltsam beziehungsreich zu seiner spätern Lebensausbildung. Sie ist auf den Ruinen des Donjons einer alten Raubveste erbaut. Daher kam die Romantik. Gegenüber liegt die Kirche. Von ihr die Frömmigkeit. Das Haus war eine Schule und sein Vater Lehrer in derselben. Dies entspricht seinem vielen Wissen und einem kleinen pedantischen Anflug. Zum point de vue seitwärts dient der Rathskeller. Davon die Passion zum bayerischen Bier.“ Sein Weg führte ihn über Baireuth, Bamberg, Würzburg, Frankfurt nach Frankreich.

Gelegentlich äußert er über die in Grausamkeit und Wollust sich gefallende französische Romantik: „Man mag über diese neue französische Literatur sagen was man will, es ist Leben in ihr, mag es ein verzerrtes und convulsivisches seyn, es ist doch Leben, seiner Zeit gemäß, und mit mehr Originalität ausgestattet, als sich in unsern deutschen Büchern entdecken läßt. Ganz unerträglich sind mir besonders die englischen Recensionen dieser Werke. Es ist den versteinerten Pedanten, die sich dort einmal den kritischen Scepter angemaßt haben, nicht möglich, aus ihrer engen Sphäre heraus zu treten. Man sieht, wie albern sie Goethe loben! Eben so albern tadeln sie die Franzosen. Immer darf nur der Maßstab ihrer einseitigen Moral, Religion und kränklichen Sittlichkeit einem Dichterwerke angelegt werden. In der Natur ist aber Alles vorhanden, und was der Dichter davon zu ergreifen, treu abzuspiegeln, neu sich zu erschaffen weiß, das hat seinen individuellen Werth, es mag Gift oder Nektar, menschlich angesehen bös oder gut seyn.“ Ganz recht. Nur vergißt der Verfasser zu bemerken, daß eine Literatur, welche nur das Gift aus der Natur aufsammelt, um zu vergiften, eben so einseitig von der Unbefangenheit abweicht, wie eine Literatur, die nur moralisiren und predigen will. Der Dichter soll Dichter seyn, nicht Pfaffe, nicht Zelote, nicht Quäcker, nicht düsterer Moralist, aber auch eben so wenig Kuppler, Henker, Schinder. Der Dichter soll die Natur in jeder Hinsicht unbefangen ansehen, und sie weder verachten, noch auch mißbrauchen. Homer und Shakespeare waren solche unbefangene Dichter, sie schilderten die Natur, auch da wo sie unrein und gräßlich ist, doch ohne daß es uns verletzt, weil sie nicht darauf ausgingen, nur zu reizen und zu verletzen. Aber die neufranzösischen Romantiker gehen hierauf aus, sie suchen nur die Leidenschaften im Leser zu entflammen, deren er sich schämen muß und die ihn auch im Genuß noch peinigen. Das Erlaubte, das einfach Schöne in der Natur ist ihnen zuwider, nur die seltensten Abnormitäten der moralischen Natur haben noch einigen Reiz der Neuheit für sie, und sie suchen denselben durch den Reiz des Verbotenen zu verstärken. Sie selbst werden am wenigsten geneigt seyn, zuzugeben, daß sie nach dem Natürlichen streben, und daß alles Natürliche erlaubt sey; denn die Wirkung ihrer Dichtungen ist ausdrücklich auf den Reiz des Unglaublichen und Unerlaubten berechnet, ihr ganzer Effekt beruht auf der Thatsache eines widerstrebenden sittlichen Gefühls, dessen Kampf mit dem entflammten sinnlichen Gefühl den verbotenen Genuß noch pikanter macht.

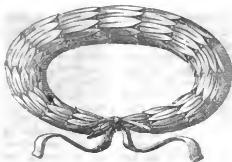
In Paris wurde der Verfasser dem Bürgerkönig vorgestellt, der ihn mit der größten Artigkeit empfing und von dem er in jeder Beziehung nur Gutes sagt. „Kurz nach meiner Ankunft in Paris ward ich in den Tuilerien vorgestellt, die der König neuerdings sehr verschönert hat. Auch die kleinere Abtheilung des großen Gartens, die jezt ein reiches Blumenparterre längs dem Palaste bildet, und worüber die Journale in einen so lächerlichen Zorn geriethen, ist eine große Verbesserung. Vorher lebte man in den Tuilerien fast wie auf öffentlicher Straße, und jede Unanständigkeit ward an den Mauern begangen, die sich unter den Fenstern der königlichen Familie befinden. — Von Etikette ist bei der Präsentation kaum die Rede, wiewohl die Pracht der Umgebung überall königlich ist. Nachdem wir durch mehrere reich erleuchtete große Piecen und eine schöne Galerie gegangen waren, traten wir (Herr von Brassier, mein älterer Freund und Gönner, stellte mich in Abwesenheit des Gesandten vor) kaum in den Salon, als der König uns schon sehr verbindlich entgegen kam, und nachdem ihm mein Name genannt worden war, mich mit vieler Herablassung begrüßte. Die Königin nebst den anwesenden Mitgliedern der Familie und einigen Damen des Hofes saßen um einen großen runden Tisch mit einem grünen Teppich bedeckt, auf dem mehrere Lampen standen, und beschäftigten sich mit weiblichen Arbeiten. Nur wenige Herren, alle in Civilkleidung, auch die Generaladjutanten vom Dienst, waren um den Tisch gruppirt, oder im Saale vertheilt. Nachdem ich die Ehre gehabt hatte, der Königin und den Prinzessinnen ebenfalls vorgestellt zu werden, fing die Unterhaltung bald an allgemeiner zu werden, ungezwungen, geistreich und mit vieler Heiterkeit geführt. Die Königin gehört zu den Frauen, die man, in welchem Stande sie auch geboren seyn möchten, unmöglich eine Zeitlang beobachten kann, ohne sich von Ehrfurcht und Zuneigung für sie durchdrungen zu fühlen;

Madame Adelaide, die Schwester des Königs, ist voller Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit, und die jungen Prinzen und Prinzessinnen musterhaft erzogen, einfach, natürlich, mit dem Anstand ihres hohen Ranges. — Der König erzeigte mir später noch die Ehre, sich eine geraume Zeit privatim mit mir zu unterhalten, sprach viel über England mit großer Sachkenntniß, beschämte mich fast durch einige schmeichelhafte Urtheile über meine Schilderungen dieses Landes, und hatte zuletzt noch die Gnade, mir eine Menge guter Rathschläge für meine Reise nach Amerika zu ertheilen, indem er zugleich mehrere interessante Particularitäten seines Aufenthalts in jenem Welttheil erzählte. Es ist unmöglich, besser zu sprechen, als der König und eine größere Anziehungskraft auf seine Zuhörer auszuüben; auch zeigt sich unter denen, die ihm näher stehen, allgemein die größte Anhänglichkeit für seine Person. — Zu diesen gehört der General Gourgaud, so ehrenvoll bekannt durch seine Treue für Napoleon, dessen Bekanntschaft ich hier mit großem Vergnügen machte, nachdem er mir schon am Julifeste als der eleganteste Offizier unter den versammelten Truppen mit dem ganzen brillanten militärischen Anstand des Kaiserthums aufgefallen war. — Einige Tage darauf ward ich zur Tafel eingeladen. Meinem angebornen, unverbesserlichen Fehler nach kam ich etwas spät, ich fürchte sogar, ich war der Letzte, denn die Königin gab mir sogleich den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen. Es war ein ziemlich großes diné, ungefähr einige vierzig Personen, und ich muß bekennen, da ich so viel in den carlistischen Journalen von der übertriebenen Oekonomie, die am Hofe des Königs herrschen sollte, gelesen hatte, so gab ich mehr auf alles hierher Gehörende Acht, als ich sonst gethan haben würde. Ich fand aber im höchsten Grade das Gegentheil von den Mährchen der Presse, und außer der Hofhaltung Georg des Vierten habe ich noch keine vorher oder nachher gesehen, die so gut organisirt gewesen wäre. Es gab zwar keine Hof-Chargen in Uniform, keinen Hofmarschall mit dem Stocke, dagegen aber hinter jedem Gaste einen Diener in prächtiger Livree, eine reiche und funkelnde vaisselle, welche an vielen unsrer deutschen Höfe oft wegen Mangel des Putzens wie Zinn aussieht; Küche und Weine waren sehr gut und in Profusion, die Bedienung schnell und sorgsam, ganz im besten englischen genre, der auch jezt in den guten Häusern fast allgemein der der Pariser geworden ist. Der König wie die Königin legten von einigen Schüsseln selbst vor, und belebten auch hier die Unterhaltung mit der Verbindlichkeit gastfreier Hauswirthe. — Ich theile Dir alle diese an sich freilich unbedeutenden Details mit, liebe Adelheid, weil ich weiß, daß sie Dich interessiren, und weil in Deutschland, durch die abgeschmackten Lügen, die man täglich hier erfindet, noch eine so falsche Vorstellung über den jetzigen französischen Hof, den König und seine Familie herrscht."

Sehr anziehend ist, was gelegentlich über historische Personen aller Kategorien gesagt ist, z. B. von der Frau von Staël: „Da sich das Gespräch hiernach auf die Lächerlichkeiten der Frau von Staël gewandt hatte, welche allerdings ihren hohen Genius wie Grimassen ein schönes Gesicht entstellten, so kamen viel drollige Anekdoten über sie zum Vorschein. Ein Engländer erzählte, daß man ihr einmal, während sie in England reiste, dort eine sanglante Posse im Genre der falschen Catalani gespielt habe. Ein junger mädchenhaft aussehender Franzose verkleidete sich als Frau, und erschien an dem Ort, wo sie eingeladen worden war, ohne daß Jemand in der Gesellschaft sie persönlich kannte, an ihrer statt. Die falsche Madame de Staël enchantirte alle Welt durch ihre Höflichkeit und Grazie. Am andern Tag ließ sich die wirkliche anmelden. Man war erstaunt, daß sie so schnell wiederkehre, und schon etwas übel disponirt über den erneuten unerwarteten Besuch, den Engländer nicht lieben, konnte jedoch nicht umhin, sie zu empfangen. Als aber eine ganz andere Person von etwas rüden, in jenem Lande doppelt auffallenden Manieren, phantastisch angezogen und mit fast entblößten Schultern und Busen hereintrat, glaubte der Wirth vom Hause sich gefoppt, und sagte mit unterdrücktem Grimme: „Madame, vous venez trop tard, nous avons tous l'honneur de connaître Madame de Staël. C'est une très jolie femme, qui au reste a l'air de son sexe, tandis que vous, Madame, on vous prendrait plutôt pour un homme si vous n'aviez pris soin de prouver par votre toilette, que vous appartenez effectivement au sexe féminin. Mais cela ne suffit pas encore pour usurper le rôle de Madame de Staël, voilà pourquoi, Madame, je ne peux que vous adresser très sérieusement le conseil de vous rétirer le plutôt possible." — Frau von Staël soll, troß aller ihrer présence d'esprit, über eine so unerwartete Apostrophe dermaßen alle Fassung verloren haben, (et on la perdrait à moins) daß sie, ohne zu antworten, nur sich beeilte, ein mehr als ungastliches Haus zu verlassen. Die Consternation des Wirths nach erhaltener Aufklärung mag indeß nicht geringer gewesen seyn."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 17. Montag, 15. Februar 1836.

Reise.

Vorlezter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster Theil. In Europa. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, Hallberger, 1835.

(Schluß.)

Dahin gehören auch die wunderlichen Projekte des wackern alten Sir Sidney Smith. „Zuweilen bringe ich einige Stunden bei dem ehrwürdigen Veteranen Sir Sidney Smith zu, der troz der Jahre und der Lorbeeren, die ihn drücken, noch immer voll neuer Projekte und origineller Ideen ist. So glaubt er mit Segeln zu Lande so gut wie auf dem Wasser fahren zu können, projektirt eine eigene Vorrichtung durch aufgehangene Häute bei Festungen die Kraft der Kanonenkugeln zu amortisiren, ist der Meinung, daß Afrika in der Vorzeit durch ein Meer in zwei Hälften getheilt war, und daß die Phönizier oder Aegypter, die es einst schon umschifft haben sollen, keineswegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung, sondern durch dieses Meer den Weg gefunden hätten – und eine Menge anderer vom Gewöhnlichen abweichenden Ansichten, die er sehr lebhaft zu vertheidigen weiß, und vielleicht einmal genauer durch den Druck bekannt machen wird. Eins der Hauptprojekte des alten Admirals ist eine Wiederherstellung der Malteserritter in Amerika auf industriellem Fuß. Eines Morgens las ein französischer Marquis, der viel Enthusiasmus für das Projekt zeigte, aber in Folge der von ihm bis jezt ohne Erfolg gebrachten Opfer in etwas genirte Umstände gerathen zu seyn schien, den ganzen Plan ausführlich vor. Soviel ich mich erinnere, sollen, ganz der Intoleranz der alten Malteserritter entgegengesezt, in der Association alle Religionen vollkommen gleiche Rechte haben, und der Orden zugleich, als specielle Concession von Seiten Europas, allein das Recht ausüben, Sklaven zu kaufen, welche zu civilisiren einer seiner Hauptzwecke seyn wird. Handel ist der zweite. Daher sollen die gezähmten Neger, sobald man sich auf sie verlassen kann, wiederum als Missionaire (aber wohlverstanden: der Industrie und nicht der Religion) von Neuem in das Innere losgelassen werden, um ihrerseits dieses wiederum zu civilisiren und den dortigen Völkern die Vortheile und den Segen eines freien Handels begreiflich zu machen. Das Capital, welches man zum Erfolg der Unternehmung für nöthig hält, beträgt sechzig Millionen. Sobald für diese Summe Actien untergebracht sind, beginnt die Gesellschaft in Wirksamkeit zu treten, deren Großmeister und Dignitaire bereits ernannt sind. Indessen dieser so

einfache Artikel der 60 Millionen scheint dennoch derjenige zu seyn, welcher bis jetzt der Ausführung des Projekts unübersteigliche Hindernisse entgegengesetzt hat. Wenn sich nicht Herr von Rothschild der Sache annimmt, wird sie wohl an den besagten Millionen scheitern. Uebrigens erscheint mir, allen Scherz bei Seite, die Idee wirklich groß und edel, auch die Ausführung eben so denkbar als ein bedeutender, damit in der Folge der Zeit zu erzielender Gewinn. Seit aber die Franzosen Algier erobert haben, werden sie wohl selbst die Functionen der neuen Malteserritter übernehmen, auch ist nicht zu vermuthen, daß sie die Inquisition in Algier einzuführen und dort Ketzer zu verbrennen gesonnen sind. Die Menge der Kenntnisse und Erfahrungen, welche Sir Sidney in seinem langen Leben gesammelt hat, machen seine Unterhaltung interessant und lehrreich. Neulich sagte er mir, daß die verschiedenen Courants im Mittelmeer jetzt mit solcher Sicherheit bekannt seyen, wozu er selbst viel beigetragen, daß man Briefe in einer Bouteille wie auf der Post von gewissen Orten nach andern schicken, und die Dauer ihrer Reise bis auf wenige Stunden bestimmen könne, wenn sie nicht unterwegs gewaltsam aufgehalten würden.“ Unter den Berühmtheiten neuester Zeit lernte der Verfasser auch den Herzog Karl von Braunschweig kennen, von dem er eine vortheilhafte Schilderung macht, und den er wegen seiner „Jugendfehler“ entschuldigt wissen will.

Seine Abschweifung an die Grenze führte ihn nach Belgien. Auf den großen Eisengießereien des Herrn Cocquerill wurden, gerade die Kanonen gelöst, weil die Regierung mit diesem mächtigen Besitzer in Betreff der Eisenwerke einen Frieden geschlossen hatte. „Schon gestern hörten wir von einigen Forts die Kanonen zur Feier der statt gehabten Versöhnung lösen, der man nicht mit Unrecht in der hiesigen Gegend die Wichtigkeit eines Friedensschlusses gibt; denn man muß es gestehen, die Industrie wird täglich einflußreicher und imposanter. Der Gebieter von mehreren Tausenden von Arbeitern ersetzt ganz folgerecht, den ehemaligen Feudalherrn mit seinen Reisigen der heutzutage oft kaum noch einem Bedienten zu befehlen hat. Diese Industriellen werden daher künftig die Stelle nicht nur der Ritter alter Zeit, sondern auch die der Feldherren und Generale unserer Zeit einnehmen, während die Geldmäkler eine Art noblesse de robe bilden können, die großen Banquiers aber den Nationalsenat. Eine colonne de la place Vendôme aus gegossenen Kanonen, ein Löwe von Waterloo aus Eisen müssen dann zu chetisen Monumenten herabsinken, und ich hoffe, man wird sie durch ein noch weit größeres Kalb aus purem Golde ersetzen, dessen Fell wir bis jetzt nur folgten.“

Auf der Reise nach dem Süden boten sich dem Verf. noch manche interessante Punkte dar, z. B. Chenonceaur, das Schloß, wo Heinrich IV. mit der schönen Gabriele und mit der schönen Diana lebte, Plessis les Tours, wo Ludwig XI. hauste rc., Montesquieus Landsitz rc. Auch sind die kleinen Tändeleien mit den naiven Schönheiten des Südens sehr anmuthig erzählt, dezenter und doch nicht kälter als von Thümmel.

Im Allgemeinen sagt der Verstorbene über Frankreich: „Frankreich kömmt mir, wenn ich seine waldentblößten Fluren, seine unabsehbaren Felder, seine zerstörten Schlösser, seine vernachläßigten und schmutzigen Dörfer und Städte betrachte (besonders bei der jetzigen Dürre und dem grauen Himmel), wie ein zurückgekommener alter Edelmann vor, der gern wieder jung werden möchte, und wenig Werth mehr auf das Vergangene legt. Deutschland ist nur ein Parvenüe dagegen, und ein Jüngling dazu, weil es, vielleicht mit größerer Lebenskraft begabt, dennoch nicht halb so schnell gelebt hat. Es ist daher wahrscheinlich, daß es auch noch mehr Zukunft zu erwarten haben wird.“ Das fängt jetzt den Leuten an, allmählich klar zu werden, und, was das sonderbarste ist, man merkt es im Ausland besser, als in Deutschland selbst.

Encyklopädisches Werk.

Bridgewater-Bücher, oder: die Natur und ihre Wunder und Geheimnisse. Aus dem Englischen vom Redakteur des Morgenblatts Dr. H. Hauff und Andern. Mit Abbildungen. Erster Band. Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften, übers. von Hauff. Zweiter Band. Chemie, Meteorologie und verwandte Gegenstände, nach Prout von G. Plieninger. Stuttgart, Neff, 1836.

Diese Bücher verbinden einen wissenschaftlichen Zweck mit einem religiösen. Sie sollen das größere Publikum von den wissenswürdigsten Dingen in der Natur unterrichten, aber unter dem Gesichtspunkt der Frömmigkeit. Die Schöpfung soll den Schöpfer loben. So wollte es der Stifter dieser Bücher, der Graf von Bridgewater, der eine beträchtliche Summe für die Verfertigung derselben in seinem Testamente anwies. Vielleicht war es ihm nicht entgangen, daß die Naturwissenschaften beständig zum Materialismus tendiren, und daß eine Zeit, die sich vorherrschend der Physiokratie, Industrie, dem Handel und den sinnlichen Genüssen hingibt, nothwendig auf denselben Irrweg gerathen müsse. Vielleicht suchte er eben deßhalb gerade im Naturgebiet einen Anknüpfungspunkt für die Religiosität, um dem Materialismus auf seinem eignen Terrain entgegenzuwirken. Allein wie schwierig das ist, erhellt schon aus der Art, wie sein

Gedanke ausgeführt wurde. Alle frühern Versuche, die Theologie aus der Naturgeschichte abzuziehen, sind bisher mißlungen. Das Heilige wird leicht kleinlich, ja sogar lächerlich, wenn man seine Spuren bis zum Wurm herab verfolgt, und das wissenschaftliche Interesse am Studium der Natur geht verloren unter den frommen Exklamationen. Dies wohl fühlend, haben die englischen Verfasser der Bridgewater-Bücher sich die Freiheit genommen, das Wissenschaftliche vor dem Religiösen vorherrschen zu lassen, und zu belehren, nicht zu predigen, was wohl sehr gebilligt werden muß.

Die Untersuchungen über die „Hand“ sind sehr interessant, und obgleich der Verfasser sich dabei langer erbaulichen Betrachtungen enthält, so drängt sich doch gewiß jedem Leser von selbst ein Gefühl von Bewunderung auf, wenn er die Weisheit erkennt, mit welcher dieses uns so unentbehrliche Organ vom Schöpfer eingerichtet wurde. Es wird hier gezeigt, wie sich die Hand zu den ihr entsprechenden Gliedern der Thiere verhalte. Bevor der Verfasser die menschliche Hand selbst anatomiet, weist er durch die vergleichende Anatomie ihre Vollkommenheit nach. Dann geht er zu ihrer Empfindlichkeit und Beweglichkeit über, Eigenschaften, wodurch sie fähig wird, unserm Willen auf die überraschendste und künstlichste Weise zu dienen.

Die Hauptsache bleibt freilich immer unerklärt. „Voltaire sagt, bei all seiner Wissenschaft könne Newton nicht sagen, wie sich sein Arm bewege. So wahr ist es, daß alle Forschungen der Art ihre Grenze haben. Er erkennt aber an, daß zwischen der Unwissenheit des Kindes oder des Bauern und dem Bewußtseyn des Philosophen, daß er an einen Punkt gelangt ist, über welchen der Mensch mit seinen Fähigkeiten nicht hinauskommt, ein großer Unterschied sey. Wie dürfen ferner fragen, ist es denn gar nichts, wenn man sich die vielen Beweise göttlicher Absicht, wie sie sich in der Hand offenbaren, zu vergegenwärtigen sucht, wenn man zur Ueberzeugung gelangt, daß ihr ganzer Bau ein vollkommen gegliedertes System ist, daß der vollendetste, ausgearbeitetste Mechanismus und auf's Feinste berechnete Kräfte der Empfindung zusammenwirken, damit wir die Hand bewegen können? Was der erste Anstoß zur Bewegung ist, wissen wir nicht, eben so wenig, worin das eigentliche Band zwischen Leib und Seele besteht; bei alle dem aber bleibt es vom höchsten Interesse für uns, wie ausnehmend sinnreich und trefflich der körperliche Apparat gebaut ist, der zwischen der innern Kraft, die uns antreibt, ihn in Bewegung zu setzen, und der äußern Welt in der Mitte liegt.“ Hätten wir aber auch die erste bewegende Kraft ausgemittelt, so würde es immerhin noch wunderbar bleiben, daß die Bewegung sich durch so viele Mittelwege so exakt fortpflanzen kann. So ist wohl nichts wunderbarer, als das Werfen. Beim Malen ist die Hand dem Bilde nahe und der Pinsel ist nur eine Fortsetzung der Finger; aber beim Werfen ist der Gehorsam der Hand, die zum Ziele wirft, während der Werfende gar nicht auf die Hand sieht, noch auffallender.

Doch ist die Hand immer nur Werkzeug, und ohne sie sucht der Mensch sich auf andere Weise zu helfen. „Die tägliche Erfahrung zeigt uns, daß Kunstfertigkeit den Verlust der Hand nicht nur überdauert, sondern sich regt und übt, wenn auch von Geburt die Hände fehlen. Es ist höchst merkwürdig, wie bei solchen Menschen die Füße an die Stelle der Hände treten und feine, künstliche Arbeiten zu Stande bringen. Leider entwickeln sich zuweilen auch die furchtbarsten Leidenschaften und führen zu Verbrechen, unter Umständen, wo man es für unmöglich halten sollte, weil es an den äußern Mitteln zur Ausführung gebricht. Das merkwürdigste Beispiel der Art war ein Mann, der von Geburt keine Arme hatte, und doch, wie vom Teufel besessen, mehrere Mordthaten beging, bis die Sache endlich entdeckt und er hingerichtet wurde. Dieser Elende war ein Bettler, und stellte sich gewöhnlich an die Landstraße am Saume eines Waldes, wenige Meilen von Moskau. Er gab der Person, wenn sie ihm eben ein Allmosen reichte, mit dem Kopf einen Stoß vor den Magen, packte sie in der Betäubung mit den Zähnen und schleppte sie in den Wald.“

Am meisten Verwandtschaft hat die Hand mit dem Auge. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, ohne jedoch der bekannten Fälle zu erwähnen, in welchen die Mißgeburten wirklich die fehlenden Augen durch desto mehr Finger ersezt werden.

Daß der Verfasser die Chiromantie beseitigt hat, ist nicht mehr als billig, denn die Prophezeiung aus den Linien der Hand bleibt wohl immer etwas sehr Zweideutiges. Dagegen scheint den Pantomimen der Hand und der Finger ein ziemlich charakteristisches Gesetz zu Grunde zu liegen. Nicht zu übersehen ist endlich die Benediktion, die Handauflegung, die magnetische Wirkung.

Das chemische Werk ist auf die Atomenlehre gebaut. Ob aber die Moleculen, aus denen alles in der materiellen Welt ursprünglich zusammengesezt seyn soll, nicht ein Widerspruch sind gegen die unendliche Theilbarkeit? Ob die Dinge überhaupt aus einer Zusammensetzung verschiedener Elemente entstanden, oder ob nicht vielmehr die Urtheile selbst erst geschieden sind aus einem ursprünglichen Ganzen? ob das Urelement nothwendig eine Menge von unendlich kleinen Einzelheiten, wie ein Sandmeer, oder nicht vielmehr ein Continuum, ein flüssiges, noch nicht getheiltes, erst theilbares Ganze ist? Dem sey aber wie ihm wolle, wir bringen eben nie bis zum Urelement hindurch, die Chemie bleibt immer bei verschiedenen Urstoffen stehn, die sie allerdings in die möglichst

kleinsten Theile zu zersetzen vermag. Die Resultate der Chemie sind übrigens hier mit vieler Klarheit vorgetragen. Daß der Verfasser die Materialität des Lichts, d. h. das Daseyn eines eigentlichen Lichtstoffs, wenigstens unentschieden läßt, ist sehr vernünftig, denn wir gestehen, daß es uns allemal ganz ängstlich wird, wenn man den sichtbaren Geist in der Natur, die feinste und stärkste ihrer Kräfte mit Gewalt zu einer Materie machen will und sich das Durchleuchten nicht anders erklären kann, als durch ein Durchwässern mit Lichtmaterie.

Antichristenthum.

Das Manifest der Vernunft, eine Stimme der Zeit in Briefen an eine schöne Mystikerin, von Fr. Clemens. Altona, Hammerich, 1836.

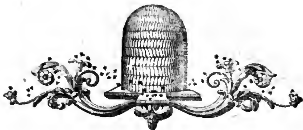
Die neue Religion macht recht erfreuliche Fortschritte. Hier tritt schon wieder ein neuer junger Deutscher auf, um einer „schönen Mystikerin“ zu beweisen, daß das Christenthum eine Unvernunft sey. „Wie gerne, Madame, möchte ich Sie wie ein ausgelassener Satyr ergreifen, und hüpfend und tanzend, nach lustigen Weisen, und unter heitern, sinnigen Glossen aus dem dumpfen Conventikel, hinaus in das pulsirende Leben führen.“ Mag sie sich auch sträuben, die gute Dame, es geht ihr wie der Maria in Parnys Götterkrieg, der schöne Apollo weiß die Mutter Gottes schon herumzubringen. „Kreuzigen Sie Ihr schönes Fleisch, Madame! sammt allen Regungen, welche die Natur mit heilig erhabener Absicht in die Brust ihrer Menschen pflanzte, aber unsere Freundschaft soll nicht am Kreuzesstamme verbluten; und wenn Sie auch Ihr seidenes Haar, in dessen Ringellocken noch jüngst ein Heer von Amoretten tändelte, mit scharfen, dürren Dornenzweigen durchflochten hätten, es schreckt mich nicht; ich schiebe kosend den Kranz von Dornen zur Seite; und, würd' ich auch geritzt, blutrünstig gar, so kennt man ja doch den Verlauf der Erdendinge.“

Der Verfasser zweifelt so wenig, als die übrigen jungen Deutschen, daß es mit dem Christenthum aus sey, und auch er ist neidisch, daß der Ruhm, es gestürzt zu haben, vorzüglich dem Herrn Heine zugeschrieben werden will. Er vindicirt deßfalls seinen Antheil. „Ich bin Einer aus dem Volke, ja ich bin das Volk selbst; mehr wie Heine von sich es versichern darf; nehme kein Blatt vor den Mund, und rede es frei heraus, daß wir uns schämen müssen vor allen nicht christlichen Völkern.“

Nun beginnt die Litanei, ganz wie in Gutzkows Wally. Jesus war ein wohlwollender Mann, der aber große „Fehlgriffe“ beging und dessen Lehre zu einem System der Dummheit und Unfreiheit verarbeitet wurde, von der uns endlich die jungen Deutschen zu befreien berufen sind. Herr Clemens weiß sich der hierarchischen Greuel und der theologischen Zänkereien mit gutem Vortheil zu bedienen, um nicht nur die Entweihungen, sondern auch das Entweihte selbst anzugreifen. Sein erster Angriff gilt der Kirche und dem Priesterthum, sein zweiter dem Buchstaben, sein dritter dem Geist selbst. Die Bibel nennt er ein Buch voll „Hexerei und Zoten“ und voll „erotischer Platituden“ und macht der eleganten Welt große Vorwürfe, daß sie ein so unflätiges Buch zu lesen erlaube, während sie die so durchaus ästhetischen Nuditäten des jungen Deutschland verschmäht. Endlich soll es kein religiöses Mysterium mehr geben und er erklärt dies für die Hauptsache. „Ich glaube es hinlänglich klar ausgesprochen zu haben, daß es nur die christliche Mystik ist, gegen die ich aus Gründen der gesunden Vernunft meine kleine Waffe eingelegt habe; und gewiß ist, daß ich jede, selbst die leiseste Spur von Rationalismus als einen Schritt zu dem schönen Ziele betrachte, wo endlich der Religion ein Tempel gebaut werden wird, in welchem Vernunft und Gefühl in niegefundener Harmonie für Veredlung der Menschheit sorgen werden. Daß aber die Feindin dieses edlen Strebens, die verwerfliche Mystik, nie besiegt werden kann, so lange sie noch auf die göttliche Autorität der Schrift, und somit auf die Wahrhaftigkeit der christlichen Mysterien trotzen darf, ist augenscheinlich, und noch einmal bedaure ich den harten Stand der heutigen Rationalisten, die sich der verwerflichen Mystik freilich feindlich gegenüberstellen, und doch aus Amtspflicht selber die krassesten Mysterien als lautere Wahrheit predigen müssen.“ Nicht wahr, Herr Paulus? Daß Sie alter Mann sich von der lieben Jugend so beschämen lassen müssen!

Herr Clemens macht nun ausführliche Vorschläge, was einstweilen aus der Bibel beizubehalten sey und dies läuft dann auf einige moralische Doctrinen und historische Thatsachen hinaus, alles Wunderbare und Mystische soll ein für allemal heraus. Es leuchtet aber ein, daß die so verstümmelte Bibel Niemand mehr behagen würde, sie wäre nicht mehr christlich und auch noch nicht genug jungdeutsch. Sie müßte nothwendig durch eine neue Bibel der Vernunft- oder Natur-Religion ersetzt werden, und Herr Clemens hätte deßfalls immerhin, statt auf halbem Wege stehen zu bleiben, so weit gehen können, als Herr Wienbarg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18. Freitag, 19. Februar 1836.

Altgriechische Literatur.

1) Der epische Cyklus, oder die Homerischen Dichter, von Fr. G. Welcker. Bonn, E. Weber, 1835. XII und 464 S.

An den Namen des Homer knüpft das Alterthum die zwei großartigsten Gedichte, welche der griechische Genius geschaffen hat. Kein Theil der griechischen Literaturgeschichte verdient also eine so genaue Beachtung, wie dieser. Keinem ist auch in der neueren Zeit eine sorgfältigere Pflege zu Theil geworden. Allein die meisten Gelehrten gingen theils von irrigen Ansichten aus, theils verfuhren sie zu einseitig bei der Prüfung der vorhandenen Nachrichten. Daher darf man sich nicht wundern, daß es noch immer an einem Werke fehlte, welches allen Anforderungen der Kritik entspräche. Welcker, ein scharfsichtiger Kenner hellenischer Kunst und Poesie, hat durch das vorliegende in der That einem Bedürfnisse abgeholfen. Das Ganze besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste derselben beschäftigt sich mit dem epischen Cyklus überhaupt. Ueber Bedeutung und den Umfang desselben sind bekanntlich bisher die verschiedensten und widersprechendsten Ansichten aufgestellt worden. Mit Recht beginnt Herr Welcker sein Werk mit einer sorgfältigen Untersuchung über den Verfasser der grammatischen Chrestomathie, wovon die Auszüge der troischen Abtheilung des epischen Cyklus enthalten sind. Noch immer hielt man den neuplatonischen Philosophen Proclus aus dem fünften Jahrhundert für den Verfasser jener Chrestomathie, die, wie Herr Welcker zeigt, einem Grammatiker aus dem zweiten Jahrhunderte ihre Entstehung zu verdanken hat. Im zweiten Kapitel wird bewiesen, daß Zenodotus von Ephesus aus der Zeit des ägyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus den epischen Cyklus bildete, und bei der ganzen Zusammenstellung aller Wahrscheinlichkeit nach andere Rücksichten als die der literarischen Kritik befolgte. Als Vorsteher der Bibliothek von Alexandria ist uns dieser Gelehrte aus Suidas bekannt; im Auftrage des Königs Ptolemäus sammelte und ordnete er, wie wir nunmehr erfahren, die Homerischen Gedichte. Von einer ähnlichen Zusammenstellung anderer epischer Gedichte ist weder aus älterer, noch aus der nachfolgenden Zeit die geringste Spur vorhanden. Da es nur den einen epischen Cyklus gab, der Homerisch war, so ist die Benennung epischer Cyklus, der auch bloß Cyklus genannt wird, genau und bezeichnend genug. Im dritten Kapitel untersucht Herr Welcker, welche Gedichte der epische Cyklus enthielt. Wir sehen, daß nur solche dahin gehören, welche durch das Zeugniß alter Schriftsteller entweder als cyklisch oder als homerisch bekannt sind. Die Reihenfolge der Gedichte, die demselben

einverleibt waren, ist also folgende: die Titanomachie, Danais, Amazonia (auch Atthis), Oedipodee, Thebais (oder des Amphiaraus Ausfahrt), Epigonee (oder Alcmäonis), Minyas (auch Phocais, das Phokäische Gedicht), Oechalia's Einnahme, Cypria, Ilias, Aethiopis, kleine Ilias, Iliupersis, Nosten, Odyssee, Telegonee. Unter den Orten, welche diese Gesänge verherrlichten, ragen die Cadmea und Ilion hervor. Es könnte die Frage entstehen, ob der epische Cyklus nicht eine größere Ausdehnung gehabt habe. Oder, sagt der Hr. Verf. (S. 39), könnten wir zweifelhaft seyn, ob die genannten Gedichte wenigstens vom Anfang an alle in demselben enthalten waren, und nicht das eine oder das andere wegen des engen Zusammenhanges der Geschichten, wie die spät geschriebene Telegonee, oder aus Rücksicht auf den Ort, den es betraf, wie die Danais oder die Amazonia, später hinzugezählt worden sey. Die Melampodee, ein bedeutendes aegirisches Gedicht, konnte, da sie Hesiodisch war, nicht hinzugezählt werden. Der Aegimos wird zwar von Apollodor dem Milesier Cercops beigelegt, von Andern aber auch als Hesiodisch erwähnt. Die Corinthiaca des Eumelus unterschieden sich wohl nur wenig von der genealogischen und logographischen Gattung des Hesiodus, eben so die Phoronis, die zu Strabon's Zeit schon verschollen war. Die Europeia oder Europe des Eumelus und Stesichorus scheint ebenfalls nichts Homerisches gehabt zu haben. Man darf nicht übersehen, daß zwischen den Sagen des frühesten Alterthums, auch den bedeutendsten und phantasiereichsten, wie die von Perseus, Jason und Medea waren, und einem Epos aus der Periode der Homerischen Sänger ein großer Zwischenraum in der Mitte liegt, und zwischen genealogischer Darstellung und einem von Idee und Charakterdichtung belebten und weit ausgedehnten Kunstwerke ein großer Unterschied sey. Einen Theil der Poesien des Cyklus sehen wir zwischen dem Namen Homerus und andern bekannten oder unbekannten Verfassern schwanken, die Thebais, die Epigonen, die Cypria, die kleine Ilias, die Nosten, Oechalia's Einnahme, die Amazonia, dazu die Hymnen, besonders den delischen, den Margithes, die Batrachomyomachia, die Cercopen und einige andere, vermuthlich kleine, scherzhafte Gedichte; ein Theil, und darunter auch mehrere von den genannten, ist unter verschiedenen Dichtern streitig: die Titanomachie zwischen Eumelus und Arctinus, Oechalia's Einnahme zwischen einem Halicarnasser und zwei Cypriern, die kleine Ilias zwischen Cinäthon, Cleophylus, Thestorides von Phokäa, Diodorus von Erythrä und Lesches von Lesbos; die Nosten zwischen einem Colophonier, Agias von Trözen und Eumelus von Corinthus. Dagegen treffen auf der andern Seite unter demselben Dichter-Namen mehrere Gedichte zusammen. Die betheiligten Orte sind die äolischen Städte Neonteichos bei Kyme, Bolissus auf Chius, Mytilene und Pyrrha auf Lesbus, die ionischen Städte Miletus, Samus, Chius, Jos, Phokäa, Colophon, die dorische Stadt Halicarnassus, die attische Salamis auf Cypern, Sparta, Trözen, Corinth und endlich Cyrene. Wir sehen, wie sich die epische Poesie von Asien und seinen Inseln aus nach dem Peloponnese und später von Corinth nach Syrakus gleich bei der Gründung dieser Stadt verzweigt, so daß es uns nicht wundern darf, wenn Homerus an so vielen Orten erscheint, und durch die griechischen Colonisten in Unteritalien auch bei den italischen Völkerschaften bald bekannt wurde. Im vierten Kapitel weist Herr Welcker die irrige Annahme ab, als habe schon lange vor den alexandrinischen Grammatikern eine ähnliche Sammlung des berühmten epischen Cyklus bestanden, wie die des Zenodotus war.

Im fünften Kapitel spricht der Verfasser von der verschiedenen Bedeutung, in welcher das Wort Cyklus „als Zusammenstellung, Inbegriff, Auszug, System, Handbuch" ꝛc. vorkommt, und führt die bekanntesten Werke an, welche außer der Sammlung der Homerischen Gedichte diesen Namen führten. Neben dem epischen Cyklus hatte das Alterthum einen Cyklus von Phayllus, der mythologisch war, der mehr als Inhaltsangabe, denn als Auszug mythischer Gegenstände zu betrachten ist, und höchst wahrscheinlich auch in Versen abgefaßt war. Von Aristoteles war ein literar-historischer, von Polemon, der ein Zuhörer des Panätius und Zeitgenosse des Aristophanes von Byzanz war, ein grammatischer vorhanden; der Cyklus des Dionysius von Miletus, der auch Ortssagen sammelte, war vermuthlich mythisch, wie die Bibliothek des Apollodor.

Im sechsten Kapitel handelt Herr Welcker vom cyklischen Gedicht, welches man fälschlich dem Pisander von Rhodus, Verfasser einer Heraklee, beilegte, von der Thebais des Antimachus von Colophon, von der Heracleis des Rhianus, von der Perseis des Musäus oder Ktesias ꝛc.

Wir gehen nun zum zweiten Theile über, der den Homerischen Dichtern gewidmet ist. Der Verfasser handelt zuerst von Homerus als Kunstname. Seit der Ilias, sagt er, die gewiß nur als das erste vollkommene Muster, nicht als die erste Erscheinung einer größeren Gattung zu betrachten ist, sehen wir eine Reihe von epischen Gedichten sich häufen, die in großem Umfang eine Menge von Personen und Begebenheiten zu einer dichterischen Einheit zusammendrängen. Diese große Neuerung und Erfindung, die größte, die je in der Kunst gemacht worden ist, und gemacht werden konnte, und die unter den Griechen durch ihren Einfluß auf alle andern Hauptgattungen, den Charakter und die Höhe ihrer Kunst überhaupt entschieden hat, ist bezeichnet durch den Namen des Homerus (d. h. des

Zusammenfügers). Es war im Alterthum Sitte, die Meister und Künstler, auch in Bezug auf besondere Arten der Werke, nicht nach dem zufälligen Eigennamen, sondern nach ihrem Stand und Vermögen zu nennen. Die Sagen, welche sich im Leben des Homerus, das man fälschlich dem Herodotus beilegt, vorfinden, haben, so sonderbar sie auch scheinen, den großen Vortheil, daß wir aus ihnen die Verbreitung der Homerischen Poesie einigermaßen kennen lernen. Aus ihnen geht die Mehrheit der Homere und (mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit) die Heimath einzelner Homerischer Gedichte von der Ilias an deutlich hervor. Die sechzehn Kapiteln, in welchen Herr Welcker von den Homerischen Dichtern spricht, enthalten einen Schatz der trefflichsten Bemerkungen. Bedauern müssen wir, daß das neunzehnte Kapitel, in welchem er von den Homerischen Gedichten außer dem Cyklus, d. h. von den Hymnen und scherzhaften und andern kleinen Gedichten spricht, nicht ausführlicher ist. Herr Welcker wäre bei seiner vielseitigen Kenntniß des klassischen Alterthums ganz geeignet, eine genügende Erklärung über Entstehung und Bedeutung der Hymnen, welche des Homerus Namen tragen, zu geben. Der Anhang enthält die verschiedenen Ansichten, welche bisher über den epischen Cyklus aufgestellt wurden. Es wäre zu wünschen, daß Herr Welcker eine vollständige Geschichte der griechischen Literatur schriebe.

d.

2) Geschichte der hellenischen Dichtkunst von Dr. Hermann Ulrici. Erster Theil. Epos. Berlin, 1835. Verlag von Duncker und Humblot. VIII und 534 S.

Wer möchte läugnen, daß es ein schwieriges Unternehmen sey, eine Geschichte der hellenischen Dichtkunst zu entwerfen, wenn er erwägt, daß derjenige, der sich diesem Geschäfte mit Erfolg unterziehen will, nicht bloß in den Geist der Poesie eindringen, sondern denselben auch in der unendlichen, überwältigenden Fülle von Erscheinungen und Bildungen des hellenischen Alterthums, das nach langen Jahrhunderten dem fernen Beobachter in Trümmern und Bruchstücken vor Augen liegt, überall in seiner organischen Entwizlung verfolgen soll.

Die erste Vorlesung enthält eine Entwicklung der Idee der Kunst überhaupt, die zweite die Entwicklung der verschiedenen Zweige der Kunst in ihrer Nothwendigkeit. Diese beiden Vorlesungen dürften denjenigen, welche sich zu dem philosophischen Systeme bekennen, welches sich in diesem Werke deutlich offenbart, sehr willkommen seyn; uns wäre es lieber gewesen, wenn der Verfasser die in diesen zwei Vorlesungen enthaltenen Gedanken frei von aller modernen Terminologie dargelegt hätte. In der dritten Vorlesung handelt er von der Bedeutung und dem Charakter des hellenischen Volkes und seiner Geschichte und von den ersten Anfängen der letztern. Alle Nachrichten über den ältesten Zustand Griechenlands deuten nach seiner Ansicht auf eine durchaus chaotische Volksmasse, auf unruhige, herumziehende Horden ohne feste Wohnsitze, mithin auf eine nur vorbereitete, noch durchaus ungebildete, kaum angefangene Nationalität, deren Bildung erst mit der festen, bestimmten Ansiedlung beginnen konnte. Daß nun aus dieser chaotisch sich bewegenden Volksmasse, welche, als sie sich zu setzen begann, durch spätere Einwanderungen und fremde Colonien sehr verschiedene Elemente erhielt, gerade die griechische Nationalität sich entwickelte, lag zum Theile in eben dieser Mannichfaltigkeit der Elemente, die bei der von Meer und Gebirgszügen bewirkten Zerrissenheit des Landes mit seinen Inselgruppen länger und leichter ihre Eigenthümlichkeit bewahrten, ohne doch vereinzelt und von der gegenseitigen Einwirkung auf einander ausgeschlossen zu seyn. Hieraus bildete sich jene unzählige Menge von Städten und Staaten, welche unabhängig, aber doch durch ihre natürliche und bald auch religiös und politisch geheiligte Verbindung unter einander gesichert, frei und selbstständig sich entwickeln konnten. Anderntheils sänftigte der stets heitere, milde Himmel bald die rauhen Sitten; die glückliche, für allerlei Erwerb vortheilhafte Lage gab dem Leben Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit; das Meer in seiner zeugenden und nährenden Gewalt, in seiner zugleich furchtbar erhabenen Größe, zugleich liebevoll reizenden Anmuth, in seiner regen Lebendigkeit und Beweglichkeit ermunterte das Gefühl und die schaffende Phantasie; der nicht verschwenderische und doch ergiebige Boden stärkte die Thätigkeit in Seele und Körper.

So schön diese Ansichten sind, so dürften sie doch das ganze geistige Wesen der Hellenen keineswegs nach allen Beziehungen erklären. Wir glauben, daß es sich für diejenigen, welche dem klassischen Alterthume nicht ganz fremd sind, auf eine einfache Weise veranschaulichen lasse. Griechenland stand auf allen Seiten mit den im Alterthume bekannten Erdtheilen in Verbindung, und war als Halbinsel zugleich in sich abgeschlossen und vollendet. Hieraus erzeugte sich die strenge Eigenthümlichkeit der Griechen, die in allen ihren Werken scharf ausgeprägt ist und zugleich ihre bewunderungswürdige Empfänglichkeit für das Fremde. Die Schönheit der Natur, die Anmuth der mit den herrlichsten Früchten gezierten Thäler hatte ihnen die regeste Empfänglichkeit, für geistige und körperliche Schönheit eingepflanzt; heiter, wie

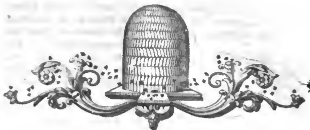
die Natur ihres Vaterlandes, und der Himmel, unter dem sie lebten, waren ihre Gemüther. Ein froher Sinn und Leichtfertigkeit waren bei ihnen mit einer Beharrlichkeit und Ausdauer verbunden, die sich selbst den größten Anstrengungen freudig unterzog. Sie waren nicht bloß für Musik, Dichtkunst und das sinnlich Schöne, sondern auch für jene Wissenschaften im höchsten Grade empfänglich, welche Tiefsinn und einen ernsten Forschungsgeist erheischen. Nicht mit Unrecht nennt sie Friedrich Richter in seiner Vorschule der Aesthetik ewige Jünglinge, Geschöpfe einer Morgenzeit und eines Morgenlandes, das mehr begeisterte, als berauschte, da es in der gehörigen Mitte zwischen einer Steppe und erdrückender Feuchtbarkeit, so wie zwischen ewigen Wolken und einem leeren Himmel lag. Die Gebirge, welche es fast nach allen Richtungen durchschnitten, dienten als Schutzmauer der Selbstständigkeit. Die Zauberthäler waren reiche Wiegen der Ueppigkeit und eines regsamen Lebens, von denen sich ein leichtes Weben und Wogen verbreitete. Die klimatisch bedingte Mitte der Einbildungskraft zwischen dem eines Nordländers und eines Arabers hatte auf ihre Leistungen in Kunst und Poesie den entschiedensten Einfluß. Sie läßt sich sehr passend mit einem stillen Sonnenlichte vergleichen, das zwischen kaltem Mondscheine und einem alle zarten Keime versengenden Erdenfeuer die gehörige Mitte hielt. Daher darf man sich nicht wundern, daß die Griechen ein so reiner und vollendeter Schönheits-Sinn belebte, daß sich derselbe so hoch steigerte, daß sie schöne Jünglinge wegen ihrer Anmuth vergötterten, daß sich die morgenländische und abendländische Bildung bei ihnen in schönster Harmonie vereinigte.

In der vierten Vorlesung spricht der Verfasser von dem Wesen und der Idee der epischen Poesie in ihrem Gegensatze zur lyrischen und dramatischen Dichtung überhaupt und nach den Kunstbegriffen der Griechen insbesondere. Diese Vorlesung wird nicht bloß den Aesthetiker, sondern auch den Gelehrten vom Fache wegen der sorgfältigen Erörterung der auf diesen Gegenstand bezüglichen Stellen der Alten befriedigen.

Mit der fünften Vorlesung beginnt die eigentliche Geschichte. Sie umfaßt die mythische Vorzeit der hellenischen Poesie, deren Repräsentant Orpheus ist. Wäre es nicht ursprüngliche Eigenthümlichkeit der hellenischen Religion und mit ihr der hellenischen Kultur überhaupt gewesen, durch den Mund der Poesie entwickelt, ausgebildet und verbreitet zu werden, wie hätten plötzlich Hesiodus und Homerus aufstehen können, um den Hellenen eine Religion und Götterlehre zu geben, die bis dahin noch gar nicht existirt hätte; oder doch fern und geschieden von der Poesie in ganz andern Gebieten des Geistes und Lebens ihren Sitz gehabt hätte? Dennoch ist das Daseyn einer ältern vorhomerischen oder mythischen Poesie, welche die Sagen und Nachrichten der Hellenen an die berühmten Namen Orpheus, Musäus, Eumolpus, Pamphus, Thamyris, Linus, Olen, Philammon und Andere knüpfen, nicht nur unter den Alterthumsforschern unserer Zeit streitig und zweifelhaft, sondern ward auch im spätern Alterthume selbst von manchem Gelehrten geläugnet. Dieser Theil erfordert daher eine möglichst genaue Sichtung der Quellen. Diese Sichtung ist zwar schon von Bode und namentlich von Lobeck mit großer Kritik und Vollständigkeit ausgeübt worden; allein deßhalb ist einem neuen Forscher noch keineswegs die Möglichkeit benommen, zu neuen Resultaten zu kommen. Insoferne müssen wir bedauern, daß Herr Dr. Ulrici nicht ganz selbstständig verfahren, und sich zu sehr an seine Vorgänger gehalten hat. Derjenige, der diesen Theil der Geschichte der griechischen Poesie vollständig behandeln will, muß die allmählige Verbreitung des Musendienstes und des Kultus des Apollo in Hellas mit größter Umsicht verfolgen, das ganze Wesen der einzelnen Zweige der Thracier, der ältesten Pfleger der Poesie in Hellas, nach allen Seiten beleuchten, die Sagen von den Wanderungen Apollos zu den gesangliebenden Hyperboreern gründlich erörtern, so wie auch jene von den Sibyllen und alten Sehern scharf in das Auge fassen, um über die Anfänge des Gesanges, seine allmählige Ausbildung und weitere Verbreitung, den Stoff, welchen er verherrlichte, und die Eigenthümlichkeit, welche ihn vor dem der spätern Zeit auszeichnete, Licht zu verbreiten, und uns in den Stand zu setzen, die Kultur der damaligen Zeit genau kennen zu lernen. Uebrigens wollen wir damit keineswegs sagen, daß Herr Ulrici zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe nicht wesentlich beigetragen habe. Ein besonderes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er zeigte, daß man aus dem Stillschweigen des Homerus über Orpheus keineswegs schließen dürfe, daß die Angaben über ihn und die älteste hellenische Dichtung überhaupt keine geschichtliche Grundlage haben. Die sechste Vorlesung über die Blüthe des Heldenzeitalters und nach ihm des Heldengesanges, über das Homerische Epos, über das Wesen, den Charakter, die Form und die Theile desselben umfaßt einen sehr wichtigen, ja den wichtigsten Abschnitt, und ist deßhalb auch von Seiten des Verfassers mit besonderer Umsicht und Gründlichkeit behandelt worden.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 19. Montag, 22. Februar 1836.

Altgriechische Literatur.

2) Geschichte der hellenischen Dichtkunst von Dr. Hermann Ulrici. Erster Theil. Epos. Berlin, 1835. Verlag von Duncker und Humblot. VIII und 534 S.

(Schluß.)

Wir wünschten nur, daß der Verf. auch der Homerischen Charakterzeichnung eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet, oder wenigstens doch die Züge, welche über Achilles in den einzelnen Gesängen vorkommen, zu einem Ganzen vereinigt hätte. Ueberhaupt müssen wir uns wundern, daß die großartigen Gedichte von dieser Seite noch nicht gründlich und vorurtheilsfrei beleuchtet wurden. Die äußere Geschichte des Homerischen Epos, die Entstehung, das Zeitalter und Vaterland, so wie die spätere Verbreitung und Behandlung desselben ist Gegenstand der siebenten Vorlesung. Es freut uns, daß der Verfasser die wichtige Hypothese, als seyen die Homerischen Gedichte nichts anders, als eine Verbindung verschiedener Theile, die in verschiedener Zeit entstanden, und von verschiedenen Verfassern herrühren, mit der gehörigen Kritik abgewiesen, und in ihrer Ungereimtheit dargestellt hat. Die achte Vorlesung beschäftigt sich mit der Hesiodischen Poesie. Wie die Hesiodische Poesie lange nach des Meisters Tode unter den Sängern desselben Geistes und im Volke fortlebte, so hatte sie unzweifelhaft auch vor Hesiodus Lebzeiten bestanden; aus diesem Umstande erklären sich, wie bei Homer, zum Theil die sehr verschiedenen Angaben und das zweifelhafte Dunkel über des Hesiodus Zeitalter. Wie die epische Poesie nach dem Einfalle der Dorier im griechischen Mutterlande allmählich den Hesiodischen Charakter annahm, verdient besondere Beachtung. Es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß der epische Gesang, der nach dem trojanischen Kriege in den achtzig Jahren vor dem Dorierzuge frisch und lebendig aufgekeimt war, nachmals gänzlich erloschen seyn sollte; es ist noch unwahrscheinlicher, ja unmöglich, daß die Hesiodische Poesie ohne alle vermittelnden Uebergangsstufen plötzlich und durch einen Meister entstanden seyn könnte. In dem ersten jugendlichen Zeitalter keimt alles im natürlichen, allmähligen Wachsthume empor. Daß die Dichtungen, welche den Namen des Hesiodus tragen, das Werk verschiedener Dichter sind, welche nur derselbe Geist einer bestimmten, musischen Bildung, einer zusammenhängenden verwandten Sänger-Schule beseelte, darüber sind fast alle älteren und neueren Kritiker einig, und es ist daher willkürlich, alle diese mannichfaltigen Theile als Nachhesiodisch zu betrachten und Hesiods Namen als den Anfang und ersten

Ausgangspunkt dieser ganzen poetischen Richtung zu stellen, zumal da nicht undeutliche Spuren die ersten Keime derselben bis in das höchste Alterthum verfolgen lassen.

Nicht so gelungen ist die neunte Vorlesung, welche sich mit den Homeriden und Cykliken beschäftigt. Die wesentliche Thätigkeit der Homeriden blieb nach des Verfassers Ansicht die Ausübung und allmählige Vervollkommnung des Vortrages der Homerischen Gesänge. Nimmt man dies an, sagt er, und beachtet zugleich ihre Stellung als politisches Geschlecht auf Chios, so erklärt es sich von selbst, wie es keinem der Alten einfiel, sie als Urheber der Homerischen Epopöen gelten zu lassen, wie ihnen vielmehr überall nur der Vortrag der lezteren und die Dichtung der sogenannten Homerischen Hymnen beigemessen ward, und daher später die Citharöden und Rhapsoden, die das gleiche Geschäft übten, auch mit gleichem Namen belegt wurden; es erklärt sich endlich, durch welche Hände die Kunst des epischen Vortrags so weit gefördert wurde, daß ihn Terpander völlig melodisch gestalten, ihm musikalische Melodien unterlegen konnte. Schon aus dieser kurzen Andeutung kann man ersehen, daß Herr Dr. Ulrici den Homeriden eine zu untergeordnete Stelle angewiesen, und ihr Verhältniß zum Sänger der Ilias nicht ganz richtig erfaßt habe. Da eine Berichtigung der einzelnen Punkte zu weit führen würde, so begnügen wir uns, auf Welckers vortreffliches Werk über den epischen Cyklus zu verweisen. Auch die Ansichten des Verfassers über die Homerischen Hymnen können wir nicht ganz theilen. Er glaubt, daß dieselben mehr einen Hesiodischen und der Homerischen Poesie fremdartigen Charakter haben; wie daher, sagt er, die Citharoden und spätern Rhapsoden bald auch Homeriden genannt wurden, so wird es wahrscheinlich, daß diese Sänger auch die althomerische und Homerische Sitte, hymnische Proömien ihren Vorträgen voranzuschicken, nachahmten, und daß insbesondere die Rhapsoden, die ja gleichermaßen sich auch der Hesiodischen Poesie widmeten, ihre Wettspiele durch einen Vorsänger mit größeren, den selbstständigen Homerischen Hymnen und ähnlichen Gedichten eröffnen lassen mochten. Auch leztere erhielten daher späterhin den Namen Proömien, und so entstand eine mannichfaltige, sehr verschiedenartige Fülle solcher Gesänge, welche, wie sie denselben Namen führten, später auch von Bücherhändlern und Abschreibern in Sammlungen zusammengehäuft und bunt durcheinander gemischt wurden. Wären diese Ansichten völlig begründet, so müßte es auffallend erscheinen, wie man Gedichte, welche einen Hesiodischen Charakter trugen, dem Sänger der zwei großen epischen Gedichte beilegen konnte. Die kleinern Hymnen lassen sich allerdings als Proömien erklären, allein die größern haben einen zu weiten Umfang und ein zu eigenthümliches Gepräge, als daß man glauben könnte, sie seyen auf die bezeichnete Weise entstanden. Wir sind der Ueberzeugung, daß sie an den Orten, welche die Hauptsitze der Götter waren, denen sie gewidmet sind, entstanden, und einzig wegen ihrer epischen Entfaltung von der spätern Zeit dem Homerus beigelegt wurden. Sehr interessant ist die zehnte Vorlesung, in welcher das spätere ethisch-mythisch-religiöse Epos, die Dichtungen des Aristeas, Epimenides, Onomacritus, die lyrische Abart der epischen Kunst, d. h. die Werke des Stesichorus, Xenocritus, Sacadas und der Erinna einer kritischen Betrachtung unterworfen werden. Der Verfasser hat durch eine sorgfältige Erörterung der Zeit, in welcher diese Dichter auftraten, nicht wenig dazu beigetragen, das Verständniß des eigenthümlichen Charakters, den ihre Werke trugen, zu erleichtern, so wie er denselben so genau zeichnete, als dies bei dem Mangel an bedeutenden Ueberresten und zuverläßigen Angaben geschehen konnte. In Bezug auf die elfte Vorlesung, welche das hellenische Kunstepos seit Pisander von Camirus, die dichterischen Leistungen des Panyasis, Chörilus und Antimachus betrachtet, verweisen wir auf die schätzbaren Bemerkungen Welckers. Die zwölfte Vorlesung, welche den Schluß des ersten Theiles bildet, enthält als Anhang die parodische, didaktische, lyrisch-religiöse Dichtgattung in äußerlich epischer Form. Die äußere Ausstattung des in so vieler Hinsicht trefflichen Werkes gereicht dem Verleger zur Ehre. d.

Astronomie und Physik.

Aufsätze über Gegenstände der Astronomie und Physik für Leser aus allen Ständen. Leipzig, Göschen, 1835.

Brandes, verstorben in der Blüthe der Mannesjahre, war einer der wackersten und eifrigsten deutschen Naturforscher, und besaß vorzugsweise die Gabe eines überaus klaren und populären Vortrages. Seine Vorlesungen über die Naturlehre, seine Vorlesungen über die Astronomie, legen Beweis dafür ab; und die vorliegende kleine Schrift reihet sich jenen größeren Werken ehrenvoll an. Die Haupttendenz derselben ist: es soll „durch eine ganz einfache Darstellung einzelner astronomischer Wahrheiten die Ueberzeugung begründet werden, daß es nicht durchaus tiefer Kenntnisse bedarf, um einzusehen, wie man zu den Entdeckungen gelangen konnte, die wir der Sternkunde verdanken."

In der ersten Abhandlung z. B. wird die Frage erörtert: Wie hat man die Größe der Erde bestimmt? und der Verfasser setzt zur Beantwortung dieser Frage, die dem Laien so viel zu schaffen macht, namentlich das, von dem alten griechischen Astronomen Eratosthenes befolgte Verfahren auseinander. Da derselbe nämlich beobachtet hatte, daß zu Syene in Ober-Egypten die Sonne am längsten Tage Mittags genau im Scheitelpunkte stehe, und ein gerade aufrecht stehender Stab dann nach keiner Seite einen Schatten werfe, eine andere Beobachtung aber ergab, daß die Sonne zu eben dieser Zeit in Alexandria (welches mit Syene unter dem nämlichen Meridian liegt) um $^1/_{50}$ des ganzen Kreises vom Scheitelpunkt abstand; so schloß er, daß die (bekannte) Entfernung von Syene nach Alexandria auch $^1/_{50}$ des ganzen Umfanges der Erde sey. Es ist dies eine, aus der Voraussetzung, daß die Erde eine Kugel sey, ganz richtig abgeleitete Folgerung. — Eben so verhält es sich mit der zweiten Frage: Wie hat man die Entfernung des Mondes von der Erde bestimmt? welche Uneingeweiheten gewöhnlich noch viel schwieriger däucht, und zu deren Beantwortung hier gleich faßliche Anleitung ertheilt wird. Die dritte und vierte Frage ferner: Warum fallen die Sonnen- und Mondfinsternisse jedes Jahres in zwei entgegengesetzte Jahreszeiten (mit andern Worten: Warum erfolgen die Finsternisse immer in Zwischenräumen von reichlich fünf Monaten, dann aber auch oft eine Sonnenfinsterniß bald auf eine vorangegangene Mondfinsterniß)? und: Wodurch bestimmte Kepler die Bahn des Mars und seine Entfernung von der Erde und von der Sonne? gehören in die nämliche Kategorie; und erst nach ihrer gelungenen Beantwortung kommt der Verfasser auf einen Gegenstand, der durch Zeitgemäßheit anziehen wird: den Halley'schen Kometen, in Bezug auf welchen er warnend vorhersagt, „daß wir die Erwartungen auf ihn nicht zu hoch spannen sollen“ — eine Vorhersagung, welche sich bis jetzt nur zu vollständig zu bestätigen scheint. — Einen erhabeneren Standpunkt ersteigt der Verfasser in den nun folgenden Blicken in die Ordnung des Weltgebäudes.

In der That, „wenn wir den Sternenhimmel in einer heitern Nacht betrachten, so erfüllt der Anblick dieser unzähligen Weltkörper, und der Gedanke, daß ein jeder derselben ein eben so reicher Schauplatz von Wundern seyn möge, als dies unsere kleine Erde ist, unser Gemüth mit Erstaunen. Vergebens bemühen wir uns aber anderseits, in der Stellung und Verbindung aller dieser unzähligen Himmelskörper Regel, Ordnung, Symmetrie, zu entdecken. Zur Beantwortung der Fragen nach den Gründen dieser scheinbaren Unregelmäßigkeit bieten sich uns mancherlei Umstände dar.“ — Diese Abhandlung ist die ausführlichste, und vielleicht die trefflichste im ganzen Werkchen.

An diese allgemeinen Betrachtungen reihet sich wieder eine specielle Untersuchung, nämlich über die Natur der Kometen und ihrer Schweife an, welche ihren Platz freilich paßlicher unmittelbar hinter den oben erwähnten Notizen über den Halley'schen Kometen gefunden hätte. Hinsichtlich der Kometenschweife nämlich ist bekannt, daß sich dieselben immer an der von der Sonne abgekehrten Seite zeigen, also dem Kometen folgen, wenn er zur Sonne eilt, und demselben vorausgehen, wenn er von derselben zurückkehrt, eine Erscheinung, welche der Verfasser durch eine Kraft erklärt, welche die Schweiftheilchen unaufhörlich von der Sonne abwärts treibt. Was die Natur der Kometen selbst aber anbetrifft, so werden die Weltkörper hier als dauernde, ja vielleicht schon in der planetarischen Bildung begriffene, betrachtet.

Hiermit schließt sich die Reihe der astronomischen Aufsätze, und der Rest der Schrift ist physikalischen Betrachtungen gewidmet. Die erste derselben trägt den anziehenden Namen: das Brockengespenst, worunter man, wie sich diejenigen unserer Leser, welche die Harzreise gemacht haben, wohl erinnern werden, eine riesengroße Abspiegelung seiner selbst in den Nebeln des Brockens versteht, welche schon Manchem Verwunderung und Schrecken eingeflößt hat. Die Ursachen dieser merkwürdigen, in das Gebiet der sogenannten Spiegelung (Mirage) gehörigen Erscheinung, die der Verfasser selbst beobachtete, werden hier sehr gut erklärt.

Praktisch wichtig und in mehr als Einer Rücksicht der Aufmerksamkeit besonders würdig erscheint die zweite Abhandlung dieses Abschnitts: Ueber Abbruch und Anwachs an den Ufern des Meeres und großer Meerbusen. Um die Untersuchung des verwickelten Gegenstandes in engere Grenzen einzuschließen, beschränkt der Verfasser seine Bemerkungen auf die Gegenden der Nordsee, im Gebiet der Elbe, Weser und Jahde, welche er aus eigenen langjährigen Beobachtungen näher kennt.

Das Merkwürdige, was diese Ufer auszeichnet, ist, daß sich, statt des früheren Anwachses, welchem die Marschländer ihren Ursprung unverkennbar verdanken, jetzt überall starken Abbruch zeigt; und man fragt sich mit Recht, wie gerade an den Orten der ehemaligen bedeutendsten Alluvionen nunmehr täglicher Landverlust statt finden könne. Man hat diese Veränderung durch zwei Voraussetzungen erklärt, welche beide, obgleich historisch nicht erweislich, oder doch nur unvollkommen begründet, einen so ganz entgegengesetzten Erfolg allerdings begreiflich machen. Die eine dieser Voraussetzungen ist, daß England

und Frankreich in uralten Zeiten durch eine Erdzunge verbunden gewesen sey, deren endliche Zertrümmerung durch die Wogen natürlich eine Veränderung in der Meeresströmung habe herbeiführen müssen. Die zweite Voraussetzung aber ist, daß die Inselreihe, welche sich noch jezt vom Terel bis Wangeroog erstreckt, ehemals eine mehr zusammenhängende Beschützung der hinter ihr liegenden Marschländer gebildet habe. Diese beiden Hypothesen nun werden hier scharfsinnig discutirt.

Der lezte Aufsatz endlich beschäftigt sich mit der bekannten Fata Morgana und ähnlichen Erscheinungen, die von der Strahlenbrechung abhängen. Dr. Nürnberger.

Englische Literatur.

1) Coopers sämmtliche Werke. 82stes bis 87stes Bändchen. Die Monikins. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835.

2) Die Meerkatzen. Von Cooper. Aus dem Englischen. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1835.

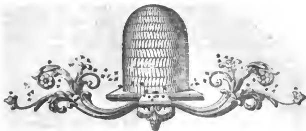
Cooper hat seine vortrefflichen Schilderungen des amerikanischen Lebens aufgegeben, um sich in der Besprechung europäischer Zustände einen neuen Ruhm zu erwerben. Aber er ist weit entfernt, die Ansprüche zu befriedigen, die man deßfalls an ihn machen könnte. Der freie Nordamerikaner sollte sich bei seinem Urtheil über Europa hauptsächlich durch edle Einfachheit, Klarheit, Präcision auszeichnen. Von alledem ist, was Cooper geleistet hat, das Gegentheil. Er thut den Europäern die Ehre an, sie als Monikins, Meerkatzen oder Affen darzustellen und alle politischen und socialen Einrichtungen und Handlungen, ja den ganzen gegenwärtigen Entwicklungsproceß der Zeit, demgemäß als eine Affencomödie zu persifliren. Dies könnte nun auf eine sehr witzige Weise geschehen, wenn der Himmel dem Herrn Fenimore Cooper nur eine leise Spur von dem Talent Ostades verliehen hätte. Aber Cooper ist langweilig, langweilig, langweilig zum Sterben. Noch nie in der Welt ist ein reicherer und pikanterer Stoff so bis zum Ekel fade behandelt worden. Ein deutscher Professor, aus seinem hundertjährigen Grabe, aus dem langweiligen Jahre 1736 heraufgeholt und aufgefordert, sich in der weitschweifigen Manier seiner Zeit über die heutige Politik und Societät auszudrücken, würde kaum so geistlos schreiben, wie es hier Cooper gethan hat. Wenn er nicht hätte witzig seyn, nicht hätte auf die neue europäische Manier ironisiren wollen, so würde seinem Talent, Landschaften und Staffagen, Länder und Einwohner zu portraitiren, wohl etwas gelungen seyn, was uns, troz der langen Bekanntschaft mit uns selbst, hätte überraschen können. Aber diese durch drei Bände sich fortschleppende Schläfrigkeit eines allegorisirenden Witzes, der sich bloß aus Langerweile mokirt und nicht einmal so viel Interesse und Leben hat, um verwunden zu wollen, sondern das, worüber er plaudert, eigentlich gleichgültig ansieht und verachtet und eben so fortplaudert, — ist unerträglich. So sieht man reisende Engländer, mit denen man in den interessantesten Gegenden und Situationen, auf den Alpen, in einem Schiff, lange zusammenlebt, schweigend oder nur vor sich hinmurmelnd sich absondern, keinen Theil an den Freuden und Leiden der Gesellschaft nehmen, und sich gewiß noch mehr langweilen, als andere, und dem Gedankenlauf im Gehirn eines solchen Seelöwen, wenn er am dreizehnten Reisetage noch nicht ein Wort mit der Gesellschaft gewechselt hat, kommt das Deraisonnement des Herrn Cooper wohl ziemlich nahe. Die Hoffart ist der schlechteste Witzmacher auf der Welt, weil es ihr nicht zukommt, Witze zu machen, sondern nur Gegenstand derselben zu seyn.

3) Abbotsford und Newstead, oder Walter Scott und Byron. Von Washington Irving. Aus dem Englischen. Berlin, Veit und Comp., 1835.

4) Dasselbe Werk. Uebersezt von Roberts. Braunschweig, Vieweg, 1835.

Der Verfasser, der sich bekanntlich gut auf Reisebilder versteht, bringt hier dem Andenken der beiden größten brittischen Dichter der neuern Zeit seine Huldigung dar, und trägt die schon bekannten Nachrichten über ihre Heimath, ihr Privatleben, ihre Persönlichkeit noch einmal in einem geschmackvollen Gewande vor, ohne jedoch tiefer in die eigentlich welthistorische Bedeutung jener Hingeschiedenen einzugehn, in denen sich die beiden größten Gegensätze der Zeit, das historische und das Freiheitsprincip, das feste Element und das flüchtig feurige, das erhaltende und zerstörende, der phlegmatisch im Beschränkten verjüngte und der cholerisch in's Unendliche greifende Geist offenbart haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 20. Mittwoch, 24. Februar 1836.

Werke über Italien.

1) Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier, und begleitet von einem besonderen Urkunden- und Inschriftenbuch von E. Gerhard und E. Sarti. Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit synchronistischen Tabellen, einem großen Stadtplan und einem geognostischen Blatte. — Zweiter Band. Das vaticanische Gebiet und die vaticanischen Sammlungen. Erste Abtheilung oder der Beschreibung erstes Buch. Zweite Abtheilung oder der Beschreibung zweites Buch. Mit einem Bilderhefte: enthaltend Kupferstiche und Lithographien, welche theils zum ersten, theils zum zweiten Bande gehören. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1829 — 34.

Es ist in neuerer Zeit schon lange her zu verwundern, was in Rom und für dasselbe durch Deutsche geschieht. Freilich kommt solcher Einfluß nicht eben von derjenigen Seite her, von welcher er in unseren Tagen am meisten Aufsehen erregt, von der politischen; wenn man nicht Oesterreichs militärische Maßnahmen gegen französische Einwirkung, und, daß die finanzielle Existenz des Kirchenhauptes auf den Schultern einer deutschen Judenfamilie ruht, hieherrechnen will. Dagegen ist anerkannt unter allen Gebildeten und Freunden der Kunst, daß auf den Trümmern des alten und unter den Denkmälern des mittleren Roms eine neue Malerschule erstanden ist, die man wohl bei uns die römische nennt, zum Unterschiede von älteren und verschiedenen gleichzeitigen Richtungen und akademischen Manieren, die aber eigentlich aus Deutschen besteht und von Carstens bis auf Cornelius und Overbeck sich in dieser Nationalität des Nordens und im entschiedensten Gegensatze gegen die von der französischen Schule beherrschte Kunstweise der jezt lebenden eingeborenen Maler Roms erhalten hat. Zu diesem artistischen Vorzuge kommt nun auch das wissenschaftliche Verdienst der Deutschen in der Behandlung römischer Zustände und Geschichten hinzu. Dahin ist vor Allen das große historische Werk Niebuhrs zu rechnen, welcher dadurch den Anfängen und Fortschritten der römischen Geschichte eine ganz andere Physiognomie gegeben hat, als worin wir sie bis daher nach den Legenden der Geschichtschreiber im Glauben hinzunehmen gewohnt gewesen waren.

Dahin ferner die mit ungemeiner Orts-, Sach- und Menschenkenntniß abgefaßte anonyme Schrift eines in Rom einheimisch gewordenen Deutschen über die gegenwärtigen Elemente und Merkmale, Sitten und Charaktere des römischen Volkes und Lebens: Rom i. J. 1832. Besonders aber ist in dieser Richtung das vorliegende Gesammtwerk eines deutschen Gelehrtenvereins mit rühmender Anerkennung zu nennen. Dasselbe, anschließend an die Forschungen Niebuhrs, gibt eine Darstellung Roms von den frühesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten unter den verschiedensten Gesichtspunkten, und eine beschreibende Aufzählung des historisch, literarisch und künstlerisch Wissenswürdigsten. Bekannte Namen sind es, von welchen eine tüchtige, den deutschen Geist und Fleiß ehrende Arbeit zu erwarten stand, und nun drei Bände des Unternehmens vor uns liegen, muß demselben auch der verdiente Beifall zugesprochen werden. Das Hauptverdienst ist unstreitig die Gründlichkeit, womit an Ort und Stelle die Quellen erforscht und geprüft sind, die gewonnenen Resultate aber nur in dem Maaße ihres inneren Haltes geltend gemacht sind. Ein weiterer Vorzug ist die Vollständigkeit des Werkes, wodurch es Jeden, was auch für ihn der interessanteste Theil einer Beschreibung Roms seyn mag, in den Stand sezt, sich einen klaren und völligen Nachweis über solchen Theil zu verschaffen. Der Plan der Verfasser, der zuerst auf einen älteren sich stützen wollte, ging im Fortschritt ihrer Arbeit dahin, daß dieselbe, soweit es die Natur eines solchen Buchs erlaube, selbstständig dastehen und die ausführlicheren Werke über Rom, sofern ihr Inhalt einer Beschreibung der Stadt angehört, entbehrlich machen, auch manche lange gefühlte Lücke ausfüllen müsse. Dabei wurde nie aus den Augen verloren, daß das Werk weder über die Grenzen eines Handbuchs des reisenden Beschauers hinausgehen noch aufhören dürfe, allgemein lesbar zu seyn. Der Vorredner sagt S. LXVII des ersten Bandes: „Wenn man die Literatur, die zur Beschreibung von Rom gehört, in ein Werk wie Gruter's Thesaurus zusammenfassen wollte, so würden die Schriften über die alte Topographie etwa zehn Folianten geben, die über das christliche Rom zwanzig, und die über die Kunstsammlungen vierzig einnehmen, ohne daß darin alle antiken Gebäude vollständig beschrieben oder verzeichnet oder alle Kirchen historisch-kritisch behandelt wären, ja, was unglaublich scheint, ohne daß darin ein vollständiges Verzeichniß des vaticanischen Museums zu finden ist. Diese Masse droht aber nach dem herrschend gewordenen Systeme der neueren Topographen, besonders für das alte Rom, in's Unendliche fortzuwachsen. Die älteren Werke sind rein für den Gelehrten geschrieben; die neueren sollen allgemein seyn, ohne aufzuhören Anspruch auf gründliche Forschung zu machen. In dieser Form schwillt der gelehrte Stoff durch die breite Behandlung, welcher er für den angegebenen Zweck unterworfen werden muß, nicht allein über die Maaßen an, sondern es ist auch unmöglich, denselben in einem Zusammenhange darzulegen. Wenn also bei dieser Methode die gründliche Gelehrsamkeit weniger gefördert, und ein topographisches Werk nicht selbstständig werden kann, so macht die Mischung des Kritischen und Darstellenden dergleichen Bücher nicht so lesbar als sie ihrer Bestimmung nach seyn sollten.“ Beides so zu vereinigen, daß dem gebildeten Leser und Reisenden Genüge geschehe und auf eine angenehme Weise Belehrung werde, war das Bestreben der Herausgeber. Sie selbst können sich freilich nicht verhehlen (ebendaselbst S. LXXIV), daß auf den ersten Anblick die Gründlichkeit und Vollständigkeit, nach welcher in ihrer Beschreibung gestrebt ist, manchem Leser und Beschauer übertrieben und daher für die Allgemeinheit der Gebildeten unpassend erscheinen werden. Wäre dieser Vorwurf gegründet, so müßten sie selbst ihren Zweck für vollkommen verfehlt erklären. „Aber sie hatten allerdings Leser im Auge, die so viel Sinn für allgemeine Bildung zur Beschauung Roms mitbrächten, daß sie auch das ihnen selbst weniger Wichtige und Anziehende mindestens als der Betrachtung Anderer werth, und also einem allgemeinen Handbuche zur Beschauung Roms unentbehrlich anzuerkennen vermögen; für Andere zu schreiben schien ihnen des Gegenstandes wie der Zeit unwürdig. Jenen nun hofften sie dadurch am ersten zu genügen, daß sie durchgängig Sorge trugen, den behandelten Stoff zu einer anschaulichen Uebersicht zu gestalten, so daß der Leser wie der Beschauer ihn nach seinem Bedürfniß einer flüchtigeren oder ausführlicheren Betrachtung zu Grunde legen und gleichsam in verschiedene Cursus vertheilen könnte.“ Es ist uns indessen weniger von Seiten dieser wohlüberlegten Einrichtung des Ganzen und dieser übersichtlichen Anordnung einzelner Theile des Werkes, als in Hinsicht der unter einander gar sehr abweichenden Darstellungsweise der Verfasser ein Uebelstand aufgefallen. Die überaus klare, faßliche und ansprechende Erzählung der Herren Platner und Röstell, der schwungreichere, von würdigem Ernst getragene und von stiller Begeisterung für seinen erhabenen Gegenstand gehobene Styl des Herr Bunsen, stechen von der schwerfälligeren Sprache des, in seinem Gebiete gleich ausgezeichneten und mit Recht berühmten Hr. Gerhard bedeutend ab, wiewohl sich der Leztere diesmal die unverkennbare Mühe gegeben hat, allgemein verständlich zu schreiben, und daher auch wirklich seine, dem Inhalte nach trefflichen Mittheilungen über die alte römische Kunst bei weitem mehr zu genießen sind, als was er jüngst in den römisch-hyperboreischen Studien über den Mythus der alten Kunst vorgetragen hatte. Ferner mußte als eine unnöthige Vergrößerung

und Vertheurung des Werkes erscheinen, daß in der ersten Abtheilung des zweiten Bandes der Catalog der Merkwürdigkeiten der Peterskirche und des vaticanischen Palastes mit der großen Schrift des übrigen Textes, womit die Verlagshandlung das Werk auf's Würdigste ausgestattet, gegeben und nicht in kleinern Lettern zusammengedrängt ist, da ohnehin das Interesse für diesen Gegenstand meistens nur ein antiquarisches ist. Diesen Ueberfluß scheinen auch die Herausgeber eingesehen zu haben, weßhalb in der zweiten Abtheilung desselben Bandes die Verzeichnisse der vaticanischen Sammlungen in gedrängterem Satze und mit kleinerer Schrift abgekürzt sind.

Der erste Band enthält den allgemeinen Theil und in diesem eine physische, eine historische und eine kunstgeschichtliche Einleitung. In der physischen Einleitung sind von Bunsen die geographischen Bestimmungen über Roms Lage und natürliche Begrenzung, über die Tiber und die Erhöhung ihres Bettes, über die Höhenpunkte in und um Rom, und vergleichungsweise über die alten und neuen römischen Maaße; vom Professor Hoffmann in Berlin: eine Darstellung und Erklärung der Beschaffenheit des römischen Bodens; und wiederum von Bunsen: ein Abschnitt über die Luft Roms und der Umgegend. Der Boden, welcher die merkwürdigsten historischen Thatsachen und Veränderungen getragen hat, verdient schon an sich selbst die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Wenige Gegenden Italiens, ja wohl wenige der genauer durchforschten Gegenden überhaupt, enthalten auf einem verhältnißmäßig so eng beschränkten Raume so viele und so verschiedenartige Phänomene von erdgeschichtlicher Bedeutung. Daher sagte auch Leopold von Buch: diese klassische Gegend sey dem Naturforscher ebenso wichtig als dem Historiker. Nach dem Vorgange anderer ausgezeichneten Beobachter dieser Landschaft weist Hr. Hoffmann auf eine so anziehende als belehrende Weise nach, wie man füglich dieses kleine Gebiet als aus drei wesentlich verschiedenen Theilen zusammengesetzt betrachten möge. Ein weites offenes Thal, dessen geebneten Boden der Fluß in wiederholten Krümmungen durchschneidet, rechts eine hohe, gleichförmige und sich fast ungetheilt fortsetzende Hügelkette mit steilabfallenden Rändern und wagerechter Oberfläche, zur Linken dagegen ein niedriges, vielfach zerrissenes Hügelland, dessen Erhebungen entweder ringsum isoliert durch die Fortsetzung der Thalebene von einander geschieden werden oder als lange schmale Rücken fortlaufend in einem sanft gegen das Thal geneigten Abhange zusammentreffen. Diese äußere Gestalt der Gegend steht nun mit der Natur der Gebirgsarten, die ihr Inneres zusammensetzen, in sehr naher und inniger Beziehung. Drei regelmäßig wiederkehrende Formationen sind es, die in verschiedenen Epochen und unter sehr abweichenden Zuständen entstanden, in der Bildung dieser Landschaft zusammentrafen. Einst vom Meere bis zu beträchtlichen Tiefen überdeckt, ward die Grundlage ihres Bodens von Produkten des allgemeinen Gewässers gebildet, von Vulcanen durchbohrt und erschüttert, nahm sie eine Decke von Substanzen auf, die dem Inneren der Erdrinde entnommen worden, und spät noch bis zu überraschender Höhe von süßen Gewässern überströmt, überdeckte sie sich theilweise mit den Produkten ihrer Auflösung oder ihres mechanischen Absatzes. Die neptunischen Bildungen und Erzeugnisse treten vorzugsweise auf der rechten Tiberseite, in dem vaticanischen Gebiete, Monte Mario und dem Janiculus hervor, die vulcanischen verbreiten sich zumeist auf dem Stadtraume des linken Tiberufers und durch die Campagna, die Wirkungen des Süßwassers erscheinen dagegen zunächst um die Tiber. Diese geognostischen Thatsachen sind aber nicht bloß für sich selbst überaus merkwürdig, sondern sie haben auch eine unmittelbare und leicht zu erkennende Wichtigkeit für die Geschichte und Beschreibung der Stadt selbst. Sie sind unstreitig eines der vielen Zeugnisse über die wahre Beschaffenheit der ältesten Ueberlieferungen der römischen Geschichte. Ginge die Erinnerung der ersten Berichterstatter von der allmähligen Bewohnbarkeit und Bebauung der Hügel und Thäler der Stadt, so weit man ihre Nachrichten aus den Werken der Historiker Roms kennt, über den unterirdischen Riesenbau des älteren Tarquinius hinaus, und reichte sie wirklich bis zu den Anfängen der italischen Geschichte, so würde sie uns verständliche Kunde von natürlichen und damit zusammenhängenden historischen Ereignissen geben, deren Nothwendigkeit die geognostische Untersuchung darthut. Diese Kunde fehlt uns dagegen gänzlich, und wir sehen im Gegentheil eine Pragmatisirung, in welcher volle Willkür herrscht, in der ein Historiker dem anderen widerspricht, und die sich an jene Erscheinungen, welche die geognostische Betrachtung des Bodens uns zwar nicht historisch darstellt, deren Daseyn sie aber außer Zweifel setzt, nicht im Geringsten anschließt. Erkennen wir gegentheils die ihrem Ursprung und Wesen nach poetische Natur der ältesten römischen Ueberlieferungen, und setzen sie in Verbindung mit den Mythen der altrömischen Religion, so gewinnt nun auch die geognostische Betrachtung eine andere höchst ansprechende Seite, zumal Erinnerungen dieser Naturbildungen die ganze mythisch-poetische Sagenwelt durchziehen. Hr. Bunsen zieht schon in der allgemeinen Einleitung eine sehr interessante Parallele zwischen der geognostischen und historischen Kritik des römischen Bodens, indem er von solchen natürlichen und geschichtlichen Thatsachen, die uns in ihren Ursachen und in ihrem Kausalnexus genau bekannt sind, jene anderen ausscheiden lehrt, welche nur vereinzelt, und ohne daß wir ihren Ursprung und Zusammenhang einzusehen und zu erklären im Stande sind,

(wie im Natürlichen einzelne vulcanische Bildungen oder die Travertine und Tufe, so im Geschichtlichen Personen wie Tullus Hostilius, und Begebenheiten, wie die Zerstörung Albalonga's, dastehen). In letzterer Beziehung aber sind beiderlei von willkürlicher Deutung und mythischer Einkleidung wohl abzusteckende Erscheinungen gleichwohl für den, der sie als das, was sie sind, richtig auffaßt, die großartigen und erhebenden Bruchstücke des großen Verlaufes, welchen die Zustände der Natur und die Geschlechter der Menschen vom Anfang bis zum Ende der Weltgeschichte zurücklegen, ihren gemeinsamen Ursprung bezeugend und ihre Bestimmung in der Flucht der Zeit beurkundend.

Diese historische Einleitung wird durch eine schon früher im Kunstblatt abgedruckte Skizze, welche Niebuhr zum Verfasser hat, eröffnet und erörtert sodann in ihren einzelnen Abschnitten die Hauptpunkte der Stadtgeschichte. Die Geschichte der alten Stadt ist von Bunsen, die der christlichen von Röstell, Bunsen und Platner beschrieben; wozu noch die trefflichen synchronistischen Tabellen kommen, welche bei der Stadtgeschichte des alten Rom von Bunsen, bei der des neuen von Platner gefertigt sind. Die ersten Anfänge der Stadt sind aller Wahrscheinlichkeit gemäß zwei Colonien, eine etrurische auf dem palatinischen, und eine sabinische auf dem quirinalischen Berge; bei ihrer Vereinigung ward der tarpejische Berg ihre gemeinschaftliche Akropolis. Eine dritte Niederlassung war latinischen Ursprungs. Später begann der allmählig anwachsende Staat die Ausrottung der sumpfigen Niederungen, zog einen Wall und Mauern. Die Stadt wurde nach der Eroberung und Verbrennung durch die Gallier neu aufgebaut, aber die Unregelmäßigkeit der Straßen war dabei so groß, daß erst nach dem großen Brande des Nero eine planmäßigere Einrichtung getroffen werden konnte. Die älteren Straßen waren eng und krumm. Dabei bildeten die Straßenviertel so ungeheure Massen, daß, wenn das Feuer einmal einen Theil ergriff, das Ganze fast wie Ein zusammenhängendes Haus den Flammen preisgegeben war. Die Häuser waren ferner in der Regel sehr hoch, und ihre oberen Stockwerke offenbar meist von Holz. So waren also die fliegenden Buden, die Thüren, Balcone und oberen Geschosse der Wohnhäuser, sowie die Balkendecken und hölzernen Zierrathen der Tempel und fast aller nicht offenen Staatsgebäude der eigentlich verletzliche Theil der Stadt. Der Neronische Brand fing in den leichtgebauten Buden des Circus an, die hier in langen Reihen standen, mit Oel und anderen feuernährenden Stoffen gefüllt. Dies gab der Verheerung jene unwiderstehliche Macht, so daß es erst am sechsten Tage gelang, das Feuer zu löschen; worauf aber alsbald das Feuer in einem anderen Theil der Stadt ausbrach und hier etwa drei Tage wüthete. Von vierzehn Regionen Roms, sagt Tacitus, sind damals nur vier ganz erhalten worden. Der Bau des ungeheuern goldenen Hauses des Nero, welches sich im Mittelpunkte der alten Stadt und auf den Trümmern der Tempel und der schönsten Wohngebäude, sowie des früheren kaiserlichen Palastes erhob, dann aber überhaupt die Verschiedenheit der Anlage der Viertel, Straßen und Häuser bei dem Wiederaufbau wandelte in einigen Jahren den größten Theil Roms in eine ganz neue Stadt um. Der Umfang der Straßenviertel ward abgemessen, die Straßen gerade und weit gezogen, und der übermäßigen Höhe der Gebäude Schranken gesezt. Es ward befohlen, längs den Straßen, an der Vorderseite auch der geringern Wohnhäuser Säulengänge anzulegen, damit diese vor Feuersgefahr mehr wie bei der vorigen Bauart geschüzt wären. Alle Gebäude sollten ohne Balken, massiv von dem feuerfesten sabinischen oder albanischen Peperin aufgeführt werden, wogegen der Kaiser einen Theil der dadurch vermehrten Baukosten selbst übernahm. Was die spätere Verwüstung der unter Nero und dessen Nachfolger in solchem Glanz und in solcher Schönheit auferstandenen Stadt herbeiführte, waren nicht sowohl die nordischen Völker, wiewohl man ihnen gewöhnlich die Schuld allein und zuvörderst beimißt, so daß Vandalismus eine allgemeine Benennung geworden ist, um fühllose Vernichtung und Beschädigung von Monumenten der Kunst und des Alterthums zu bezeichnen. Denn der Schade, welchen jene sogenannten Barbaren Rom zufügten, bestand nicht sowohl in Zerstörung von Gebäuden und öffentlichen Denkmälern, als in Plünderungen der Geldschätze und Kostbarkeiten. So wurden, um Alarich, den Gothenkönig, zum Rückzuge zu bewegen, die goldenen und silbernen Götterbilder und das Gold und Silber von den Zierrathen der bronzenen und marmornen Tempelstatuen eingeschmolzen und dargereicht. Auch bei dem späteren wirklichen Einfall des Alarich und dem kurzen Verweilen seiner Truppen in der Stadt ist von keinen Zerstörungen gemeldet. Schwerer war das Unglück, was im J. 455 die Vandalen brachten, welche, was die Gothen von goldenen und silbernen Tempelgefäßen übriggelassen, den Palast auf dem Palatin und theilweise das vergoldete Dach des capitolinischen Jupitertempels plünderten u. s. w. Doch ließ Genserich kein Feuer in der Stadt anlegen, daher auch die Gebäude keinen oder unbedeutenden Schaden erlitten. Theodorich dagegen eiferte gegen jede Aeußerung der Unehrerbietigkeit vor den Denkmälern des Alterthums. Belisar ließ, um sich zu vertheidigen, das Mausoleum Hadrians seiner Standbilder berauben, und Totila riß, damit sich seine Feinde nicht mehr in Rom befestigen könnten, einen Theil der Mauern nieder.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 21. Freitag, 26. Februar 1836.

Werke über Italien.

1) Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell.

(Schluß.)

Mehr litten die Tempel und die Götterbilder durch die Einführung des Christenthums. Den meisten Schaden aber nahmen die antiken Bauten im Mittelalter dadurch, daß die römischen Barone sie in Festungswerke verwandelten. Daher konnte Petrark mit Recht sagen, daß die Römer, von bürgerlicher Zwietracht entflammt, nachdem sie die Monumente ihrer Vorfahren in Festungen verwandelt, mit größerem Zerstörungseifer gegen dieselben gewüthet hätten, als alle auswärtigen Feinde jemals vermochten. Ebenso gingen bei der Einnahme Roms durch Heinrich IV. und Robert Guiscard ohne Zweifel viele herrlichen Gebäude des Alterthums zu Grunde, indem das Feuer die Marmorsäulen verkalkt, die Säulen von Granit aber schält, und sie ebenso wie die von Porphyr zum Tragen der Mauern untauglich macht. Im traurigsten Zustande befand sich Rom während der Abwesenheit der Päbste in Avignon, wo die Römer selbst die Zierrathen von den Tempeln ihrer Vorfahren nach Neapel verkauften, während eben damals in dem benachbarten Toscana eine begeisterte Verehrung für das Alterthum erwacht war. Erst nach Beilegung des päbstlichen Schisma, als der heilige Vater wieder ruhig in Rom herrschte und ihm die in der damaligen Zeit durch hierarchische Kunst geöffneten Geldquellen von allen Seiten der Christenheit zuflossen, erholte und erhob sich die Herrlichkeit des neuen Roms. Es traten zwar immer wieder von Zeit zu Zeit Bedrängnisse ein. Aber selbst bei dem berüchtigten Sacco del Borbone, bei der neunmonatlichen Besetzung und während dieser Zeit kaum aufhörenden Plünderung Roms durch die kaiserlichen Truppen, ging doch von den Merkwürdigkeiten Roms nichts zu Grunde; namentlich das Verderben der Rafaelischen Loggien oder Stanzen durch die Wachtfeuer ist eine leere Sage. Ueberhaupt waren es damals nicht sowohl die deutschen Völker, wie B. I. S. 258 bemerkt wird, welche die beklagten Gräuel verübt haben, sondern vorzugsweise die spanischen Soldaten, die durch ihre Martern die Römer zur Verzweiflung brachten, so daß mehrere angesehene Bürger sich das Leben nahmen, um ihrer Grausamkeit zu entgehen.

Ueber den kunstgeschichtlichen Theil der Einleitung enthalten wir uns hierorts um desto mehr einer nähern Mittheilung, als darüber unsers Wissens schon früher das verschwisterte Kunstblatt Bericht erstattet hat. Gerhard hat Roms antike Kunst in ihren religiösen und

technischen Elementen, Röstell die christlichen Katakomben, Bunsen die Basiliken, Platner die ältere und neuere christliche bildende Kunst beschrieben. Mit besonderer Auszeichnung nennen wir diesen lezteren Aufsatz, welcher die Geschichte der römischen Kunst bis auf die neueste Periode fortleitet und dessen Ausführlichkeit jedem aufmerksamen Leser willkommen seyn wird.

Nach dieser dreifachen Einleitung beginnt der specielle Inhalt des Werkes schon im ersten Bande mit einer Darstellung der Befestigungen Roms von Bunsen und geht sofort im ganzen zweiten Bande zu dem reichern Gegenstande des vaticanischen Gebiets und der vaticanischen Sammlungen über, der sich in der Beschreibung so vertheilt, daß in die erste Abtheilung das Gebiet, in die andere die Sammlungen fallen.

Die Beschreibung des vaticanischen Gebiets beschäftigt sich zuerst mit dem Zustande dieser Gegend in den Zeiten des alten Roms und enthält unter wenigen Spuren von Gewißheit die Muthmaßung, daß auf der Fläche, welche, zwischen der Engelsburg und Ponte Molle, noch jezt den Namen der Wiesen führt, das jedem Tertianer bekannte Landgut des großen Bürgers Cincinnatus gelegen haben müsse. Mit besonderer Sorgfalt ist die Geschichte der Basilika des h. Petrus gegeben und deren Aussehen und allmählige Umgestaltung in den verschiedenen Zeiträumen des Mittelalters und der neueren Jahrhunderte beschrieben. Die ältere Geschichte hat Bunsen, die neuere Platner mitgetheilt. In der Beschreibung der neuen Peterskirche werden genaueste Maaße und Verhältnisse beigebracht und dadurch manche übertriebene Vorstellungen und falsche Aussagen berichtigt. Auch spricht sich der Verfasser mit Recht ganz offen über die verfehlte, den Eindruck der Großartigkeit schwächende Anlage des Gebäudes und über den schlechten architektonischen Geschmack, der sich durch die Anordnung und Ausbildung der einzelnen Glieder des Ganzen hindurchzieht, aus. Die richtige Idee, von welcher schon Bramante, der erste Baumeister der Basilika, und später auch Michel Angelo Buonaroti, ausgegangen waren, den Bau in der Form eines griechischen Kreuzes auszuführen und dadurch dem Haupttheil desselben, der großen mittleren Kuppel, die größtmögliche Wirkung auf den Beschauer zu verschaffen, ist bekanntlich von anderen Architekten verlassen und zulezt in der wirklichen Ausführung mit dem römischen Kreuze vertauscht worden, dessen längeres Vordertheil die Kuppel zu entfernt und minder imposant erscheinen läßt. Der Petersplatz, der aus zwei Theilen besteht, von welchen der vordere die Form einer Ellipse, der hintere die des regelmäßigen Vierecks hat, nimmt im vorderen Theile 1074, im hinteren 504 Palm an Breite ein; ohne den Raum der Säulengänge, welche jenen auf beiden Seiten in der Form von zwei Halbzirkeln umgeben, die ihn vorne gegen Piazza Rusticucci offen lassen, hinten aber an zwei Galerien stoßen, die sich an der Vorhalle der Kirche endigen, und den hinteren Platz zu beiden Seiten begrenzen. Die gedachten Säulengänge, das beste Werk Bernini's, gewähren, obgleich der Styl auch hier nicht rein genannt werden kann, einen majestätischen Eindruck. Sie bestehen aus 4 Reihen, in denen 284 Säulen und 88 Pfeiler drei bedeckte Gänge bilden, die zusammen in der Kirche 82 Palm messen. Im mittelsten dieser drei Gänge können zwei Kutschen bequem neben einander fahren. Die Höhe der Säulen und Pfeiler, mit Inbegriff der Basen und Kapitäle, beträgt $57^1/_2$ Palm. Auf der Ballustrade, welche nach der Seite des Platzes um das Dach der Säulengänge und Galerien herumgeht, stehen 162 Statuen von Heiligen und Ordensstiftern. Die Kosten dieser Colonnaden und Galerien beliefen sich auf 850,000 Scudi. Der herrliche Obelisk, der inmitten des Platzes steht, ist im Neronischen Circus gefunden und von dem Architekten Fontana wieder aufgerichtet. Die Geschichte dieser Aufrichtung ist merkwürdig. Namentlich wird erzählt, daß der Baumeister in seiner Berechnung nicht auf die Ausdehnung der Stricke Bedacht genommen habe und daher der Obelisk nicht auf die rechte Stelle gekommen seyn würde, wenn nicht ein Matrose, Bresca di San Remo, der sich unter den Zuschauern befand, jenes Verfahren bemerkte und ungeachtet des strengen Befehles, nicht durch den mindesten Laut die Arbeiter zu stören, Aqua alle funi! (Wasser auf die Stricke!) gerufen und dadurch den Fontana auf den Gedanken gebracht hätte, die Stricke begießen zu lassen. Die Kosten dieses Unternehmens betrugen 37,900 Scudi, ohne das zu dem Ornament, Kreuz und Löwen verwendete Metall zu rechnen, das von der päbstlichen Kammer dazu hergegeben war. — Die Treppe, die aus dem Vorhof zur Vorhalle der Kirche führt, besteht aus 22 Stufen aus Travertin in 3 Absätzen, ihre Länge mißt 210, die Breite 292 Palm. Die Vorhalle hat in der Länge 318, in der Breite 57, in der Höhe 90 Palm; die Lunette über dem mittleren Eingang schmückt das berühmte Mosaikgemälde von Giotto, Navicello genannt, mit der Darstellung des Petrus, wie er auf dem galiläischen Meere zu Christo wandelt. Die großen bronzenen Thüren der Kirche enthalten außer heiligen Bildern und Arabesken und profane Gegenstände und darunter namentlich die Leda mit dem Schwan und Ganymed mit dem Adler (vergl. den ersten Brief des Petrus III, 2, und den des Paulus an die Römer I, 24 folg.). In ihrem Inneren hat die Peterskirche vom Haupteingange bis zur Tribüne eine Länge von $829^1/_2$, mit Inbegriff der Vorhalle und Mauerdicke, 917 Palm. Das große Tabernakel über dem Hauptaltar, so geschmacklos als kolossal, beträgt mit Einschluß des

oben aufgestellten Kreuzes, über 129 Palm in der Höhe, ist also nicht, wie eine grundlose Sage behauptet, so hoch wie der Palast Farnese, der 128 Palm hoch ist. Die Kuppel über dem Hauptaltar wird getragen von vier Pfeilern, welche 320 Palm im Umfange haben. Die Höhe der Kuppel über der Plattform des Daches beträgt 420 Palm. Man kann sie bis zum Gipfel ersteigen. Am St. Peterstage, der Krönungsfeier des Pabstes, so wie auch besuchenden Fürsten zu Ehren, werden die Kuppel, die Vorderseite und die Colonaden der Peterskirche erleuchtet, zuerst mit 4400 Lampen, und dann eine Stunde nach Sonnenuntergange mit 683, zuweilen auch mit 791 Fackeln. Das Anzünden der lezteren erfolgt mit dem Glockenschlage gleichzeitig durch 251 Personen, und gewährt ein schönes überraschendes Schauspiel. Zu gleicher Zeit pflegt dann das große Feuerwerk auf der Engelsburg abgebrannt zu werden.

Die Beschreibung der noch übrigen Merkwürdigkeiten Roms — außer dem vaticanischen Gebiet und der Triumphalstraße, welche mit hiehergehört — wird wo möglich in Einen Band von der Größe des ersten zusammengedrängt werden und, wie versprochen ist, demnächst erscheinen. Eine sorgfältigere Haushaltung mit dem Raume wird dies leicht ermöglichen, ohne daß von der Gründlichkeit und Vollständigkeit abgelassen würde, welche die rühmlichsten Vorzüge dieses in seiner Art und Brauchbarkeit einzigen Werkes sind. en.

2) Pompeji. Erster Band. Mit 174 Abbildungen. Zweiter Band. Mit 193 Abbildungen. Leipzig, Baumgärtner, 1835. 8.

Man kann die Idee dieses Werkes nur billigen. Es gewährt auf eine verhältnißmäßig sehr wohlfeile Weise eine sehr genaue Einsicht in das Wesen des Alterthums. Pompeji bietet einen ungeheuren Reichthum von Reliquien aller Art, vom Stadtplan und Straßenpflaster bis zu den Stecknadeln, von Tempeln und Forum bis zu den Pasteten und eingemachten Früchten in der Küche dar, so daß uns das Leben der Alten hier völlig anschaulich wird. Auch ist für treue Abzeichnung aller dieser Dinge längst gesorgt und insofern einem populären Werke, wie das vorliegende, vorgearbeitet.

Das Ganze beginnt mit einer Geschichte des Vesuvs und seiner Ausbrüche, dann folgt eine Geschichte der Stadt Pompeji, so weit sie aus den Nachrichten des Alterthums bekannt ist, und ihrer Wiederentdeckung und Ausgrabung seit 1755. Nun werden zuerst die Mauern und Thore beschrieben, was zu einer Schilderung der antiken Befestigungs- und Vertheidigungsart überhaupt Anlaß gibt, dann die Straßen, das Forum, die Tempel, Bäder, Theater, Privathäuser, Gemälde, Mosaiken, Geräthe ic. alles erläutert durch Nachrichten aus den Alten und durch die Abbildungen.

Bulwers bekannter Roman „die lezten Tage von Pompeji", worin die Alterthümer dieser Stadt sehr anziehend geschildert sind, hat diesem Gegenstande ein neues Interesse auch beim größern Publikum gegeben, und je weniger der Leser auch im vorliegenden Werke durch eine schwülstige Gelehrsamkeit belästigt, je mehr ihm durch klare Darstellung die Lektüre erleichtert wird, um so weniger wird ihm die Vergleichung unserer heutigen Sitten mit diesem treuen und reichhaltigen, ja man darf wohl sagen vollständigen Bilde der alten Sitten und häuslichen Einrichtungen reuen.

3) Reise durch Italien und Sicilien vom Jahr 1828 bis 1830. Von J. B. Hegemann. Münster, Deiters, 1835.

„Ein Handbuch für Reisende," wie es sich ankündigt, ist dieses Buch nicht, da es keineswegs eine vollständige Beschreibung des Landes, sondern nur eine Schilderung dessen enthält, was dem Verfasser auf seiner Tour begegnete. Allerdings aber hat Hr. Hegemann viel gesehen und sich bestrebt, ohne viel eigene Urtheile oder Empfindungen auszusprechen, nur auf die Merkwürdigkeiten überhaupt an jedem Ort, wo er war, aufmerksam zu machen. War inzwischen dies einmal seine Absicht, so hätte er auch hin und wieder noch genauer seyn sollen. So erwähnt er z. B. in Florenz sehr unbedeutende Gräber und das des großen Dante nicht. Auch der vier Tageszeiten des Michel Angelo, die wohl die besten Werke seines Meißels sind, erwähnt er nicht. Läßt man sich einmal in das viele Detail der Namen ein, so muß man auch die wichtigsten nicht vergessen; sonst ist die Resignation, die lieber nur wenige Namen nennt, vorzuziehen. — In Rom begegnete dem Verfasser ein unangenehmes Abenteuer. „Unter dem Bogen Largo di St. Spirito wurde ich am Neujahrstage Abends halb neun von vier Straßenräubern überfallen. Mit der geballten Faust hatte ich bereits den Ersten, welcher mich angriff, derartig über die Nase geschlagen, daß er betäubt niedersank, und wollte dem Zweiten einen ähnlichen Schlag geben, als mir ein Vierter, den ich nicht gesehen habe, von hinten mit einem Knüttel (Randello) einen solchen Schlag über den Hut versezte, daß ich, mit demselben über die Nase, niederfiel. Wie rasend stürzten sie über mich her, rissen, während Einer, wahrscheinlich den ich geschlagen hatte, mir zwei Stiche auf den Arm und einen über die linke Hüfte beibrachte, meine Kleider los, und nahmen mir meine Uhr mit der Kette, mein Geld, kurz alles, was ich bei mir trug. Ich bat, mir das Leben zu lassen, was mir von Einem, unter der Bedingung, nicht zu rufen, versprochen wurde, der auch denjenigen, welcher blindlings

auf mich losstach, mit rauhen Worten Cazzo! va via, zurück warf. Nach kaum fünf Minuten entfernten sie sich leise, und ich glaube von Einem das felice notte (gute Nacht) gehört zu haben.“ Wir begleiten den Verfasser über Neapel nach Sicilien bis auf den Aetna, und lassen uns in seiner gedrängten und lebendigen Manier Bekanntes und Unbekanntes in dichter Folge der Bilder angenehm vorüberführen.

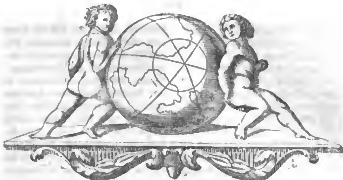
4) Briefe von London über Paris, Lyon, Avignon, Aix, Nizza, Turin, den Simplon und einen Theil der Schweiz. Tagebuchblätter aus dem Jahr 1834. Von Adalbert von Bornstedt. Berlin, Plahn, 1835.

Bekanntes und einiges Neue, z. B. die näheren Details, den Aufstand in Lyon betreffend. Ueber Frankreichs Zustand im Allgemeinen urtheilt der Verfasser sehr richtig: „Frankreich hat nie eine Musterverwaltung gehabt wie Preußen, in Frankreich wird noch heut, und jezt vielleicht mehr als unter allen früheren Regierungen, in allen Zweigen der Staatsverwaltung auf das Empörendste gewuchert, geschachert, verkauft und verkauft. Jeder Beamte will Fortune machen, jeder Minister ein Vermögen für die Stürme der Zukunft erwerben, jeder Intendant sein Schäfchen bei Zeiten und so früh als möglich in's Trockene bringen. Der öffentliche Schatz, die zu vergebenden Aemter und Stellen werden auf diese Art eine ungeheure Weide für alle zweibeinigen Vielfraße der Beamtenwelt. In den meisten andern Ländern wird hauptsächlich auf die administrative und specielle Fähigkeit der anzustellenden, hier aber meist nur auf die politische Meinung, auf Empfehlungen und die Möglichkeit, dadurch Anhänger für die Regierung zu gewinnen, gesehen. Hätte Frankreich die Ordnung, wie sie bei den preußischen Ausgaben und Gehalten besteht, wäre hier dieselbe Oekonomie, wie sie in der preußischen Staatsmaschine eingeführt ist; träfe man in diesen Landen vorzüglich dieselbe Rechtlichkeit in der oberen Leitung, jene weise Sparsamkeit, die mit geringen, aber gut angewendeten Mitteln viel bewirkt, so wäre Frankreich unstreitig einen großen Schritt weiter, und die ungeheuren Hülfsquellen dieses glücklichen Landes würden nicht auf das Widerwärtigste verschleudert. Diesen Krebsschaden, diese Wucherpflanzen zu vertilgen, haben die französischen Staatsmänner wenig gedacht, und heut zu Tage anstatt den Skalpel anzulegen, anstatt das Unkraut auszureißen, läßt man das Uebel um sich greifen, weil die Regierung sich sonst zu viel Feinde machen würde, und hernach: il faut vivre et laisser vivre, eines der üblichsten, hiesigen Sprüchwörter. — Trotz allen diesen Mängeln der verwaltenden Einrichtungen, trotz allen diesen administrativen Fehlern, liegen aber nichtsdestoweniger die Keime und die Rechte der politischen Fortbildung und des wahren Vorschritts nicht bloß in der papiernen Freiheit, wie einige ironische Publicisten behaupten, sondern unverwüstlich in der Ausbildung des französischen Volkslebens.“

Der Verfasser reiste durch das südliche Frankreich an der schönen Küste von Nizza hin nach Turin. Es ist schon viel über diese Gegenden geschrieben; Herr von Bornstedt theilt das Entzücken, von dem wohl jeder Reisende in diesen schönen Landschaften ergriffen wird und er gibt uns wenigstens hin und wieder eine Notiz, die wir in frühern Reisebeschreibungen nicht finden, z. B. über eine sehr komische Volkssitte in der Gegend von Stura: „Der Heirathslustige zieht nämlich Abends mit seinen Gefährten in das Haus seiner Auserwählten, sezt sich ohne alle Umstände neben sie, schäkert mit ihr. Im Fall die Werbung nicht angenommen wird, so legt der Vater einen Splitter quer über dir Lampe, womit dann der Freier seinen Abschied bekommen hat. Ist hingegen der Antrag genehmigt, so schießen die Gefährten des Bräutigams beim Nachhausegehen ihre Pistolen zum Zeichen ihres Sieges ab, und kehren am nächsten Sonntage mit einer Geige zurück, um zu tanzen. Darauf geht ein Mitglied von der Familie des Bräutigams, in einen Mantel gehüllt, zu dem Vater der Braut, und sagt diesem, er habe erfahren, daß derselbe eine Taube besitze, die noch nicht gepaart sey, und deßhalb komme er, um zu sehen, ob sich die Sache nicht machen lasse. Der Vater der Braut ladet nun den Sprecher ein, näher zu treten und an der Familienmahlzeit Theil zu nehmen, wobei dann von der Mitgift und anderen ähnlichen Dingen gesprochen wird. Am Vorabend der Hochzeit werden die Anverwandten beider Familien zu dem Brautvater eingeladen, die Braut aber erscheint nicht eher, bis der Bräutigam ihren Schlupfwinkel entdeckt, bei welcher Nachsuchung seine Gefährten ihn unterstützen. Wenn nun am Hochzeitstage die Braut zur Kirche abgeholt wird, so trägt ein junger Bursch beim Zuge ein Huhn unter seinem Rocke, welches man, statt der sittsam auf die Fragen des Priesters schweigenden Braut, antworten, oder besser, schreien läßt; man wiederholt dies ein zweites Mal, wenn die Braut erst für gut hält, bei der dritten Frage ihr Ja zu bieten. Hernach folgen die Umarmungen und das Hochzeitsmahl, wobei die junge Frau ihren Gästen Bänder vertheilt, welche diese an ihre Hüte und Kleider heften, was man hier zu Lande „Livreentragen“ nennt. Nachher macht sie mit einem Teller oder mit der aufgehobenen Schürze eine Runde um den Tisch, wo dann Alles, was hineingelegt wird, ihre Aussteuer vermehrt.“

Am ausführlichsten ist der Verfasser über Turin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 22. Montag, 29. Februar 1836.

Werke über Italien.

5) Die Insel Sicilien mit ihren umliegenden Eilanden. Von J. C. Fehr. St. Gallen, Wegelin und Wartmann, in Commission bei Huber und Comp., 1835.

Ein Werk, das man neben den vielen andern wohl auch noch lesen kann. Freilich enthält es viel Bekanntes, schon oft Gesagtes, doch auch einiges Neue, und es ist mit vieler Liebe geschrieben. Bald versenkt sich der Verfasser in die Erinnerungen des Alterthums und theilt uns ganze Geschichten aus demselben mit, die sich auf Sicilien beziehen; bald schildert er uns mit Lebhaftigkeit die Gegenden Siciliens, z. B. den Aetna, den er bestieg; bald malt er uns das Volk, seine Sitten, die seltsamen Kirchenfeste, eine Revolution in Palermo ꝛc., kurz wenn selbst der Kenner hier noch manches Anziehende findet, so muß diese Lektüre dem, der über Sicilien noch wenig gelesen hat, noch weit mehr bieten.

Von politischem Interesse ist, was der Verfasser über die Verarmung Siciliens sagt, die Ursache einer immer unter der Asche fortbrennenden Unzufriedenheit. Nachdem er den Nachtheil einiger schlechten Ernten geschildert, fährt er fort: „Dies ist aber nicht die einzige Ursache von dem jezt so drückenden Geldmangel in Sicilien, sondern es gibt dafür noch einen eben so wichtigen Grund, nämlich daß die Regierung den Tilgungsfond des von dem Hause Rothschild für Sicilien gemachten Anleihens auf die Bank in Palermo angewiesen hat, wohin dieses Haus einen eigenen Agenten sandte, welcher die wöchentlich regelmäßig eingehenden Summen in Empfang nehmen und ebenfalls in Baar nach Malta, Neapel oder anderswohin senden muß. Diese Sendungen geschahen beinahe ausschließlich nur in spanischen Thalern, womit Sicilien in frühern Zeiten beinahe voll gepfropft war, nun aber durch diese ununterbrochenen Operationen dergestalt zusammengeschmolzen sind, daß man jezt nur zur größten Seltenheit noch dann und wann einen derselben zu sehen bekommt. Dieser Agent bedient sich jezt, statt derselben, der noch vorhandenen 12 Tari-Stücken, allein es wird nicht lange mehr dauern, so werden auch diese ausgehen, wo dann alle Zahlungen auf der ausgesogenen Insel nur noch in der kleinen häßlichen Münze Calabriens gemacht werden können. — Das unselige Feudalsystem, welches bis zur Zeit des Ausbruchs der Revolution im Jahr 1820 fortbestand, ist seitdem zwar aufgehoben, und auch ein neuer Zolltarif eingeführt worden, der mit dem Jahr 1825 in Kraft trat, nach welcher der früher bestandene Ausgangszoll vieler Produkte theils aufgehoben, theils merklich vermindert, derjenige der Einfuhr, namentlich der Manufakturwaaren so außerordentlich erhöht

wurde, daß er bei manchem Artikel selbst 100 Procent übersteigt, und daher einem Einfuhrverbot ziemlich gleich kommt. In einem stark bevölkerten und großen Lande müßte ein solches System mit der Zeit allerdings reiche Früchte bringen; in dem verarmten Sicilien aber, wo nicht einmal genug Hände vorhanden sind, um das herrliche Land gehörig anzubauen, sollte man das Hauptaugenmerk um so weniger auf die Industrie werfen, als die Insel von allen Seiten der Contrebande ganz offen ist, und es im Charakter dieser Nation liegt, daß alle Angestellten sich ohne die geringsten Gewissensscrupel bestechen lassen; denn wer zweifelt wohl daran, daß die Pfaffen auch dafür gegen ein gutes Trinkgeld die gültigsten Ablaßbriefe herbeizuschaffen im Stande sind. Weder Regierung noch Einwohner können bei diesem System bestehen. Zwar fehlt es keineswegs an tüchtigen Männern, welche den Krebsschaden gründlich kennen, der an ihrem schönen Vaterlande nagt, allein sie thun durchaus nichts, als im Stillen seufzen und klagen. Die tiefen Wunden der lezten unglücklichen Revolution sind noch lange nicht so vernarbt, daß man jezt schon wieder auf ein ähnliches Unternehmen denken könnte. Was wäre aber auch von einem erneuerten Versuche, die in der That allzuschweren Fesseln zu brechen, zu erwarten, wenn man auf der andern Seite wieder überlegt, daß sich jedes Volk nach den in ihm selbst ruhenden Keimen entwickeln muß. Ein anderes, klügeres Mittel, sich selbst Linderung und dem Lande Heilung zu verschaffen, kennt der Sicilianer nicht. Er weiß sich daher in seinem jetzigen, beklagenswerthen Zustande weder zu rathen noch zu helfen, obschon er sich doppelt unglücklich fühlen muß, weil der erste und ehrenvollste Zug im National-Charakter sicherlich eine brennende Vaterlandsliebe ist. — Unter allen Völkern Italiens erträgt der Sicilianer das Joch der Fremden am ungeduldigsten, daher paßt der schöne Vers Alfieri's vorzüglich auf diese Insulaner:

Schiavi siam' si, ma schiavi ognor frementi.

Dies haben sie sowohl bei dem Gemetzel der Vesper als bei der lezten Revolution bewiesen, und so sind sie auch noch heute abergläubisch, mißtrauisch, zügellos und unbezähmbar. Ist der Sicilianer von einer persönlichen Leidenschaft gestachelt, oder in die Bewegung der Nationalrache verwickelt, so wird er düster, fürchterlich und unerbittlich. Dann ist er nicht mehr jener Mensch, der um einige grani den gehorsamen Diener macht, er ist ein mordgieriger Tiger. Zorn und Haß durchglühen seine Adern und eine schreckliche Rache wird sicherlich sein einziger Gedanke seyn, die er sehr lange ganz heimlich bei sich nähren kann, gewiß aber wird er nicht ruhen, bis er sie abgekühlt hat, sollten auch Jahre vergehen müssen, bis sich ihm eine schickliche Gelegenheit dazu darbietet. Dabei ist ihm die köstliche Gabe des Genies, hohe Geistesstärke, erhabener Stolz und eine gewisse Feinheit nicht abzusprechen, die ihn zu großen Verbrechen eben so fähig als zur Ausführung gefährlicher Unternehmungen oder hoher Entdeckungen brauchbar machen wird, was bei dem Neapolitaner keineswegs der Fall ist.“ Auf Seite 91 ff. hat der Verfasser das Blutbad in Palermo im Jahr 1820 sehr lebhaft geschildert. Die Sicilianer hatten Ursache zum Zorn. In der Zeit der Napoleonischen Herrschaft waren sie ihrem König aus Bourbonischem Geschlecht treu geblieben und hatten mit großen Opfern den englischen Besatzungen und Flotten Hülfe geleistet. Dafür wurde ihnen der Dank, daß sie nach der Restauration aller ihrer bis dahin treu erhaltenen Rechte von demselben König beraubt wurden, dem sie mit so vieler Großmuth angehangen waren. Am 8. December 1816 nahm der König den Titel Ferdinand I. an, und erklärte Sicilien zu einer Provinz des Königreichs Neapel. Dadurch verlor die schöne Insel auf einmal ihre uralten Privilegien, ihre Gesetze und ihr weiß Gott wie lange schon bestandenes Kriegswesen. Man paßte den Codex Napoleon den sicilianischen Gewohnheiten so schlecht als möglich an, und dieses Land wurde zum ersten Mal den Stempel- und Registratur-Auflagen, so wie der jährlichen Ausdehnung einer gewissen Anzahl Truppen unterworfen. Die Sicilianer sahen dadurch ihre vieljährigen Anstrengungen und ihre faktisch bewiesene Treue und Anhänglichkeit an den König verkannt. Leicht war es daher, sie zu überzeugen, daß Stillschweigen und Unterwürfigkeit ihre Lage nur verschlimmern müsse. Das glühende und erbitterte Volk war nun zwischen Elend und Empörung gestellt, und somit konnte man auch leicht voraussehen, daß in diesem Zustande von Gährung, in welchem sich die Gemüther in ganz Sicilien befanden, der kleinste Funken eine große Feuersbrunst hervorbringen müsse. — So stand die Lage der Dinge am 1. Juli 1820 in Sicilien. — Am folgenden Tage brach die Empörung in Neapel aus. Einige Truppen, welche nach Monte Forte desertirten, vereinigten sich mit den Carbonaris der beiden Provinzen Salerno und Avellino. Bald wuchs diese bewaffnete Macht dergestalt, daß der König am 6. Juli gezwungen wurde, die spanische Verfassung zu bewilligen. Die neue provisorische Regierung in Neapel fertigte, entweder aus Unentschiedenheit, oder vielleicht aus Gewohnheit, Sicilien als ein benöthigtes Zubehör des Königreichs zu betrachten, Niemand ab, und gab somit Palermo von Allem dem, was sich in der Hauptstadt zugetragen hatte, keine Nachricht. Man wußte daselbst von der ganzen Empörung bis zum 15. Juli kein Wort, wo denn aber gegen Mittag das kleine englische Fahrzeug „Palermo“ von Neapel ankam, und die in der Monarchie vorgefallene Veränderung, wie auch

die Farben der Carbonaris bekannt machte. — Diese interessante Neuigkeit traf gerade ein, als das zur Feier des Rosalienfestes versammelte Volk sich haufenweise durch den Cassaro bewegte. Sogleich begaben sich 400 Soldaten des Garde-Regiments, welche die Tricolor-Farbe trugen, auf die Straße, das Volk vereinigte sich mit ihnen und nun riefen Alle nach Herzenslust: „Es lebe der constitutionelle König!" Alles schien also anfänglich mit einer Art von Einigkeit und Mäßigung abgeben zu wollen, allein es kam anders! Den nämlichen Abend des 15. begegnete General Church — ein Engländer in neapolitanischen Diensten, der damals Platz-Commandant war — einem Soldaten, welcher die gelbe Cocarde und den sicilianischen Adler trug. Dies war das Zeichen, daß man in Sicilien nebst der spanischen Constitution auch wieder die Einführung eines besondern National-Parlaments wollte. Er war so unvorsichtig, ihm dies Zeichen abzureißen und ihm zu befehlen, sich unverzüglich in den Arrest zu verfügen. Seine Cameraden wollten dies nicht geschehen lassen, sondern vereinigten sich mit ihm, um sich Church's zu bemächtigen. Dieser aber ergriff die Flucht und der General Coglitore erhielt, während er diesen Offizier vor der Wuth des Volkes rettete, eine Wunde am Arme. Der Pöbel, welcher die dem Soldaten zugefügte Beleidigung rächen wollte, wälzte sich nach dem Hause Church's, an dem Platze Marina gelegen, bemächtigte sich seiner Meubles und verbrannte sie mit einer merkwürdigen Uneigennützigkeit auf jenem öffentlichen Platze. Den folgenden Tag wurde die bewegliche Habe des privilegirten Spielhauses ebenfalls verbrannt, und das Haus des Ministers Ferreri zerstört, welcher der sicilianischen Nation seit langer Zeit verdächtig war. Darauf dann war Alles bis zu Mittage wieder ruhig. Nun aber erfahren die Palermitaner, daß sich die Truppen in den Kasernen zu feindseligen Absichten vereinigen, worauf sogleich einige zu dem General-Lieutenant Naselli gingen, um die Befehle, welche er gegeben haben möchte, kennen zu lernen. Naselli war bestürzt und fürchtete als eingefleischter Neapolitaner natürlich zuerst für seine Person. Das Volk forderte Waffen von ihm. Er war schwach genug, nicht nur nachzugeben, sondern ihnen sogar das Zeughaus von Castellamare zu überlassen, welches der festeste Platz in der ganzen Stadt ist, der am kleinen Hafen liegt. Sogleich bewaffneten sich nun eine Menge Bürger, und gingen auf die Straßen, ohne jedoch irgend eine Ausschweifung zu begehen. Inzwischen hatte sich aber eine Escadron Cavallerie, unter dem Befehl des palermitaner Obersten, dem Fürsten von Campofranco, in völliger Schlachtordnung beim Thor Felice aufgestellt. Dieser Oberst war noch weit unvorsichtiger als Naselli, indem er auf das bewaffnete Volk schießen ließ, das doch bis zu jenem Augenblicke ganz ruhig geblieben war. Nun war es um das Wohl Palermo's geschehen! Ein Franziskaner-Mönch, Gioachino di Vaglica, stellte sich an die Spitze des rasenden Haufens. Er ließ sogleich alle Gefängnisse öffnen, worauf Tausende von Verbrechern stürzten und Vaglica's Macht in einem Augenblick dergestalt verstärkten, daß sie in ungemein kurzer Zeit beinahe die ganze Escadron vernichteten und den übrigen Theil der Garnison zwangen, nach der Bagaria zu flüchten. Ueber 1500 Menschen wurden theils verwundet, theils getödtet. Man hatte keine Zeit, die Todten zu begraben, sondern warf sie einstweilen nur in eine benachbarte Kirche, von der man das Dach weggenommen hatte. Die dem Blutbade entgangenen Neapolitaner, 6000 an der Zahl, wurden nachher in der Bagaria eingeholt und als Gefangene behandelt. Naselli dagegen konnte sich inzwischen mit ungefähr 100 Mann auf das Packetboot einschiffen, welches eben auf der Rhede lag. Er fand für gut, als Stellvertreter des Vicekönigs seinen Posten zu verlassen, um die unglückliche Stadt dadurch der schrecklichsten Anarchie zu überliefern! — Das Volk ermangelte auch keineswegs, sich unverzüglich darauf zum Herrn des Schlosses und aller festen Plätze aufzuwerfen. Sobald der folgende Morgen anbrach, suchte es den Fürsten von Cattolica auf, welcher befohlen haben soll, auf den bewaffneten Pöbel schießen zu lassen. Es erreichte ihn auf seinem Palaste in der Bagaria, woselbst er augenblicklich erschossen wurde. Noch schlimmer ging es dem Fürsten von Jaci und einem Offizier, Namens Lanza. Diese wurden von dem wüthenden Pöbel verstümmelt und ihre Köpfe auf Stangen durch die ganze Stadt getragen, weil ihnen gelungen war, zwei Kanonen vernageln zu lassen, um dadurch größeres Unglück zu verhindern. Ueberhaupt wäre es schwer, diesen Schreckenstag so zu schildern, wie er dahin ging. In den Reihen des Auswurfs der Menschheit, an der Seite der Galeerensklaven, sah man Adelige, Pfaffen, Priester und Mönche, ja selbst Nonnen, welche an dem Aufstande Theil nahmen und viele Häuser plünderten! — Nachdem die gefangenen Neapolitaner fünf oder sechs Tage gesessen hatten, wurden sie endlich befreit; sie konnten mit ihren Familien und Habseligkeiten nach Neapel zurückkehren. Darauf wurde in Palermo eine Regierungs-Junta erwählt, welche die Ordnung wieder herstellen sollte, was derselben bis zum 28. Juli auch so ziemlich gelang." Aber es ist bekannt, daß die Oesterreicher, nachdem sie Neapel besetzt, auch nach Sicilien überschifften und daselbst die noch heute bestehende Ordnung befestigt haben.

Landtags-Verhandlungen.

Geschichte des großh. hess. Landtags vom Jahr 1834, dargestellt von Karl Buchner, Hanau, König, 1834. VIII und 167 S.

Der Druck der Verhandlungen der deutschen Ständeversammlungen hat seinen wichtigen Zweck, indem er für eine treue Beurkundung der ständischen Thätigkeit sorgen soll. Allein damit ist nicht für das Publikum gesorgt, welches eine gedrängte Darstellung des Wichtigern, eine Uebersicht dessen verlangt, was als denkwürdig sich hervorhebt. Daher ist schon oft das Verdienstliche solcher Schriften anerkannt worden, welche, wenn auch in der Form der Darstellung verschieden, eine Skizze einzelner Landtage liefern. Diese Schriften fangen an, ein eignes Gefach in der Bibliothek der Staatswissenschaften auszufüllen. Aufgestellt finden wir in denselben die Schriften von Soden: Der baierische Landtag vom Jahr 1819, Nürnb. 1821; die Floret'sche historisch kritische Darstellung der Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogthums Hessen im J. 1820, 1821, Giessen 1822; das Holzschuher'sche Werk: der baierische Landtag v. J. 1825, Erlangen 1826; den „Bericht über die Ständeversammlung des Königreichs Baiern vom 17. Nov. 1827 bis 1. Aug. 1828“ von dem Grafen von Benzel-Sternau; das Werk von Rotteck: der Landtag im Großherzogthum Baden von 1831, Hildburghausen 1833; die, freilich nur den ersten Abschnitt der landständischen Verhandlungen umfassende Schrift von Krug: Verhandlungen des ersten Landtags im Königreich Sachsen nach der neuen Verfassung ic. Leipzig 1833; die, noch unvollendete Schrift: der Landtag im Großherzogthum Hessen in den Jahren 1832 und 1833 in fortlaufend übersichtlicher Darstellung, Darmstadt 1833; die Elsner'sche Schrift: Abriß der Geschichte des aufgehobenen würtembergischen Landtags von 1833, Stuttgart 1834. Die großen Lücken, welche diese selbstständige Schriften, denen sich das badische Landtagsblatt von 1832 und 1833 zugesellt, freilich noch übrig lassen, sind wenigstens größtentheils durch Beiträge in Zeitschriften und Zeitblättern ausgefüllt. Die Zeitschrift: Hermes enthält mehrere sehr verdienstliche Uebersichten der Verhandlungen süddeutscher Ständeversammlungen. Gleiche Beiträge enthalten die allgemeinen politischen Annalen und die Zeitblätter Hesperus, Inland u. s. w.

Ziemlich vollständig ist die Literatur in Bezug auf die sechs Landtage, welche, seit der Errichtung des Verfassungswerkes für das Großherzogthum Hessen im Jahr 1820 bis jezt in diesem deutschen Bundesstaate abgehalten worden sind. Von dem ersten Landtage im Jahr 1820—21 handelt die gedachte Floret'sche Schrift, eine Mittheilung im elften Band der Murhard'schen allgemeinen politischen Annalen: „Die Landstände im Großherzogthum Hessen;“ und die Einleitung zu dem Werk von Crome: „Handbuch der Statistik des Großherzogthums Hessen.“ Thl. I. Darmstadt 1822. S. 21 ff. Der fünfzehnte Band jener Annalen enthält eine „Uebersicht der Verhandlungen der Landstände des Großherzogthums Hessen. Session von 1823—24.“ Eine Darstellung des dritten Landtags (von 1826—27) findet sich in dem Zeitblatt: Hesperus v. J. 1828. Nr. 152 ff. Eine Uebersicht der Resultate dieser drei Landtagen von Advokat Bopp in Darmstadt enthält der achte Band der allgemeinen politischen Annalen, herausgegeben von Rotteck. „Das Wichtigste der Verhandlungen und Resultate des großh. hessischen Landtags von 1829—30“ ist in dem Zeitblatt: Inland Nr. 20 ff. vom J. 1831 dargestellt. Ueber den fünften Landtag von 1832—33 verbreitet sich die bereits angeführte Schrift: „Der Landtag ꝛc.“ und, wenn man in ihr eine eigentliche Skizze finden will, die Schacht'sche Schrift: Der Liberalismus auf dem merkwürdigen Landtag zu Darmstadt im Jahr 1833. Freimüthig geschildert für Alle, denen es um Wahrheit und um Kenntniß des jetzigen deutschen Ständewesens zu thun ist. Gießen 1834, in ihrer grotesken Weise.

Eine Uebersicht des sechsten und lezten Landtags, des von 1834, ist in den lezten Heften der Weick'schen Annalen für Geschichte und Politik, die in ihren früheren Bänden einzelne Erscheinungen des fünften Landtags vorzuführen angefangen haben, begonnen. Eine bereits vollendete Skizze enthält die unter obigem Titel im December 1834 ausgegebene Schrift des Justizraths Buchner.

Der Verfasser desselben hat sich schon früher mit diesem lezten Landtag beschäftigt, indem von ihm in seinem, im Sommer 1834 erschienenen Schriftchen: Gallerie sämmtlicher Abgeordneten in Darmstadt, oder kurze Biographien und Charakteristiken derselben, mit einer kurzen Einleitung über Geschichte und Verhältnisse der versammelten Abgeordneten-Kammer in Darmstadt, die Porträts der Mitglieder der Wahlkammer von 1834 gezeichnet wurden. Schon in diesem früheren Schriftchen hat er seine Vertrautheit mit dem Gegenstand beurkundet.

An Anlaß, diese Schrift über den Landtag von 1834 mit der Schacht'schen Schrift über den geistesverwandten von 1833 zu vergleichen, fehlt es nicht. Indessen würde eine solche Vergleichung zu weit und über die Grenzen hinausführen, die Referent beobachten muß.

Der Verfasser deutet in der Vorrede an, er habe aus guten Gründen lieber bloß referirt als kritisirt, aber die Sache so abgefaßt, daß der Leser in den Stand gesezt wird, selbst zu urtheilen. Die Darstellung ist aktenmäßig treu und auf die Protokolle gestüzt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 23. Freitag, 4. März 1836.

Werke über Italien.

6) Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Erster Theil. Sicilien, Malta. Mit einer Musikbeilage. Berlin, Nicolai, 1834.

Der ungenannte Reisende ist mit Italien weit zufriedener und gegen die Italiener weit billiger, als Herr Nicolai, dessen Reise in demselben Verlag erschienen. So viel auch schon über Sicilien geschrieben ist, erfahren wir hier doch noch manches Neue und Interessante. Der lezte große Aufstand in Palermo im Jahr 1820 wird ausführlich beschrieben, deßgleichen das Fest der h. Lucia in Syracus, ähnlich dem der h. Rosalie in Palermo. Wir erhalten Nachrichten von dem sehr wenig bekannten und doch vortrefflichen sicilianischen Dichter Meli, von dem uns folgende Strophen mitgetheilt werden:

Jo m' aggio posto in core, a Dio servire,
 Com' io potessi gire in paradiso,
Al santo loco, ch' aggio audito dire
 U' si mantien sollazo, gioco e riso.
Senza mia donna non vi vorria gire,
 Quella, ch' ha bionda testa, e chiaro viso,
Che senza lei non poteria gaudire,
 Restando da la mia donna diviso.

Ma non lo dico a tale intendimento,
 Perch'io peccato ci volessi fare,
 Se non veder lo suo bel portamento,
E lo bel viso, e'l morbido guardare,
 Che'l mi terria in gran consolamento
 Vedendo la mia donna in gioia stare.

Den festen Vorsatz hab' ich, Gott zu ehren,
 Auf daß ich mag das Paradies gewinnen,
Den heil'gen Ort, von dem ich rühmen hören,
 Es sey nur Jubel, Freud, und Scherz darinnen.
Nicht ohne meine Herrin möcht' ich kommen,
 Der blondgelockten, mit den heitern Blicken;
Denn wenig könnt' es mir zum Troste frommen,
 Müßt' ich von meiner Herrin mich entrücken.
Doch sag' ich's wahrlich nicht mit solchem Willen,
 Als möcht' ich etwa Sünden dort begehen:
 Nur ihren Liebreiz möcht' ich immer sehen,
Den süßen Mund, der Augen sanftes Winken;
 Wohl gäb' es mir ein inniges Entzücken,
 Säh' ich sie ganz in Himmelslust versinken.

Mi sunnai, ca nu dui, Patruna mia,
 'Ntrammu a lu infernu gemu cunnanati,
Ju la cosa celesti pretennia;
 Vui pri la vostra troppa crudeltati

Vui tant' eravu sazia di mia
Chi un jocu vi parria zo ccu si pati,
Ju pri la vostra vista e cumpagnia
Essiri un mi parria 'ntra li Dannati.

Mir träumt', o Herrin, daß wir gleicherweise
Zur Hölle gingen ein, zur qual-entflammten,
Mir schien die Sache himmlisch-süße Freude;
Ihr, wegen eurer gar zu strengen Weise,
Ihr waret so entrüstet, mich zu sehen,
Daß Spiel euch dünkt', was alles man erleide,
Ich, wegen eurer hold-gesell'gen Nähen,
Ich glaubte nicht mich unter den Verdammten.

Der Verfasser fügt hinzu: Fast zweifle ich, daß Rückert die obige Stanze im Sinne gehabt, als er die 54ste seiner wahrhaft südlichen Siciliane dichtete, und die Uebereinstimmung des Anfangs ist wohl nur zufällig:

Mich träumt' (sic), o Herrin, daß mit trüben Kerzen
Amur uns beiden leuchtet höllenein:
Euch, weil ihr mich zu sehr gehaßt, mit Schmerzen,
Mich, weil ich euch zu sehr geliebt, mit Pein;
Und ihr, da ihr ganz waret Eis im Herzen,
Und ich, da ich war lauter Gluth allein,
Verdammet wurdet ihr in mich zu Schmerzen,
Und ich verdammt zur Lust in euch hinein.

Auch von einigen interessanten Landsleuten wird uns Bericht erstattet, z. B. von dem schon aus andern Reisebeschreibungen bekannten glücklichen Lieutenant: „Kurz vor der Abreise habe ich einen deutschen Landsmann, den Lieutenant D** aus Hannover, kennen gelernt. Er war Kriegskamerad des nunmehrigen Principe B***, der, gleichfalls Hannoveraner, unter dem englisch-sicilischen Heere als Lieutenant diente. Die Prinzessin B*** lernte ihn in Palermo kennen, machte ihn nicht blos zu ihrem Gemahle, sondern vermochte auch den König Ferdinand, auf ihn und seine Nachkommen alle Titel und Würden eines sicilischen Principe überzutragen; ich glaube sogar, er ist kürzlich Grande von Spanien geworden." Recht liebenswürdig muß die Prinzessin seyn, da Folgendes von ihr erzählt wird: „Der erste Gebrauch, den der neue Fürst von seinem großen Reichthum machte, war eine Erleichterung der bedrängten Lage seiner Mutter in U. (Vater und Großvater waren während der Kriegsjahre gestorben); er kaufte ihr ein großes Haus in der Hauptstadt H***, und ließ es auf das Vollständigste einrichten; er versorgte seine zahlreichen jüngeren Geschwister, und war in ununterbrochener schriftlicher Verbindung mit seinem Vaterlande. Regelmäßig mußte er der Fürstin die Briefe seiner Mutter übersetzen, und jene fand so viel Wohlgefallen an den unbefangenen Aeußerungen einer herzlichen Dankbarkeit, daß sie beschloß, ihre Schwiegermutter zu besuchen. Als dieß in H*** bekannt wurde, überlegte man an dem dortigen steifen Proconsularhofe mit vieler Wichtigkeit, ob man die Fürstin als solche, oder nur als simple Edelfrau empfangen solle; indessen behielt die erste Meinung die Oberhand. Allein die Fürstin ließ sich, als sie nach H*** kam, gar nicht bei Hofe einführen, sondern lebte mehrere Wochen bei ihrer Schwiegermutter in dem engsten Freundschaftsverhältnisse, und überhäufte die gute Alte mit den kostbarsten Geschenken, welche sie theils aus Sicilien, theils bei der Ueberfahrt aus England mitgebracht. Im Aeußern war das reiche Ehepaar nur durch Schönheit, nicht durch Pracht ausgezeichnet, und erregte auch dadurch die Bewunderung der schaulustigen Einwohner. Endlich, wenige Tage vor der Abreise, ließ die Fürstin sich bei Hofe melden, nachdem sie vorher die Versicherung erhalten, daß auch ihr Gemahl als Fürst erscheinen solle, und da überstrahlten Beide durch den Glanz und die Menge ihrer Diamanten bei weitem alles, was man von der Art bisher in H*** gesehen."

Auch von dem unglücklichen Schweigger, der in Sicilien ermordet wurde, erhalten wir hier genaue Nachrichten. „Die ewig wiederholte Geschichte von der Ermordung des Professors Schweigger aus Königsberg in Pr. ist freilich traurig genug; doch war er durch höchste Unvorsichtigkeit Schuld an seinem Tode, wie ich hier erfahren habe. Als Botaniker reiste er natürlich zu Fuß, nahm in Palermo einen nicht hinlänglich empfohlenen Führer, und hetzte ihn alle Tage in den Bergen umher, ohne Rücksicht auf die faule Natur der Südländer. Dabei soll Schweigger klein, ausgezeichnet häßlich und mürrisch im Umgange gewesen seyn, überdies der Sprache sehr wenig mächtig, und so sorglos, daß er sich nicht einmal mit einem Stocke bewaffnete. Alle diese Umstände müssen berücksichtigt werden. In dem lezten Nachtlager vor Girgenti, einem ganz kleinen Neste, gab er seinem Führer einen Louisd'or zu wechseln (wieder ein unerhörter Leichtsinn), schalt heftig, daß er ihm zu wenig bringe, obgleich in dem ganzen Orte kaum so viel kleines Geld aufzutreiben war, und drohte sogar, er werde ihn in Girgenti belangen. Nach langem Gezänk verließ er mit dem auf's Aeußerste erbitterten Sicilianer die Herberge, und schleppte ihn in der ärgsten Hitze bis zum hohen Mittage umher, wo noch manches böse Wort zwischen ihnen gefallen seyn mag. Endlich zu einer schattigen Quelle gelangt, die mehrere Stufen tief, aus dem Felsen springt, stieg er achtlos hinab, um sich zu erquicken. Da erschlug ihn der gereizte Führer von oben herab mit

einem starken Knüttel, vielleicht aus Furcht vor der angedrohten Klage, vielleicht aus Verlangen nach mehreren Goldstücken, vielleicht aus Zorn und Rache über die erfahrene Schmähung und Bosheit. Die erbenteten Goldstücke verriethen ihn bald; er ward eingezogen, bekannte Alles, und ist vor ungefähr einem Jahre hier in Girgenti öffentlich hingerichtet worden. Gewiß wäre es verkehrt, aus diesem Vorfalle auf den räuberischen Charakter des Volks schließen zu wollen; ja man könnte den Satz aufstellen, nach den italienischen Begriffen von Rache sey der Führer gewissermaßen entschuldigt, daß er den abschreckenden Zwerg für eine erhaltene Beleidigung aus der Welt schaffte."

Der Glanzpunkt der Reise war die Besteigung des Aetna, die dem Verfasser, da er durch das Wetter begünstigt wurde, wie er ausdrücklich sagt, weniger beschwerlich vorkam, als die auf den Vesuv, was freilich sehr von der Jahreszeit abhängt. Auch das benachbarte Stromboli wird geschildert. Am Schluß findet man ein sehr reichhaltiges Verzeichniß der Literatur, welche Sicilien betrifft, nebst Musikbeilagen. Das auch äußerlich schön ausgestattete Werk wird jedem Leser eine angenehme Unterhaltung gewähren.

7) Schreiben eines deutschen Flohs, welcher mit Herrn Gustav Nicolai die Schnellfahrt durch die hesperischen Gefilde gemacht hat, an seine Freundin, einer Wanze in Italien. Von Adamssohn. Meißen, Gödsche, 1836.

Eine Satire, wie sie Herr Nicolai, der wehleidige Reisende, verdient hat. Wenn von Deutschland aus Italien so beschimpft wird, muß auch Deutschland selbst den Schimpf rächen, damit man ihm nicht nachsage, daß es solche Ungerechtigkeiten dulde.

Französische Literatur.

Revue Européenne. Paris 1835. Troisième année.

Die Generationen drängen sich in Frankreich fast so schnell wie die Meinungen. In unserer Zeit, in dieser peinlichen und mühsamen Genesis, kommen eine so große Menge von Dingen wieder zur Sprache und zur Frage, die in früherer Zeit schon ganz entschieden waren, daß man, koste es, was es wolle, aus diesem Labyrinthe entkommen und wieder zum Klaren gelangen muß. In Frankreich werden die Gemüther von einer beengenden und räthselhaften Unruhe gepeinigt und eilen auf den verschiedensten Wegen einer Zukunft entgegen, nach der sich alle sehnen, wiewohl sie sie nicht kennen und die verschiedensten Wünsche und Vorstellungen darüber umlaufen. So drängen sich alle philosophischen, socialen und literarischen Ideen in den Revues zusammen; in ihnen wird schnell gesprochen und gekämpft.

Endlich hat man doch gefühlt, daß es gut wäre, wenn Sprache und Kampf darin ein gewisses Gesetz, eine gewisse Richtung hätte, und in dieser Beziehung verdient die Revue Européenne besondere Auszeichnung, denn sie hat das Christenthum als herrschenden Gesichtspunkt für ihre Aufsätze hingestellt. Dadurch hat sie einen festen und entschiedenen Gang gewonnen und mehr Unabhängigkeit in Dingen der Philosophie und Literatur. Dieselben hohen Wahrheiten, die Chateaubriand, la Mennais, Ballanche, Lamartine und Pellico schön ausgesprochen haben, begeistern auch die jungen Schriftsteller, die an dieser Revue arbeiten, um das Christenthum gegen die Angriffe der Lüge und der dünkelhaften Gleichgültigkeit zu vertheidigen. In der Philosophie, der Literatur und den Künsten entschlüpft ihnen nicht leicht eine Lebensfrage, und Alles wird dabei nach dem Evangelium gewogen.

Wir schlagen, um einen Begriff von Geist und Darstellung der Revue Européenne zu geben, das erste beste Heft auf und finden da einen Aufsatz des alten Abbé's Dauphin, des würdigen Direktors des Collegs du Perron in Lyon, wo er von den Erinnerungen aus seiner Kinderzeit und aus seinem Geburtsort Crozet spricht und dann fortfährt: „Es sind glückliche, wahrhaft poetische Zeiten, wo man, ohne noch zu wissen, was Poesie ist, sie mit dem Leben einathmet und sie genießt wie die Sonne, die Wärme und die Luft. In Crozet war sie überall, im Wald, im Wind, in den Abendgesängen, in den Winterabenden, besonders aber in den guten und gläubigen Seelen der Einwohner. Die tiefsten Eindrücke meines Lebens, meine innigsten und liebsten Melodien, die ich in mir höre, wenn ich traurig bin, und die ich singe, wenn ich heiter seyn will, stammen aus jenen Abenden in meinem Dorf. Gewiß, unter diesen ersten und mächtigen Einflüssen bildet sich ein Theil des Gemüths, und sie widerstehen allen innern Revolutionen. Sie sind wie die wohlduftende Flüssigkeit, wenn sie ein neues, noch nicht gebrauchtes Gefäß durchdringt. Das Herz verhärtet später im Umgang mit den Menschen und in den Tagesereignissen des Lebens; der Verstand wird streng und vielfordernd, ja der Mensch hält sich für milde und kindliche Rührungen abgestorben, da hört ihr auf einmal einen Gesang aus dem Vaterland, eine Strophe aus einem alten, frommen Lied, und es werden wieder alle alten Sympathien lebendig, die man längst erstorben glaubte. Ich glaube

nicht, daß es den Kindern in unsern kalten, abgeschliffenen fühllosen Tagen so wohl werden wird, Eindrücke zu empfangen, die ihnen einmal in ihrem spätern Leben wohl thun, die sie wieder aufregen können; die Zeit, in der ich jung war, diese Zeit, wo im Innern Frankreichs noch ein starkes, moralisches, auf frommen Glauben gegründetes Leben herrschte, diese herrliche Zeit ist nicht mehr, sie ist untergegangen im Sturme der Revolution. Noch singen die Crozeter Mädchen alte Balladen (Complaintes) und arbeiten ihre Stickereien dazu, aber sie werden jetzt nur noch selten gehört und verhallen nach und nach. In diesen Balladen liegt ein Schatz von Melodie und Gefühl, ein Wohlgeruch träumender Wehmuth, etwas Inniges und Tiefergreifendes, das zu Zeiten im Gemüth wiederklingt, wie ein Echo aus unbekannten Gegenden. Bald ist's die Legende von einem frommen Eremiten, dessen Grab auf den Höhen von St. Bonnet-d'Ecard durch ein einsames Kreuz bezeichnet ist; bald die Sage von einem wilden Schloßherrn, der seine Unterthanen schrecklich drückte und plagte. Schwer könnte man etwas Ergreifenderes, Wehmüthigeres und zugleich Wilderes hören, als den Anfang dieser Ballade: Que l'on m'amèn' ma grand' cavale grise etc. Die Melodie ist von großem musikalischen Effekt, denn sie zeigt sogleich die schreckliche Gestalt des Twingherrn, man schaudert bei seiner drohenden Stimme, man hört das Wiehern seiner wilden Stute. So drückt sich das Bild in's Gemüth ein, wie in Bronze... Will man aber etwas Zartschmerzliches, was an die Lacrymosa des Dies irae erinnert, so höre man nur die herrliche Ballade von der jungen Schloßfrau, die seit Kurzem an einen jungen und schönen Rittersmann verheirathet war; mit schmerzlicher Ahnung ließ sie ihn in einen gefahrvollen Krieg ziehen; gleich beim ersten Kampf fällt Siegfried von einer Lanze durchbohrt und wird sterbend auf sein Schloß gebracht, wo er sogleich verscheidet; die arme Gattin weiß es nicht, denn Niemand wagt ihr das Schreckliche zu entdecken; nur unglückliche Ahnungen ängstigen sie; die Zubreitungen zu dem Leichenbegängniß erfüllen das Schloß; sie hört den Hammerschlag beim Verschließen des Sarges; die fernen Gesänge der Priester, das Glockengeläute; bei jedem Geräusch fragt die junge Frau ihre Mutter, die sie aber hintergeht und ihr die Wahrheit nicht zu gestehen wagt... Wie viel Thränen sind nicht schon bei diesem Gesang voll echt antiker Einfachheit und milder Wehmuth geflossen! Aber diese rührenden Balladen verlieren sich immer mehr in meiner Heimath, es verwelkt diese Blume der Dichtung, die von der Religion am Herzen des Volks gewärmt ward; immer mehr verschwinden die schönen Sagen aus einem Alter, das Viele lieben, ohne es zu begreifen. Heut zu Tage fangen die Mädchen in Crozet an, politischen Liedern Geschmack abzugewinnen, deßgleichen den erotischen Versen und den erbärmlichen Reimereien von Paris, die auf dem Land verbreitet werden. Auch der Bauer mag nicht mehr gern die Nachbarn um seinen Herd versammeln, dann er nennt es jetzt eine Thorheit, Holz zu verbrennen, auf daß sich Andere daran wärmen; er ist jetzt lieber mit seinem Egoismus allein. Es ist aus mit dem freundlichen Geplauder, das die Menschen gefälliger machte, es ist aus mit der Erzählung wunderbarer und Mitleid erregender Geschichten, die Abscheu vor dem Uebel wie Theilnahme an fremdem Weh erhielt. Die Philosophie muß sich ihrer Reformen bei uns schämen, wenn sie dieselben auf das arme Landvolk angewendet sieht. Sie hat ihm Glauben, Theilnahme, Gefühl und das Kindliche, Patriarchalische seines frühern Lebens genommen. Das dummste Geschöpf, das härteste und zurückstoßendste ist der Bauer ohne Religion, ohne Einfalt und Mitgefühl. So ist es auch in dem kleinen Crozet, das mit Gewalt neunzehntes Jahrhundert werden will. Wer weiß, ob man nicht auch in Kurzem den Häusern ihr altes Ansehen nehmen wird!.. Wenn wenigstens die sogenannte philosophische Bewegung, die bei uns seit einem Jahrhundert die Zerstörung so vieles Schönen und Ehrwürdigen betreibt, Etwas an die Stelle der Trümmern sezte, das auch Poesie hätte! Aber Schmerz, Ekel und Unwillen ergreift einen, wenn man das vertrocknete, freude- und farblose Leben voll Egoismus und Brutalität sieht, das die ungläubige Philosophie dem Volk bereiten möchte. Wann wird man doch endlich einmal begreifen, daß die Gemüther der armen Leute auf dem Land noch etwas Anderes bedürfen, als das entsetzliche Geschwätz der Journale, Politik gedeihen, als das Gerede und Umtreiben über Geld, Börsenspeculation, Hochöfen und Erfindungs-Patente, was man gewöhnlich progrès nennt, noch etwas Anderes als die Moral unserer Provinzial- und Hauptstadt-Philosophen!"

Wir haben diese lange Stelle für zu wichtig gehalten, um sie nicht in unsern Blättern aufzunehmen, die ja nicht bloß das Rein-Literarische, sondern auch das Volksthümliche und Sittliche bezeichnen und hervorheben sollen. Wie viel Wahres und Tiefgefühltes liegt nicht in diesen Worten aus dem Munde eines alten würdigen Franzosen, die sich so treffend über das Uebel aussprechen, an dem seine Landsleute schwer darnieder liegen und von dem sie gesunden müssen, wenn in ihnen wieder eine andere Seele leben soll, als das armselige Wesen, unter dessen Alpdrücken sie jetzt stehen und dabei wie Irre von Größe und Ruhm sprechen.

Dr. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 24. Montag, 7. März 1836.

Werke über England.

1) England im Jahr 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Nachdem uns Herr von Raumer zuerst Briefe über Italien und dann über Frankreich mitgetheilt hat, schreibt er uns jezt aus England, und diese Briefe sind noch interessanter, als es die früheren waren. Der Verfasser besizt eine lebendige Auffassung, eine große Regsamkeit des Geistes, eine liebenswürdige Freigebigkeit in den Mittheilungen, kurz er spricht als ein welterfahrner und gewandter Mann, nicht bloß als ein gelehrter Professor, und je seltener solche Erscheinungen in unserer Literatur sind, um so mehr muß man sie respektiren.

Der Verfasser ging über Holland nach London. Er schildert den Eindruck der Riesenstadt, der ein ganz anderer ist, als der von Paris. Dann macht er einige Bemerkungen über die ersten Eindrücke der Bevölkerung und verfehlt nicht, den Engländerinnen das gebührende Lob der Schönheit zu zollen. Hierauf geräth er gleich in die Politik und überblickt die Stellung der Parteien in England, springt aber immer wieder ab, um in bunter Ordnung bald von dem, bald von jenem zu sprechen und so alle wichtigen Erscheinungen, welche das englische Leben darbietet, in reicher Mannichfaltigkeit an uns vorübergehen zu lassen. Oft geht er tiefer in ein Thema der Politik und des Staatshaushalts ein, oft begnügt er sich nur mit Skizzen. Doch immer ist seine Darstellung klar und warm, und beurkundet das lebhafte Interesse, mit welchem der Verfasser sie niederschrieb.

So folgen sich die Notizen über Irlands Kirchen und Schulen, Irlands Zerrüttung, das Londoner Fuhrwerk, das Ministerium, Musik, Gebräuche, englische Kirche, Zehnten, Zeitungen, Westminster, Armenwesen, Wahlen, westindische Sklaverei, Preßfreiheit, O'Connel, die Paulokirche, die Bank, die Börse, Lloyds Kaffeehaus, Handel, Docks, Brauereien, Tunnel, Soldaten, Londons Umgebungen, Polizeigericht, Theater, die Parlamentsreform, Branntwein, Sittenlosigkeit, Städtewesen, Kunstsammlungen, Gesetze und Rechtsgelehrsamkeit, Ackerbau, Handel und Manufacturen, Gefängnisse, Philosophie, Aristokratie, Ostindien, Intoleranz, Literatur, Reichthum, Schulen und Universitäten ꝛc. Zum Schluß noch Nachrichten über Edinburg, Dublin, bis wohin der Verfasser reiste, und andere Städte, die er unterwegs sah.

Im Allgemeinen spricht Herr von Raumer ein hohes Lob der politischen Größe Englands aus, und findet dieselbe vorzüglich dadurch bewährt, daß England zu reformiren verstehe. „Was soll ich aber sagen, wenn mir

z. B. von wohlgesinnten, sonst gescheuten Leuten tagtäglich vorgepredigt wird: man dürfe in einem Staate, und namentlich in England, nicht das *Geringste* bewilligen, weil *jede* Bewilligung neue Forderungen erzeuge und der *allgemeine Untergang* nächstdem nicht ausbleiben könne. Wenn Sätze solcher Art meinem Gegner als unbedingt gewiß und weise, wenn sie ihm als der Punkt erscheinen, von wo aus die Welt mühelos festgehalten werden kann, und ich umgekehrt sie für inhalts- und formlos halte; — wie sollen wir uns da verständigen? Ich möchte jedes Wort, wo nicht rügen, doch anzweifeln. Was heißt denn zunächst: *bewilligen*? Bewillige ich nur das das, was ganz von meinem Willen abhängt? Was in der Welt hängt denn aber ganz von *einem* Willen ab, und wo wirkte nicht anderes Wollen ein? Oder bewillige ich nur das, was mir *willkommen* und *angenehm* ist; nun so kommt des *Unbewilligten* ungefähr eben so viel in die Welt, als des *Bewilligten*. Bewillige ich denn, daß die Zeit weiter läuft, und die Dinge sich in der Zeit ändern? Bewilligte der Pabst, daß die Reformation eintrat? Oder hinderte er sie durch Nichtbewilligen? Bewilligten die Venetianer die neue Richtung des Welthandels, oder die Engländer die Unabhängigkeit Nordamerikas? — Bezieht sich das Bewilligen auf den *eigenen* Willen, so hat dieser zweifelsohne seine *Grenze*. Innerhalb dieser Grenzen kann ich einwirken, drüber hinaus ist es ganz verlorne Mühe. Die erste Frage hiebei wäre also nach der *Kraft*; und dabei beginnen auch alle staatsrechtlichen Untersuchungen. Das *Unmögliche* ist ein, niemals vernünftigerweise anzustrebender Zweck. Auf dieser Stufe soll man aber nicht stehen bleiben, sondern die höhere Frage nach dem *Rechte* daran anreihen. Weil es *möglich* ist, daß auf die Bewilligung einer gerechten Forderung, eine unkluge und ungerechte folge, darf ich ja auf keine Weise auch jene erste zurückweisen; vielmehr stärkt die Bewilligung des Gerechten die Kraft zum Widerstande gegen das Ungerechte. Wenn umgekehrt aus einem billigen Grundsatze (z. B. der religiösen Duldung) eine ganze Reihe neuer Beschlüsse herorwachsen, so soll man davor nicht erschrecken, sondern begreifen lernen, daß es nicht anders *seyn könne* und *solle*. Aehnliches geschieht bei Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, der Handelssperre, der geschlossenen Standes- und Zunftrechte u. s. w. Allerdings sind mit jeder neuen Entwicklungsperiode, sowie neue Lebenskräfte, so auch neue Krankheitsformen verbunden; allein jene läßt sich nicht *gewaltsam* zurückweisen, und diese kann man nicht mit *alten* Arzneien heilen. Niemals ist aus der Bewilligung des Gerechten und Zeitgemäßen (beides fällt bei höherer Betrachtung und gründlicher Erörterung zusammen) ein allgemeiner Untergang hervorgegangen, oder das, was unterging, hatte eben sein Leben ausgelebt. Niemals hat umgekehrt Unverständiges und Zeitwidriges die von Revolutionssüchtigen gehofften Früchte getragen. Darum strenge jeder, der mit öffentlichen Angelegenheiten zu thun hat, seinen Verstand an und lege seine Vorurtheile ab, damit er inne werde, wo zu *bewilligen* und wo *abzuschlagen* sey; bilde sich aber nicht ein, er sey ein Staatsmann, sobald er ein paar Floskeln aus Haller oder Bentham (diesen verwandten Gegenfüßlern) auswendig gelernt hat. Uebrigens kommt es bei *allgemeinen* Veränderungen nicht ausschließend auf die *persönlichen* Triebfedern an. Wäre Luthers Widerspruch gegen den Ablaß (wie einige Katholiken irrig behaupten) auch nur aus Ordens- und Geldneid hervorgegangen, die Reformation bliebe doch eine höchst bedeutende, universalhistorische Wendung der Dinge. Beruhte O'Connells Wirksamkeit für seine Landsleute auch auf Ehrgeiz oder Liebe des Geldes, so wird doch durch diese Bemerkung weder Irland beruhigt, noch die Frage nach Recht und Billigkeit des Geforderten entbehrlich. Vielmehr wird, sobald man das Rechte und Billige gewährt, die Wirksamkeit unsittlicher Triebfedern (sofern sie vorhanden sind) dahinfallen." Auf dieselbe Weise spricht Herr von Raumer auch den deutschen Tories in's Gewissen und sagt unter andern: „Deßhalb ist der —r Wochenblättler kein Staatsmann, weil er nicht begreift, daß, wer nicht reformirt, in Revolutionen verfällt, und wer sich nicht bewegt, krank ist, oder in kurzer Zeit zum Leichnam wird."

Sehr beherzigenswerth ist auch folgende Bemerkung: „Eine geistige *Dampfpresse* mit *heilsamen Schriften*, ist das einzige gleich mächtige, ja das *übermächtige* Mittel gegen Dampf-Irrthum und Frechheit. Gewiß kann durch 200,000 Bogen, gelesen von ein paar Millionen Menschen, so unendlich viel Heilsames oder Unglückbringendes geschehen, daß eine Gesellschaft edler und unterrichteter Männer zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse (usefull knowledge) *unendlich nöthiger* und *nützlicher wäre*, als die bloß *verneinenden* Geister und Leiber aller Censoren und Censur-Collegien. Nur der *Geist* kann den *Geist fördern* oder *bekämpfen*; *positive* Kraft muß der Kraft gegenüberstehen und sich *positiver* Mittel bedienen, sonst richtet man wenig oder *Nichts* aus, und verliert allmählig allen festen Boden unter den Füßen. Sezten sich auch alle Censoren auf das Schwungrad der Dampfmaschine, sie würden mit herumgeschleudert; oder während sie einen Hahn in dieser oder in jener Werkstatt zudrehen, öffnen sich unzählige an andern Orten. Gäbe es aber eine Kraft, diese unendlich gesteigerte Macht der Gedanken-

Verbreitung unbedingt zu hemmen, oder es durchzusetzen, daß sie nur in einer Richtung, für willkürlich erwählte Zwecke wirksam werden könnte, so schlösse dies die Möglichkeit, ja schon die Wirklichkeit einer so großen Tyrannei in sich, wie sie die Weltgeschichte noch nicht kennt. Dagegen ist die rothe Tinte der ausstreichenden Censoren nur kaltes, unschädliches Fischblut. Also — werden diese Streicher vielleicht sagen — sind Sie ein Vertheidiger der Preßfrechheit, also meinen Sie, es sey gerecht und weise, wenn der Staat das Gift arger Lehren in ungeheuren Massen verbreiten und das Volk verpesten lasse. — Umgekehrt! Ich habe nicht bloß einen Ekel an dem Ausgestrichenen, sondern oft eben so an dem Durchgelassenen und Stehengebliebenen. Ich bin der Meinung, daß kleine, hier und dort aufgesetzte Schröpfköpfe die Entzündung nicht heilen werden, woran halb Europa leidet; daß jene ungenügenden Gegenmittel die Begierde nach den verbotenen Früchten nur erhöhen, und der schwer beladene Giftwagen unaufhaltsam bergab rollt, während das Heupferd eines Censors oben sitzt, sich so schwer macht wie möglich, und sich einbildet, der Hemmschuh alles Bösen zu seyn. Leerer Hochmuth! oder gutmüthige Täuschung. Ein Pfennigmagazin wahrhaft löblichen und nützlichen Inhalts ist ein ganz anderer Hemmschuh, oder ein viel mächtigerer Vorspann.“ Dazu dürfte freilich chinesische Schriftstellerei in der Staatslivrée nicht frommen. Der Staat kann nichts Positives thun, aber er kann und soll dasjenige beschützen und befördern, was in der Literatur positiv Gutes zum Vorschein kommt. Jedes gebildete Volk der neueren Zeit verlangt aber eine populäre Literatur, durch die es beständig in Athem gehalten wird, und wenn sie ihm nicht von den besseren und edleren Geistern geboten wird, nimmt es sie von den schlechten und gemeinen an. Dann theilt sich die Literatur in eine gelehrte, die dem Leben fremd bleibt, und in eine frivole, die das Volk demoralisirt. Unvermerkt nimmt die Gemeinheit, nimmt der Leichtsinn überhand und verhärtet sich zu einer Frechheit, die zuletzt gefährlich wird. Herr von Raumer hat hier eine der wichtigsten Fragen angeregt.

Die Industrie und der Handel Englands ist schon unzählige Male beleuchtet worden. Die Ansichten des Herrn von Raumer zeichnen sich aber durch eine Neuheit aus, die durch die in England selbst in jüngster Zeit vorgegangenen Veränderungen bedingt ist. Die begonnene Aufhebung der Monopole hat Alles in eine andere Lage gebracht, die alten Systeme gänzlich umgewandelt. Wir heben nur Einiges hervor. Herr von Raumer erwähnt der Stimmen, die sich in England gegen das Sperrsystem erhoben haben. „Wollte Preußen die von den Schiffseigenthümern vertheidigten Grundsätze anwenden, es müßte jede englische Waare unbedingt verbieten; statt dessen hat es (wie ich schon an einer andern Stelle erwähnte) den Kampf für die Handelsfreiheit so kühn unternommen und so standhaft durchgeführt, als für die politische Unabhängigkeit. Noch aber ist Preußen nicht am Ziele, und noch weniger ist man in England schon bei einem wahrhaft freien Handel angelangt. Kommen wir aber zu Vergleichungen, so hat Preußen weit mehr Recht, sich zu beschweren, als England. Denn die preußische Zollrolle erlaubt allen englischen Waaren ohne Ausnahme den Eingang, und die Zollsätze sind so gestellt, daß man überall innerhalb der preußischen Monarchie jene Waaren findet und verkauft; dasselbe ist aber, bei den Einfuhrverboten oder übermäßigen englischen Steuersätzen, für die preußischen Erzeugnisse und Fabrikate keineswegs der Fall. — Ich muß hierbei eines Einwandes erwähnen, welcher auf den Grund der statistischen Tabellen gemacht werden könnte, aber auf Irrthum beruht. Jene Tabellen zeigen unter dem Namen Preußen eine ungemein geringe Einfuhr aus England, und man folgert daraus, daß der Handel mit Preußen ganz unbedeutend, mit Deutschland hingegen überaus wichtig sey. Allein der größte Theil dessen, was über Rotterdam und Hamburg nach Deutschland geführt wird, findet ja in preußischen Landschaften seinen Absatz und die Ueberschrift jener Tabellen verliert alle Bedeutung. An diesen Irrthum knüpft sich zum Theil eine gleich falsche Ansicht über den großen deutschen Zollverein. Sofern die preußischen Landschaften schon längst das freisinnigste System in Europa befolgten, ändert sich dadurch nichts, und es ist ganz unwahr, daß er überhaupt in feindlicher Absicht gegen England geschlossen ward. Sonst könnte man mit gleichem Rechte sagen: die Aufhebung der Zoll-Linien zwischen England, Schottland und Irland, so wie im Innern Frankreichs, gebe den Deutschen ein Recht, über feindliche Absichten zu klagen. Das einfachere, gleichartige System, welches Deutschland jetzt nach unabhängigem, selbstständigem Beschlusse befolgt, das Wegschaffen der zahllosen Visitationen, Controlen, Verzettelungen u. s. w. muß zuletzt auch den Engländern Nutzen bringen; wie ja zuletzt jedes vernünftige Handelsgesetz über die eigenen Grenzen hinaus vortheilhaft wirkt. So wie die Deutschen aus der Befreiung des ostindischen Handels von drückenden Fesseln Vortheil ziehen werden, so die Engländer aus der Befreiung des deutschen Handels. Nur die, welche sich nicht über jene Schiffer- und Fuhrmannsansicht erheben, können dies läugnen und Maßregeln vorschlagen, welche folgerecht eine völlige Absperrung aller Völker herbeiführen und allem Handel ein Ende machen würden.“

Bei dieser Gelegenheit äußert der Verfasser im Allgemeinen: „Gleichzeitig mit der erweiterten Einsicht über diese Gegenstände ist auch die alte Lehre von der Handelsbilanz zu Grunde gegangen. Nicht allein darauf kommt es an, was und wieviel ein Volk *verkauft*, sondern die Frage über Gewinn und Verlust entscheidet sich wesentlich nach dem, was es dafür *einkauft*. Nur dann, wenn das *Zurückgebrachte* an Quantität und Qualität mehr werth ist, als das Ausgeführte, kann von Gewinn die Rede seyn, und so lange noch irgend ein anderer Gegenstand des Bedürfnisses und des Austausches vorhanden ist, erscheint das Geld gar nicht in den Einfuhr- oder Ausfuhrlisten, oder es erscheint nur als Waare, als Metall, nicht aber als Ausgleichungsmittel. Die Lehre: daß man mehr einkaufen, als verkaufen, mehr zurückführen, als hinausführen müsse, kann jedoch (selbst nach Beseitigung der Irrthümer über den allein entscheidenden Werth des Geldes) nicht minder als die alte Ansicht zu verkehrten Gesetzen führen. Man muß deßhalb den Egoismus beider Richtungen fahren lassen und endlich einsehen lernen: daß bei jedem Handel und Verkehr nothwendig auf die Dauer beide Theile (die Kaufenden, wie die Verkaufenden, die Ausführenden, wie die Einführenden) Vortheil haben müssen, und daß, wenn dies nicht der Fall ist, der Handel unausbleiblich ein Ende nimmt. Den Gewinn ganz auf *eine* Seite bringen wollen, heißt also nichts anders, als den Handel zerstören."

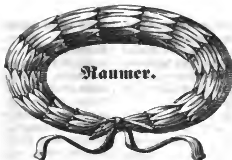
Die größte Frage der äußern Politik löst Herr von Raumer folgendermaßen: „Die europäische Politik hat sich, bei der glücklichen Abwesenheit einer nothwendigen aufgezwungenen Richtung, verwirrt, ich möchte sagen verhaddert und verfizt. Und doch gibt es, wenn man den Inhalt des bloßen *Augenblicks* bei Seite setzt, nur eine große Aufgabe: nämlich zu verhüten, daß Frankreich und Rußland weder in Feindschaft aufeinanderstoßen, noch sich in Freundschaft zur Unterdrückung Europas vereinigen. Das ist die große, erhabene, fast übermenschliche Aufgabe des mittleren Europa. Wollte aber z. B. Preußen seine Politik einer fremden, einer russischen oder französischen, aus Furcht oder Vorliebe unterordnen, sich gleichsam in's Schlepptau nehmen lassen; das wäre kleinlich und seiner nicht würdig. Es würde die schlechtbezahlte Gastrolle eines zweiten oder dritten Schauspielers übernehmen, welche Friedrich II. schon 1741 verschmähte. Die echte und großartige Politik Frankreichs und Rußlands, der *wahre* Vortheil beider Staaten erfordert, daß das mittlere Europa stark und mächtig sey. Wenn nun aber dieser große Standpunkt aufgegeben wird, muß sich Deutschland als der schwächere Theil nicht nothwendig an Frankreich oder Rußland anschließen, von einem der beiden Riesen seine Rettung erwarten? — Nein! Es muß seine Rettung von sich selbst erwarten! Wenn Deutschland, Oesterreich und Preußen wahrhaft einig sind, können sie sich nach beiden Seiten hin aller Feinde erwehren; sie haben mehr zu fürchten von eigener Zerwürfniß als von der fremden Einigkeit. Und wäre dies nicht der Fall, so steht England auf ihrer Seite."

Der Verfasser fand auch in London, wie in Paris, politische Flüchtlinge, die gewaltig über ihr liebes deutsches Vaterland schalten, und er sagt bei diesem Anlaß: „Das ist edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzosen, Polen, so streng sie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben; daß die Flamme ihrer Begeisterung sich in Blicken, Bewegungen, Worten kund gibt, sobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche, welche meist nur ihre eigene Thorheit aus der Heimath hinwegtrieb, daß diese unter andern Völkern umhergehen, und es sich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredsamkeit hervor, sondern lediglich Haß, Eitelkeit und Hochmuth. Anstatt mit sorgsamer Hand zu leiten, anstatt mit Aufopferung (zunächst der eigenen Afterweisheit) zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beizutragen, freuen sie sich jedes neu hervorbrechenden Uebels und wühlen, den Geiern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden dessen, der ihnen das Leben gab. — Doch, diese schlechteste Klasse aller Ultraliberalen ist sehr selten dem deutschen Boden entsprossen; sie gehören meist einem Volke an, was einst in flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward, und welches oft die Verhältnisse der Familie, der Obrigkeit, der Unterthanen u. s. w. lediglich auf der Wage des kalten Verstandes abwägt, mit anatomischen Messern zerlegt und mit chemischen Säuren auflöset." So ist das Treiben jener Menschen, die im Sold des Auslandes ihr heiliges Vaterland höhnen, längst von allen Ehrenmännern in Deutschland angesehen worden.

Eben so beherzigenswerth ist, was Raumer über die Bühnenstücke Victor Hugos sagt. Dieser einst vortreffliche Lyriker hat sich in neuerer Zeit ganz den Darstellungen des frechsten Lasters und der greulichsten Verbrechen überlassen, die er aber nicht der Verachtung preis gibt, sondern die er als kühne Kraft und Genialität bewundert wissen will.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 25. Mittwoch, 9. März 1836.

Werke über England.

1) England im Jahr 1835. Von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1836.

(Schluß.)

Mit vollem Recht sagt Raumer: „Statt vor den dunkeln Schatten, vor welchen selbst der Geschichtschreiber erzittert, zurückzuschrecken, holt der angebliche Dichter noch einen neuen Farbenkasten aus der Hölle, häuft Schwarz auf Schwarz und sieht in Mordlust, Blutschande, Niederträchtigkeit und Skandal aller Art die Bestandtheile der höchsten Dichtkunst. Das Häßliche und Ekelhafte setzt er auf den Thron der Schönheit, und rechtfertigt die Selbstgefälligkeit seiner Thorheit durch verkehrte Bezugnahme auf Shakespeare, den vollständigen Gegenfüßler all dieser Richtungen, Irrthümer und Skandale. Während Shakespeare in den furchtbarsten seiner Charaktere überall einen psychologisch erklärenden Faden, sowie den Punkt nachweiset, wo der Verbrecher noch am Menschlichen festhält und zum Göttlichen, versöhnt und begnadigt, zurückkehren kann; setzt jene französische Schule ihre Beschäftigung und ihr Vergnügen darin, das satanische Element in den Vordergrund zu drängen und unter ihrem angeblich poetischen Mikroskop aufzuschwellen, bis Natur und Kunst, Tugend und Schönheit, Menschliches und Göttliches, von der ekelhaften Fratze ganz verdeckt und zu Grunde gerichtet ist.“ Raumer gedenkt auch des liebenswürdigen Tieck: „Möge der Himmel ihn noch lange erhalten, und er aus dem unerschöpflichen Reichthume seines Geistes der Mitwelt und Nachwelt noch Vieles mittheilen. An ihm werden sich alle Diejenigen erfreuen, bei denen Einsicht und Gefühl echter Art vorhanden und im Einklange ist; und kaum wird man es einst begreifen können, daß es Menschen gegeben hat, welche das ekelhafte, mit jeder Fäulniß geschwängerte Gebräu der neuen französischen Schule gierig tranken, und diese Hippokrene, welche in goldener Reinheit und mit silbernen Tönen zur Seite floß, nicht kannten oder verschmähten. Doch nicht bloß unsere Nachkommen, wir selbst wollen Zeugniß ablegen: daß es noch eine Gemeine in Deutschland gab, welche für Schönheit, Adel, Ebenmaaß, Tiefsinn und Heiterkeit, wie gesagt, die rechte Einsicht und das rechte Gefühl besaß.“ Dem stimmen wir aus vollem Herzen bei.

Gewiß gehört das vorliegende Werk in jeder Beziehung zu den interessantesten Erscheinungen des Tages und zu den erfolgreichen Schriften, welche bestimmt sind, die Gegenwart über sich selbst aufzuklären. Schon die einzige Thatsache dürfte bedeutungsvoll seyn, daß eine

der anerkanntesten Intelligenzen des preußischen Staats, ein Mann, dessen Loyalität über jeden Zweifel erhaben ist, ein Mann des historischen Princips über England so spricht, aus England solche Lehren mit heimbringt, Lehren, die nicht aus der Luft der Theorien gegriffen, sondern auf dem Grund und Boden der Geschichte, der Erfahrung gewachsen sind.

2) Die britischen Colonien, nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, merkantilischen und übrigen socialen Beziehungen von R. Montgomery Martin. Aus dem Englischen von Dr. Paul Frisch. Erste Lieferung: Asien. Zweite Lieferung: Westindien. Leipzig, Hinrichs, 1835.

Ein vortreffliches Handbuch. Der erste Theil, welcher Ostindien betrifft, beginnt mit einer gedrängten, aber klaren Darstellung der allmählich immer weiter um sich greifenden Eroberungen der Engländer in diesem Lande, und bespricht sodann das eigenthümliche Verfahren der Eroberer mit den Unterworfenen und Eingeschüchterten, das bekannte System der Subsidien und Pensionen, d. h. die Politik, nach welcher die Engländer anfangs den kleinen selbstständigen Herrschern Indiens Hülfe leisten, sie dadurch verpflichten, abhängig machen und am Ende pensioniren. „Die Engländer erschienen in Indien zuerst als Handelsleute, und zwar mit den Waffen in der Hand; ihre mannichfaltigen Streitigkeiten mit ihren Nebenbuhlern, den europäischen Handelsnationen, welche zur Erreichung ihrer friedlichen Absichten eine kriegerische Haltung nöthig machten, begründeten zuerst ihren militärischen Ruf in jenen Gegenden. Von dem Großmogul und dem Sophi von Persien, als nützliche Werkzeuge, um ihre Küsten von Seeräubern zu befreien, mit Gunstbezeugungen überhäuft, erlangten sie, als Belohnung für die von ihnen geleistete Hülfe, viele Handelsvortheile, wodurch sie auf dem Continente von Indien festen Fuß faßten. — Das Zusammensinken des mongolischen Reiches veranlaßte sie, zum Schutze ihres Lebens und Eigenthums, ihre Faktoreien in Vertheidigungszustand zu setzen. Dieselbe Gewandtheit und Tapferkeit, wodurch sie sich den Weg zu ihren Handelsniederlassungen gebahnt hatten, wurden für die einheimischen, aus den Trümmern dieses Reiches erstehenden Staaten der Beweggrund, ihre Hülfe in ihren innern Streitigkeiten in Anspruch zu nehmen und die Aussichten, ihren Handelsniederlassungen dadurch eine festere Grundlage zu geben, bestimmten die Engländer, sich in die Angelegenheiten dieser Staaten einzumischen. Hier war der erste Schritt entscheidend; sobald sie sich einmal eingelassen hatten, konnten sie nicht mehr zurücktreten. Mittlerweile hatten die Franzosen immer kühnere Fortschritte in Indien gemacht und die Alternative, ob sie oder die Engländer vernichtet werden müßten, wurde mit jedem Tage dringender. Für leztere konnte die Wahl nicht zweifelhaft seyn. Sie fingen an, Armeen auszurüsten; diese mußten und konnten einzig nur von den Fürsten bezahlt werden, deren Interesse sie gegen die Franzosen und ihre Verbündeten in Schutz nahmen; da es öfters an Baarzahlungen fehlte, so mußten Anweisungen auf Ländereien aushelfen und die Engländer waren genöthigt, sowohl eine Civil- als Militärgewalt auszuüben. Auf diese Weise wurde ein beträchtlicher Theil der englischen Besitzungen erworben, indem die eingebornen Fürsten für den ihnen geleisteten Beistand an Truppen Ländereien statt Zahlung gaben." Der Verfasser weist nach, daß die Nothwendigkeit diese Politik diktirt habe, daß sie unumgänglich gewesen sey, und daß es nur darauf ankomme, sie auszubeuten, nicht sie zu tadeln.

Dann beginnt die eigentliche Beschreibung des Landes nach seinen verschiedenen Präsidentschaften. Die Flüsse, Gebirge, das Klima, die Produkte werden zur Uebersicht gebracht. Daran schließt sich eine Darstellung der englischen Verwaltung. „Die Verwaltung der britischen Besitzungen auf dem asiatischen Continente ist in England zweien in gleichem Range neben einander bestehenden Behörden, der ostindischen Compagnie und einem Ministerial-Collegium (board of control) übertragen, welcher, unter dem Namen: „His Majesty's Commissioners for the affairs of India, Sr. Majestät Bevollmächtigte für die Angelegenheiten Indiens" zuerst von Pitt eingeführt wurde, um den politischen Maßregeln der erstern als Gegengewicht zu dienen. Da die ostindischen Besitzungen hauptsächlich durch die vereinigten Geldmittel einer Handelsgesellschaft, welche bei Erwerbung derselben Gut und Blut auf's Spiel sezte, für die britische Krone gewonnen wurden, so war es natürlich, daß die eigentliche Regierungsgewalt und das nothwendig damit verknüpfte Patronat, von der frühesten bis auf unsere Zeit herab, der Versammlung der Direktoren (Court of Directors) oder der Vollziehungsbehörde der ostindischen Compagnie übergeben wurde. Das Kapital dieser Compagnie, welches in 6 Millionen Pfund Sterling besteht, vertheilt sich, nach der neuesten Berechnung, auf 3579 Theilnehmer (Proprietors) wovon 51 vier, 50 drei, 370 zwei, 1502 eine Stimme haben; 221 besitzen einen Aktienbetrag von nur 500 Pfund und haben bloß eine berathende Stimme; 396 Eigenthümer, deren Aktienbetrag unter 500 Pfund sich beläuft, dürfen weder votiren noch mitsprechen und 182 können darum nicht ihre

Stimmen abgeben, weil sie noch nicht lange genug im Besitze ihrer Aktien sind. Frauen wie Männer, Fremde wie Engländer, können, sobald sie nur den erforderlichen Aktienbetrag haben, den Beratungen beiwohnen und ihre Stimme abgeben. Die Theilnehmer vereinigen sich regelmäßig alle Vierteljahre zu einer Versammlung, außerdem auch dann, wenn besondere Geschäfte zur Berathung vorliegen. Die dieser Versammlung zustehenden Rechte sind folgende: die Wahl geeigneter Aktieninhaber zu Abgeordneten bei Bildung des Collegiums der Direktoren; Feststellung von Nebengesetzen zu Regulirung der Compagnie, vorausgesetzt, daß sie nicht mit Parlaments-Beschlüssen im Widerstreit stehen, die Beaufsichtigung der Gehalte oder der Pensionen, die über 200 Pfd. oder der Gratifikationen, die über 600 Pfd. des Jahres betragen. Jedoch hat sie nicht das Recht, irgend einem Befehle der Versammlung der Direktoren (Court of Directors), sobald derselbe die Bestimmung des Board of Control erhalten hat, zuwider zu handeln. Die Versammlung der Direktoren oder der Abgeordneten sämmtlicher Aktieninhaber besteht aus 24 Personen. Alle politischen, finanziellen, gerichtlichen und Militärangelegenheiten der Compagnie, sey es nun in England oder in Indien, fallen in den Bereich ihres Wirkungskreises; doch ist dieselbe in ihrem Verfahren von gewissen Parlamentsakten, von der Oberaufsicht des Board of Control und in einigen Fällen von der Beistimmung des Court of Proprietors abhängig. Zufolge des neuen ostindischen Freibriefes hat die Compagnie eingewilligt, ihre Handelsrechte abzutreten, während sie noch die politische Herrschaft und das Patronat über Indien, welche durch dieselbe Urkunde bis zum 30. April 1854 verlängert sind, beibehält. In Betracht, daß sie ihr sämmtliches Handels-Kapital (im Betrag von 21 Millionen Pfund Sterl. und drüber) zum Vortheile der indischen Besitzungen anwies, ist die gegenwärtige Dividende von 10½ Procent (630,000 Pfund Sterl.) von dem Kapitalstocke der Compagnie, auf die indischen Einkünfte der nächsten 40 Jahre angewiesen, nach Verlauf welcher Periode das Capital von 6 Millionen Pfund zu Raten von 100 Pfund für jede Leibrente von 5 Pfund 5 Sh. ausgezahlt werden wird.“

„Die Ministerialbehörden für die indischen Angelegenheiten (Board of Control), eine seit dem Jahr 1784 eingeführte Behörde, besteht aus jenen Mitgliedern des geheimen Rathes (Privy Council), welche der König von England dazu ernannte und aus den beiden ersten Staatssecretairen und dem Kanzler der Schatzkammer, welche Leztere stets kraft ihres Amts (ex officio) einen Theil dieser Behörde bilden. Der Präsident derselben, gewöhnlich ein Kabinetsminister, wird gleichfalls von der Krone ernannt und verläßt, bei allen Administrationswechseln, mit den besoldeten Bevollmächtigten und dem Secretair zugleich sein Amt. Der von diesen Beamten abgelegte Eid verpflichtet sie, die indischen Angelegenheiten nach bestem Wissen und Gewissen zu verwalten, gerade so, als wenn es keine andere vollziehende oder Verwaltungsbehörde gäbe. Dieser Behörde liegt es zuvörderst ob, alle Verhaltungsbefehle, welche die Versammlung der Direktoren entworfen und an die Gouvernements in Indien gerichtet hat, zu revidiren; ferner die Versammlung zu veranlassen (originating), über irgend einen genannten Gegenstand Verhaltungsbefehle zu entwerfen, deren Abänderung oder Revision ihr dann zusteht. — Die Präsidentschaft von Bengalen führt die Benennung „oberstes Gouvernement“ und der Vorstand derselben hat den Titel: „General-Gouverneur von Indien“; seine nothwendig sehr unabhängige Stellung gibt ihm die Ausübung der wichtigsten Hoheitsrechte, als: über Krieg und Frieden zu entscheiden, Verträge abzuschließen, bis zu einem gewissen Grade Verbrechen zu begnadigen und Gesetzen Vollziehungskraft zu ertheilen. In allen Fragen, welche die inneren Verwaltungsverhältnisse betreffen, mit Ausnahme der in das Gerichtswesen einschlagenden Fälle, steht der General-Gouverneur völlig von dem Verwaltungsrathe unabhängig da; weicht dieser in seinen Ansichten von ihm ab, so protokolliren die Mitglieder desselben die streitige Sache und legen sie dem General-Gouverneur vor, in welchem Falle dann, wenn dieser auf seiner ersten Meinung besteht, die Erörterung 48 Stunden vertagt wird; nach Verlauf derselben steht es dem General-Gouverneur frei, zur Vollziehung zu schreiten, nachdem er vorher seine Gründe, weßhalb er mit dem Verwaltungsrathe nicht einverstanden seyn könne, angibt. Sämmtliche auf die Meinungsverschiedenheit bezügliche Akten werden dann augenblicklich an den Court of Directors und den Board of Control eingesandt; erhalten sie die Zustimmung derselben, so treten neue Rathsmitglieder an die Stelle der in ihren Ansichten Getheilten; im andern Falle wird der General-Gouverneur zurückberufen. Der Generalgouverneur kann, kraft seines Amts als Obergeneral, in jedem Distrikte Indiens die Militäroperationen leiten; eben so liegt es in seiner Macht, die Vorstände der übrigen Präsidentschaften abzusetzen oder in ihren Verwaltungsräthen den Vorsitz zu führen; immer bleibt er jedoch bei Vollziehung irgend eines dieser Akte der wachsamen Oberaufsicht der englischen Behörden unterworfen.“

Nun werden insbesondere das Gerichts-, Militär-, See-, Finanzwesen erörtert. Die Trefflichkeit des einheimischen Militärs unter englischer Zucht ist bekannt. Das Steuersystem wird hier ausführlich beschrieben.

„In Indien herrschen drei verschiedene Arten der Bodenbesteurung: 1) ein unabänderliches (perpetual) Uebereinkommen mit den Landeigenthümern, 2) ein Vertrag auf bestimmte Zeit (temporary) mit den Vorstehern der Dorfschaften oder Stadtgemeinden, 3) eine bestimmte Abfindung mit einem jeden einzelnen Grundbesitzer oder Bebauer des Bodens; doch bildet die ein- für allemal anerkannte Grundlage aller dieser Uebereinkommen hinsichtlich der Bodensteuer das der Regierung zukommende Recht auf einen bestimmten Antheil an dem Brutto-Ertrage (gross produce) von jedem Zolle des angebauten Landes. Die eigenthümliche Einrichtung in Indien, daß ein großer Theil seiner Einnahmen aus der Bodensteuer herfließt, ist in der That ein bedeutender Vorzug; wahrscheinlich neun Zehntheile der Regierungseinkünfte werden aus dem Zinsertrage des Bodens hergeleitet, welcher nie an Individuen veräußert wird und immer als ehemaliges Eigenthum der Regierung betrachtet werden muß. Es ist dies einer der glücklichsten Umstände, welche sich in einem Lande begegnen können, weil in Folge derselben die Bedürfnisse des Staates wirklich und in Wahrheit ohne Besteurung gedeckt werden; denn so weit diese Quelle ausreicht, bleibt das Volk steuerfrei, weil weder die Produkte der Arbeit, sey es nun von wem es wolle, noch die Erzeugnisse von dem Kapitale irgend Jemandes belastet werden. — Als die ostindische Compagnie von dem bengalischen Gebiete Besitz nahm, fand sie, daß durch die bei der Abgabenerhebung angestellten Leute große Mißbräuche verübt wurden. Der damalige General-Gouverneur, Lord Cornwallis, hielt daher zur Beschützung der Ryots oder kleinen Grundbesitzer nichts für so geeignet, als eine Art von Grundherren (Zemindars) zu erschaffen, welche, da sie an dem ihnen zutheilten Lande ein fortwährendes Interesse haben müßten, auch bei dem Wohlergehen der Ryots betheiligt seyn würden, in demselben Verhältnisse etwa, wie es in England bei den großen Grundeigenthümern, gegenüber ihren Pachtern, der Fall ist. Die wohlthätige Wirkung dieses Verfahrens sollte eine doppelte seyn, 1) die Erschaffung einer Aristokratie des Landeigenthums und 2) die Beschützung der Ryots von Seiten der Zemindars. Im Jahre 1793 wurden demnach die Zemindars, mochten es Bebauer des Bodens oder aktive Distriktsangestellte, in Folge erblicher Vorrechte oder specieller Anstellung, seyn, zu Eigenthümern des Bodens mit einem bestimmten Antheile an demselben gemacht; die Summe, welche ein Zemindar zu zahlen gewohnt war, wurde nach dem Maßstabe einiger frühern Jahre festgesezt, die Landtaxe oder Beschatzung für immer fixirt und dabei zugleich die Verpflichtung eingegangen, daß der Betrag der Bodensteuer niemals erhöhet werden sollte.“

„Zweite Art der Steuererhebung: Das Landeigenthum in Oberindien gehört der Dorfgemeinde. Die Ländereien werden nun an Bewohner desselben oder eines benachbarten Dorfes vermiethet, indessen gewisse Antheile und gewisse Rechte im Besitze der verschiedenen Handwerker, als des Schulmeisters, Wäschers, Barbiers, Hufschmiedes u. s. f. bleiben, wovon ein jeder ein Recht auf einen bestimmten Antheil an dem Ertrage des Bodens hat, von dem auch ein bestimmter Theil für anerkannte Ausgaben des Dorfes und zur Deckung der Kosten, welche die Gastfreundschaft gegen Fremde verursacht, bei Seite gelegt wird.“

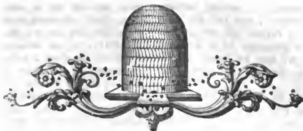
Die dritte Art der Besteurung, Ryot-war genannt, besteht darin, daß auf alle Ländereien ein unabänderliches Maximum der Taxe gelegt wird. Dieses System ist auf alle Verhältnisse des Grundbesitzes anwendbar. Der Besitzer eines einzelnen Stück Feldes kann direkt mit der Regierung wegen der Steuerbedingungen unterhandeln und zu seinem Feldbaue zurückkehren, indem er sicher weiß, daß er nicht mehr als eine bestimmte Summe zu bezahlen, angehalten werden kann. Ein anderer Vorzug, den dieses System vor dem Zemindar-System voraus hat, liegt darin, daß eine große Masse unabhängiger Landeigenthümer dadurch gebildet wird, statt dessen nach dem leztern System nur einige wenige Eigenthümer dem Namen nach existirten; ferner erwächst auch den Einkünften insofern ein Vortheil daraus, als sich alle Früchte der Industrie für die große Masse der Bevölkerung anhäufen, indessen sie bei dem andern Systeme nur einigen Wenigen zum Vortheil gereichen.“

Auch über den Handel, die Bank, Gewicht und Maaße ꝛc. breitet sich der Verfasser weitläuftig aus, oftbesprochene Gegenstände, die wir hier übergehen wollen, ferner über Literatur und Erziehungswesen, die erst beginnen. Endlich schließt das Werk mit der Schilderung Ceylons und der übrigen kleineren britischen Niederlassungen auf den ostindischen Inseln, besonders auf der Handelsstraße nach China, wobei insbesondere noch dem chinesischen Handel die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Der zweite Theil, der von Westindien handelt, hat dieselbe äußere Eintheilung. Zuerst die Geschichte der Colonisirung, dann das Statistische mit besonderer Berücksichtigung der Produkte. So werden Guyana, Jamaika, Trinidad, Tobago, Grenada, St. Vincent, Barbados, St. Lucia, Dominika, Montserrat, Antigua, St. Christoph, die Bahamainseln, die Bermudas und Honduras nach einander geschildert, und zulezt der westindische Handel im Allgemeinen besprochen.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26. Freitag, 11. März 1836.

Philosophie.

Das vorige Jahrhundert hieß das philosophische. Die Philosophie war damals unermeßlich populär, denn sie ließ sich zu dem gemeinen Verstande und zur Sprache der Gesellschaft herab, sie ging in alle Interessen des Lebens ein, sie war die große Mutter der Aufklärung, an der alle Stände Theil nahmen, sie destruirte vollends die alte Kirche, sie waffnete den dritten Stand, sie schuf die Revolution.

Unser Jahrhundert wird Niemand mehr das philosophische nennen. Die Philosophie ist jezt so unpopulär als möglich, den Interessen des Lebens fremd oder feindselig. In vornehmer Unverständlichkeit lebt sie zurückgezogen auf den Universitäten und in Büchern, die dem großen Publikum völlig gleichgültig sind.

Sucht man diese so auffallende Abnahme der Popularität daraus zu erklären, daß die Philosophie ehemals liberal war, und daß sie es jezt nicht mehr ist, so scheint diese Erklärung doch nicht auszureichen. Auch die wenigen liberalen Philosopheme, die sich jezt noch als Nachläufer des Kantianismus schüchtern zwischen den stolzen aristokratischen und servilen Systemen der Restauration bemerklich machen, und die eben um ihrer Seltenheit willen beliebter seyn könnten, sind es doch nicht. Sie haben selbst bei den Lesern, die ihre Grundsätze billigen, das Vorurtheil der Langweiligkeit gegen sich. Die Menschen sind erstaunlich praktisch geworden. Sie bedürfen der philosophischen Prämissen und weit hergeholten Deduktionen nicht mehr, um zu wissen, was sie wollen.

Sonderbar ist der Widerspruch, in welchen mehrere vornehme Philosophen verfallen, indem sie dem Volke nicht die kleinste Concession, nicht einen ihrer kauderwelschen Ausdrücke deutlicher machen wollen, und durch jede solche Rücksicht die Würde und Freiheit ihrer Forschungen gefährdet erklären, während sie doch zugleich in den Grundlehren ihres Systems knechtisch eine politische Farbe des Tages und sogar des Landes tragen, das sie bezahlt. Noch sonderbarer ist jedoch der Widerspruch liberaler Philosophen, die immer zum Volk, aber in einer für dasselbe völlig unverständlichen Sprache reden.

Die Philosophie darf nie und unter keinem Vorwand zum bloßen dialektischen Mittel für irgend einen praktischen Parteizweck erniedrigt werden, sie muß als die Wissenschaft der Wahrheit schlechthin über allen Interessen stehen. Also weg mit allen gefärbten, mit allen von der Politik an's Schlepptau genommenen Philosophien! Nie nahe sich Waffenlärm und nie Leidenschaft dem Heiligthum des Denkers. Aber die Freiheit der Philosophie in Ehren, Klarheit, Deutlichkeit, eine populäre Sprache kann man und muß man von ihr verlangen. So lange sie nicht Allen klar ist, ist sie auch sich selbst nicht klar.

Das philosophische Kauderwelsch ist entweder vornehme Affektation oder Unbehülflichkeit, und läßt sich unter allen Umständen auf einen klareren und kürzeren Ausdruck zurückbringen. Die Philosophie soll in ihrem Gedankenlauf frei seyn wie der Lauf der Sonne, aber sie soll im Wort auch klar seyn wie die Sonne, klar für Alle.

In der jüngsten Zeit hat sich nicht viel Neues in der deutschen Philosophie zugetragen. Hegel ist noch immer unter allen Philosophen der am meisten besprochne. Interessant ist die Theilnahme, welche seit Cousins Reise nach Berlin die Franzosen unsrer Philosophie zugewendet haben, obgleich davon zunächst keine großen Erfolge zu erwarten sind. Bei uns hat man die encyklopädischen und historischen Arbeiten auch in der Philosophie fortgesetzt. Da die eigentliche philosophische Schöpferkraft nicht immer gleich stark seyn kann und sie in neuerer Zeit einstweilen ruht, mußte die sammelnde und kritisirende Thätigkeit erwachen.

Krugs encyklopädisch-philosophisches Lexikon,

wovon bereits die zweite Auflage (bei Brockhaus) erschienen ist, gehört unstreitig zu den umfassendsten Arbeiten dieser Art, doch ist es im Allgemeinen zu bedauern, daß gerade Krug ein solches Werk verfaßte, Krug, der ein viel zu einseitiger Kantianer ist, als daß es ihm möglich wäre, Schelling und seiner geistreichen Schule, so wie den älteren romantischen Philosophen nur entfernt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der mithin gerade von den anziehendsten philosophischen Lehren Definitionen macht, welche das Publikum verscheuchen und die ohnehin schon große Gleichgültigkeit und Verachtung gegen die Philosophie überhaupt vermehren. In der That ist Krugs eigene Lehre so trivial, daß bei dieser abschreckenden Auffassungs- und Darstellungsweise anderer Lehren wohl Niemand, der die Philosophie überhaupt durch dieses Lexikon zum ersten Mal kennen lernte, sehr dafür interessirt werden dürfte. Ein Hand- und Hülfsbuch einer so großen Wissenschaft sollte mit mehr Geist und historischem Sinn, mit mehr Anerkennung und treuer Auffassung der verschiedenen Systeme geschrieben seyn. So lesen wir bei Krug über den berühmten Jakob Böhme nur Folgendes: „Böhm oder Böhme (Jakob) ein schwärmerischer Schuster des 16ten und 17ten Jahrhunderts, dem man die Ehre erwiesen, ihn unter die Philosophen zu zählen, weil er zuweilen auch ein vernünftiges Wort gesprochen. Geb. 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz von sehr armen Eltern ꝛc. (Folgt eine kurze Biographie. Dann heißt es weiter): Böhme schrieb seine Bücher, wie er versicherte, aus göttlicher Eingebung, obwohl darin theologische (auch pantheistische) Ideen mit kabbalistisch-theosophischen Träumereien auf das seltsamste vermischt und in einer theils astrologisch-magischen, theils medicinisch-chemischen Kunstsprache vorgetragen sind. So sagt er z. B., daß im göttlichen Wesen das Salniter (sal nitrum) das oberste Princip oder der Grund von allem, der Vater sey; aus diesem quelle Mercurius, d. i. der Ton oder das Wort, der Logos oder die göttliche Weisheit, der Sohn u. s. w. Wie toll auch diese aus kabbalistischen und alchimistischen Schriften (wahrscheinlich auch aus denen des Paracelsus) geschöpften Träumereien waren; so fanden sie doch bei vielen gleichgestimmten Seelen Beifall, selbst außer Deutschland, indem Böhme's Schriften nach und nach auch in's Holländische, Englische und andere Sprachen übersetzt wurden. Manche nannten ihn sogar schlechtweg den deutschen Philosophen (philosophum teutonicum). Er war übrigens von Seiten seines Charakters ein achtungswerther Mann ꝛc." Das ist Alles, was der Unkundige durch Herrn Krug über den so äußerst interessanten Böhme erfährt, über Böhme, den seine Zeit hochfeierte und dem wieder in neuester Zeit von den größten Philosophen Anerkennung und hohe Achtung gezollt, dessen Schriften neu herausgegeben, dessen Ideen vielfach in neuen Systemen benuzt wurden. Krug hätte hier nicht sein einseitiges System, sondern das im Auge haben sollen, was man von einem philosophischen Lexikon erwartet, ausführliche und treue Belehrung über einen der wichtigsten und berühmtesten deutschen Denker. Doch ist dagegen Krug in allen andern Punkten, wo er unparteiisch ist oder wo er seine eigene Partei vertritt, umsichtig und insbesondere, was man zu rühmen nie vergessen sollte, verständlich.

Neben diesem encyklopädischen Werk sind viele Geschichten der Philosophie erschienen und die Geschichten einzelner Philosophen. Die weitaussehendste Arbeit dieser Art ist:

Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte, von C. J. H. Windischmann,

(Bonn, Marcus), deren Anfänge wir schon früher besprochen (Literaturblatt von 1834 Nr. 62). Der Verf. geht von dem sehr richtigen und vernünftigen Grundsatz aus, daß die Philosophie nicht in den engherzigen Schranken der Schulphilosophie begriffen sey, sondern daß abgesehen von den schulmäßigen Formen ihr Geist auch in den Religionssystemen schon der ältesten Völker, und daß sogar in diesen ein Reichthum von Ideen enthalten sey, zu welchen sich die Philosophie sehr ärmlich verhält.

Er handelt nun zuerst von den Lehren der Chinesen, dann von denen der Inder. In der 1834 erschienenen vierten Abtheilung fähret er mit der Darstellung der leztern fort. Er nimmt an, daß bei den Büßungen und Geheimlehren der Brahminen das magnetische Hellsehen

die größte Rolle gespielt habe und er erklärt daraus auf überraschende Weise eine Menge Erscheinungen, die man sich sonst an den berühmten indischen Gymnosophisten nicht zu erklären wußte, ja er bringt sogar die indischen Religionslehren in Verbindung mit den Anschauungen unserer deutschen Seherinnen, der h. Hildegard, der Seherin von Prevorst, der Seherin, deren Wahrnehmungen Herr von Meyer herausgab ꝛc. Aber er sucht zu beweisen, daß nur die ältesten Brahminen die volle Kraft des Hellsehens in ungetrübter Reine besessen und daraus die Offenbarungen ihrer heiligen Bücher geschöpft haben, während später sich Selbstsucht und Phantasterei eingemischt und die einfachen Grundlehren bis zur Monstrosität verwirrt und verfälscht haben. „Das Geheimniß der ewigen Liebe, die der eigentliche Grund der Schöpfung ist, erfährt der in die Stricke der Selbsttäuschung gerathene, gefallene Mensch nicht mehr in sich selbst, noch vermag er, dasselbe zu errathen. Er sieht, je mehr ihm die Erinnerung an die erbarmungsvolle Verheißung eines Erlösers entschwindet, desto mehr nur den strengen Ernst der Gerechtigkeit oder eine spielende Lust der Willkür, oder vielmehr beides zugleich darin, also einen für ihn selbst unauflösbaren Widerspruch, da derselbe nur ein Wiederschein seines eignen unvermittelten inneren Zwiespalts ist. Er ist durch sein Gelüste der Gerechtigkeit anheimgefallen und dieses sein inneres Schicksal, welches ihm am nächsten liegt, wähnt er, vom Dünkel seiner Gleichwesenheit mit Gott geblendet, auch in Gott selbst zu erblicken, den er in seinem eignen Wiederschein gefunden zu haben meint. Diese Meinung aber kann ihm nie den Frieden geben, und so geht dann die unaufgelöste Dialektik, welche sich in jenem Widerspruch bewegt, aber nur durch die sich selbst offenbarende Liebe zu vermitteln ist, unter mannichfaltigen Modifikationen auch durch alle Urkunden der indischen Kosmogonie. In allen gibt sich ein Wogen und Schwanken zwischen Extremen zu erkennen; der Geist späht nach dem Geheimniß der Schöpfung im trüben, ungewissen Gegenschimmer seines innern Zwiespaltes; sein eigner krankhafter Zustand ist das Medium, wodurch er schauet. Die ewige Liebe des Schöpfers, durch ein solches Medium gesehen, erscheint ihm nicht mehr in ihrer göttlichen Gestalt, nicht mehr als der liebreiche Wille, zu schaffen und zu beseligen, sondern als Ueberwältigung von der eignen Fülle, als liebestrunkene Lust Brahma's an der Maja, als Lust, zu zeugen aus und mit sich selbst. Diese Lust scheint dem trüben Seherblick, aus dem Abgrunde des göttlichen Wesens hervor zu brechen, und sich wieder in diesen Abgrund zurück zu ziehen. Es ist der Abgrund der eigenen, unbegriffenen Willensmacht, welcher so dem schuldbewußten Geist als ewige Willkür und Lust und zugleich als ewiges Verhängniß, als strafende, durch schwere Buße führende Gerechtigkeit vorschwebt. So ist ihm die ganze Schöpfung, zuerst der geistigen Welt, nichts anderes als Zeugung aus dem Willen der Lust, aus Einem Vieles zu werden; die Lust aber, in ihrer Fülle schwelgend und wuchernd, schlägt über in schwere Buße, zu deren Ausführung alsdann weiter die sichtbare, körperliche Welt mit ihren Lockungen und ihren Banden, mit ihrem ganzen unglücksvollen Getriebe, immer zwischen Lust und Buße, erzeugt und angeordnet ist bis dahin, wo sie ihrer Vernichtung anheimfällt und alle Lebendigen in jenen Abgrund der Macht und Lust, in Brahma, versinken, der allein als Befreiung gilt, ohne doch selbst wahrhaft frei zu seyn vom Drang seiner Fülle, welche dann nothwendigerweise alles von ihm Erzeugte täuscht und bedeckt.“

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet er nun die gesammte indische Philosophie nach allen ihren Theilen, so weit sie bekannt ist. In das Nähere einzugehen, müssen wir dem Leser selbst überlassen.

Werke über England.

2) Die britischen Colonien, nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, merkantilischen und übrigen socialen Beziehungen von R. Montgomery Martin. Aus dem Englischen von Dr. Paul Frisch. Erste Lieferung: Asien. Zweite Lieferung: Westindien. Leipzig, Hinrichs, 1835.

(Schluß.)

Ueber die wichtige Sklavenfrage sagt der Verfasser: „Der Uebergang, in welchem gegenwärtig die Gesellschaft in den Sklaven-Colonien begriffen ist, macht es unmöglich, über dieses Thema Viel zu sagen; wenn man nach der Vergangenheit und nach der Art und Weise urtheilen darf, wie die Sklaven-Emancipationsbill angenommen wurde, so zeigt sich die Zukunft in einem günstigeren Lichte, als man bisher zu hoffen wagte; die Lage der Sklavenbevölkerung hat seit geraumer Zeit Verbesserungen erfahren, und die farbigen Colonisten haben jene Rechte und jene Stellung erworben, worauf ihnen ihre Talente, ihr Wohlstand und ihr Betragen Ansprüche gaben; es bestehen keine politischen und religiösen Einschränkungen mehr; der Fortschritt der freisinnigen Institutionen ging langsam genug vor sich, um sie feste Wurzel fassen zu lassen und jene constitutionelle Freiheit zu begründen, welche ein Ergebniß der Ordnung, der Sicherheit der Person und des ungestörten Genusses des Eigenthums ist. Die Abschaffung einer der fluchwürdigsten Ungerechtigkeiten, welche jemals auf dem Menschengeschichte

lasteten, wird der Gesellschaft eine sicherere Grundlage geben und allen Besitzern von Grundeigenthum einen Sporn zu größerer Thätigkeit verleihen, und wenn man bedenkt, daß von mehr als 4 Millionen Acres auf Jamaica nur 2,235,732 angebaut sind, und nur 56 Einwohner auf die Quadratmeile kommen, während Barbados 816 zählt, so begreift man, daß der Entwickelung des gesellschaftlichen Wohlstandes noch ein weites Ziel gesteckt ist."

Gleichwohl sind die westindischen Colonien in einer übeln Lage durch die verkehrte Politik des Mutterlandes: „Um dem niedergedrückten Zustande, in welchem sich gegenwärtig die britisch-westindischen Colonien befinden, schleunigst und mit Erfolg aufzuhelfen, müssen vor Allem folgende Maßregeln ergriffen werden: man muß zuvörderst die Auflagen auf ihren Zucker, Kaffee, Zuckersyrup und Tabak, die nach England eingeführt werden, abschaffen, und hinsichtlich aller Artikel, die während der lezten zehn Jahre, jeder einzelne nämlich, nicht 1000 Pfd. St. jährlich der Schatzkammer einbrachten, oder welche nicht vorher eingeführt wurden, müssen die Abgaben gänzlich aufgehoben oder wenigstens nach dem weisen Beispiele Cromwells, für die nächsten zehn Jahre nicht erhoben werden. Die nächste Maßregel müßte darin bestehen, daß den Colonisten ein freier Handelsverkehr mit dem Continente von Europa oder Amerika, nach selbst gemachten Bedingungen, ohne alle Hemmungen, gestattet würde, damit sie ihren Ueberfluß an Produkten, deren wir nicht bedürfen, dort absetzen und ihre Bedürfnisse zum niedrigsten Preise einkaufen könnten. Der Bericht der „Parliamentary Select Committee" vom Jahr 1832 erklärt sich in folgender Weise über diesen Gegenstand: „In der Concurrenz mit fremden Ländern sind die Colonialprodukte Großbritanniens Uebelständen unterworfen, die durch die Handels- und maritime Politik des Mutterlandes herbeigeführt werden. In den lezten Jahren machte man partielle, durch besondere Umstände aber zum Theil mißglückte Versuche, die Colonien gegen die Wirkungen dieser Restriktivgesetze zu schützen. Man gestattete ihnen, einen direkten Handelsverkehr mit jenen europäischen und amerikanischen Ländern anzuknüpfen, die durch Anerkennung der vorgeschriebenen Bedingungen sich zu einem solchen Verkehr berechtigt haben; allein die Einfuhr von Gütern aus diesen fremden Ländern wurde durch Abgaben gehemmt, und eigentlich bestand gar kein Handelsverkehr mit diesen fremden Ländern. Die dritte Maßregel müßte seyn, daß die Auswanderung von Europäern oder Weißen nach Westindien auf alle mögliche Weise ermuthigt würde. Die Millionen Acres fruchtbarer, aber jezt wüstliegender Kronländereien müßten zu einem Nominal-Erbzinse an Jedermann, dessen Industrie und Charakter dem Zwecke der Colonisation entsprächen, abgegeben werden; die wohlthätigen Wirkungen einer solchen ausgedehnten Uebersiedelung würden sich nicht nur in Handelsunternehmungen, sondern auch durch das Beispiel fühlbar machen, das sie dem Neger und der farbigen Race aufstellte, um sie zu größerer Geistesthätigkeit und körperlichen Anstrengung, als es gegenwärtig der Fall ist, anzuspornen."

Wir können dieses höchst belehrende und reichhaltige Werk nur auf's wärmste allen Lesern empfehlen, welche sich um die außereuropäische Welt, in der eine so große Zukunft liegt, bekümmern.

Bilderwerk.

Peter Schlemihls wundersame Geschichte, mitgetheilt von Adalbert von Chamisso. 3te Aufl. mit 9 Kupfertafeln. Nürnberg, Schrag, 1835.

Diese neue Auflage des originellen Phantasiestückes von Chamisso, das man mit immer neuem Ergötzen liest, zeichnet sich vor den früheren durch die vortrefflichen Arabesken aus, mit welchen der jüngere Geißler in Nürnberg die bekannten Kupferchen geziert hat. Es ist dies keine Redensart, sondern buchstäblich wahr, nur daß man den Ausdruck Arabesken nicht ganz angemessen finden könnte. Denn, wenn schon Neureuther seine, in Albrecht Dürers Manier, jedoch so überaus eigenthümlich componirten Arabesken über den engen Begriff derselben weit hinaus geführt hat, so sehen wir hier bei einzelnen nur noch wenige Zweige, Blätter und Ranken als Verbindung überaus niedlicher Miniaturscenen, die sich unter- oder oberhalb eines gegebenen Bildes ausbreiten und dieses selbst an Figuren- und Gruppenreichthum weit übertreffen. Diese Rahmenbilder, welche, bald durch blau-, bald durch braun-, bald durch grünfarbigen Druck sich vom Hauptbilde unterscheidend, dieses und sich selbst hervorheben, stellen theils Scenen der Geschichte glücklich dar, bald Figuren und Symbole, welche das Geschick und die Gemüthsbewegungen des armen Schlemihl, bald des Lesers Wünsche und Theilnahme andeuten. Die künstlerische Würdigung der Kunstkritik überlassend, bemerken wir nur, daß die meisten dieser Bilder recht charakteristisch und so phantastisch und humoristisch sind, als es ihr Gegenstand erheischt; einige Physiognomien sind uns jedoch nebelhafter vorgekommen, als nöthig gewesen wäre. Das einleitende Gedicht, welches Chamisso vorgesezt hat, ist zwar recht schön, aber die Contrastirung der Zeiten, welche Schatten Wesenhaftigkeit beigelegt, mit denen, in welchen Wesen zur Schattenhaftigkeit zusammenschwinden, ist nicht kräftig genug, um die etwa zu Grunde liegende Idee, ohne welche das Ganze eine Spielerei wäre, in's Klare zu bringen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 27. Montag, 14. März 1836.

Philosophie.

In der kleinen Schrift:

Griechische Fragmente in Prosa und Poesie. Gesammelt, übersezt und erläutert von Dr. Dilthey,

(Erstes Heft. Darmstadt, Heyer, 1835) ist alles gesammelt, was sich noch von den sieben Weisen und einigen andern ältern griechischen Philosophen vorfindet. Ihre Sprüche sind größtentheils so geistreich und praktisch, daß dieses Buch keineswegs bloß vorzugsweise ein philosophisches, sondern auch ein größeres Publikum verdient. Man lese z. B. wie die sieben Weisen gewisse politische Fragen beantwortet haben: „Welches ist die beste Staatsverfassung? — Solon: wo die Nichtbeleidigten eben so wohl wie der Beleidigte den Beleidiger vor Gericht ziehen und strafen. — Bias: wo Alle vor dem Gesetz, wie vor einem Tyrannen sich fürchten. — Thales: wo die Bürger weder allzu reich noch allzu arm sind. — Anacharsis: wo alles Andere gleich, und nur die Tugend höher, das Laster geringer gestellt ist. — Kleobulos: wo die Bürger den Tadel mehr fürchten, als das Gesetz. — Pittakos: wo nicht die Schlechten, sondern die Guten zu Aemtern gelangen. — Chilon: wo die Gesetze am meisten, und die Redner am wenigsten gehört werden. — Periander: demnach scheinen Alle die Demokratie zu loben, welche der Aristokratie am ähnlichsten ist.

Welcher Fürst wird am meisten Ruhm und Glück erlangen? — Solon: der bei seinen Bürgern die Monarchie in eine Demokratie verwandelt. — Bias: der zuerst die Gesetze des Vaterlandes befolgt. — Thales: der im Alter eines natürlichen Todes stirbt. — Anacharsis: der allein klug ist. — Kleobulos: der keinem von denen traut, die um ihn sind. — Pittakos: der seine Unterthanen dahin bringt, daß sie nicht ihn fürchten, sondern für ihn. — Chilon: der seine Gedanken nicht auf das Sterbliche, sondern auf das Unsterbliche richtet."

In folgendem Gedicht des Ausonius sind die Hauptlehren aller sieben Weisen am kürzesten zusammengefaßt:

Bias von Priene.

Was ist das oberste Gut? Ein Geist, der des Rechts sich bewußt ist.
Was ist dem Menschen der größte Verderb? Allein nur der Mensch selbst.
Wer ist reich? Der nimmer begehrt. Wer arm? Nur der Geizhals.
Was ist der herrlichste Schmuck für die Frau? Ein züchtiges Leben.

Welche der Frauen ist keusch? Die der Ruf zu beflecken nicht waget.
Was ist verständige That? Wenn man kann, nicht schaden zu wollen.
Was ist der Thorheit Fluch? Wenn man nicht kann, schaden zu wollen.

Pittakos von Mitylene.

Zu reden weiß der nicht, der nimmer schweigen kann.
Des Guten Beifall ehrt, nicht vieler Bösen Lob.
Der Thor beneidet den, der stolz im Glück sich bläht.
Der Thor verhöhnt den Schmerz des Unglückseligen.
Gehorche dem Gesetz, wenn du es selber gabst.
Recht viele Freund' im Glück erwirb dir jederzeit.
Nur wenige Freund' im Unglück prüfe allzumal.

Kleobulos von Lindos.

Je mehr Macht dir verlieh'n, sey um so minder keck.
Schmach Fortunen, wenn sie Schuldlose elend macht!
Glück, durch Sünden erstrebt, dauerte niemals lang.
Sey nachsichtig und mild Andern, doch niemals dir.
Leider schont man den Gauch, ächtet den Biedermann.
Unsrer Ahnen Verdienst ist noch kein Ruhm für uns,
Schimpf und schändender Ruf ist oft der Enkel Loos.

Periander von Korinth.

Nie darf Nutzen und Tugend sich bekämpfen.
Wer reich ist, hat auch viel der Kümmernisse.
Schlimm ist wünschen den Tod, doch schlimmer fürchten.
Dein Wunsch sey, was du doch gezwungen thun mußt.
Furchtbar Vielen, erzittre auch vor Vielen.
Wenn das Glück dich begünstigt, sey nicht eitel;
Wenn Unglück dich bedrücket, sink' nicht unter.

Solon von Athen.

Dann nenn' ich ein Leben glücklich, wenn es schon vollendet ist.
Gleich und Gleich im Ehebunde fügt sich wohl. Ungleich zerfällt.
Nimmer ist die wahre Ehre ein Geschenk zufälligen Glücks.
Schilt nur in's Geheim den Nächsten, vor der Welt belobe ihn.
Schöner ist des Adels Würde durch Verdienst, als durch Geburt.
Ist voraus bestimmt das Schicksal: wozu dann die Vorsicht noch?
Ist in Ungewißheit Alles: was dann hilft die Furcht uns noch?

Chilon von Lakedämon.

Weg mit der Furcht Niederer, weg Hohn und Verachtung Großer!
Denk' an den Tod, denn es ist heilbringend auch für das Leben.
Daß du durch Geist, oder den Freund jegliches Leid besiegest.
Hast du je Wohlthaten gethan, darfst du es auch vergessen;
Wenn du je Wohlthaten empfingst, darfst du es nie vergessen.
Lieblich ist das Alter fürwahr, welches da gleicht der Jugend;
Edel ist die Jugend fürwahr, welche da gleicht dem Alter.

Thales von Milet.

Hast du was Böses im Sinn, fürchte als Zeugen dich selbst.
Leben vergeht, doch ruhmwürdiger Tod nie erstirbt.
Was du beschlossen zu thun, plaudre nicht öffentlich aus.
Kreuzigung ist's, wenn du fürchtest, was du bezwingen nicht kannst.
Wenn du tadelst mit Grund, nützet dein feindlicher Sinn;
Wenn du fälschlich lobst, schadet dein freundliches Wort.
Nur nicht zu viel! nun genug! Sonst wird auch dieses zu viel.

Neben der reichen Sammlung einzelner Sprüche der gedachten Weisen findet man noch sehr viel Schönes, z. B. Was ist Freiheit? Ein gutes Gewissen. — Je ärger der Neid, desto größer der Vortheil für den Beneideten. — Die Frau soll man in Andrer Gegenwart weder zanken noch liebkosen. — Das Aelteste unter den Dingen ist Gott, denn er ist ungeboren. Das Schönste die Welt, denn sie ist ein Werk Gottes. Das Größte der Raum, denn er umfaßt Alles. Das Schnellste der Geist, denn er durchlauft Alles. Das Stärkste die Nothwendigkeit, denn sie beherrscht Alles. Das Weiseste die Zeit, denn sie entdeckt Alles. Das Gemeinste die Hoffnung, denn sie bleibt auch dem, der weiter Nichts hat. Das Nützlichste die Tugend, denn durch guten Gebrauch macht sie auch alles Andere nützlich. Das Schlechteste die Lasterhaftigkeit, denn sie verkehrt das Meiste zum Schaden, woran sie Theil hat. Das Leichteste ist das Naturgemäße; darum sind nicht alle Vergnügungen naturgemäß, da man im Ueberdruß oft darauf Verzicht leistet."

Neben den sieben Weisen finden wir Anacharsis, Amasis, Anarimenes, sodann Pythagoras, dessen Leben, dessen goldene Sprüche, Sentenzen, Symbole und alles, was von seinen Freundinnen und Freunden noch übrig ist. Wir setzen im Allgemeinen die Pythagoreische Lehre als bekannt voraus und machen hier nur auf die geistvollen Briefe der Theano, einer Schülerin des Pythagoreischen Bundes aufmerksam. Sie schreibt unter Andern einer Frau, die sich über ihren Mann beklagt: „Einer Ehegattin Tugend ist nicht, ihren Mann zu belauern, sondern sich ihm anzuschmiegen, und dieses Anschmiegen besteht darin, seine Thorheiten geduldig zu ertragen. Es gibt gewisse Fehltritte, meine Liebe, welche durch Vorwürfe nur noch mehr beschleunigt, durch Stillschweigen aber desto eher gehemmt werden, wie man zu sagen pflegt, daß das Feuer durch Ruhe erlösche."

In der Fortsetzung der

Geschichte der Philosophie von Prof. Dr. Ritter,

(vierter Theil. Hamburg, Perthes 1834), finden wir den Verfall der griechischen Philosophie in dem römischen und alexandrinischen Zeitalter auf eine sehr ausgezeichnete

Weise dargestellt. Es ist erfreulich, wahrzunehmen, wie der historische Geist unsrer Tage, der Geschmack und das Talent für klare Ueberblicke zunimmt, die gleichwohl weder ein tiefeindringendes Forschen, noch einen vielumfassenden Sammlerfleiß ausschließen.

Die Grundansicht, welche der Verfasser in einer sehr genauen Ausführung durch einen starken Band hindurch festhält, ist kurz folgende: Den Griechen verdanken wir fast alle die Erfindungen, die Anfänge fast aller der Wissenschaften und Künste, welche noch jezt unser Leben würdig erfüllen; was sie nicht erfunden haben, das haben sie doch mit einer glücklichen Empfänglichkeit sich anzueignen und auszubilden gewußt. Noch lange nachdem ihre politische Macht gebrochen war, wußten sie ihr geistiges Uebergewicht zu behaupten; Römer und Orientalen sind nur die Mittel gewesen, durch welche der griechische Geist sich weiter ausgebreitet hat. So wie nun aber diese geistige Herrschaft sich auflöste, mußte sich auch der bisherigen Bildung und Wissenschaft eine trübende Färbung mittheilen, damit aus einem solchen Gemische ein neues Wesen sich bilden könne.

Von der orientalischen Seite her drang durch die Bewegung der Zeit eine neue Anregung des religiösen Bewußtseyns, von der römischen Seite dagegen erfüllte das Leben die Großartigkeit politischer Bestrebungen. In beiden Rücksichten finden wir eine wahre Bereicherung des menschlichen Daseyns. Aber auf eine reine Weise, mit klarem Bewußtseyn ihrer Bedeutung konnten diese Elemente unter den vorliegenden Verhältnissen nicht hervortreten. Denn indem sie mit dem griechischen Wesen sich zu vermischen und es von entgegengesezten Seiten zu durchdringen strebten, bildeten sie nur eine unreife Gährung und lösten die Eigenthümlichkeit der Völker auf, in welcher sie zusammentrafen.

Wenn die Römer kamen, um von den Griechen zu lernen, so waren es nicht die jezt lebenden Griechen, ein tief verachtetes Geschlecht, welche sie als Muster verehrten; es war die Blühte der alten Zeit, auf deren Ueberlieferung die jezigen gelehrten Griechen stolz waren, und welche durch diese die Römer kennen lernen wollten. Hierdurch mußten auch die Philosophen auf die Stifter ihrer Schulen zurückgeführt werden, und es kam nun nicht sehr darauf an, Neues zu erfinden, als das Alte in seiner Reinheit wiederherzustellen und es so viel als möglich sich anzueignen. Man schritt hier nicht vorwärts. Man blieb einseitig bei dem alten Philosophseme stehen und ließ jedes in seiner starren Einseitigkeit neben dem andern.

Dagegen in der Richtung, welche die Philosophie bei der Vermischung des Griechischen mit dem Orientalischen einschlug, wurde der Neigung Verschiedenartiges zu vereinen und die wichtigsten Unterschiede der Lehre zu übersehen ein viel größerer Raum eröffnet. Da, wo man Griechisches und Orientalisches vereinigen zu können glaubte, da mußte wohl die Fähigkeit zu unterscheiden schon sehr geschwächt worden seyn. Wie hätte man dabei der Versuchung widerstehen sollen, in allen Lehren alles zu sehen? Nicht eben sehr schwer konnte dies halten in den Gebieten der Betrachtung, auf welche man hier seine ganze Liebe gerichtet hatte. Es waren dies, wie wir wissen, die dunkelsten Gebiete der Philosophie, in welchen die Darstellung sich uns versagt, weil eine jede Anschauung uns für dieselben verläßt, in welche nur Ahndungen dringen und welche nur deßwegen unsere Blicke, unsere Gedanken fesseln, weil unsere Sehnsucht über jede Grenze der Erkenntniß hinausreicht. In diesem Drange, das Geheimniß des Göttlichen und seines Verhältnisses zu uns zur Sprache zu bringen und es doch als ein Unaussprechbares zu verehren, kamen die Orientalen zur griechischen Philosophie und die Griechen zu der mystischen Weisheit der Orientalen. Je mehr man sich nun hierbei genöthigt sah, die Ausdrücke in einem bildlichen und mythischen Sinne zu nehmen, um so mehr fand man auch, daß man einer freien Auslegung der Lehren der alten Philosophen Raum zu geben, daß man hinter dem nächsten Sinn der Worte eine tiefere Bedeutung zu suchen habe. Und wie sehr wurde nun hierdurch die Meinung begünstigt, daß nur in verschiedenen Formeln derselbe Sinn sich ausgedrückt habe, daß im Grunde alle oder doch die tiefsten Philosophen mit einander einig seyen, besonders da eben an diesen äußersten Grenzen der Forschung wirklich mehr Einigkeit unter ihnen gefunden wurde, als in den Untersuchungen, welche der Mannichfaltigkeit der weltlichen Erscheinungen sich zuwenden. Man suchte die Quelle der ältesten Erkenntnisse immer mehr in Offenbarung und wendete sich der Meinung zu, daß die Offenbarung des göttlichen Lichtes, welches uns und die ganze Welt erleuchte, in der frühern Zeit die Welt heller erleuchtet habe, daß es aber durch die Schuld der Menschen allmählig in fortschreitendem Grade verdunkelt worden sey.

Hieraus folgte aber die schwärmerische Vorstellung, man könne zu dem ursprünglich reinen Licht zurückkehren, wenn man sich selbst reinige. Man hoffte, wenn das Auge für das Aeußere, wenn jeder Sinn für das Sinnliche sich geschlossen habe, dann werde das Auge und der Sinn für das Geistige sich öffnen. Dies hatte eben so verderbliche Folgen für die Entwicklung der Wissenschaften, als für die Ansicht, welche dadurch vom praktischen Leben gefaßt wurde. Hier knüpft sich die Geschichte der Ascetik an.

Die Römer pflegten an der Philosophie die schulmäßige Form und bildeten insofern eine Brücke von der alten Schulweisheit zur neuen. Sie selbst waren aber

nicht produktiv, wiederholten nur die altgriechischen Ideen und bildeten höchstens, was ihrer politischen Energie entsprach, die stoische Lehre mit besonderer Vorliebe aus.

Der orientalische Geist, der sich mit dem griechischen vorzüglich zu Alexandria vermischte, tritt in der neuplatonischen Philosophie mächtig hervor, und steht auch in Beziehung zum Christenthum. Aber mit Recht sagt Ritter, daß doch die Rücksicht, welche die neuplatonische Philosophie auf das Christenthum nimmt, nur sehr äußerlich ist, nur das sich aneignet, was schon in der altertdümlichen Gesinnung der Griechen, der Römer und der Orientalen zu liegen schien, nur das bekämpft, was auf der Oberfläche der Erscheinung lag, die demüthige Gestalt, welche dem Stolze und Glanze der alten Bildung zuwider war, ohne die tiefe Bedeutung dieser unscheinbaren Hülle zu ahnen. Mit viel größerer Zuversicht kann man sagen, daß die Anfänge der neuplatonischen Philosophie Einfluß auf die christliche gehabt haben, als umgekehrt.

Die beiden Schulen — die griechisch-römische und die griechisch-orientalische — werden nun vom Verfasser mit großer Ausführlichkeit näher besprochen. Er geht in das literarhistorische Detail, in die Kritik jedes einzelnen Systems ein, wovon wir hier wie billig abstrahiren.

Das Endresultat der großen Arbeit ist, daß beide Richtungen der Philosophie zu keinem Ziele, zu keiner Befriedigung führen konnten, weil ihnen etwas fehlte, ohne welches selbst die schärfste Denkkraft nichts ausrichtet, — die Gesinnung. Er versteht darunter den gläubigen Muth, die arbeitsame Hoffnung, die nicht gleich verzagt, wenn sie auch nicht gleich befriedigt ist, mit einem Wort das geistige Ritterthum des echten Christen.

Das Alterthum glich einem durch Ausschweifungen erschöpften und endlich resignirten Menschen, der mit Ovid ausruft: O si praeteritos referat mihi Jupiter annos. Auf diesem Standpunkte standen auch die Neu-Platoniker. Um über ihn hinauszugehen, hätte man den Geist eines neuen Lebens in sich fühlen, sein Auge, seine Hoffnung auf die Zukunft richten müssen. Die Vergangenheit war nicht ganz zu verwerfen, aber man mußte in ihr einen großen Irrthum erblicken; ihn mußte man überwinden in der Demuth und in den Hoffnungen des Christenthums. In diesem Geiste forschten die Neu-Platoniker nicht. Sie huldigten vielmehr dem Alterthum. Ihr Gesicht ist rückwärts gekehrt; in den frühesten Zeiten suchen sie die Weisheit, welche ihren Geist befruchten soll. Indem sie nun die Summe dessen zusammenzuziehen streben, was die Weisheit früherer Zeiten gefunden hatte, werden sie bald zu der lebenslustigen Ansicht der Griechen hingezogen, bald ergreift sie die lebensmüde Entsagung der Orientalen, in welcher sie ganz sich in sich zurückzuziehen streben, keine von beiden Ansichten aber vermögen sie in einem stetigen Denken festzuhalten.

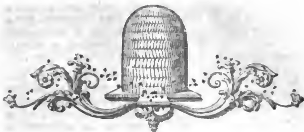
„Wo die Gesinnung, so schließt der Verfasser, nicht Umfang oder nicht Tiefe genug hat, da kann der philosophische Gedanke selbst nicht folgerichtig, nicht in völliger Uebereinstimmung sich entfalten. Nur die Gesinnung des Menschen gibt seiner Lehre sichern Halt und geschlossenen Zusammenhang. Die rechte Tiefe und der rechte Umfang der Gesinnung hat nun durchweg dem Alterthume gefehlt. Erst das Christenthum hat diese Güter den Menschen gebracht. Erst mit seiner Verbreitung konnte daher eine folgerichtige Entwicklung der Philosophie sich einleiten, welche freilich lange Zeit andern Hemmungen unterworfen war und nach der Weise alles Menschlichen nur allmählig zur Reife gelangen kann. Allein wir wollen auch hiermit nur andeuten, daß es in der alten Philosophie ein Element gab, dessen die christliche Philosophie sich bemeistern konnte, weil es von der Gesinnung des Alterthums, die das Christenthum verwerfen mußte, unberührt geblieben. Demnach sind die Bemühungen des Alterthums um die Philosophie nicht umsonst gewesen, wie schwankend auch ihre Entwicklung war und seyn mußte."

Rechtsgeschichte.

Merkwürdige Kriminal-Rechts-Fälle für Richter, Gerichtsärzte, Vertheidiger und Psychologen. Herausgegeben von Dr. Bischof. Zweiter Band. Hannover, Hahn, 1835.

Wir haben schon den ersten Theil dieser interessanten Sammlung empfohlen und wiederholen unser Lob bei Erscheinung des zweiten. Er enthält siebzehn Kriminalprocesse, betreffend Bigamie, Kindermord, Raubmord, Münzfälschung, Verstümmelung, Brandstiftung, Kirchendiebstahl ꝛc. Materiell und formell ist wohl der Proceß des Gutsbesitzer Winter, der neben seiner ersten Frau in Sachsen, eine zweite in Polen heirathete, die erste endlich durch Gram tödtete und gleichwohl nach kurzer Untersuchung von den sächsischen Gerichten freigesprochen wurde, der merkwürdigste. Ist es überhaupt nicht auffallend, daß in dem Maaß, wie die richterliche Strenge gegen politische Vergehen bis zur Pedanterie getrieben wird, sittliche Vergehen im Gegentheil immer schonungsvoller behandelt werden? Und doch sind wir lebhaft überzeugt, daß, wenn die Moralität nur noch im politischen Gehorsam geachtet wird, auch diese Moralität bald auf schwachen Füßen steht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 28. Freitag, 18. März 1836.

Philosophie.

Wie man denn in unserer Zeit auf alles Alte zurückkommt, so ist man auch zur altjüdischen Kabbalah zurückgegangen, um aus dieser Quelle die höchste Weisheit zu schöpfen. In der merkwürdigen Schrift:

Philosophie der Geschichte oder über die Tradition,

(Münster, bei Theissing 1834) geht Herr Molitor von folgendem Grundsatz aus: „Judenthum und Christenthum verhalten sich wie Knospe und Blüthe, was in dem Einen noch verschlossen liegt, ist in dem Andern durch die Sonne des Lebens in reicher herrlicher Fülle aufgegangen. Uebrigens sind sie ein und dasselbe Wesen bloß in zwei verschiedenen Zuständen, daher liegt bei beiden dasselbe Princip, derselbe ewige unzerstörbare Typus zu Grunde; daher ist das Christenthum in seiner höchsten Vollendung nichts anders, als das mystisch verklärte Judenthum, wie solches der Herr in der Offenbarung an Johannes seiner neuen Kirche deutlich zeigt." Daraus folgert der Verfasser nun, daß auch das Christenthum erst recht erkannt und durch Erkenntniß geläutert werden könne, wenn man sich in die altjüdische Mystik vertiefe und er glaubt, daß jetzt die rechte Zeit dazu sey. „Unläugbar ist jetzt der große Moment gekommen, wo dem erwachten Geschlechte die Augen des Geistes aufgehen, und in vielen tausend Gemüthern die Sehnsucht nach jenen verborgenen Tiefen des Christenthums wieder erwacht. Unter diesen Umständen scheint es also wohl an der Zeit zu seyn, den Blick von Neuem auf jene geheimnißvolle Uroffenbarung zu wenden, die der lebendige Quell ist, aus welchem das Heil der Erlösung für uns hervorgegangen. Es scheint also jetzt dringendes Bedürfniß zu seyn, die Forschungen über die alte Tradition des Judenthums wieder da anzuknüpfen, wo sie im siebenzehnten Jahrhundert abgebrochen worden, und dasjenige auszuführen, was einst ein Mirandola, Galatinus, Reuchlin, Kircher, Knorr, Al'tangel, Vitringa und Andere beabsichtigten, was indessen für ihre Zeit noch zu frühe war. Eine solche, im höhern Geiste wiederbegonnene Untersuchung der Mysterien des alten Jisraäls, in denen alle Geheimnisse des neuen Jisraäls gleichsam wie in der Knospe verschlossen liegen, wird, unsers Dafürhaltens nach, ganz besonders geeignet seyn, die christliche Mystik in ihrem Grund-Elemente zu erwecken, das Studium der Väter von Neuem zu beleben, das Gebäude der Theologie aus ihren tiefsten theosophischen Principien zu begründen und solchergestalt einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zur künftigen Wiedervereinigung

der getrennten Religions-Parteien zu bereiten. Namentlich wird diese Forschung allen idealen Wissenschaften eine feste Basis geben, sie wird den Weg zur wahren Urgeschichte der Menschheit bahnen, und als einziger wahrer Leitfaden in dem dunkeln Labyrinthe der Mythen, Mysterien und Verfassungen der Völker dienen, und auf diese Weise beitragen, die schwankenden Begriffe über dasjenige, was da war, und was künftig seyn soll, näher zu bestimmen, und vieles, was jezt noch Ahnung ist, in ein helleres Licht zu versetzen. — Uebrigens ist es unsere Absicht keineswegs, die Kabbalistik des Judenthums, mit allen daran klebenden Kleinigkeiten und Spitzfindigkeiten in die christliche Welt einführen zu wollen, dieses sey ferne; was wir beabsichtigen, geher bloß auf das innere Wesen derselben, ihre innern Principien heraus zu heben und solche in dem christlichen Geiste auszubilden, wie dieses die Kirchenväter auf ihre Weise auch gethan haben."

Wir geben den wissenschaftlichen Werth der Untersuchung zu, läugnen aber die Wirkungen, welche der Religiosität davon versprochen werden. Der unermeßliche Werth des Christenthums, wie jeder Freiheit und Wahrheit und Schönheit, besteht in seiner Oeffentlichkeit, Klarheit, unmittelbaren Verständlichkeit. Alles Geheimniß, was man noch dahinter sucht, ist Pfaffentrug oder philosophischer Aberwitz. Der religiöse Sinn wird dadurch nicht belebt und bekräftigt, sondern nur verdunkelt und irre gemacht. In unserer Zeit, die ohnehin nicht geneigt ist, sich mysteriösen Prätensionen hinzugeben, dürfte dieses Rückwärtsdatiren des morgenlichten Christenthums in die vorchristliche Finsterniß kein Glück machen. Wohl uns, daß wir bereits gewöhnt sind, uns Gott im reinsten Licht zu denken, und daß es nicht mehr möglich ist, die Völker in Masse, einzelne bornirte Sekten abgerechnet, wieder in die camera obscura zu führen. Nicht nur der ganze Werth, sondern auch die ganze unüberwindliche Gewalt des Christenthums besteht in dieser siegreichen Klarheit und Anwendbarkeit. Die christliche Liebe und die aus ihr gefolgerte edelste Moral kann nie wieder der finstern Grübelei und Phantasterei der vorchristlichen Geheimlehren weichen, und sie bedarf, um einzuleuchten, keiner fremden Hülfsmittel, am allerwenigsten jener Lehren, über die sie eben den großen Sieg gefeiert hat.

Zugegeben, daß das Judenthum die harte und bittere Schaale war, aus welcher der süße Kern des Christenthums hervorkam, so wollen wir doch die große Weltgeschichte nicht rückwärts schrauben, um wieder in die alte Schaale zurückzuschlüpfen. Sollte nicht schon das Christenthum selbst der Mittelpunkt seyn, wo alle Religionsparteien sich einst zusammenfinden werden, so ist dieser Mittelpunkt doch ganz gewiß nicht das Judenthum, und es gehört ziemlich viel Naivität dazu, uns die Zumuthung zu machen, das Christenthum bei den alten Rabbiner zu lernen.

Dem Christenthum droht durch solche Bücher keine große Gefahr, die vorliegende sogenannte Philosophie der Geschichte ist wenigstens selbst ihre beste Widerlegung. Kaum ist je die Altklugheit des Rabbinismus so treu und abschreckend geschildert worden, als hier, von einem Manne, der ihn nicht verunglimpfen, sondern im Gegentheil preisen will. Wenn er daher die Hoffnung hegt, durch Wiederherstellung und allgemeine Verbreitung dieses Rabbinismus werde dem lendenlahmen Christenthum erst wieder auf die Beine geholfen werden, so hat er wohl nicht das rechte Mittel gewählt, seine Kur zu empfehlen, das Publikum zu locken, zu begeistern.

Er beklagt mit wahrer Wehmuth, daß die unbesonnenen Christen den schönen Weg des Rabbinismus verlassen hätten. Die Kabbalah habe aus den Menschen Engel und Götter im Fleisch machen wollen, aber die Christen seyen wieder davon abgegangen. „Wäre die christliche Welt auf diesem Wege der geistigen Wiedergeburt stufenweise fortgeschritten, so hätte der Mensch die durch die Erlösung beabsichtigte „Freiheit der Kinder Gottes" wirklich erlangt, wo ihm das Aeußere wahrhaft zum Innern verklärt wäre worden, und er von keinem äußern Zwange mehr etwas gewußt, in der That über dem Joche des levitischen Gesetzes gestanden; auf welcher Stufe denn ihm als dem Gereinigten nichts mehr unrein gewesen wäre, und er in höherer Universalität Alles hätte umfassen, Alles hätte brauchen, Alles mit Freiheit „prüfen und das Beste von jedem behalten können." Da aber die christliche Welt diese begonnene geistige Richtung nicht stufenweise verfolgte, sondern bei der großen Schwäche, Trägheit und Sündhaftigkeit unseres Geschlechts bloß auf halbem Wege stehen blieb, ohne die Natur völlig zu überwinden, von innen heraus zu verklären, und solchergestalt zu jener höhern absoluten Ideal-Realität zu gelangen, welche die Frucht der wahren innern Wiedergeburt und Befreiung von dem Gesetz der äußern Natur ist; so stellten sich, nachdem die hohe Begeisterung des Glaubens einmal vorüber war, allmählig die Folgen ein; indem jenes ungelöst gebliebene Problem troz den Bemühungen so mancher christlicher Mystiker nach und nach zu einer dualistischen Entgegensetzung des Idealen und Realen führte, wodurch das ideelle Element immer mehr seine lebendige Kraft, und die Natur ihre tiefere sinnige Bedeutung verlor, die sie bereits während

dem Mittelalter gewonnen hatte; so daß zulezt unsere höhere geistige Ideen in lauter formale Begriffe verwandelt, das Verständniß der Natur und des Alterthums zerstört, die beseligenden Wahrheiten der christlichen Religion in ihren Grundfesten erschüttert wurden und das ganze Zeitalter in einen todten geistlosen Materialismus versank. Indem nun die christliche Welt jenen Dualismus nicht auf dem praktischen Wege der Gottseligkeit überwunden, und durch Reinigung und Heiligung des Gemüths jene innere Freiheit erlangt hatte, wo das Gesetz und die Liebe, die Freiheit und die Nothwendigkeit eins sind, so mußte bei dem fortwährenden Streben des Bessern in der menschlichen Natur, dieses große Problem nothwendig auf dem entgegengesezten, nämlich auf dem theoretischen Wege des Erkennens versucht werden; welcher Versuch, wenn er auch die Aufgabe nicht wahrhaft löset, und die Menschheit wirklich zur Freiheit erhebt; denn von dem Erkennen zum Seyn ist eine große Kluft! doch wenigstens uns über unsre eigne Verirrungen belehrt und das Ziel zeigt, nach dem wir unter Gottes Beistand streben sollen."

Also eine Allianz des Judenthums und der modernen Schulphilosophie, um das podagrische Christenthum zu stützen! O du armes Christenthum, das sind zerbrechliche Krücken!

Der gelehrte Verfasser hätte offenbar besser gethan, uns das System und die Geschichte der Kabbalah rein für sich als Beitrag zur Geschichte der Philosophie mitzutheilen, anstatt so ausschweifende Hoffnungen daran zu knüpfen und eine gänzliche Revolution der Geister davon zu erwarten. Die wissenschaftliche Klarheit hätte dabei offenbar gewonnen, und der Leser, der sich über die Kabbalah zu belehren sucht, würde nicht nöthig haben, sich beständig durch Beziehungen auf das Christenthum und die moderne Philosophie hindurchzuarbeiten.

An sich sind die neuen Bemühungen um die Kabbalah nur dankenswerth, denn diese altjüdische Geheimlehre nimmt in der That in der Geschichte der Philosophie eine bedeutende Stelle ein, nämlich die wichtige Stelle zwischen der altorientalischen, griechisch-antiken und romantisch-christlichen Philosophie. Wir erkennen daran die Uebergänge des menschlichen Wissens aus einer sehr frühen in eine sehr späte Zeit, denn während die Kabbalah noch mit den ältesten und einfachsten Emanationssystemen Hinterasiens zusammenhängt, tritt sie noch in der spätesten christlichen Mystik, z. B. bei Jakob Böhme hervor. Ueberdies läßt sie sich auf viele wichtige Fragen ein, die manche andere Philosophie vornehm ignorirt, und Herr Molitor hat ganz Recht, wenn er deßhalb auch in diesen Fragen mehr Beziehungen zum Christenthum entdeckt, als in andern Philosophien. Aber die Perlmutter ist nicht die Perle; die Wolke, aus der die Sonne stieg, ist nicht die Sonne.

Ein gewisser Dr. Freystadt hat in einer andern kleinen Schrift:

Philosophia cabbalistica,

(Königsberg, bei Bornträger), die Kabbalah von dem Vorwurf des Pantheismus zu reinigen gesucht, indem dieselbe zwar lehre, daß alle Dinge aus Gott ausgeflossen, daß sie aber deßhalb keineswegs göttlich seyen, weil sich nämlich die Gottheit gleichsam daraus zurückgezogen habe (Numen suum quasi retraxit). Zugleich wird hier die Kabbalah mit allen andern Systemen kurz verglichen. —

Allmählig, doch nur sehr langsam tritt die mittelalterliche Scholastik in das Licht der modernen kritischen Geschichtforschung. Geraume Zeit mißachtete man sie, und auch dann noch, als die allgemeine Mißachtung gegen das Mittelalter bereits in eine Vorliebe für dasselbe übergegangen war. Die Poesie und Kunst der romantischen Jahrhunderte fesselte den Sinn zuerst durch ihren lichten Schein; in dem Dunkel der Scholastik lernte man sich lange nicht orientiren und noch weniger gefallen.

Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit. Von Prof. Dr. Staudenmaier,

(Erster Theil. Frankfurt a. M., Andreä, 1834) ist eines der wenigen Werke, in denen man gründlichen Aufschluß über die Eigenheiten der scholastischen Zeit erhält. Bekanntlich war Johannes Erigena ein Fürst der Scholastik, und Herr Staudenmaier hat sogar ein Recht, ihn den Vater der Scholastik und Mystik zugleich zu nennen, sofern von der formellen Ausbildung dieser beiden Wissenschaften im Mittelalter die Rede ist. Er verhält sich zu den ersten philosophischen Versuchen des Christenthums ungefähr wie Erwin von Steinbach zu den ersten byzantinischen Baumeistern. Seit den Kreuzzügen trat die Philosophie als Scholastik und Mystik, als eine geistige Baukunst ganz in denselben höhern Rang ein, wie gleichzeitig die gothische Baukunst.

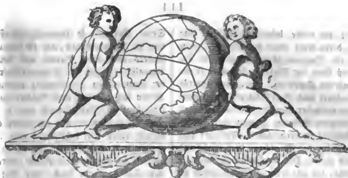
Wie aber in dieser gothischen Kunst ein ganz freier und neuer Geist zum Vorschein kam, der zwar an den ältern Kunstformen sich fortbildete, aber keineswegs in ihnen befangen blieb, so auch in der gothischen Denkbaukunst. Der Verfasser hat dies sehr schön hervorgehoben (Seite 415): „Es war keine Accommodation an Plato und Aristoteles, noch weniger eine sklavische Hingabe an sie, wenn die Theologen des Mittelalters auf

sie Rücksicht nahmen, sondern es war nur jene Liebe, jener Drang und jene geistige Nothwendigkeit, den Geist als den Einen zu schauen, und dazu fühlte sie sich durch den Geist des Christenthums getrieben, welcher der Geist der absoluten Wahrheit ist, der als solcher in der Wahrheit und für sie keine Trennung kennt, und daher diese aufhebt, wo er sie gewahrt. In dieser Beziehung scheint das Christenthum der unendlichen Sehnsucht der alten Welt nach Erlösung entgegen gekommen zu seyn, die gerade in den weisesten und frömmsten Männern am lautesten sich ausgesprochen hat; und so war es nicht bloß eine Erlösung vom Uebel, der Sünde und der Beschränkung, sondern auch vom Irrthume. Deßwegen ist es immer nur ein Beweis der Nichteinsicht in die Sache, wenn Historiker die Scholastik aus Aristoteles erklären, und daher nicht etwa bloß Form, Eintheilung u. s. w., sondern auch das Wesen derselben aus seinem Einflusse deuten. Alles Wesentliche an der Scholastik ist nicht aus dem griechischen Philosophen zu holen, wie denn bis in's 13te Jahrhundert die Scholastik bestand, ohne daß man die sämmtlichen Schriften des Aristoteles nur kannte, nicht zu sagen, benützte. Eben so ist zu bemerken, daß mancher Scholastiker dem Aristotelischen Systeme nicht einmal gewogen war, und doch Scholastiker blieb. Sobald es sich daher um die eigentlichen Principien, so wie um die Grundlage handelt, müssen wir den Einfluß in dem Sinne in Abrede stellen, als ob die Principien oder die Grundlage durch Aristoteles bestimmt worden wären. Damit ist aber zugleich ausgesprochen, daß der Einfluß seiner Philosophie auf das Innere der Scholastik sich nicht erstreckte, folglich auch nicht ein tiefdringender Einfluß genannt werden kann. Das Christenthum ist die Gestaltung des christlichen Geistes, nicht des Geistes irgend eines alten philosophischen Systemes; der wesentliche Unterschied des christlichen Geistes von jedem andern ist und bleibt immer der, daß er der göttliche Geist ist, der als solcher seine eigenen inneren Gesetze hat, nach diesen frei aus sich selbst sich entwickelt, und eine Reihe von Wahrheiten sich erzeugt, die alle im engsten Zusammenhange mit einander stehen, und auf jener höhern Einheit ruhen, die der göttliche Geist selbst ist. In so ferne finden wir im Christenthume einen Kreis von Wahrheiten, die sich gegenseitig bedingen und organisch bestimmen, und in diesem wechselseitigen Bewegen zu und für einander ein System erzeugen. Dies gilt nun auch von der Scholastik, und um so mehr, da gerade in ihr die wissenschaftliche Bewegung auf eine so entschiedene Weise vorgegangen ist. Wenn deßhalb nicht in Abrede gestellt wird, daß Aristoteles allerdings auf die äußere Form Einfluß geäußert habe; so verschwindet dieser doch vor der im Innern bildenden Kraft des christlichen Geistes selbst, so wie vor der Einwirkung der Kirchenväter und namentlich des Augustinus. Und selbst das ist nicht zu vergessen, daß gerade die größten der Scholastiker die Ideen in Platonischem, nicht in Aristotelischem Sinne nahmen, indem sie die Realität derselben behaupteten. Dadurch, könnte es scheinen, ist aber der Einwurf an sich nicht gehoben, denn immerhin bestimmte sich ja dann die Scholastik nach der griechischen Philosophie. Allein, wenn man bedenkt, daß die Ansicht jener, die von Aristoteles Alles herleiten, die ist, dieser Philosoph habe unbedingte Macht ausgeübt, besonders da Plato längst in den Hintergrund gestellt worden sey; so kann von jener unbedingten Macht doch gewiß kein rechter Begriff gemacht werden, wenn man Plato, also einem Andern neben Aristoteles einen so bedeutungsvollen Einfluß einräumt. Und so wäre es von selbst klar, daß die Scholastiker mit Freiheit für sich bestimmten, welche Ansicht die richtige sey, und daß sie nicht blindlings der Auctorität eines Philosophen folgten. Im Ganzen ist überhaupt zu ersehen, daß nicht leicht eine Bestimmung, sey es von Aristoteles oder von Plato, rein beibehalten wurde, sondern sie erhielt die verschiedensten Modifikationen, und erschien endlich nothwendig als das reine Produkt des eigenen Nachdenkens eines mittelalterlichen Philosophen oder Theologen. Wir entdecken daher bei den Scholastikern große Originalitäten, die bei jenem Einflusse nicht gedacht werden könnten, und jene hätten in der That eine harte, unauflösbare Aufgabe, welche den Reichthum der Gedanken und Anschauungen der Scholastiker auf Aristoteles zurückführen wollten."

Diese Originalitäten uns so klar zu machen, wie Neander uns die ältere griechisch-christliche Gnostik klar gemacht hat, ist gewiß eine lohnende Arbeit, und um so mehr, als zugleich der deutsche Patriotismus dabei mit in's Spiel kommt. Hier entdecken wir noch manches deutsche Genie, das wir bisher nicht kannten oder nicht achteten, und eine der wichtigsten Perioden der deutschen Geschichte, zu deren Aufklärung die nähere Kenntniß der romantischen Kunst schon so viel beigetragen hat, wird nun auch durch die nähere Bekanntschaft mit der romantischen Philosophie aufgeklärt.

Des vorliegenden Werkes erster Band umfaßt die sehr ausführliche geschichtliche Einleitung, eine Nachweisung der Art und Weise, wie sich die Scholastik aus der ältern christlichen und heidnischen Philosophie allmählig herausbildete.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 29. Montag, 21. März 1836.

Philosophie.

In Stuttgart erscheinen seit einiger Zeit eine Menge populäre Sammelwerke wissenschaftlichen Inhalts, historische, mythologische, naturhistorische, geographische, Beidgewatrebücher rc., die man als eine Reaktion gegen die seichte belletristische Fabrikation nur loben kann, denn sollten auch solche hin und wieder schnell improvisirte Encyklopädien nicht allen Anforderungen strengster Gründlichkeit entsprechen, so werden doch in jedem Falle durch sie eine Menge sehr nützlicher Kenntnisse verbreitet. Zu diesen auffallend zahlreichen Sammlungen hat sich jüngst noch gesellt eine

Gallerie der berühmtesten Denker aller Zeiten und Länder, herausgegeben von Groß-Hoffinger.

(Stuttgart, Brodhag 1835). Der erste Band enthält das Leben und die Beurtheilung Voltaires, nebst einer Uebersetzung von dessen Candide, Zadig und verschiedenen kleinern Aufsätzen. Nicht mit Unrecht sagt der Herausgeber: „Die deutsche Geschichte der Philosophie ignorirt Voltaires Namen mit vornehmer Geringschätzung und versagt ihm also hartnäckig die zweideutige Ehre des Namens Philosoph. Wir können uns mit den Herren, in deren Hände die Geschichte der Philosophie gegeben ist, in keinen unfruchtbaren Streit einlassen, und gestehen ganz offen, daß wir als Sachwalter des Voltaire'schen Namens sogleich zugeben wollen, daß er kein Philosoph gewesen sey, d. i. keines jener wiederkäuenden systematischen Thiere, welche den Gedanken in spanische Stiefel zwängen und zur Belustigung eines geneigten Publikums auf dem Forum der Gelehrsamkeit einherstolzieren lassen. Dessenungeachtet hat unser Nichtphilosoph auf die Denkweise seines Jahrhunderts so stark eingewirkt, wie kaum Tausend unserer wackeren, mit unverständlichen Phrasen wohlgerüsteten Katheder-Philosophen gewisser Zeiten mit vereinten Kräften nicht einzuwirken im Stande wären, obgleich sie mit der gründlichsten Kenntniß, und so logisch als möglich gestüzt auf die großen Entdeckungen der Philosophen aller Jahrhunderte, welche alle auf Nichts hinausgehen, bewiesen haben, daß man den baarsten Unsinn schreiben, sprechen, demonstriren und beweisen kann, vorausgesezt, daß man die besagten spanischen Stiefel dem gesunden Menschenverstand nicht anzulegen vergißt. — Voltaire's Philosophie ist eine negative, skeptische und daher oft unzusammenhängend und widersprechend. Seine Begriffe von dem höchsten Wesen waren sehr beschränkt. Mag er sich gefürchtet haben, als ein Atheist von der Menschheit verdammt zu werden, oder war es seine Scheu, welche ihn abhielt, seine Zweifel bis hierher auszudehnen — kurz, er

behauptete einen Gott, der richte, lohne und bestrafe, eine höchste Person Gott, deren Geist Alles durchdringe, deren Wesen unerforschlich ist. Dagegen scheint er zuweilen andeuten zu wollen, daß Gott die Materie sey; aber er widerspricht sich in anderen Schriften, wo er von Gottes Güte, Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit spricht, hundertmal. Er ist daher entweder hierüber in seinem ganzen Leben zu keiner bestimmten Meinung gelangt oder hat es rathsam gefunden, dieselbe zu verhehlen. Muthiger raisonnirt er über die Natur des Menschen, über Recht und Unrecht, Tugend und Laster. Die menschliche Schwachheit ist sein Lieblingsthema, fast alle seine Schriften stellen sie in den mannichfaltigsten Lagen dar. Sie ist überall der Gegenstand seines Spottes und er beweist uns fast unwillkürlich, daß weder die Vernunft, noch die daraus entspringende Moral, sondern einzig Leidenschaft die menschliche Natur regiere. Sein Candid ist eine boshafte Satire auf die Menschheit. — Worin besteht aber sein Verdienst? Eben darin, daß er die Menschheit gegeißelt, daß er ihre Gebrechen enthüllt, ihre Thorheiten verspottet, und sie zur Verachtung derselben ermuntert hat. Es hat viele hundert Schriftsteller vor und nach ihm gegeben, welche von dem Menschen nur mit dem geziemenden Respekt gesprochen, welche ihn den Herrn der Schöpfung, das Ebenbild Gottes genannt und alles Uebel dem leidigen Teufel zugeschrieben haben, aber ich glaube nicht, daß sie Nutzen gestiftet, wahre Aufklärung verbreitet haben.“ Es ist gewiß, Voltaire hat den Menschen nicht heuchlerisch geschmeichelt, er hat sie nur zu bitter getadelt, oft zu tief verachtet, sie aber dadurch aufmerksam gemacht auf sich selbst.

Voltaire's negatives Verfahren hat allerdings nicht bloß den Mißbrauch des Heiligen, sondern auch das Heilige selbst angetastet, aber es war einmal nothwendig, es war durch eine noch weit schlimmere fromme Frechheit hervorgerufen. Wenn man im Namen Gottes und der Tugend sich einer solchen Demoralisation überließ, wie in Frankreich unter Ludwig XIV. und XV., so erscheint ihr gegenüber die Diabolität eines Voltaire natürlich und überall begreiflich. Tartuffe, der Pater Lachaise, die Dragonaden erklären sie hinreichend. Auf eine solche Krankheit gehörte eine so scharfe Arznei. Auch die spätern Ereignisse erklären sie. Wo es zu einer so allgemeinen socialen Umwälzung, zu einer so blutigen Schreckenszeit kommen konnte, da begreift man auch einen so diabolischen Spottgeist, wie Voltaire. Er war ein bitterer Extrakt seiner Zeit, in jedem Fall ihr Geschöpf, nicht ihr Schöpfer. Seine Denkweise, so einflußreich sie gewesen ist, war doch nicht aus ihm selbst geschöpft, sondern die nothwendige und unvermeidliche Reaktion eines von Gott abstrahirenden Verstandes gegen die Gott mißbrauchende Scheinheiligkeit der Hierarchie und Despotie. Seine Sprache, so schmutzig sie auch war, ahmte doch nur die Frechheit nach, die zu seiner Zeit allgemein, besonders aber beim Clerus und bei Hofe vorherrschte. Damals, als fast alle Nonnenklöster in Paris Anstalten der schamlosesten Lüderlichkeit waren, als die geistlichen Hirten fast alle nur noch Schäfer waren, als ein Prinz Erzbischof in Valenciennes am 1. April ein feierliches Hochamt ankündigte und am Altar der versammelten Gemeinde einen Esel bohrte und eine lustige Jagdmusik beginnen ließ, und sich vor Lachen, das Volk in den April geschickt zu haben, den Bauch schüttelte — in einer solchen Zeit darf ein Buch, wie Voltaire's Pucelle nicht mehr in Erstaunen setzen, und man muß es als ein Gegengift gegen die tiefste Demoralisation der kirchlichen Zustände betrachten.

Die Geschichte der Philosophie muß aber ohne Zweifel von einer Erscheinung, wie Voltaire, Notiz nehmen. War seine Philosophie nicht systematisirt, so war sie doch in ihrer Tendenz verständlich genug und ungeheuer einflußreich, und hängt mit der ganzen philosophischen Richtung der Zeit, einerseits mit der englischen Skepsis, anderseits mit der deutschen Empirie zusammen.

Die Lehre des Spinosa, in ihren Hauptmomenten geprüft und dargestellt von C. B. Schlüter, Privatdocenten in Münster.

(Münster, Theissing, 1836). Ein mit seltner Wärme geschriebenes Buch, welches die Rechte der Vernunft gegen die Schulweisheit geltend macht. Spinosas Genialität hat Viele überrascht und bestochen, aber etwas andres ist es, in der Reihe der nothwendigen philosophischen Systeme, eine ausgezeichnete Stelle einzunehmen, und etwas andres, den menschlichen Geist, das menschliche Herz zu befriedigen. Das erste ist bei Spinosa der Fall, das zweite nicht. Mit Recht sagt der Verfasser: „Der Wahrheit wird nicht froh, wer sie, wie der Geizige das Geld, in Ungerechtigkeit gefangen hält, sich zu ihrem Herrn macht und über sie stellt, statt sie, ihr dienend in heiliger Ehrfurcht, Liebe und Demuth, aufzunehmen und dahin zurück zu beziehen, woher sie kommt und uns besucht und wohin sie uns als zu ihrer Heimath zurückführen will. Sie läßt ihm ihr todtes Scheinbild fliehend zurück, das er im Wahn umarmt wie Ixion die Wolke, und Centauren zeugt. So ist denn auch Gott der lebendig persönliche, wie dessen Allmacht, Weisheit, Güte und Heiligkeit, ist Ordnung, Schönheit und Harmonie in der Schöpfung, Gutes und Böses als Folge freier Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung mit seinem heiligen Willen und Gesetze, wie letztere selbst in der Menschenwelt und Menschengeschichte, ist Alles was Freiheit und Gemüth athmet und eine Willensabsicht ausdrückt, welcher gemäß etwas da ist, geschieht und eingerichtet ward, dem Spinosa eben so sehr Wahn

und Täuschung, als die Bestimmung irgend einer, selbst der intelligenten Kreatur für Gott und die Ewigkeit oder irgend einen Zweck überhaupt. Nicht Wahn und Täuschung aber in seiner todten, eiskalten Imagination, nicht subjektiv, sondern objektiv und wahr erscheint es ihm, die verabsolutirte Quantität oder die todte extensive Größe ohne Vergleich, für das Seyn Gottes des durch sich seyenden unendlichen Schöpfergeistes zu setzen, die schiedlichen Dinge der Außenwelt nach Quantität der Masse, nach der todten Zahl der Theile zu schätzen ꝛc.“

Man wird sich indeß wohl endlich dahin verständigen, daß die Philosophie nicht im Stande ist, die ewige Wahrheit auszumitteln, daß sie in ihrer Entwicklung und in ihren Widersprüchen einem „Naturgesetz des menschlichen Denkens“ unterliegt, daß es mithin unnöthig ist, irgend ein philosophisches System aus dem Zusammenhange der übrigen herauszureißen und ihm einen besondern Werth beizulegen oder es besonders zu bekämpfen, weil jedes in seiner Art doch einmal da seyn mußte, und weil in dem **System der Systeme** (dem einzigen wahren philosophischen System) eben keines fehlen darf. Aus seiner Stellung zu den übrigen und zum Ganzen erklären sich alle Vorzüge und Mängel eines Systems und die Geschichte der Philosophie ist immer die beste Widerlegung ihrer einzelnen Irrthümer. Dieselbe Geschichte beweist aber auch, daß jedem Extrem ein entgegengesetztes gegenüber steht, und daß beide nur da sind, einander das Gleichgewicht zu halten und von der einseitigen Ausschweifung zur vernünftigen Mitte zurückzuführen. So stand der eiskalte, harte und scharfe Spinozismus dem lauen, weichen und zerfließenden Pietismus gegenüber und sie hemmten wechselseitig ihren allzu einseitigen Einfluß. Wenn sich der menschliche Verstand anmaßt, die Fülle der Gottheit auszumessen, so ist das freilich ein Extrem, aber der Verstand ist auch wieder ein sehr gutes Mittel gegen die Verirrungen des Gefühls.

Das vorliegende Werk, das alle Hauptlehren Spinosas beleuchtet, erhält noch ein eigenthümliches Interesse dadurch, daß der so innig in seinen Gegenstand vertiefte Verf. „gezwungen ist, zum Lesen wie zum Schreiben sich fremder Augen und Hände zu bedienen.“

In der ersten Abtheilung des ersten Bandes eines Versuchs einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuen Philosophie von Dr. J. E. **Erdmann** (Riga und Dorpat, Franzen, 1834) finden wir zuerst eine

Darstellung und Kritik der Philosophie des Cartesius, nebst einer Einleitung in die Geschichte der neuen Philosophie.

Der Verfasser ist Hegelianer, macht sich daher die Sache etwas schwer. Anstatt den gegebenen historischen Stoff einfach zu beurtheilen, betrachtet er den Stoff als noch gar nicht vorhanden und erschafft ihn erst vor unsern Augen und beweist erst, es müsse eine moderne Philosophie und einen Cartesius gegeben haben, bevor er ihn wirklich entdeckt.

Die Folgerung ist übrigens ganz richtig, daß die neuere Philosophie speculativer Protestantismus sey, daß sie mit einer Protestation gegen alles Seyende, gegen die ganze Welt beginne, dann aber wieder gegen sich selbst gegen das Protestiren protestire, und daß daraus die in der Philosophie immer wiederkehrende Relation zwischen Bewußtseyn und Daseyn folge, die zuerst (von Cartesius) im äußersten Gegensatz aufgefaßt und später wieder auf's innigste identificiret werden mußten.

Aeltere deutsche Literatur.

1) Julius Wilhelm Zinkgref's (Zinckgreff) scharfsinnige Sprüche der Teutschen, Apophthegmata genannt. In einer umfassenden Auswahl herausgegeben von Dr. B. F. Guttenstein. Mannheim, Hoff, 1835.

Wie **Johann Agricola** * hundert Jahre früher die Sprüchwörter des deutschen Volkes zu sammeln versuchte, so bemühete sich **Zinkgref** ums Jahr 1626, die sogenannten **Klugreden** einzelner Personen unserer Nation alter und neuer Zeit in einen Rahmen einzufassen ** und er theilt mit **Agricola** die Vorzüge und Mängel seiner Arbeit. Er ist ein guter Prosaiker, wie jener; allein er schöpfte weder aus den besten Quellen, noch hatte er Material genug zu seinem Baue herbeigeschafft; daher sich seine Sammlung **deutscher Apophthegmata** gegen die der griechischen und lateinischen des **Erasmus** eben so verhält, wie des **Agricola deutscher Sprüchwörterschatz** zu dem griechisch-lateinischen desselben Erasmus; d. h. etwas **ärmlich** und **unbeholfen**. Der **Fehler haftet nicht in der Sache**, die reich ist und wohlbeleibt.

Nichts desto weniger sind beide Sammlungen schätzbar, und der neue Herausgeber **Zinkgref's** hatte die löbliche Absicht, das größere Publikum unseres Zeitalters mit einem kräftigen Autor aus dem Anfang des 17ten Jahrhunderts bekannt zu machen.

* **Sebastian Frank von Wörd** (d. i. Donauwörth), welchen man so häufig als **Sammler** neben **Agricola** angeführt findet, hat nur einige Editionen der Adagia redigirt und zum Theile depravirt. Hier wird er sogar S. XV dem **Agricola** vorangestellt.

** Er habe die Arbeit, sagt er, unternommen, um sich bei diesen trübseligen Zeiten schwermüthige Gedanken zu vertreiben; zuvoderst aber dem Vaterland zu Gutem, und der uralten, streithältigen und freiredigen Nation zu Ehren.

Voraus geht Zinkgref's Leben, das nichts Interessantes darbietet, und ein kurzer Literarbericht. Darauf folgen Sprüche von 90 Fürsten und Herren; Sprüche von 236 Bürgern und Bauern; Sprüche von 84 Gelehrten, und Sprüche von 25 Narren. Diese Eintheilung rührt von dem neuen Herausgeber her und er sagt uns S. XXII: „Die Arbeit war mit Mühe verbunden.“ Sollte dies ernstlich gemeint seyn?

Wir wollen einige die Revue passiren lassen:

Die Worte Ludwig des Baiern nach der Schlacht bei Ampfing:

„Einem jeden ein Ei,
„Dem frommen Schweppermann aber zwei!“

sollten aus Zschokke's baierischer Geschichte illustrirt seyn; die Manier ist hier besser.

Seite 74 in einer Note sind fabelhafte Zahlen vom Besuche des Conciliums in Constanz aus L'Enfant wiederholt.

S. 74 wäre, wegen des lateinischen Schnitzers, den Sigismund gemacht und vertheidigt hat, die Nachweisung aus Fuggers Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich wohl angebracht; denn hier wird der Vorfall am genauesten und zugleich sehr naiv erzählt. (Aber ja nicht in der Ausgabe von Birken, der die Ruthe verdient.)

S. 92. Soll der Name Pfaffenbüttel, den hier Maximilan I. dem Kaiser Sigismund beilegt, und die Benennung Pfaffengasse für das Stromgebiet des Rheines, worin so viele Bisthümer und Abteien lagen, von Maximilian herrühren und nicht früher schon in Uebung gewesen seyn?

S. 120. Wieder ein Sprüchwort, das in rechter Form lauten muß: „Je magerer Hund, so größere Flöhe.“

S. 121. „Wer zum erstenmal nach Rom reiset ꝛc.“ ist wieder ein Adagium, das Herzog Georg von Baiern nur applicirt.

S. 168. „Sie (die Juden) haben unsern Bürgern die Spieße geliehen;“ stützet sich auf die sprüchwörtliche Redensart: Mit dem Judenspieße laufen, welche hier erklärt seyn sollte.

S. 172 u. 173 hätte wohl der Ursprung der Sprüchwörter, so Zwingenberg und Bensheim betreffen, erörtert werden sollen. Zugleich an den Herausgeber die Frage: Woher das schon 1498 in Brant's Narrenschif gedruckte Sprüchwort:

„Dem so gefallt Manier als Werk,
Das ist der Aff' von Heidelberg.“

S. 174. Nr. 26. Sprüchwort, kein Apophthegma.

S. 229. Nr. 153. Ist ein Sprüchwort.

S. 230. Nr. 157. Sprüchwort:

Altivolans volucris tamen escam quaerit in imis.

S. 232. Nr. 166. Stützet sich auf das Adagium:

Concio grata brevis, longum farcimen agresti.
„Kurze Predig, lange Bratwürste.“

S. 241. Nr. 201. Sind beides Adagia; nicht erst daher geworden, sondern lange vorher gewesen.

S. 264. Hier sollten billig die im Volksmunde lebenden Verse angebracht seyn:

Huß.

Heute in der Flammen Glut
Ihr ein Gans braten thut;
Ueber hundert Jahr den Swan
Ihr ungebraten werdet lan.

S. 265—280. Geiler hat, wie alle Volksmänner, hier und überall in seinen Schriften Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten aufgestreut.

S. 288. Ist Zinkgref's Ausbeute aus Geiler gering, so ist sie noch viel unbedeutender aus dem lebhaften und gewandten Fischart. Welch ein Genuß, wenn Herr von Mäusebach in Berlin diesen Autor edirte! *

S. 305. Nr. 19 muß es statt: „Dann sein Pflug kann ernähren,“ heißen: erären, an Aernte eindringen. — Ein Wort, das Melanchthon's Mutter auch sonst noch im Mund führte, heißt: „Jung ist schön genung!“ Kein übel Wort.

S. 307. Von Othmar Luscinius (Nachtigall) sollte hier wohl eine Notiz gegeben seyn; er verdiente sie in aller Rücksicht. — Die ibidem angeführten Reime sind nicht von Melanchthon.

Der Schluß aus diesen paar Bemerkungen ist leicht zu finden; es möchten nämlich nur umsichtige und ihr Feld überschauende Literatoren alte Bücher (Old friends with new faces) neu machen.

S......n.

2) P. Abraham a St. Clara sämmtliche Werke. Nach dem Originaltexte. Judas der Erzschelm. Passau, Winkler, 1834.

Wer kennt nicht den trefflichen Abraham a Santa Clara? Einzelne seiner Schriften sind schon öfter wieder gedruckt worden. Hier erscheinen zum ersten Mal seine sämmtliche Werke gesammelt und es ist unser lebhafter Wunsch, daß diese Sammlung vollendet werden und Beifall finden möge. Die herrliche Laune des geistreichen Predigers, die Eigenthümlichkeit seiner Phantasie und Sprache ist schon von Jean Paul gepriesen und zu dem Rang in der Literatur erhoben worden, der ihr gebührt.

* Fischart selbst nennt solche Arbeit: „Eine alte Geige mit neuen Saiten beziehen, und einen schimmeligen Boden mit frischen Farben anstreichen und verneuen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 30. Mittwoch, 23. März 1836.

Philosophie.

Seit geraumer Zeit harren die Freunde der Philosophie auf neue Aeußerungen des großen Schelling, und er selbst berechtigt durch die Gediegenheit des Wenigen, was er von Zeit zu Zeit von sich hören läßt, in der That zu den größten Erwartungen von dem, was er uns einst als das Endresultat seines Forschens darbieten wird. Unlängst hat er zu der kleinen Schrift:

Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Dr. H. Beckers,

(Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834), eine Vorrede geschrieben, die in mehrfacher Beziehung ein hohes Interesse erregt. Vor allem scheint es uns bedeutsam, daß er im Gegensatz gegen die modernen Scholastiker auf das Bestimmteste von der philosophischen Sprache Klarheit und Gemeinverständlichkeit verlangt. Er hebt diesen Punkt schlagend hervor, indem er auf die Vortheile hinweist, die ein philosophischer Verkehr mit Frankreich für beide Nationen haben könne. „Victor Cousin hat sich durch seinen mehrmaligen Aufenthalt in Deutschland nicht nur bei Männern seines Fachs, sondern bei den deutschen Gelehrten überhaupt große persönliche Achtung und Freundschaft erworben; was ihm aber eine fortwährende Theilnahme der Deutschen an seinen Bemühungen sichert, ist, daß er, nebst dem geistvollen und tief unterrichteten Guizot und wenigen Andern, der Erste war, der unmittelbar nach Beendigung der Revolutionskriege die Aufmerksamkeit seiner Landsleute für deutsche Literatur und Wissenschaft lebhaft erregte. Cousin gelang dies insbesondere in Bezug auf deutsche Philosophie. Wer unter uns der Meinung seyn sollte, der Vortheil habe dabei bloß auf Seiten der Franzosen seyn können, würde eine ungemeine Beschränktheit verrathen. Denn daß von unsern westlichen Nachbarn, was klare, einfache und wohl überlegte Darstellung wissenschaftlicher Materien betrifft, etwas zu lernen sey, ist wohl ziemlich allgemein zugestanden. Die Darstellungsweise aber, wenn ihr einmal ein Werth beigelegt ist, wirkt immer zugleich auf die Sache und den Inhalt zurück. Die Deutschen hatten so lange Zeit bloß unter sich philosophirt, daß sie allmählig in Gedanken und Worten immer mehr vom allgemein (nicht bloß zur Noth in Deutschland) Verständlichen sich entfernten, und der Grad dieser Entfernung zuletzt beinahe zum Maßstab philosophischer Meisterschaft wurde. Beispiele brauchen wir kaum anzuführen. Wie Familien, die vom allgemeinen Umgang sich absondernd, bloß unter sich leben, zuletzt außer andern abstoßenden Eigenheiten auch eigne, nur ihnen verständliche Ausdrücke unter sich annehmen;

so war es den Deutschen in der Philosophie ergangen, und je mehr sie nach einigen mißlungenen Versuchen, die Kantische Philosophie außer Deutschland zu verbreiten, darauf verzichteten, sich andern Völkern verständlich zu machen, desto mehr sahen sie die Philosophie als etwas für sie allein gleichsam Daseyendes an, ohne zu bedenken, daß die ursprüngliche, wenn auch oft verfehlte, doch nie aufzugebende Absicht aller Philosophie eben so allgemeine Verständigung gebe. Es kann daraus allerdings nicht folgen, daß Gedankenwerke wie Exercitia Styli zu beurtheilen sind, wohl aber folgt, daß eine Philosophie, deren Inhalt nicht jeder gebildeten Nation begreiflich und allen Sprachen zugänglich gemacht werden kann, schon darum allein nicht die allgemeine und wahre seyn kann."

Möchten sich doch unsere philosophischen Jünger diese goldnen Worte über die Thür schreiben, damit die edle Wissenschaft aus den Banden des Schwulstes und Galimathias befreit werde.

Indem Schelling mit ungemeiner Klarheit die Grenzen bezeichnet, bis zu welchen Victor Cousin das Verständniß der deutschen Philosophie gebracht hat, und die Nothwendigkeit gewisser dabei vorkommender Mißverständnisse, — da eben der Franzose von einem ganz eigenthümlichen Standpunkt, wie es in der Zeit und in den Prämissen der französischen Bildung liege, habe ausgehen müssen — beleuchtet er unter andern auch besonders das Mißverständniß der Grenzen zwischen seinem, nämlich Schellings, und Hegels System. Die Stelle ist wichtig, da sie das Verhältniß der beiden gegenwärtig größten und einflußreichsten philosophischen Schulen zu einander aufklärt. Schelling sagt: „Diejenige Philosophie, welcher man in neuerer Zeit am bestimmtesten ihre Uebereinstimmung mit dem Spinozismus vorgeworfen, hatte in ihrem unendlichen Subject-Object, d. h. in dem absoluten Subject, das seiner Natur nach sich objectivirt (zum Object wird), aber aus jeder Objectivität (Endlichkeit) siegreich wieder hervor- und nur in eine höhere Potenz der Subjectivität zurücktritt, bis sie, nach Erschöpfung ihrer ganzen Möglichkeit (objectiv zu werden), als über alles siegreiches Subject stehen bleibt; an diesem also hatte jene Philosophie allerdings ein Princip nothwendigen Fortschreitens. Wenn aber das rein Rationale, nur nicht nicht zu Denkende, reines Subject ist, so ist jenes Subject, welches auf die angenommene Weise sich steigernd von jeder Objectivität nur zu höherer Subjectivität fortschreitet, das Subject mit dieser Bestimmung ist nicht mehr das bloße nicht nicht zu Denkende, rein Rationale, sondern eben diese Bestimmung war eine, durch lebendige Auffassung der Wirklichkeit, oder durch die Nothwendigkeit, sich das Mittel eines Fortschreitens zu versichern, dieser Philosophie aufgedrungene empirische Bestimmung. Dieses Empirische, hat ein später Gekommner, den die Natur zu einem neuen Wolfianismus, für unsre Zeit, prädestinirt zu haben schien, gleichsam instinctmäßig, dadurch hinweggeschafft, daß er an die Stelle des Lebendigen, Wirklichen, dem die frühere Philosophie die Eigenschaft beigelegt hatte, in das Gegentheil (das Object) über- und aus diesem in sich selbst zurück- zu gehen, den logischen Begriff setzte, dem er durch die seltsamste Fiction oder Hypostasirung eine ähnliche nothwendige Selbstbewegung zuschrieb. Das lezte war ganz seine, von dürftigen Köpfen, wie billig, bewunderte Erfindung, wie auch, daß eben dieser Begriff in seinem Anfang als das reine Seyn bestimmt wurde. Das Princip der Bewegung mußte er beibehalten, denn ohne ein solches war nicht von der Stelle zu kommen, aber er veränderte das Subject derselben. Dieses Subject war, wie gesagt, der logische Begriff. Weil also dieser es war, der sich angeblich bewegte, nannte er die Bewegung eine dialektische, und weil im frühern System die Fortschreitung allerdings in diesem Sinn keine dialektische war, so hatte dieses System, dem er das Princip der Methode, d. h. die Möglichkeit, ein System auf seine Weise zu machen ganz allein verdankte, nach ihm gar keine Methode; die einfachste Art, die eigenthümlichste Erfindung desselben sich anzumaßen. Indeß die logische Selbstbewegung des Begriffs (und welches Begriffs!) hielt, wie vorauszusehen, so lang vor, als das System innerhalb des bloß Logischen fortging; so wie es den schweren Schritt in die Wirklichkeit zu thun hat, reißt der Faden der dialektischen Bewegung gänzlich ab; eine zweite Hypothese wird nöthig, nämlich daß es der Idee man weiß nicht warum? wenn es nicht ist, um die Langeweile ihres bloß logischen Seyns zu unterbrechen, beigeht oder einfällt, sich in ihre Momente auseinander fallen zu lassen, womit die Natur entstehen soll. Die erste Voraussetzung der angeblich nichts voraussetzenden Philosophie war, daß der reine logische Begriff als solcher die Eigenschaft, oder Natur hat, von selbst (denn die Subjectivität des Philosophirenden sollte ganz ausgeschlossen seyn) in sein Gegentheil umzuschlagen (sich gleichsam überzustürzen), um dann wieder in sich selbst zurückzuschlagen; was man von einem Lebendigen, Wirklichen denken, von dem bloßen Begriff aber weder denken noch imaginiren, sondern nur eben sagen kann. Das Abbrechen der Idee, d. h. des vollendeten Begriffs von sich selbst war eine zweite Fiction, denn dieser Uebergang (zur Natur) ist nicht mehr ein dialektischer, sondern ein anderer, für den es schwer seyn möchte, einen Namen zu finden, für den es in einem rein rationalen System keine Kategorie gibt, und für den auch der Erfinder selbst in seinem System keine Kategorie hat. Dieser Versuch, mit Begriffen einer schon weit entwickelten Real-Philosophie (an einer solchen

war seit Cartesius gearbeitet worden), auf den Standpunkt der Scholastik zurückzugehen, und die Metaphysik mit einem rein rationalen, alles Empirische ausschließenden Begriff anzufangen; wiewohl selbst dieser nicht gefunden oder richtig erkannt war, und das vorn abgewiesene Empirische durch die Hinterthür des Anders- oder sich-untreu-Werdens der Idee wieder eingeführt wurde; diese Episode in der Geschichte der neuern Philosophie also, wenn sie nicht gedient hat, dieselbe weiter zu entwickeln, hat wenigstens gedient, auf's Neue zu zeigen, daß es unmöglich ist, mit dem rein Rationalen an die Wirklichkeit heranzukommen."

Je verkehrtere Anwendung der Hegelianismus gefunden, je mehr er die Köpfe verdreht hat, um so schätzbarer sind so kräftige Worte, die ganz gemacht sind, den Hochmuthsnarren die Köpfe zurecht zu setzen.

Mitten unter den Werken über Philosophie finden wir auch den

Salon von Heine,

(zweiter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1835), wobei man unwillkürlich fragen muß: wie kommt Saul unter die Propheten? Auf den ersten Blick erscheint es allerdings sehr barock, daß ein Dichter wie Heine über die Philosophie, sogar über die Religion schreibt und dabei eine ernsthafte und gelehrte Miene annimmt. Liest man aber erst, wie er darüber schreibt, so begreift man, warum er darüber schreibt.

Heine ist in eine Bewegung der Geister fortgerissen worden, deren Anfangspunkt wir zunächst in Lord Byron suchen müssen. Ich nenne diesen edeln Namen, um von vorn herein anzuerkennen, daß jene Bewegung, wenn sie auch tief in den Schlamm der Gemeinheit geführt hat, doch auch die bessern Naturen ergreifen konnte und ergriffen hat. Die Unbehaglichkeit der Zeit, die nach dem Untergang der großen Napoleonischen Epoche eintrat, wurde immer untröstlicher, je mehr man sich überzeugen lernte, daß die neuen politischen Bewegungen nur kraftlose Wiederholungen der alten seyen. Der Unwille fraß tiefer, denn er suchte nun entweder die Quelle des Uebels oder nur einen neuen Gegenstand des Hasses in tiefern Regionen. Er stieg aus dem politischen Leben in das sociale hinab. Er glaubte hier entweder eine neue kräftige Wiedergeburt auch des größern politischen Lebens beginnen, oder auch nur die alten socialen Fundamente des politisch Bestehenden untergraben zu müssen. Aber auch hiebei ließ er es nicht bewenden. Er drang noch weiter in das tiefste Geheimniß der Herzen ein. Er wühlte im untersten Grunde, in der Religion, um hier entweder ein neues Fundament zu legen, oder auch nur das letzte vorhandene zu zerstören. So wurde der anfangs rein politische Republikanismus socialer St. Simonismus und zuletzt Atheismus. Es war ein großer Desorganisationsproceß, der zuletzt die innersten und edelsten Theile ergriff.

Wir dürfen nicht mißkennen, daß der größere Theil der Zeitgenossen noch außerhalb dieser bedenklichen Gährung steht, daß dieselbe aber doch schon viel weiter um sich gegriffen hat, als die literarischen Erscheinungen, die gleichsam voreilig aus der Schule geschwatzt haben, zu erkennen geben. Das Mißtrauen in die Religion, ja ein offenbarer Haß gegen die Religion wagt sich nur darum in jüngster Zeit hie und da so offen auszusprechen, weil es wirklich im Geheim sehr weit verbreitet ist. Und es handelt sich jezt nicht mehr, wie wohl ehedem, um bange Zweifel und Bekümmernisse in den Gemüthern, die nach Wahrheit und innerer Befriedigung ringen, sondern um eine entschiedene Abneigung, um eine feindselige Stimmung gegen alles, was noch mit der Religion zusammenhängt. Es handelt sich nicht mehr, wie wohl ehedem, um Priesterhaß, wobei die Ehrfurcht vor Gott bestehen könnte, sondern um Religionshaß, den viele Priester selber theilen.

Wie eine Sage, von der man nicht weiß, wie sie entstanden, geht es durch die Welt, dem Christenthum stehe sein Ende bevor. Nur wenige Stimmen haben es gewagt, die leise fortgeflüsterte Tradition mit lauter Stimme zu verkündigen. Sie werden schnell zum Schweigen gebracht und um so weiter pflanzt die Sage sich im Geheimen fort.

Viele knüpfen daran politische Träume von einer utopischen Republik, von einer socialen Wiedergeburt, von einer neuen sinnlichen Religion; Andere freuen sich nur des künftigen Zerstörens und der Anarchie. Heine ist der Einzige, der die Sage rein von der poetischen Seite genommen und sich als Dichter in sie verliebt hat. Ich spreche ihn aus innerster Ueberzeugung frei von jeder andern An- oder Absicht. Wie arg er auch in frivoler Lust gegen das Heiligste sich vermessen hat, das alles war nur die Consequenz seiner Fiction. Er nahm den Untergang des Christenthums bereits als eine unvermeidliche Thatsache an und freute sich an dieser ungeheuern Zerstörung um ihrer grauenhaften Schönheit willen, und er wollte, seinem von Natur frivolen Charakter gemäß, lieber Nero seyn, der bei Roms Brande lacht, als der Prophet, der bei der Zerstörung des Tempels von Jerusalem Thränen vergoß. Doch würde er sich wahrscheinlich weniger frivol dabei benommen haben, wenn das Ereigniß, das er nur voraussah, wirklich eingetreten wäre. Er glaubte, ganz rücksichtslos seyn zu dürfen, da er von noch nicht geschehenen Dingen sprach. Die Neuheit des Gedankens hatte ihn enthusiasmirt. Er beutet ihn so recht behaglich aus.

Hätte er nicht aus der eigentlichen Sphäre des Dichters heraustreten und die Reformatorenrolle übernehmen sollen, als nach der Julirevolution eine verwegene Jugend versuchte, das durch die Tradition lange schon vorausverkündigte Ereigniß zu beschleunigen? Selbst auf Kosten seiner Klugheit mußte ihn hier die Eitelkeit überraschen, als man ihm die Ehre anthat, ihn an die Spitze der antichristlichen Partei der Jugend zu stellen. Er vertauschte die lustige Miene des Dichters mit der ernsthaften des Lehrers. Er nahm die Würde des neuen antichristlichen Messias an und pries salbungsvoll (in seiner lezten Schrift über die Romantik) den apostolischen Eifer seiner Jünger in Deutschland. Unter den systematischen Schriften, die er in diesem neuen Berufe ausgehen ließ, nimmt der vorliegende zweite Theil des Salons den ersten Rang ein. Er wollte damit der Religion vermittelst einer Geschichte der Philosophie eine Diversion machen, so wie nachher in seiner Schrift über die Romantik vermittelst einer Geschichte der Poesie.

Doch konnte Heine auch in dieser gelehrten Maske seine dichterische Anschauungsweise nicht verläugnen. Sein großes Thema, der Umsturz der Religion, wird ihm unwillkürlich zu einer humoristischen Elegie. Er drückt es am kürzesten in folgenden Worten aus: „Unsre Brust ist voll von entsetzlichem Mitleid — es ist der alte Jehova selber, der sich zum Tode bereitet. Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Egypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibissen und Katzen erzogen wurde. — Wir haben ihn gesehen, wie er diesen Gespielen seiner Kindheit und den Obelisken und Sphinxen seines heimathlichen Nilthals Ade sagte, und in Palästina, bei einem armen Hirtenvölkchen, ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpalast wohnte. — Wir sahen ihn späterhin, wie er mit der assyrisch-babilonischen Civilisation in Berührung kam, und seine allzumenschliche Leidenschaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache spie, wenigstens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte. — Wir sahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptstadt, wo er aller Nationalvorurtheile entsagte, und die himmlische Gleichheit aller Völker proklamirte, und mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposition bildete, und so lange intriguirte bis er zur Herrschaft gelang, und vom Capitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte — Wir sahen, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menschenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philantrop — es konnte ihm alles nichts helfen. — Hört Ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder — Man bringt die Sakramente einem sterbenden Gotte."

Dieses Thema wird nun consequent von ihm durchgeführt, indem er in der Geschichte der Philosophie nichts andres sieht, als die Geschichte der vergeblichen Versuche, die alte Religion zu retten, und der glücklichen Versuche, etwas Neues dafür vorzuschlagen. Unter den erstern erscheinen ihm die unsrer neuern Mystiker am lächerlichsten, unter den leztern der des Juden Spinoza am dankenswerthesten. Diesem Juden allein gönnt er eine uneingeschränkte Ehre, die christlichen Philosophen erhalten, auch wenn er ihr antichristliches Treiben lobt, doch immer noch irgend einen spöttischen Denkzettel zum Abschied.

Seiner Meinung nach ist die Philosophie das Sympton des der Religion nahe bevorstehenden Untergangs. „Von dem Augenblick an, wo eine Religion bei der Philosophie Hülfe begehrt, ist ihr Untergang unabwendlich. Sie sucht sich zu vertheidigen und schwazt sich immer tiefer in's Verderben hinein. Die Religion, wie jeder Absolutismus, darf sich nicht justificiren. Prometheus wird an den Felsen gefesselt von der schweigenden Gewalt. Ja, Aeschylus läßt die personificirte Gewalt kein einziges Wort reden. Sie muß stumm seyn. — Seitdem nun, wie ich oben erzählt, die Religion Hülfe suchte bei der Philosophie, wurden von den deutschen Gelehrten, außer der neuen Einkleidung, noch unzählige Experimente mit ihr angestellt. Man wollte ihr eine neue Jugend bereiten, und man benahm sich dabei ungefähr wie Medea bei der Verjüngung des Königs Aeson. Zuerst wurde ihr zur Ader gelassen, alles abergläubische Blut wurde ihr langsam abgezapft; um mich bildlos auszudrücken: es wurde der Versuch gemacht, allen historischen Inhalt aus dem Christenthume herauszunehmen und nur den moralischen Theil zu bewahren. Hierdurch ward nun das Christenthum zu einem reinen Deismus. Christus hörte auf Mitregent Gottes zu seyn, er wurde gleichsam mediatisirt, und nur noch als Privatperson fand er anerkennende Verehrung. Seinen moralischen Charakter lobte man über alle Maßen. Man konnte nicht genug rühmen, welch ein braver Mensch er gewesen sey. Was die Wunder betrifft, die er verrichtet, so erklärte man sie physikalisch, oder man suchte so wenig Aufhebens als möglich davon zu machen. Wunder, sagten Einige, waren nöthig in jenen Zeiten des Aberglaubens, und ein vernünftiger Mann, der irgend eine Wahrheit zu verkündigen hatte, bediente sich ihrer gleichsam als Annonce."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 31. Freitag, 25. März 1836.

Philosophie.

Salon von Heine.

(Schluß.)

Aber auch diesem Deismus, sagt Heine, habe Kant den Rest gegeben, Gott über die Klinge springen und die Unsterblichkeit ausathmen lassen. Es sey daher seiner Meinung nach eigentlich ein Skandal, daß nachher noch einige Denker sich angemaßt hätten, Gott von den Todten wieder aufwecken zu wollen. Dies sey besonders von Schelling, der doch mit Spinozismus anfing, unverantwortlich. „Wir dürfen es nicht verhehlen, weder aus Pietät, noch aus Klugheit, wir wollen es nicht verschweigen: der Mann, welcher einst am kühnsten in Deutschland die Religion des Pantheismus ausgesprochen, welcher die Heiligung der Natur und die Wiedereinsetzung des Menschen in seine Gottesrechte am lautesten verkündet, dieser Mann ist abtrünnig geworden von seiner eignen Lehre, er hat den Altar verlassen, den er selber eingeweiht, er ist zurückgeschlichen in den Glaubensstall der Vergangenheit, er ist jetzt gut katholisch und predigt einen außerweltlichen persönlichen Gott, „der die Thorheit begangen habe, die Welt zu erschaffen.“ Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie Eleison singen, ob solcher Bekehrung — es beweist aber nichts für ihre Meinung, es beweist nur, daß der Mensch sich dem Katholicismus zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er seine physischen und geistigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todbette sind so viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Bekehrungsgeschichten gehören höchstens zur Pathologie und würden nur schlechtes Zeugniß geben für Eure Sache. Sie bewiesen am Ende nur, daß es Euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, so lange sie mit gesunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren. — Ich glaube, Ballanche sagt: es sey ein Naturgesetz, daß die Initiatoren gleich sterben müssen, sobald sie das Werk der Initiation vollbracht haben. Ach! guter Ballanche, das ist nur zum Theil wahr, und ich möchte eher behaupten: wenn das Werk der Initiation vollbracht ist, stirbt der Initiator — oder er wird abtrünnig. Und so können wir vielleicht das strenge Urtheil, welches das denkende Deutschland über Herrn Schelling fällt, einigermaßen mildern; wir können vielleicht die schwere, dicke Verachtung, die auf ihm lastet, in stilles Mitleid verwandeln, und seinen Abfall von der eignen Lehre erklären wir nur als eine Folge jenes Naturgesetzes, daß

derjenige, der an das Aussprechen oder an die Ausführung eines Gedankens alle seine Kräfte hingegeben, nachher, wenn er diesen Gedanken ausgesprochen oder ausgeführt hat, erschöpft dahinsinkt, dahinsinkt entweder in die Arme des Todes oder in die Arme seiner ehemaligen Gegner."

Das ganze Buch ist nur Polemik gegen die Religion und nur aus diesem Gesichtspunkt zu beurtheilen. Man hat es hin und wieder mit unbegreiflicher Verblendung für eine unschuldige Speculation der Eitelkeit, für einen Versuch, bei den Franzosen mit großen Kenntnissen zu brilliren, genommen und Heine den unnützen Vorwurf gemacht, er verstehe nichts von unsrer tiefsinnigen Philosophie und es sey eine große Anmaßung von ihm, sie den Franzosen erklären zu wollen. Das wollte Heine gar nicht. Die Philosophie war ihm nur ein Anhaltspunkt für seine antireligiösen Lehren, und er brauchte von derselben gerade nur so viel, als ihm zu diesem Zwecke diente. Er hat nicht etwas gelehrt, was er nicht verstand, sondern etwas, was er sehr gut verstand.

Die Philosophie ist ihm nur ein Mittel, um auf die Meinungen in der antichristlichen Richtung zu wirken und die Katastrophe des Christenthums dadurch herbeiführen zu helfen. Diesen Geist athmet sein Buch auf jeder Seite und es hat keinen andern Zweck. Heine spricht ganz deutlich: „Der Versuch, die Idee des Christenthums zur Ausführung zu bringen, ist jedoch, wie wir endlich sehen, auf's kläglichste verunglückt, und dieser unglückliche Versuch hat der Menschheit Opfer gekostet, die unberechenbar sind, und trübselige Folge derselben ist unser jetziges sociales Unwohlseyn in ganz Europa. Wenn wir noch, wie viele glauben, im Jugendalter der Menschheit leben, so gehörte das Christenthum gleichsam zu ihren überspanntesten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen. Die Materie, das Weltliche, überließ das Christenthum den Händen Cäsars und seiner jüdischen Kammerknechte, und begnügte sich damit, ersterem die Suprematie abzusprechen und letztere in der öffentlichen Meinung zu fletriren — aber siehe! das gehaßte Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt und die Repräsentanten des Geistes müssen sich mit ihnen verständigen. Ja, aus diesem Verständniß ist sogar eine solidarische Allianz geworden. Aber durch diese Verbündung geht die Religion des Spiritualismus desto schneller zu Grunde."

Hiermit erklärt er sein ganzes System, die Allianz der „Repräsentanten des Geistes" mit dem „Gelde" und mit dem „Schwerte" zum Umsturz des Christenthums, zur Herstellung einer heidnischen Republik für den alleinigen Zweck des Sinnengenusses: „Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig, und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brod und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jezt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt, und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Die nächste Aufgabe ist: gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall fletrirt, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unseren Weibern neue Hemde und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest. — Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung."

„Wir wollen keine Sanscülotten seyn, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien — Seyd deßhalb nicht ungehalten, Ihr tugendhaften Republikaner! Auf Eure censorische Vorwürfe entgegnen wir Euch, was schon ein Narr des Shakespeare sagte: meinst du, weil du tugendhaft bist, solle es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?" Doch vergißt uns Heine zu sagen, wie es möglich zu machen wäre, daß alle Bürger seiner wollüstigen Republik gleich kostbare Purpurmäntel tragen, gleichen Nektar und Ambrosia genießen könnten? Wenn er es nicht dahin bringen kann, wenn nach wie vor die Schwelgerei nur Sache weniger Reichen bleiben und nie Sache des ganzen Volks werden kann, so sollte es Heine auch beim Alten bewenden lassen und dem Volk keine so tollen republikanischen Vorschläge machen.

Am meisten ist es wohl zu bedauern, daß Heine durch solche Lehren die Jugend, die seine Schriften mit Begierde liest, demoralisirt. Er geht so weit, Seite 129 sogar zu läugnen, daß es etwas Böses, daß es

Laster gäbe. Er hebt den Unterschied zwischen Gut und Böse, Tugend und Laster, ausdrücklich auf und sagt, das sey auch nur eine dumme Erfindung des Christenthums. „Das Böse ist nur ein Wahnbegriff der christlichen Weltanschauung.“

Einem Manne, der einmal erklärt hat, daß ihm das Gute und Böse völlig gleichgültig sey, muß auch die Wahrheit und die Ehre gleichgültig seyn, und Niemand darf sich wundern, daß er heute desavonirt, womit er gestern prahlte, daß er heute dem deutschen Bunde seine Religiosität und Moral anpreist, nachdem er gestern ein solches Buch, wie das vorliegende, geschrieben hat.

Wir wollen indeß weniger einen Vorwurf aussprechen, als den Wunsch, daß Heine — da er noch jung genug ist — seiner lebhaften Phantasie eine andere Richtung und Nahrung geben möchte. Soll ihn die Nachwelt in den Reihen Holbachs, Marats, Heberts, Anacharsis Cloots, Chaumettes ꝛc. suchen müssen? oder wird er es vorziehen, sich von dieser nicht nur schlechten, sondern auch geschmacklosen Gesellschaft zu trennen? Wird er nicht bloß augenblicklich der Gewalt ausweichen und im Herzen unverändert bleiben und nur den günstigen Moment erwarten, um seinen Unglauben auf's Neue noch herber auszusprechen? oder wird er sich eines Andern besinnen und aufrichtig von sich werfen, was eines deutschen Dichters nun und nimmer würdig ist?

Etwas ist an jener Sage vom Untergang des Christenthums wahr. Wir werden nämlich im Schooße unserer Religion noch große Stürme erleben. Der Unglauben wird es allerdings noch bis zu einer Krise treiben. Aber auch aus dieser, wie aus jeder frühern, wird das Christenthum nur triumphirend hervorgehen.

Im Namen der Freiheit das Christenthum bekämpfen, ist ein Widerspruch. Das Christenthum selbst ist die reinste Freiheitslehre, weil es alle Menschen unter sich gleichstellt und jedem Einzelnen den freisten Willen läßt, den nichts einschränkt als die Gebote der Liebe. Wo in der Welt existirt eine Lehre, die des freien Mannes und des Dichters würdiger wäre? Jener Pantheismus, jener neue Natur-Cultus, den uns Heine empfiehlt, erniedrigt uns zu Thieren und sperrt uns in den Pferch des St. Simonismus ein, damit wir vorschriftmäßig pro rata arbeiten, fressen und uns vermehren. Das Kastenwesen in Indien ist noch poetischer, weil es wenigstens eine größere Abstufung zuläßt, und weil seine Moral reiner ist, weil es eine Scham zuläßt und gebietet, die in der ganz bestialischen Republik Heines wegfallen soll. Ein Zuchthaus, worin man wenigstens noch eine Aussicht auf die Freiheit hat, wäre besser als diese allgemeine Stallfütterung der Menschheit nach den Consequenzen eines socialen Materialismus.

Die Sache ist übrigens so wenig neu, daß wir vor kaum vierzig Jahren ihre Unausführbarkeit in Frankreich erlebt haben. Holbach hatte vor St. Simon vieles voraus, vor allem eine kühne und alles wagende Revolutionspartei, die nicht bloß liederliche Bücher schrieb und renommirte, sondern die wirlich Hand ans Werk legte, die Kirchen plünderte und zerstörte, die Priester mordete, die Religion für ein Verbrechen erklärte und Gott selbst feierlich absezte. Und doch war diese ungeheure Wirklichkeit nichts als eine vorübergehende Farce.

Sie wiederholen zu wollen, verräth große Kurzsichtigkeit, denn sind auch dieselben Ursachen vorhanden, so ist es doch thöricht, andre als dieselben Wirkungen davon zu erwarten.

Gewiß ist es zweckmäßig, die Philosophie und Geschichte zu Hülfe zu rufen, aber sie lehren etwas weit Anderes, als was und Heine als ihr Resultat mittheilt. Wie viel Stoff zum Ueberlegen für den Philosophen, wenn er sieht, wie derselbe mißverstandene Freiheitsdrang einst in England durch ein Uebermaaß des Christenthums, und in Frankreich durch eine Abstraktion von allem Christenthum sein Ziel zu erreichen suchte und es eben deßhalb in beiden Fällen verfehlte. Es waren dieselben Zwecke, dieselben Charaktere, welche dort in der hyperchristlichen Maske des Puritanismus, und hier in der antichristlichen des Jakobinismus dieselbe welthistorische Farce durchspielten. Was folgt daraus für den denkenden Geist? daß diesen bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaften in beiden Fällen die wahre Freiheit und das wahre Christenthum in der Mitte liegen blieb, und daß diese beiden sich näher stehen, als jene Extreme.

Auf schon betretenen Irrwegen wandeln, in schon bekannten Sackgassen die Bahn des Heils suchen, ist doch sehr unhistorisch und sehr unphilosophisch. Zwar findet der Irrlehrer in allen Fällen ein frisches Publikum voll Ignoranz und Neugier, das sich ihm aus Unkenntniß der großen weltgeschichtlichen Erfahrungen hingibt. Ein edles Talent aber sollte sich niemals einer so gemeinen Demagogie widmen; denn wenn es auch eine Zeitlang bei der Menge Glück macht, wird ihm der lezte Erfolg doch sicher entgehen und die Nachwelt wird ihn richten.

Wer die Menge demoralisirt, den trifft sicher ihr Undank. Wer die Thiere in den Leidenschaften des Menschen füttert, den zerreißen sie zulezt selber. Bei der Nachwelt aber bleibt das Mitleid für solche unglückliche Demagogen stets mit Ekel und Schaudern gemischt.

Heine könnte sich wohl eine weit schönere Bestimmung wählen.

Französische Literatur.

Histoire de la littérature allemande depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, précédé d'un parallèle entre la France et l'Allemagne, par Adolphe Peschier. Paris et Genève 1835. I. Vol.

Während in Deutschland selbst ein von Paris aus dirigirter Clubb junger Schriftsteller ausgekrochen ist, der für unser Volk nur ein Heil kennt, nämlich Franzosenthum, während diese Neu-Geschedianer mit traurigem Unsinn Aufsehen erregen wollen, tritt in Genf ein junger Literator auf, um deutscher Natur auf eine ganz andere Art Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als viele schreibende Franzosen neuester Zeit, in deren Lob sich ein gewisses Wundern, Protegiren und Vornehmthun mischt, das wir Deutsche heut zu Tage sehr lächerlich finden, da die Zeit lange vorüber ist, wo wir von den Franzosen à tout prix bemerkt und gelobt seyn wollten. Wenn es ihnen vortheilhaft und wohlgethan scheint, sich uns zu nähern und anzuschließen, warum thun sie dies nicht ohne vornehme Air's?

Nicht so A. Peschier. Er ging nach Deutschland, verweilte dort lange Zeit, lernte die Sprache, reiste in dem Lande, machte die Bekanntschaft unserer ausgezeichnetsten Literatoren, und kehrte vielfach aufgeklärt durch eigene Ansicht des Landes und Volks in seine Heimath zurück. Er hat überdies ein unbefangenes, reines, fühlendes und religiöses Gemüth, frei von allen Vorurtheilen französischer Schule und so hat er denn Deutschland auf eine in Frankreich neue Art aufgefaßt.

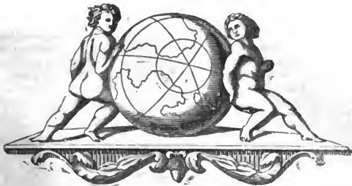
Im Morgen-, Literatur- und Kunstblatt ist seiner Zeit (1826, 1827 und 1830) anerkennend die Rede gewesen von des Dr. Chr. Müllers Vorlesungen über deutsche Literatur und später über die Geschichte der deutschen bildenden Kunst; sie waren die ersten dieser Art nicht nur in Genf, sondern auch in Frankreich, in einer Zeit, wo es noch nicht so leicht war, über die Gegenstände zu sprechen, zumal als Deutscher. Peschier war als französischer Literator viel günstiger gestellt. Er kannte überdies, was indessen von Guizot, Villemain, B. Constant, Barante, Thierry, Cousin, St. Marc-Girardin, Edgard Quinet, Lerminier, Chaslas und andern französischen Literatoren, deßgleichen von Dubois' trefflichem Globe, den zahlreichen spätern Revuen und französischen Zeitschriften über Deutschland ausgesprochen worden war und hat es trefflich benuzt und geschickt in seine eigenen Studien verwebt.

Peschier hat eingesehen, daß die Darstellung und Entwickelung einer Literatur unzertrennlich ist von dem genauen Eingehen in das Volksleben und den Volkscharakter, also in die Geschichte überhaupt. Es war freilich einem Franzosen schwer, hierbei gründlich zu seyn, darum finden wir bei Karl dem Großen einige gute Bemerkungen über die altdeutsche (romantische) Baukunst, welche freilich in dem Zeitalter der Hohenstauffen eine passendere Stelle gefunden hätten. Warum sagt der Verfasser kein Wort von der deutschen Kunst unter den Ottonen in ihrer merkwürdigen Beziehung zu Byzanz. Peschier nennt in der Einleitung Händl, Bach, Haydn, Mozart und Beethoven, warum nicht auch Erwin von Steinbach, Wilhelm von Köln, Joh. v. Eyck, Hemling, Holbein, Albr. Dürer, P. Vischer und Andere, die nicht weniger groß sind als jene und in der deutschen Kulturgeschichte einen gleich wichtigen Platz einnehmen.

Doch dies sind nur geringe Ausstellungen, die dem Buche nichts von seinem Werth nehmen. Um diesen zu belegen, greifen wir auf's Gerathewohl einiges rhapsodisch heraus. „Was ist eigentlich Dichtkunst? Es ist die glühende und sinnige Betrachtung der Seele über sich selbst und über die großen Erscheinungen der Natur; wie anders ließe sich der Aufschwung frommer Herzen gen Himmel nennen, diese innere Bewegung, die Milton ergriff und Klopstock begeisterte? Gewiß genügte nicht kalte Abwägung und Berechnung des Verstandes, um sich der Gottheit zu nähern, denn dies kann nur durch fromme, innige und tiefe Ueberzeugung geschehen. Großes schafft der Menschengeist nur, wenn er ergriffen und gerührt ist, wenn er glaubt. Frankreich hat eine Menge Versmacher hervorgebracht, aber nur wenige große Dichter. Woher diese Erscheinung bei diesem übrigens so geistreichen Volk? Was fehlte ihm? Der Glaube. In Frankreich will die Religion einen äußern Kultus mit Sinnenreiz, imponirendem Schmuck, glänzenden Ceremonien, reichen Kostümen und feierlichen Umgängen, sie will Kirchen mit schönen Gemälden und tausend Kerzen; mit einem Wort, sie will weniger eine Gott selbst dargebrachte Huldigung der Liebe und Verehrung, als eine Reverenz für seine Diener und Ausleger auf Erden."

Und eine andere Stelle: „Die Eitelkeit und die Gefallsucht thun auf dem linken Rheinufer mehr Wunder, als auf dem rechten. Man vermißt oft in Deutschland jenen feinen Ton, jene Urbanität der Sitten und der Sprache, die den Franzosen eigen sind. Die Art und Weise der Einwohner kann selbst steif und hölzern scheinen. Aber diese scheinbare Kälte ist nur Verlegenheit; ihnen ist eine herkömmliche und unvermeidliche Galanterie unbekannt, dafür haben sie die wahre Höflichkeit, d. h. die Höflichkeit des Herzens; denn unter allen Völkern ist bei den Deutschen am mehrsten natürliches Wohlwollen, Gutmüthigkeit und Herzlichkeit zu finden." Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32. Montag, 28. März 1836.

Philosophie.

Eine der beachtenswerthesten Schriften zur Kunde der neuern Philosophie ist das Werk des jüngern Fichte:

Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie,

(Heidelberg, Mohr), dessen erster Theil schon 1832 erschien, während der dritte noch erwartet wird. Mit Vergnügen sehn wir endlich einmal einen Philosophen von Profession, der es nicht verschmäht, die Beziehung seiner Wissenschaft zum Leben aufzufassen und nach der Geltung der Philosophie in der öffentlichen Meinung zu fragen. „Achtet man, sagt er, in Sachen der Philosophie auf das, was man öffentliche Meinung nennt: so läßt sich von jenem unbedingten Enthusiasmus für dieselbe freilich immer weniger spüren. Vielmehr scheint es gegenwärtig mit ihr zu jener Enttäuschung oder gänzlichen Nichtbeachtung gekommen zu seyn, welche als die nothwendige Gegenseite jeder Aufregung im wandelbaren Spiel der öffentlichen Meinung nicht auszubleiben pflegt. Und traut man dem äußern Anscheine, man sollte meinen: mit Recht! Denn wahrlich! ihre Koryphäen selbst sorgen dafür, jede Illusion von sich zu verscheuchen, und in jeder Art dem Haufen sich gleichzustellen durch Unduldsamkeit und Anmaßung, durch gauklerisches Ausbeuten aller kleinen literarischen Vortheile. Und man scheint nur wirklich enttäuscht! Keine Philosophie verleitet mehr zu großen Erwartungen, weil sie nirgends solche erregt, außer bei einigen jungen Parteigängern, die sich gerade das Abstruse oder Zufällige ihrer äußern Form zur Nachahmung wählen, um so noch vollends durch Uebertreibung und Affektation den Stempel des Lächerlichen ihr aufzudrücken, und selbst die gute und tüchtige Sache fast unheilbar zu entstellen. — Damit hängt noch ein anderes Uebel zusammen, welches nicht minder die Folge jener Zersplitterung unserer Literatur ist, die eine jede originale Erscheinung in unendlichen Nachahmungen und Variationen bis zum Absurden verzerrt. Kaum hat sich nämlich eine Schule mit einigem Nachdruck hervorgethan, so stellen die Anhänger sich ein, um durch Wiederholen, Bearbeiten, Anpreisen jedes Wort ihres Meisters wie ein tausendfaches Echo zu vervielfältigen. Dabei wird förmlich eine Verwaltung organisirt, um sich auch nach Außen hin die Gewalt zu sichern; man eröffnet einen Feldzug gegen die Andersdenkenden, errichtet Zeitschriften, unter sich als eine Anstalt wechselseitiger Lobversicherung, für die Andere zum Hohn oder zum Schrecken; und jeder Arroganz und Nichtigkeit wird Vorschub geleistet, wenn sie nur in den bekannten Farben der Partei erscheint. — Aber auch dies geht bald vorüber; denn

nun kommen vollends die Aenderer und Umarbeiter, für die es hinreicht, innerhalb der neueröffneten Grundansicht irgend einen besondern Standpunkt sich auszubilden, welchen sie nun, wie wenn es wirklich etwas durchaus Neues wäre, sofort auf das Breiteste ausführen. Solche Modificationen der Kantischen, Jacobischen, Schelling'schen Lehren haben wir fast in unzählbaren Uebergängen und Schattirungen; und auch an der Hegel'schen Schule beginnen sie schon deutlich hervorzubrechen. Kommt nun noch dazu, daß bei den meisten dieser philosophischen Produkte trotz ihrer vornehmen Gespreiztheit die innere Leere und Unsicherheit nur allzu deutlich hindurchblickt; so gibt dies Alles unserer philosophischen Literatur den Eindruck eines so beschränkten Treibens und einer so unerfreulichen Verwirrung, daß in der That die Schuld des übeln Rufes, in dem die Philosophen stehen, großen Theils mit Recht auf sie zurückfällt. — Ueberhaupt ist jezt die Zeit der Autoritäten, der Geistermonarchien, der terroristischen Zwangsherrschaft vorüber, und es zeigt nur die höchste Beschränktheit, von einem philosophischen Systeme, oder von einer politischen, wie religiösen Sekte die endliche Umschaffung und Rettung der Welt zu erwarten. Aber gerade die dürrsten und dürftigsten Geister spiegeln sich wohlgefällig in solchen Hoffnungen, und tragen um so stolzer das Strohfeuer ihres Enthusiasmus zur Schau, als sie selbst keineswegs bewußtlos sind über die arge Täuschung, in welcher sie befangen. — Es ist das Gesetz der Menschheitentwicklung, Alles, was in ihm in irgend einer Richtung als Anlage verborgen ist, an den Tag des Bewußtseyns zu fördern; sie individualisirt sich fortschreitend immer reicher und tiefer; und diese Befreiung der Individualitäten nach allen Seiten ist der eigentliche Inhalt der Geschichte."

Der Verfasser zeigt nun, wie wenig die einzelnen Philosophen Ursache haben, zu prahlen, da alle ihre Systeme erst zusammengenommen ein Ganzes bilden, da jeder nur sein Scherflein beiträgt und bei scheinbarer Freiheit doch nur vermöge einer zwingenden Nothwendigkeit, weil eben nur diese und gerade so viele Systeme oder Theile des Systems der Systeme möglich sind.

Von diesem durchaus richtigen Standpunkt aus combinirt und vergleicht nun Fichte die neuern Systeme. Wenn er mit besonderer Ausführlichkeit bei Hegel verweilt, so hat dies seinen natürlichen Grund in der Bedeutung, die man dem Hegel'schen System in neuerer Zeit, zustimmend oder abgeneigt, doch immer beigelegt hat. Man kann nicht wohl mit größerer Klarheit und Gerechtigkeit über diese vielbesprochene Sache sprechen, darum heben wir hier einige der schlagendsten Stellen aus: „Hegel hat den Buchstaben Schellings vollendet, mit seinem Geist aber sich in Widerspruch gesezt. — Hegels System ist in den Grundideen folgendes: Das Universum in all seinen unendlichen Gegensätzen und Gebilden stellt die Geburtsarbeit Gottes dar, durch die Natur hindurch sich zum Geiste zu machen, und darin endlich sein Selbstbewußtseyn zu finden. Die gesammten Naturstufen sind nur die unreife, dämmernde Vorbereitung dazu, wie die endlichen Geister der Weltgeschichte, von den einzelnen Völkern bis zu den Individualitäten der Stämme, Familien und Personen herab, nur die vorüberschwindenden Phasen sind, durch welche die Arbeit des Weltgeistes, zu sich selbst zu kommen, verläuft. Auch in Gott ist die höchste Thätigkeit theoretischer Natur: Weltschöpferisch, d. h. sich in die endlichen Gegensätze der Natur und des Geistes auseinanderlassend, hat er darin doch nur die Bestimmung, in ihnen sich selbst zu erkennen. Da nun aber diese göttliche Selbsterkenntniß lediglich im menschlichen Bewußtseyn zu Stande kommt; so ist diese unsere theoretische Thätigkeit, welche zugleich Gottes ist, wahrhaft der höchste Zweck alles Daseyns. Wir können ohne Zwang diese Consequenz auch so ausdrücken, daß alle Dinge nur dazu da sind, um von Uns (d. h. von Gott) als die seinigen (als der selbstgegebene Gegensatz seiner selbst) erkannt, d. h. philosophisch begriffen zu werden. — So ist denn eines Theils die unmittelbare Wirklichkeit der Geschichte recht eigentlich die Gegenwart Gottes; sie ist die jeweilige höchste Stufe seiner Erarbeitung und Selbstentwicklung; daher denn auch ganz folgerecht, was vernünftig (göttlich) ist, als wirklich, und was wirklich, als vernünftig bezeichnet worden. — Andern Theils aber ist die höchste Stufe und das lezte Ziel alles Daseyns, dem sich Jegliches wie seinem Gipfel zubewegt, die Philosophie. Erst in dieser ist Gott vollkommen bei sich selbst, weil in ihr sein höchstes Selbstbewußtseyn zum Durchbruch gekommen. Mit der Philosophie, mit dem Philosophen ist die Schöpfung geendet: Höheres gibt es nichts im Himmel und auf Erden; denn erst in ihm hat sich Gott in höchster Potenz verwirklicht."

„Aber auch sonst endet die Lehre höchst charakteristisch in einer Art von politischem Quietismus, der freilich Manchen höchst brauchbar und empfehlungswerth erschienen ist. Die wirkliche Welt ist ohne Rückhalt der gegenwärtige Gott, und so bleibt es denn hiernach eben die höchste Weisheit und Tugend, absolut zufrieden zu seyn mit ihr, wie schlecht es auch im Einzelnen um sie stehe. Muß doch Gott selbst mit ihr zufrieden seyn, da es ihm noch nicht gelungen, eine höhere Gestalt derselben aus sich hervorzuarbeiten: — fürwahr das kräftigste Argument, um jeden Mißmuth und weltverbessernden Enthusiasmus niederzuschlagen! Da übrigens der Organismus des Staats die höchste reelle Gestaltung der absoluten Vernunft, so wie die Philosophie die höchste

ideale ist; so sind auch die Staats- und Bürgerpflichten der wahre Ausdruck menschlicher Sittlichkeit; und unbescholten und in tadelloser Gesetzlichkeit dahinzuleben, die vernunftgemäße Vollendung des Daseyns. Man sieht, wie trotz dem anfänglichen Versenken in die Tiefen der göttlichen Dreieinigkeit Alles sich früh genug in die kahlen Resultate gewöhnlicher Philisterei und Spießbürgerlichkeit verflacht."

Nunmehr scheint es auch erklärlich, warum dieser Hegel eine so große Bedeutung als Lehrer erhalten konnte. Seine politische Tendenz trug das meiste dazu bei, und dann seine affektirte Unverständlichkeit, das Orakelmäßige, die Mystifikationen seiner Form. Sehr wahr sagt Fichte: „Manche Lehren sind schon dadurch widerlegt, daß man ihr eigentliches Ergebniß aus ihnen hervorarbeitet, und wenn die Hegel'sche einen Theil ihrer imponirenden Wirkung der scholastischen Unverständlichkeit verdankt, in welcher sie bisher sich erhalten; so wird sie gerade dadurch ihre Bedeutung verlieren, daß man sie durchaus versteht in ihrer Stärke und Schwäche, daß man ihren dialektischen Calcül vollkommen ihr nachzurechnen vermag. Es geht mit solchen Geisteserzeugnissen, deren Bedeutung nicht in einer neuen, tiefen und unendlichen Wahrheit liegt, sondern im geduldigen Durchführen einer Methode, eines stätigen Einerlei im Vielfachen, fast wie mit Charaden oder Werken von verborgen künstlichem Mechanismus. Sie beschäftigen nur so lange, als man das Wort des Räthsels nicht gefunden; kann man sie nachmachen, so ist das Interesse daran vorüber. — Und so sagen wir voraus, ohne Furcht als falsche Propheten erfunden zu werden, daß die Wirkung jenes Systemes, was seine einzelnen Resultate und seine ganze Weltansicht betrifft, in der allgemeinen Gedankenmasse der philosophischen Bildung schneller und spurloser verschwinden wird, als irgend eine der vorhergehenden. Denn es ist nicht ein durchaus neues und zu vielfacher Entwicklung anregendes Erkenntnißprincip darin niedergelegt, wie in der Kantischen und der Naturphilosophie, sondern eine einzelne Richtung, die dialektische, ist in ihr zu einer Einseitigkeit und Verknöcherung gediehen, die, schlechthin mit sich zu Ende gekommen, von dieser Seite her kaum eine weitere Entwicklung zuläßt. Deßhalb hat es auch Anhänger und Nachahmer in großer Zahl, doch wenig fortwirkende Jünger gefunden, und statt den Blick zu befreien, hat es nach Verknechtung der Geister gestrebt. Das Uebermaaß einer abstrusen Terminologie macht es allerdings geläufig und bequem, ohne eigenen Geist fortzurechnen mit jenen Formeln, und das Trivialste in allerlei Ausspinnungen aufgegriffener philosophischer Schlagwörter zu verkleiden. Bis zu welchem trocknen Aberwitze darin es manche gebracht haben, liegt am Tage; was wir indeß dem Urheber an sich nicht zur Schuld anrechnen, wohl aber als ein Zeichen betrachten dürfen, daß in seiner Philosophie ein ausgebildetes höchstes Extrem, keineswegs ein lebendiger Keim universaler Entfaltung niedergelegt ist."

Mit derselben Klarheit und edeln Freimüthigkeit spricht der Verfasser über alle neuern Systeme.

Im zweiten Theile gibt Herr Fichte sein eigenes System, das er auf die Kritik der übrigen gebaut hat. Es ist consequent, es muß den übrigen Systemen in der Reihe so und nicht anders folgen. Allein wir möchten fragen, warum der geistvolle Verf. nicht lieber gleich noch einen Schritt weiter gegangen ist und ich will nicht sagen die Trüglichkeit, aber doch die bloß beziehungsweise Wahrheit auch dieses wie jedes andern Systems erkannt hat. Wir sind nämlich der Ueberzeugung, daß der Mensch sich im ganzen weiten Umfang seines Denkens vollkommen orientiren kann, ohne daß er darum auch nur den leisesten Schein von Gewißheit gewinnt, daß diesem seinem Denken auch die absolute Wahrheit wirklich entspreche. Allerdings hätte die Philosophie allen Reiz verloren, wenn man dabei nicht immer von der Voraussetzung ausginge, daß man zu absoluter Gewißheit gelangen müsse; aber die schwere Kunst besteht darin, daß man niemals Ungewisses für Gewisses ausgebe. Bei der Ungewißheit kann die größte menschliche Weisheit bestehen, während die eingebildete Gewißheit nie ohne einen Anstrich vom Gegentheil der Weisheit ist. Die Einbildung, man habe die absolute Wahrheit und man wisse alles so gewiß, als es Gott selber weiß, ist offenbar, so allgemein sie auch unter den Philosophen herrscht, eine gelinde Gattung von Wahnsinn.

Von jeher galt es, den Beweis zu führen, daß, was man denke, auch absolut gewiß sey. Die kecksten Philosophen sagten, die Sache ist eben deßhalb gewiß, weil ich sie denke, und es gibt gar nichts Anderes, als was ich denke. Die bescheidnern mühten sich dagegen auf alle Weise ab, die Uebereinstimmung des von uns Gedachten mit dem absolut Gewissen auszumitteln. So sehr Herr Fichte sich dagegen sträubt, sein System sey nur wieder eine neue Hypothese, um diese vorausgesetzte Uebereinstimmung (die sogenannte Identität des Subjectiven und Objectiven oder die Einheit des Denkens und des Gedachten) zu erklären, so ist es uns doch nicht möglich gewesen, bei aller Achtung und Neigung für diesen sonst in jeder Beziehung so vorurtheilsfreien Denker, in seinem neuen Versuch etwas Anderes zu sehen, als eine solche neue Hypothese.

Auch er fällt nämlich in den Fehler aller Identitäts-Philosophen, von der einen (subjectiven) Seite, die er allein kennt, einen sichern Schluß auf die andere (objective), die er nicht kennt, machen zu wollen. Dies ist so

unmöglich, als es unmöglich ist, hinter einen Spiegel zu sehen. Immer reflectirt sich nun unsre Anschauung. Herr Fichte erkennt an, daß unser Erkennen beschränkt und an eine Entwicklung innerhalb gewisser Gegensätze gebunden sey, aber dabei bleibt er nicht stehen, sondern identificirt dieses bekannte und beschränkte Wissen wenigstens in der Anlage mit dem unbekannten und unbeschränkten Wissen Gottes, indem er annimmt, der menschliche Geist sey in der Anlage wirklich ein Theil des göttlichen Geistes und berufen, allmählich das nachzudenken, was Gott vorgedacht habe, und es würde nicht möglich seyn, daß unsre Erkenntniß sich die Dinge aneignete, wenn sich darin nicht der Proceß des göttlichen Denkens wiederholte. Alles sey göttlicher Gedanke und außer diesem sey nichts, und unser Denken selbst sey nur der denkende Gedanke Gottes, in dem sich eben kein anderes Denken zu wiederholen vermöge, als das göttliche.

Was ist das nun anders, als eine neue Vermuthung über die ewig in Frage gestellte Uebereinstimmung des Denkens mit der absoluten Gewißheit der Dinge? Führt uns aber diese Vermuthung sicherer zur Gewißheit? Nein. Auch sie beruht auf unerwiesenen und überhaupt unerweislichen Voraussetzungen. Alles, was wir von uns auf Gott übertragen, ist schon deßwegen, weil es von uns kommt, einseitig und voraussichtlich viel zu klein für Gott. Insbesondere aber scheint uns die Zumuthung der Denker von Profession, Gott solle nur immer denken, etwas handwerksmäßig, und nicht weniger naiv, als die Zumuthung der kriegerischen Heiden, Gott solle nur immer Krieg führen. Ist das Denken nicht etwas sehr Untergeordnetes? Geht ihm nicht das Thun und das Seyn vorher? Kann man etwas denken, was nicht zuvor wäre? Ist es nicht rein willkürlich, anzunehmen, Gott habe alles erst denken müssen, bevor er es gemacht? — Und kommt es etwa beim Menschen selbst auf das bloße Denken an? Ist der Mensch gemacht, um bloß zu denken? Keineswegs, er ist gemacht zu handeln, und zu seyn. Welch unermeßliche Fülle von Schönheit und Glück liegt in dem Seyn, das gar nicht über sich nachdenkt.

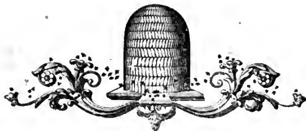
Wenn man denn aber durchaus das Ewige im Zeitlichen, das Göttliche im Menschlichen erfassen will, warum sucht man es nicht da, wo wenigstens die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß es gefunden werden könne? Ich meine im Edeln, Schönen. Dieses bleibt sich gleich, in dieser und in jener Welt, im Himmel und auf der Erde, bei der Gewißheit der Dinge und bei der Ungewißheit, im wirklichen Leben und auch noch im Gedicht, ja im Traum. Darum sagt Calderon so schön: Kümmere dich nicht, ob du wachst oder träumst, ob die Dinge um dich wirklich sind oder Schein, in jedem Fall handle edel! Das ist nicht bloß die erhabenste Lebensweisheit, sondern auch die tiefsinnigste Metaphysik.

Dichtkunst.

Bürger's sämmtliche Werke, herausgegeben von A. W. Bohtz. Einzig rechtmäßige Gesammtausgabe in Einem Bande, mit dem Bildniß des Dichters und einem Facsimile seiner Handschrift. Göttingen, Dieterich, 1835.

Eine typographisch so schön ausgestattete Gesammt-Ausgabe, wie wir deren zum Glück schon mehrere von unsern anerkanntesten Dichtern besitzen. Diese Sammlung der Werke Bürgers ist sehr vollständig und sehr kritisch, indem sie nicht nur die Briefe, sondern auch die Varianten aufgenommen hat. Das Leben des Dichters von Althof, und die bekannte Kritik seiner Werke von A. W. von Schlegel sind hinten beigefügt. Dieses Urtheil Schlegels über Bürger ist ein richtiges, doch haben wir keinen angenehmen Eindruck, wenn der Herr von Schlegel in eiskalter Hand das warme Herz des unglücklichen Dichters wägt und durch seine eigne bis zur Pedanterie getriebene Eleganz das Rohe, was Bürger allerdings hatte, doppelt bemerklich macht. Auch verräth Herr von Schlegel viel zu viel Minutiosität, indem er dem armen Bürger die Federn vom Rock liest und ihm nicht selten Zeile für Zeile nachweist, wie er die Sache hätte besser machen können. Bei der Beurtheilung eines Dichters kommt es darauf an, den Charakter, die ganze poetische Eigenthümlichkeit desselben aufzufassen, und das Einzelne in seinen Werken nur am Maaßstab dieser Eigenthümlichkeit zu messen. Ist diese Eigenthümlichkeit, z. B. bei Bürger, ein roher, selbst grober Edelmuth, so wird eine vernünftige Kritik auch in allen einzelnen Stellen Bürgers den Ausdruck eines solchen groben Edelmuths natürlich finden müssen, und nichts wäre wohl unkritischer, als zu verlangen, Bürger hätte sich anders, nämlich statt grob, fein und statt edelmüthig bloß galant ausdrücken sollen. Gleichwohl ist der große Kritiker A. W. von Schlegel in diesen kleinen Fehler verfallen und hat dem armen Bürger alles Ernstes zugemuthet, er hätte sich nicht so roh und warm, er hätte sich überall zierlich und kalt ausdrücken, mit einem Wort, er hätte nicht Bürger, er hätte August Wilhelm von Schlegel seyn sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 33. Mittwoch, 30. März 1836.

Philosophie.

Geschichte und Kritik des Skepticismus und Irrationalismus in ihrer Beziehung zur neuern Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf Hegel. Zugleich die lezten Gründe für Gott, Vernunftgesetz, Freiheit und Unsterblichkeit. Von Dr. J. F. E. Tafel. Tübingen, Laupp, 1834.

Der berühmte Uebersetzer und Commentator Swedenborgs hat dieses vielumfassende Werk geschrieben, um nach allen Seiten hin die Philosopheme zu widerlegen, die dem Christenthum, welches auch die einzig vernünftige Philosophie in sich schließt, entgegengetreten sind. Mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit durchmustert er die Zweifler aller Zeiten, und verweilt zulezt mit besonderem Interesse bei Hegel. Wir begnügen uns, seine Hauptargumente hervorzuheben. „Das ewige Seyn, das schon als Inbegriff aller Realitäten zugleich als keines Dinges bedürftig, aber auch als der Grundtrieb des Alls, als Princip alles Lebens, ja als das einzige Leben gedacht werden muß, muß demnach als die Herrschaft des uneigennützigen Triebes, somit als die Herrschaft des Sittengesetzes oder der uneigennützigen Liebe, d. h. als die reine, über aller Selbstsucht erhabene Liebe gedacht werden. Diese reine Liebe aber als solche vergißt gleichsam sich selbst als Zweck, und macht Wesen außer ihr zu ihren Zwecken, denen sie das Ihrige mittheilen und dadurch sie bleibend beglücken, also ewig beseligen will. Sie kann demnach nicht, ohne sich selbst zu widersprechen und aufzuhören, reine Liebe zu seyn, diese andern, als Selbstzwecke geschaffenen Wesen wieder zu bloßen Mitteln, zu bloßen Instrumenten herabwürdigen, auf welchen nur sie selbst spielt. Sie muß dieselben also nothwendig ewig als Wesen behandeln, welche zwischen entgegengesezten Bestimmungsgründen frei wählen, mithin nicht nur das Ungöttliche, sondern auch das Göttliche, nicht nur das Falsche, sondern auch das Wahre sehen und ewig bei dem Erwählten bleiben können. Sie durfte dieselben also nicht einer nothwendigen und bleibenden Täuschung unterwerfen, sondern mußte vielmehr — diese moralische Nothwendigkeit ist in ihrem eigenen Wesen gegründet — sie der Wahrheit empfänglich machen, und ihnen diese nahe legen, da sie ja außerdem dieselben zu bloßen Mitteln machen, also sich selbst widersprechen, und aufhören würde, reine Liebe zu seyn." Das ist eigentlich die Quintessenz des Buchs. Mit dieser nicht minder schönen als vernunftgemäßen Lehre tritt der Verfasser siegreich den Zweiflern und besonders der widerlichen und bornirten Lehre Hegels entgegen (daß nämlich Gott sich selber erst schaffen müsse und

immerwährend mühselig an seiner eignen Geburt arbeite, und nirgends anders geboren werde als nur im menschlichen Bewußtseyn).

Vorlesungen über Philosophie, über Inhalt, Bildungsgang, Zweck und Anwendung derselben auf's Leben. Von Dr. Troxler. Bern, Fischer, 1835.

Mit welcher Wärme Troxler auch an den jüngsten Wirren seines schönen Vaterlandes Antheil genommen hat, so gehört er doch nicht zu den Philosophen, die geneigt sind, ihre auf das Ewige gerichtete Wissenschaft zum Werkzeug eines politischen Tagesinteresses zu erniedrigen. Troxler beschämt hierin so manchen vornehmen Philosophen des Nordens, die ihren politischen Servilismus von der Wissenschaft nicht so gut zu trennen wissen, als Troxler seinen Radikalismus davon zu trennen weiß. Er erklärt ausdrücklich, die Philosophie dürfe so wenig Werkzeug des Staats werden, als sie Dienerin der Kirche hätte bleiben können. Und durch das ganze Buch geht ein Geist der Mäßigung und Billigkeit, ja der höchsten Achtung gegen vielfach andersdenkende Philosophen hindurch, so daß an einem feurigen Republikaner diese Unbefangenheit überraschend und doppelt schätzbar erscheinen muß.

Noch mehr wird vielleicht mancher Leser überrascht, wenn er Seite 187 liest, daß Troxler den Abfall vom Evangelium für die Ursache aller Fäulniß in der Philosophie erklärt und von der Rückkehr zum Evangelium das künftige Leben dieser Wissenschaft abhängig macht.

Das Buch besteht übrigens bloß in einer geistreichen Charakteristik der Philosopheme, besonders der jezt herrschenden, woran Belehrungen und Warnungen für die noch Uneingeweihten geknüpft werden. Die außerordentliche Menge von gut gewählten Citaten machen die Charakteristik der verschiedenen philosophischen Ansichten noch lebendiger, und daß sich viele Aeußerungen von Nicht-Philosophen über Philosophie darunter finden, ist um so erfreulicher, weil dadurch dem Laien das Verständniß und die Theilnahme an der Philosophie erleichtert, dem Mann von Fach aber mancher treffliche Wink gegeben wird.

Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben. Für denkende Leser herausgegeben von Heinrich Schmid. Stuttgart, Liesching, 1836.

Der Verfasser, Professor in Heidelberg, ist vor wenig Wochen gestorben, bevor er noch den Schluß dieses Werkes vollenden konnte. Er war ein redlicher und freisinniger Mann, ein in jeder Beziehung würdiger Schüler von Fries. Gleich diesem ist er Kantianer, hebt aber hauptsächlich das sittliche Moment des Kantianismus hervor. Er bedauert, daß man von dieser einfachen Philosophie, die bei uns selbst aufräumt, uns unsern Geist und unser Leben wohl bestellen lehrt, zu dem Systemen Fichtes, Schellings, Hegels ꝛc. abgewichen sey, die von Dingen handeln, welche wir doch niemals wissen können, die sich ein absolutes Wissen, wie Gott selbst anmaßen, die dadurch bald einen unverständigen Hochmuth, bald eine alle Freiheit tödtende hierarchische Passivität erzeugen, und die sich zwar unter einander selbst beständig widersprechen und wechselseitig vernichten, eben dadurch aber die edle Wissenschaft der Philosophie in Mißkredit bringen, was alles nicht geschehen würde, wenn man beim Kantianismus stehen geblieben wäre. Herr Schmid hat in vieler Beziehung Recht, aber er vergißt, daß jene Philosophie, die er verwirft, nicht nur unvermeidlich und im Entwicklungsgange des Denkens nothwendig, sondern auch nützlich war, und wäre es auch nur gewesen, um den Einseitigkeiten, an denen der Kantianismus ebenfalls leidet, zu begegnen.

Gleichwohl führt Herr Schmid den Streit auf den rechten Gesichtspunkt zurück. Was ist die praktische Folge? Was gewinnt oder verliert das Leben bei dieser oder jener Philosophie? Das ist die wahre Frage. Wehe der Philosophie, die vor dem Urtheilsspruch einer edeln männlichen Gesinnung nicht bestehen kann, die sich von dem Makel einer unfreien und unsittlichen Tendenz nicht reinigen kann! Der Verfasser schließt sich daher als Philosoph an die Feinde der Philosophie an und sagt, diese leztern hätten ganz Recht, eine Wissenschaft zu scheuen und sogar zu verachten, die dem feindlich entgegen stehe, was jeder wohlorganisirte Geist und jeder ehrliche Mann auch ohne Philosophie als das allein Wahre und Gute erkennt. Er gibt sich aber Mühe, den Feinden der Philosophie einleuchtend zu machen, daß seine oder vielmehr die Kantische Philosophie jene Abneigung nicht verdiene, sondern vielmehr ganz für brave und praktische Leute gemacht sey.

Bekanntlich hatte Hegel die Bescheidenheit zu sagen, was er denke, denke Gott, er selber sey Gott und sein Schüler Förster glaubte diese Lehre in Verbindung mit dem Christenthum zu bringen, wenn er sagte, Hegel sey zwar nicht Gott Vater, auch nicht Gott der Sohn, aber doch Gott der heilige Geist. Erscheint nun diese Hoffahrt gepaart mit dem engherzigsten Servilismus, so hat man freilich ein Recht, sich über die Mißbräuche der Philosophie zu beklagen. Daher ist es sehr richtig, wenn Schmid sagt, daß die Philosophie, anstatt die ewige Geistesfreiheit zu wahren, mit dem in der Restaurations-Periode grade herrschenden Zeitgeist gebuhlt habe. Doch würden die Vorwürfe des Herrn Schmid noch schlagender

seyn, wenn er dabei besser unterschieden hätte. Er hat dem historischen Princip Schellings offenbar zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen, und diese Lehre, die einer wohlverstandenen Freiheit nur günstig ist, von der ganz unhistorischen Verewigung der Hierarchie und des Feudalismus und von dem ganz gemeinen politischen Bedientengeist der Hegelianer nicht genug gesondert.

Auch darin scheint er uns Unrecht zu haben, daß er gegen die Tagesordnung eifert, welche die materiellen Interessen auf eine Zeitlang an die Stelle des Geistigen gesezt hat. Grade diese Tagesordnung muß den praktischen Sinn begünstigen, den er statt der philosophischen Träumerei verlangt. Seinen Vorwürfen liegt zwar ein höchst edles Motiv zu Grunde. Er sieht in diesem materiellen Treiben den Egoismus vorherrschen und dieser scheint ihm der Erbfeind aller schönen und freien Bildung. Doch sehen wir in diesem Treiben sehr viel Gemeinnütziges. Vielleicht wurde der Egoismus dem gemeinen Wesen nie so dienstbar, als durch die materiellen Interessen.

Die Hegel'sche Religions-Philosophie, verglichen mit dem christlichen Princip, von Eschenmayer. Tübingen, Laupp, 1834.

Der sehr fromme Philosoph hat hier nicht ohne innerliche Entrüstung das falsche Spiel aufgedeckt, das die Hegelianer mit dem Christenthum treiben, indem sie Christum nur den Vorläufer Hegels nennen und in dem leztern sogar mehr als Gott Vater selber sehen, nämlich den heiligen Geist, ohne dessen klares Bewußtwerden Gott Vater ganz im Dunkel des Nichtbewußtseyns und Gott Sohn nur im Claire obscure der Vorstellungen befangen geblieben wäre.

Man ist mit den Hegelianern in einem eignen Falle. Bedenkt man, wie zahlreich sie sind, welches Einflusses sie sich bemächtigt haben, und mit welcher ernsthaften und sogar siegreichen Miene sie ihre Lehren in der Welt verbreiten, so muß man sich geneigt fühlen, sie ernsthaft zu bekämpfen. Wenn man aber auf der andern Seite bedenkt, daß sie doch gar zu aberwitzig sind, so muß ein vernünftiger Mann sich erst fragen: machst du dich nicht selber lächerlich, indem du das Lächerliche ernsthaft nimmst?

Wenn die Hegelianer, und unter ihnen ganz vorzüglich Göschel, sich unausgesezt Mühe geben, das Christenthum zu verhegeln, wenn sie beständig sagen: unsre Philosophie ist das wahre Christenthum, nämlich das erst durch Hegel zum Verstande gebrachte, bisher nur in Vorstellungen herumnebelnde Christenthum; so liegt es zwar sehr nahe, daß fromme Männer, die da glauben, das Christenthum sey bisher schon genugsam bei Verstande gewesen, diese unerhörte Anmaßung der Hegelianer zurückweisen. Aber gar zu ernsthaft darf man die Sache doch nicht nehmen, denn im Ernst kann die christliche Religion weder jemals in jene Philosophie verwandelt werden, noch durch sie die mindeste Störung erleiden. Daß der Hegelianismus sich an das bestehende Christenthum, wie an die bestehenden politischen Verhältnisse anzuvettern gesucht hat, ist grade der schlagendste Beweis, wie sehr er verzweifeln muß, aus eignen Mitteln fortexistiren zu können. Ueberdies ist seine Form kein eigentliches Wesen, und diese Form widerstrebt so sehr jedem klaren Denken und richtigen Fühlen, und entbehrt so sehr jeder überzeugenden Einfachheit und hinreißenden Schönheit, daß sie nun und nimmermehr populär, also auch nie wichtig werden kann. Diese Form ist ganz darauf berechnet, eine Zeitlang der lieben Dummheit zu imponiren, und selbst die Mißtrauischen zu mystificiren; aber mit allen Mitteln des Geheimthuns, Wichtigthuns, des dialektischen Doppelsinns, der Reservationen und zulezt der Grobheit, kann sie sich doch nicht lange halten. Die Neugier, welche sie unter den Gelehrten allein erregen kann, ist bald befriedigt. Die Hülfe, welche sie dem Christenthum und dem politisch Bestehenden anträgt, erscheint bald als überflüssig, ja man fürchtet, sich durch solche Helfer zu compromittiren. Das Volk in Masse nimmt gar keinen Theil. Als, wie die Bibel sagt, der heilige Geist sich den Jüngern offenbarte, verstanden sie alle Sprachen und predigten auch denen klar, die sie sonst nicht verstanden hätten. Als, wie die Hegelianer sagen, der heilige Geist in Hegel und seinen Jüngern sich offenbarte, geschah das Umgekehrte. Sie vergaßen alle Sprachen und wurden Jedermann unverständlich. Wie kann man irgend im Ernst im Guten oder Bösen etwas Großes erwarten von einer Coterie, deren ganze Tendenz die Unpopularität ist?

Zwar nur aphoristisch, doch zusammenhängend und mit großem Scharfsinn hat Eschenmayer die Hegel'sche Irrlehre anatomirt und überall deutlich nachgewiesen, welche Arroganz dazu gehört, diese Lehre für das wahre und überdies verbesserte Christenthum auszugeben. Er geht mit Recht davon aus, daß das Christenthum die Religion der Liebe sey, und daß dem Wesen der Liebe nichts so sehr widerstrebe, als die Hoffahrt eines Professors, der sich für den heiligen Geist ausgibt. Er geht ferner davon aus, daß Gott ohne Zweifel ein Wesen von zu großem und ein Professor ein Wesen von zu kleinem Umfang seyn dürfte, als daß jenes in diesem ganz enthalten seyn, als daß jenes nie und nirgends außer in diesem zu seinem eignen Bewußtseyn kommen könne. Er erinnert daran, daß der allwissende Professor nur einem kleinen Planeten und einer kurzen Spanne Zeit angehört, und

daß es einigermaßen seltsam wäre, wenn die ganze übrige ungeheure Welt bis auf diesen Professor hätte warten müssen, damit sie, oder Gott, der sie erschaffen hat, zum Bewußtseyn käme. Er macht endlich die Philosophen darauf aufmerksam, daß es ihrer edeln Wissenschaft wohl nicht zuträglich seye, wenn sie das höchste Wesen auf solche Weise herunterwürdigten.

J. G. Fichte's Wissenschaftslehre und das System der Rechtslehre; vorgetragen an der Universität zu Berlin in den Jahren 1804, 1812 u. 1813. Aus dem Nachlaß herausgegeben von J. H. Fichte. Bonn, Marcus, 1834,

und

J. G. Fichte's Einleitungs-Vorlesungen in die Wissenschaftslehre, die transscendentale Logik und die Thatsachen des Bewußtseyns; vorgetragen an der Universität zu Berlin in den Jahren 1812—13. Ebendaselbst.

Herr J. H. Fichte hat sich durch die Herausgabe dieser Werke ein Verdienst erworben, denn obwohl sie als philosophische Entwicklungen eine mehr historische Bedeutung haben, wie jedes vorübergegangene System, so ist doch die Persönlichkeit Fichte's, welche aus dieses Philosophen Werken besser, als die irgend eines Andern aus seinen Produkten, erkannt werden kann, von so großem Interesse gerade für unsere Zeit, in welcher noch immer das Grundelement des Fichte'schen Geistes lebt. Troz aller philosophischen und politischen Gegenbemühungen, bleibt jene Opposition des Ichs gegen die starre Uebergewalt des Schicksals und der Natur, so daß in sofern den angeführten Schriften ein Moment auch für den Augenblick nicht abgeläugnet werden kann. — Allerdings wird es nur die Sache Weniger seyn, aus dem Schacht philosophischen Erzes jene Goldkörner zu holen, die ihm des Mannes Natur erhellen und damit einen tieferen Blick auch in die Verwicklungen unserer Zeit thun lassen, weil Fichte seine Persönlichkeit durchaus nicht vollkommen in den Lauten seines Systems erschöpft hat, und ein Theil von ihr und vielleicht der edelste in die neueste Zeit, groß aber der Masse unverstanden hereinragt. — Sey es uns hier erlaubt, einige Vergleiche zu geben, welche lediglich an den großen Verstorbenen erinnern sollen; der jüngeren Generation ist das sehr nöthig. Nirgends geht jener biblische Spruch so riesenschnell in Erfüllung als in der Philosophie, ein ganz allgemeines historisches Namengedächtniß ausgenommen: „und es kam ein Pharao in Egyptenland, der wußte Nichts mehr von Joseph. — Fichte hielt dem Talent nach jene Mitte zwischen Lessing und Schelling, welche für philosophische Bemühungen die glücklichste ist. Lessing, mit einem Verstande ausgestattet, wie er nicht einmal alle Jahrhunderte auftaucht, ermangelte der Phantasie und das hinderte ihn, eigentlich speculativ aufzutreten. Schelling dagegen, mag sein Verstand ein Größen-Verhältniß haben, welches er wolle, seine Phantasie überwiegt ihn noch und zwar bedeutend, so daß die speculative Schärfe von der phantastischen Construction niedergehalten wird. — Fichte besaß viel Phantasie aber mehr Verstand und wenn dieses den echten Philosophen bildende Verhältniß nicht mehr Früchte getragen hat, als es trug, so liegt die Schuld weniger an dem Talent als an der Zeit, in welcher das Talent lebte. Von seiner herrlichen Kraft und Charaktertüchtigkeit, worin er Lessing so gleich war, zu sprechen, wird wohl in einem Augenblick wenig von Nutzen seyn, wo man mit Schwäche und der niedrigsten und unedelsten Zerrissenheit kokettirt. Fichte war, wie Luther und Lessing, ein Repräsentant deutschen Geistes und Gemüthes, ein würdiges Vorbild der Jugend, wie sie gewesen ist, kraftvoll und gut. Aber man lächelt heut zu Tage über einen Schwärmer, der sich diese ungelenken und schweren Steinbilder mit Innigkeit betrachtet und nachahmt, mitleidig, und macht einen Heine'schen Vers mit sentimentaler Malice darüber.

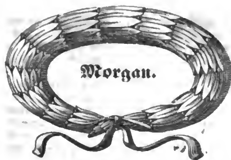
Kalender.

Deutscher Volkskalender auf das Jahr 1836. Herausgegeben von Gubitz. Mit 120 Holzschnitten. Berlin, Vereinsbuchhandlung.

Ein gewöhnlicher Kalender, dem aber eine große Sammlung von Miscellen, kleinen Erzählungen, Biographien, Gedichten, Fabeln rc. angehängt ist. Die zahlreichen Holzschnitte sind, als von Gubitz, sehr schön und von allgemein anerkanntem Werthe. Der Preis des artigen Buchs ist ungemein wohlfeil, nämlich nur 10 Gr.

Es ist zu verwundern, daß man die Kalender-Literatur nicht besser cultivirt, ich meine nicht die Toiletten-Literatur für die vornehme Welt, sondern die wirklich gemeinen Volkskalender. Dieses Mittel der Cultur, das so nahe liegt, wird noch auffallend vernachläßigt, denn seit Hebels rheinischem Hausfreund ist nichts in der Art wieder erschienen, und es lassen sich noch andre Fassungen denken, die, ohne so witzig zu seyn, eben so angenehm und nützlich und beliebt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34. Freitag, 1. April 1836.

Historische Romane.

49) Die Prinzessin oder die Beguine. Roman von Lady Morgan. Aus dem Englischen von Dr. Helling. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

Eine meisterhafte Schilderung der aristokratischen Corruption in England, wobei man lebhaft an die Briefe eines Verstorbenen erinnert wird. Die Verfasserin spricht sehr deutlich: „Kann es befremden, wenn die englische Aristokratie durch ihre herzlose Verschwendung von Zeit und Vermögen eine Revolution beschleunigt, oder durch ihre übermüthige Ausgelassenheit die Grundlagen der Gesellschaft untergräbt." Die Verfasserin selbst gehört dieser Aristokratie an und malt das gesellschaftliche Leben nach der Natur mit der ihr eigenen Schärfe. Unerbittlich stellt sie die Coterien, ihre verderblichen politischen Vorurtheile, ihren geschmacklosen Luxus, ihren lächerlichen Rangstolz, ihre unsägliche Verachtung alles dessen, was sie unter sich glauben, ihre aus der Langeweile des Nichtsthuns entstandene Bosheit und Klatscherei in Gruppen und Figuren hin, deren Porträtähnlichkeit sich nicht verkennen ließe, wenn auch nicht so viele andre Schilderungen des heutigen England sie bestätigten.

Der Plan des Romans ist nach einer vielleicht prophetischen Idee entworfen. Die hohe Aristokratie wird durch das revolutionäre Princip mystificirt. Eine eifrige belgische Patriotin erscheint in der Doppelmaske einer ausländischen Prinzessin und einer Beguine. In der erstern Rolle bezaubert sie die vornehme Welt Londons, gibt den Modeton an und dient unter der Hand den Interessen ihres Vaterlandes. In der andern Rolle verführt sie den passiven Helden des Romans (in den Damenromanen sind immer die Weiber activ und die Männer passiv), einen angesehenen Staatsmann, der sich hauptsächlich gegen die belgische Sache erklärt hatte. Die Art, wie sie ihn an der Nase herumführt, ist um so unterhaltender, als die Verfasserin mit großer Kunst den Plan des Ganzen verborgen hat und den Angeführten bis gegen den Schluß von Lächerlichkeiten, die nur seine Umgebungen in reichem Maaße zeigen, ziemlich frei zu erhalten weiß. Es macht einen sehr überraschenden Effekt, zulezt in ihm den eigentlichen Dupe der Intrigue kennen zu lernen, und was der ganzen Geschichte an Wahrscheinlichkeit abgeht, das wird ihr vielleicht durch ihre politische Bedeutung, durch ihren geheimen Sinn ersezt. Je klüger sie sich dünken, ist dieser Sinn, um so gewisser werden sie überlistet werden.

Indem die Verfasserin ihren Helden der Beguine nachlaufen läßt, führt sie ihn auf den Schauplatz der

belgischen Revolution und durch die niederländischen Kunstschätze, wobei sie Gelegenheit findet, viel über Politik und Kunst zu sprechen und ihre eignen Anschauungen des gedachten Landes niederzulegen.

50) Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Von W. Alexis. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Herr Willibald Alexis hat gefühlt, wie viel Reiz ein Roman gewinnen muß, wenn er in die Interessen des Tages, besonders in die politischen eingreift. Gleichwohl scheint mir sein aus der Geschichte der deutschen Demagogie entlehnter Stoff ein sehr undankbarer zu seyn. Für die tragische Erhabenheit zu klein, für die komische Behandlung wieder zu ernst, bieten jene mißlungenen Studentenumtriebe durchaus keine Seite dar, die von der Poesie mit Glück benutzt werden könnte. Ein Pistolenschuß ist tragisch, das Drohen mit einer ungeladenen Pistole komisch, aber wenn die Pistole geladen ist und das Pulver brennt nur von der Pfanne, so ist das für den Ernst zu wenig, für den Scherz zu viel und gehört nicht in die Poesie. Oder noch anders aufgefaßt. In der Poesie muß entweder eine große Begebenheit die kleinen Charaktere, oder ein großer Charakter die kleine Begebenheit entschuldigen. In dem vorliegenden Falle scheint es, hat die Furcht bei den Begebenheiten, und der gute Wille bei den Charakteren ersetzen müssen, was ihnen an historischer Größe fehlt und fehlen muß. Mißlungene Revolutionsversuche haben in der Politik immer die Bedeutung der Diminutive, sie verkleinern alles.

Ein Roman, der einen solchen Stoff wählte, konnte höchstens sub rosa politische Lehren geben wollen, aber eine solche Absicht bei einem so friedliebenden Autor vorauszusetzen, wäre thöricht. In der That hat er in seinem Roman nur überall versichert, was nicht seine Ansicht sey, nicht, was sie sey; und er hat mithin Unrecht, wenn er den Liberalen vorwirft, sie lebten nur in Negationen. Das beste an dem Roman sind einige wohlgelungene Züge, unmittelbar aus dem Leben aufgegriffen, aus der Studentenwelt, aus der Offizierswelt, von der Table d'Hôte, vom Aktentisch; leider aber ist es grade die Wahrheit solcher Züge, die sie unpoetisch macht. Wie sich die großen Interessen der Zeit in kleinen Seelen und Verhältnissen spiegeln, wissen wir gut genug, auch ohne Romane zu lesen.

Nichts charakterisirt das Buch besser, als folgende Anekdote, die der Verfasser mit sichtbarem Wohlgefallen, obgleich mit sehr humanem Bedauern vorträgt: „Das blutjunge Bürschchen in der nagelneuen Uniform spreizte sich bei Tisch mit einer unnachahmlichen Nachlässigkeit. Er stocherte sich in die Zähne, fixirte, den Ellenbogen auf dem Tisch, die Gäste und würdigte nur den Kellner und seinen Hund eines Gesprächs. Beim Dessert schnalzte er mit den Fingern und nannte den Namen des Thersites. Aller Augen auf. „Ich meine nur meinen Hund, meine Herren." — Und nun ging das Spiel fort: „Wie macht der Hund? — Gute Bremse — erlauben Sie mir den Namen zu substituiren — auf zwei Beinen — apportie'! — O, Sie sollen noch mehr schauen. Dem Hunde hab' ich Verstand beigebracht. — Wie thut der Liberale?" — Der Pudel bellte. „Wie curirt man ihn?" — Er warf die Peitsche in den Winkel, und der Pudel apportirte. „Wie spricht nun der Liberale?" — Der Hund winselte zu seinen Füßen. „Nun zeig' auch den Herren, wie man den Liberalen dressiren kann." Das Thier kroch platt auf der Erde zu seinem Herrn und wagte selbst noch nicht aufzuspringen, als der Officier die Serviette hinwarf. „Was sagen Sie dazu, mein Herr?" — „Sie sind mit der hündischen Natur sehr vertraut!" entgegnete ruhig der beleidigte Mann. Ich glaube nicht, daß der Andere es verstand. Aufgemuntert durch die Aufmerksamkeit, die er erregt, betheuerte der Fant, es solle ihm ein Spaß seyn, alle Liberalen, sie möchten noch so laut schreien, zu dressiren. Die Herren am Ruder hätten nur keine Courage. Der Lieutenant war kaum über achtzehn Jahr, der Beleidigte ist in den Funfzigen; Jener blühend, reich, von einem historischen Namen, Dieser von Allem das Gegentheil. Er grüßte freundlich beim Hinausgehen, aber wie viel Gift mag in dem Augenblicke unter den lächelnden Lippen präparirt seyn, und wann, wo, wird es 'rausspeüden, wen treffen? — Selbst ein — — war in diesem Augenblick im Recht. Bildung und Erfahrung haben eines in allen Lebensverhältnissen gegen den rohen Uebermuth. Daran müssen wir festhalten. Es ist ein Palladium unserer Freiheit! Dergleichen geschieht hier täglich; es äußert sich nur nicht so. Die Parteihäupter billigen es nicht, aber sie freuen sich darüber. Uebrigens mochte der Vorfall nicht zufällig seyn. Man wußte, daß — — an der Table d'Hôte essen würde, und der junge Mann wollte seine glänzende Uniform, die er zum ersten Mal trug, durch eine Ritterthat einweihen. Cameraden von seinem Regiment waren zugegen. Es steht nun fest bei ihnen, wird genannt in den Cirkeln, bei Hofe, die Prinzen lachen ihm bei der Parade zu, und die Augen seiner schönen Cousinen blicken mit Wohlgefallen auf den kühnen Mann."

Aehnliche Garnisonsheldenthaten erzählten uns vor dreißig Jahren Seume und Julius von Voß und erklärten daraus die Siege Napoleons.

51) Der Diplomat. Novelle von Ludwig Storch. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1834.

Auch Herr Storch hat die deutschen Zustände in Novellenform zu würdigen unternommen. Schon im

Vorwort kündigt er an, er werde schonungslos die Wahrheit sagen, besonders aber den Liberalen: „Ich will euch treffen, sagt er, ihr Vertheidiger der Menschenrechte, ihr langweiligen liberalen Schreier, euch elende Egoisten, euch alle, ihr Lumpe!" In dieser höflichen Manier ist nun die Novelle geschrieben. Allein wie sehr der Verfasser auch erklärt, vorzugsweise „diese ängstliche enge Bürgerwelt voll scheinheiliger Lumpe (dies scheint das Lieblingswort dieses eleganten Schriftstellers) und breitmauliger Gesellen rc. zu hassen", so wolle man ihm doch ja keinen Servilismus vorwerfen, denn die Beamtenwelt ist dem idealen Maaßstab, den er an diese ganze Welt von „Lumpen" legt, eben so wenig gewachsen. „Wir treten in die Häuser der Beamten. Die laue, kraftlose Mittelmäßigkeit des Geschäftslebens hat ihre schmutzgraue, unscheinbare Fahne zum Fenster herausgestreckt. Betrachtet sich etwa einer dieser Menschen, dieser Maschinenköpfe, als Diener des Staats? Schon dieser einzige Gedanke würde den Mann aus seiner schläfrigen Erbärmlichkeit herausreißen. Sein Aemtchen hat er durch Gunst erbettelt, erschlichen, was Wunder, wenn er der Knecht, der Spürhund seines Gönners, seines Obern bleibt? Wie tief duckt sich der Schreiber vor dem Revisor, wie unterthänig krümmt sich der Revisor vor dem Secretär, wie zieht der Secretär mit unterthänig grinsendem, hofirendem Lächeln den Hut vor dem Rath, wie scherwenzelt und leckt in tiefster Unterwürfigkeit, um Gunst und Gnade bittend, der Rath vor dem Minister! Und der Minister gewährt lächelnd, schlägt freundlich ab, ist huldreich. Der Rath aber behandelt den Secretär mit Impertinenz; der Secretär den Revisor mit Insolenz, der Revisor den Schreiber mit Stupenz. So beleckt und despotisirt sich dies Lumpenvolk unter einander. Kein großer Gedanke zittert durch die mit schwerem, dichten Nebel erfüllten Köpfe dieses mattherzigen Haufens, dieser Machwerke Gottes, als er schläfrig und ermüdet war nach der Schöpfung der Napoleone, Kante, Schiller. Sie sind wie ein gewöhnlicher Gedanke, bis zum Ekel in hundert preciösen Formen wiederholt, sie sind wie die französischen Lustspiele, haben einen brillanten Schein, sind aber mattherzig und kraftlos und haben alle eine Physiognomie, die von so wenig Eigenthümlichkeit ist, daß man sie in der nächsten Minute schon vergißt, nachdem man sie zum hundertsten Mal gesehen hat. Betrachten Sie sich diese „Besen, Besenmänner, die der vorwitzige Lehrling des Meisterschul, die gespalten sich verdoppeln und Wasser tragen, immer Wasser in den ekelhaft wäßrigen Kessel unsrer Staatsgeschäfte, und aus welchem die Gesetze, die heilsamen Verordnungen für „des Volkes Wohl" als Dünste emporsteigen, betrachten Sie diese Leutchen nun in ihren häuslichen Kreisen. Das alte Lied: Vergnügungssucht, Luxus, Egoismus, Streben nach sogenannter Vornehmheit, Kleinigkeitsgeist, Frauenherrschaft, alle Nüancen liebenswürdiger Nichtswürdigkeit. Die widrigen — o bis zum tiefsten Ekel erbärmlichen Frauen schließen sich in Kasten ab, und üben mit der Schärfe ihrer Zungen ein wahres Terroristengericht über alles, was noch edel und groß aus dieser Jämmerlichkeit hervorragt. Vom Adel und vorzüglich von den adeligen Frauen verachtet und über Achsel angesehen, rächen sie sich, gleich ihren Männern, für diese erfahrene Unbill, an den Frauen der gewöhnlichen Bürger, Handwerker rc. und treiben die Klatscherei, Verläumderei, Hetzerei nach Privilegien. Da haben Sie denn das getreue Bild der Bürgerkanaille."

Dies wird hinreichen, Geist und Ton der in ihrer Art einzigen Novelle zu bezeichnen. O wie schön, wenn eine große Zeit in ihren großen Geistern sich spiegelt!

52) Der Karrikaturist. Novelle von Ludwig Storch. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835.

Hier hat Herr Storch sich herbeigelassen, die deutschen Duodezrevolutionen in eine Novelle zu bringen. Nichts gereicht diesen wohl so sehr zur Beschämung, als daß sie auf eine solche Weise aufgefaßt werden konnten. Der Karrikaturist, ein junger Maler, gilt etwas bei Hofe, hat Gönner, geht aber doch in eine liberale Gesellschaft, compromittirt sich, wird wieder begnadigt und erfährt am Schluß, daß er ein natürlicher Sohn des Prinzen ist. Nun Vivat, Illumination, Hochzeit, Kindbett rc.

53) 1812. Ein historischer Roman von L. Rellstab. In vier Bänden. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Der Roman beginnt sehr anziehend mit dem zärtlichen Reiseabenteuer eines jungen Sachsen in einer der schönsten Gegenden der Welt, am südlichen Abhang der Alpen. Der junge Reisende findet ein goldenes Armband, das einer Dame gehört, die eben vorübergefahren war. Er überreicht es ihr und entdeckt in ihr eine der seltensten Schönheiten. Noch einmal trifft er mit ihr zusammen und hat das Glück, sie aus einer großen Gefahr zu retten. Ihr Stand, Vaterland, Namen bleiben ihm aber unbekannt und er verliert ihre Spur. Bald darauf wird er mit jungen Polen bekannt, kehrt mit ihnen nach Dresden zurück, wird hier den Franzosen verdächtig und sichert sich vor der Polizei, indem er ins Militär übertritt und mit seinen Freunden in einem polnischen Regiment den Feldzug nach Rußland mitmacht. Unterwegs machen wir die Bekanntschaft liebenswürdiger und patriotischer polnischer Damen. Der Kaiser kommt,

man überschreitet den Niemen, die Heersäulen wälzen sich in das unermeßliche Rußland. Wir werden auf die Güter des Grafen Dolgorow versezt. Dieser alte Herr ist im Begriff, seine Tochter Feodorowna mit einem ungeliebten Gatten zu vermählen, aber die Braut erfährt zur rechten Zeit, daß sie nicht die rechte Tochter des Grafen, nur ein angenommenes Kind ist und weigert sich der Ehe. Zu dieser seltsamen Brautnacht leuchtet der Brand von Smolensk. Die Franzosen brechen ein. Alles flüchtet. Nun geht der Zug nach Moskau. Wir sehen unsre Freunde mitten in den Flammen in Napoleons Nähe. Der Rückzug beginnt. Unser junger Sachsenheld wird gefangen und von der schönen Feodorowna gerettet, in der er — seine italienische Geliebte wiedererkennt. Noch mehr, sein treuster Freund und Waffenbruder, den wir bisher unter dem Namen Bernhard kennen lernten, wird als ihr leiblicher Bruder erkannt. Nun finden sich die Herzen leicht zusammen. Der alte Dolgorow wird betrogen. Die Gefangenen befreien sich, entführen das Fräulein und mischen sich in die Flucht des französischen Heeres. Nun alle Greuel der Kälte, des Hungers, die Flucht über die Beresina, was alles hier sehr treu nach Segur erzählt ist und doppelt schrecklich erscheint, denkt man an die Weiber, welche der Dichter hier mit den Männern der nämlichen Gefahr aussezt. Der Sachse aber kommt glücklich mit seiner Geliebten nach Dresden zurück, wo er sie und ihr Bruder seine Schwester heirathet. Der treueste der polnischen Freunde fällt bei Leipzig.

Dies ist das dürre Gerippe eines Romans, der an Fülle der Situationen und Nebencharaktere sehr reich ist und der die romantischen Schauer, deren sich wohl alle Zeitgenossen jener furchtbar großen Tage noch erinnern, mit vieler Wahrheit wiedergibt.

54) Bilder aus dem Kriegsleben von 1813, 1814 und 1815. Von Freimund Ohnesorgen. Zwei Theile. Berlin, Bechtold und Hartje, 1834.

Einzelne Schilderungen interessanter und wunderlicher Kriegsabenteuer, mit einem echten Wachtfeuer-Humor vorgetragen und nicht ohne die Prahlerei der Bravour. Da wird zu der schauderhaftesten Wunde recht herzlich gelacht: „Sapperment, dich haben sie ja wie einen Hasen ausgeweidet“ ꝛc. Auch zärtliche Garnisons-Abenteuer fehlen nicht. Einzelheiten des Kriegslebens, z. B. die Wuth eines ganzen Corps gegen einen einzelnen feindlichen Soldaten, dessen Keckheit sie beleidigt, der Tod eines braven Veteranen, die Begegnisse eines einfachen Landwehrmannes ꝛc. sind recht lebendig und ganz in der barocken Sprache muntrer Kriegsleute mit allem Zubehör von Flüchen und speziellen Berliner Witzen dargestellt.

55) Die Familie Walldorf. Historischer Roman aus den Jahren 1813—1815. Von Meerfels. Magdeburg, Bühler, 1835.

Ein überaus loyaler Pastor, seine hübsche Tochter, freiwillige Jäger, Schlachten, Einzug in Paris, Rückkehr, Hochzeit.

56) Napoleon Hannibal Scipio Meyer. Historische Novelle von Theodor v. Kobbe. Bremen, Geisler, 1835.

Eine kleine Erzählung, die man mit um so mehr Interesse durchliest, als sie uns immer wie eine wahre Geschichte gemahnt. Die Introduktion ist gut, der Leser wird lange in Spannung erhalten. Nur am Schluß häufen sich die romanhaften Verwicklungen. Das Ganze dreht sich um eine Kinderverwechslung. Durch die Geburt eines Sohnes wird eine reiche Erbschaft bedingt. Der echten Tochter wird nun ein falscher Sohn untergeschoben, die Folgen dieses Verbrechens stürzen alle dabei Betheiligten in mancherlei Gefahren, doch das Ganze schließt heiter mit der Vermählung der beiden verwechselten Kinder.

Politik.

König und Freiheit. Ein Sendschreiben wider die falschen Propheten unserer Zeit. Berlin, Plahn, 1836.

Eine sehr matte Nachahmung der paroles d'un croyant, und zwar im entgegengesezten Sinn, denn der Grundtext ist (S. 7): „Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an Christus. Glaubet ihr an Christus, so glaubet ihr auch an den König.“ Wir haben uns seiner Zeit gegen Lamennais ausgesprochen. Auch hier wird der salbungsvolle Bibelton gewählt, um sehr trivialen politischen Parteiansichten ein neues Gewand zu leihen. Aber es ist unwürdig, mit biblischer Feierlichkeit Dinge zu sagen, die durchaus nicht in der Bibel stehen. Man vergleiche z. B. das vorliegende Buch mit Samuel I. 8 u. 12. Und es ist doch eine abgeschmackte Gewohnheit von uns Deutschen, daß wir alles, was in Frankreich geschieht, gleich nachmachen, und daß wir auch da, wo wir Frankreich widersprechen, uns in die Retourkutsche setzen, und jeden übel angebrachten französischen Witz nur mit einem noch übler angebrachten Echo desselben erwidern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 35. Montag, 4. April 1836.

Historische Romane.

57) Neueste englische Romane. Deutsch von Dr. Bärmann. Skizzen und Sagen aus Portugal. Von Miß Julia Pardoe. Zwei Bändchen. Zwickau, Schumann, 1834.

Ankunft in Portugal im Jahr 1826, Einzug Don Miguels. Erste Sage von zwei feindlichen Brüdern, die sich um eines Mädchens willen ermorden. Zweite Sage von einem Jüngling, der plötzlich erfährt, daß seine Geliebte seine Schwester ist. Sehr abgedroschne Stoffe. Dann die Beschreibung einer königlichen Quinta. Wieder eine eingeschobene Erzählung von einem verliebten Marquis, der sich thörichterweise in einem Stiergefecht auszeichnen will, aber vom Stier auf die Hörner genommen wird und dessen verzweifelnde Geliebte in die Schranken stürzt und denselben Tod leidet. Beschreibung einer Landpartie. Die recht heitere Erzählung von der Entführung einer Nonne. Beschreibung des prachtvollen Klosters Batalha. Geschichte eines Mönchs, der aus Eifersucht zum Mörder wird. Schilderungen aus Leiria und der Umgegend. Hier gibt die Verfasserin eine Charakteristik des portugiesischen Volks, die sehr zu dessen Gunsten ausfällt. Namentlich lobt sie seine Gutmüthigkeit. Als reisende Engländerin war sie ein Gegenstand des Erstaunens und vielfach gastfreundlicher Bemühungen auf dem Lande. „Es ereignete sich häufig, daß portugiesische Landgutsbesitzer, denen ich auf meinen Spaziergängen begegnete, mich zu einem Besuche in ihrer Quinta einluden, damit ich von ihren Weibern und Töchtern gesehen würde, von denen freilich die meisten bisher keine Gelegenheit gehabt hatten, einer Engländerin ansichtig zu werden; und niemals habe ich Veranlassung gehabt, meine Bereitwilligkeit gegen diese so ehrlichen wie außergewöhnlichen Einladungen zu bereuen, außer daß ich mich dabei vorübergehenden Unbequemlichkeiten zu unterziehen hatte. Auch trug ich selbst Verlangen, so viel ich konnte von dem Volke, in dessen Lande ich mich aufhielt, zu sehen, und wußte oder erfuhr immer, daß ich mir da, wo ich mich auf solche Weise zur Schau stellte, etliche Freunde gewann, die meine Gefälligkeit nach ihren besten Kräften zu vergelten trachteten. Ich kann nicht sagen, ob mein blondes Haar oder mein Reitrock die meiste Aufmerksamkeit erregte; doch zeigten die Frauenzimmer über das Eine wie über das Andere jederzeit lebhaftes Erstaunen. Nicht selten löseten sie mir mein Haar auf und ließen es mir über die Schultern herabhangen, um sich zu überzeugen, daß es wirklich ein Erzeugniß

meines Hauptes und bis an seine Wurzel echt sey, welches um so auffallender seyn mußte, da die Portugiesinnen selbst, von der Höchsten bis zur Niedrigsten, eine Fülle von Haupthaar besitzen."

Dann zur Abwechslung wieder eine Sage von einem Waldteufel, der ein Mädchen verfolgt, aber wegen ihrer Frömmigkeit von ihr ablassen muß. Beschreibung des Klosters zu Alcobaça. Hier wurde unsre reisende Dame von den Mönchen genöthigt, mitten in der Kirche englische Lieder zu singen, ja sie verlangten sogar, sie solle tanzen. In der Bibliothek dieses Klosters war sie auch, schenkte aber nur einigen englischen oder von Engländern dahin gestifteten Büchern ihre Aufmerksamkeit. Wieder eine Klostergeschichte von einer Nonne, die ins Kloster kam, weil ihr Stiefsohn sie liebte. Wie kommt doch die zarte Engländerin zu solchen Incest-Geschichten? Weit besser als diese Erfindungen sind ihre Schilderungen dessen, was sie selbst gesehen und erlebt.

So z. B. gleich die folgende Unterhaltung mit einem jungen Mädchen. „Die mittlere dieser Grazien war eine verlobte Braut. In einem Anfall von unmäßiger Höflichkeit fragte sie mich eines Tages, ob ich Lust hätte ihren namorado zu sehen. Da ich natürlich antwortete, daß nichts auf der Welt mir mehr Freude machen würde, so ward ich gebeten, mich Abends sechs Uhr bereit zu halten. Ich gestehe, daß ich etwas neugierig war, den Liebhaber solcher Hopfenstange kennen zu lernen, und ich versprach daher, pünktlich zu seyn. Es schlug sechs Uhr, und ich erstaunte, als ich das Wohngemach der Familie betrat, die beangelde Schöne allein zu finden. Diese umarmte mich, führte mich zu einem Sessel auf dem Balcon, und machte sich daselbst zu meinem Gegenüber. Sorgfältig zog sie nun die venetianische Blende über den Balcon, so daß wir nur von den beiden Enden besagten Schirmes her gesehen werden konnten. Diese ganze Ceremonie war mir höchst räthselhaft und ich begann zu muthmaßen, daß ich die Ehre und die Glückseligkeit haben sollte, bei einer eifrigen Liebesfeuer Nummer Drei, folglich „une de trop" abzugeben. Vor Augen diese Furcht, wag' ich es zu fragen, ob wir nicht bequemer im Zimmer als auf dem Balcon seyn würden? allein die Senhora blickte mich mit Verwunderung an, und fragte ihrerseits, wie sie dann im Stande seyn sollte ihn zu sehen; und was noch schlimmer seyn würde, wie er es anfangen sollte sie zu erblicken, sobald wir nicht auf dem Balcon wären, wenn er vorüber ginge. „Kommt er denn nicht zu Ihnen?" fragte ich weiter in meiner Unwissenheit, als ich ihren sorgfältig geordneten Haarputz und den verrätherischen Nelkenstrauß an ihrer Brust überblickte. Sie faßte mich einen Augenblick lang hocherstaunt ins Auge, und berichtete mir dann kaltblütig, daß in Portugal ein Gespräch mit dem Manne zu halten, mit dem man verheirathet werden solle, etwas Unerhörtes sey — daß sie mit ihrem künftigen Gatten noch kein einziges Wort gesprochen hätte, daß er jedoch ihr täglich einen Nelkenstrauß schickte, den sie jeden Abend, wo sie erwartete, daß er am Balcon vorbeigehen würde, an ihrer Brust zum Beweise trüge, wie angenehm seine Bewerbung ihr wäre. Auch versicherte sie mich, daß nichts sie mehr verdrießen würde, als wenn er ausbliebe, es möchte schlimmes oder gutes Wetter seyn, er möchte noch so viele Geschäfte, oder noch so dringende Verhinderung vorschützen können. Das erste Mal in solchem Falle würde sie sich ohne seinen cravo (Bewerbungsstrauß) zeigen, das zweite Mal würde es mit der ganzen Heirathsgeschichte für immer ein Ende haben. So weit waren wir in unserem Gespräche gekommen, als der Senhor sichtbar ward, so gravitätisch, als ob er bei einem Leichenzuge wäre, den Hut zog und — vorüber schritt! Die Dame ihrerseits verbeugte sich und lächelte, und fuhr dann fort, mir ganz gelassen allerlei Aufschlüsse über portugiesische Liebesbewerbung zu geben. Unter andern höchst interessanten Bemerkungen machte sie mir auch die, daß ich nicht wüßte, warum sie des Morgens beim Aufstehen sich ihr Haar nicht kämmte und das Gesicht nicht wüsche — über welche unzarte, üble Gewohnheit ich sie ein wenig gescholten hatte — sie thäte solches immer erst um fünf Uhr Abends, damit sie hübsch und frisch aussehen möchte, wenn um sechs Uhr der Blick ihres Namorado an ihr vorüber glitt'. Das war ein unzubestreitender Grund, und da ich bemerkt hatte, daß der Liebhaber (!) ein kleiner unansehnlicher Mensch, und offenbar mehrere Jahre jünger als die Verlobte war, so fragte ich diese, ob sie sich nicht unglücklich bei dem Gedanken fühlte, einen Mann zu ehelichen, den sie durchaus nicht weiter als von Ansehen kennete? Die Antwort auf diese Frage war eben so befriedigend als die, welche sie mir vorhin gegeben hatte. Sie wäre, sagte sie, ganz besonders für diese Heirath eingenommen, denn ihr verlobter Bräutigam wäre weit wohlhabender als der Ehemann ihrer Schwester, folglich würde sie im Stande seyn, sich besser als diese zu kleiden und größere Gesellschaften zu geben. Da überdies es unverehelichten Frauenzimmern nicht gestattet wäre, den Picknicks zu Villa Franca beizuwohnen, und sie gar zu gern tanzte, müßte es ihr höchst wünschenswerth seyn, sich bald verehelicht zu wissen."

Die folgende Sage von dem satanischen Mönch, für den sich seine Geliebte den höllischen Mächten zum Opfer bringen will, ist die schönste in dieser Sammlung, obgleich nicht ganz originell, denn sie erinnert an eine

schon ältere englische Sage, nach welcher das Mädchen dem Geliebten ins Grab und in die Hölle selbst dann noch folgt, als er schon die Teufelsgestalt angenommen hat. Es ist im Grunde dieselbe Sage, wie Bürgers Lenore, nur ist sie schöner, weil das Mädchen nicht willenloses Werkzeug bleibt, sondern das größte Opfer bringt, das Liebe und Treue zu bringen im Stande sind. Zuletzt noch ein paar Geschichten von unglücklich Liebenden, von einem Hündchen des Geliebten, der vom Grabe seines Herrn durch weite Länder bis zur ängstlich harrenden Braut zurückkehrt und ihr die Nachricht seines Todes bringt ꝛc. Eine Beschreibung Coimbras und das Genrebild einer Dorfhochzeit machen den Beschluß.

58) Die Blume von Granada. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Moriz Reichenbach. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

In Prosa und Versen, in Romanzen, in Epos, in Trauerspielen und Romanen ist die Eroberung von Granada schon viele Mal behandelt worden, und die Alhambra ist in der deutschen Poesie fast bekannter als die Wiener Hofburg. In Bezug auf orientalische Bilderfülle und Gluth ist die dramatische Bearbeitung dieses Stoffes durch Herrn von Auffenberg unübertroffen geblieben. Einfach schön haben Chateaubriand und Washington Irving denselben Stoff behandelt. Die vorliegende Bearbeitung ist ziemlich voll Pathos und Sentimentalität, in der gewöhnlichen Weise unsrer historischen Romane, ohne eine originelle poetische Idee darzubieten.

59) Historische Novellen von Caroline Lessing. Liegnitz, Kronecker, 1834.

„Das trauernde Königspaar“, eine Geschichte aus den Zeiten des Kampfs zwischen den Gothen und Arabern in Spanien, und „Bergmannsglück“, die Erzählung eines Kinderraubs, der glücklich entdeckt wird. Die Verfasserin zeichnet sich durch keine poetische Eigenthümlichkeit aus. Ihr Ton ist der ganz gewöhnlich pathetische, der beinah alle unsre historischen Romane so widrig macht. Warum schreibt man nicht einfacher und natürlicher? Wozu immer feierliche und sentimentale Stimmungen und Ausrufungszeichen?

60) Dornenkranz der Religionsverfolgung. Historische Erzählung aus neuerer Zeit von Borck. Berlin, Schröder.

Die Verfolgung eines Juden durch die spanische Inquisition.

61) Der Corregidor. Historischer Roman aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Von Massaloup. Magdeburg, Bühler, 1835.

Die Katalonier erregen Aufruhr gegen den König. Der Sohn eines Corregidors nimmt Theil an der Rebellion, wird gefangen und soll auf Befehl seines eignen Vaters hingerichtet werden, wird aber gerettet. Der Roman entbehrt gänzlich der Lokalfarben, des scharfgezeichneten spanischen National-Charakters und Landes.

62) Der Premierminister. Geschichtliches Lebensbild von Belani. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835.

Herr Belani ist ein sehr fruchtbarer Romanschreiber. Hier hat er die Geschichte des berühmten Minister Pombal bearbeitet, der bekanntlich die Jesuiten aufhob und eine Zeitlang in Portugal die Aufklärung beförderte, wie Joseph II. in Oesterreich. Pombal erscheint hier etwas schwärmerisch. Er unterhält sich einmal mit seiner Geliebten folgendermaaßen:

„Ich bin noch lange kein Christus, der einzig und unerreichbar dasteht in der Reinheit und Erhabenheit seines Wandels; aber ich fühle die Kraft in mir, für meine Ueberzeugung in den Tod zu gehen und für die Wohlfahrt meines Vaterlandes mein Leben zu opfern.“

„Du bist ein edler Mann,“ sprach sie mit Wärme, „ich fühle ganz deinen höheren Werd; aber ich kann dir nicht folgen auf deinem Adlerfluge. Ich werde mit der Nachtigall im Myrthenhaine klagen.“

„Holde Schwärmerin,“ schmeichelte er, „bist ja doch mein Zuckerbrödchen, wie der Portugiese sein Land nennt.“

„Schmeichler,“ schmollte sie lächelnd, „hast du das bei deinen Jesuiten gelernt. Ich will hoffen, daß du mich ehrlicher behandelst.“

„Ha, diese Jesuiten, rief er aufflammend ꝛc.“

Das ist doch ein etwas zu juveniles Benehmen. Pombal mußte den Ausdruck eines durchdringenden Verstandes, das Benehmen eines feinen Staatsmanns zeigen. Die anziehendste Partie des Romans ist die Flucht und Verfolgung des jungen Manuel, eines mysteriösen Kronprätendenten, der nach Goa flieht und eine Zeitlang unter den Brahminen lebt. Daß das Jesuitenwesen möglichst grell geschildert ist, versteht sich von selbst.

63) Romantische Erzählungen aus Portugals Geschichte. Von Demselben. Daselbst.

Alfonso der Heilige, oder die Gründung Portugals, im zwölften Jahrhundert, ein Zeitraum, der keineswegs hindert, daß die vorkommenden Personen die ganze Bildung und Sentimentalität des neunzehnten Jahrhunderts und die schönsten modernen Phrasen zur Schau tragen. — Ines de Castro, eine interessante, aber schon oft bearbeitete Geschichte.

64) Salvador, der Guerillaführer. Eine Erzählung von Don Telesforo de Trueba. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Friedenberg. Drei Bände. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.

Don Salvador de Montalvan, ein edler junger Spanier, sieht, wie seine Mutter von einem französischen Sergeanten geschlagen wird, spaltet ihm den Kopf, entflieht und wird Anführer einer Guerillabande. Um ihn trauert seine Geliebte, Blanca; aber ein anderes Mädchen, die Tochter eines Hidalgo, Donna Elvira, verliebt sich in ihn, nimmt männliche Kleidung und folgt unerkannt seinem Corps. Nun werden die Abenteuer des Kriegs geschildert. Ein schlauer Spanier, Namens Podenco, erschöpft sich in den Listen des Spions. Ein großer französischer Transport wird erbeutet, wobei einige französische Karrikaturen in Gefangenschaft gerathen und gehörig verspottet werden. Dann die Gefahren. Salvador wird geschlagen, fast eingeholt, vertauscht seine Kleider mit denen eines Bettlers, flüchtet in eine Pächterwohnung, gibt sich aber selbst zu erkennen, da die Franzosen dem Pächter das Haus anzünden wollen. Er wird gefangen und nach Kriegsgebrauch erschossen. Aber die Kugeln tödten ihn nicht. Seine Leute, durch seine Geliebte herbeigeführt, nehmen ihn auf. Er beschämt die Franzosen, indem er einen ihrer Offiziere, der schon den Tod erwartet, mit einer Börse entläßt. Unterdeß wird Blanca, seine Geliebte, von einem französischen Obersten verfolgt und mit genauer Noth gerettet. Elviras Schwester, Fulgentia, ist gegen einen französischen Capitain nachgiebiger, läßt sich von ihm entführen, heirathet ihn, begleitet ihn ins Feld gegen ihre eigene Landsleute. Er trifft mit Salvadors Leuten zusammen und tödtet im Gefecht Elviren, die sich sterbend zu erkennen gibt. Auch ihr Vater wird gefangen und gibt der Tochter den Fluch. Fulgentia folgt ihrem Gatten nach Paris, wird bald von ihm mißachtet und flieht einsam in ihr Vaterland zurück, wo sie Nonne wird. Salvador heirathet seine Blanca.

Es ist etwas von altspanischer Romantik in diesem modernen historischen Roman. Was ihn als echt charakterisirt und nicht genug zu loben ist, das ist der patriotische Geist, der in ihm lebt. Wie sentimental würden wohl alle unsre die Feder führenden deutschen Frauen und Freifrauen die Liebe eines deutschen Mädchens zu einem französischen Offizier behandelt haben! Wie würde da jede Spur von Nationalgefühl vor der herkömmlichen Weinerlichkeit gewichen seyn! Der stolze Spanier denkt anders. Ihm empört sich das Herz, soll er ein spanisches Mädchen sich als Geliebte des brutalen Feindes denken.

65) Die Guerillas. Von dem Grafen von Locmaria. Aus dem Französischen von W. A. Lindau. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Hier wird mit dem Patriotismus schon wieder Comödie gespielt. Der Standpunkt ist ein mehr französischer als spanischer. Der Held, ein französischer General, wird nicht nur vom Glück, sondern auch von der Liebe und Gönnerschaft einer edeln spanischen Familie gehätschelt, deren Tochter ihn liebt, deren Sohn, obgleich spanischer General, nichts Wichtigeres im ganzen Roman zu thun hat, als ihm das Leben zu retten. Der Franzose läßt spanische Offiziere erschießen und erfüllt pünktlich Napoleons grausame Befehle; aber ihm darf kein Haar gekrümmt werden, er ist das privilegirte Kind der großen Nation und alles wetteifert, ihn zu schonen, ihn auf den Händen zu tragen ꝛc.

66) Des Kriegers Feierabende. Aus der Zeit der deutschen und spanischen Befreiungskriege von Heusinger. Braunschweig, Horneyer, 1835.

Erzählungen dieser Art, bald Wahrheit, bald Dichtung, aus den spanischen Kriegen Napoleons, voll von Märschen, Schlachten, Gefangenschaften, Verfolgungen, Gefahren aller Art, Großmuthsscenen, edeln Damen, Wittwen der Gefallenen, todten Kindern, Mönchen ꝛc. sind schon so oft dagewesen, daß wir unsern Lesern nichts Neues zu berichten glauben würden, wenn wir ihnen den verwickelten Gang der vorliegenden Erzählungen durch Abenteuer aller Art hier genauer verzeichnen wollten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36. Freitag, 8. April 1836.

Historische Romane.

67) Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verfasser des Legitimen ꝛc. Zwei Theile. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1835.

Der Verfasser zeichnet wie Cooper sehr klar und treu, und nicht ohne denselben Wortaufwand. In dem vorliegenden Werke macht er den ganzen Uebermuth eines reichen und freien Nordamerikaners gegen das alte Europa geltend, durch das gleichwohl seine aristokratisirenden Neigungen gefesselt werden. Für uns Deutsche hat das Buch etwas Demüthigendes, und ich mußte erröthen, als ich folgende unbarmherzige Ausfälle las, die wohl gegründet seyn müssen, denn wenn Deutsche das, was Fremde höhnend gegen sie schreiben, gehorsam übersetzen und abdrucken lassen, so hat der Fremde wohl Recht, wenn er sie verachtet. So lesen wir hier: „Es war ein seltsamer Zug, der sich nun in der Windung der Straße näherte. Voran rollte ein Schubkarren, der von einem Manne fortgeschoben wurde, der in der magischen Beleuchtung des Mondes einer jener Karrikaturen glich, welche die Meisterhand Cruikshanks uns geschenkt und die uns so oft zu einer Art rasenden Hohngelächters über uns selbst hinreißen. Die seltsame Bewegung des langen spindelbeinigen Gerippes hatte etwas so barrok gräßlich-possirliches, daß der Jüngling in ein lautes Lachen ausbrach, das wieder in ein Gemurmel des tiefsten Unwillens überging, so wie die Gruppe sich hinlänglich genähert hatte. Es war ein armseliges Häufchen von Menschenkindern, die zum Theil auf den Schubkarren gepackt waren, zum Theil hintendrein krochen und schleppten. Der Schubkarrenführer war ein sehnig knochiger, aber abgemagerter Mann, der beiläufig dreißig Jahre zählen mochte, dem aber die Mühseligkeiten des Lebens wenigstens zwanzig Jahre mehr aufgedrückt hatten. Sein Anzug war im höchsten Grade ärmlich. Ein schmutzig ledernes Käppchen, kurze Beinkleider von demselben Stoff, und dessen ursprüngliche Farbe eben so wenig zu erkennen war, ein Kittel von Zwillich und eine mit mannichfaltigen Lappen besetzte Weste. Im Fortschreiten entfuhren ihm grobe, barsche Worte, die Scheltworte seyn mochten, und zweifelsohne den armen Würmern galten, die, vor Frost zitternd, in noch elendern Lumpen staken, aus denen sie wie kleine ausgestopfte Kobolde herausnickten. Zehn Schritte hintendrein kam eine zweite Gestalt, in eine Menge zerissener und schmutziger Unterröcke auf eine so widrig lächerliche Weise vergraben, als schwer bestimmen ließ, zu welcher Gattung lebender Wesen sie gehörte. An ihren Röcken schleppte sich ein drittes Kind, während ein viertes an ihrer Brust lag, und ein fünftes in Fetzen gewickelt auf ihrem Rücken hockte. Die grobe Stimme des Mannes

wurde häufig von den gellend kreischenden Tönen des Weibes unterbrochen, das die winselnden Würmer, die sie auf allen Seiten umgaben, auf eine nicht minder rohe Weise zu beschwichtigen bemüht war. Beim ersten Anblicke gewahrte man, daß es Kinder des unglücklichen Landes waren, die seit so vielen Jahren die Erde mit ihrem Blute zu düngen, die Welt mit ihrer Nacktheit und ihrem Elende anzuekeln bestimmt zu seyn scheinen; eines jener Bilder serviler Unterwürfigkeit, wie wir sie auf den Werften unserer Seestädte häufig als Exemplare dieser Nation zu schauen bekommen, und die uns bereits wider Willen gezwungen hat, der unbegrenzten Hospitalität unsers Landes Schranken zu setzen."

68) Transatlantische Reiseskizzen und Christophorus Bärenhäuter. Von Demselben. Daselbst.

Recht artige Tableaux. Eine häusliche Scene in New-York, ein nächtliches Abenteuer am Fluß Tennessee, die Geschichte eines Kinderraubs. Die leztere ist vortrefflich erzählt und ganz geeignet, die Erwartung zu spannen, das Mitgefühl jedes Lesers zu erwecken. Einem Nordamerikaner wird sein einziger Knabe geraubt. Alles Nachsuchen und Forschen ist vergebens. Endlich erhält er einen Brief, worin man ihm erklärt, sein Sohn lebe und solle ihm gegen ein beträchtliches Lösegeld ausgeliefert werden. Er folgt dieser Spur und es gelingt ihm, den Aussteller des Briefes zu verhaften. Dieser gibt hohnlachend nur den Ort an, wo die Kleider des geraubten Knaben liegen, gesteht aber weiter nichts. Es ist das wahrste, aber auch abschreckendste Bild der Schadenfreude.

Dann folgen Scenen vom Mississippi, Schilderungen der Yankees, eine Fahrt am Red River, Familienscenen 2c., wobei überall ziemlich viel Nationalstolz und Nationaleitelkeit durchblickt, denn der Verfasser schreibt, obgleich deutsch, als echter Transmariner.

Zulezt die Geschichte des Bärenhäuters, eine nordamerikanische Schildbürgergeschichte im alterthümlichen Ton gehalten, doch mehr an Tristram Shandy als an unsre naiven altdeutschen Gedichten erinnernd.

69) Der Virey und die Aristokraten, oder Merico im Jahr 1812. Von Demselben. Drei Theile. Daselbst. 1835.

Der unbekannte Verfasser hat schon in seinen frühern Romanen ein Talent für Schilderungen des amerikanischen Lebens bewährt, welches ihn Cooper und Washington Irving an die Seite sezt. Der vorliegende Roman ist um so anziehender, als er sich vom englischen, nun doch wohl hinlänglich beschriebenen Nordamerika, nach dem von den Romanschreibern noch minder heimgesuchten spanischen Süden wendet. Gleich der Eingang in den Roman ist prächtig, die sehr ausführliche Schilderung eines merikanischen Festes in der Farbenpracht des Landes und mit allen seinen reichen Staffagen. Troz dieser originellen Dekorationen ist aber die Handlung nur wieder eine Nachahmung des schon so oft nachgeahmten Spion und Lionel Lincoln von Cooper. Auch hier nämlich steht eine Volkspartei der Eingebornen den herrschenden Söhnen des Mutterlandes gegenüber, und auch hier wird zwischen den Parteien gewaltig intriguirt und spionirt und die Liebe geräth in Conflikt mit der Politik. Ein mysteriöser Comte, der unter der Maske der Loyalität ein Patriot ist, und seine reizende Pflegetochter spielen auf der einen Seite, der Virey oder Vicekönig und die, wie es scheint, ziemlich karrikirten Altspanier auf der andern Seite die Hauptrolle. Dazu kommen dann Creolen, Farbige, Inder in aller Beweglichkeit einer Revolution. Das politische Versteckenspielen, die Mystifikationen, das spannende Geheimthun, das in vielen Theilen des Romans vorherrscht, kann um so weniger erfreuen, als es schon oft dagewesen ist. Dagegen treten die Sittenschilderungen, die Beschreibung des Landes und Volks sehr anziehend hervor, und ganz besonders scheint uns die höchst originelle Familienscene zu Anfang des dritten Bandes gelungen zu seyn, wo spanische Grandezza, der Ruhm der Ahnen, die schon in der Schlacht bei Roncevai gefochten, mit der Indolenz, dem Schmuz und der Nacktheit Neuspaniens auf das seltsamste contrastiren.

70) Der Chevalier. Ein Roman von Theodor Mügge. Drei Theile. Leipzig, Wigand, 1835.

Ein mit vieler Liebe ausgearbeitetes Werk. Der Held ist ein Chevalier Mauduit, früher in Verbindung mit dem Grafen Artois, später Militär-Gouverneur auf St. Domingo. Die Begebenheiten auf dieser Insel, die der großen Neger-Revolution vorhergingen, bilden den Hauptinhalt dieses historischen Romans, den der Verfasser durch eine Schilderung der Neger-Revolution selbst in einem zweiten Roman fortzusetzen verspricht.

Mauduit hat einige Aehnlichkeit mit Lionel Lincoln von Cooper. Wie dort ein englischer Officier in die nordamerikanische, so wird hier ein französischer in die haytische Revolution verwickelt. Beide sind von guter Familie, und ihr militärisches Ehrgefühl, ihre Bildung contrastirt mit der natürlichen Derbheit und Wildheit der Eingebornen. Doch ist der Roman von Mügge reich an eigenthümlichen Zügen, und der mehr südliche Schauplatz, so wie der mehr tragische Ausgang verwischen jene Aehnlichkeiten mit dem älteren Vorbilde.

Mauduit kommt nach der Insel und erstaunt über die Gegensätze, welche sich ihm darbieten. Weiße schwärmen für die Freiheit, ahmen in ihrer Assemblée die Nationalversammlung des Mutterlandes nach und conspiriren gegen die königliche Regierung im Namen der Freiheit, während sie zugleich alle ihre krassen Vorrechte gegenüber den Farbigen und Schwarzen behaupten und dieselben auf die alte unmenschliche Weise behandeln. Weiße Damen von edler Geburt und von der feinsten Bildung lassen arme Neger mit der größten Gleichgültigkeit zu Tode martern, als ob sich so etwas von selbst verstünde. Auf der andern Seite halten aber auch wieder die Farbigen und Schwarzen nicht zusammen, sondern hassen sich tödtlich, weil jene edler als diese zu seyn glauben.

Der junge und artige Chevalier kommt natürlicherweise mit Damen in Berührung. Eine üppige Creolin, reich und von Einfluß auf ihre Standesgenossen, bemächtigt sich seiner und überschüttet ihn mit allen Zärtlichkeiten, deren die glühende Liebe einer Französin fähig ist, aber er erfährt, eben sie, dieses sanfte reizende Weib, habe ihren schwarzen Koch in einem Anfall übler Laune in den Ofen stecken und verbrennen lassen, und nun schaudert er vor ihr zurück. Der Verfasser malt die Grausamkeiten gegen die Negersklaven zu grell aus, und diese anatomische Deutlichkeit der Martern überschreitet die Grenzen des Poetischen. — Bald wird Mauduit durch eine andere Liebe gefesselt, durch eine junge schöne Mulattin, die sich mit demüthiger Andacht an ihn schließt, deren früherer Liebhaber sich aber seines unwillkommenen Nebenbuhlers durch heimlichen Ueberfall bemächtigt und ihn einer grausamen Rache zu opfern im Begriff ist. „Hier, in einem Winkel zwischen Felsentrümmern, warf man die Opfer nieder; Hände und Füße wurden ihnen doppelt mit Kokosstricken umwunden, die dann mit ihren Enden an die starken Zacken der Stalaktiten in Wand und Boden befestigt wurden; und nun streuten ihre Henker die furchtbare Pulversaat über sie aus, schütteten sie in ihre Kleider und auf ihr schreckliches Lager, und befestigten endlich einige Schritte davon eine langsam brennende Lunte, deren äußerstes Ende in einem Pulverhausen steckte, dessen Entzündung unfehlbar die des übrigen nach sich ziehen mußte." Doch ehe die Lunte noch das Pulver erreicht, wurden sie vom Toussaint gerettet, demselben, der nachher die Hauptrolle in der Revolution spielte. Toussaint will ihn nun bewegen, sich für den König gegen die empörten Weißen der Neger, und ein Fräulein von Blanchelande, eine schöne Schwärmerin für allgemeine Freiheit, will ihn bewegen, sich der Mulatten zu bedienen. Aber trotz seiner Liebe zu dem Fräulein, über der er seine früheren petites affaires de coeur vergißt, bleibt er doch seiner militärischen Pflicht treu, da er sieht, daß der Name des Königs und der seinige nur von den Farbigen zu ihren Zwecken mißbraucht werden soll, und da man ihm so wenig traut, als er den Farbigen. Kaum aber hat er seine Meinung bestimmt erklärt, so wird er in einem großen Volksaufstande umgebracht. Ein reiches, farbenvolles, auch durch seine politische Beziehungen interessantes Gemälde.

Zeitgeschichte.

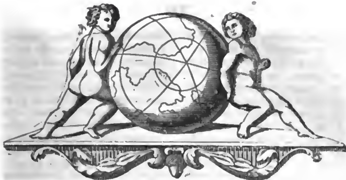
Oesterreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Deutschland. Von Dr. Groß-Hoffinger. Stuttgart und Leipzig, Rieger und Comp., 1836.

Viele interessante Gegenstände werden hier besprochen, das Kaiserhaus, Fürst Metternich, Graf Kolowrat, die bedeutendsten Staatsmänner in Oesterreich, die Literatur des Kaiserstaats. Wir machen darauf aufmerksam, ohne uns beurtheilend über Dinge auszulassen, die wir nicht durchaus kennen und verstehen. Aus dem „Graf Kolowrat-Liebsteinsky" überschriebenen Kapitel entlehnen wir folgende Stellen: „Man hat nach der Thronbesteigung Ferdinand I. im Auslande viel von einem angeblichen „Camarillastreit" zwischen dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürsten von Metternich, und dem Minister des Innern, Grafen von Kollowrat-Liebsteinsky gesprochen, allein der mit der Lage der Dinge in der Monarchie und mit dem Charakter dieser beiden Männer Vertraute zweifelte sogleich an einer ernstlichen Spaltung, welche für den Staat in der Gegenwart im höchsten Grad gefährlich seyn müßte. Erstlich mußte man bei Kenntniß der würdevollen Stellung der österreichischen Minister, gegenüber von ihrem Monarchen und der österreichischen Staatsverfassung, gegen einen Ausdruck protestiren, der nur in einem völlig desorganisirten Staat, an einem entwürdigten, moralisch und politisch gesunkenen Hofe zur Bezeichnung jenes gemeinen Reptils statthaft wäre, das von dem Unglück eines demembrirten Staates Nutzen zu ziehen dächte, zweitens mußte die Behauptung einer Trennung der beiden, unter Franz I. zu gleichen Zwecken vereinten Ministerien unwahrscheinlich klingen, da selbst im Falle eines Meinungsstreites die klare Nothwendigkeit und die Gemeinschaft der Interessen und Hauptzwecke, so wie die, beiden Ministern eigenthümliche Vaterlandsliebe hinlängliche Vereinigungspunkte darbieten. — Graf Kolowrat stammt aus einem der reichsten und berühmtesten Geschlechte Böhmens, welches sich von jeher in allen Kämpfen des unglücklichen Czechenvolks durch treue Anhänglichkeit an das Regentenhaus auszeichnete. Als Oberstburggraf des Königreichs Böhmen im Jahr 1810 seine öffentliche

Laufbahn antretend, fand er in dieser bis dahin etwas vernachläßigten Provinz neuen Stoff und Gelegenheit, die traurigen Folgen der Nichtbeachtung der individuellen Interessen, und der Niederhaltung eines rühmlichen Strebens zu beobachten, und zum ersten Male Anlaß, seine eigenen Ideen und Verwaltungsgrundsätze geltend zu machen. Seiner musterhaften Oekonomie, seinem patriotischen Eifer, der das Nationalleben der Böhmen wieder aufrichtete und die Herzen gewann, gelang es, den Zustand Böhmens bedeutend zu verbessern. Langjährige Erfahrung bestärkte ihn in seinen Grundsätzen, die er bald in größerem Wirkungskreis anzuwenden, 1825 von dem jedes Verdienst anerkennenden Franz nach Wien berufen ward. Obgleich Kolowrat durch seine Wirksamkeit josephinische Grundsätze zu erkennen gab, war er doch stets einerseits ein Feind des gewaltsamen Verfahrens, andererseits dem spießbürgerlichen Liberalismus abgeneigt, der in Oesterreich häufig in Jakobinism ausartete, da eine mächtige Aristokratie seiner freien Ausbreitung im Wege stand. Kolowrat begünstigt diesen nicht aus selbstischem Interesse, sondern aus Staatsklugheit, weil er in ihm mit Recht eine der mächtigsten Stützen des österreichischen Staates erblickt; allein er vergißt nicht die Interessen des Bürgerstandes, und die allgemeinen der Civilisation und Kultur. Kolowrat, in seinen Gesinnungen eben so weit vom aristokratischen Absolutismus und Obscurantismus entfernt als von dem Taumelgeist der Weltverbesserer, Aufrechthaltung der Staatsformen, Befestigung des Thrones und der Aristokratie, Erhebung des Landmannes, Beförderung des Nationalwohlstands und der Gedankenfreiheit erzweckend, repräsentirt in dieser Verfassung seiner Meinungen und Wirkungen die Wünsche der österreichischen Völker, den Grad ihrer Bildung und den moralischen Zustand der neuesten Generation, gegenüber von der Staatsnothwendigkeit, welche diesen Wünschen manchmal entgegen zu seyn durch sich selbst angewiesen seyn möchte. Aus dem Gesagten ergibt sich die natürliche Stellung Kolowrats, die weit entfernt, eine dem Staat gefährliche Spaltung zu veranlassen, vielmehr eine für Oesterreich ungemein glückliche Constellation bewirkt, welche auf bedeutende Zunahme des österreichischen Ruhms deutet. Die innere, legislative organisirende Staatsweisheit und die äußere, auf die inneren Theile rückwirkende, von Natur conservative Politik bewegen sich auf einem schmalen Grund zwischen zwei Abgründen. Um beide zu vermeiden, müssen diese den Staat erhaltenden Kräfte in vielen Punkten gegen einander wirken; denn das ängstliche Zurückdrängen gefährlicher Kräfte vom Rande der äußeren Existenz kann den Staat rücklings in die Vernichtung des Bürgerkriegs, das ungestüme Vordrängen und die Neuerungssucht der angährenden Triebkraft der inneren Maschine leicht durch Uebermaaß das äußere Bollwerk der Staatsselbstständigkeit niederreißen. Es ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden, Reformen im Interessen der Civilisation und Aufklärung durchzuführen, ohne den Staatenbund, dessen einzelne Theile eine unabhängige Gesetzgebung besitzen, noch ungleichartiger zu gestalten als er es schon ist, ohne auf Kosten der gesammten Staatskraft immer mehr Theile zu isoliren und das Band, welches sie zur Einheit umschlingt, aufzulockern. Eine größere Freiheit der Presse wird schwer herzustellen seyn, da die Anhäufung und Verwirrung der buntesten Interessen, welche dem österreichischen Conglomerat von zwanzigfältigen Nationalitäten, Kulturstufen und Sprachen bei vermehrter Redefreiheit nothwendig einen Zustand der Gährung und des Streites herbeiführen müßte, welche, wenn auch angenommen werden könnte, daß er die Entwicklung befördern werde, doch dies nur auf Gefahr des Umsturzes thun könnte; die Staatswirthschaft wird schwerlich in allen Provinzen nach gemeinsamen Grundsätzen unter provinzieller Controle organisirt werden können, da manche Provinz auf Kosten einer anderen erhalten und kultivirt, und die künstliche Zusammenfügung der österreichischen Staaten auch durch künstliche Mittel erhalten werden muß, welche, wenn auch kostbar und außer dem Bereiche der natürlichen Staatswirthschaftstheorie liegend, dennoch nicht entbehrt werden können, ausgenommen in einem Staat von gleichmäßiger Einheit der Verfassung und Gemeinschaft der Interessen; die Rechts- und Unterthans-Verhältnisse werden vor Herstellung einer gemeinsamen Kultur und Civilisation eben so schwer verbessert werden können, und dasselbe wird von vielen anderen Zweigen der Staatsverwaltung gelten. Dies werden ungefähr die gefährlichsten Schwierigkeiten seyn, welche das Kabinet dem inländischen Staatsrath, oder die gegebenen Verhältnisse dem Streben nach Vervollkommnung entgegenstellen werden. Allein dadurch wird das Fortschreiten nicht aufgehoben, sondern nur geleitet werden, und die vielen Punkte der Vereinigung, welche die größten Staatsinteressen darbieten, der gemeinsame Zweck der Vermehrung der Macht Oesterreichs durch Kultur und Civilisation des Innern wird nicht leicht verfehlen, zwei so reich begabte Talente und edle Charaktere zum Heil des Vaterlandes in kraftvereinigendem Streben nach gemeinsamem Ziel zu verbinden. Oesterreich hat seine ganze Hoffnung auf die Vereinigung dieser edlen Männer gesezt."

Am Schluß hat sich der Verfasser über Deutschland überhaupt und dessen neueste Angelegenheiten ausgesprochen und besonders den „jungen Deutschen" die stärksten Sachen gesagt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37. Montag, 11. April 1836.

Herr Börne und der deutsche Patriotismus.

Herr Börne gibt in Paris ein in französischer Sprache geschriebenes Journal heraus, la balance. Im ersten Heft desselben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei gewesen sey. Er sagt aber kein Wort gegen den französischen Patriotismus. Diesen läßt er gelten. Nur gegen den deutschen zieht er, selbst ein Deutscher, zu Felde und in welchem andern Interesse, als in dem der Franzosen? Was auch seine Absicht dabei seyn mag, auf jeden Fall ist seine Stellung eine schiefe. Man kann tausend Gründe haben, gegen sein eigenes Volk erbittert zu seyn, man kann Recht haben und das ganze Volk Unrecht und doch wird es sich nicht ziemen, die Fremden dabei ins Interesse zu ziehen. Themistokles hatte größere Ursache, als sie Herr Börne hat, mit seinen Landsleuten unzufrieden zu seyn, und doch gab er sich lieber den Tod, als daß er dem Perser gedient hätte gegen seine Landsleute.

Ich glaube den Beweis zu geben, daß ich die Franzosen besser kenne, als Herr Börne ihnen glauben machen will, wenn ich die Ueberzeugung ausspreche, die Franzosen haben das feinste Gefühl für Nationalehre, und sie werden aus diesem Grunde, selbst wenn sie aus politischem Interesse den Angriffen des Herrn Börne auf sein eignes Vaterland ihren Beifall zollen, ihm doch ihre Achtung versagen. In ihren Bürgerkriegen haben sich die Franzosen für die politische Ehre allerdings ziemlich abgestumpft, und sich jeden Parteiwechsel, jeden Verrath verziehen, verzeihen müssen, weil der Schuldigen zu viele waren. Einem Franzosen aber, der in den Reihen der Fremden gegen sie focht, haben sie nie verziehen. Es waren deren auch immer nur wenige, und ein Franzose, der etwa gar den französischen Patriotismus für eine Narrheit erklärt hätte, wie Herr Börne den deutschen, ein solcher Franzose hat nie existirt, ist eine Unmöglichkeit. Ich vermuthe daher, man wird es in Paris gern sehen, daß Herr Börne gegen uns schreibt, aber man wird ihn nicht darum achten.

Ich habe Herrn Börne immer für einen Mann nicht nur von tiefer Einsicht, sondern auch von edelm Charakter gehalten, und glaubte ihn in seiner jüngsten Entrüstung gegen die Frivolität Heines als solchen wieder zu erkennen. Dies mag mich entschuldigen, daß ich ihm auch zutraute, er werde sich für die Verunglimpfungen, die er im Vaterlande erduldet, nur auf eine großmüthige Weise rächen durch patriotische Treue.

Doch es scheint, wir müssen bei Herrn Börne voraussetzen, er betrachte den Unterschied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, er halte den Patriotismus nicht für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges, sondern für eine Erfindung, für etwas,

das den Völkern aufgeschwazt worden sey, um sie an einander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken.

Wollten wir auch dies Princip zugeben, was wir nicht thun, so würde doch daraus folgen, daß Herr Börne nicht bloß dem deutschen, sondern auch dem französischen Patriotismus den Krieg ankündigen müßte, wenn er dem Verdacht entgehen will, er wolle nur den Franzosen und ihren Interessen auf Kosten der Deutschen schmeicheln und statt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzosenthum ausbreiten.

Ist denn aber das Princip überhaupt richtig? Kann man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten? Und ist es wahr, daß der Patriotismus der Freiheit verderblich sey? Im Gegentheil. Es gibt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, ist genau dieselbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Weltmonarchien, der Hierarchien. Nur diese waren es von jeher, welche die Nationalunterschiede auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil sie wohl wußten, daß sie die Freiheit auf keine andere Weise unterdrücken könnten, als indem sie die Nationalität unterdrückten. Aus demselben Grunde war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welcher die Freiheit rettete oder wiedereroberte. Nur deutscher Patriotismus war es, der einst den Römern sagte: bis hieher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoralisation der Sklaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römischen Kaiserdespotie, aufhielt. Nur deutscher Patriotismus war es, der den Päpsten zurief: bis hieher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutscher Patriotismus war es, der auch dem weltstürmenden Corsen zurief: bis hieher und nicht weiter! und dadurch erst jene neue Basis schuf, auf der so viel gebaut wird. Herr Börne selbst müßte vielleicht jetzt als französischer Polizeipräfect in seiner Vaterstadt figuriren und Programme zu kaiserlichen Namensfesten schreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutscher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergossen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jezt in Paris sizt und schreibt und die Geister der Helden verhöhnt.

Vaterlandsliebe ist die Mutter aller politischen Tugenden. Für das Vaterland handelt man immer schön, gegen es kann man immer nur freveln. Man nehme, welchen Vorwand man wolle, auch den heiligsten, immer wird es ein Frevel bleiben. Noch hat die Geschichte jeden solchen Verrath, troz jedes Vorwandes, gerichtet. Und nicht bloß, weil es eine Ehrensache ist, sondern auch weil die Erfahrung aller Zeiten beweist, daß auf Kosten der Nationalehre niemals ein wirklicher Vortheil erreicht worden ist. Die Freiheit muß auf dem eignen Boden wachsen. Brachte man sie andern Völkern mit dem Schwerte, so war es nicht mehr Freiheit, sondern Unterjochung. Die römische Republik hat nur Sklaven geschaffen, und hat etwa die französische etwas besseres aus den Völkern gemacht, denen sie die Freiheit zu bringen prahlte? Herr Börne sagt, allerdings habe Napoleon die schlummernden Völker aufgestachelt und zu einer Nothwehr gezwungen, in welcher sie sich erst ihrer Kräfte bewußt worden seyen. Dies ist sehr wahr, aber es spricht nicht für Herrn Börne, sondern für uns. Es spricht nicht dafür, daß uns von Frankreich etwas Gutes kommt, sondern nur etwas Uebles, durch dessen Abwehr das Gute, das auf unserem eignen Boden wächst, sich stählt und stärkt. Will Herr Börne sich nun zu denen gesellen, die uns in Frankreich neues Uebel bereiten, so sey er versichert, daß er Leute in Deutschland finden wird, die auch wieder jenem Guten neue Kraft geben. Je mehr er gegen den deutschen Patriotismus eifern wird, um so mehr wird er denselben hervorrufen.

Wer das Glück hat, einer so großen Nation anzugehören, wie die deutsche ist, der sollte sich wenigstens, bevor er sich von ihr lossagt, etwas genauer umsehen, um zu wissen, was er an ihr verliert, und was er durch den Uebertritt zu einer andern Nation gewinnt. Herr Börne hängt durch Geburt, Sprache, Schicksale und Bücher auf's innigste mit Deutschland zusammen. Hier allein versteht man ihn ganz und vermag ihn ganz zu würdigen und zu ehren, wenn er diese Ehre nicht selbst verscherzt. In Frankreich wird man ihn immer nur als einen Renegaten benutzen und — nicht achten.

Herr Börne ist kein Freund der deutschen Schulphilosophie und doch verfährt er ganz wie sie. Er beginnt damit, sein Object anders haben zu wollen, als es ist, und da dies nicht gehen will, negirt er es schlechtweg. Aber so wenig wie die Welt anders wird, wenn die Philosophen sie anders machen wollen oder gar negiren, eben so wenig ändert sich das deutsche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negiren.

Doch Herr Börne sucht außerhalb der deutschen Nationalität, was er innerhalb derselben zu finden verzweifelt, die Freiheit. Sie soll ihn für alles entschädigen, was er in Deutschland verlieren könnte.

Eine schöne Freiheit, ohne Vaterland!

Doch Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen. Was für eine Freiheit? Er sagt es uns nicht. Die Republik ohne Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugendrepublik des seligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen sein eignes Genie, um sich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er ist den Fünfzigen näher als den Zwanzigen.

Die Lasterrepublik des neuetablirten jüdischen Hauses Heine und Compagnie? Herr Börne hat sie noch vor wenigen Monaten im Réformateur entrüstet angegriffen und wenn er sie auch im zweiten Heft der Balance wieder in Schutz nimmt, so thut er es nicht aus Sympathie für die Laster, sondern nur aus Malice gegen Deutschland. In Frankreich tadelt er die Demoralisation, in Deutschland lobt er sie, nicht weil sie die Sitten, sondern weil sie den Staat untergräbt. Alles ist ihm recht, was als ein zerstörendes Element in Deutschland um sich frißt.

Was ist nun aber in allen seinen Negationen das Positive? Was will er für eine Freiheit, wenn er weder die Tugendrepublik, noch die Lasterrepublik und auch nicht die constitutionelle Monarchie will, die er mit so viel Unrecht auf jede mögliche Weise beschimpft, gegen deren Freunde er die unsäglichste Verachtung blicken läßt?

Er sagt uns nicht, was er gründen will, wenn er alles zerstört haben wird. Er denkt, die Franzosen werden schon dafür sorgen. Man muß nur diesen Bahn brechen in Deutschland, den Deutschen selbst alles Deutsche gehässig, verächtlich, lächerlich, alles Französische wünschenswerth machen, und den Franzosen alle Mittel und Wege zeigen, wie sie über die Deutschen Meister werden können, erst durch ein schmeichelhaftes Fraternisiren und dann, wenn gehörig vorgearbeitet ist, durch die Invasion.

Bei dieser schönen Rechnung wird aber nicht in Anschlag gebracht, daß Frankreich gar nicht mehr im Fall ist, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen. Frankreich ist im Sinken, Deutschland im Steigen.

Es ist wohl die traurigste Täuschung von der Welt, wenn man sich jezt noch immer einbildet, die französische Revolution werde eine zweite durchaus vermehrte und verbesserte Auflage erleben, Frankreich werde das große Problem lösen, den politischen Stein der Weisen finden, die jede Erwartung befriedigende allervortrefflichste Verfassung gründen und, in der einen Hand das Schwert, in der andern den neuen Koran, die ganze Welt für die Freiheit erobern. Die Lage der Welt ist eine ganz andere. Dinge, wie sie vor vierzig Jahren in Frankreich geschehen sind, wiederholen sich in demselben Lande nicht zum zweiten Mal. Ein Supremat, wie es Frankreich unter besonders günstigen Umständen eine Zeitlang behaupten konnte, hört auf, sobald diese Umstände sich ändern. Sie haben sich aber geändert. Wer immer noch in dem alten Traum der französischen Revolution lebt, übersieht ganz, daß die Reproduktion der Zeit den Ort wie die Form gewechselt hat. Das erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweist, wie sehr dort die Schöpferkraft des Neuen erloschen ist, während sie beinahe in allen Ländern Europas mächtig sich regt.

In dem ruhigen Entwicklungsgange der materiellen und geistigen Interessen in Deutschland bereitet sich eine weltgeschichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinst nur mit Lächeln auf die Leute herabsehen wird, die sich mit rückwärts gedrehten Hälsen von der Illusion des Franzosenthums nicht loszureißen gewußt haben. Daß diese Entwicklung vor sich geht in der monarchischen Form und nicht in der republikanischen, in einer langsamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker sie gar nicht begreifen. Aber die Franzosen selbst sind nicht so fanatisch, als die deutschen Franzosenfreunde. Sie sehen besser, beurtheilen uns richtiger und hüten sich nur, das gefährliche Wort auszusprechen. Es ist gewiß, daß die einsichtsvollen Köpfe und besten Patrioten in Frankreich ihrer eignen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk blicken, von dem sie wohl wissen, daß die nächsten Jahrhunderte ihm gehören werden.

Je schwärzer Herr Börne die deutschen Zustände malt, um so einleuchtender wird die Wahrheit, daß es mit einem Volk, das troz der Censur eine Geisteskraft und Geistesfreiheit entwickelt hat, wie kein anderes Volk ohne Censur, eine ganz besondere Bewandtniß haben, daß es unter ganz besonders glücklichen Sternen geboren seyn muß. Ein unparteiischer Fremder, der alles liest, was Herr Börne von der Erbärmlichkeit der Deutschen mit der schwärzesten Dinte geschrieben hat, und der dann uns selber kennen lernt, und ein wackeres, im Wohlstand blühendes, sittenreines, in seiner Nationalbewaffnung furchtbares, doch gemäßigtes, in seiner constitutionellen Bildung langsam, aber sicher reifendes Volk und endlich die unermeßlich reiche und freie Entfaltung unsrer Geister in der Literatur findet, der muß wiederholen, was einst vor anderthalb Jahrtausenden ein Römer von uns sagte: „es ist ein Wunder, wie die Deutschen alles schon von Natur haben, wozu wir kaum durch die mühseligste Staatskunst gelangen können."

Das deutsche Volk hat das Schlimmste, was ihm nicht durch fremde Gewalt, sondern vorzüglich durch eigne Schuld begegnen konnte, hinter sich. Es hat eine Katastrophe der Selbstvergessenheit, an der die größten Völker des Alterthums zu Grunde gingen, glücklich überstanden und blüht in einer neuen Gesundheit des Leibes und der Seele auf. Seine Kraft geht aber seinem Bewußtseyn vorher. Es ist eher stark, ehe es weiß, daß es so stark ist.

In Deutschland wachsen im Schatten mehr Früchte, als in Frankreich beim hellsten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen, was für ein guter Boden in unserem Volk ist, und wenn nur der Boden gut ist, an der Sonne wird es, obgleich sie wechselt, niemals fehlen. Ich sehe den schwarzen Schatten auch, ich gehöre nicht

zu denen, die Schlechtes für gut halten und Gutes schon für das Beste, aber eben deßhalb kann ich auch nicht blind seyn für das wirklich Gute und Große in der deutschen Natur.

Erscheinungen, die bei andern Völkern auf die tiefste Versunkenheit der Nation schließen lassen würden, lassen bei uns keineswegs darauf schließen. Die Oberfläche unseres Daseyns verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unser großes Volk ist gar sehr auf die Dauer gemacht. Es spürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen. Es meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit dem Hammer schlug, es sey nur ein Blatt vom Baum auf seine Nase gefallen.

Wir sind, wie die Natur selbst, nicht umzubringen, nicht zu ermüden, aber auch nicht zu übereilen. Wir haben Zeit die Hülle und die Fülle. Es kommt uns gar nicht darauf an, die Ungeduldigen todt zu ärgern und die schönen Früchte, erst wenn sie reif sind, denen in den Schooß fallen zu lassen, die noch gar nicht geboren sind, an denen aber unser Patriotismus väterlichen Antheil nimmt. Wir schlagen die Blätter des großen Buchs, auf denen unsere Geschichte geschrieben steht, mit allem Bedacht um und lesen uns gründlich deutsch in die Zukunft hinein. Auch Börnes Name steht darin geschrieben. Wie konnte dieser Freund des liebenswürdigen und sanften Jean Paul doch so bitterböse werden, hör' ich unsere Urenkel fragen. Wenn er doch jezt lebte, werden sie hinzufügen, um zu sehen, wie sehr er sich in der großen deutschen Nation getäuscht hat, und wie reich wir sind, um ihm verzeihen zu können.

Herr Börne fühlt es sehr wohl, daß die Langmuth, mit welcher wir seine Beleidigungen hinnehmen, seine härteste Strafe ist. Er ist nicht eitel, aber welchem sterblichen Geist würde nicht dennoch der Gedanke schmeicheln, sich einzeln einer ganzen Nation gegenüber im Kriege zu befinden. Aus seinem sichern Versteck in Paris wirft er alles, was sein Genie von Beschimpfungen erfinden kann, in unser Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernstlich zürnten. Wir geben ein, er hat in vielen Dingen Recht, und die vielen andern Dinge, worin er Unrecht hat, kann ihm wohl verziehen werden, denn er ist krank, hat den Spleen im höchsten Grade, quält am Ende sich mit seinen Grillen mehr als Andere und es würde sehr ungerecht seyn, wenn die große deutsche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mitleid versagen wollte.

Er ist in Deutschland schwer beleidigt worden. Man hat ihm, wie er selbst erzählt, einmal in den Paß geschrieben juif de Francfort, und er hat geschworen, diesen Schimpf zu rächen. An wem? an dem brutalen Officianten, der den Paß ausfertigte? Nein, an der ganzen deutschen Nation. Er hätte sich an Mendelssohn erinnern sollen, der eine ähnliche Beschimpfung auf die siegreichste Weise als wahrer Philosoph zurückwies und in der Achtung der Deutschen darum doppelt gestiegen ist. Aber Herr Börne verzeiht nicht und opfert den Ruhm der Großmuth dem kleinen Vergnügen der Rache auf. Er kann nicht anders. Er ist krank.

Er wägt nun Deutschland auf seiner „Waage" und das Zünglein schlägt gewaltig auf die französische Seite. Gerecht wägt er nicht. Er hätte deßhalb gar nicht wägen sollen. Es wäre ehrlicher von ihm gewesen, wenn er das Sinnbild der Gerechtigkeit auf dem Titel seiner feindseligen Schriften weggelaßen hätte.

Doch fordert er uns dadurch auf, auch ihn zu wägen. In die eine Schaale fällt viel Verdienst. Nicht deßwegen, weil er uns nicht lobt, ist sein Tadel immer ungerecht. Er tadelt uns einseitig, aber oft mit Recht. Seine bittern Vorwürfe dienen als Arznei für den kranken Theil unsrer übrigens gesunden Nation. Er ist ein nothwendiges Extrem, hervorgerufen durch ein entgegengesetztes. Hat man hier Alles gelobt, muß auf der andern Seite Einer auch einmal Alles tadeln, damit das Gleichgewicht hergestellt werde. Seine Angriffe stellen beinah alle unsre nationellen Tugenden auf die Probe. Desto besser.

Und die andere Schaale? Wir wollen nichts hineinlegen, als die Thatsache, daß er die Gerechtigkeit seiner eignen Sache und das Nützliche, was in seiner Weise, uns zu tadeln, etwa noch ferner für uns liegen könnte, auf's äußerste compromittirt hat.

Er hätte die Fremden nicht ins Interesse ziehen sollen. Das ist die Saite, die Herr Börne nicht hätte berühren sollen. Durch diesen einzigen Zug verräth er einen Mangel an Edelmuth, der ihm unendlich schädlich ist, und der seinen stachlichsten Waffen die Spitze abbricht. Einem Ueberläufer glaubt man nicht mehr, und wenn er mit feurigen Zungen predigte. So lange Herr Börne zu den Deutschen redete als Deutscher, nahm man den Tadel von ihm an, als ob er von einem finstern Cato käme. Aber die Geschichte hat uns nicht gesagt, daß Cato Censorinus zu den Karthagern übergegangen wäre und in punischer Sprache über die Römer geflucht, den Karthagern jede schwache Seite der Römer gezeigt, sie gegen die Römer gehezt hätte. Seit Herr Börne in Paris lebt, französisch schreibt, uns nur noch vor einem französischen Publikum beschimpft, und wenn seine Balance auch nur zwei Sous kostete, diese zwei Sous für die Beschimpfung seines Vaterlandes aus französischen Händen annimmt, seitdem hat Herr Börne das unschätzbare Recht, uns wie ein Cato tadeln zu dürfen, verloren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 38. Mittwoch, 13. April 1836.

Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder.

Die Brunnen- und Badekuren spielen in gegenwärtiger Zeit eine so bedeutende Rolle, daß wir den Lesern dieser Blätter einen nicht ganz zu verachtenden Dienst zu erweisen glauben, wenn wir aus der umfassenden Literatur, welche dieselben betrifft, eine Reihe von Büchern, die in den lezten Jahren erschienen sind, vorführen, deren Würdigung wir einige fragmentarische Bemerkungen voranschicken wollen.

Das Streben unserer Zeit, alle Schätze der Natur möglichst auszubeuten, hat auch eine viel häufigere Benüzung der Mineralquellen zur Folge gehabt, die einen nie zuvor gesehenen Grad erreicht hat und in manchen Ländern kaum noch höher sich steigern kann. Zwar sprudeln noch viele vorzügliche Heilbrunnen in weniger bekannten Ländern unbenüzt aus dem Schooße der Mutter Erde hervor, deren Verwendung späteren Zeiten vorbehalten bleibt; dafür aber trägt auch manche gegenwärtig noch vegetirende Kuranstalt den Keim des Todes in sich und geht ihrem Verfalle schneller oder langsamer entgegen. Denn offenbar übersteigt die Zahl und der Umfang der Kurorte in manchen Ländern das wahre Bedürfniß weit, und die Zeit ist hoffentlich nicht ferne, wo durch die immer zunehmende Verbreitung der diätetischen Anwendung der gewöhnlichen Bäder die Benüzung der Mineralwasser als Heilmittel Beschränkungen erfahren muß, da die früher so sehr vernachläßigte Hautkultur ihnen bis daher eine große Menge Leidender zugeführt hat. Das Mittelalter war noch badelustiger als die gegenwärtige Generation, aber es benüzte die gewöhnlichen Bäder so regelmäßig, daß es der Mineralbäder minder bedürftig war, daher die Heilquellen im Allgemeinen viel weniger benuzt wurden. Die gleiche Ursache wird auch die gleiche Wirkung wieder zur Folge haben. Dieser Umstand wird von größerem Gewichte seyn, als Kabinetsbefehle, gegen den den Wohlstand vieler Familien zerrüttenden Mißbrauch von Badereisen gerichtet, wie wir sie in neuester Zeit haben ergehen sehen. So gut solche auch gemeint sind, so erfüllen sie doch ihren Zweck keineswegs. Die ihnen zu Grunde liegende Ansicht, daß man viel häufiger Badereisen unternehmen lasse, als bei Berücksichtigung der finanziellen Verhältnisse der Patienten zu verantworten ist, ist ganz richtig; aber Unrecht wäre es, wollte man diesen Unfug den Aerzten allein beimessen, die hier weniger den Ton angeben, als sich eben der allgemeinen Sucht fügen und nicht gegen den Strom schwimmen wollen. Gegründeter möchte der Vorwurf seyn, daß sie

häufig in der Wahl der Kurorte nicht mit der gehörigen Umsicht zu Werke gehen, und daß aus diesem Grunde viele unternommene Kuren im glücklichsten Falle nutzlos bleiben. Leider berührt dieser Vorwurf nicht bloß einzelne Aerzte, sondern theilweise die Wissenschaft selbst, in die durch viele oberflächliche und marktschreierische literarische Produkte eine große Verwirrung der Ansichten über die Wirkungen und Anwendung der Heilquellen eingeführt worden ist.

Ist dir Sucht der Bad- und Brunnenkuren den Finanzen manches Privatmanns sehr verderblich, so ist sie dagegen wieder für viele Gegenden eine reiche Quelle des Wohlstandes. Welchen Geldzufluß eröffnen z. B. dem Nassauischen Herzogthume seine Heilquellen! Abgesehen von den zahlreichen andern kleinern Kuranstalten zählen allein die von Wiesbaden, Ems, Schwalbach und Schlangenbad zusammengenommen jährlich ungefähr 7000 wirkliche Kurgäste. Nimmt man die Ausgaben des Einzelnen während seines Aufenthalts im Kurorte zu 100 fl. an, so ergeben sich 700,000 fl. jährlich, die fast ausschließlich von Auswärtigen herrühren. Und dazu kommen die Summen, welche die vielen durch die Vergnügungen der Bäder angezogenen Durchreisenden zurücklassen, und die leicht jene Summe auf eine Million steigern dürften. Welche nationalökonomische Bedeutung hat nur allein der berühmte Seltersbrunnen! Von diesem Wasser, das noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für jährliche zwei Gulden zwanzig Kreuzer verpachtet war, werden jetzt jährlich gegen zwei Millionen Krüge versendet; das Hundert solcher Krüge wird, wenn wir recht berichtet sind, mit elf Gulden bezahlt, was eine Summe von 220,000 Gulden ausmacht; wieder ein schöner Tribut des Auslands für ein Ländchen, das nur 360,000 Einwohner zählt!

Außerordentlich ist die Veränderung, die durch den Zufluß so vieler Leidenden, die Genesung, und Anderer, die nur Zerstreuung und Genüsse in den Kurorten suchen, hier bewirkt wurde. Nicht allein haben fast alle ohne Ausnahme durch Erweiterung der Lokalitäten, durch Verbesserung der Einrichtungen, durch Verschönerung der Umgebungen, durch Sorge für Unterhaltungen und Zerstreuungen aller Art eine ganz andere Physiognomie bekommen; nein, es versammeln auch Quellen, die vor nicht so langer Zeit höchstens den Bewohnern der nächsten Umgegend bekannt waren, jeden Sommer eine ansehnliche Anzahl von Kurgästen um sich, und andere, die früher nur eine untergeordnete Stelle einnahmen, wetteifern nicht ohne Erfolg mit solchen, die seit dem grauen Alterthume einen ungeschmälerten Ruf sich erhalten haben. Den besten Begriff von dem Reichthume an solchen Anstalten, den allein Deutschland und die Schweiz besitzt, gewährt die im vorigen Jahre von Weiland herausgegebene Heilquellenkarte, obgleich es nicht schwer fallen dürfte, Lücken darin aufzufinden. Wer sich denselben auch in großem Maaßstabe gedacht hat, wird hier seine Erwartungen doch noch übertroffen finden. Und welche Mannichfaltigkeit bieten bei genauerer Kenntniß diese Kurorte nach allen Rücksichten, besonders auch nach den daselbst herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen dar! Hier in einer abgelegenen Alpengegend ein stilles Bad, dessen Besucher den höchsten und einzigen Genuß in dem Anschauen und Durchwandeln dieser neuen großartigen Welt neben der Hoffnung der Wiederbefestigung ihrer wankenden Gesundheit finden; — dort ein Kurort, der das Treiben der größten Hauptstädte in einem verkleinerten Bilde wiedergibt, wo die Benützung der wirksamsten Heilquellen fast als eine unbedeutende Nebensache erscheint, die Schönheiten der Natur von vielen Gästen kaum beachtet werden, neben den Tändeleien der eleganten Welt, neben den Lockungen des Spieles, neben den Concerten, Bällen, Reunionen u. s. w. Und doch so schroff auch die Extreme sich gegenüber stehen, so verbindet sie doch eine ganz unmerkliche Stufenleiter!

Die Literatur geht immer mit dem Leben Hand in Hand, wenn nicht äußere Hemmnisse ihrer Entwicklung störend entgegentreten. Daher hat auch mit dem zunehmenden Besuch der Bäder und mit der Blüthe so vieler neu emporgekommener die Literatur der Heilquellen einen außerordentlichen Zuwachs erhalten. Fast jede Heilquelle hat ihren Monographen oder Panegyristen gefunden und durch diesen zu ihrem Besuche freundlichst eingeladen; wer diese Schriften alle liest, der muß sich nur wundern, daß noch irgend eine Krankheit unheilbar seyn kann!

Die Frage, ob der Gehalt dieser Literatur im Verhältnisse zu ihrem Umfange stehe, muß unbedingt negirt werden. Unläugbar besitzen wir klassische Werke, die dahin einschlagen, und mit Stolz dürfen wir Namen wie Hufeland, Osann, Kreysig, Sachse, Wetzler, Heyfelder u. A. nennen. Wie traurig nehmen sich dagegen so viele Monographien über Brunnenorte aus, die auf eine unverzeihliche Weise mit Dingen, die man hundert Mal gehört und gelesen hat, die Geduld des Lesers auf die Folter spannen und durch ihre salbaderische Weitschweifigkeit an den guten Martorelli, der über ein antikes Dintenfaß zwei Quartbände schrieb, und an Ulmus erinnern, der mit der Physiologia barbae humanae einen Folianten zu füllen wußte. Diesen Uebelstand, der das Studium eines großen Theiles der Brunnenschriften, selbst auch besserer, sehr peinlich macht, verdankt man größtentheils dem Bestreben der Autoren, zugleich für Aerzte und für Laien zu schreiben, eine

Aufgabe, der nie vollkommen Genüge zu leisten ist. Jenen bietet man Dinge, die sie schon auf der Hochschule inne haben sollten, diesen Dinge, die sie nicht verstehen, nicht benützen, sondern nur mißverstehen und mißbrauchen können. Freilich ist es bequemer und erfordert weniger Denkens, solche Zwitter zu produciren, als Schriften, die den Anforderungen der Wissenschaft genügen und diese bereichern. Aus Rücksicht für das nichtmedicinische Publikum vermeidet man alle auf den Grund der Sache eingehenden Untersuchungen, behilft sich mit möglichst allgemeinen Ausdrücken, die eben so unklaren Begriffen entsprechen, und verwirrt statt aufzuklären, langweilt statt zu unterrichten, radotirt statt zu untersuchen; man lobt die Tugenden der Quellen in den Tag hinein, statt anzugeben, bei welchen Krankheiten und unter welchen Umständen sie sich an den Tag legen können. Dessen ungeachtet aber haben die Kenntnisse von den Heilbrunnen und Mineralbädern große Fortschritte gemacht und einen Standpunkt eingenommen, den man noch vor einem halben Jahrhundert sich kaum träumen lassen konnte. Die Chemie hat eine große Reformation dieses Faches zu Stande gebracht und gerade hier ihre schönsten Triumphe gefeiert. Hat sie es doch selbst dahin gebracht, die berühmtesten Mineralwasser, deren Entstehungsart noch ein Gegenstand des Streites ist, auf eine solche Weise nachzubilden, daß nach dem Urtheile der anerkanntesten Beobachter kaum ein Unterschied in der Wirkung der natürlichen Mineralwasser und der künstlichen Nachahmungen derselben zu entdecken ist! Das Verdienst dieser Erfindung oder Entdeckung gebührt der deutschen Nation, die sich überhaupt rühmen darf, die Kenntnisse über die Mineralquellen und ihre Wirkungen zuerst von einem wissenschaftlicheren Standpunkte aufgefaßt zu haben.

1) A Guide to all the watering and sea bathing places. London. Ohne Jahrszahl.

Ein niedliches Taschenbuch, der unentbehrliche Begleiter jedes fashionablen englischen Badereisenden. Alle Jahre mit den nöthigen Verbesserungen neu aufgelegt, bleibt dieses Vademecum ewig jung und nimmt sich deßhalb die Freiheit, wie die nie alternden Volksbücher, „gedruckt in diesem Jahr", ohne Geburtsschein in die Welt hinauszutreten. Durch eine ausgebreitete Correspondenz hält es sich stets au niveau des englischen Badelebens, und keine Concurrenz wagt ihm die Zuneigung seines Publikums zu entreißen, welches Alles darin findet, was es nur verlangt; — und dies ist nicht wenig, denn dem reisenden Engländer von der gewöhnlichen Sorte ist mehr daran gelegen, die genaue Beschreibung einer schönen Gegend, eines interessanten Gebäudes und dergleichen an Ort und Stelle zu lesen, als diese selbst zu bewundern. Mit besonderer Rücksicht sind die Heilbrunnen und Seebäder in England und Wales behandelt, ganz vorzüglich aber Bristol, Brighton und Bath, während die schottischen sich mit wenigen Seiten begnügen müssen; und wer dem Titel zufolge noch weitere erwartet, wird vergebens darnach suchen. Das Buch ist mit den zierlichsten Stahlstichen von einer in Deutschland kaum erhörten Kleinheit geschmückt; denn ungeachtet des kleinen Formats gibt jede Tafel doch vier Ansichten, die zum Theil wirklich ausgezeichnet sind.

Um den Plan des Werkes und die Art der Ausführung zu zeigen, geben wir eine Inhaltsübersicht des Abschnittes von Bath, das vielleicht der besuchteste Kurort auf der ganzen Erde ist und jährlich mehr als 8000 Familien an seinen Quellen versammelt. „Bath, diese reizende Stadt, wo die Mode seit lange thront und Schönheit und Eleganz neben ihr walten, ist von der Natur und der Kunst gleich begünstigt und der Auszeichnung werth, die sie sich errungen hat. Sie liegt im nördlichen Theile von Sommersetshire, 107 (engl.) Meilen von London und 11 von Bristol. Um sie erhebt sich ein Amphitheater, gebildet durch Hügel von ansehnlicher Höhe, ausgenommen da, wo sie sich öffnen, um dem Avonflusse ein Bett zu lassen, der dicht an der Stadt seine langsamen Fluthen majestätisch vorbeiführt und durch seine Schiffbarkeit für Boote von hier bis Bristol den Verkehr mit dieser lebendigen Hafenstadt erleichtert. Das Thal, worin Bath liegt, ist zu enge, um alle die glänzenden Bauten zu fassen, die im Laufe eines Jahrhunderts entstanden sind; sie zogen sich nach und nach am Abhange des gegen Norden gelegenen Hügels hinauf und krönen jezt dessen Gipfel. Nichts übertrifft die malerische Ansicht dieser Stadt, wo Häuser hinter Häusern stufenweise sich erheben, während die höchsten mit Stolz auf die unscheinbareren und niedrigeren herabzublicken scheinen. Aus den umliegenden Bergen entspringen herrliche Quellen des reinsten Wassers, und mittelst Röhren wird jedes Gebäude auf's reichlichste mit diesem Lebensbedürfnisse versehen." — Geschichte und Alterthümer von Bath. — Der Verfasser beginnt sie mit der Sage von Bladud, dem ältesten Sohne von Lud Hudibras, König von Britannien, der achte nach Brutus, dem Urenkel des Aeneas, für deren historische Treue noch viele Bather einzustehen den Muth haben. Bladud kehrte von Athen, wo er sich den schönen Künsten und Wissenschaften gewidmet hatte, aussätzig zurück, wurde deßhalb eingesperrt, entwischte aber aus seiner Haft und lebte unerkannt in einem Dörfchen in der Gegend des jetzigen Bath. Der Herr, in dessen Dienst er sich begab, verwendete ihn zum Schweinehüten. Als

er eines Tages zum Himmel betete, daß er seinen Zorn von ihm wenden möge, liefen einige seiner Schweine in ein Erlenmoor und kehrten mit schwarzem Schlamme bedeckt zu ihm zurück. Der Prinz suchte nach und fand einen warmen Bach, in dem er sich zu baden und damit auch seines Aussatzes zu entledigen anfing. Völlig wieder hergestellt kehrte er an den Hof zurück, wurde als des Königs Sohn erkannt, folgte diesem in der Regierung und baute diese Bäder. Später wollte er fliegen lernen und brach bei einem solchen Versuche das Genick. — Ohne Zweifel kannten schon die alten Briten die heißen Quellen, sie nannten den Ort Caer Badon (Badstadt), die Römer gaben ihm den Namen Aquae solis, die Sachsen Akemanus Ceaster. Es finden sich eine Menge römischer Alterthümer zu Bath, worüber Näheres berichtet wird. Nach der Römerzeit scheinen die Quellen in Verfall gekommen zu seyn, aber unter den Sachsen gewann der Ort wieder an Bedeutung. Er war stets ein Gegenstand der königlichen Gunst und wurde von den Beherrschern Englands fleißig besucht. Mit diplomatischer Genauigkeit berichtet der Verfasser, wer die lezten königlichen Gäste in Bath waren, und geht sodann unmittelbar zu der Dynastie der Badekönige über, die sich eben so hoch über ihre deutschen Brüder oder — wenn man der Majestät unbeschadet so sagen darf — Collegen erheben, als seine großbritannische Majestät über den lezten souverainen Fürsten in Deutschland. Die Geschichte des ersten Badekönigs wird umständlich erzählt; es war Richard Nash, geb. zu Swansea 1674, der wegen seiner Unterhaltungsgabe und Galanterie zum Arbiter elegantiarum erwählt wurde, nachdem er zuvor auf verschiedene andere Weisen vergebens sein Glück versucht hatte. Unter seinen Auspicien entwickelte sich die Blüthe von Bath. „Wer auch immer Bath gegründet haben mag, Nash gebührt das Verdienst, sein Wiederhersteller zu seyn, und die wohlthätigen Wirkungen seiner Anordnungen erstrecken sich noch auf die jetzige Zeit. Auch sind die von ihm promulgirten Gesetze noch nicht außer Kraft. Sein Coder vom Jahr 1742 beweist ebenso seine Laune wie seinen Geschmack und seine Menschenkenntniß.“ Hier einige Proben daraus: Art. 1. Ein Anstandsbesuch und ein Abschiedsbesuch (bei dem Badekönige) ist Alles, was man von Damen von Sitte und Lebensart erwartet oder wünscht. — Dispensirt sind unartige. — Art. 5. Die Gentlemen geben ihre Ballbillets nur an anständige Damen ab. NB. Es sey denn, daß sie keine solche kennen. — Art. 9. Die jüngeren Damen haben (bei Bällen) Acht zu geben, wie aller Augen auf sie gerichtet sind. — NB. Dieses bezieht sich nicht auf solche, die auf Alle Jagd machen (to have at alls). Am Schlusse ist das NB. beigefügt: Es gibt auf hiesigem Platze verschiedene Menschen ohne Charakter, alte Weiber und einige junge von zweifelhaftem Rufe, die allerhand Lügen verbreiten und zur Sekte der Gerechtmacher gehören. — Gleichheit vor dem Gesetz war eine der ersten Regierungsmaximen in diesem goldenen Zeitalter des Bather Königthums. Die Herzogin von Queensbury mußte, als sie auf einem feierlichen Balle mit einer Spitzenschürze, die 500 Guineen werth war, erschien, diese auf Nash's Verlangen ablegen; und wenn die Prinzessin Amelie noch nach elf Uhr Abends einen Tanz verlangte, so versicherte er, die Gesetze von Bath seyen eben so unverletzlich wie die des Lykurgus. Seine Art aufzutreten war seinem Range entsprechend; er fuhr mit sechs Grauschimmeln, umgeben von einer Anzahl Dienern zu Fuß und zu Pferd, mit Waldhörnern und andern Instrumenten. Sein Glück dauerte lange; zulezt aber machte sich die Schwäche des Alters geltend; seine Bewunderer wurden dem Herrscher untreu, und er bekam Zeit, über die Nichtigkeit eines nur dem Vergnügen geweihten Lebens nachzudenken. Er starb 1761 und wurde mit großem Gepränge in der schönen Abbey-church beigesezt. — Alle diese Geschichten finden sich in dem Buche weitläufig erzählt, so wie auch in gedrängterer Darstellung die Historien der folgenden Regierungen; seit 1777 ist die Macht unter 2 Masters of the ceremonies getheilt, deren Amt ebenso ehrenvoll als einträglich ist. Einer nimmt jährlich 1100 Pfund ein. — Eigenschaften der Mineralquellen zu Bath; ihre Wirkungen, die Art ihres Gebrauches. Oeffentliche und Privatbäder, Badeordnung. Vergnügungen in Bath; die Assembley-rooms (Vergnügungshaus), zwischen 1769 bis 1771 mit einem Aufwand von 20,000 Pfund erbaut, — der Verfasser unterläßt nicht, seine Leser zu unterrichten, daß in diesem Gebäude Montags dress-balls stattfinden, wo bloß Contretänze getanzt werden, an den Donnerstagen aber fancy-balls, wo 2 Cotillons getanzt werden, einer vor dem Thee, der andere nach dem Thee; — Leseanstalt; der Pump-room (Kursaal); das Hospital; das Theater; das Subscription-house (ein vornehmes Lesecabinet, in das die Mitglieder durch Ballotage aufgenommen werden, und wo sie das Vergnügen haben, für das Jahr 6½ Guinee zu bezahlen, um einige Zeitungen in angemessener Gesellschaft lesen zu können); die Sydneygärten mit ihren Schattengängen, perspektivischen Aussichten, Rasenplätzen, Schlangenwegen, Lauben, Wasserfällen, Ruhbänken, bowling-greens, Schaukeln, Grotten und Irrgängen, mit ihren Frühstücken, Illuminationen, Galanächten u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 39. Freitag, 15. April 1836.

Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder.

1) A Guide to all the watering and sea bathing places. London. Ohne Jahrszahl.

(Schluß.)

Nun macht der Verfasser mit dem Leser noch einen flüchtigen Spaziergang durch die Stadt und zeigt ihm die Kirchen, Krankenhäuser, Schulen, Plätze, Straßen, Märkte, Miethhäuser, Gasthöfe, macht ihn mit den Sänften, die wegen der unebenen Wege häufig gebraucht werden, bekannt, mit der Taxe für dieselben, mit den Wegen, wo man sich ihrer gewöhnlich bedient, mit dem Abgang und der Ankunft der Posten, endlich mit der Umgegend, so daß man träumen könnte, man sey schon in Bath gewesen, wenn man auch noch nicht über den Kanal gekommen ist. Wir scheiden von diesem Buche mit der Bemerkung, daß es für England ganz charakteristisch ist, und daß die von Mosch versuchte Nachahmung desselben (die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Leipzig. Gleichfalls ohne Jahrszahl) für deutsche Badereisende lange das nicht ist, was dem Engländer sein unübertreffliches Guide to all the watering places!

2) Essay on the natural history, origin, composition and medical effects of mineral and thermal springs. By Meredith Gairdner, M. D. Edinburgh. 1832. 8.

Hier finden wir die Mineralquellen besonders in naturhistorischer Beziehung vortrefflich abgehandelt. Der Verfasser betrachtet sie nach ihrer Zusammensetzung, geographischen Vertheilung, Meereshöhe, geognostischen Verhältnissen, Ursprung und medicinischen Kräften, und gibt überall Beweise seines emsigen Fleißes, gründlicher Kenntnisse und einer genauen Vertrautheit mit der Literatur, besonders auch der deutschen, welcher eine Uebersetzung dieses Werkes zur Zierde gereichen würde.

3) A Treatise on the composition and medical properties of the mineral waters of Buxton, Matlock etc. By Scudamore, M. D. London, 1833. 8.

Eine der besseren praktischen Schriften der englischen Literatur über Heilquellen, neben welcher indessen viele deutsche mit Stolz auftreten können. Sie handelt nur von den wichtigern Mineralwassern Englands.

4) Balneographisches statistisch-historisches Hand- und Wörterbuch, oder die Heilquellen und Gesundbrunnen Deutschlands, der Schweiz, Ungarns, Croatiens, Slavoniens, Siebenbürgens, Frankreichs, der Niederlande und die Seebäder an den Küsten der Nord- und Ostsee; ihre Lage, Besitzer, Einrichtungen, Eigenthümlichkeiten, Wirkungen, Lebensart, Vergnügungsörter, Theurung oder Wohlfeilheit, ihre neueste Literatur und neuesten Analysen. Von L. Freiherrn von Zedlitz. Leipzig, 1834. 8.

Lange Titel sind in der Regel das Aushängeschild schlechter Bücher; nicht anders hier. Dem Titel zufolge erwartet man ein vollständiges Repertorium, das die Heilquellen und Seebäder nach allen Beziehungen betrachtet; wir wollen nun sehen, wie der Verfasser diese Aufgabe gelöst hat. Eine Vorrede hielt er für überflüssig, wahrscheinlich des langen Titels wegen, der statt ihrer Auskunft ertheilt, oder weil es ihm schwer fiel, die Fragen, die der Vorredner wie jeder öffentliche Redner sich vorzulegen hat,

Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?

zu beantworten. Nachdem wir das Buch durchgeblättert haben (vom Durchlesen möge man uns dispensiren), könnten wir zwar diese Fragen anstatt seiner beantworten, wollen es aber unterlassen, um dem Verfasser die Freude über die Vollendung seines Werks nicht zu sehr zu vergällen. Er beginnt es mit „historischen, literärischen und statistischen Notizen im Allgemeinen," die wir auf sich beruhen lassen wollen. Sodann folgt die erste Abtheilung „deutsche Bäder und Heilquellen" (ungefähr 680 an der Zahl, in alphabetischer Ordnung); hierauf 2) „die Heilbäder, Gesundbrunnen und Mineralquellen der Schweiz" — man bemerke die Sorgfalt des Verfassers, womit er sogar in den Ueberschriften nach Mannichfaltigkeit im Ausdrucke strebt! — (ungefähr 230); dann 3) die Heilbäder und Gesundbrunnen im Königreiche Ungarn, in Croatien, Slavonien und Siebenbürgen, (ungefähr 270 Artikel); 4) die vorzüglichsten in Frankreich (etwa 220); 5) einige vorzügliche Gesundbrunnen der Niederlande (4); 6) einige Seebäder der benachbarten Küsten außerhalb Deutschland;" worunter Apenrade und Föhr unbezweifelt echt deutsche sind und deßhalb so gut als Dobberan, Curhaven und so viele andere in der ersten Abtheilung unterzubringen gewesen wären. Wenn hierdurch der Verfasser keine günstige Begriffe von seiner Logik erweckt, so entwickelt er im Anhang, wie auch sonst vielfältig, eine bei einem Brunnenschriftsteller unerhörte Ignoranz in medicinischen Dingen. Dieser handelt nämlich zuerst von den Reisen in die Bäder; dann „von den verschiedenen Arten von künstlichen Bädern, ihrem Gebrauch und ihren Wirkungen in alphabetischer Ordnung," und gibt endlich die Adressen von einigen der vorzüglichsten Gasthöfe von Deutschland. Im zweiten Theile des Anhangs kommen wieder sehr unlogisch dahin gestellte Artikel vor: als Badeausschlag, Badediät, Badekuren, Flußbäder, Seebäder. Um die Behandlungsweise des Verfassers zu zeigen, heben wir den nächsten besten Artikel, der uns aufstößt, aus:

„Animalische Bäder bestehen in dem äußeren Gebrauche eines frisch geschlachteten Thieres, in welches der leidende Theil des diese Kur brauchenden Patienten gelegt wird. Diese unbequeme, oft widerliche Anwendung läßt nur Wenige ihre Zuflucht dazu nehmen. Uebrigens hat die Ausdünstung lebender organischer Körper eine so belebende Wärme und so besondere außer dem Gebiete der Darstellung liegende Kräfte; daß diese Art Bäder bei Kontrakturen, Gicht, Lähmungen, Wunden, Schwinden der Glieder u. s. w. eine oft sehr sichtbare Hülfe leisten, welche kein anderes Mittel zu ersetzen im Stande ist."

Von der dem Brunnenschriftsteller so nothwendigen Chemie versteht unser Freiherr von Zedlitz rein gar Nichts. Als Bestandtheile der Andersdorfer Heilquelle gibt er an: sauren Mineralgeist, aufgelösten Eisenstoff, rahmigte absorbirte Erde, Brunnensalz mit Alkali übersättigt (S. 33); nach ihm enthält das Karlsbader Wasser einen übelriechenden phlogistischen Geist, aufgelöstes Eisen, Koch- und Wunderholz (Koch- und Wundersalz), ein obskurer Heilbrunnen in Cleve flüchtigen Eisenvitriol (S. 89), das Ditzenbacher Wasser unzeitiges Eisenvitriol (S. 97), das Dobbelbad kalkeisenartige Erde (S. 101), und alkalische Bäder läßt er durch aufgelöste Pflanzen oder mineralisches Lungensalz (Laugensalz) bereiten!

Wie der Verfasser mit geographischen, geognostischen und andern Benennungen und Ausdrücken umgeht, zeigen folgende Proben: Wärmsee statt Würmsee, Gr. Canstatt wiederholt statt Canstatt, Autogast wiederholt statt Antogast, Wetzelar statt Wetzlar, Elas statt Lias, Nagelsfläche statt Nagelfluhe, Kurstallkur statt Kuhstallkur u. s. w.

Was die Quellen betrifft, die der Verfasser benützt hat, so müssen wir ihm zugestehen, daß er mehr als irgend ein anderer Brunnenschriftsteller überall herumgestöbert hat; nicht allein aus einer Masse von Brunnenschriften und chemischen Journalen, sondern auch aus politischen Tageblättern und Unterhaltungsblättern hat er seine Materialien zusammengerafft; nur ist es Schade, daß er gerade die besten hierher gehörigen Schriften gar nicht zu kennen scheint.

5) Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's. Von E. Osann, Prof. zu Berlin. Erster und zweiter Theil. Berlin, 1829 und 1832. 8.

Dieses Werk bedarf des vorhin besprochenen nicht als einer Folie, um als eine der ersten Zierden der deutschen Brunnenliteratur zu glänzen. Was der Freiherr von Zedlitz für Laien liefern wollte, das hat Osann für Aerzte wirklich zu Stande gebracht. Der erste Band bildet die Einleitung und handelt von den Mischungsverhältnissen der Heilquellen, von der Entstehung und Lage, von den Wirkungen und der Anwendung derselben und gibt eine allgemeine Uebersicht über die bedeutenderen Mineralwasser Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs, Italiens und Englands. Mit dem zweiten Bande beginnt die specielle Abhandlung der Mineralwasser nach geographischen Abtheilungen; er umfaßt die von Deutschland, Ungarn, Holland und Belgien. Der dritte, der vermuthlich die englischen, französischen und italienischen enthalten wird, ist noch nicht erschienen. Daß auch die Unterabtheilungen nach geographischen Gesichtspunkten gebildet worden sind, können wir nicht billigen; das Werk hätte an praktischer Brauchbarkeit gewonnen, wenn die Heilquellen nach der vom Verfasser im ersten Bande aufgestellten, ganz guten wissenschaftlichen Eintheilung wären abgehandelt worden, indem sich dabei die abweichenden Wirkungen von verwandten Mineralwassern am zweckmäßigsten hätten darlegen lassen. Uebrigens läßt dieses Werk an Vollständigkeit alle andern bisher erschienenen, an gründlicher Bearbeitung und Brauchbarkeit für den Praktiker die meisten weit hinter sich und ist auch bereits so anerkannt, daß es unsers Lobes nicht mehr bedarf. Das sorgfältigste, so äußerst mühsame Quellenstudium hat sich der Verfasser nicht verdrießen lassen und ist des fast erdrückenden Materials vollkommen Herr geworden. Eine dem Gehalt und Umfange des Werkes entsprechende Analyse würde uns hier zu weit führen, weßwegen wir uns mit diesen allgemeinen Bemerkungen begnügen müssen. Daß einzelne Fehler und Mängel hier und da aufstoßen, wird Jeder, der die fast absolute Unvermeidlichkeit derselben bei einer Arbeit dieser Art kennt, gerne entschuldigen.

6) Praktische Uebersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands, nach eignen Erfahrungen von Dr. C. W. Hufeland rc. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, 1831. 8.

Hufeland's Schriften haben stets beim medicinischen Publikum ihr Glück gemacht, die für das nicht medicinische bestimmten bei diesem eine noch günstigere Aufnahme gefunden. So hat es auch der vorliegenden an Anerkennung nicht gefehlt, die bei ihrer ersten Bekanntmachung im Jahr 1815 einem wirklichen Bedürfnisse Abhülfe leistete, aber auch jetzt noch ein schätzbarer Rathgeber für den praktischen Arzt ist. Der Verfasser wollte ein lebendiges, aus dem Leben selbst geschöpftes Gemälde der medicinischen Eigenschaften und Kräfte der Mineralwasser, ihres Verhaltens zum Lebenden, und alles dessen liefern, was dem praktischen Arzte zu ihrer Benutzung zu wissen nöthig ist. Hiezu ist nun zwar die Schrift zu wenig umfassend, empfiehlt sich aber doch ebensowohl für ältere Aerzte, denen sie manche brauchbare Winke gibt, als für solche, die erst die praktische Laufbahn beginnen und in der Regel sehr dürftige Kenntnisse über diesen wichtigen Gegenstand von der Hochschule mitbringen, — um daran umfassendere Studien anknüpfen zu können. Der Verfasser beschreibt ungefähr 40 wichtigere Heilquellen Deutschlands. Vorausgeschickt sind allgemeine Bemerkungen über Mineralwasser und ihren Gebrauch. Vortrefflich ist besonders, was H. über die Diät bei Brunnenkuren bemerkt, in Betreff welcher so vielfach gesündigt wird:

„Der erste und wichtigste Gegenstand der Diät ist hier das Verdauungssystem, welches zunächst den Einwirkungen des Heilmittels ausgesetzt ist, am unmittelbarsten von ihm angegriffen und immer mehr oder weniger dadurch geschwächt wird. Jede Ueberladung des Magens in Quantität, oder jeder Genuß einer schädlichen Qualität muß sorgfältig vermieden werden u. s. w."

„Ein zweiter, nicht weniger wichtiger Punkt der Diät ist die Vermeidung der Erhitzung und Erkältung. Man darf nie vergessen, daß man bei Brunnen- und Badekuren überhaupt viel empfindlicher und so auch viel empfänglicher für Erkältung ist rc."

Wir übergehen hier auch die guten Bemerkungen über die Diät der Seele und nehmen daraus nur die über das Spiel in Bädern hier auf: „Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne einen Blick auf die Farobank zu werfen, den Inbegriff alles Verderblichen, was sich bei einer Brunnenkur nur denken läßt, eine wahre Kunstschöpfung der neuen Zeit, um das Gegenstück der Hölle zunächst neben den Himmel zu setzen, den die reine göttliche Natur in ihrem Heilquell aufthut. — Muß denn bei jedem Tempel der Natur ein Tempel der menschlichen Verderbniß stehen, damit auch der lauterste Quell bald vernichtet werde! Man glaube doch nicht, daß ich zu viel sage! Eine kurze medicinische Analyse der Farobank wird uns davon überzeugen. Zuerst ist die Leidenschaft, das größte Gift für alle Brunnenkuren, unaufhörlich an diesen Platz gebannt. Und zwar welche

Leidenschaften? Die gehässigsten, widerwärtigsten, angreifendsten, Furcht, Neid, Schrecken, Kränkung, fehlgeschlagene Hoffnung, peinliche Spannung und ängstliche Erwartung, Wuth, Verzweiflung, ein unaufhörlicher Kampf der Seele. Aber nicht genug an dieser Seelenvergiftung. Mit ihr vereinigt sich auch die schlimmste körperliche, die Luftvergiftung, durch die Menge Menschen, die auf einen Punkt zusammengedrängt, oft drei, vier Mann hoch über einander liegen, und deren Ausdünstungen noch durch die Leidenschaft erhöht und geschärft sind. Dazu das bei Brunnenkuren so schädliche, fünf, sechs Stunden lange Sitzen auf einem Flecke, das Ausbleiben des Nachts, und der Verlust des so nothwendigen Schlafs, das noch daneben dadurch veranlaßte Uebermaaß im Genusse hitziger Getränke — und ich frage, ob ich etwas zu viel gesagt habe, und ob sich wohl eine größere Concentration alles Schädlichen, etwas so recht absichtlich dazu Eingerichtetes, denken läßt, um das, was der Morgen Gutes bewirkt hat, Abends wieder zu zerstören?"

Dies zur Beherzigung für Brunnendirektionen und Regierungen, die das Spiel als Haupthebel zur Emporbringung der Kurorte betrachten, die neben dem reinen Tempel der Hygiea die Pandorabüchse des Spieles setzen, indem sie mehr die nationalökonomische Bedeutung der Mineralquellen als ihre erste und hauptsächlichste Bedeutung, als Heilanstalten im Auge haben! Die antoninischen Bäder hatten eine Inschrift, die man über den Eingang jedes Kurorts setzen sollte: Curae vacuus hunc adeas locum, ut morborum vacuus abire queas, non enim hic curatur, qui curat. Wie harmonirt mit dieser goldenen Badregel das Schnarren der Roulettkugel und das monotone Rouge gagne — Rouge perd des Banquiers!

7) Eigenthümliche Heilkraft verschiedener Mineralwasser. Aus ärztlichen Erfahrungen dargestellt von Jos. Ritter von Vering, Dr. ꝛc. Wien, 1833. 8.

Wie die vorige Schrift vorzugsweise auf eigene Erfahrungen basirt, gibt auch die gegenwärtige treffliche Bemerkungen über die Wirkungen und die Anwendung einer Reihe von Heilquellen, namentlich der österreichischen Monarchie, die besonders in Ungarn und Böhmen einen großen Reichthum an diesen edlen Gaben der Natur besitzt. Der schon durch andere Schriften rühmlich bekannte Verfasser scheint vorzüglich den Zweck im Auge gehabt zu haben, ersichtlich zu machen, daß dieser Staat so reich mit Mineralwassern aller Art gesegnet sey, daß die dortigen Aerzte nur selten in den Fall kommen können, für ihre Kranke andere als vaterländische Kurorte wählen zu müssen. Uebrigens macht ihn dies nicht blind gegen den Werth der ausländischen Heilquellen, wovon er gleichfalls mehrere an der Hand seiner eigenen Erfahrungen abhandelt. So angenehm im Allgemeinen der Eindruck ist, den die gedrängte Darstellung des Verfassers macht, so möchte man doch oft wünschen, daß Einzelnes weiter ausgeführt wäre.

8) Der ärztliche Wegweiser nach den vorzüglichsten Heilquellen und Gesundbrunnen des österreichischen Kaiserstaates. Monographische Skizzen für Aerzte, Heilbedürftige und Freunde der Vaterlandskunde. Von L. Fleckles, Dr. ꝛc. Wien, 1834. 8.

Das Werk von Crantz über die Gesundbrunnen der österreichischen Monarchie, seiner Zeit nicht ohne Verdienst, ist längst veraltet und kann den Anforderungen der gegenwärtigen Generation unmöglich entsprechen. Insofern ist das Unternehmen des Verfassers ganz zeitgemäß, der hier ungefähr 60 wichtigere Mineralwasser des österreichischen Erbstaates in alphabetischer Ordnung abhandelt; indessen sind wir überzeugt, daß es demselben besser gelungen wäre, hätte er nicht Aerzte und Laien zugleich als Leser vor Augen gehabt. Sein aus Rücksicht auf die leztern hervorgegangenes Streben nach einer blühenden Schreibart ist nicht immer glücklich, wie z. B. die folgende Stelle zeigen wird: „Gewohnheit ist seit jeher die unzertrennliche Schwester der Lebensart, selbst in ihren Launen und Unarten für uns noch liebenswürdig, meistentheils eine treue Gefährtin bis zum Grabe. Sie ließe sich fast mit einem wunderbaren Baume vergleichen, den wir schon in der Jugend vor unser Wohnhaus gepflanzt haben, der mit uns aufwuchs und altert, und unter dessen Schatten wir uns seit jeher gemächlich und gütlich thun, hinter dessen Stamme wir Versteck spielen mit der ganzen Welt, und unter dessen Zweigen uns allein wohl wird, unbekümmert, daß diese durch ihn veranlaßte bequeme Behaglichkeit uns ernsteren Dingen entzieht, unbekümmert, daß es sein Schatten, der das heilige Licht der Sonne von unserer Stube abwehrt, daß seine nächtliche Atmosphäre unserem Schlafe Unfrieden und böse Träume einimpft, und nicht erwägend, daß wenn ein Feind herkäme, den Stamm absägete oder den Flammen preis gäbe, wir jahrelang sehnsuchtskrank umherwanken müßten, bis wir einen neuen Schmollwinkel für die vielen leeren Stunden unsers Lebens fänden." — Etwas wunderlich nehmen sich die eingestreuten Gedichte von Körner u. A. mitten unter den chemischen Analysen und den Registern von Krankheiten, gegen welche diese oder jene Quelle empfohlen wird, aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 40. Montag, 18. April 1836.

Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder.

(Fortsetzung.)

9) Ueber Bäder und Brunnenkuren, besonders an den Mineralquellen des Taunusgebirges, namentlich Ems, Schlangenbad, Wiesbaden und Schwalbach. Von Dr. Heyfelder, Leibarzt in Sigmaringen ꝛc. Stuttgart, 1834. 8.

Wird es Einem bei dem Durchlesen mancher salbungsreichen Brunnenschriften recht flau zu Muthe, so fühlt man sich dagegen durch die vorliegende sehr wohlthätig erfrischt. Der sowohl in der Literatur als in seinem praktischen Wirkungskreise rastlos thätige Verfasser legt darin seine Ansichten und Erfahrungen über Brunnen- und Badekuren im Allgemeinen und über solche in den auf dem Titel genannten Kurorten insbesondere nieder, deren genauere an Ort und Stelle erworbene Kenntniß ihm dabei besonders zu Statten kommt. Ein entschiedener Feind alles Schlendrians, rügt er freimüthig die vielfachen Mißbräuche und Abgeschmacktheiten der Badepraxis, und von den einzelnen Kurorten sprechend, versäumt er bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge doch auch nicht ihre Mängel in das gehörige Licht zu setzen, die von vielen Brunnenschriftstellern so gerne mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt werden. Hier und da läßt der Verfasser seiner Ironie freien Lauf, wohl in der Ueberzeugung, daß damit oft mehr auszurichten sey als mit trockenen Rügen und Klagen; so z. B. theilweise in folgender Stelle:

„Leider ist es nur wenigen Patienten vergönnt, unter der Aegide ihres Arztes eine Brunnenkur zu beginnen und zu beschließen. Die meisten werden mit einer Skizze ihrer Leidensgeschichte an einen Brunnenarzt gewiesen, welcher gleich Figaro hundertfach in Anspruch genommen ist.“

„Man kann von keinem Brunnenarzte während der Badsaison fordern, daß er die Hunderte von Patienten mit ihren wirklichen und imaginären Uebeln stets im Gedächtniß trage, und daß er auf die von allen Seiten an ihn gerichteten Fragen die passende Antwort bereit habe. Aber die Brunnenärzte sollten es auch unter ihrer Würde halten, gleich Lohnbedienten an den Quellen zu stehen und durch Blicke und Geberden ihren Heißhunger nach den Gästen und ihre kleinliche Eifersucht an den Tag zu legen, wobei sie Blößen entwickeln, die ihnen und ihrem Heißhunger wirkliche Nachtheile bringen.“

„Auf Promenaden, am Brunnen, an der Tafel, und besonders unter dem Knall der Champagnerpropfen sollten sie mit ihren Rathschlägen und Ausweisen zurückhalten

und die Fragenden auf eine andere Zeit beschriden, wo es ihnen möglich ist, gehörig gesammelt den an sie gerichteten Bitten zu genügen."

„Das Treiben einer großen Menge unserer Badärzte muß Mißtrauen und Widerwillen dem Kranken wie dem unparteiischen Kunstgenossen einflößen; der bald zur Ueberzeugung gelangt, daß die Worte und die Schriften dieser Herren immer nur Wahrheit und Dichtung in sich schließen, indem sie immer wie Cicero pro domo und wie jeder Mönch für seine Kutte und seinen Orden sprechen. Man nehme die Schriften unserer ersten Brunnenärzte zur Hand, und man wird nicht eine Krankheitssippe auffinden, gegen welche die Mineralquelle nicht schon die sicherste Hülfe geleistet haben soll. In allen herrscht dieselbe Sprache, dieselbe Verheißung, und für denkende Aerzte dieselbe unbefriedigende, hinter Floskeln versteckte Leere. Die besten, gründlichsten und zuverlässigsten Badeschriften verdanken wir nicht Brunnenärzten, sondern Männern wie Kreysig, Siebold, Hufeland, Wering und Osann, die, fern von den Quellen wohnend, aber, aus Autopsie sie kennend, mit vorurtheilsfreien Augen ihre Heilkräfte zu würdigen verstanden."

Wenn Heyfelder hier von der poetischen Licenz, das Totum pro parte zu setzen, etwas zu viel Gebrauch macht, so muß man dies seiner guten Absicht zu gut halten. Unläugbar besitzen wir unter unsern Badärzten treffliche und gediegene Männer, die keiner der angeführten Vorwürfe berührt, während das Treiben mancher anderen der Art ist, daß es difficile est satyram non scribere. Daß der Verfasser die lezteren verdientermaßen gegeißelt hat, werden die ersteren eher billigen als tadeln müssen; denn es ist eine gerechte Strafe für diese ihren erhabenen Beruf herabwürdigenden Kollegen, daß ihr Signalement dem Publikum preisgegeben wird; und wenn der Verfasser dies rücksichtslos zu thun den Muth gehabt hat, so gereicht ihm dies nur zur Ehre.

10) Imnau und seine Heilquellen, von Demselben. Daselbst, 1834. 16.

Durch dieses Schriftchen suchte derselbe Verf. die Aufmerksamkeit seiner süddeutschen Kollegen auf die nicht genugsam beachteten Imnauer Quellen, die zu den eisenhaltigen Säuerlingen gehören und die schon früher von dem trefflichen Metzler warm empfohlen worden sind, von Neuem zu leiten, was ihm auch — nach dem Besuche dieses Kurortes im verflossenen Sommer zu urtheilen — bereits gelungen zu seyn scheint. Ueberhaupt ist zu vermuthen, daß bei dem gegenwärtigen Charakter der Krankheiten, der sich mehr und mehr ausprägt, die Stahlquellen wieder mehr in Aufnahme kommen werden, während sie seit einer Reihe von Jahren ziemlich in den Hintergrund getreten waren.

11) Ueber die Wirkungen und den Gebrauch der Bäder, besonders der Seebäder zu Dobberan. Von J. D. W. Sachse, großherzogl. Mecklenburg-Schwerinischem Leibarzte 2c. Berlin, 1835. 8.

Ein wichtiger Beitrag zur Lehre von den Bädern, den wir einem eben so vielerfahrnen als belesenen Arzte verdanken. Wie sehr ihm diese Prädikate gebühren, beweist auch das gegenwärtige Buch, worin er eine Reihe von Streitfragen durchgeht, die verschiedenen darüber aufgestellten Ansichten mittheilt und sein auf eigene Erfahrungen gegründetes Urtheil abgibt. Es trägt das Gepräge einer langen Vorbereitung an sich, und jeder Arzt wird darin sehr beachtenswerthe Bemerkungen, die zu weiteren Beobachtungen und Untersuchungen anregen, in Fülle finden. Nur ein kleiner Theil des Werkes betrifft Dobberan, das erste deutsche Seebad, von dem noch regierenden Großherzoge von Mecklenburg, Friedrich Franz, im Jahr 1793 errichtet, der dazu vorzüglich durch Vogel angeregt wurde.

12) Die Seebäder auf Norderney, Wangeroog und Helgoland, nebst topographischen und geognostischen Bemerkungen über diese Inseln der Nordsee. Von Dr. A. L. Richter 2c. Berlin, 1833. 8.

Ueber den Zweck seiner Schrift spricht sich der Verf. folgendermaaßen aus: „Als ich im Sommer des vergangenen Jahres die Seebäder auf den Nordseeinseln Norderney, Wangeroog und Helgoland besuchte, um die daselbst befindlichen Badeanstalten und die Wirkung des Seewassers an mir selbst kennen zu lernen, überzeugte ich mich, daß die über dieselben bestehenden Schriften jezt nicht mehr genügten. — Um das Vorurtheil und die sonderbaren Meinungen zu beseitigen, welche man in der Entfernung über jene Bäder hegt, und wodurch Mancher aus Unkenntniß abgehalten wird, das eine oder andere derselben zu besuchen, und der heilsamen Wirkung des Badens in offener See theilhaftig zu werden, schrieb ich während der Mußestunden an Ort und Stelle alles nieder, was für den Badelustigen in der Entfernung und während des Aufenthalts an dem einen oder andern dieser Badörter von Wichtigkeit seyn kann, und fügte allgemeine Bemerkungen über die Wirkung, Anwendung und die beim Baden zu beobachtenden Regeln hinzu, wobei ich jedoch im Augenmerk behielt, daß diese kleine Schrift eine größere Aufnahme bei Laien als Aerzten finden könnte." Hiermit bezeichnet der Verfasser ganz treffend den Inhalt und Charakter seiner Schrift.

Da die auf dem Titel genannten Seebäder manchem Binnenbewohner kaum mehr als dem Namen nach bekannt

sind, so ist es wohl nicht unpassend, wenn wir hier ein gedrängtes Bild von einem derselben geben.

Die ostfriesische Insel Norderney, zu Hannover gehörend, hat einen Umfang von drei Stunden und einen Flächeninhalt von ⅓ Quadratmeile. Im Südwesten dieser Insel liegt das Fischerdorf gleiches Namens, das 175 größtentheils einstockige Häuser und gegen 700 Einwohner zählt. Den allergrößten Theil des Bodens bilden Dünen, die an der Nordseite zur Schutzwehr gegen den starken Andrang der See eine vierfache Reihe bilden. Zum Badeorte ist Norderney im Jahre 1797 unmittelbar nach Dobberan bestimmt worden und diese Anstalt also als die älteste der Nordsee zu betrachten. Die Badegäste wohnen bei den Bewohnern des Dorfes; der jährlich zunehmende Besuch der erstern macht eine immerwährende Vergrößerung desselben nothwendig. Eleganz und Luxus trifft man in diesen Wohnungen freilich nicht an, jedoch zeichnen sich dieselben, selbst bei den ärmsten Leuten, durch die größte Reinlichkeit aus. Ein Tisch, drei Stühle, ein Bett, ein Spiegel und ein Schrank bilden den ganzen Inhalt dieser Wohnungen. Reicher ausgestattet, bequemer sind die Wohnungen des königl. Logierhauses und in den paar Gasthöfen. Zum Gebrauche der Seebäder ist der dem Dorfe ganz nahe gelegene Weststrand bestimmt, dessen Boden sehr fest ist und sich ganz allmählich vertieft. Man badet zur Zeit der größten Fluth, deren Eintritt öffentlich bekannt gemacht und an den Badeplätzen durch Aufziehen von Flaggen angezeigt wird. Da die täglich zweimal wiederkehrende Fluth jeden Tag ungefähr 50 Minuten später als am vorhergehenden Tage eintritt, so müssen sich ganz natürlich die Badezeit und das Mittagsessen darnach richten. Als Vereinigungspunkt für die Badegäste dient das Conversationshaus, von Anlagen umgeben, die so weit gediehen sind, als das Klima es hier zuläßt.

Eine besondere Aufmerksamkeit widmet den aus den verschiedensten Weltgegenden hier zusammentreffenden Gästen der Badedirektor, Graf von Wedell, insofern er, so wie auch seine Gemahlin, jede Gelegenheit ergreift, sie mit einander bekannt zu machen und einander näher zu bringen.

13) Karlsbad und seine Mineralquellen, in ihren wichtigsten Beziehungen, besonders in Hinsicht der zweckmäßigsten Anwendung ihres Wassers als Heilmittel, zunächst für Kurgäste dargestellt von Dr. J. E. Ryba, Physikus zu Prag. Zweite verb. und verm. Aufl. Mit einer geognostischen Karte. Prag, 1836. 8.

Die jüngste unter den vielen Schriften, die von Karlsbad, dem bedeutendsten aller deutschen Kurorte, handeln, der jährlich über 10,000 eigentliche Kurgäste zählt. Bei der außerordentlichen Wirksamkeit seiner Mineralwasser ist die größte Umsicht und die gewissenhafteste Sorgfalt nöthig, wenn nicht die daraus zu ziehenden Vortheile für die Gesundheit in Schaden sich verkehren sollen; daher bedürfen Kurgäste unerläßlich eines ärztlichen Rathgebers, wozu die vorliegende Schrift vollkommen geeignet ist, die sie auch sonst noch mit allem, was sie in andern Beziehungen wissen müssen, bekannt macht. Ryba hat das Buch ausdrücklich für Kurgäste bestimmt, die den Erfolg ihrer Kur in Karlsbad, so weit dieser von ihrer eigenen Mitwirkung abhängt, nicht dem Zufalle überlassen, sondern durch ein einsichtsvolles und zweckmäßiges Verhalten sichern wollen, und ist sich hinsichtlich seiner Aufgabe ganz klar gewesen. Er bemerkt sehr richtig: „Es kam mir nicht in den Sinn, mit einem und demselben Buche zugleich allen Anforderungen sowohl der Aerzte als der Nichtärzte entsprechen zu wollen, ein Ziel, welches sich nur Jemand setzen kann, der entweder den Umfang und die Mannichfaltigkeit solcher Anforderungen gar nicht kennt oder sich leicht darüber zu trösten weiß, wenn sein Werk dem angekündigten Zwecke widerspricht und am Ende keiner Klasse von Lesern genügt." In der Vorrede erfahren wir, daß vor Kurzem die wichtige Entdeckung gemacht worden ist, daß die Karlsbader Quellen auch Jod enthalten. Wir möchten gerne Einiges aus des Verfassers Schilderung des interessantesten Kurortes und seiner theilweise herrlichen Umgebungen, die in uns die angenehmsten Erinnerungen erweckt hat, ausheben, unterlassen es aber aus Rücksicht auf den beschränkten Raum dieser Blätter; doch können wir uns von Karlsbad nicht wenden, ohne die daselbst eingeführte strenge Diät rühmend zu erwähnen, die so vielen andern Brunnen- und Badeorten als Muster vorleuchten dürfte.

14) Die Bäder zu Gastein. Ein monographischer Versuch von Burkard Eble, Dr. 2c. Wien, 1834. 8.

15) Das Thal und Warmbad Gastein nach allen Beziehungen und Merkwürdigkeiten nach eigener Anschauung und aus den zuverläßigsten Quellen dargestellt für Aerzte, Körperkranke, Geschichtforscher, Mineralogen, Metallurgen, Botaniker und für Freunde der hochländischen Alpennatur. Von Dr. A. v. Muchar. Grätz, 1834. 8.

Die Bäder der Gastein — das Wildbad und Hofgastein — gehören zu den wenigen deutschen, die der eigentlichen Alpenwelt angehören. Auch hinsichtlich ihrer Bestandtheile gehören die dortigen Mineralquellen zu einer Abtheilung von Heilbrunnen, aus der Deutschland

nur wenige zählt, nämlich zu den öfters sogenannten indifferenten Thermen, die sich mehr durch ihre auffallenden Wirkungen als durch starken Gehalt an mineralischen Bestandtheilen auszeichnen und wozu auch Wildbad in Würtemberg und Pfäfers in der Schweiz gehören.

Der Verfasser der ersten Schrift hat schon früher eine kleinere über Gastein geschrieben, die im Allgemeinen nicht ungünstig aufgenommen wurde, jedoch wegen freimüthiger Aufdeckung der Mängel der Badeanstalten und wegen Bestreitung der Vorurtheile in Beziehung auf Hofgastein, dem man stets einen niederern Rang anweisen wollte, als dem Wildbade Gastein, ihm manche Widerwärtigkeiten zuzog. Troß der vielfachen, mitunter höchst kleinlichen und groben Umtriebe, die der Verbreitung des Büchleins im Wege standen, wie der Verfasser sagt, war es doch schon nach 2 Jahren vergriffen, was ihn zu dieser neuen umfassenderen Bearbeitung desselben Gegenstandes ermunterte, der wir unsern Beifall nicht versagen können, indem sie uns manches Interesse gewährte und mit wissenschaftlichem Geiste geschrieben ist. Freilich ist für Laien manches darin nicht genießbar.

Herr v. Muchar scheint auf dem Titel seines zu gleicher Zeit mit dem Edle'schen erschienenen Werkes den Mund ziemlich voll zu nehmen (auch nennt er es in der Vorrede eine umfassende Physiographie des Thales und Wildbades Gastein); allein doch müssen wir nach genauerer Bekanntschaft damit gestehen, daß die vielerlei auf dem Titel bezeichneten Klassen von Lesern dasselbe sämmtlich nicht ohne Befriedigung durchlesen werden, was ebenso das vielseitige Interesse des Gegenstandes als der Fleiß, mit dem er vom Verfasser behandelt worden ist, erwarten lassen. Dem Badegaste dient das Buch zu einer sehr belehrenden Unterhaltung, wie sie für das Stillleben eines Alpenkurortes ganz geeignet ist, wo man so sehr sich gedrungen fühlt, sich mit der neuen herrlichen Welt, in die man versezt ist, bekannt zu machen, in Beziehung auf welche Westenrieder in seinen Briefen über und aus Gastein richtig bemerkt: „Alle Gesichter sind hier heiter, offen, freundlich, zutraulich. Die gesunde, mit dem Dufte von tausend balsamischen Kräutern erfüllte Luft, der blaue, hellglänzende Himmel, die romantischen Umgebungen erfüllen Alle mit einer gewissen Behaglichkeit und versehen sie in eine gewisse Munterkeit. Man ist hier, ich weiß nicht wie, nur von sich selbst erfüllt und vergißt, ohne es zu wissen oder zu wollen, Alles, was in der Entfernung vorgehen mag. Man vermißt und wünscht nichts, fürchtet und beneidet nichts, beianert und tadelt nichts, und ist gleichsam ein ganz anderer, ist ein ruhiger, mit aller Welt versöhnter, wohlwollender, erzgnter Mensch.“ Diese für eine Bade- oder Brunnenkur unübertreffliche Stimmung findet sich nirgends in dem Maaße, wie in Alpenkurorten, und trägt gewiß Vieles zu den außerordentlich günstigen Wirkungen des dortigen Aufenthaltes bei; auch läßt sie die wohl hier und da schroff hervortretenden Schattenseiten des Alpenklimas mit mehr Gleichmuth, als es sonst der Fall seyn möchte, ertragen, die Blumauer in seiner launigen Manier geschildert hat:

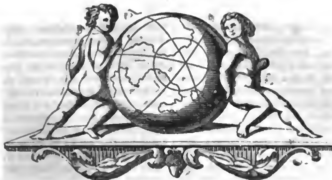
Und o das Klima, Freund, ist wie in Wien
Die Schönen, launenhaft und voller Eigensinn,
Und recht gemacht, dich in der Geduld zu üben;
Denn bald hüllt sich in seinen trüben
Und dichten Schleier der ganze Himmel ein,
Um ganze Wochen zu boudiren;
Bald macht ein bischen Sonnenschein
Dich schwitzen, bald ein Regen frieren.
Bald heizt man hier im Julius noch ein,
Und um die Scene noch mehr zu variiren,
Sieh! so geriethen neulich gar
Der Sommer und der Winter sich ins Haar
Und gaben uns von bösen Ehen
Ein recht erbaulich Bild zu sehen.
Frau Sommer fing mit heißen Thränen an;
Allein ihr kalter, troz'ger Mann
Ward toll und schüttelte die eisige Perrücke;
Und hauchte sie so grimmig an,
Daß ach! in einem Augenblicke
Die arme Frau, vom Scheitel bis zur Zeh,
Ganz überschneit sich sah. Darob ereiferte
Sich denn Madame und fing zum Gegenstück
Auf ihren alten Grobian
Zu donnern und zu blitzen an.
Und so, Freund, sahen wir, wie mitten
Im Junius der Schnee mit Blüthen,
Die Sommerlüftchen mit Decembereis,
Der Blätter frisches Grün mit Weiß,
Und Blitze, die den Schnee versengten,
Recht kunterbunt sich durch einander mengten!

16) Wiesbaden und seine Heilquellen, dargestellt von Dr. A. H. Peez ꝛc. Zweite verb. Auflage. Gießen, (1831). 8.

Unstreitig unter die besseren Erzeugnisse der Brunnenliteratur zu rechnen. Das Buch ist ganz wissenschaftlich gehalten, und je weniger es Laien befriedigen wird, um so mehr empfiehlt es sich den Aerzten zu einem gründlichen Studium, das die berühmten Wiesbadener Heilquellen so sehr verdienen.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41. Mittwoch, 20. April 1836.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir die Geschichte der Philosophie und die neuen Ausgaben älterer philosophischer Werke und die Commentare dazu betrachtet haben, werfen wir den Blick auch auf einige neueste Systeme. Es versteht sich von selbst, daß wir hier den Leser nicht mit einer sogenannten wissenschaftlichen Kritik langweilen wollen. Genug, wenn wir ihm nur einen allgemeinen Begriff von dem beibringen, was gegenwärtig in der Philosophie vorgeht.

Nachdem sich die Hauptgegensätze in der Philosophie in ihrer ganzen Schärfe ausgesprochen haben, und auch die Vermittelungsversuche, die am nächsten lagen, längst erschöpft sind, bleibt den neuern Philosophen freilich nicht viel Gelegenheit übrig, sich auszuzeichnen. Sie schlagen immer neue Vermittelungen vor, die aber nur als Symptome der sinkenden Bewegung in der Philosophie angesehen werden und die Gleichgültigkeit gegen diese Wissenschaft vermehren.

In dem

Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie von J. F. Herbart,

(Dritte Auflage. Königsberg, Bornträger, 1834) wird ein Weg zur Vermittelung vorgeschlagen, der allerdings sehr zu empfehlen ist. Wenn die Philosophie überhaupt, wie schon der Name sagt, nur eine Liebe zur Weisheit, nur ein Streben darnach seyn kann, so ist es auch gerathen, Schritt vor Schritt und mit rechter Umsicht vorwärts zu gehen, und nicht gleich in blinder und toller Einbildung am Ziele stehn zu wollen. Herbart erklärt: „Um ruhig auf diesem Wege fortwandeln zu können, muß die Philosophie anfänglich die Frage, ob wir die Dinge an sich oder nur Erscheinungen erkennen können, unentschieden bei Seite setzen." Aber man müsse auch nicht bloß, wie Kant, das Erkenntnißvermögen, sondern das Erkennbare selbst untersuchen. Er verlangt, daß man erst die Erfahrungsbegriffe gehörig bearbeiten und versuchen soll, ihre Widersprüche zu lösen, bevor man sich in die Frage einlasse, ob die Erscheinung für uns auch das Wirkliche an sich sey. Die Vorarbeit sey aber immer über der Parforcejagd nach dem höchsten Resultat vernachläßigt worden.

Herbart hat auf diesem Wege zwar nicht das Ziel gewonnen, doch sicher von Irrwegen abgeführt. Er sagt vortrefflich S. 169: „Viele glauben eben in der Ungereimtheit die wahre, hoch erhabene Weisheit zu erblicken, und freuen sich ihrer fortgeschrittenen Einsicht um so mehr, je weiter aller Sinn und Verstand von ihnen weicht. Wer die Geschichte der Philosophie noch nicht

kennt, wird sich nimmermehr vorstellen, wie viele hochberühmte Denker der verschiedensten Zeiten, von solchem verkehrten Erstaunen, bald über diesen, bald über jenen Begriff, sind gefaßt und gleichsam starr und blind gemacht worden, so daß sie über einen gewissen Punkt nicht mehr hinweggekommen konnten. — Einmal ergriffen, **wollen** die Meisten nicht mehr geheilt seyn. Die aber deßhalb Philosophie studiren, um einen so hartnäckigen, und wie sie meinen, angenehmen Rausch sich zuzuziehn, — diese werden zwischen mancherlei philosophischen Systemen die Wahl haben." Gewiß ist, zumal für die Jugend, nichts gefährlicher, als dieser Rausch, die Einbildung, man habe nun die Wahrheit gefunden, man sey allwissend wie Gott. Und gewiß ist nichts heilsamer für die Jugend, als sie an die Nothwendigkeit des Arbeitens zu mahnen.

Etwas Aehnliches lehrt auch die

Darstellung der Metaphysik von Ernst Reinhold.

(Gotha und Erfurt, Hennings, 1835). Der Verfasser geht zwar etwas weit, wenn er behauptet, das was wir erkennen, müsse auch wirklich seyn, sofern wir es nur recht und frei von jedem täuschenden Schein erkennen. Indem er aber ermahnt, alle Aufmerksamkeit auf die Täuschungen unserer Erkenntnisse zu richten, und diese Täuschungen sogar in ein consequentes System bringt, wie die Symptome einer Krankheit, darf er auch die Würde eines Geistesarztes ansprechen.

In den

Forschungen der Vernunft von F. C. Pfnor,

(Mannheim, Schwan und Götz), haben wir umsonst etwas Neues gesucht. Sie enthalten eine reine Identitätslehre, d. h. sie führen Alles auf den Gegensatz vom Realen und Idealen zurück, die aber eins sind im sogenannten Immanenten. Das ist alles von Valentin Weigel (den man sonderbarer Weise nicht nennt, obgleich er der erste Identitätsphilosoph in Deutschland war), Spinoza und Schelling schon viel schärfer gesagt.

Die Wissenschaft der Metaphysik im Grundrisse, von Dr. K. Ph. Fischer,

(Stuttgart, Schweizerbart, 1834), enthält ebenfalls eine Identitätslehre. Der Verfasser nimmt „eine gediegene Einheit des Erkennens an, in welcher weder das Denken über das Seyn, noch dieses über jenes hinausreiche." Diese Erkenntniß dem Denken zugewendet, sey Logik, dem Seyn zugewendet Metaphysik. Er gibt aber dem Denken das Uebergewicht, und sagt, wie Hegel, das Seyn sey eben das Denken. Hegel hat viele arrogante Schüler, die seine Livrée tragen, um sich ein ungemeines Air zu geben. Aber einen treuern Schüler, der ihm mit so redlichem Eifer in alle Irrgänge seines Denkens gefolgt wäre und mit so viel Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit ihn corrigirt hätte, wie Herr Fischer, einen solchen hat er wohl nie gefunden.

Die beste seiner Correcturen ist, daß er den Hegel'schen Satz, „Gott werde sich seiner selbst auf keine andere Weise bewußt, als im allmählich sich weiter aufklärenden Bewußtseyn der Menschen," in den vernünftigern verwandelt „Gott sey in Bezug auf sich selbst ewig und allwissend, wisse also auch alles voraus, und nur in Bezug auf die Welt sey er erst dann vollständig offenbart, wenn die Welt vollendet sey." Er erklärt sich ausdrücklich gegen den Pantheismus der Hegel'schen Lehre, sofern derselbe einen persönlichen Gott ausschließt; er hält es aber für sehr leicht, beides zu verbinden, und Gott als persönlich zu denken in Bezug auf sich, pantheistisch aber in Bezug auf die Welt.

Könnte man den erhabenen Glauben der Christen an den persönlichen Gott, in dem eine ewige Liebe sich offenbart, mit dem schönen heidnischen Pantheismus, mit dem Glauben an die vergötterte Natur verbinden, so wäre das freilich sehr poetisch. Referent hat sich in jüngeren Jahren mit diesem Problem nicht wenig beschäftigt. Aber er gesteht, über einen Stein des Anstoßes niemals weggekommen zu seyn. Herr Fischer hat ihn eigentlich umgangen und wie Schelling, dessen spätere noch nicht im Druck bekannt gemachte Lehre hiefür von besonderer Wichtigkeit seyn dürfte, ihn hinweggeräumt hat, sind wir neugierig genug zu erfahren. Wir meinen die Frage nach dem Ursprung und nach der Bedeutung des Bösen in der Welt. Wenn die nicht wäre, so wäre auch überhaupt das Philosophiren keine Kunst mehr.

In seiner früher erschienenen Schrift

Die Freiheit des menschlichen Willens,

(Tübingen, Osiander, 1833), hätte Herr Fischer Gelegenheit gehabt, die schwere Frage nach dem Bösen zu beantworten, allein er hat sich mit der geistreichen Phrase begnügt, daß der Wille das Streben des Geistes sey, seine Innerlichkeit zu offenbaren, oder in seiner etwas dunkleren Sprache: „Der Geist wird die Freiheit, welche er an sich ist, für sich, indem er die innere Einheit seiner Substanz zur Totalität einer Wirklichkeit vollendet, welche die von ihm durch die Vollendung seiner Zeit hervorgebrachte Wahrheit seiner ewigen Idee ist."

Möchte doch Herr Fischer, wenn er der Sache nach seinen Geist aus den Banden des Hegelianismus zu

befreien strebt, es auch der Form nach thun. Eine Sprache, wie in der eben citirten Stelle, ist schlechterdings zu verwerfen. Die Philosophie muß klar seyn. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, hier einen Schwank zu erzählen, der, die unzweifelhafte Bestimmtheit der Hegel'schen Ausdrucksweise, wie sie in den Seelen seiner besten Schüler niedergelegt seyn mag, charakterisirt. Ein Name, dem als tüchtiger Schüler Hegels, wenn er genannt würde, jeder Glaubensgenosse seine Achtung bezeugen würde, oder besser die Person, die diesen Namen trägt, befand sich einst mit uns in einer Gesellschaft von jungen Gelehrten. Man conservirt über Hegel. Ref. spricht seine Ansicht aus, die nicht von einer, sondern vielen Seiten leidenschaftlich widersprochen wird. — „Nun, N. N., sagt er, wenn Sie so sehr die, ich will nur sagen Hegels, Erklärbarkeit verfechten, so erklären Sie mir folgenden Satz: Er ist aus einer „Philosophie der Familie", wie sie einst Hegel in kurzen Umrissen, auf besondern Wunsch seiner Frau, niederschrieb und worin er so toll war, sogar Tische und Bänke ꝛc. spekulativ darzustellen." — Man lacht auf der einen Seite. N. N. versichert die Möglichkeit eines solchen Verfahrens eifrigst, und fragt nur nach des Ref. Quelle, die auch bis zur Hebung jeden Zweifels ernsthaft angegeben wird. — „Erklären Sie ihn, ich verstehe ihn nicht" und Ref. zieht sein Taschenbuch und liest: „Die Negativität, die sich als Punkt auf den Raum bezieht und in ihm ihre Bestimmungen als Linie und Fläche entwickelt, ist aber in der Sphäre des Außersichseyns eben sowohl für sich und ihre Bestimmungen darin aber zugleich als in der Sphäre der Außersichseyns setzend, dabei als gleichgültig gegen das ruhige Nebeneinander erscheinend. So für sich gesetzt ist sie der Tisch." — Die eine Seite lacht wieder heftig. N. N. erklärt geistreich die Stelle, und beruhigt sogar die Lacher. Ref. läßt sich Alles gefallen, die Hegelianer triumphiren und „der Tisch" findet die beste Auslegung von der Welt. Ref. geht beschämt und begnügt sich am andern Morgen Hrn. N. N. die dritte Ausgabe der Hegel'schen Encyklopädie zuzusenden, aufgeschlagen die 238ste Seite §. 257, wo sich die oben angeführte Definition auf die Zeit bezieht.

Die Frage nach dem Bösen ist ausführlicher erörtert in der kleinen Schrift:

Von der Freiheit des Willens, von J. C. Passavant.

(Frankfurt a. M., Brönner, 1835). Hier wird das Böse als eine nothwendige Consequenz der Freiheit erklärt, und diese Erklärung, die hier obwohl nicht zum ersten Mal gegeben, doch mit besonderm Scharfsinn ausgeführt wird, muß uns auf unserm beschränkten irdischen Standpunkt genügen. Allerdings können wir uns das Böse entweder gar nicht, oder nur als Strafe für den Mißbrauch unseres freien Willens erklären, so daß selbst das scheinbar zufällige und ungerechte Unglück, das uns trifft, als die Wirkung einer moralischen Ursache erscheint, deren Zusammenhang uns nur verhüllt ist. Aber warum leide ich mit Bewußtseyn für einen in Frage gestellten Fehler, von dem ich kein Bewußtseyn habe? fragt der Unschuldige. Und warum setzte man mich in den Fall, sündigen zu wollen? fragt der Sünder. Der Tiger ist ein grausames Thier, aber er kann fragen, warum wurde ich als ein Tiger geboren? Die Inder sagen: du hast schon in einem frühern Leben gesündigt, und daß du Tiger bist, ist schon eine Strafe. Aber damit dreht man sich in einem ewigen Kreise, und die letzte Ursache des Bösen wird uns immer dunkel bleiben, ja es scheint als ob die Moralgesetze, die für den Einzelnen gelten, nicht ausreichten, um das tragische Schicksal der Völker und der ganzen Menschheit zu erklären.

Wissenschaft, Kunst und Religion im innigen und ewigen Bunde. Ideen von einem Vater, seinem Sohne mitgetheilt, von W. Schröter. Altona, Hammerich, 1834.

Gutgemeint, aber etwas breit und salbungsvoll. An dem Ausdruck „im innigen Bunde" erkennt man sogleich, daß der Verf. ein Geistlicher und zwar ein Rationalist ist, denn bei diesen ist das Geklingel mit an einander gefügten Prädikaten und der von Tautologien aufgedunsene Styl charakteristisch. Solche Bücher können trotz ihres edlen Zweckes schwerlich etwas anders, als langweilen. Sie sagen den studirenden Jünglingen nur auf die anmaßendste und breiteste Weise, was die Jünglinge selber schon wissen; denn wer zweifelt denn auch nur entfernt daran, daß Religion, Kunst und Wissenschaft in einem innigen und ewigen Bunde stehen? Und was ist damit gewonnen, wenn uns ein so hohler Wortschwall entgegenrauscht, wie hier Seite 117: „Die nothwendigen Bedingungen zu einem tüchtigen, den Verstand erleuchtenden, das Herz veredelnden, das ganze Gemüth zu einer immer höheren sittlichen Kraft erhebenden und wahre Lebensklugheit und Weisheit mittheilenden Studium der Geschichte, ist demnach ein bis zu einem gewissen Grade in Einheit durchgebildeter Geist und ein religiöses Gefühl. Ausgerüstet mit diesen wirst Du ꝛc."

Schriften über Gesundbrunnen und Mineralbäder.

(Schluß.)

17) Aachens heiße Quellen. Ein Handbuch für Aerzte, so wie ein unentbehrlicher Rathgeber für Brunnengäste, von Dr. Zitterland. Aachen und Leipzig, 1836. 8.

Die Schrift gehört zu den gewöhnlichen Badeschriften, deren Mängel der Verfasser nicht zu umgehen wußte. Der zweite, vorzugsweise medicinische, Abschnitt über die Krankheiten, gegen welche die Aachener Quellen mit Nutzen anzuwenden sind, läßt dem Arzte Manches zu wünschen übrig, da der Verfasser dabei zu viel Rücksicht auf Laien genommen und darum Manches gründlich zu besprechen versäumt hat. Die theilweise höchst unbedeutenden, im Uebermaaß mitgetheilten Krankheitsgeschichten, die größtentheils nicht vom Verfasser selbst herrühren, schwellen unnöthigerweise den Umfang der Schrift bedeutend an. Die andern Abtheilungen derselben sind gut.

18) Mittheilungen über die Wirkungen und Anwendung der Sohlbäder, insbesondere zu Salzhausen. Eine Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche derselben für Kurgäste und angehende Aerzte, von Dr. C. Ph. Möller. Darmstadt, 1835. 8.

Die Sohlbäder sind erst in neuerer Zeit recht in Aufnahme gekommen und rücksichtlich ihrer vorzüglichen Heilwirkungen gewürdigt worden; eine Menge dergleichen Badanstalten sind in Deutschland seit einer kurzen Reihe von Jahren entstanden und ziehen alljährlich eine Menge Gäste an. Die vorliegende Schrift gibt dankenswerthe Beiträge zur näheren Kenntniß der Wirkung und Anwendung dieser Abtheilung von Heilquellen.

19) Die Heilquellen am Unterharze. Stuttgart, 1829. 8.

Der Herausgeber dieser Schrift, F. Hoffmann, bezeichnet als Zweck derselben, die Aufmerksamkeit, besonders des ärztlichen Publikums, auf das ungemein gehaltvolle Wasser des Beringerbades hinzulenken, mehrere unbestimmte und zum Theil unwahre Angaben über das Alexisbad zu entkräften und zugleich eine kurze Beschreibung des zu den salinischen Stahlwassern gehörenden, durch einen schwachen Kupfergehalt ausgezeichneten Ernabrunnens zu liefern. Sie verdient, insofern diese Heilquellen weniger gekannt, aber nicht unwichtiger sind, Beachtung.

20) Beschreibung des Gesundbrunnens zu Teinach. Von Dr. C. Fr. Müller. Stuttgart, 1834. 8.

Dieser sowohl durch die Wirksamkeit seiner Quellen als durch die Reize seiner Lage und Umgebungen anziehende, im Schwarzwalde gelegene Kurort verdiente wohl eine eigene Schilderung, die ihm durch die vorliegende, lobenswerthe Schrift in gedrängter Darstellung zu Theil geworden ist.

21) Canstatts Mineralquellen und Bäder. Von Dr. Tritschler. Zweite Aufl. Stuttgart, 1834. 8.

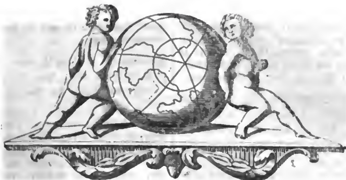
In einer der schönsten Gegenden Deutschlands gelegen, durch seine Alterthümer und Naturmerkwürdigkeiten interessant, eines außerordentlichen Reichthums an kräftigen Heilquellen sich erfreuend, hat Canstatt doch noch nicht die ihm gebührende Stelle unter den deutschen Kurorten eingenommen. Die Stadtbehörden benützten die im Jahr 1834 sich darbietende Gelegenheit, ihre Schätze den deutschen Aerzten zu empfehlen. Sie beauftragten den Verfasser vorliegender Schrift, einen gediegenen und vielerfahrenen Arzt, die veraltete erste Auflage derselben umzuarbeiten, und übergaben sie, auf diese Weise vielfach verbessert und mit den mannichfachen in neuerer Zeit vorgekommenen Umwandelungen in Uebereinstimmung gebracht, der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, die durch diesen Wegführer in Stand gesezt wurden, ohne Mühe sich an Ort und Stelle zu orientiren, welche Gelegenheit auch in reichem Maaße benüzt wurde.

22) Brunnendiätetik, oder Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauche der Gesundbrunnen und Mineralbäder. Von Dr. Fr. A. v. Ammon. Zweite Auflage. Dresden, 1834. 8.

Der um mehrere Zweige der Medicin hochverdiente Verfasser nimmt unter den populär-medicinischen Schriftstellern eine der ersten Stellen ein. Auch die vorliegende Schrift, die der unzertrennliche Begleiter jedes Kurgastes seyn sollte, berechtigt zu diesem Urtheile. — Wenn wir nicht irren, existirt bereits eine dritte Auflage derselben.

R.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 42. Freitag, 22. April 1836.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Philosophische Schriften und Aufsätze von Franz Baader. Zwei Bände. 1831 und 1832. Beilage dazu, 1833. Münster, Theissing.

Vorhalle zur speculativen Lehre Franz Baaders von Dr. Franz Hoffmann. Aschaffenburg, Pergay, 1836.

Die Philosophie des Herrn Franz Baader gehört auch zu den unverstandenen, von denen das Sprichwort gilt: man hört es wohl läuten, aber nicht zusammenschlagen. Das Publikum meint im Allgemeinen, Herr Franz Baader sey der ultrakatholisch-mystischen Partei ergeben, und das reicht schon hin, ihn in den Winkel zu stellen. Man hat einmal gehört, er habe sich für den Exorcismus in München interessirt. Man hat vollends gar erfahren, er gebe sich mit dem Jakob Böhme ab und das gibt ihm in den Augen des großen Publikums den Rest.

Doch wäre Herr Franz Baader ein Mann, der eine wichtigere Rolle spielen könnte, wenn seine Formen nicht allzu unpopulär wären. Er ist nicht wie Görres oder Friedrich Schlegel ein Ultramontaner von der stricten Observanz, sondern einer von den in unserer Zeit so beliebten und insgemein (ihn ausgenommen) glücklichen Vermittlern. Er will sich gar nicht stolz und hochmüthig mit seinem Glauben vom Wissen, mit seinem Katholicismus vom Protestantismus zurückziehen, sondern diese für jene gewinnen, eins mit dem andern, doch zu Gunsten des ersteen, vermitteln. Darum hat er sich auch unter den Protestanten den Jakob Böhme herausgewählt, in dessen Lehren er mit Recht einen Anhaltspunkt für diese Vermittlung findet, und den er zu modernisiren, dem heutigen Standpunkt der Philosophie und Theologie anzupassen strebt. Allein er behandelt Böhme doch nicht ganz richtig. Böhme nahm vier Kirchen an, die innerliche unsichtbare, die er für die beste hielt, die muhamedanische, die er, weil sie wenigstens nur an Einen Gott glaubte, für die zweit beste erklärte, die steinerne oder katholische und die papierene oder die Kirche der Zänker, nämlich die protestantische. Herr Franz Baader schweift nun noch zu viel zwischen der dritten und vierten herum, und ruht noch keineswegs in der ersten aus. Uebrigens muß ihm die Wissenschaft dafür dankbar seyn, daß er den Geist des ehewürdigen deutschen Theosophen heraufbeschwört, von dem er die schlagenden Worte sagt: „Jakob Böhme war nicht, wie man ihm oft verächtlich nachsagt, ein Schuhflicker in Görlitz, sondern ein

ehrbarer und ausgelernter Meister sowohl in der Schuhmacherkunst als in der Philosophia, wogegen viele, die gegen ihn als Philosophen vornehm thuend, Meister zu seyn sich dünken, doch nur hinter ihm als Flicker zurückbleiben." Womit wir Wort für Wort übereinstimmen.

Andeutungen über Mathematik und Philosophie und ihr Verhältniß zu einander. Von Georg Malty. Grätz, Damian und Sorge, 1834.

Wer die geniale Naturphilosophie von Oken kennt, wird überrascht werden, wenn er hier den Versuch findet, die seltsame mathematische Introduktion derselben zu bestätigen. Der Verf. ist aber nicht weniger leicht über die eigentliche Schwierigkeit hinweggehüpft, wie Oken. Beide gehn mathematisch vom Zero, vom Nichts, von der Null aus. Sofern man sich die Null einmal denkt, sagen sie, wird eine Eins daraus, man denkt sie noch einmal und unendliche Mal und somit ist die Realität der Welt gegeben. Man denkt sich aber, sagen sie, die Nullen nicht bloß nach einander in der Zeit, sondern auch neben einander im Raume, jede Null, jedes Nichts, sofern man es denkt, wird ein Punkt, ein Punkt reiht sich an den andern zur Linie, die Linie zu Flächen, zu Körpern und da stehen wir denn glücklich mitten in der Materie; die Welt, die anfangs null und nichts war, ist nicht bloß real, sondern auch materiell geworden.

Das ist alles sehr schön und klar, wenn man einmal die Voraussetzungen gelten läßt. Aber es bleibt immerhin ein ganz gewaltiger Sprung aus dem bloßen Denken des Nichts heraus in die Materie. Erste Voraussetzung: es muß einer da seyn, der da denkt. Einwurf: es ist aber nichts da, als das Nichts. Folgerung: das Nichts denkt sich selbst. Einwurf: denkt das Nichts, so ist es nicht mehr nichts, sondern ein denkendes Urwesen oder Gott. Folgerung: dagegen ist nichts einzuwenden. — Zweite Voraussetzung: es muß ein Raum entstehen, um die ungeheure Menge der als Einheiten gedachten Nullen aufzunehmen. Einwurf: Nichts, unendlich mal gedacht, bleibt doch nichts und hat im kleinsten Gehirn des letzten Wesens, das überhaupt zu denken vermag, Platz genug. Wir können bereits alles gedacht haben, und es wird noch nicht das geringste wirklich geworden seyn. Uebrigens ist es noch sehr die Frage, ob das Denken nicht erst hinter dem Seyn hintendrein folgt, ob nicht alles Denken bloß ein Nachdenken ist, wenigstens müssen wir bei der Schöpfung der Welt wohl von unserm armseligen Kreuz- und Querdenken und Speculiren abstrahiren, und von Gott nicht glauben, er habe erst lange bei sich selber nachgedacht, wie er die Welt wohl machen würde. Ich halte es hier mit Goethe: im Anfang war nicht der Gedanke, sondern die That! Folgerung: es wird sich schwerlich etwas dagegen einwenden lassen.

Organon der Philosophie vom menschlichen Geiste. Erste Abtheilung. Von F. Ch. Weise. Heidelberg, auf Kosten des Verfassers, 1835.

Es wird hinreichen, folgende Selbstcharakteristik des Verfassers mitzutheilen: „Bei den Wechselfällen, welche bald das Erheben, bald das Sinken der Philosophie manchmal im grellsten Lichte wiesen, ward auch ich in meinem fünfzigjährigen wissenschaftlichen Bestreben, mehr als ein Anderer, bald hingeworfen, bald mächtiger als zuvor wieder aufgerichtet, wo mich der trostvolle Gedanke belebte, daß eine höhere Macht alle unsere Bestrebungen leite, die Alles, was mit Liebe und Redlichkeit unternommen und fortgeführt wird, zu unserm Besten zu verwenden weiß. Wahrlich mit Uneigennützigkeit habe ich mein Leben und Güter der Wissenschaft geopfert, und doch wurde Keiner mehr verkannt. Wie Alles gegen mich zu seyn schien, auch das lezte Mittel, als Schriftsteller fortzuwirken in der weitläufigen, schmachvollen Recension der Religionsphilosophie in der Jenaer Zeitung, (worauf ich zugleich als Kunstwerk die großte Hoffnung sezte), mir geraubt wurde. Jedoch mit der durch Tiefe schwersten Erfindung der Theorie des philosophischen Geistes erstieg ich den höchsten Gipfel der Wissenschaft, das Zenith der metaphysischen Psychologie, eine Höhe, die kein Selbstdenker bisher erreichte, worauf Philosophie und Poesie zum höchsten Menschenziele sich einen. Hier mußte ich aber die unendliche Macht einer die Schranken durchbrechenden, aufbrausenden Phantasie schon im 62sten Jahre noch fühlen lernen. Durch größtmögliche Anstrengung hart niedergeworfen, physisch und geistig angegriffen, so durch wochenlanges Kuriren mit Blasenpflastern auf dem Nacken auf's äußerste gereizt, erschien mir im Traume die Liebesgöttin, und reichte mir den Lorbeerkranz. Gehe hin, Geweihter, sprach sie, als Dichter wirst du dein hohes Ziel erreichen. Wie mit Pinselstrichen waren mir Bangen, tiefer Kummer weggewischt, als ich gleich darauf, ohne je zuvor Dichter gelesen zu haben, das erste gelungene Gedicht ganz leicht machte, ich hatte damit den Wendepunkt meines Lebens betreten. Desto schwerer hielt es, die ausgetretne Phantasie ins ordentliche Geleis zu bringen. Wie groß dieselbe war, läßt sich daraus abnehmen, daß im ersten Dichterjahre sechs und dreißig tausend ganze Reimen von ihr aufflogen, die im Manuscripte vorliegen. — Von Scheindingen träumte ich hier, deren Gelingen dem unfehlbaren Verderben mich nächst zugeführt hätte, vor welchem die gütige Vorsehung nicht nur schützte, sondern auch durch

die Dichtergaben, wozu ich durch Natur und Mühen befähigt war, höchst möglich stellte, daß ich durch vereinte Philosophie und Poesie dem verkehrten Zeitgeiste in höhern Dingen entgegen, zum bessern Gedeihen der Mit- und Nachwelt segensreich mitwirken zu können, hoffen darf. Gott hat ja nach tausendjährigen Erfahrungen die Geringgeachteten vorzüglich zu seinen Werkzeugen im Dienste der Menschheit auserrsehen!"

Die Verklärung des Weltalls oder die Bestimmung des Menschen. Von Dr. Rauch. Büdingen, Heller.

Mit Recht weist der Verfasser die Ansicht zurück, daß wir nur auf unsre jenseitige Bestimmung sehen sollen. Mit Recht sagt er, wir sollen unsre irdische Bestimmung zu erfüllen nicht vernachläßigen über dem krankhaften Nachgrübeln des Ewigen. Handeln wir hier schon recht, schön, edel, so ist das auch schon Seligkeit.

Doch muß man sich in unserer Zeit, wo so Viele an der Zerstörung des Glaubens arbeiten, nach beiden Seiten hin verwahren. Es sind zwei Klippen zu vermeiden. Wer nur ans Jenseits denkt, vergißt darüber nicht selten die nächste Pflicht. Wer gar nicht ans Jenseits denkt, erniedrigt sich leicht zum Thiere.

Die Lehre von den lezten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik von Dr. Fr. Richter. Breslau, Korn d. ält.

Was wir zuvörderst an dieser Schrift loben müssen, ist die Schärfe, mit welcher die Irreligiösität des Hegelianismus nachgewiesen wird. Hegel suchte seinen ganzen Stolz darin, von der Religion verächtlich zu sprechen, indem er die Miene annahm, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Ihm zufolge steht die Philosophie und zwar die seinige über aller Religion, denn nur die Philosophie sey im vollen Besitz des Wissens; die Religion soll es nur zum Glauben und Vorstellen bringen. (Encyklop. 2te Aufl., §. 554, vergl. mit den Anm. zu den §§. 563 u. 573. Grundlinien der christl. Dogmatik als Wissensch. 2te Aufl., §§. 5 u. 6.) — Nur die Form der Vorstellung, nicht die des Begriffs kommt dem Glauben zu (Encyklop. §. 565), es ist nur unmittelbares Wissen, nicht absolutes (§. 63) und also keineswegs von gleichem Range mit der wissenschaftlichen Erkenntniß (Vorrede S. XVIII u. XIX). — „Der Geist der offenbaren Religion," heißt es in der Phänomenologie (S. 712), „hat sein Bewußtseyn als solches noch nicht überwunden, oder, was dasselbe ist, seyn wirkliches Selbstbewußtseyn ist nicht der Gegenstand seines Bewußtseyns." — „Der Inhalt des Vorstellens ist der absolute Geist, und es ist allein noch um das Aufheben dieser bloßen Form (der Vorstellung) zu thun." So kündigt das Wissen der Religion den Dienst auf, erhebt sich über sie, will an und für sich seyn, statt an und für Religion zu seyn. Die Religion ist nur noch halb wahr; um der ganzen Wahrheit theilhaftig zu werden, muß man Philosoph seyn. Dieser Sonderung gemäß wird nun aus Religion und Kirche nicht viel mehr gemacht. Es treten Wissenschaft und Schule als ein Höheres auf. Glücklich genug, wenn der Hierarch um seinen Glauben weiß, die Gemeinde und das Volk der Gelehrten braucht dieses Wissen nicht; es hat an der Vorstellung genug; so kann es auch leichter regiert und beherrscht werden.

Den Christen, die etwa aufsehen und murren, wird ein Brocken hingeworfen. Hegel sagt lächelnd (Encyklop. 3te Auflage in der Vorrede) der Standpunkt Christi sey allerdings auch die Wahrheit gewesen, aber nur die Wahrheit an sich (in der Vorstellung), noch nicht die Wahrheit an und für sich (im Wissen), Christus habe sein Möglichstes gethan, aber es habe ihm (nach Joh. VII, 38 und 39) noch der h. Geist gefehlt, und dieser h. Geist ist natürlich Niemand anders als Hegel, wie er selbst auf's Deutlichste zu verstehen gibt und seine Schüler es offen behauptet haben.

Nachdem der Verfasser sich gegen diese Hegel'schen Abgeschmacktheiten, (die leider nicht blos abgeschmackt, sondern, von der irreligiösen Partei benuzt, auch verderblich sind), sehr entschieden erklärt hat, stellt er selber eine Lehre auf, in der etwas sehr Ehrenhaftes ist, und die gleichwohl auch mißbraucht werden könnte. Er erklärt es nämlich für Egoismus und Eitelkeit, daß die Menschen als Individuum gerade mit ihrer bestimmten Persönlichkeit in alle Ewigkeit fortdauern wollen, und glaubt, es sey wohl genug, wenn das ewig dauere, was der Ewigkeit auch wirklich würdig sey, nämlich Gott, in dessen Wesen ja ohnehin alles übergehe, was etwa auch an uns würdig sey. Er sucht ferner zu beweisen, daß uns das Beharren in unserm Ich gerade von der Ewigkeit und von dem Unversenken in Gott entferne, weil wir eben, so lange wir nur wir selbst wären, auch nichts Anderes, nichts Besseres und Höheres seyn könnten.

Ehrenrettung des schändlich ermordeten und verläumdeten Naturforschers Schweigger.

In einem im Literaturblatte des Morgenblatts Nr. 23 d. J. citirten Auszuge aus den Wanderungen durch Sicilien und die Levante, Berlin, Nicolai, 1834, ist der Charakter und die Persönlichkeit des am 28. Juni 1821 in der Gegend von Camerata ermordeten Naturforschers Schweigger dergestalt verunglimpft worden,

daß es der Einsender dieses für eine unerläßliche Pflicht hält, zur Rettung der Ehre des so schändlich Ermordeten und nun 15 Jahre nach seinem Tode noch Verläumdeten durch diese Zeilen beizutragen.

Schweigger war der Sohn des im Jahre 1802 in Erlangen verstorbenen Professors und Archidiacons Schweigger, eines Mannes, der hinsichtlich seiner Frömmigkeit, seines musterhaften Lebenswandels, seiner Herzensgüte und seiner Sanftmuth wenige seines Gleichen finden dürfte. Der Ermordete glich hinsichtlich seines Gemüths und seiner Persönlichkeit dem Vater vollkommen, nur daß er bedeutend kleiner war, als dieser. Wer ihn je gesehen und gekannt hat, muß bezeugen, daß Bosheit, Schmähsucht und die Absicht zu beleidigen mit seinem Charakter durchaus nicht vereinbar waren, und daß er zwar von Person klein, aber keineswegs, wie es in dem Auszuge heißt, ausgezeichnet häßlich, mürrisch und noch weniger ein abschreckender Zwerg war.

Der Tag des Mordes war der Jahrstag des Begräbnisses seines Vaters, ein Tag, welchen der Ermordete stets in ernsten Betrachtungen feierte, die nothwendig sein Gemüth noch in eine besonders wehmüthige und sanfte Stimmung versezt haben mußten, welche durch den Besuch der Kapelle bei der Einsiedelei von Quisquina, der unmittelbar vor dem Morde erfolgt war, erhöht worden seyn dürfte.

Schweigger gab daher zuverläßig keine Veranlassung zu Zank. Dagegen hat der Mörder Alessi selbst zugestanden, daß Habsucht die Triebfeder seiner Handlung war, und der Umstand, daß er den Ermordeten beraubte und den Raub vergrub, bestätigt die Richtigkeit seiner Angabe, welcher er noch beifügte, daß er nicht geglaubt habe, daß die Wegschaffung eines Ungläubigen etwas schade.

Wohl mag die schwächliche und kleine Körperbeschaffenheit des Ermordeten, den der von dem Verfasser vermißte Stock gewiß nicht gerettet haben würde, zur Vollführung der That etwas beigetragen haben, weil es dem Raubmörder leichter erscheinen mochte, mit einem solchen Manne fertig zu werden, als mit einem großen starken. Um so schändlicher erscheint aber der Mord.

Wenn es allerdings unvorsichtig war, durch Alessi Geld wechseln zu lassen, so zeigt doch auch dieses selbst für die Gutmüthigkeit des Ermordeten, da man gewöhnlich nach seinem eigenen Charakter auch andere beurtheilt. Uebrigens weiß ohnehin Jedermann, daß man ohne Geld nicht reisen kann.

Wenn der schwächliche nordische Gelehrte die sicilianische Hitze zu ertragen vermochte, so konnte sie auch dem Eingebornen Vetturino nicht unerträglich seyn, und war derselbe zu den übernommenen Geschäften, wie der ungenannte Verfasser glaubt, zu faul, so durfte er ja seine Dienste nur ablehnen, statt einen Raubmord zu begehen.

Der Ermordete war der vertrauteste Freund des Bruders des Unterzeichneten, des königl. Oberappellationsgerichtsraths Brates in München, und gab demselben noch auf seiner Reise dadurch den größten Beweis seines innigsten Vertrauens, daß er ihn zum Vollziehen seines im Vorgefühl eines nahen Todes errichteten lezten Willens ernannte, dessen Bestimmungen ebenfalls wieder den Charakter des Verewigten, so wie die Erfüllung den seines Bruders in Halle, der wegen mangelnder Förmlichkeiten rechtlich dazu nicht verbunden gewesen wäre, hoch ehrten.

Leider kann der Freund die Vertheidigung des Ermordeten nicht mehr übernehmen, weil auch ihn der unerbittliche Tod raubte.

Der Unterzeichnete, in der Sache selbst durchaus nicht mehr betheiligt, als daß um beide Familien seit langer Zeit das Band der Freundschaft geknüpft war, und dieses Band noch jezt Schweigger in Halle und ihn verbindet, hält sich daher im Geiste seines verewigten Bruders zu dieser Ehrenrettung des Ermordeten, dessen Schmähung den hinterbliebenen Bruder begreiflich tief verwunden muß, verpflichtet, und fügt die Bemerkung bei, daß er erst vorgestern das treffende Blatt zu Gesicht bekam, und daher mit dem Bruder darüber keine Rücksprache nahm. Wer die Richtigkeit dieser Behauptungen bezweifelt, erkundige sich in Erlangen, Königsberg, Berlin, Halle und bei Allen, welche den Ermordeten kannten, und er wird erfahren, welchen Klang der Name Schweigger durchaus hat. Er urtheile dann, ob diese Angaben, oder diejenigen eines ungenannten Reisenden mehr Vertrauen verdienen, der nach seinen eigenen Worten:

„Die ewig wiederholte Geschichte“

nun auf eine Art selbst wieder zur Sprache bringt, daß er der Ehre des Verewigten auf den Grund angeblich in Sicilien eingezogener Erkundigungen zu nahe tritt, ohne zu bedenken, daß man natürlicher Weise dort die schreckliche That zu beschönigen suchen mußte.

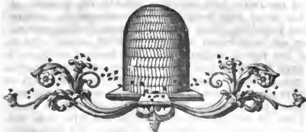
Wie aber der Verfasser selbst die That zu entschuldigen versuchen mochte, ist unbegreiflich, und kann wohl von Niemand gebilligt werden.

Ruhe und Friede der Asche des braven ehrenwerthen Ermordeten.

Hof, den 11. April 1836.

Georg Carl Brates,
Königl. Rentbeamter.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 43. Montag, 25. April 1836.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Die Naturlehre der Seele, für Gebildete dargestellt von Dr. Fr. Fischer. Basel, Schweighauser, 1834.

Der Verfasser, Professor der Philosophie in Basel, erklärt in der Einleitung, er sey dem allgemeinen Zuge der Zeit gefolgt, welche die Wissenschaft aus dem Staube rauchigter Studierstuben hervorzieht und sie in die freieren, dankbareren Kreise des Lebens und der Gesellschaft einführt. Er schreibt daher populär. Er entfaltet die Seelenkräfte vor den Augen der Leser mit Deutlichkeit.

Zum Beweise, daß allerdings gar mancher Leser hier interessante Belehrungen auf eine klare Weise erhalten wird, heben wir die Widerlegung des Materialismus heraus, um so mehr, da sie zugleich eine zeitgemäße Beziehung zuläßt.

„Der Materialismus sezt alle Substantialität bloß in die körperliche Materie, er läugnet die selbstständige Wirklichkeit des Geistigen; er betrachtet das Geistige als eine bloße, continuirlich entstehende Wirkung, somit als ein bloßes Accidens des sichtbaren Körpers, namentlich des Nervensystems. Der Materialismus ist eine religiös und sittlich verwerfliche Ansicht; seine Gefährlichkeit besteht darin, daß für ihn am Ende nur die körperliche, sinnliche Lust ein reales Motiv des Handelns ist, alle höhern Motive dagegen sich in Wahn verwandeln. Die Forderung der Pflicht muß er als thörichte Selbstquälerei, die sittlichen Ideale als phantastische Träume und Chimären, die Begeisterung für das Gute und Edle als gutmüthige Schwärmerei betrachten. Der Materialismus zerfällt in eine gedoppelte Grundansicht; einentheils nämlich wird eine feinere, unsichtbare, in und aus dem Körper, namentlich aus dem Nervensysteme, ausgeschiedene Materie angenommen und als die Seele oder die Ursache der thierischen und vernünftigen Verrichtungen betrachtet, wir können dies den materialistischen Begriff von der Seele im engern Sinne nennen; anderntheils aber wird das Nervensystem selbst, namentlich das Gehirn, zur Seele gemacht, oder, richtiger zu reden, die Seele, wenn von ihr besonders die Rede ist, in eine Harmonie, in ein beständiges Resultat der Nervenbewegungen gesezt; wir können dies insbesondere den mechanischen Begriff von der Seele nennen. Jene Vorstellung, welche wir den materialistischen Begriff der Seele im engern Sinne nennen, wurde, so viel wir wissen, von Demokrit, einem der ältesten griechischen Philosophen, aufgebracht; von Epicur weiter gebildet, welcher die praktische Anwendung davon gemacht haben soll: Ja,

trink und spiele, denn nach dem Tode ist's mit dem Vergnügen aus; sie spukt noch immer unter verschiedenen Gestalten bei Physikern und Physiologen. Wenn die Ansicht bei Demokrit grasser und unvernünftiger erscheint, als bei Neueen, so liegt dies vielleicht weniger in der Sache, als darin, daß unseee Physiologen denselben Gedanken nur unbestimmt und oberflächlich hinwerfen und sich die grassen Consequenzen ersparen, indem sie ihren Begriff gar nicht vollziehen; während Demokrit, als Philosoph, seinen Begriff nun auch vollenden, namentlich ihn nun auch zur Erklärung des Seelenlebens verwenden wollte. In der Sache selbst können wir bei Neuern nicht mehr Vernunft entdecken, sondern bloß größere Oberflächlichkeit und größern Leichtsinn.

Insbesondere wurde die Entdeckung Galvanis, — daß die Elektricität in thierischen Körpern und Gliedern nach dem Tode noch Zuckungen und Bewegungen, wie in der willkürlichen Bewegung hervorruft — eine reiche Quelle materialistischer Hypothesen über das Wesen der Seele. Denn es schien den Physikern nun keinem Zweifel mehr unterworfen: daß die Seele eine elektrische oder eine ähnliche imponderabie Flüssigkeit seyn müsse, daß das Nervensystem und namentlich das Rückenmark gleichsam eine Voltasche Säule darstelle, worin das Seelenfluidum ausgeschieden werde und dergleichen. Um einen solchen Schluß plausibel zu finden, dazu gehörte eine große, geheime materialistische Neigung; denn er beruht auf der leichten Annahme: daß dieselben Wirkungen dieselbe Ursache voraussetzen, was sich bei einigem Nachdenken in hundert Fällen als falsch erweist. Die Elektricität wirkt in unserm Falle bloß als Reiz; der thierische Anschein der Bewegungen ist Nachwirkung der Lebenskraft in der Cohäsion und Gewöhnung der Organe; daher dauert die Erscheinung auch nur kurze Zeit nach dem Tode fort. Die andere materialistische Ansicht von dem Wesen der Seele, wonach sie in einer Harmonie, einem bloßen continuielichen Resultate der köeperlichen Bewegungen, namentlich der Verrichtungen des Nervensystems, bestehen soll, was wir den mechanischen Begriff der Seele nennen wollen, ist gleichfalls eine uralte Ansicht und wird u. a. von Aristoteles, in dem ersten seiner Bücher von der Seele, Kap. 4, aufgeführt, auch im Platon'schen Phädon berücksichtigt. In neuern Zeiten haben die bekannten französischen Materialisten diese mechanische Erklärungsweise der Seelenerscheinungen auf's Grellste ausgebildet, namentlich das berüchtigte Système de la nature, erschienen 1770. Es nimmt keine von dem Körper und namentlich dem Nervensysteme verschiedene, feinere substantielle Grundlage der Seele an, sondern das Nervensystem und sein Mittelpunkt, das Gehirn, ist ihm die Seele selbst; oder richtiger zu reden, wenn und so weit es die Seele irgend für sich betrachtet und beschreibt, ist sie ihm der Inbegriff der Neevenbewegungen, gleichsam eine Musik durch die Einwirkungen der Außenwelt auf dem Instrumente des Nervensystems gespielt. „Der Begriff eines Geistes sey eine bloße Negation, ein Wesen, dem kein Merkmal zukomme, von dem wir keinen Begriff haben.“ Der Verfasser wußte also von der Seele nichts, als daß sie unkörperlich, unsichtbar, untastbar, nicht ausgedehnt, ohne Figur sey und dergl.; ihre positiven Eigenschaften, Bewußtseyn und Wille und deren reiche Gestaltung, waren ihm gänzlich verborgen, was aber nur seine Schuld war. In dieser Unwissenheit von dem Wesen der Seele fährt er fort: Um eine reelle Vorstellung von der Seele zu gewinnen, müsse man nothwendig zu materiellen Merkmalen seine Zuflucht nehmen. Wer Seele und Körper scheide, thue nichts, als daß er das Gehirn von sich selbst unterscheide. Das Gehirn sey die Seele, als der Mittelpunkt des Nervensystems, von welchem alle Seelenbewegungen ausgehen. Das Nervensystem sey aber keine träge, todte Materie, sondeen eine empfindliche Maschine, d. h. der Eindrücke der Außenwelt und selbst periodischen Bewußtseyns fähig. Alle geistigen Verrichtungen des Menschen seyen somit verschiedene Bewegungen des Gehirns, welche aus den verschiedenen Einwirkungen der Außenwelt entspringen. Von den Thieren unterscheide sich der Mensch bloß durch größere Beweglichkeit des Nervensystems.“ Der Materialismus, um zur Kritik desselben überzugehen, fließt aus verblendeter Vorliebe für die Anschaulichkeit und Handgreiflichkeit der Sinnenwelt, wenn nicht gar aus sinnlicher Gesinnung; so wie aus der Unfähigkeit, die geistige Wahrheit und Wirklichkeit zu beobachten und festzuhalten. Denn das ist am Ende der allgemeine Fehler der Materialisten, den das Système de la nature auch offen gesteht, daß sie von dem Geiste nichts wissen und verstehen, daß sie nie oder nur obeeflächlich in ihr Inneres geblickt, daß das Auge ihres Geistes gänzlich erfüllt ist von groben körperlichen Gestalten und dadurch abgestumpft für die feinern Erscheinungen des Geistigen. Sie klagen, daß sie sich von dem Geistigen nichts denken können; diese Klage verdient eine nähere Unteesuchung, indem etwas Wahres daran ist. Unter Denken verstehen sie, nach der Weise der Verstandesmenschen, das Vorstellen, das Denken oder innerliche Vergegenwärtigen in natürlichen Abbildern. Auf diese objective, abbildliche Weise lassen sich freilich nur Körper denken, das Geistige nicht, so wenig als es gegenständlich wahrgenommen werden kann; denn was gegenständlich soll vorgestellt werden, muß erst gegenständlich wahrgenommen seyn. Das Geistige läßt sich überhaupt nicht eigentlich oder auf natürliche Weise vorstellen; die einzige Voestellung, welche davon möglich ist, ist die künstliche und willkürliche Vergegenwärtigung durch das Wort oder durch die bildliche, tropische

Vorstellung; freilich ein leerer Schall, ein inhaltsloses Zeichen, wenn es nicht durch innerliche Erfahrung und Erlebung ergänzt wird. Diese ist aber in jedem Augenblicke möglich, indem jede geistige Erscheinung, an die wir uns durch das Wort oder das Bild erinnern, sich in einem Nachklange, in einer Nachthätigkeit oder Nachempfindung, wiederholt. Die einzig mögliche Weise, die geistige Wirklichkeit zu denken und sich zu vergegenwärtigen, ist also, sich durch das Wort oder ein Bild die innerliche Erfahrung zurückzurufen; wozu aber Fertigkeit und Kunst der Selbstbeobachtung gehört, um welche der Materialisten unterlassen sich zu bemühen. Da sollten sie aber, ehe sie überhaupt über das Geistige urtheilen, erst in die Schule der innern Beobachtung gehen. Der Materialismus ist somit im Grunde ein geistiger Mangel, dem nicht durch Vernunftgründe, sondern nur durch psychologische Zucht abzuhelfen ist. Die Vernunftgründe gegen den Materialismus sind übrigens, wo eine bloße Denkweise und keine Gesinnung zu bekämpfen ist, entscheidend. Seine Unmöglichkeit sollte er schon daran abnehmen, daß er keine, auch nicht die niederste Seelenverrichtung zu erklären vermag; so läßt er gleich von der Sinnwahrnehmung und willkürlichen Bewegung die Hauptsache unerklärt, nämlich das damit verbundene Bewußtseyn und die darein eingreifende Willkür; denn ohne Bewußtseyn bleibt der Sinneindruck unvernommen, wie das bloße Motiv in Ermanglung der Willkür ohne Folge bliebe. Zur Erklärung der vernünftigen Verrichtungen, z. B. des Denkens, der höheren Gefühle, namentlich des ästhetischen, sittlichen, religiösen, der Freiheit des Willens, ist es ihm ohnedies nicht gelungen, auch nur ein verständliches Wort vorzubringen. Seine Rathlosigkeit ist hier um so größer, da er die körperliche Materie viel tiefer herabsezt, als sie verdient, ihr alle Lebensthätigkeit abspricht, und sie auf Atome und ihre Stoßbewegung reducirt."

„Was das Système de la nature mit der Empfindlichkeit der Gehirnmaschine gemeint, besonders aber, wie es sich die periodische Bewußtseynsfähigkeit der Materie gedacht haben mag, ist schwer zu sagen; sollte es sich vielleicht das Gehirn als eine dynamische Masse, d. h. als eine Masse lebendiger Kräfte gedacht haben? Abgesehen davon, daß das Système de la nature wohl gar nichts bei jener Phrase gedacht, würde immer noch eine Abhängigkeit der Seele von dem Körper behauptet, wobei sie zu einem bloßen Accidens desselben herunter sänke; wogegen folgende entscheidende Gründe sprechen:

1) Der von uns aufgezeigte Unterschied der organischen und der unorganischen Natur. Eine Masse nebeneinander bestehender Theile kann sich wohl zu einem Krystalle zusammenschicken, nie aber einen lebenden Organismus bilden; sie ist und bleibt eine Demokratie. Eine Monarchie, wie der organische Körper, die Einheit seines bildenden Gesetzes, die Wesenhaftigkeit und Beharrlichkeit des Ganzen, bei der Veränderung und Wechslung der Theile sezt die Einheit des herrschenden Princips voraus.

2) Die Bestandtheile unseres Körpers, namentlich auch des Nervensystems und Gehirns, sind, wie wir gesehen haben, in einem beständigen Flusse, sie werden gewechselt, neue aufgenommen und alte, verlebte Elemente dafür ausgestoßen; dagegen ist unsere Seele, so lange wir uns erinnern, wenigstens ihrer Substanz nach, dieselbe geblieben, und unser Ich reicht bis zum Anfange unseres Bewußtseyns zurück.

3) Ganze Glieder können durch Amputation verloren gehen; wenn nun unsere Seele eine im Nervensysteme verbreitete feine Materie wäre, so müßten wesentliche Theile derselben, wenn sie eine Harmonie der Nervenbewegungen wäre, so müßten wesentliche Töne des Accordes verloren gehen; während sie sich doch bei solchen Verstümmelungen ihres Organs ganz unverlezt benimmt.

Allein sprechen wir nicht ins Unbestimmte und Allgemeine von der Materie und ihrem Vermögen und Unvermögen, sondern fassen wir die bestimmte Materie, von der es sich handelt, ins Auge, nämlich

4) Die Materie des menschlichen Körpers und namentlich des Gehirns. Von ihr können nur Männer, die von Chemie und Physik nichts wissen oder nichts gelernt haben, etwas der Art, wie die thierischen und vernünftigen, oder auch nur wie die vegetativen Verrichtungen erwarten. Wer sich nur an die chemischen Bestandtheile des menschlichen Körpers erinnert, muß einsehen, daß die körperlichen Elemente: Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, nebst einigen andern, für sich allein nie etwas der Art, wie das menschliche Seelenleben, sondern Wasser, Kohlensäure und dergl. hervorbringen würden.

Die Seele ist also ein von dem körperlichen Stoffe verschiedenes Wesen."

Jedoch zieht der Verfasser auch gegen den einseitigen Idealismus zu Felde, und wählt ein Juste-Milieu zwischen ihm und dem Materialismus. Er trennt die Seele nicht vom Körper, macht sie aber zum gestaltenden und belebenden Princip des Körpers, wie schon längst der ehrwürdige Stahl behauptet hat. Er läßt sie als ein freies Princip mit der Lebenskraft im Nervensystem sich verbinden, in welcher Verbindung sie freilich in vieler Beziehung unfrei werden muß. Wie kann nun, wirft er sich selber ein, das bewußte und freie Princip der Seele seine Natur so ganz aufgeben und ganz unbewußt und unfrei wirken? „Einen Aufschluß und eine Erklärung dieses Räthsels finden wir in folgender Analogie:

Es ist aus der Chemie bekannt, daß zwei Stoffe, die sich innig und zu einem neuen Ganzen miteinander vereinigen, ihre beiderseitigen specifischen Eigenschaften ganz verlieren und verläugnen, und daß der neugebildete Körper Eigenschaften zeigt, die von denen seiner Bestandtheile specifisch abweichen. So verlieren ja die Säuren und Basen in ihrer Vereinigung zu neutralen Salzen ihre auszeichnenden Eigenschaften gänzlich; die Säure hört auf sauer zu seyn, das Alcali laugenhaft zu schmecken, und es wird ein Salz daraus, ein ganz neuer Körper, der mit seinen Bestandtheilen fast gar keine Aehnlichkeit mehr hat. Wer würde z. B. in dem Gyps die Schwefelsäure wieder erkennen? Auf eine ähnliche Weise nun verliert die Seele, indem sie sich mit dem körperlichen Stoffe auf's Innigste und gleichsam chemisch zu dem belebten Körper vereinigt, ihre auszeichnenden Eigenschaften, die Bewußtheit und Freiheit und wirkt auf eine ganz neue Weise, nämlich mit unbewußter und nothwendiger Gesetzmäßigkeit; die Seele wird, in ihrer organischen Vereinigung mit dem körperlichen Stoffe zu dem lebenden Körper, gleichsam *gebunden*. Außer dieser Gebundenheit existiert die Seele in dem Körper noch mit einem ungebundenen Ueberschuß von Kraft, der sich ihrer reinen Natur gemäß, also frei und bewußt, äußert, aber sich periodisch erschöpft, so daß die Seele in gänzliche Gebundenheit versinkt, nämlich im Schlafe. Vergleichen wir das geistige Princip mit der Säure, den körperlichen Stoff dagegen mit der Basis, so ist der Mensch, wie überhaupt das Thier, ein saures Salz; die Pflanze dagegen ein neutrales und zum Theil sogar ein basisches Salz. Denn wie im Thiere das geistige Princip mit einem freien Ueberschuß vorhanden ist, der sich seiner Natur nach bewußt und willkürlich äußert, und als solcher die thierischen und geistigen Funktionen hervorbringt; so ist in der Pflanze der Geist oder das organisirende Princip durch den körperlichen Stoff gänzlich gesättigt und gebunden, zum Theil ist der körperliche Stoff selbst im Ueberschusse vorhanden und krystallisirt, weil ungebunden durch den Geist, seiner anorganischen Natur folgend. Daß ein Ueberschuß körperlichen Stoffes den Geist binden und in Unfreiheit und Bewußtlosigkeit versenken kann, springt aus der allgemeinen Erfahrung entgegen, daß das Uebermaaß von Speisen und Getränken den Geist niederdrückt und beschwert.

Daß die Lösung der Seele von dem Körper ihr eine freiere und bewußtere Aeußerung gestattet, erweist sich nun auch in den Somnambülen; denn ihr Hellsehen innerhalb der vegetativen Organe ist wohl immer Folge einer einem halben Tode ähnlichen Lösung der Lebenskraft, wodurch dieselbe zur Seele, die vegetativen Organe dagegen zu einer Art von Nerven werden."

Bücherkunde.

1) Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Von J. Fr. Edlen von Mosel. Wien, Beck, 1835.

2) Essai statistique sur les bibliothèques de Vienne, par A. Balbi. Vienne, Volke, 1835.

Die erste dieser Schriften enthält eine sehr ausführliche Geschichte der Entstehung und Fortbildung der Wiener Hofbibliothek, woraus wir ersehen, wie trotz der Jesuitencensur fleißig literarische Schätze zusammengetragen wurden, und wie die Erwerbungen und Protektorate Oesterreichs im Auslande auch immer für die Bibliothek neue Bereicherungen abwarfen. Die wichtigsten Cimelien (unschätzbare Seltenheiten) dieser Sammlung stammen aus Italien und sind Weihgeschenke der kleinen italienischen Fürsten, oder Erbstücke. In den Beilagen findet man ein Verzeichniß des Kostbarsten, was die Bibliothek enthält.

Die kleine Schrift von Balbi umfaßt auch die übrigen Wiener Bibliotheken und gibt überhaupt eine vergleichende Statistik aller Bibliotheken. Es ist ziemlich auffallend, daß die Angaben der verschiedenen Schriftsteller über die Bücherzahl so sehr von einander abweichen. Ebert findet in der königl. Bibliothek in Paris nur 350,000, Schnabel 900,000 Bücher; Malchus nur 50,000, Villenave 100,000 Manuscripte. Villenave findet in Madrid 100,000 Bücher, Bailly gerade das Doppelte; Rampoldi im Vatican nur 90,000, d'Haussey 800,000 und Eustace gar eine Million; Hassel in Neapel nur 80,000, Umilt 180,000; Valery in Mailand 100,000, Rampoldi noch einmal so viel; Schnabel in der königl. Bibliothek zu Berlin 140,000, Zedlitz 3—400,000; Stein in Breslau 100,000, Wachler das Doppelte. Schubert in Wolfenbüttel 100,000, die Ephemeriden 280,000; Ebert in Stuttgart nur 130,000, Streit 200,000; Ebert in München 300,000, Wachler das Doppelte; Schnabel in Kopenhagen 130,000, die Ephemeriden 500,000; Bisinger in Oxford 130,000, Schnabel 700,000; Hassel in Edinbourgh 150,000, Nagy 160,000 rc. Nur bei Göttingen (2—300,000), Petersburg (240,000—300,000) und Dresden (240—260,000) schwankt die Zahl weniger.

Ueber die Bibliotheken in Wien breitet sich Herr Balbi insbesondere aus und gibt bei dieser Gelegenheit überhaupt statistische Notizen über Oesterreich, ja er schweift sogar einigemal in den Memoirenton ab und theilt Anekdoten von Kaiser Franz mit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 44. Freitag, 29. April 1836.

Philosophie.

(Fortsetzung.)

Der Dichter ein Seher, oder über die innige Verbindung der Poesie und der Sprache mit dem Hellsehen, von Dr. A. Steinbeck. Nebst einer einleitenden Abhandlung „der organische Leib und die Sprache“ von G. H. von Schubert. Leipzig, Göschen, 1836.

Nachdem Swedenborg den Schlüssel zu einer in unserer Bildersprache verborgenen höheren Weisheit zuerst entdeckt, G. H. Schubert in seiner Symbolik des Traums diesen Gewinn auch für die Naturwissenschaften auszubeuten und Windischmann sogar die historische Beweisführung versucht hat, daß die ganze alte Weisheit der Inder auf dem Hellsehen beruhe, nach solchen Vorgängen war es natürlich, daß man auch die Beziehung der Poesie zum Hellsehen untersuchte. Daß die Dichter dämonisch, besessen, von einem Gott erfüllt seyen, ist schon eine sehr alte Ansicht, und daß nicht weniger thierische Geister und Teufel in sie fahren können, beweist die neuere Poesie.

Der Verfasser hat sich die Untersuchung übrigens viel zu leicht gemacht. Anstatt in langer Rede die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhangs zwischen Hellsehen und Dichten nachzuweisen, hätte er wie Swedenborg und Schubert gleich das Objekt festhalten und die Grundzüge eines Lexikons der höhern Geistersprache ausführen sollen. Denn was liegt uns daran, zu wissen, daß die Dichter zuweilen verzückt sind, wenn wir nicht erfahren, was der Inhalt ihrer höhern Anschauungen ist. Aus ganz moderner ordinärer Poesie aber eine tiefere Weisheit herausklügeln wollen, ist sehr überflüssig und erweckt beim Leser nur Mißtrauen in den wissenschaftlichen Gehalt der Untersuchung.

Der Verfasser sagt: „Apollo war nicht ohne tiefere Bedeutung der Gott der Dichter und der Seher zugleich, weßhalb auch der Tempel des Apollo zu Delphi durch seine dichterischen Prophetieen so berühmt wurde. Daher sind wahre Dichter auch zugleich Seher und das Alterthum liefert hierzu den besten Beweis, indem alle jene berühmten Männer des Alterthums, in denen eine allbewegende, Seelen beherrschende Macht des Wissens sich offenbart, zugleich Dichter waren, wie Orpheus und sein Lehrer Linos aus Chalkis, ferner die begeisterten Sänger von Hymnen und Göttersprüchen: Pamphus, Olen, Eumolpus Philammon und Musäus, von welchem leztern schon ähnliche Orakel und prophetische Weissagungen auf die Nachwelt kamen, als die später unter dem Namen der sibyllinischen Weissagungen waren. Alle diese Dichterheroen des grauen Alterthums sind Herolde und

Verkündiger einer Erfüllung des Geistigen, welches kommen soll, gewesen. Mitten in den Mühen und den Kämpfen des vergänglichen Tages, sagt Schubert, haben sie den unvergänglichen Frieden verkündigt, der einst aus dem Streit geboren wird, einen künftigen Trost der Völker. Sie haben gezeugt von einem Leben, das nicht mit dem Leibe vergeht; was sie sprachen, das hatte sie nach ihrem Maaße der Geist gelehrt, welcher zur Stimme der athmenden Menschen das Wort der Rede gibt, zum Erkennen das Licht. Daher finden sich in den Dichtungen des Alterthums so viele prophetische Andeutungen, da es die wahre, aus echter Begeisterung erzeugte Dichtkunst auf wahrhaft nationeller Grundlage war; das Neuerthum, wo die Dichtkunst in der Mehrzahl der Fälle zu einer Kunstfertigkeit, zur dichtendklügelnden Verstandesthätigkeit mit dem Charakter der strengsten Objektivität, Universalität und Antinationalität herabsank und in Goethe den höchsten Kulminationspunkt dieser Art Poesie erreichte, kann nur bei seinen wenigen wahren, echt begeisterten Dichtern die Wahrheit des Satzes: „Dichter sind Seher“ nachweisen, zu denen unter andern besonders Klopstock, Jean Paul, Schiller und trotz dem eben Gesagten, wie aus dem Folgenden erhellen wird, gewissermaßen auch Goethe gehören; denn in Goethe's sämmtlichen Schriften tritt eine Doppelnatur unverkennbar hervor; der echte, wahre, im Geist lebende und begeisterte Dichter, dem seine höheren Gedanken und Ideen durch Eingebungen des Geistes zukommen, vermischt sich überall mit dem „gegenständlichen Denker,“ mit dem Vernunft- und Verstandesmenschen, der in seiner bequem-ironisch-sarkastischen Manier mühsam danach ringt, seine ganze höhere poetische Kraft des Geistes als die Frucht seiner Sinnesanschauungen und des von diesen sich anspinnenden Denkens und Fühlens darzustellen; er will den freier, selbstthätiger leuchtenden göttlichen Funken mit Gewalt in die Region des selbstthätigen menschlichen Vernunft-Willens herabziehen und wird doch von der unsichtbaren, höheren Kraft gezwungen, an vielen Stellen seiner Werke die Ohnmacht des Verstandes (also auch der Verstandes-Dichtung) und das Unterworfenseyn desselben unter einen höheren Einfluß anzuerkennen.“

Das heißt doch die Sache bei den Haaren herbeiziehen. Goethe war durchaus nicht zwieträchtig in sich, er dichtete immer aus ein und demselben Ich heraus, seine Werke sind, trotz der verschiedenen, von ihm selbst willkürlich gewählten Formen, aus einem Geiste, und dieser Geist war der seinige. Da ist von einer höhern Eingebung auch nie und nirgends nur die leiseste Spur und der Verfasser hütet sich auch wohl, eine Stelle aus Goethe's Werken zu nennen, in der eine solche höhere Eingebung zu erkennen wäre.

Es ist durchaus unstatthaft, das Sentimentale in der Poesie aus einer höhern Quelle ableiten zu wollen, während man das Verständige, Witzige aus einer niedern ableitet. In jener Sentimentalität steckt oft so viel Niedriges, als oft in einem Witz etwas sehr Hohes verborgen ist. Ueberdies ist bekanntlich Niemand sentimentaler, als der Teufel. Es gibt sentimentale Dichter, die immer nur hohe Empfindungen heuchelten, und die durchaus nichtswürdig waren, und es gibt witzige Verstandesdichter, die sehr edel waren.

Am Ende beruhen aber die Dichtungen des Verstandes wie die des Gemüths alle auf Einfällen, die Gott weiß woher kommen. Dem Einen fällt ein Gedanke, dem Andern ein Bild, dem Dritten ein Ton rc. ein, jeder befindet sich auf eine ihm selbst unerklärbare Weise in eine Stimmung und Neigung zu diesem oder jenem versezt. Entweder kommen diese geheimnißvollen Antriede alle aus einer höhern Welt, oder sie sind alle gleich sehr natürlich.

Will der Verfasser nun aber doch bei großen und guten Handlungen oder Dichtungen eine höhere Eingebung statuiren, so sollte er auch die Kehrseite nicht vergessen, und umgekehrt auch alles recht Niedrige und Schlechte aus thierischen oder diabolischen Anregungen erklären.

Er kommt auch auf die großen Helden und Fürsten zu sprechen und sieht in diesen auch etwas Prophetisches. Er nimmt an, die Könige und Fürsten seyen Gesalbte des Herrn, und er sieht sogar in dem Geist Friedrichs des Großen, trotz seiner Spötterei und Skepsis, etwas Göttliches, bloß weil er ein König war. Aber wo bleibt denn neben der überirdischen Einwirkung des göttlichen Geistes die unterirdische des höllischen Lügengeistes? Wo bleiben neben den göttlichen Dichtern und Königen die diabolischen?

Der Verfasser muß einen zweiten Theil schreiben, worin die Dichter und die Könige vorkommen, die einem entgegengesezten Antrieb folgten. Es ist entweder alles nur natürlich, oder wenn das Natürliche von einem höhern Guten geschieden werden soll, muß es auch von einem tiefern Bösen geschieden werden. Man kann die Menschen nicht idealisiren, ohne sie auch zu karrikiren. Man kann die Menschen nicht vergöttern, ohne sie auch verteufeln zu müssen.

Indeß unsere Philosophie wird immer schmeichelhafter. Hegel hat das Vergöttern in sie eingeführt und obgleich Hegel todt ist, bleibt doch das Vergöttern in der Mode. Hegel vergötterte sich selbst und alle seine Schüler, denn nur in ihnen denkt der liebe Gott sich fort. Heine macht von dieser Göttlichkeit den zweckmäßigsten Gebrauch, indem er folgerecht den Unterschied zwischen

gut und bös aufhebt und die neuen Götter im Fleisch so lustig als möglich leben läßt.

Der Verfasser des vorliegenden Buchs schafft eine ungeheure Menge neuer Heilige und Propheten und sieht überall nur den h. Geist, aber nirgends den bösen Geist. So wäre denn dies die verheißene goldene Zeit, das tausendjährige Reich, das neue Jerusalem. Und es wäre wirklich, wie der selige Bengel immer behauptet hat, im Jahr 1836 erschienen!

Wo sich doch das Ungöttliche, das Böse, der alte Herr Satan mag hin verkrochen haben, daß er in dieser allervortrefflichsten Welt gar nicht mehr zu finden ist?

Doch das ist eben der Teufel. Wenn er nirgends zu seyn scheint, ist er gerade am nächsten. Was ist wohl gottloser, als diese Schmeichelei der Vornehmen, die Vergötterung einzelner Familien. Damit leistet man den Fürsten auch keinen Dienst. Bringt man sie nicht dahin, daß sie selber glauben, sie seyen mehr als Menschen, so ist die Schmeichelei plump und beleidigend, und bringt man sie dahin, so verführt man sie nur zum Bösen. Als man dem König Alfred schmeichelte, es sey etwas Göttliches in ihm, ließ er sich einen Stuhl ans Ufer des Meeres tragen kurz vor der Fluth und gebot dem Meere, stille zu stehen, und da es dennoch heranwogte und bald seine Füße bespülte, machte er den Schmeichler lächerlich. Es dachten aber nicht alle Fürsten so groß; viele haben sich wirklich die plumpen Schmeicheleien gefallen lassen und für Götter gehalten und in dieser Verrücktheit Unheil aller Art angestiftet.

Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin von Prevorst. 7te Sammlung. Karlsruhe, Braun, 1835.

Wir wollen nicht noch einmal auf die Frage, ob es Gespenster gebe, zurückkommen. Es ist uns im Grunde sehr gleichgültig, denn da Teufel und boshafte, dumme und thierische Geister, und unheimliche gespenstische Wesen als lebendige Menschen mit Fleisch und Blut leibhaftig auf jeder Straße am hellen lichten Tage zu sehen sind, so liegt wohl wenig daran, ob auch noch welche in Nebelbildern und Schemen herumlaufen, oder nicht. Der Teufel ist nicht das pferdefüßige Phantom, sondern alles, was im wirklichen lebendigen Menschen, der vielleicht ein ganz schönes Gesicht hat und ganz artig spricht, teuflisch ist. Gespenster sind nicht graue Gestalten, sondern das, was in wirklich lebendigen Menschen unheimlich, widerlich, grauenhaft ist. Die Existenz von teuflischen und gespenstischen Dingen müssen wir freilich zugeben, aber wir suchen sie nicht jenseits in der nächtlichen Kühle, sondern diesseits im warmen Leben und Lärmen des Tages.

Neben vielen neuen und alten „Thatsachen", welche das „Hineinragen der Geisterwelt" in die unsere beweisen sollen, was man ehemals simpel Gespenstergeschichten nannte, finden wir im letzten Hefte auch einige für die Geschichte des Glaubens und Wissens interessante Bemerkungen, z. B. über Swedenborg, der gleichzeitig mit Voltaire lebte. „Hatte Voltaire den Grundstein zur Vergötterung der sinnlichen Vernunft gelegt, so brach ihm gegenüber in Swedenborg ein ganz anderartiges Licht herein, wodurch die Welt auf etwas Besseres aufmerksam werden sollte. Dem Götzen des Tags, dem frivolen Philosophismus, diametral entgegengesetzt, auch den erstarrten Begriffen der kirchlichen Orthodoxie häufig widersprechend, mußte Swedenborgs Lehre nothwendig verlacht und verworfen werden. Aber sie war ja auch nicht — und das ist bis jezt der Mißgriff, den seine zahlreich gewordenen Anhänger machten — sie war nicht die Wahrheit, die da kommen sollte, denn diese war sogar längst gekommen und mitten unter uns; sondern sie war nur ein Zeugniß für die gekommene und für die kommende Wahrheit, je wunderlicher, um so aufregender, je weniger vollkommen, um so geeigneter auf das Vollkommene zu weisen. Das Aehnliche trat hernach in Frankreich selber (und zwar zu Voltaire's großem Aergerniß) durch die Martinisten (nach Martinez Pasqualis so genannt), und sehr gemildert, geist- und gemüthvoll, in deren vornehmstem Mitschüler, dem erleuchteten St. Martin auf; anderer frommen und weisen Zeitgenossen nicht zu gedenken, die mit Swedenborgs Besonderheiten wenig oder nichts gemein hatten. Gleichwie nun Voltaire, mancher gefährlicher Aeußerungen darüber ungeachtet, selbst nicht errathen konnte, wo sein schädlicher Weg zuletzt hinauslief, und sich der eiteln Hoffnung hingab, der Bote einer schönern Zukunft, eines Reichs des Lichts und der Gerechtigkeit zu seyn: so vermaß an seiner Stelle sich auch Swedenborg zum Theil offenbar eines Mehrern als ihm gegeben war, aber mit dem unschuldigsten Willen, und mit geringerem Erfolg, der sonst das Gute sehr zum Schlimmen hätte umgestalten können. Nicht als ob er keine Geister gesehen und nicht noch Unerhörtes von ihnen gelernt hätte, sondern daß er einzelnen Geistern, daß er seiner Einsicht und Unterscheidungsgabe öfters zu gutmüthig traute, daher eine neue Theologie gründen wollte, worauf nachher seine Anhänger eine neue Kirche bauten, die er aber nur verkündigt hatte als „das Neue Jerusalem, welches der Herr gründen wird auf Erden." Das allein ist gegen ihn und seine Schriften zu erinnern, aus denen der Mündige am Geist allerdings viel Nutzen schöpfen kann."

In dem nunmehr folgenden Streit, ob die Seele nach dem Tode einstweilen bloß Nervengeist bleibe und herumschwebe, bis sie das neue leichte Auferstehungskleid

am jüngsten Gericht anziehe, oder ob sie schon unmittelbar nach dem Tode verklärt werde, wollen wir uns nicht mischen.

Zu den vielen, seltsamen und einander immer widersprechenden Behauptungen der Zuvielglaubigen gehört auch die, daß in der Geisterwelt ein altes zerstörtes Schloß noch vollkommen erhalten fortexistire (S. 59). Mit was für Dingen müßte da die Geisterwelt nicht vollgepfropft seyn. Man denke sich einmal Rom in der Geisterwelt, eine dreitausendjährige Stadt, die solche Wechsel erlebt hat! Wenn da alle Häuser, die hier jemals niedergerissen wurden, noch auf und in einander fortexistirten! Die gute Geisterwelt ist eben das durch ein Vergrößerungsglas betrachtete Vorstellungs- und Gedächtnißvermögen. Einmal funktionirt sie als Erinnerung, ein andermal als Einbildung. Sie muß sich alles gefallen lassen.

Poetisch ist die Sage vom alten Oetinger, von dem hier erzählt wird, er habe einst des Nachts allein in der Kirche gepredigt. Wem? — den Todten.

Eine neue Seherin hat den alten ehrwürdigen Bengel corrigirt und gesagt, nicht 1836, sondern erst 1839 werde die Welt untergehen. Der Prophet sah die Zahlen aus der höhern Welt von oben, und also die 9 für eine 6 an, wie nach einer bekannten Anekdote einmal Gott selbst die 6 für eine 9 ansah.

Die tollen und widersprechenden Phantasien von den Bewohnern fremder Sterne, die unsere Somnambulen gesehen haben wollen, werden nicht ohne Feinheit entschuldigt. Es heißt Seite 143, sie könnten ihre höheren Anschauungen ja doch nur in menschlichen Worten und Bildern wiedergeben, und da lief freilich manches Menschliche mit unter. Aus demselben Grunde könnte man auch den Eulenspiegel als eine nur etwas stark ins Menschliche übersezte höhere Anschauung rechtfertigen.

Mit einem Wort, wir glauben an keine Gespenster und Geisterseherei, wie wollen nicht daran glauben, wir wehren uns dagegen mit Händen und Füßen als gegen eine Gewalt, die der Vernunft angethan werden soll.

Aber zu unserm Schrecken werden wir inne, daß wie am Ende doch werden Chamade schlagen müssen. Eine neuere Seherin ist in Weinsperg aufgestanden und mehr als fünfzig glaubwürdige Zeugen aus allen Ständen bürgen für die Wahrheit aller der Wunder, die sich dabei haben sehen, hören, fühlen und riechen lassen. Wir haben die Acten gelesen, und wir müssen demnach zugeben, daß es zwar immer noch keine Geister, aber doch einen animalischen Elektro-Magnetismus gibt, welcher Schläge mitzutheilen vermag, die selbst den härtesten Verstand stark frappiren. Auf diese neuen Entdeckungen im dunkelsten Gebiet der Psychologie darf das Publikum mit Recht gespannt seyn.

Dichtkunst.

Schweizerischer Merkur. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von mehreren schweizerischen Schriftstellern. Erstes bis achtes Heft. Burgdorf bei Langlois und Leipzig bei C. F. Köhler. 1835, 1836.

Seit mehreren Jahren hörte man aus der Schweiz fast nichts, als politische Händel und sogenannte Wirren, oder was die alten Schweizer Späne nannten. Seitdem nämlich der große deutsche Volksstamm in verschiedene Scheite und diese wieder in Späne, und diese in der Schweiz wenigstens (wie Basel-Stadt und Basel-Landschaft) in die kleinsten Splitter zersplittert sind, sezen sich alle diese Splitter, Späne und Scheite einander entgegen und jeder will ein Baum für sich seyn. Consequenterweise sollte zulezt jedes Dorf ein Staat für sich seyn wollen und aus den Splittern vollends ein bloßes Sägmehl werden. An Wühlern fehlt es nicht, die alle geheimsten Bande der Einheit zernagen.

Das mitten aus diesen Wirren heraus auch wieder ein Blümchen der Poesie wächst, ist erfreulich. Die vorliegende Monatschrift widmet sich ausschließlich einem romantischen Interesse und gibt kleine historische und sagenhafte Erzählungen, Romanzen, Lieder in schweizerischer Mundart, Curiosa aus alten Chroniken und Sagen, Volkssitten, Volkswitze, Aberglauben ꝛc. Am Schluß jedes Hefts sind kurze Recensionen über schweizerische Werke angebracht. Kurz diese Zeitschrift ist ein recht achtbares Organ für die Romantik in den deutschen Alpenlanden. Es klingt darin noch der alte Ton aus den Zeiten Tiecks und Arnims vor, aus der Sagenwelt, ein Ton, der unserer mit tausend neuen Modeartikeln auf dem großen literarischen Markt überschwemmten Welt beinahe wieder fremd geworden ist. Auch einige Gedichte in schweizerischer Mundart kommen vor. Was mag aber wohl die Ursache seyn, daß es den Schweizern bisher noch nicht gelungen ist, in ihrer Mundart etwas so Ausgezeichnetes und allgemein Anerkanntes zu leisten, wie Hebel? Jeren wie nicht, so wird es noch künftig einmal geschehen, denn die erhabene Natur der Alpen, die edle Sitteneinfalt und Freiheit, Kraft und Schönheit des Volks und die liebliche Mundart selbst müssen endlich einmal auch einen rechten Dichter finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 45. Montag, 2. Mai **1836.**

Philosophie.

(Schluß.)

Zu den interessantesten Erscheinungen der philosophischen Literatur dürfte folgendes kleine Buch gehören:

Die höchsten Angelegenheiten der Seele, nach dem Gesetze des Fortschrittes betrachtet von F. A. Ritgen. Darmstadt, Heil, 1835.

Der Verfasser hat auf eine sinnige Weise die alte Lehre von der Seelenwanderung mit dem Christenthum zu vereinbaren gesucht, ohne dem leztern etwas von seiner heiligen Würde zu vergeben. Er erinnert hierin an Swedenborg. Er kann sich die Seelen nur in einem allmähligen Fortschritt zur Gottheit denken, diesen Fortschritt nur in Stufen, und auf jeder Stufe eine andere Form und Hülle der Seele; die Seele gebe sich aber selbst diese Hülle, die Gestalt sey nur der Ausdruck, die wahre Physiognomie der Seele, keine wider Willen gleichsam angezauberte Form. „Es ist zu erwarten, daß auf jedem Weltkörper die bewohnenden Seelen so lange niedere Formen durchbilden, bis sie zu einer nie endenden und die Aeußerung vernünftiger Freiheit gestattenden Form gelangen: diese Form ist dann die höchste des betreffenden Weltkörpers Mit der Erlangung dieser Form steht die Seele selbstständig und der eigenen Beherrschung fähig da. Wenn diese Seele auf einem Weltkörper die unsterbliche Lebensform erreicht hat, so kann sie dieselbe nicht mehr ablegen: sie ist für immer daran gebunden. Ehe und bevor sie diese Form erreichte, wechselte sie eine endliche Form nach der andern. Dieses Wechseln der Lebensformen nennt man gemeinlich *Seelenwanderung*, wobei man irrig die Formen, welche die Seele wechselt, für selbstständig und nicht für ein Werk der Seele hält. Es versteht sich von selbst, daß die Metempsychose sich nur auf die niedern, nämlich auf die endenden Lebensformen beziehen könne, und daß die Seelenwanderung aufhöre, sobald eine unsterbliche Form erreicht ist. Das Fortbestehen einer unsterblichen Lebensform hindert indessen die unerläßlich fortschreitende Vervollkommnung dieser Form nicht."

„Um sich eine Vorstellung über die fortschreitende Vervollkommnung einer unsterblichen Lebensform zu machen, ist es am zweckmäßigsten, sich die Frage zu stellen, wie wohl die vollkommenste Lebensform seyn müsse. Hier liegt folgende Antwort nahe. In Bezug auf Verkörperung muß erstlich die Möglichkeit gegeben seyn, ohne allen Verzug aus jedem beliebigen Stoffe, also aus verdichtetem oder aus unverdichtetem Aether, den Leib zu gestalten. Zweitens muß dieser Stoff ganz subigirt werden können, so daß er der sich verkörpernden

Seele ganz angehört und nicht zugleich andern Seelen als Leib dient, wie dies z. B. beim Blute der Fall ist, in welchem Tausende von Seelen sich zu Blutkügelchen verkörpern. Drittens muß die Dichtigkeit dieses Leibes völlig von dem Willen der Seele abhängen, so daß die Condensation bloß auf Lichtbildung beschränkt und auch bis zur Luftdichte, Wasserdichte, und selbst zum festen durchsichtigen und undurchsichtigen Bestande, ja zur härtesten Härte und dichtesten Dichtigkeit fortgesezt werden kann, und zwar ohne allen Verzug. Viertens muß es der Seele frei stehen, die Gestalt ihres Leibes sofort unbedingt zu bestimmen und zugleich in der Art zweckmäßig einzurichten und zu verändern, daß sie zum fernsten Ortswechsel, sowie zu jeder andern Absicht geeignet ist. Fünftens muß die Seele auch fremde Bestände beherrschend umgestalten können, ohne sie eben zu ihrem Leibe zunächst zu verwenden. In Bezug auf das Erkennen, muß die vollkommenste Lebensform erstlich den Aether zum Bildbilden unmittelbar benutzen und jeden andern Stoff alsbald in Aether verwandeln können. Zweitens muß das Erkennen in Bezug auf den Gegenstand unbeschränkt seyn, so daß nicht bloß Leiber, Bilder, Aether, sondern auch Seelen und Gott selbst erkannt werden. Drittens muß diese Erkenntniß eine unmittelbare, stets fortbestehende und bis zur höchsten Klarheit gesteigerte seyn. Viertens muß die Erkenntniß in Bezug auf Beherrschung des Eigenen und Fremden zugleich mit der unmittelbaren Intuition des hierfür Zweckmäßigen verbunden seyn. Fünftens das Erkennen muß nicht nothwendig an die Verkörperung gebunden seyn, so daß die bloße Benutzung von Aether zur Bildbildung hinreicht und die Verkörperung nach Belieben unterbleiben kann. Dieses Ideal einer vollkommenen Lebensform kann nie erreicht werden, aber eine Annäherung an dasselbe ist zugleich möglich und nothwendig. Schon in sofern die Gestalt der unsterblichen Lebensform jedes bewohnten Weltkörpers ununterbrochen beibehalten werden muß, ist die Seele gehindert, jene unbedingte Vollkommenheit der Form zu erreichen. Dies hindert aber nicht, daß die Beziehung zu dem ursprünglich bewohnten Weltkörper sich ändern, und daß die verklärte unsterbliche Lebensform fern von eben dem ursprünglich bewohnten Weltkörper, also z. B. der verklärte Menschenleib fern von der Erde, leben könne. Es drängt sich hier die Frage auf, ob bei diesem Vorwärtsschreiten in der Vervollkommnung der Lebensformen nicht ein Rückschritt möglich ist? und ob dieser nicht namentlich auf der Stufe statt haben kann, wo die unsterbliche Lebensform zuerst erreicht wird? An der Möglichkeit eines Rückschritts ist wohl nicht und zwar eben da nicht zu zweifeln, wo die Seele gerade zugleich mit der Erlangung dieser Lebensform frei selbstständig wird und selbst den Voranschritt oder Rückschritt im Gestalten wählen kann. In sofern ist also ein Verderben der verklärten Lebensform möglich und zwar so, daß sie aufhört eine unsterbliche und überhaupt eine durchaus verklärte zu seyn. Es kann sonach ursprünglich unsterbliche Lebensformen geben, welche durch Rückschritt sterblich werden und ihre Verklärtheit überhaupt weniger oder mehr verlieren."

Man mag über die Beantwortung solcher Fragen denken, wie man will, so ist es doch gut, daß sie aufgeworfen werden, daß man die Beantwortung versucht. Diese Dinge interessiren den Menschen am meisten und doch gibt es ganze philosophische Systeme, worin gerade über das, was uns am meisten interessirt, kein Aufschluß auch nur versucht ist.

Herr Ritgen denkt sich die Seelen nicht als Theile Gottes, sondern als etwas von jeher Gott Fremdes, von ihm erst aus dem Nichts, aber mit vollkommenster Freiheit Geschaffenes. Diese Ansicht ist die allein würdige. Abstrahirt man von ihr, so fällt auch die tiefste Poesie des Weltalls, die „Gottesminne" weg, die nur dann einen Sinn hat, wenn wir Gott als ein von ihm absolut verschiedenes Geschlecht lieben. Im Pantheismus wird alle Gottesliebe nur Eigenliebe. Der Monotheismus allein läßt jene romantische Liebe des Fremdesten zu, ohne welche die ganze Welt etwas sehr Abgeschmacktes wäre.

Ich kann die Räthsel alle dir der Schöpfung sagen.
Denn aller Räthsel Lösung ist allein die Liebe.

Herr Ritgen sagt: „Da die Gottheit als unbedingt vollkommenes Wesen nichts ohne vernünftigen Grund zu thun vermag, so muß ihr auch ein solcher bei der Erschaffung des Fremden unterlegt werden. Da Gott als vollkommenes Wesen wegen seiner selbst keiner fremden Wesen bedarf, so kann der Zweck, weßhalb Gott fremde Wesen erschafft, nur zu Gunsten dieser Wesen gedacht werden: fremde Wesen werden geschaffen, damit sie da seyen und ihres Daseyns genießen. Aus diesem Weltzwecke folgt:

1) daß jedes geschaffene Wesen unvergänglich ist;

2) daß die Existenz jedes geschaffenen Wesens auf Fortschritt berechnet ist.

Es ist sonach unthunlich, zu behaupten, Menschen, Thiere, Pflanzen, Krystalle, Weltkörper, Keimgeschöpfe, Grundgeschöpfe, seyen als Wesen vergänglich. Der Fortschritt jedes Wesens in der Vollkommenheit ist dem Weltzwecke nach nothwendig, weil einerseits die höchste Vollkommenheit, deren Erreichung das Geschöpf dem Schöpfer gleich machen würde, nicht erlangt werden kann; und weil anderseits das Stehenbleiben auf irgend einer Stufe der Unvollkommenheit eine unverminderbare relative Werthlosigkeit und bei dem Erkennen dieser Werthlosigkeit ein nicht zu ertragendes Unglück bedingen würde.

durchläuft jedes Wesen alle oder wenigstens unendlich viele Stufen der Unvollkommenheit in abnehmender Reihenfolge, wobei momentane Rückschritte nicht nothwendig ausgeschlossen sind; so kann jedes einzelne Wesen nicht über eine Bevorzugung anderer Wesen sich beklagen. Auf der Stufe der Selbsterkenntniß angelangt, wird das vervollkommnungsfähige Wesen zwar nie vollkommen glücklich werden, allein der Schmerz über das Geschick, nicht unbedingt vollkommen werden zu können, wird durch die Möglichkeit des Fortschritts in Sehnsucht umgewandelt. Diese Sehnsucht kann zwar nie gestillt werden, allein der Wechsel unter augenblicklicher bedingter Befriedigung des Sehnens und dessen stets neuem Erwachen für neue Beruhigung bedingt dennoch ein Glück, welches sich zu unnennbarem Entzücken steigern kann."

Es ist überhaupt ein merkwürdiger Widerspruch, daß die Menschen immer glauben, das Glück bestehe in dem Besitz. Im Gegentheil, es stirbt mit dem Besitz und lebt nur in der Sehnsucht nach dem Besitz. Ein Leben ohne Sehnsucht, ohne Trachten nach etwas noch Unerreichtem, ist kein Glück, ist nichts, als tödtliche Langeweile.

Wir stimmen auf's innigste mit den Gefühlen überein, welche allen Gedanken der vorliegenden Schrift zu Grunde liegen. Jedoch bescheiden wir uns mit diesen Gefühlen und wagen nicht, irgend ein System darauf zu bauen. Wir wissen von den jenseitigen Dingen nur etwas gewiß, nämlich daß wir nichts davon wissen, und je stärker zuweilen das innerlich in uns verborgene Wissen, das Ahnen, das Vorgefühl zu uns spricht, um so mehr müssen wir uns hüten, dessen dunkle Orakelsprüche in die Sprache der Schulphilosophie zu übersetzen. In diesem Falle können wir nur dichten. Nur die freie Form der Poesie entspricht der Ahnung.

Ueber das Wesen und die Entstehung des Erkennens und über das hemmende Naturprincip. Von demselben. Stuttgart, Scheible, 1835.

Hier wird die obige Lehre im Naturgebiet durchgeführt. Das Leben erscheint als ein Kampf der Seele, die sich ihre eigene, von jeder andern absolut verschiedene Form schaffen will, mit dem Stoff, der jederzeit nach Gleichheit und Allgemeinheit tendirt. „Ein ununterbrochener Fortschritt zu stets höherer Vollkommenheit sezt als Series einen Anfang mit dem Charakter der äußersten Unvollkommenheit voraus. Das erste geschaffene Wesen muß daher das unvollkommenste seyn, an ihm müssen also alle Kriterien der Vollkommenheit sich verneint finden. Wir halten dasjenige Wesen für das vollkommenste, welches erstlich unbedingt sich selbst sezt, so daß es von keinem andern Wesen abhängig ist; welches zweitens in jeder verschiedenen Setzungsweise sich zu setzen vermag; und welches drittens die unbedingte Verschiedenheit der Setzungsweisen in unbedingten Einklang bringt. Damit also ein Wesen das allerunvollkommenste sey, muß es erstlich durchaus nicht sich selbst setzen, also vom Schöpfer gänzlich, somit sowohl Actu als Potentia, geschaffen werden; zweitens muß es durchaus ohne Verschiedenheit, also einzig und ungetheilt seyn, und aller begrenzten äußern Gestalt, sowie aller innern Mischungsdifferenz entbehren, daher unverändert, gestaltlos, mischungslos und bewegungslos ruhen; drittens muß es jedes einigenden Mittelpunktes entbehren, was bei einer Unbegrenztheit der Gestalt sich von selbst versteht. Man sieht, daß hier wiederum von demjenigen Wesen die Rede ist, welches wir Stoff oder Materie nennen. — Das erstgeschaffene Wesen ist also der Stoff und es trägt als solches den Namen bald des Urstoffs, bald des Chaos, bald des Aethers. Der Stoff ist also zugleich das erstgeschaffene und das allgemeine Wesen, im Gegensatz der geschaffenen besondern Wesen. Nachdem das unvollkommenste aller endlichen Wesen geschaffen worden ist, müssen, dem Gesetze des Fortschreitens zufolge, Wesen von geringerer Unvollkommenheit geschaffen werden. Diese Wesen der spätern Schöpfung dürfen daher nicht durchaus, wie das erstgeschaffene Wesen, aller Selbstsetzung entbehren, sondern sie müssen sich selbstsetzen, wenn gleich anfangs nur auf höchst unvollkommene Weise. Um sich selbst setzen zu können, müssen sie von Gott bloß der der Möglichkeit nach, also bloß Potentia, nicht aber zugleich der Wirklichkeit nach, also nicht Actu, geschaffen seyn. Alle später geschaffenen Wesen sind daher bloße Tendenzen und Befähigungen zur Wirklichkeit, mithin bloße Kraftwesen, bloße Seelen. Die Verwirklichung der bloßen Verwirklichungs-Tendenzen kann durch sie allein nicht zu Stande kommen, da sie Nichts als Tendenzen sind, somit der Wirklichkeit gänzlich entbehren. Hier tritt das erste geschaffene Wesen, der Stoff, ins Mittel. Derselbe ist nämlich im Besitze von Wirklichkeit, er kann daher den bloßen Kraftwesen davon mittheilen. Die Kraftwesen als Tendenzen nach Verwirklichung werden deßhalb den Stoff als das allgemeine Realitätswesen angehen, um von ihm sich das Mittel zur besondern Realität anzueignen. Da aber die Natur des Stoffs ungetheilte Einfachheit ist, da mithin derselbe sich jedem Angriffe, welche seine Theilung bezweckt, widersezt: so entsteht nothwendig ein Kampf unter dem einen erstgeschaffenen allgemeinen Wesen und den vielen später geschaffenen besondern Wesen. Dieser Streit wird um so lebhafter, als jedes besondere Wesen nicht bloß den allgemeinen Stoff zu theilen versucht, um sich das Abgetrennte anzueignen, sondern weil jedes besondere Wesen eine Eigenthümlichkeit zu verwirklichen strebt, daher bemüht ist, dem abgetrennten Betrage

des differenzlosen Stoffes eine bestimmte Differenz einzuprägen, wogegen dieser Betrag sich sträubt, weil er seiner Natur nach das zu bleiben sucht, was er ist, nämlich allgemeiner und nicht besonderer Stoff. Haben die ursprünglichen Kraftwesen einmal angefangen Leib zu gewinnen, so sind diese besondern Leiber in beständigem Widerstreite mit dem außer ihnen gelegenen allgemeinen Stoffe, sodann mit der Tendenz desselben, welche von ihm jedem besondern Stoffe mehr oder weniger so anklebend bleibt, daß jeder Leib in sich selbst einen steten, nach Aufhebung aller Verschiedenheit hinstrebenden Gegner hat." Diese lebendige Ansicht dürfte für die Wissenschaft der Anthropologie fruchtbarer seyn, als die todte, die den Menschen willenlos der Naturmechanik unterwirft.

Die geistige Natur des Menschen. Bruchstücke zu einer Anthropologie. Von Dr. Fr. Groos. Mannheim, Hoff, 1834.

Wenn man bei den Schriften des Herrn Ritgen, der die Seele im Kampf mit dem Leibe darstellt, den Arzt nicht verkennen kann, so tritt uns aus den Ansichten der vorliegenden Schrift ziemlich deutlich der Irrenarzt entgegen. Herr Ritgen sieht die gesunde, nur gehemmte Seele im Körper; Herr Groos umgekehrt die kranke Seele im gesunden Körper, der sie nicht hemmt. Doch kommen Beide darin überein, daß der menschliche Zustand ein bloß transitorischer sey, und zwar ein Kampf. Nur stellt uns Hr. Groos nicht wie Hr. Ritgen die Seele überhaupt mit dem Stoff, sondern nur den der Seele eingepflanzten göttlichen Trieb zum Guten mit den bösen, die Seele verfinsternden Trieben im Kampf dar. Nur wo der erste vorherrsche, sagt er, sey der Mensch wirklich frei, wo nicht, sey er unfrei und insofern auch nicht zurechnungsfähig, kein Verbrecher, kein Teufel, sondern nur ein Kranker, Irrer. Doch wir haben schon früher in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, die menschenfreundliche Theorie des Herrn Groos auseinanderzusetzen (Literaturblatt 1830, Nr. 62). Wir bemerken hier nur, daß seine neueste Schrift ihn selbst in einem liebenswürdigen Licht darstellt, sofern er uns offenherzig und naiv erzählt, wie er allmählich dahin gekommen sey, den Materialismus, dem er früher ergeben gewesen, fahren zu lassen und eine edlere Ansicht von Gott und der Welt zu gewinnen. Wie sollte auch der Menschenfreund, der seine Mitbrüder in der tiefsten Erniedrigung des Wahnsinns genauer kennen lernte, nicht hingewiesen werden auf ein höheres Gebiet ewiger Freiheit?

Musik-Literatur.

XII deutsche Volkslieder mit Melodien, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesezt von F. Silcher. 1stes Heft. Op. 22. Tübingen, Fues.

Dieselben Vorzüge, welche Hrn. Silchers vierstimmigen Volksliedern in allen Theilen des deutschen Vaterlandes so zahlreiche Freunde erwarben, und früher schon auch in diesen Blättern gewürdigt wurden, zeichnen auch die vorliegende Sammlung aus. Wie dort, so ist auch hier überall die höhere Idee des Volksliedes streng festgehalten; alles Gemeine ausgewiesen, und Geschmacklosigkeiten ausgemerzt worden, ohne daß der wahre Charakter des Volksliedes getrübt wurde.

Dieselbe Gewandtheit hat nun auch Hr. S. in der Behandlung des 2stimmigen Satzes und der Begleitung des Pianoforte und der Guitarre an den Tag gelegt, welche, die Mittelstimmen ersetzend, sich in der 4stimmigen Bearbeitung möglichst genau anschließt und den Geist derselben wiedergibt. Dabei Einfachheit und Popularität, die auch dem Mindergeübten die Ausführung leicht macht, gründliche Theorie und reiner Tonsatz, endlich Eleganz, Zartheit und Innigkeit des Gefühls.

Ein besonderes Verdienst hat sich Hr. S. durch eine zweite Sammlung:

Ausländische Volksmelodien, mit deutschem, zum Theil aus dem Englischen rc. übertragenen Text, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre,

erworben, da diese dem bei weitem größeren Theil der deutschen Musikfreunde bis jezt unbekannt waren, und noch lange bleiben mußten, da die meisten derselben dem umfassenden, seltenen und kostspieligen Werke der beiden Engländer Thomas Moore und Stevenson entnommen sind. In neun glücklich ausgewählten Nummern bietet Hr. S. reichen Stoff nicht nur zu angenehmer, musikalischer Unterhaltung, sondern auch zu äußerst interessanten Beobachtungen über den eigenthümlichen Charakter der Sangweise verschiedener Nationen. Besonders angesprochen haben uns Nr. 2, das in seiner gehaltenen Manier den ernsten Charakter des Britten ausdrückt; Nr. 3, worin sich die rasche, eben so schnell aufflackernde als abbrechende Empfindung des Italieners recht lebhaft ausspricht; Nr. 4, ein savoardisches Volkslied, das durch wohlgelungenen Text eben so sehr, als durch weiche, Sehnsucht und Liebe athmende, Melodie anzieht; Nr. 5 ist ein treues Bild des heitern, witzigen und leichten französischen Charakters mit entsprechendem Text, während Nr. 9 das Gepräge nordischen Ursprungs, vermöge seiner wehmüthigen, tiefe Trauer ausdrückenden, fast düsteren Mollmelodie, an sich trägt, und durch den gediegensten, echt dichterischen Text vor allen andern sich auszeichnet. Der falsche Reim in V. 3 saß — Grad ist wohl nur Druckfehler, wie in Nr. 5. S. 5, L. 8, Tact 2 für die Baßnote cis, D stehen muß. Auch die übrigen Melodien (Nr. 1 schottisch, 6 portugiesisch, 7 sicilisch, 8 venetianisch) sind charakteristisch; der 2stimmige Satz und die Begleitung theilen die Vorzüge der ersteren Sammlung. Besonders willkommen dürfte Manchem seyn, im Fall diese Melodien nicht nur von Sopran und Alt, sondern auch von Sopran und Tenor gesungen werden wollten, die Tenorstimme beigefügt zu finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46. Freitag, 6. Mai 1836.

Englische See- und Kriegsschilderungen.

1) Tom Cringle's Schiffstagebuch oder Abenteuer eines Offiziers der engl. Marine, von Wilson. Aus dem Englischen übersezt von A. Schäfer. 3 Theile. Heidelberg, Groos, 1834.

2) Der Seeoffizier. Roman von Captain Marryat. Aus dem Englischen von E. Richard. 3 Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

3) Das Leben eines Seemanns, von Capt. Fr. Chamier. Nach der 2ten Aufl. des Englischen von K. H. Jürgens. 3 Theile. Braunschweig, Vieweg, 1835.

Alle drei Werke gehören Talenten an; aber Nr. 1 einem vom ersten Rang. Wilson ist ein großer Poet und weit berechtigter als Capt. Marryat, seine Schilderungen in regelrechter Romanform zu geben. Er hat sich indessen mit der prosaischen Form eines Tagebuchs begnügt und dadurch wahrscheinlich eine unverhältnißmäßig reichere Fülle von Anschauungen und Schilderungen gebracht, als es in den Schranken einer bestimmten Kunstform hätte geschehen können. Wilsons Schilderungskraft übersteigt die Walter Scotts und Coopers. Ja wir behaupten sogar, daß sie jede andere, so weit diese sich auf dem festen Boden der Wirklichkeit hält, den die Engländer so selten und im seltnen Falle so ungeschickt verlassen, zu besiegen vermag. Ihr Zauber wird durch eine überschwängliche Fülle von Gemüth und Humor dem Herzen des Lesers so nahe gerückt, daß jenes innige Freundschafts-Verhältniß zwischen ihm und dem Buche nicht lange ausbleiben kann, welches das höchste und feinste literarische Vergnügen bietet. Das Buch enthält wie Nr. 2 und 3 die Lebensgeschichte eines Seeoffiziers bis zu der Erlangung des Capitalngrades. Wie Nr. 2 ist es mehr Gedicht als Wirklichkeit, so viele der eingeflochtenen Scenen in Bildern wahr und buchstäblich wahr seyn mögen. — Nr. 3 ist dagegen eine einfache Biographie und entbehrt daher des romanhaften Elements ganz und gar, die gefährlichen Abenteuer ausgenommen; die gefährlichen Abenteuer sind immer romanhaft. So wenig ist der Mensch bestimmt, vom Sturme des Glücks und Unglücks geschüttelt zu werden; er muß sich begnügen, von einer Windstille elend oder von einem guten Blasen vergnüglich oder endlich im höchsten Falle durch einen guten Fischzug reich zu werden. Das Andere fällt der Kathegorie der Ausnahmen anheim. — Tom Cringle, die handelnde Person von Nr. 1 (die Bemerkung dabei, daß durch alle diese Bücher die handelnde selbst erzählt) ist der liebenswürdigste Engländer, den die Sonne beschienen hat.

Jeder Zoll aber ein Engländer. Ehrenvest, gütig, humoristisch, von großem praktischen Verstand, religiös, wenigstens, wenn ihn eine Anwandlung befällt und so weit es ein Seemann seyn darf; endlich der hübscheste Bursche von der Welt; dabei von einem Zauber der Seelenreinheit und Unschuld umflossen, wie er nur wenigen Günstlingen der Natur zugemessen ist. — Eine zweite köstliche Figur ist Herr Aaron Bang, ein edler Falstaff und so unerschöpflich an Liebenswürdigkeit als an Humor.

Einer großen Anzahl anderer, zum Theil hocheegöblich, zum Theil äußerst edel gehaltener Charaktere können wir hier nicht gedenken. — In keinem andern Werke ist wie in diesem das Leben der tropischen Länder geschildert; der Glanz, welcher über Naturerscheinungen, Menschen und Thiere jener Zone leuchtet, ist überwältigend. Der Verfasser besitzt neben seiner außerordentlichen Phantasie ein reiches Maaß von malerischem Anschauungsvermögen und das macht seine Schilderungen so hinreißend lebendig. Für Maler, besonders aber für Genremaler, bietet das Buch darum auch eine Fülle von Stoff. — Um unsere Leser einigermaßen mit der Darstellungsweise Wilsons bekannt zu machen, lassen wir ein interessantes Bild folgen, obwohl ein Verständniß des Tons eigentlich nur nach genauer Bekanntschaft möglich ist, von dem schönsten können wir Nichts geben, weil der Raum uns Fesseln anlegt. — Wir bemerken noch, daß die Uebersetzung von der Hand des Herrn August Schäfer vortrefflich ist, und daß er nicht erst nöthig gehabt hätte, im 2ten Band durch sechs eng und kleingedruckte Seiten die Angriffe eines Recensenten abzuweisen, der den ersten leichtsinnig übersezt ꝛc. nannte. Wenn man sich gegen jede üble Recension wahren wollte, würden bald drei Viertheile unserer Literatur aus Kritiken, Antitriken und Anti-Antikrititen bestehen.

Folgendes ist die Schilderung des Seelebens bei heiterm Wetter in der Nähe von Jamaica: „Der Ankerplatz war Ein glatter Spiegel, der nur da unterbrochen wurde, wo seine glasähnliche Oberfläche in funkelnde Wirbel durch die Sprünge ei es Pinguins oder das schimmernde Niederschießen seines Feindes, des Pelikans, sich zersplitterte; und der Widerschein des Schiffs war so hell und beständig, daß man in der Entfernung einer Taulänge die Wasserlinie nicht unterscheiden, noch sagen konnte, wo die Substanz endete und wo der Schatten begann, bis das zufällige Ausschütten eines Wassereimers über Bord auf wenige Augenblicke das Phantomschiff auseinanderriß; allein die schwankenden Bruchstücke vereinigten sich bald wieder, und von Neuem schwamm das Schiff doppelt dahin, wie der Schwan des Dichters. Die Hitze war so groß, daß die eisernen Stützen des Sonnenzeltes mit der Hand nicht berührt werden konnten, und da, wo die Verdecke durch lezteres nicht geschüzt waren, sprudelte das Pech aus den Fugen hervor. Die Deining rollte von der hohen See in langen schimmernden Wallungen herein, gleich einer See von Quecksilber, während jeden Augenblick ein fliegender Fisch aus dem ungekräuselten Busen des auswogenden Wassers funkelnd hervorhüpfte und wie ein silberner Pfeil dahin schoß, bis er blitzend wieder in die See tauchte. Kein Wölkchen trübte den Himmel, allein ein fliegender, blauer Nebel hing über dem Lande, durch welchen die weißen Zuckersiedereien und die Häuser der Aufseher auf den fernen Landgütern hervorblickten, wie durch einen dünnen Rauch gesehene Gegenstände, während die schlanken Stämme der Cacao-Nußbäume an dem Ufer, fest in das Auge gefaßt, sich in leichter schneckenförmiger Bewegung zu drehen schienen, wie eben so viele endlose Schrauben. Es lag eine träumerische Unbestimmtheit in den Umrissen der Hügel, selbst in unserer unmittelbaren Nähe, welche sich in dem Maaße vergrößerte wie sie zurückwichen, bis die blauen Berge an dem Horizonte mit dem Himmel sich vermischten. Das Schiffsvolk flocht verdrossen Schiffswerg und besserte Segel aus, unter dem Schatten des Sonnenzeltes; die einzigen Ausnahmen von der allgemeinen Ermattung waren John Crow der Schwarze und Jackoo der Affe. Der erstere (der ein Improvisator vom gemeinen Schlage war) saß aus bloßer Liebhaberei auf dem Bugspriet, außerhalb des Schattens des Segeltuchs, ohne Hut oder Hemd, einer bronzenen Büste gleich, mit seiner Arbeit beschäftigt, singend und pfeifend, und zuweilen mit seinem zottigen Genossen plaudernd, als ob er sein Tisch- oder Bettgenosse gewesen wäre. Der Affe hing an dem Schwanze von dem Delphinstreicher herab, „sein eigen verdammt, häßlich Gesicht in dem Wasser bewundern," wie John Crow sich ausdrückte."

Und Folgendes einer Landscene: „Die Spanier mögen tapfere Soldaten bei einem Angriffe seyn, obschon ich auch dies bezweifeln möchte, wenn sie gut angeführt werden, allein keine Krieger irgend eines Volks sind bei einem Bivouak malerischer als sie. Ein riesenhafter wilder Baumwollenbaum, gegen welchen unsere größesten englischen Eichen nur Zwerge gewesen wären, erhob sich auf der einen Seite und überschattete den ganzen ebenen Raum. Die hellen Strahlen des Vollmonds spielten schimmernd in dem obern Laubwerke und versilberten die höhern Zweige, was sonderbar abstach gegen die Scene unter dem Baume, wo ein großes Wachtfeuer einen starken düsterrothen Glanz auf die nahen Gegenstände warf, und dichte Dampfwolken emportrieb, die in braungelben Säulen unter dem Laubwerke wirbelten, und in der stillen Nachtluft wie ein Traghimmel hingen, ungefähr 10 Fuß von der Erde entfernt, den Raum unten vergleichungsweise hell lassend. Ein Wachthaus, mit einer rothen Veranda von Bambus und Palmblättern,

war zwischen zwei der ungeheuren Knorren des gewaltigen Baums, die viele Ellen von dem Mutterstamme gleich hölzernen Strebepfeilern vorsprangen, erbaut, während oberhalb derselben eine Art Gerüst sich befand, aus quer über die untern Zweige gelegten Planken gemacht, auf welchem eine mit Theertüchern bedeckte Quantität von Mundvorräthen lag. Man sah in dem Hintergrunde die Schildwachen mit ihren schimmernden Waffen auf ihrer Nachtwache hin- und herschreiten; einige von der Wache schliefen auf hölzernen Bänken, und auf dem Gerüste zwischen den Zweigen, wo ein kleiner alter Mann, mit einem Paviansgesichte, in der Kleidung eines Trommelschlägers, sich postirt hatte, und eine biscaische Melodie auf einer Art Dudelsack aufspielte; andere hatten sich um das Feuer gesammelt, ihre Speisen kochend oder ihre Waffen reinigend. Hell beschien das Feuer die lange Linie spanischer Transportschiffe, die unten, das Vordertheil dem Ufer zugekehrt, vor Anker lagen, so wie die weißen Segel der bewaffneten Barken, die noch auf der hohen See segelten und die, wie die Nacht vorrückte, nach einander, gleich Gespenstern des Oceans, herbeischlichen, ihre Anker mit lautem Plätschern und hohlem Gerassel in die See fallen ließen, und dann still und schweigend verblieben, wie die andern. Weiter weg fiel ein hochrother Lichtstrom auf die Oberfläche der beschirmten Bucht herein, mit dem Lichte des sanften Monds kämpfend, und mit Blut die kleinen Wellen färbend, die in Selenens silbernem Striche blinkten, und durch die man zuweilen ein Wachtboot, auf welchem die Waffen der Leute das rothe Licht zurückstrahlten, gleich einer Fee vorübergleiten sah. Außerhalb des Kreises der heißen, rauchigen Flamme behauptete der glorreiche Planet seine Herrschaft, in der Mitte der ihn begleitenden Sterne, wieder, und das befreite Auge blickte hinaus in die liebliche Nacht, wo die geräuschlose Lichtscheibe glänzte, und zuweilen, einige Minuten lang, eine phantastische Gestalt in den wolligen Wolken, gleich einem schrecklichen Vorboten der Vernichtung der Feste, über welcher sie hing, beleuchtete; während unten der hohe Rücken des mit einem Kloster gekrönten Popa, die von Kanonen starrende Citadelle von San Felipe, die weißen Batterien und vielen Thürme der unglücklichen Stadt Carthagena, und das vor derselben vor Anker liegende spanische Blokadegeschwader in dem Mondlichte schlummerten."

Wenn auch Wilson sich zuweilen und mit Vorliebe der neufranzösischen Manier, dem Ausmalen des Grausamen, nur Schmerz und Ekel Verursachenden, hingibt, so kann dies doch bei einem Genremaler, besonders wo es sich von treuer Auffassung des Seelebens, der seemännischen Rohheit, Wildheit und gefahrvoller Abenteuer handelt, nicht anders seyn, und wenn man hier zu viel mildern und sentimentalisiren wollte, würde es kein geringerer Fehler seyn, als wenn umgekehrt die neufranzösischen Romantiker mitten in das heiterste Leben der continentalen Societät hinein alle Schrecken der Barbarei, alle nur erdenklichen Greuel hereinbrechen lassen. Zu den schauerlichen Schilderungen Wilsons gehört z. B. folgende Hungerscene: „Drei elende Tage lang war ich, halb nackt und ohne Kopfbedeckung, in einem offenen Boote, ohne Wasser, Nahrung und Schatten gelegen; der dritte heiße wolkenlose westindische Mittag war längst vorüber, und wiederum sank die trockene brennende Sonne, wie ein glühend rother eiserner Schild, im Westen hinab. In meiner schrecklichen Lage rief ich die Wuth des Himmels auf mein schutzloses Haupt herab, und meine geballten Fäuste nach dem ehernen Himmel ausstreckend, rief ich laut zu dem Allmächtigen, „o laß mich sie nie wieder ansgeben sehen!" Ich starrte den edlen Hund an, wie er sterbend im Kiele des Boots lag; Wahnsinn packte mich, ich riß seine Kehle mit den Zähnen auf, nicht um Nahrung zu erhalten, sondern um sein heißes Blut zu trinken; es floß und, wie ein Vampyr, würde ich mich gesättigt haben; allein als er ein trübes, graues, gläsernes Auge auf mich richtete, stockten die Pulse meines Herzens, und ich sank empfindungslos nieder. Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich auf einigen frischen Pisangblättern hingestreckt, in einer niedrigen räucherigen Hütte. Mein treuer Hund lag winselnd, meine Hände und mein Gesicht beleckend, neben mir." Doch finden sich unter den Seeabenteuern, die in diesem Buch erzählt werden, noch viele grausenhaftere, z. B. von dem Morden ic. auf einem durch Seeräuber erstürmten Schiff, Schlacht- und Leichenscenen aller Art. Hier nur eine, die Eroberung eines Sklavenschiffs: „Der Rauchqualm, der wie eine Wolkensäule aus der Vorderlucke aufstieg, war jezt mit züngelnden rothen Flammen gestreift, welche die Masten und Spieren beleckten, und bis zu den Segeln und dem Takelwerk emporschossen. In einem Augenblicke verbreitete sich die Flamme über das ganze Segel- und Takelwerk in der Höhe, während das andere Element, die See, um die Oberhand bei der Vernichtung des unglücklichen Schiffs wetteiferte; denn unser Schuß, oder der Fall der Kartaune in den Kielraum, hatte einige von den Planken des Kiels weggerissen, und das Schiff sank mit dem Vordertheile schnell unter. Wir konnten das Wasser gleich einem Mühlstrome hinein rauschen hören. Die Flamme erstarkte, die Kanonen des Schiffs wurden heiß und gingen los — es hielte plötzlich und während fünfhundert menschliche Wesen, in den erstickenden Kielraum eingezwängt, das Gewölbe des Himmels mit ihrem Mark und Bein durchbohrenden Todesgeschrei fast bersten machten, sank das Schiff, nach einem schweren jähen Umlegen, unter, und zwar mit dem Vordertheile zuerst, gerade in dem Striche der

untergehenden Sonne, deren flache Strahlen die Dampfsäulen, welche dem schwindelnden Riesenbau entwallten, von der Farbe des Amethysts erglühen machten. Die wirbelnden Wolken, vergoldet von dem scheidenden Glanzmeere der Sonne, wogten in kreisenden Massen nach dem blauen Himmel empor, und wurden dünner und dünner, bis sie endlich gänzlich verschwanden, gleich dem Wrack, welchem sie entstiegen, — und die durch das Untersinken des Schiffs erregten, kreisförmigen Wasserwirbel flammten und blitzten nicht mehr in dem rothen Lichte, — und die beruhigten Wasser, da wo die Brigg untergesunken war, lagen, als ob Oel auf sie gegossen worden wäre, ausgebreitet wie polirtes Silber, und glänzten wie ein Spiegel, während die See ringsumher voll dunkelblauer Kräuselwellen war, — da tauchte plötzlich ein Qualm schwarzen, ungemein dichten Rauchs, mit lautem gurgelnden Getöse, aus dem tiefen Schooße der ruhigen See auf, und stieg empor wie ein Luftballon, langsam aufwärts rollend, bis er die Spitzen unserer Maste ein wenig überflogen hatte; dann zerfloß er, und breitete sich in ein schwarzes ungeheures Leichentuch aus, welches über der Mord- und Gräuelscene hing, als ob der Weihrauch eines so gräßlichen und unreinen Opfers nicht nach dem reinen Himmel hätte aufsteigen können, sondern wieder auf unsere verfluchten Häupter herabgestoßen worden wäre, als eine handgreifliche Aeußerung des Zorns jenes Wesens, welches gesagt hat — „du sollst nicht tödten." Eine Weile lang war alles still wie das Grab, und es war mir, als wäre die Luft zu dick zum Athmen geworden, während ich wie ein zweiter Kain ausblickte. Plötzlich wogten ungefähr 150 von den Sklaven, Männer, Weiber und Kinder, welche der Strudel hinabgezogen hatte, mitten unter zahllosen rauchenden Schiffstrümmern, die stärksten schrieen wie Teufel in ihrer Verzweiflung, während die schwächern, die Weiber und die hülflosen, nach Athem schnappenden Kleinen ringsumher gurgelten und erstickt untersanken. Ja, man hörte hier das schwache, ersterbende Geschrei des unschuldigen Säuglings, der von der Brust seiner untersinkenden Mutter gerissen worden, und von ihr noch einen kurzen Augenblick über das Wasser emporgehalten wurde, das sich bereits auf immer über ihr selbst geschlossen hatte. Allein wir konnten kein einziges Individuum der weißen Schiffsmannschaft bemerken; wie verzweifelte Männer waren sie alle mit der Brigg versunken. Wir fischten ungefähr die Hälfte der unglücklichen Afrikaner auf, und — meine Feder zittert, während ich es niederschreibe — die grausame Nothwendigkeit zwang uns, auf die übrigen zu feuern, da es für uns eine reine Unmöglichkeit war, sie an Bord zu nehmen. O daß ich diese Scene auf immer aus meinem Gedächtnisse auslöschen könnte! Einen Zwischenfall kann ich nicht umhin, zu berichten. Wir hatten eine Frau gerettet, ein hübsches, zartes Mädchen von ungefähr 16 Jahren. Sie war sehr schwach, als wir sie an Bord brachten, und lag eben mit ihrem Kopfe auf einem Pfortdrempel, als ein starker athletischer Neger nach dem Theile des Schooners, wo sie sich befand, schwamm. Sie reichte ihm die Hand hinab; er wollte diese eben ergreifen, als er von oben herab durch das Herz geschossen wurde. Die Jungfrau sprang plötzlich über Bord, schloß den Verwundeten in ihre Arme, und Beide versanken mit einander. „O, Weib, welches auch die Farbe deiner Haut seyn mag, dein Herz hat nur eine!" sagte Aaron."

Die gelegentlich eingestreuten Bemerkungen über die politische Lage Amerikas, über Jamaika, über die spanischen Freistaaten ꝛc. erhöhen das Interesse der Darstellung. Wir citiren hier nur eine bemerkenswerthe Stelle, welche die seemännische Eifersucht zwischen Engländern und Nordamerikanern betrifft: „Ich liebe die Amerikaner nicht, ich liebte sie nie, und werde sie nie lieben; ich habe nie einen amerikanischen Gentleman in der vollen Bedeutung des Worts getroffen. Ich trage kein Verlangen, mit ihnen zu essen und zu trinken, oder auf irgend eine Art zu verkehren; noch auch, wenn ich die ganze Wahrheit sagen soll, mit ihnen zu fechten, wären nicht Lorbeeren zu sammeln bei der Ueberwindung eines so tapfern, so entschlossenen, so flinken Feindes. Man war gewohnt, mit einem Franzosen, so zu sagen, des Spasses wegen, den es machte, zu kämpfen, und ließ sich nie die Möglichkeit träumen, daß Johnny Crapaud (Franzose) uns schlagen werde, wenn je einige Gleichheit zwischen den beiderseitigen numerischen Kräften statt fand; allein mögen wir noch so viel von größern Schiffen und mehr Leuten sagen, und ewig die Menge von Entschuldigungen wiederkäuen, welche der stolze John Bull, sicherlich nicht selten mit einiger Wahrheit, hartnäckig vorgebracht und verfochten hatte, um seine Verluste während des kurzen Kriegs zu bemänteln, immerhin zwingen mich Wahrheitsliebe und Biederkeit, die, hoffe ich, keine seltenen Eigenschaften unter den brittischen Seeleuten sind, die Meinung auszusprechen, daß, obschon ich mein Leben und meine Ehre lieber mit einem englischen Schiffsvolke wagen wollte, doch eine Feder das Zünglein der Wage zwischen den beiden Ländern, was Muth und seemännische Geschicklichkeit betrifft, geneigt hätte; und obschon wir unsere Ueberlegenheit in dieser Beziehung wieder erlangt haben, so wurden wir doch in der Geschützkunst und in der Handhabung der kleinen Gewehre von den Amerikanern während des Kriegs eben so sehr übertroffen, als wir ihnen durch den Bullenbeißer-Muth, mit welchem unsere Enterer den Hirschfänger und die Pike, diese echten englischen Waffen handhabten, überlegen waren."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47. Montag, 9. Mai 1836.

Schiller's Album.

Pränumeration.

Den neuesten Nachrichten aus Rom zufolge ist das Modell zu der kolossalen Statue Schillers der Vollendung nahe; der Moment, wo der unterzeichnete Verein seine Aufgabe glücklich gelöst haben wird, ist nicht mehr fern, und es ist nun auch an der Zeit, ernstlich Hand an die Herausgabe eines Werkes zu legen, dessen Ertrag dazu bestimmt ist, die Kosten des dem großen Dichter geweihten Denkmals tragen zu helfen. In Kurzem wird mit dem Drucke des Albums begonnen werden, das die jezt lebende Generation, besonders deutsche Schriftsteller und Künstler, in der Erinnerung an Schiller, für die Mit- und Nachwelt stiftet. Die allgemeine Theilnahme, welche die Aufforderungen des Vereins hervorgerufen, wird dieses Werk zu einem in historischer und literarischer Hinsicht höchst interessanten machen; durch die Liberalität der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist aber auch die Aussicht eröffnet, daß es für die Sache des Denkmals ansehnliche Früchte tragen wird: die genannte Buchhandlung hat sich erboten, die typographische Ausstattung und die Expedition des Werks auf ihre Kosten zu übernehmen, und liefert dadurch einen neuen bedeutenden Beitrag zum Denkmal. Das Album selbst bleibt aber einzig Eigenthum des Vereins, und der Ertrag gehört allein dem Denkmal.

Wir bringen hinsichtlich der bevorstehenden Erscheinung des Albums Folgendes zur allgemeinen Kenntniß:

Schillers Album erscheint noch im Laufe des Jahres 1836, in Groß-Octav, auf schönem Velinpapier; demselben wird eine unter Thorwaldsen's Augen verfertigte Zeichnung der Statue Schillers in Stahlstich beigegeben. Die Beiträge werden, so weit die für das Auge gefällige Anordnung des Drucks es möglich machen wird, nach der Zeitfolge, in der sie beim Verein eingekommen, abgedruckt. Wer das Album zu erhalten wünscht, pränumerirt bei der ihm zunächst liegenden soliden Buchhandlung drei Gulden oder 1⅔ Thlr. Preuß., später tritt ein höherer Preis ein. Diejenigen Schriftsteller und Künstler, welche — außer dem etwaigen Beitrag für's Denkmal selbst — die Pränumeration auf das Album mit ihrem Blatte zu demselben bereits baar eingesendet haben, werden ersucht, eine Buchhandlung zu ermächtigen, das Album für sie von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung seiner Zeit einzufordern, damit jeder Irrung vorgebeugt werde.

Die Liste der Pränumeranten wird am 30. September dieses Jahrs geschlossen und dem Album beigedruckt.

Stuttgart, im April 1836.

Der Verein für Schiller's Denkmal.

Englische See- und Kriegsschilderungen.

1) Tom Cringle's Schiffstagebuch oder Abenteuer eines Offiziers der engl. Marine, von Wilson. Aus dem Englischen übersezt von A. Schäfer. 3 Theile. Heidelberg, Groos, 1834.

2) Der Seeoffizier. Roman von Captain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

3) Das Leben eines Seemanns, von Capt. Fr. Chamier. Nach der 2ten Aufl. des Englischen von K. H. Jürgens. 3 Theile. Braunschweig, Vieweg, 1835.

(Schluß.)

Herr Peter Mangrove, von dem hier die Rede ist, gehört nebst Timotheus Schwanztakel, einer Shakespearischen Figur, zu den köstlichsten Personen, welche die Feder eines Poeten geschildert hat. Man wird unwillkürlich von dem lebhaften Wunsch ergriffen, alle die Wesen, deren Worte und Handlungen uns so wunderbar interessiren, dramatisch auftreten zu sehen und wir möchten fast glauben, daß Wilson ein großer Dramatiker seyn könnte, wenn er die große Fülle seiner Bilder beschränken würde.

Schließlich können wir uns einiger Reflexion über die Verschiedenheit der deutschen und der englischen Schilderung nicht enthalten. Die Engländer sind strenge Realitäts-Menschen, indeß die Deutschen, wo sie irgend können, ein Ideal aufpflanzen, das sich möglichst weit von der Natur im Guten wie im Bösen entfernt halten muß. Das zeigt sich seit zwei Jahrhunderten durch die Literatur dieser verwandten Nationen. Man denke an die ältern englischen Romanschreiber, deren innerstes Verdienst eben in jenem Copietalent der Wirklichkeit liegt und vergleiche die ältern deutschen Romane, welche so viele Ideale in ihrem Zeitgeschmack mit sich schleppen, als unsere neuesten. Worin findet diese Erscheinung ihren Grund? — Sollte der lezte in der deutschen Sentimentalität ruhen, der die Befriedigung der Wirklichkeit niemals genügt hat? Oder in der eigenthümlichen Stellung der Phantasie zum Verstand, wie sie sich bei jeder Nation organisch anders bildet? Diese Verschiedenheiten in dem Literaturtalent der Völker, wenn wir uns so ausdrücken dürften, sind der schärfsten Beobachtung wohl würdig und werden jenen seltsamen Gedanken einer Weltliteratur (selbst wenn er sich klarer ausprägt, als dies durch Goethe geschehen ist) schnell zu einem non sens machen, falls man einen Versuch zur Realisirung einer solchen erheben könnte, ein Versuch, der jedoch leider an und für sich schon ein non sens ist. — Jede Nation hat ihre eigenthümliche, aus ihrem innersten Wesen organisch hervorgegangene Literatur; alle diese Literaturen zusammen bilden die wahre Weltliteratur. — Diese einfache Thatsache genügt dem, der weiß, wie sehr jedes organische Verhältniß sich einer Nivellirung mit andern widersezt, um die ganze Inhaltsleere jenes schönklingenden Wortes ins hellste Licht zu setzen.

Nr. 2, ein Roman von einem auch in Deutschland sehr bekannt werdenden Verfasser ist überall lobenswürdig, wo keine Romanverwicklung stattfindet und überhaupt die Sphäre bloßer Schilderung festgehalten ist. In der Zeichnung der Charaktere bekundet Capt. Marryat nicht gewöhnlichen Scharfblick. Aber so freudig Wilson jede Gelegenheit ergreift, die liebenswürdigen Seiten der menschlichen Natur zu schildern und so sehr er, wenn er an hassenswerthe kommt, mild urtheilt und alles bloß Gehässige durch seinen rein menschlichen Humor aufhebt, so bereitwillig zeigt sich Marryat in der Darstellung roher, schlechter und sündhafter Charaktere. — Die handelnde und erzählende Person selbst wird als sündhaft vorgeführt und am Schlusse findet Marryat sogar nothwendig, den vielgereisten und vielerfahrnen jungen Mann durch einen ungemein frommen, englisch-protestantischen Bischof bekehren, ja ihm sogar den Genuß des heiligen Abendmahls zu Theil werden zu lassen, ehe er, der neuernannte Commandeur, seine Braut heirathen darf. Das ist ein Ende, wie es wenigen Romanhelden zu Theil wird und in andern als englischen Romanen sicher gar keinem. Die Religiosität, welcher die Noblesse des englischen Volks sich bis heute eben so wenig entschlagen hat, als die Masse desselben, bekundet sich nicht allein hier, sondern auch in den beiden andern angeführten Werken, sehr liebenswürdig und frei von aller Affektation, besonders in Tom Cringle's Schiffstagebuch. Man mag übrigens Ansichten haben, welche man wolle, so wird ein solcher Schluß jedem unverdorbenen Leser lieber seyn, als die eben so wahnsinnige als lästerliche Art, in welcher die Seeromane des Herrn Eugen Sue und die Landkrabben aller Neufranzosen und französelnden Deutschen schließen.

Marryat wagt es nur, nach der strengsten Buße, einen Mann glücklich zu machen, der von Natur edel,

wenn auch etwas rachsüchtig construirt, durch das Herumtummeln des Geschickes manche unlobenswürdige Streiche begangen hat. Herr Eugen Sue kehrt mit der größten Anstrengung und mit einem Erfolg, der die Nervenschwäche von 100,000 Pariser Scenen erklärt, den Schillerischen Vers:

Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch,

gänzlich um, und übt die aristokratische Poetengerechtigkeit dadurch aus, daß er höchst regelmäßig Seelenadel und Schönheit mit allen den Martern, welche die Raffinerie eines ausgelebten Pariser Lüstlings erfinden kann, untergehen läßt, Schlechtigkeit aber und Gemeinheit in den neunten Himmel versezt. Wie wenn dieses unnennbare „Gericht gerichtet" ist, erlaubt er sich noch mit seinen Lesern einen kleinen Spaß, indem er ihnen ungemeine Angst durch die Versicherung einzublasen weiß, daß es so und nicht anders in der Welt zugehe. — Wenn wir Deutsche mit Gewalt Fremde nachahmen müssen, weil wir unter uns eben keine Originale finden, so wollen wir doch lieber die gesunden Engländer nachahmen, als jenes raffinirte, leichtfüßige Volk, das sich von jeher einen Spaß daraus gemacht hat, uns durch seine Lüderlichkeit im Leben wie in der Literatur zu verderben. — Um aber wieder auf Marryat zu kommen, der Schluß des Romans ist matt im höchsten Grad. Ohne irgend einen poetischen oder psychologischen Grund veranlaßt der sehr ehrenwerthe Capitain seinen Helden, dessen intimstem Freunde und zukünftigen Schwager eine Kugel durch den Leib zu jagen, um ihn nachher wieder davon in süßem Jubel genesen und heirathen zu lassen, muß ferner die eine Geliebte Franks (so heißt unser Held) auf eine gar erbärmliche Art sterben, nachdem sie ihren und seinen Sohn in einem Forellenbach verloren hat, und es ist kein anderer Grund abzusehen, als daß diese dann der zweiten, standesmäßigeren Geliebten Franks immer sehr im Weg war, wahrscheinlich besonders darum, weil sie um dreißig Procente liebenswürdiger erschien, als die Lady. Das macht auch eine so verletzende Wirkung, daß sie durch die rührende Belehrungsgeschichte des Helden, von dessen dogmatischen Nachweisungen wir jedoch nichts erfahren, eine lobenswerthe englische Moderation, deren ein religiöser Deutscher entbehrt haben würde, nicht aufzuheben ist.

In Nr. 3 gibt Capitain Chamier sonder alle romanhafte Zuthat die Biographie eines englischen Seeoffiziers, ohne Zweifel seine eigene. Capt. Chamier ist ein liebenswürdiger Mann. Er besizt so viel, wenn nicht mehr Phantasie als Marryat und schlägt sich lieber auf die heitere Seite des Lebens als dieser. — Er hat ein sehr bewegtes Daseyn beschrieben, wie er denn sagt, daß er bisher auf keinem Schiffe gedient und kein Schiff befehligt habe, ohne Schiffbruch mit demselben zu leiden. — Im ersten Theile sind von literarischem Interesse seine Mittheilungen über Lord Byron, mit dem er noch als Midshipman und ehe Lord Byron selbst jener romantischen Berühmtheit sich erfreute, zu welcher er, beiläufig gesagt, seiner Lordschaft und seiner Kapricen nicht hätte entbehren können, zur See und zu Lande manchen Tag herumgezogen ist. Er geht aber nicht in den Charakter Mylords ein, und das ist der Jugend, welcher Herr Chamier damals noch sich erfreute, gar nicht zu verdenken; aber er erzählt uns merkwürdige Züge von seiner Halsstarrigkeit, seiner Unerschrockenheit und dem Enthusiasmus, welchen er auf den trojanischen Gefilden zeigte, als er, auf dem Grabmal des Patrocles sitzend, den Homer las, indeß Chamier einer beträchtlichen Anzahl von Vögeln, vielleicht so vielen als Griechen in einem Vierteljahre vor Troja den Tod fanden, was aber nicht allzuviel sagen will, den Garaus machte. — Auch die abenteuerliche Historie von dem Schwimmen des Lords über den Hellespont berichtet er als Augenzeuge, nachdem er vorher des ersten verunglückten Versuch Byrons gedacht hat, des lezteren so: „Gleich beim Hineinspringen klagte er über die Kälte des Wassers und der durch einen Strudel an der Stelle, von welcher wir abstießen, verursachte Wellenschlag gefiel ihm durchaus nicht, er schwamm gut, sehr gut. — — Als er aber etwa zur Hälfte hindurchgeschwommen war, gab er den Versuch auf, stieg in das Boot und kleidete sich wieder an. Er schien nicht im Mindesten ermüdet, war aber so kalt, als heut zu Tage die Menschenliebe und sah so weiß aus, wie Schnee. Die Fehlschlagung verdroß ihn entsetzlich und er sprach kein Wort, bis wir an das Land kamen. Seine Mienen waren die eines erzürnten Mädchens, das seinen Willen nicht gehabt hat und seine Oberlippe warf er auf, wie ein erbostes Weib." Nicht wenig unterhaltend ist die Audienz beim Padischah, der Chamier im Gefolge von Sir R. Adair beiwohnte, namentlich die Schilderung der Speisung, welche ihnen vorher gereicht wurde, und bei welcher der „damals unhöfliche, jezt kopflose" Kapudan Pascha sich höchst amüsant benahm. — Im Verlaufe des Buchs erlebt Cap. Chamier, wie Tom Cringle, das gelbe Fieber. Hier ist die Schilderung Tom Cringle's freilich weit lebendiger und, man darf sagen, großartiger. — Chamier scheint, beiläufig gesagt, der Meinung zu seyn, daß das Poetische des Seedienstes durch den Dampf größtentheils zu Grunde gehen, so wie die seemännische Geschicklichkeit der Engländer ihren bisherigen Werth zur Hälfte verlieren dürfte. Viele Stellen zeugen dahin. Doch glaubt er auch, daß weniger Menschenleben zu Grunde gehen werden.

Indem wir hier von unsern drei Seeoffizieren Abschied nehmen, müssen wir ihnen, vor allen aber dem herrlichen Tom Cringle, dem liebenswürdigsten „Fellow" in Großbritannien, das Zeugniß geben, daß uns ihre Bekanntschaft wahre Freude gemacht hat. Trifft man doch in dieser verworrenen Zeit so wenig gesundes und kräftiges Leben, daß es, wo man es findet, als ein Schatz festzuhalten ist. —

4) Bilder aus dem Kriegsleben, von Moyle Sherer. Aus dem Englischen von Rudolf Lindau. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1832.

Diese Bilder haben, wie es uns scheint, mehr militärischen und historischen als belletristischen Werth. Dem Verfasser fehlt es nicht an Verstand, auch zeigt er sich als eine durchaus ehrenwerthe Persönlichkeit, aber eine größere Gabe Phantasie könnte ihm für solche „Bilder" von Nutzen seyn. Die Uebersetzung von einem vor der Herausgabe schon verstorbenen jungen Literator ist tadellos. R.

Vermischte Schriften.

J. G. Seume's sämmtliche Werke. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Dr. Adolf Wagner. Einzig rechtmäßige Gesammt-Ausgabe in Einem Bande. Mit dem Bildniß des Verfassers und einem Fac-Simile. Leipzig, Hartknoch, 1835.

Nur mit Wehmuth kann man sich an die unglücklichen Genies des vorigen Jahrhunderts erinnern, die mit dem bittersten Elend, mit der ganzen Härte des Schicksals kämpfen mußten, bis sie eine nur erträgliche Existenz und einen mittelmäßigen Ruhm fanden. — Jene Märtyrer der Gesinnung, die in einem ihnen fremden Element, in der Erschlaffung der Zeit verschmachteten, Schubart, Moritz, Hölty, Claudius, Bürger, welche arme Leute! Wie mußten Voß, wie mußte selbst noch Schiller und Jean Paul sich durchkämpfen! Seume's Schicksale sind vielleicht unter allen die interessantesten. Geboren mit zartem dichterischen Gefühl, mit der ganzen Seelenfülle eines echten deutschen Jünglings, mit starkem und scharfem Geist, um sich auf des Lebens Höhen zu orientiren, ergriff ihn schon in der ersten Jugend eine fühllose Welle und warf ihn in den Colonien aus, als einen jener deutschen Sklaven, die zur ewigen Schmach unserer Geschichte fremden Herren aus deutschen Ländern verkauft wurden. Die gemeinste Rohheit, in welcher der Kamaschengeist des alten Europa und der Geist amerikanischer Sklavenhändler sich wechselseitig überboten, umgrinsten den edeln Geist Tag und Nacht, wie Fratzen der Hölle. Dann kam er nach Rußland und Polen, wo die Knute nicht lieblichere Melodien sauste, als in Virginien. Dann fand er sein theures Vaterland in der tiefsten Schmach und Entehrung unter Napoleons eiserner Ruthe und dem Muthwillen seiner Horden. Seine Freiheit und Patriotismus athmenden Schriften sind voll von Ingrimm über die damaligen Zustände, über den Geist, wie er war vor der Schlacht bei Jena. Aber einsam mit seinem gekränkten Herzen und knirschenden Unmuth mußte er umherirren im Vaterlande. Er konnte es nicht aushalten. Da machte er einen Spaziergang nach Syrakus, um die Gegenwart zu vergessen und sich ins klassische Alterthum zu träumen. Bald aber schlief er zu einem schönern Traum ein und starb, um die Deutschen ewig daran zu erinnern, wie unglücklich man trotz allem Geist als ein Deutscher seyn kann, und um wie viel unglücklicher, je mehr man Deutschland liebt.

Er starb in der schlimmsten Zeit, ohne eine Hoffnung, ohne eine Ahnung, daß es jemals in Deutschland besser werden könne. Er sah die Tage der Erhebung nicht mehr. Er sah kein Licht dämmern in der Nacht. Daher herrscht in seinen Schriften ein finsterer Charakter. Doch erfreut uns mitten in diesen düstern Schriften eine gewisse männliche Härte und Standhaftigkeit, eine feste Resignation, eine entschiedene Abneigung vor allen Rührungen und Erweichungen, Beschönigungen und Versöhnungen. Er sah seinem Schmerz männlich ins Gesicht. Dadurch unterscheidet er sich auffallend von den meisten seiner Zeitgenossen, die gerade damals in der Epoche Lafontaines, Kotzebues, Matthisons ꝛc. in sentimentalen Thränen und wollüstiger Weichlichkeit zerflossen. Man kann daher auf ihn anwenden, was einmal Schiller sagte: ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit. Aus diesem historischen Gesichtspunkt muß man ihn beurtheilen, wenn man seine ganze literarische Erscheinung, den wahren Charakter seiner prosaischen und poetischen Schriften würdigen will. Ein solcher, erst durch das Schicksal der Nation determinirter Geist gehört auch nicht bloß der Literatur, sondern der Geschichte selbst an.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 48. Mittwoch, 11. Mai 1836.

Jean Pauliana.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. 7tes und 8tes Heft. Breslau, Max, 1833.

Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voß. Mit H. Voß's Bildniß. Heidelberg, Winter, 1833.

Jean Pauls Biographie, von R. O. Spazier, Neffen des Dichters. Fünf Bände. Neue Ausgabe. Berlin, List, 1835.

So sehr es immer zu beklagen seyn wird, daß es Jean Paul nicht vergönnt war, die von ihm begonnene Autobiographie zu vollenden; so können wir uns doch noch Glück dazu wünschen, daß sein Nachlaß es möglich gemacht hat, sie in eine so reichhaltige Materialiensammlung zu verwandeln, als die mit vorliegendem 7ten und 8ten Heft geschlossene Fortsetzung derselben ist. Diese beiden Hefte gehören unstreitig zu den interessantesten der ganzen Sammlung. Sie umfassen die Glanzperiode des Dichters, in welcher er die allgemeinste Liebe und Verehrung in reichstem Maaße erfuhr, die ihm früher immer nur von Wenigen zu Theil geworden war. Was aber noch wichtiger ist, — diese Periode fällt zusammen mit der merkwürdigen Periode der tiefsten Erniedrigung und eines herrlichen, wenn auch kurzen Aufschwunges des deutschen Volkes und Vaterlandes. In solchen Perioden haben die Männer von wahrhaft ausgezeichnetem Geist, der sich nicht allein mit edler Gesinnung, mit echtem Charakter verträgt, vielmehr erst vollendet, Gelegenheit, sich zu bewähren. Und daß Jean Paul sich auch in dieser Periode bewährt habe, ist zwar aus vielen während derselben erschienenen Schriften und Aufsätzen längst bekannt, findet aber in vorliegenden Mittheilungen neue Bestätigung. Es wird aus ihnen z. B. klar, daß sein oft über deutsche Thorheiten, Erbärmlichkeiten und Fadheiten ausgegossener Spott seine wahre Quelle in aufrichtiger Liebe zu den Tugenden und Trefflichkeiten der deutschen Nation und ihrer Eigenthümlichkeit hatte, wobei er, als echter Deutscher, gleichwohl Kosmopolit war. Wie jedoch sein Patriotismus kein blinder und kein andere Nationen wegwerfender war, so war sein Kosmopolitismus auch kein unbedingter, die eigene Nation aufopfernder, oder gar verrathender; welcher leztere in jener Zeit leider herrschte und auch jezt wieder gepredigt wird. Sollen wir die Tiefe, in welcher er von der Erniedrigung des Vaterlandes ergriffen war, bezeichnen; so können wir es nicht besser,

als mit einer S. 116 des 7ten Hefts vorkommenden brieflichen Aeußerung, mit welcher er seine Unaufgelegtheit zu neuen, größeren Compositionen erklären will: „Mein Inneres ist jezt starr, trocken, kalt; der Frühling und alle seine Sternenhimmel haben mir nichts an; ich bleibe starrkalt, bis das große Welt- (Europa-) Spiel gewonnen ist. Dies hält mich indeß nicht ab — denn es spornt mich an — zum All-Besten mit Einzelkräften feurig mitzuwirken.“ Diese Aeußerung spricht aber zugleich die Zuversicht aus, daß jenes Spiel werde gewonnen werden, und die männliche Gesinnung, nicht bloß, wie Herr von Knebel, ein Busenfreund Goethe's, ihm schrieb, sich ruhig zu halten, bis die Wolken am politischen Himmel Deutschlands sich verzögen. Fragt man aber, was denn nun J. P. gethan habe, daß es zum „Aufgange einer deutschen Sonne, wenn auch hinter Morgengewittern“ (H. 7, S. 198) wirklich komme, so antworten wir, daß er, obgleich er die Größe Napoleons nicht verkannte, weder Lobgedichte noch Lobreden auf Napoleon verfaßte, vielmehr jene Aufsäze in Journalen und jene Schriften, welche Hoffnung, Muth, geistige und moralische Erhebung aussprachen und einflößten, und das ist es, das Thun, wozu ein Schriftsteller als solcher berufen ist. — Die Klarstellung dieser Seite in Jean Pauls öffentlichem Charakter ist unseres Dafürhaltens das Wesentlichste der in Nr. VII und VIII gegebenen Mittheilungen, dasjenige, wodurch er einen nationalgeschichtlichen Charakter erhält. Zur Vervollständigung seines Charakterbildes trägt gleichwohl viel bei, ja ist unentbehrlich Alles, was über sein Familienleben, sein Benehmen gegen Frau und Kinder, Freunde und Dienstboten rc. erwähnt wird; und wir freuen uns, ihn überall als denselben, als den zu erblicken, der sich selber treu ist. Außerdem bieten diese Hefte noch eine große Fülle von Notizen, Bemerkungen, Urtheile dar, welche dazu dienen können, Leben und Streben, Menschen und Dinge jener Zeit gehörig zu würdigen. Das 7te Bändchen enthält noch unter andern Nachrichten über junge Männer, die theils poetischen, theils gemüthlichen Trost bei Jean Paul suchten, die höchst tragische Geschichte eines jungen Mädchens, welches Jean Paul nur aus seinen Werken und aus seinem Bildniß kannte, nichts desto weniger aber in so leidenschaftlicher Liebe zu ihm entbrannte, daß sie, gerade weil es ihr zugleich gewiß war, nie die Seinige werden zu können, ja weil sie sich zulezt bittere Vorwürfe darüber machte, daß ihre Liebe zu ihm, die ihr anfangs eine himmlische schien, nicht rein von irdischem Verlangen blieb — sich endlich das Leben nahm. Sie stürzte sich in einen Fluß, ward scheintodt wieder herausgezogen, starb aber dennoch, weil sie, fest im Entschluß zu sterben, jeder ärztlichen Hülfe sich widersezte, nachdem sie auf kurze Zeit wieder zum Leben erweckt worden war.

Lesenswerth sind die Mittheilungen über Jean Pauls Sohn Max. Sie enthalten eine durch Thatsachen beredte Warnung gegen zu früh, zu einseitig und zu weit getriebene philologische Studien. Sie hatten den gesunden, kräftigen Jüngling, der sich ihnen mit beispiellosem Eifer ergab, nicht allein körperlich geschwächt, sondern ihn auch gehindert, die Gemüths- und Vernunftkräfte gleichmäßig zu entwickeln und ins rechte Verhältniß zu den dienenden Brüdern Phantasie, Gedächtniß und Verstand zu setzen. Dadurch war das eigentlich Innere, das Wesentliche seines Geistes nicht zur gebildeten Gestalt, zum kräftigen Bewußtseyn gelangt; und so warf er sich zuerst dem Pietismus und endlich gar der Hegelschen Mystifikationsphilosophie in die Arme, und wurde die Beute beider. Jean Paul schreibt in einem Warnungsbrief folgendes: „Mein guter Max (so hatte er ihm schon im December 1820 geschrieben), Deine Briefe haben mich sehr erfreut und gerührt. Aber die theologische Kanne-Gießerei, die Du bei K. einfangst, beängstigt mich für Deine Jugend, eine unwiederbringliche Zeit, die Du heiter, ohne Mönchgrillen zubringen mußt, wenn nicht meine Erwartungen von Dir untergehen sollen. O könnt ich doch bald an mein Werk gegen das Ueberchristenthum! — Mit dem neuern Mönchthum wirst Du Dir Freuden und Kräfte und Feuer abtödten und am Ende — nichts werden. Was mich einigermaaßen über Deinen ultrachristlichen Trübsinn beruhigen könnte, wäre etwa, daß er eine körperliche Quelle in Deinem übertriebenen Sitzen und Studieren hätte; freilich ein schwacher Trost. Einige Jahre hält es die Jugendkraft aus und Du überflügelst Manche um einige Jahre in Kenntnissen, aber dann kommst Du als Scheinlebendiger, nicht als Scheintodter, zu mir zurück, und gerade in den Jahren der Vollreife, wo das Höchste errungen werden muß, im 25sten, 30sten sitzest Du bleich vor Arzneigläsern. Gott verschone mich mit diesem Anblick!“ Ueber Hegel heißt es: „Hegel ist der scharfsinnigste unter den jetzigen Philosophen; bleibt aber doch ein dialektischer Vampyr des innern Menschen.“

Der Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul darf zum Theil als willkommene Ergänzung zu den lezten Heften von der „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ betrachtet werden; doch hat er für sich noch einen eigenthümlichen Werth. Wir lernen nämlich durch ihn den für die Wissenschaft und Literatur zu früh verstorbenen Heinrich Voß und in ihm einen sehr achtungswürdigen, ja liebenswerthen Mann kennen, der unstreitig noch weit Schätzbareres geleistet haben würde, wenn die Pietät

gegen den Vater ihn nicht verhindert hätte, sich von der väterlichen Autorität in wissenschaftlichen, ästhetischen und literarischen Dingen zu emancipiren, in denen ohne vollkommene Freiheit kein gesundes, fröhliches Gedeihen möglich ist. Außerdem bietet aber dieser Briefwechsel mehrere sehr interessante Urtheile über diejenigen Zweige der Literatur dar, welche den korrespondirenden Freunden, besonders dem Heinrich Voß, nahe lagen.

Ueber Shakespeare sind viele, durchweg treffende Bemerkungen in mehreren Briefen mitgetheilt, welche zum Theil in die Vorrede zur Shakespeare-Uebersetzung übergegangen sind. Wir heben nur die eine Aeußerung über Macbeth aus: „Es war mir schon als Knaben schauderoll, daß Macbeth so sicher sagt: „Morgen will ich zu den Zauberschwestern.“ — „Wo willst du sie finden? fragt man, und die Antwort ist gleich da: „er findet sie gewiß.“ — Von den seligen Hyperboreern sagt Pindar, es führe kein Pfad zu ihnen, weder zu Schiff noch zu Lande. Aber ein Perseus kam hin auf geflügelten Sohlen, so wie dem Unschuldigen und dem Kinde das Paradies zu jeder Stunde geöffnet steht. Daß Macbeth den Weg zur Hölle ohne Wegweiser weiß, traut man ihm zu; er hat ja im Herzen die Hölle. Wie prächtig hält Shakespeare diese Zusammenkunft mit den Hexen. Sie stehn allerdings um ihn, leibhaft, gräßlich anzusehn (nicht holde Jungfrauen, wie Schiller will, sondern Weiber mit häut'gen Lippen und Fingerstummeln). Gleichwohl löst sich alles als inneres Gedankenspiel des Macbeth. Alles verschwindet auf einmal, und Macbeth steht, ohne sich von der Stelle bewegt zu haben, mitten auf der Heide, und was er gesehn hat, hat keiner von denen gesehn, die noch um ihn stehn. Höll' und Himmel ist überall, sie durchdringen sich sogar in jedem Raum, aber ein Organ gehört dazu, dessen gewahr zu werden; und wem beide Organe fehlen, für Himmel und Hölle (mögen diese Organe im Kopfe sitzen oder im Herzen), für den ist eben gar nichts da als die sancta simplicitas. — So ist auch Banquo's Geist nichts als Produkt von Macbeths Geisteszerrüttung und Gewissensangst; der Dolch, der ihm vorschwebt, und der Weg weiset zu Duncans Kammer.“

Ueber Goethe kommt in einem Briefe Jean Pauls vom 22. März 1822 Folgendes vor: „Der Verfasser der falschen Wanderjahre hat — obwohl als Künstler nicht glänzend — doch über Goethe's moralisch-anbrüchige Charaktere vieles Recht, und trifft sehr mit Herders Tischreden zusammen. Welch ein ganz anderes Bethlehem von großen, reinen und doch wahren Charakteren ist nicht W. Scotts Gebärhaus, gegen Goethe's heidnisch-sinnliches Heroum! — Aber Scott ärgert mich wieder durch die in Brüche zerstückte Einheit des Interesse, wiewohl in Goethe's Wanderjahren auch Brüche genug vorkommen. Eine so späte Kritik kann und soll aber nicht dem alten, nun unschmelzbaren Meister helfen, sondern bloß der ganzen Welt, die Goethen nicht scharf genug nimmt. — Er und Byron theilen sich in die Titanische Natur, gegen welche mein „Titan“ kämpfen will. —

Das Werk des Herrn Spazier ist eine mit der wärmsten Liebe verfaßte Biographie seines großen Oheims, und nimmt beständig Rücksicht auf die Bedeutung Jean Pauls für sein Volk und für seine Zeit überhaupt, nicht bloß für die Poesie im engern Sinn. Je mehr wir aber an Jean Paul die rege Theilnahme an Unglück und Glück, Schmach und Ehre des deutschen Volks bewundern, je unbestrittener sein Patriotismus ist, um so auffallender muß es allerdings erscheinen, daß dieser herrliche deutsche Dichter buchstäblich hätte verhungern können, wenn er nicht fremde Pensionen genossen hätte. Die erste Pension erhielt er von Frankreich, die andere von Rußland her. Dalberg, der Vezier unsers auf der Insel St. Helena schlummernden weiland Protektors, war liberal gegen die Schriftsteller, um sie für die Sache seines großen Sultans geneigt zu machen, und als Sultan und Vezier über den Rhein gejagt wurden, hoffte Jean Paul selbst nur von der gleichen Liberalität Rußlands, was er von seinem Vaterlande nicht hoffen durfte. Herr Spazier theilt uns das echte Schreiben Jean Pauls an den Kaiser Alexander aus den Memoiren des General Michalewsky-Danilewsky mit, welches also lautet: „Mitten in der erhabenen Zeit, da Ew. kaiserl. Maj. der Schiedsrichter Europas sind, wie vorher der Befreier desselben, und Sie aus dem Schutzgeiste des Sieges der Schutzgeist des Friedens werden, tritt eine kleine Angelegenheit vor Ihren Thron. Doch wie dem Geiste nichts zu groß, so ist der Güte nichts zu klein. Ueber 25 Jahre hatte ich für die Musen und die Philologie gearbeitet, als mir ein einziger deutscher Fürst, der vormalige Großherzog von Frankfurt, im Jahr 1808 eine jährliche Pension von 1000 Gulden bewilligte, um den Armgebornen zu unterstützen, dessen Körper bloß von seinem Geiste lebte. Nach der siegreichen Besetzung des Großherzogthums wurde mir von 1814 die Fortsetzung der Pension vom General-Gouvernement verweigert bis auf höhere Entscheidung. Werden die hohen Verbündeten, welche für deutsche Freiheit und deutsche Wissenschaft zugleich gekämpft, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurückzunehmen gebieten, welcher zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust bloßstellte? Ich wende mich hier an das Herz Alexanders, da die wohlwollende Vorsehung gerade im Jahrhunderte des Egoismus die Menschenliebe auf den höchsten Thron Europas gesetzt. Ich

wende mich hier an einen Geist, der Geister beschützt, und welcher, da er kein anderes großes Reich mehr zu vergrößern hat, als das größte grenzenlose, das der Wissenschaften, dem Norden auch geistlängste Tage zu den geographischen geben will. Möge der Herrscher, dessen Zepter dem Magnete ähnlich ist, welcher zugleich liebend anzieht und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welcher er Individuen wie Länder erhebt. Genießen Ew. Maj. lange die einzige dauerhafte Universalmonarchie, die der Liebe, nachdem Sie die hassende und gehaßte gestürzt, und lange weine die Feinde vor Ihnen und erst spät die Trauer um Sie."

Doch erhielt Jean Paul nachher nicht von Rußland, sondern von Bayern die gewünschte Pension. Ein pensionierter Dichter ist schon an und für sich ein schrecklicher Gedanke, und nun vollends einer, der erst um die Pension betteln muß. O Zeit, o Sitten!

Derselbe Jean Paul hatte zuerst den Muth, dem großen Goethe vorzuwerfen, daß er in einer Zeit der öffentlichen Schmach, der Unterjochung unter Frankreich, statt zu Thaten zu begeistern, die Menschen nur spielen und tändeln lehre, daß er ein Properz und nicht ein Tyrtäus sey. „Richter konnte nicht lange seine Bitterkeit und feindliche Gesinnung gegen Goethe's poetisches Wirken unterdrücken und war unvorsichtig genug, in dem ersten nach seiner Rückkehr von Hof an Knebel geschriebenen Briefe in Bezug auf Goethe die Aeußerung fallen zu lassen: „daß man in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus als eines Properz bedürfe." — Bei der ungemeinen Theilnahme, die er durch seine Persönlichkeit, durch den so ganz neuen, rücksichtslos an den Tag gelegten Enthusiasmus und die, jede gewöhnliche Convenienz bei Seite setzende, freimüthige Würde, selbst durchlauchtigsten Personen gegenüber, für sich bei allen Freunden seiner Poesie, deren Erwartungen von seiner Persönlichkeit im hohen Grade übertreffend, erregte — bei dieser, sagen wir, durch seine Anwesenheit in Weimar gesteigerten Theilnahme ging die Nachricht von der Ankunft eines Briefes von Jean Paul an irgend einen Freund wie ein Lauffeuer durch die Stadt; — und somit konnte Knebel wohl nicht gut die Mittheilung des erhaltenen verhehlen. Es ist uns aus dem Goethe'schen Briefwechsel nur zu gut bekannt, mit welcher Begier man sich damals in Weimar auf dergleichen Funde warf; und so kam denn jene Aeußerung auch Goethe'n zu Ohren. Es wäre unbegreiflich, wie dieser so feine und sonst so vornehm schärfere und öffentliche Angriffe ignorirende Mann so empfindlich davon berührt worden wäre, und namentlich seine Empfindlichkeit laut werden zu lassen sich entschließen können: wenn er nicht die Gefahr, welche von der durch Jean Paul dem Volke gegebenen poetischen Richtung seinem Einflusse drohte, schon damals geahnet, alle Hoffnung, directen Einfluß auf dieselbe zu gewinnen, aufgegeben hätte, und nicht darum zu einer Bekämpfung derselben durch seine gewichtige Autorität den ersten Anstoß hätte geben mögen. Und er war damit so schnell, daß er schon am 10. Aug. Schiller'n eine Xenie über die (am 3. Aug. erst gethane) „arrogante Aeußerung des Herrn Richter" für seinen Almanach überschickte, und, während er doch sonst die Nennung seines Namens so viel wie möglich bei diesem literarischen Unternehmen zu vermeiden hat, ausdrücklich bemerkte: „wie er nichts dagegen habe, daß sein Name darunter stehe." * — Dieser Umstand war sowohl für Jean Paul von bedeutenden Folgen, als er gleichermaßen ein sehr helles Licht auf dasjenige, was Goethe durch seine Verbindung mit Schiller eigentlich gewollt, fallen läßt. Von diesem Augenblick an war Schiller, der bis zu seinem Tode durchaus in Goethe's Händen blieb, für Jean Paul vollkommen unzugänglich; wie Goethe denn überhaupt ihn sorgsam von aller Aufmerksamkeit auf das politische und Volksleben abzog, ja, ihm immer mehr Geringschätzung und Verachtung der Nation und der Gegenwart einzuflößen und mit denselben ihn zu entzweien suchte, ihm vorstellend: daß man nur für einen auserwählten Kreis zu dichten habe; — aber diesen auserwählten Kreis suchte er allein zu bestimmen, und es wurden nur solche als in ihn gehörig betrachtet, die Goethe vergötterten. — So sehr sich Schiller in Bezug auf die Xenien, welche die ihm dessen ungeachtet stets wohlwollende öffentliche Meinung beilegte, gegen die miserable Rolle eines Verführten sträubte: so beweist doch der Briefwechsel zu klar, daß der Tact jene Meinung richtig leitet; — so wie denn Schiller auch in Bezug auf Jean Paul der Verführte war. — Was aber den Angriff auf diesen Letzten betrifft, so gelang derselbe, so weit ein solcher in Bezug auf Dauer gelingen kann, vollständig."

(Der Schluß folgt.)

* Nachdem nämlich von Manso die Rede gewesen, fahren die Xenien also fort:

Jean Paul Richter.

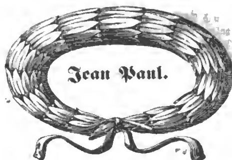
Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth: du wärst unsrer Bewunderung werth!

An einen Lobredner.

(Recensent des Hesperus in der Allg. Lit. Zeit.)

Meinst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein wie zuvor, du hast den Höcker davon.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49. Freitag, 13. Mai 1836.

Jean Pauliana.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. 7tes und 8tes Heft. Breslau, Max, 1833.

Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voß. Mit H. Voß's Bildniß. Heidelberg, Winter, 1833.

Jean Pauls Biographie, von R. O. Spazier, Neffen des Dichters. Fünf Bände. Neue Ausgabe. Berlin, List, 1835.

(Schluß.)

„Von dem Augenblick an ergossen sich die Angriffe der Goethe'schen Schule, der Schlegel und Anderer, deren Treiben, selbst als es alle Schranken überstieg, Goethe nie öffentlich verläugnete — Angriffe, die alle ganz besonders gegen das Hochernste, gegen das Erhabene, gegen das Moralische und Gefühlsreine, gegen das philosophisch und gegen das politisch Bedeutsame, kurz! gegen die Saiten von Jean Pauls Harfe, gerichtet waren, — Jean Paul immer den Goethe'schen Productionen gegenüber stellend; und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese von begabten, kräftigen und kecken Talenten geführten Befehdungen dem Einfluß Jean Pauls und der Begeisterung des Publikums für denselben nur zu bald ein Ziel steckten, und eine klare und richtige Anerkennung und Verständniß desselben auf lange Zeit hinausschoben. Denn sie waren gerichtet gegen einen stets isolirt dastehenden, in feinem fremdartigen Seyn, unter offenbarer Hemmung seiner Kunstmittel, vom Publikum nur mit dem Gefühl und einem unklaren Instinkt aufgefaßten, in seiner Totalität äußerst schwer zu construirenden, daher selbst von den glühendsten Freunden nie umfassend beurtheilten, und stets, selbst von Görres, entweder durch entzückte Stoßseufzer, oder wiederum durch einen Bilder- und Metapherschwall ungeschickt vertheidigten Dichter."

Unter solchen Umständen wird es erklärlich, warum Jean Paul Pensionen betteln mußte. Die Kritik der herrschenden Goethe'schen Schule ließ ihn nicht aufkommen. Die kleinen Kläffer in Goethe's Vorhof wetteiferten im Gebell gegen den unglücklichen Jean Paul, der es gewagt hatte, Goethe an den Patriotismus zu erinnern, Bouterwek, der Aesthetiker, gab in einem Roman einer recht dummen Person den Namen Jean Pauls, um damit Goethe zu schmeicheln. „Einen ganz offnen Angriff von Friedrich Schlegel hatte sich Jean Paul durch seinen rücksichtslosen Freimuth zugezogen, als er bei einem Diner in Dresden mit der Frau Schlegels sehr heftig gegen die Theorien ihres Mannes gestritten. Schlegel machte

seinem Groll im Athenäum Luft, und füllte hier zuerst den seitdem so oft von dieser Schule wiederholten Ausspruch: Jean Paul sey zwar ein Dichter, aber ein komischer. * — Da Richter nun obendrein bei seiner letzten Anwesenheit in Jena den Redaktoren der dortigen Literaturzeitung, ebenfalls bei einem Mahle, erklärt: daß jene Zeitung keinen Künstler etwas nützen könne; da Friedrich Schlegel, mit großer Zufriedenheit Goethe's, die Redaktion des poetischen und philologischen Faches dieses Instituts übertragen war: so war auch diese frühere Stütze für ihn verloren. Diejenigen Kritiken, welche für ihn sprachen, wie die Allgemeine deutsche Bibliothek, die Göttinger und die Gotha'schen Zeitungen, ihm selbst „sanft und dumm“ erscheinend, trugen nichts zur tieferen Verständniß seines Wesens bei. Er war in die schlimme Lage gerathen, diejenige kräftige zweite Generation in der Literatur, welche Goethe so geschickt in Beschlag genommen, gegen sich zu haben; und er spürte die nächsten Folgen davon unter andern auch darin, daß Wieland seinem Gehülfen an der Redaktion des Merkur, dem furchtsamen, sich nach allen Seiten hin schmiegenden Böttiger, mit Strenge die Aufnahme einer kurzen Vertheidigung des Dichters gegen Schlegel von Friedrich von Oertel anbefehlen mußte, und daß derselbe Redakteur

* Athenäum I. 2. S. 131. Wir heben einige Stellen heraus: „Der große Hause liebt Fr. Richters Romane vielleicht nur wegen der anscheinenden Abenteuerlichkeit. Während der gebildete Oeconom edle Thränen in Menge bei ihm weint, und der strenge Künstler ihn als das blutrothe Himmelszeichen der Unpoesie der Nation und des Zeitalters haßt, kann sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen oder die Willkürlichkeit in ihm vergöttern. Wenn seine Werke auch nicht übermäßig viel Bildung enthalten, so sind sie doch gebildet; das Ganze ist wie das Einzelne und umgekehrt; kurz er ist fertig. — Seine Frauen haben rothe Augen und sind Exempel, Gliedermänner zu psychologisch-moralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder die Schwärmerei. Ueberhaupt läßt er sich fast nie herab, die Personen darzustellen, genug, daß er sie sich denkt und zuweilen eine treffende Bemerkung über sie sagt. — Sein Schmuck besteht in bleiernen Arabesken im Nürnberger Styl. Hier ist die an Armuth grenzende Monotonie seiner Phantasie und seines Geistes am auffallendsten. Seine Madonna ist eine empfindsame Küstersfrau und Christus erscheint wie ein aufgeklärter Candidat. Je moralischer seine poetischen Rembrandts sind, desto mittelmäßiger und gemeiner; je komischer, je näher dem Besseren; je dithyrambischer und je kleinstädtischer, desto göttlicher; denn seine Ansicht des Kleinstädtischen ist vorzüglich gottesstädtisch. Seine humoristische Poesie sondert sich immer mehr von seiner sentimentalen Prosa“ u. s. w. — Schlegel ließ dies Urtheil gegen ein früheres gutes umdrucken, nachdem er Richters Tischreden in Dresden erfahren.

den Jubelsenior, die Holzschnitte und das Campanerthal in eben dieser Zeitschrift nur in wenigen Zeilen und mit einem sehr allgemeinen, sauersüßen, ja fast zweideutigen Lobe anzuzeigen wagte.“

Es wäre besser, wir erführen solche Erbärmlichkeiten nicht, denn sie gereichen unsrer Literatur wahrlich nicht zur Ehre. Allein die Wahrheit verlangt ihr Recht und die vornehm thuende Gemeinheit muß entlarvt werden.

Altnordische Literatur.

1) Snorri Sturlusons Weltkreis (Heimskringla) übersezt und erläutert von Dr. Ferd. Wachter. Erster Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1835.

2) Heimskringla oder Sagen der Könige Norwegens von Snorre, dem Sohne Sturlas. Aus dem Isländischen von Dr. G. Mohnike. Des ersten Bandes erste Hälfte. Stralsund, Löffler, 1835.

Jahrhunderte vergingen und Niemand dachte daran, das vorliegende herrliche Geschichtswerk des Isländers zu übersetzen. Snorri ist der Tacitus des Nordens. In seinem Werk schildert er die Sitten der deutschen Stämme jenseits der Ostsee, wie sie Tacitus diesseits der Ostsee geschildert hat. Nirgends wird uns die altdeutsche Freiheit so anschaulich gemacht. Wenn schon Tacitus ein ziemlich deutliches Bild von den altgermanischen Volksversammlungen entwarf, so gibt uns Snorri beinahe die förmlichen Protokolle.

Längst ist der hohe Werth der Heimskringlasaga anerkannt, aber selbst die Periode des Enthusiasmus für altdeutsche und nordische Literatur im zweiten Jahrzehent dieses Jahrhunderts ging vorüber, ohne daß Snorri übersezt wurde. Jezt endlich erscheinen zwei Uebersetzungen zugleich. Beide sind nicht nur durch ihren Gegenstand, sondern auch an sich merkwürdig, weil sich die Extreme deutscher Uebersetzungsweise darin begegnen.

Herr Wachter hat mit einer Treue und Genauigkeit übersezt, daß die leichte Eleganz freilich sehr darunter leidet. Herr Mohnike hat leichter, aber auch leichtsinnig übersezt. Da es nun bei diesem Werk nicht auf heitere Unterhaltung, sondern auf historische Belehrung ankommt, so versteht es sich von selbst, daß dem treuen Uebersetzer der Vorzug gebührt. Herr Wachter ist im Unwillen, daß ihm der Lohn seiner ungemein mühseligen Arbeit durch einen minder scrupulösen Nebenbuhler verkürzt werden soll, unbarmherzig über Herrn Mohnike hergefallen und hat ihm allerdings Verstöße gegen die Uebersetzertreue

nachgewiesen. Wir können gleichwohl nicht umhin, ihm selbst seine allzu sklavische Treue ebenfalls in so weit zum Vorwurf zu machen, als die Uebersetzung dadurch nicht selten undeutlich, immer aber ungefällig geworden ist. Man lese Seite 70. „König Haki empfing so große Wunden, daß er sah, daß seine Lebtage würden nicht lange währen: da ließ er nehmen die Skeid, die er hatte, und beladen mit todten Männern und Waffen, ließ sie hinausfahren ins Meer, und legen das Steuer in Lage, und aufziehen die Segel, aber legen Feuer in Theer-Holz, und machen einen Scheiterhaufen auf dem Schiffe. Der Wind stand vom Lande. Haki war da gekommen zum Tode oder todt, als er gelegt ward auf den Scheiterhaufen. Das Schiff segelte brennend hinaus in das Meer, und war dieses allberühmt lange nachher." Das ist doch sehr steif übersezt, und über die Maßen treu.

Snorri lebte zu Anfang des 13ten Jahrhunderts als ein reicher Isländer aus altem Geschlecht. Viel fuhr er um nach der Sitte seiner Landsleute, lernte von Sämund, dem Sammler der Edda, sezte die Sammlungen und Bearbeitungen alter Geschichten fort und wurde der erste große Geschichtschreiber, der in deutscher Zunge schrieb. Sein isländischer Dialekt war freilich nur im Norden verständlich; doch ist es ewig zu bedauern, daß sein herrliches Beispiel nicht befolgt wurde, und daß die süddeutschen Chronisten nicht ebenfalls, anstatt der lateinischen Sprache, sich des einheimischen Dialekts bedienten. Mit Recht hebt Hr. Wachter die Vorzüge Snorris, seine Meisterschaft in der Composition und Erzählung hervor, worin er durchaus originell ist.

Heimskringla heißt Weltkreis oder eigentlich Ring der Heimath, d. h. der Welt, in der wir daheim sind. Snorri stammte von den Sturlungen, einem altnorwegischen Geschlecht, die einst vor König Harald Schönhaar fliehend, um ihre alte Freiheit zu retten, nach Island ausgewandert waren, aber immer in den Erinnerungen ihrer Vorfahren und ihres Heimathlandes gelebt hatten. Snorri suchte nun diese Vorzeit genauer zu erforschen. „Hätte er aber auch eine Geschichte von Norwegen schreiben wollen, so hätte er doch immer aus der schwedischen Geschichte einflechten müssen, denn es wäre sonst das wichtigste Ereigniß der norwegischen Geschichte unerklärt geblieben. Durch wen ward die Unterwerfung Norwegens vollbracht? Durch Haralld den Haarschönen! Wer war dieser Haralld der Haarschöne, daß er diese Unterwerfung vollbringen konnte? Er war ein Ynglinge. Wie kam dieser Ynglinge nach Norwegen; dadurch, daß dessen Ureltervater in Solevar bei seinem Mutterbruder erzogen ward und ein schwedisches Heer ihn in Solevar zum Könige machte? Wie kam ein schwedisches Heer dazu? Die Schweden wanderten aus Wermaland? Wie kamen sie nach Wermaland? Sie wanderten vor Iwar Widfadmi dahin aus. Wie kam dieser dazu, sich das Schwedenreich zu unterwerfen? Er überzog Ingialld den Bösrathigen mit Krieg und Ingialld verbrannte sich selbst. Warum? Er hatte sich durch seine bösen Thaten viele Feinde gemacht. Seiner bösen Thaten wegen wollten die Schweden auch seinen Sohn nicht zum Könige haben, sondern vertrieben das Geschlecht der Ynglingen." Durch diese Fragen kam der Isländer zu seiner Geschichte, aber als ein Mann von Geist fing er nicht mit den späten Wirkungen, sondern mit den Ursachen, nicht mit einer Geschichte Islands, sondern mit einer Geschichte der Ynglinger in Schweden an. Dies ist die berühmte Ynglingasaga, mit welcher die Reihe der Sagen beginnt, die er in seinem Geschichtswerk zu einem Ganzen geordnet hat.

Die Ynglinger stammen von Odin, waren also ursprünglich Götter. Daß sie noch lange für heilig gehalten wurden, mag folgender höchst eigenthümliche Zug beweisen: „Domalldi nahm das Erbe nach seinem Vater Wisbur, und beherrschte die Lande. In seinen Tagen ward in Schweden großer Hunger und Elend. Da thaten die Schweden große Opfer zu Uppsalir; den ersten Herbst opferten sie mit Ochsen, und verbesserten dadurch den Gang der Fruchtbarkeit auch nicht. Aber den andern Herbst hatten sie Menschenopfer; doch der Gang der Fruchtbarkeit war derselbe oder schlimmer. Aber den dritten Herbst kamen die Schweden vielmännig nach Uppsalir, da, als die Opfer seyn sollten. Da hatten die Häuptlinge ihre Rathschläge gemacht, und kam das zusammen bei ihnen, daß die unfruchtbare Zeit würde stehen von ihrem Könige Domalldi, und dabei, daß sie sollten ihn opfern um fruchtbare Zeit für sich und einen Anfall auf ihn thun, und ihn tödten, und die Gestelle röthen mit seinem Blute; und so thaten sie." Später nimmt die Heilig-Achtung der Ynglinger immer mehr ab. Ein zweiter König, Olaf, wird ebenfalls bei einer Hungersnoth vom Volk geopfert, aber es geschieht nicht mehr, weil er heiliger ist, als andere Menschen oder Thiere, sondern weil man ihn haßt und glaubt, die Götter zürnen über Schweden wegen seiner Schlechtigkeit. Diese ersten Sagen haben noch einen sehr mythischen Charakter. Erst die folgenden werden reiner historisch und gehen tiefer in das eigenthümliche Volksleben ein, besonders die ausführlichen Sagen von Olaf Tryggvason und Olaf dem Heiligen in welchen wir die Volksfreiheit und das Heidenthum gegenüber dem Königthum und Christenthum im Kampf erblicken. Die erstern beiden erscheinen hier ganz in demselben Licht, wie bei Tacitus, so daß des leztern Germania in vielen Stücken erst völlig verständlich wird durch Snorri.

Französische Literatur.

Histoire de la littérature allemande etc., par Adolph Peschier. Paris et Genève, 1836. Second Vol.

In diesem zweiten Theil fand der Verfasser eine ungleich größere Masse Material zu verarbeiten, als im ersten, denn er mußte in einem nur wenig stärkeren Band die ganze reiche Zeit von Bodmer bis auf den heutigen Tag zusammenfassen, ein Umstand, der mehrere bedeutende Unterlassungen und unangenehm auffallende Lücken veranlaßt hat.

Zuerst ist es uns unbegreiflich, wie der Verfasser, der einen guten Theil seiner literarischen Bildung in Deutschland selbst empfing, den Umfang unserer neueren Literatur ganz nach französischer Elle messen kann. In Frankreich ist freilich die Philosophie von der Literatur ausgeschlossen, denn was könnte dort davon angeführt werden? Bei uns aber ist die Philosophie so innig mit Leben und Literatur verwachsen, daß man sie davon nicht losreißen kann, ohne eine peinliche, störende Lücke zu lassen. So kommen denn die Namen Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling u. s. w. mit charakteristischer Andeutung ihrer Bestrebungen und Grundsätze nicht in diesem Buch vor!

Verdient das Phänomen unserer reichen geistlichen Dichtkunst, diese Oase in der übrigens so elenden Literaturzeit des 17ten und Anfangs des 18ten Jahrhunderts in einer deutschen Literaturgeschichte keine Erwähnung und Hervorhebung?

Ebenso wird kein Wort von der Kanzelberedsamkeit gesagt, die von Tauler und Luther an bis Ammon und seine Zeitgenossen um so bedeutender in unserer Literatur dasteht, da sie lange der einzige Zweig deutscher Beredsamkeit war. Auch von der in Deutschland besonders einheimischen akademischen Beredsamkeit wird nicht gesprochen; wie kann man aber an solcher Stelle von Fichte's Reden an die deutsche Nation, wie von Jacobs und Schellings Reden schweigen?

Auch von der bildenden Kunst ist so wenig im 2ten als 1sten Theil die Rede.

Nach Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller, von denen sehr ausführlich gesprochen und manches gar Gute in Lob und Tadel gesagt wird, kommen Bürger, Hölty, die Stolberge und Hebel. Matthisson wird unbegreiflicherweise an Gefühl über Horaz und Anacreon gesezt, dagegen der tieffühlende, zarte und wehmüthige Salis nur wegen seines leichten, geschmackvollen Rhythmus gerühmt. Nach Werner und seinen Werken folgt Grillparzer, dem 20 Seiten gewidmet werden. Hierauf kommt Müllner, H. v. Kleist, Houwald, Iffland und Kotzebue. Von Schröder wird bei dem Wideraufleben des deutschen Lustspiels gar nicht gesprochen.

Hernach ist die Rede von dem Wiederaufleben der deutschen Geschichtschreibung, wo Schlözer, Spittler und J. v. Müller angeführt werden. Warum nicht auch der treffliche Möser?

Beim Roman und der Novelle wird L. Tieck, J. P. Richter, Hoffmann, Lamotte Fouqué, Musäus, Van der Velde gerühmt und mit Verstand besprochen.

Das lezte Kapitel ist der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts gewidmet, d. h. der neuesten Literatur. Hier sieht es nun sehr einseitig aus; keck absprechende Säze à la française kommen fast auf allen Seiten vor. So sagt der Verfasser unter andern: Aussi ne voit-on plus de ces écrivains d'une trempe forte et virile, qui poussent en avant la pensée humaine et font faire à la civilisation des pas de géant. Doch nimmt der Verf. gütig von diesem, cataclysme littéraire einige Männer aus, und wen z. B.? H. Zschokke!

In der neuesten Geschichte stellt er diesen auch zwischen Niebuhr und Raumer. Von Hammer, Hormayr, Heeren, Luden, Wilken und Andern ist dagegen gar nicht die Rede.

Beim Drama zeugt die Aeußerung von großer Unkenntniß: „Après avoir cité Immermann, Platen, Raupach, Brentano, il faut garder on silence prudent sur les autres auteurs dramatiques actuels. Le reste ne vaut pas la peine d'être nommé. C'est la médiocrité vaine et pédantesque sous toutes les formes, soit qu'elle brandisse gauchement le poignard de Melpomené, soit qoe, pour provoquer la grosse gaieté de la foule, elle gambade sur la scène en contrafaisant les gestes et le language d'on bouffon de la foire.“ Wahrscheinlich sind dem Verfasser bei seinen Studien über deutsche Literatur nie Uhlands, E. Schenks, Zedlitzs und Anderer dramatische Arbeiten vorgekommen, wie so viele andere ausgezeichnete Namen unserer deutschen Literatur, von denen wir nur Collin, W. Müller, Rückert, Görres, Jacobs, Klinger, Pr. v. Muskau, Posgaru, M. v. Schenkendorf, M. Arndt nennen wollen, wie sie uns gerade in den Sinn kommen.

Wir müssen aber bei der großen Masse unserer Literatur billig gegen das Urtheil von Franzosen seyn, die sie jezt erst kennen zu lernen anfangen, und wir wissen, daß der bescheidene Verfasser einen großen Theil des über sein Buch ausgesprochenen Tadels als richtig anerkennt und bei einer zweiten Ausgabe seines verdienstlichen Werks berücksichtigen wird. Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50. Mittwoch, 18. Mai 1836

Dramatische Literatur.

Ueber den Verfall des Dramas ist schon so viel geklagt worden, daß wir nur uns und Andere zu wiederholen fürchten müßten, wollten wir uns noch ausführlich darüber aussprechen. Außer den neuen Auflagen älterer und Uebersetzungen einiger fremder Werke besteht die große Mehrzahl der neueren dramatischen Literatur aus Nachahmungen, die zwischen Shakespeare und Calderon, Goethe und Schiller schwanken, und zuweilen alle diese Originale in sich zu reproduciren trachten, wie dies insbesondere bei Raupach der Fall ist, der aber den Mangel eigener Originalität und gleichsam die Nähte seiner poetischen Flickerei mit vielem Geschick dadurch zuzudecken weiß, daß bei ihm das theatralische Arrangement durch seine Effekte den Dialog in den Hintergrund stellt. Einige poetischere Naturen, die wahrhaft schöne Stoffe geistvoll zu behandeln wissen, kommen von Zeit zu Zeit immer noch zum Vorschein, aber sie vermögen nicht durchzudringen, weil sie der Sucht nach Effekten, der Mode, oder auch wohl dem wirklichen praktischen Bühnenbedürfniß keine oder zu wenig Concessionen machen wollen. Daher die Erscheinung so vieler Schau- und Trauerspiele, die gleichwohl nicht auf die Bühne kommen.

1) Schillers sämmtliche Werke mit Stahlstichen. Zwölf Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Diese neueste ist zugleich die schönste Ausgabe von Schillers Werken, in zwölf Octavbänden auf bestem weißen Papiere vortrefflich gedruckt und mit Stahlstichen, unter denen sich das Bild des Dichters selbst und seiner Gattin besonders auszeichnen.

Bei dem lebhaften Interesse, welches das in Stuttgart zu errichtende Denkmal Schillers erregt, wird es vielleicht manchen Lesern nicht unangenehm seyn, die kurze Geschichte dieses Denkmals zu lesen, wie sie in Wolfgang Menzels Reise nach Italien im Frühjahr 1835 (Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung) mitgetheilt wurde, aus Anlaß der Aufträge, die demselben von Seiten des Vereins nach Rom waren mitgegeben worden.

„Bald nach Schillers Tode schon hatte man Plane zu einem Denkmal entworfen, und auch Geld gesammelt, die Sache war aber ins Stocken gerathen und gänzlich vergessen. Erst im Jahre 1825 regte der als Patriot rühmlichst bekannte Dr. Schott in Stuttgart dieselbe auf's Neue an, und zwar in dem sogenannten Liederkranz, einer zum Zwecke des Gesangs vereinigten Gesellschaft. Diese nun beschloß jährlich an Schillers Todestag ein

Fest zu feiern, dessen Ertrag dem künftigen Denkmale Schillers gewidmet seyn sollte. Das erste Fest wurde am 9. Mai 1825 im sogenannten Königsbade bei Stuttgart im Freien gefeiert, und nachher alle Jahre auf der Höhe der Silberburg wiederholt. Der Liederkranz wählte einen Ausschuß, dem die Realisirung des Denkmals ausschließlich obliegen sollte, und dieser Ausschuß kaufte ein Feld an und bepflanzte es mit Linden. Hier sollte das Denkmal aufgestellt, hier sollte jährlich im Grünen das Schillerfest gefeiert werden. Es kamen inzwischen einige Geldbeiträge ein, und Thorwaldsen erbot sich auf das bereitwilligste, die Skizze des Denkmals aus seiner Meisterhand hervorgehen zu lassen, und zwar unentgeltlich, als ein Opfer, das er dem großen Dichter und der deutschen Nation darbringe. An die Ausführung war inzwischen immer noch nicht zu denken, da man außerhalb Würtemberg sich noch nicht allgemein genug für die Sache interessirte, und die einzelnen, mit großem Dank aufgenommenen Beiträge noch lange nicht zur Deckung der bedeutenden Kosten hinreichten. Nun kam die Juliusrevolution. Einige Jahre vergingen in Unruhe und Besorgnissen. Das Publikum beschäftigte sich mit der Politik, und konnte in diesem Zeitpunkt einem Werke des Friedens und der Kunst keine Aufmerksamkeit schenken. Ich war ungefähr im Jahre 1829 in den Ausschuß gewählt worden und hatte den Vorschlag zu dem Schillers-Album gemacht, welches mir eine würdige, von Seiten der deutschen Schriftsteller dem verewigten Schiller dargebrachte Huldigung und zugleich als ein Mittel erschien, dem Denkmal größere Theilnahme zuzuwenden. Der Ausschuß wählte sofort aus seiner Mitte ein kleines sogenanntes literarisches Comité, das insbesondere für das Album sorgen sollte. Da nun aber in Folge der Julius-Revolution wenig oder nichts mehr zu thun war, so trat die Gewohnheit ein, daß der Vorstand, der für das Denkmal stets eifrige Hofrath Reinbeck, mit dem kleinern Comité allein die geringern laufenden Geschäfte des Vereins besorgte. In dieser Stellung blieb auch der engere Ausschuß, als wir im Jahre 1834 bei wieder eingetretener politischer Ruhe dem Unternehmen einen neuen Schwung gaben. Der Antrag des Hofraths Reinbeck, die patriotischen Damen zu freiwilligen Beiträgen von je 24 Kreuzern aufzufordern, und mein jezt wieder aufgenommener Antrag, alle irgend ausgezeichneten Gelehrten und Künstler zur Einzeichnung in ein Album aufzufordern, das den Manen Schillers gewidmet, dessen Originale in den Grundstein des Denkmals gelegt und das gedruckt dem Publikum übergeben werden sollte, diese beiden Anträge erfreuten sich des gewünschten Erfolges. Unser kleines Kapital wuchs durch freundliche Gaben, besonders von Seite der Damen, allmählich an, und das Album füllte sich mit interessanten Beiträgen von berühmten Dichtern und Gelehrten, denen König Ludwig von Bayern voranging. In kurzer Zeit wird das Album gedruckt erscheinen. Ich darf hinzufügen, in kurzer Zeit wird das Denkmal selbst fertig seyn.

In dem Augenblicke, da unsere Bemühungen einen so guten Fortgang nahmen, im Sommer 1835, fiel es einigen Herren in Marbach plötzlich ein, daß das Denkmal, für welches sie nichts gethan, eigentlich doch ihnen gehöre, da Schiller in Marbach geboren sey. Sie mutheten uns also zunächst die Abtretung einer bedeutenden Summe zu, eine Art von Theilung des Schiller-Kapitals, und da wir darauf nicht eingingen, so forderten sie öffentlich das gesammte Publikum zu Beiträgen für ein zweites in Marbach zu errichtendes Denkmal auf. Dieses doppelte Collectiren von zwei benachbarten Orten in demselben kleinen Lande, und der begonnene Streit überhaupt ist fatal und hat auch, so viel ich weiß, die öffentliche Meinung wider sich gehabt. Schiller ist zwar in Marbach geboren, aber er hat diesen Ort in frühester Kindheit verlassen. Die Marbacher haben sich so wenig für ihren großen Mitbürger interessirt, daß sie sein Geburtshaus als einen Krämerladen anwenden ließen. Erst als sie die Erfolge unserer Bemühungen sahen, ahmten sie uns nach. Endlich eignet sich das von jeder Hauptstraße abgelegene, nur von Gewerbtreibenden und einigen Beamten bewohnte Marbach nicht für ein großes Nationaldenkmal. In Stuttgart ist nicht Schillers Leib, aber wohl sein Geist geboren. Hier ist er alles geworden, was er war. Hier hat er nicht etwa bloß seine Bildung, sondern auch die Gesinnung gewonnen, der er bis an seinen Tod treu blieb. Hier wuchs er auf in edlem Zorn über die verdorbene liederliche Zeit, in der jungfräulichen Begeisterung für das Ideale, das er dem Jahrhundert der Perrücken entgegensezte. Hier schuf er die Räuber und Kabale und Liebe, die ersten Werke, worin sich seine große Seele ankündete. Wer möchte läugnen, daß sein Aufenthalt in Stuttgart die interessanteste und die entscheidende Periode in seinem Leben war, und gerade daß er hier mißkannt wurde, daß er von hier fortging, macht die poetische Gerechtigkeit, die ihm nunmehr durch ein Denkmal in demselben Stuttgart widerfährt, noch bedeutender und seinen Triumph noch größer. — Außerdem hat Stuttgart für das Denkmal alles, Marbach nichts gethan. Der Lebende, der Handelnde hat Recht, nicht der Todte und Träge. Wir in Stuttgart, und vorzugsweise das kleinere Comité, dem die Geschäfte zulezt durch stillschweigende Anerkennung überlassen blieben, wir haben in der That die Sache zu Stande gebracht, die sonst unendlich weit hinausgeschoben und am Ende wohl verschollen wäre. Durch Briefe und Verbindungen aller Art, durch praktische Anträge und deren zweckmäßige Ausführung haben wir die Sache in und außer Deutschland

mächtig angeregt, und unsern Eifer krönt endlich ein glücklicher Erfolg. Zudem ist Stuttgart eine Hauptstadt, vielbesucht von Fremden, allen zugänglich, für ein großes Nationaldenkmal vollkommen geeignet. In Stuttgart selbst hat sich die öffentliche Meinung und auch Thorwaldsen gegen das oben erwähnte Feld erklärt, welches dagegen der Liederkranz zum Behuf des gesellschaftlichen Gesangs und des jährlichen Schillerfestes beibehalten, oder an dessen Stelle er ein anderes geräumiges und jenen geselligen Zwecken entsprechendes Lokal für das Denkmal wünscht. Der Verein würde es für thöricht halten, einer so natürlichen und die Feier Schillers nur erhöhenden Anknüpfung der Gesangfeste an das Denkmal zu widerstreben; aber er hält sich gegen ganz Deutschland, das ihn durch zahlreiche Beweise des Vertrauens geehrt hat, für verpflichtet, das Denkmal als ein National-Denkmal zu betrachten, dies vor allem bei der Wahl des Platzes im Auge zu behalten, und diesem höhern und allgemeinern Zwecke jedes andere bloße Lokalinteresse dienend unterzuordnen. An zugleich würdigen und schönen Plätzen mangelt es in Stuttgart nicht, die Behörden sind der Sache des Denkmals wohlgeneigt, und so darf das auswärtige Publikum vollkommen beruhigt seyn. — Schon ist die Statue selbst im Werden. Thorwaldsen, den ich in Rom für dieses Werk jugendlich begeistert sah, wird den Dichter stehend, männlich, feurig darstellen. Außer der berühmten Büste Danneckers, einer Todtenmaske, und den besten in Kupfer gestochenen Porträts Schillers, die wir ihm nach Rom sandten, benutzte Thorwaldsen noch ein bisher unbekanntes, ausgezeichnet schönes Miniaturbild, das Reinhard in seiner Jugend als Freund Schillers gemalt hat, und das derselbe mir zu Liebe unter einem Gebirg alter Bilder, Papiere ꝛc. nach tagelangem Suchen glücklich wieder hervorgrub. Auf diesem Bild erscheint Schiller munterer, lebhafter, jugendlicher als auf jedem andern."

Thorwaldsen hat nun seitdem die Skizze des Standbilds entworfen und das Modell wird in diesem Augenblick wahrscheinlich schon vollendet seyn. Dem Schillers-Album wird eine Zeichnung desselben als Titelkupfer beigegeben werden.

So dürfen wir uns freuen, ein Denkmal erstehen zu sehen, welches dem würdigsten der neueren Dichter Deutschlands unmittelbar vom deutschen Volke selbst gesetzt wird, dessen Theilnahme sich von einer Grenze deutscher Zunge bis zur andern nirgends verläugnet hat.

2) Altdeutsche Schauspiele. Ihrer Schönheit wegen für die Bühne unserer Zeit bearbeitet von K. Halling. Erstes Bändchen. Floretto. Berlin, Nauck, 1834.

Solche alte gute Stücke zu erhalten ist ein Verdienst. Ein noch größeres wäre es, sie auch wirklich mit einigen zeitgemäßen Modifikationen wieder auf die Bühne zu bringen. Selten haben solche Stücke viel Handlung und Effekt, aber sie sind geist- und seelenvoll und verlangen nichts, als geistvolle und liebenswürdige Schauspielerinnen, um heute noch alle Zuschauer von Geschmack zu entzücken. Es ist noch etwas von Shakespeares Wärme in diesen alten Stücken, eine blühende heitere Sinnlichkeit, fern von den neufranzösischen Grimassen und fern von der neuenglischen Pruderie, eine kerngesunde Natur, die den anmuthigen Scherz und einen anspruchslosen Edelmuth auf der Stirn trägt, fern von der krankhaften Ironie und Frivolität oder Tugendprahlerei unserer Tage.

Betrachten wir gleich die erste Scene. Clarisse hat sich in den schönen Sklaven ihres bisherigen Geliebten verliebt.

Clarisse. Mein Floretto! so weißt du nicht, was Liebe ist?

Floretto. Gnädige Gebieterin! ein Sklave hat in seinem betrübten Zustande wenig Ursache an Liebe zu denken.

Clarisse. Wenn ich aber deinen Zustand glücklich machte, so würdest du es dann wissen?

Floretto. Meine Pflicht besteht in Gehorsam, sonst wird mir keine andere Zuneigung anstehen.

Clarisse. So willst du gehorsam seyn?

Floretto. Ein Sklave wird nicht um seinen Willen befragt.

Clarisse. Wenn ich nun sagte, du solltest verliebt seyn?

Floretto. So würde meine Unwissenheit den Ungehorsam entschuldigen.

Clarisse. Wenn ich nun sagte, du solltest meine Magd mit verliebten Augen ansehen?

Floretto. Die Augen, welche meiner Gebieterin zu Diensten gerichtet sind, lassen sich nicht auf eine Magd kehren.

Clarisse. Wenn ich aber sagte du solltest mich lieben?

Floretto. So würde ich bitten, einen armen Sklaven mit solchem Hohn zu verschonen.

Clarisse. Wenn ich dir aber zum Zeichen einer wirklichen Neigung die Hand drückte?

Floretto. So wollte ich mich für glücklich schätzen, daß meine Gebieterin mir gnädig sey.

Clarisse. Wenn ich dir aber meinen Mund zum Küssen darreichte?

Floretto. So wollte ich sagen, es stände mir nicht zu, die Rosen im Garten meines Herren zu brechen.

Clarisse. Wenn ich dich nun selbst küssen wollte?

Floretto. So müßte ich ungehorsam seyn, und davon gehen. (Geht ab.)

Clarisse. Elende Clarisse! ist das die Herrschaft, der du dich über deinen Diener zu rühmen hast? ist Floretto dein Sklave? — Ach nein! wer über mich gebietet, darf sich der Knechtschaft nicht zeiden! Ich bin seine Gefangene, mit allen Banden seiner Schönheit gefesselt! und mir sagt sein edles Wesen und eine innere Stimme, er war in seinem Vaterlande kein Gefangener, kein Sklave! — Wunderliches Glück, kannst du zugeben, daß so ein einfältig Gemüth solche Schönheit besitzen soll? Warum hast du nicht mit diesen Reizen den Rodoman ausgestattet, und verurtheilst mich, ihm nach den herzlosen, kalten Gesetzen des Standes mich zu verbinden? — O, warum muß Floretto nicht ebenbüetig und allezeit unverständig, die arme Clarisse allzeit unglücklich seyn!

* * *

Rodoman (kommt.) Geliebte Clarisse, wie so allein?

Clarisse. Wer von dem Geliebten verlassen ist, muß wohl allein seyn!

Rodoman. Meine Gedanken lassen dich nimmer ohne Gesellschaft.

Clarisse. Wer sich vor seinen eigenen Gedanken fürchtet, kann aus fremden schlechten Trost schöpfen.

Rodoman. Und warum fürchtest du dich, geliebte Clarisse?

Clarisse. Weil ich verliebt bin, lieber Flor.... Rodoman!

Rodoman. So sollte ich mich auch fürchten?

Clarisse. Das weiß ich nicht; meine Liebe ist furchtsam.

Rodoman. Hab' ich Ursache dazu gegeben?

Clarisse. Der mich lieben soll, liebt mich nicht.

Rodoman. Die Treu', die sie erkennen soll, erkennt sie nicht; (er küßt sie) hier hast du alles, was du begehren kannst, mein Ich.

Clarisse (schließt die Augen).

Rodoman. Wollt ihr mich mit geschlossenen Augen lieben, meine Clarisse?

Clarisse. Ich bin in meiner Blindheit scharfsichtig genug. Ach, mein Geliebter, an dem mein Leben hängt, nur so hab ich Freiheit, meine Träume auszuschütten!

Wie geistvoll, wie wahr sind diese Scenen. Shakespeare könnte sie nicht wahrer dichten. Da ist noch Leben und Natur, echte Leidenschaft. Aber eben das scheint es zu seyn, was man in unserm Zeitalter der Prätensionen und Affektationen nicht mehr verträgt. Es bedarf einer ganz neuen Zeit, in welcher die Geschmacklosigkeit der jezt herrschenden poetischen Auffassungsweise und Sprache allgemein erkannt wird. Man kann sich von den Phrasen jezt nicht losreißen. Man hält, wie auch in der Malerei, nichts für schön und echt künstlerisch, was nicht die natürliche, einfache Haltung verläßt, eine studierte annimmt, mehr seyn will, als es ist, und mit sich selbst kokettiet. Eine Sprache, so natürlich und warm, wie in den eben citirten Scenen, würde keinem unserer modernen Dichter genügen. Da würde nothwendig entweder eine steife Jambensprache mit den preudesten und delikatesten Phrasen, oder eine frivole und gemeine Casanovascene daraus werden.

Uebrigens ist es Schade, daß das vorliegende alte Stück, Floretto, so wenig Handlung hat. Der Sklave verschmäht Clarissens Liebe. Sie rächt sich wie Potiphars Weib an Joseph. Floretto kommt in den Kerker, wo ihn Belisse, seine wahre Geliebte, tröstet. Er wird gerettet, heirathet Belissen und verzeiht Clarissen. Das ist freilich etwas zu ordinär.

3) Drei Trauerspiele von S. Weise. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Die Wilden und die Ansiedler. Eine Scene aus dem gegen die Indianer in Nordamerika geführten Vernichtungs-Kampfe. Hier tapfere und unschuldige Wilde, dort grausame und habgierige Europäer, in der Mitte ein puritanischer Prediger, der vergebens die Menschenrechte der armen Wilden vertheidigt. Ergreifend ist der Schluß. Der Anführer der Wilden wird, nachdem ihm aus einem Versteck der Engländer aus der Ferne schon Kinder und Weib erschossen worden, endlich selbst von einer Kugel getroffen.

Die Märtyrer. Vor hundert Jahren war es noch Sitte, Märtyrergeschichten auf der Bühne zu sehen, z. B. Polyeuctes, Sabinia. In neuerer Zeit kennt man aber nur noch unterbrochene Opferfeste als Prachtscenen in Opern; an das Tragische des wirklichen Märtyrertodes aber hat kein Dichter mehr gedacht. Hier kommt nun auf einmal wieder eine heilige Alethe, die als Christin geopfert werden soll und mit welcher ihr Geliebter, der Sohn des römischen Proconsuls, freiwillig stirbt.

Clothar und Sulemith. Ein Graf verliebt sich in eine Jüdin. Ihr Bruder wird darüber so eifersüchtig, daß er sie umbringt. Ist das auch wahrscheinlich? Haben die Juden es dem Ahasverus übel genommen, als er, obgleich kein Jude, die schöne Esther liebte?

Alle diese Trauerspiele sind in Jamben geschrieben, ohne phantastischen Schmuck, ohne Metaphern, ohne viel Sentenzen und sogenannte schöne Stellen, aber bei dieser Einfachheit nicht ohne Wärme.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 51. Freitag, 20. Mai 1836.

Dramatische Literatur.

4) Des Aristophanes Werke, übersezt von J. G. Droysen. Erster Theil. Berlin, Veit u. Comp., 1835.

Dieser erste Theil enthält den Frieden, Plutus und die Vögel. Der Verfasser macht mit Recht auf die großen Schwierigkeiten einer Uebersetzung des Aristophanes aufmerksam: „Beim Uebersetzen einer Tragödie ist man glücklich genug, mit einigem Pathos im Allgemeinen den richtigen Ton zu treffen, und auch die Sprache der griechischen Prosaiker hat im Ganzen einen so gleichmäßigen und deutlichen Charakter, daß, wenn man erst eines Jeden Styl im Ganzen aufgefaßt hat, es möglich wird, auch das Einzelne in seinem Sinne zu schreiben. Sehr anders Aristophanes; er schweift von dem erhabensten Pathos zur alltäglichsten Gewöhnlichkeit, und wieder von der Travestie der verschiedensten poetischen Stylarten zu den bequemen und leichten Formen des feinsten Atticismus; ja oft mitten in poetisch reizende Wendungen tappt irgend eine grasse Gemeinheit hinein, oder in Mitten bäurischer und einfältiger Redensarten wird ein erhabener Ausdruck der Tragödie zur Lächerlichkeit. Dies und vieles Aehnliche, was die Interpreten selten beachten oder oberflächlich notiren, muß der Uebersetzer bis auf das Deutlichste zu erkennen wissen, um Entsprechendes in seiner Sprache zu erfinden; gerade in Sachen dieser Art muß er sich in solcher Weise frei und einsichtig verhalten, daß der Leser keinen Augenblick daran erinnert wird, Uebersetztes zu lesen; und wenn man gewisse Uebersetzungen darum gepriesen hat, daß sie dem Leser den Genuß gewährten, sie fortwährend gleichsam in das Original zurück zu übersetzen, so scheint mir das dem künstlerischen Werthe solcher Arbeiten geradezu den Stab zu brechen. — Gern glaube ich, in solchen Versuchen, den jedesmaligen Ton des einzelnen Wortes oder Verses zu erkennen, vielfach geirrt zu haben; nicht Lexicon noch Grammatik helfen da aus, und das eigene Gefühl durfte, wenn es irgend zu vermeiden war, nicht unmittelbar entscheiden; Vergleichungen mit ähnlichen Stellen der Comödie, Beobachtung des pathetischen Sprachgebrauchs in der Tragödie, des Atticismus im Xenophon und Plato, des leichten Lysias, des gemessenen Thucydides, des stylisirten Isokrates, und was sonst der Art, half am weitesten. Ich habe dies für den schwierigsten Theil meiner Arbeit gehalten, und ihm den meisten Fleiß zugewendet."

Der Leser, der nicht griechisch versteht, und doch gern den genialen Aristophanes kennen möchte, hat bei diesem Verfahren, das wir als das allein praktische und

geschmackvolle anerkennen, ungemein gewonnen. Vergleichen wir z. B. die Vossische Uebersetzung, der es nur um metrische Treue zu thun war, mit der vorliegenden, so stellt es sich klar heraus, um wie viel natürlicher und lesbarer die leztere ist. Wir wählen gleich eine der ersten Scenen des Friedens. Trygäos will auf einem Mistkäfer reitend zu Zeus emporsteigen, um den Gott über das Schicksal des griechischen Volks zu fragen. Da er schon in der Luft schwebt, schreien ihm seine Kinderchen nach. Bei Voß:

Eine Tochter.

Väterchen, Väterchen, ist es denn Wahrheit,
Was in dem Hause der Ruf uns gemeldet:
Willst mit den Vögeln der Luft du, verlassend mich,
Gehn zu den Raben hinweg, ein Geschwundener?
Ist denn was Wahres daran? sprich, Väterchen, weil du mich lieb hast.

Trygäos.

Töchterchen, denkt, was ihr wollt! Doch in Wahrheit kränkt es um euch mich,
Wenn ihr einmal laut flehet um Brod, und Papachen mir zuruft,
Aber im Hause von Geld' auch nicht ein Tröpfchen sich findet.
Wenn ich nach gutem Geschäft heimkehr', in der Stunde bekommt ihr
Einen gewaltigen Weck, und die Faust noch drüber als Zukost.

Tochter.

Und welche Wegesförderung wird dir denn seyn?
Denn traun, ein Schiff nicht trägt dich fort auf diesem Weg.

Trygäos.

Ein Flügelrößlein trägt mich; Fährgeld zahl' ich nicht.

Tochter.

Was aber meinst du damit, daß den Käfer dort
Im Geschirr du lenkest hin zu den Göttern, o Papa?

Bei Droysen heißt es wohl um vieles natürlicher:

Töchterchen.

Vater, o Väterchen, sollen wir's glauben denn,
Was ein Gerücht bis in unsere Kammer trug,
Daß mit den Vögeln Du, daß Du verlassend uns
Willst ins verzauberte Land zu den Geiern gehn?
Ist denn was Wahres daran? sprich Väterchen, wenn Du mich lieb hast!

Trygäos.

„Denken, o Kind, läßt viel sich; doch wahr ist," * daß es um euch mich
Jammert, wenn hungrig um Brod ihr mich bittet und weinend Papa ruft.

* Aus dem Aietos des Euripides.

Und kein Dreierchen Geld ich im Haus hab', nimmer und nirgend.
Doch glückt heut das Geschäft mir, so sollt ihr, wenn ich zurück bin,
Einen gehörigen Weck und als Muß drauf Striepe bekommen!

Töchterchen.

Doch, Väterchen sag', mit welcher Gelegenheit reisest Du?
Denn dieses Weges fährt ja ein Schiff doch sicher nicht.

Trygäos.

Es trägt mich ein geflügeltes Roß; ich schiffe nicht!

Töchterchen.

Was aber meinst Du damit, daß Du den Käfer Dir
So aufgeschirrt zu den Göttern spornst? Papachen, sprich:

Herr Droysen hat einigemal das Metrum des Originals nicht ganz treu eingehalten, um desto besser den wahren und natürlichen Ton zu erreichen. So sagt er mit Recht: „Der Lockruf in den „Vögeln" (v. 229 u. s. w.) ist im Griechischen die schönste rhythmische Malerei, die man sich denken kann; die den verschiedenen Vogelarten eigenthümliche Bewegung, der schwärmende Flug der Feldvögel, das trippelnd unruhige Eilen der Hühner, das zierliche Spielen der Vögel im Gelaube, das wunderlich stelzenhafte Schreiten derer im Sumpf, das schwerfällige Aufsliegen watschelnder Entvögel, das Alles malen die griechischen Verse auf das Leibhaftigste; denn ihre ganze Kraft ist in der Bewegung der metrischen Masse durch den Rhythmus. In unserer Sprache steht die Bewegung eine Stufe tiefer, wir hören schnell über sie hinweg, sie verschwindet gegen den Klang, nur mit dem Klange können wir malen. Darum ist jener Lockruf nicht genau der Metrik des Originals entsprechend übersezt worden." Er lautet nun:

Kikuk, kukuk, kukukukukuk!
Jo, io, hiho, hiho,
Hievor, hierher, mein Mitgefieder allzumal!
Die ihr im saatgrünen Feld des Landmanns umher,
Ihr Gerstenäscher, schwärmt in unzähliger Zahl,
Ihr Saamenpicker, im Zug und im Fluge so geschwind,
Schwirrend, zwitschernd, helle Stimmchen!
Tio, tio, tio, tio, tio, tio!
Und die ihr die Furchen hinab,
Scholl' um Scholle niederduckend, trippeleilig, küchelkluckend,
Zirpenden Rufs irret!
Tio, tio, tio, tio, tio, tio, tio!
Die im Gärtlein ihr, in Epheus schwankenden Ranken
Naschend, haschend schlüpft und hüpfelt!
Ihr Vögel der Höh', Berberitzenschwelger, Schleedornspatzen,
O geschwinde, geschwinde hierher auf meinen Ruf!
Trioto, trioto, totobrix!

Die ihr im Moor, die ihr im Rohr, wo es spinnt und summt und brütet,
Spinnen fangt, Fliegen schnappt!
Die ihr die thauige Wiese,
Marathons Seegrund, wo der Klee grünt, wo der Bach einnt, hütet!
Vogel du auch flügelbunt,
Rohrdommel, Rohrdommel!
Ihr, die im Wogengestade der Brandung
Schwärmet und lärmt mit den Lenzhalkyonen,
Kommet, o kömmt zu vernehmen die Neuigkeit,
Denn es versammeln sich alle Geschlechte heut,
Halsausreckende, beinausstreckende,
Reiher, Kranich, Klapperstorch!
Denn ein Greis kam her voll Witz, voll Geist,
Voll Staatseinsicht,
Staatseinsichtsvoll sein Rath, sein Plan!
Kommt zu Rath her, kommet alle!
Eilet, eilet, eilet, eilet!
Torotorototorototorotix!
Kitaban! Kitaban!
Torotorototorototorotix!

Auch diese Verse sind weit lebendiger, munterer, natürlicher, als die bei Voß.

Möge der Verfasser bald die beiden lezten Theile folgen lassen und möge sich das gebildete Publikum, dem der Geist der Alten nicht fremd bleiben sollte, wenn es auch nicht Griechisch lernen kann, für solche wohlgelungene Uebersetzungen interessiren.

5) Hannibal. Tragödie von Grabbe. Düsseldorf, Schreiner, 1835.

Herr Grabbe, der sich schon frühe durch seine Genialität auszeichnete, fährt immer noch fort, gleich kühne Werke zu schreiben, wie seine ersten waren. Doch wäre zu wünschen, daß er sein Feuer sänftigte, die Kraft endlich in Anmuth veredelte. Anstatt dramatischer zu werden, seinen Figuren immer mehr Natürlichkeit zu geben, wird er immer epischer, reiht nur ein geschichtliches Tableau ans andere und stellt sich nicht mitten in die Handlung hinein, sondern immer drüber. Anstatt daß die handelnden Personen ganz nur ihrem eignen Charakter gemäß sich ausdrücken sollten und Jeder in einer andern Ausdrucksweise, sind sie alle nur gleichsam größere und kleinere leere Gefäße, um alle brillante Gedanken, Witze, Metaphern und Sentenzen des Verf. ohne Unterschied aufzunehmen, und durch das Ganze geht ein Zug von Ironie, der nichts weniger als dramatisch ist. Die Römer und Karthager sprechen nicht so, als wären sie im Kampf auf Leben und Tod begriffen, sondern als säßen sie ruhig an Grabbes Tisch, zwei Jahrtausende später, und dächten über die alten Geschichten, wie über ein Bagatell, und machten Witze darüber, um die Langeweile zu vertreiben. Aber wo bleibt da die dramatische Illusion?

Grabbe hat seine Arbeit so leichtsinnig genommen, daß er sogar die im Stoff liegenden größten Schönheiten übersehn und durch flüchtige Behandlung verdorben hat. Die Großmuth des jungen Scipio, die poetisch nur aus einer edeln Selbstbeherrschung erklärt werden kann und auch von der Geschichte selbst so aufgefaßt ist, wird hier vom Dichter zu einem ganz gemeinen politischen Coup und beinahe lächerlich gemacht.

Der Celtiberierfürst Allochlin
(kommt und stürzt Scipio dem Jüngeren zu Füßen).
Herr! Herr! Herr!

Scipio der Jüngere.
Dreimal dasselbe ist zuviel. Was willst Du?

Allochlin.
Herr, meine Braut! Ich bin der Fürst Allochlin, und sie und ich sind keine Numantiner, sind Ureinwohner, und keine phönicische oder karthagische Colonisten, — sie war nur zum Besuch in Numantia, als ihr sie mitfingt — Ihr Sterne! meine Braut!

Seine Begleiter (schreien mit).
Ihr Sterne, seine Braut, die blühende Braut!

Scipio der Aeltere.
Die hat viel Liebhaber. Ich möchte ihr Mann nicht seyn.

Allochlin.
Dort steht sie unter den Gefangenen.

Scipio der Jüngere.
Ein schönes Mädchen.

Allochlin.
Wie der Mond aufschimmernd über dem dunklen Gebirgswald!

Scipio der Jüngere.
Karthago ist euch mehr Ureinwohner als uns Römern. Wenn Du mit mir gegen sie kämpfest, ist Deine Bitte gewährt.

Allochlin.
Gleich stell' ich Dir elftausend Krieger.

So ist auch die berühmte Kriegslist Hannibals falsch behandelt. Derselbe schickte die Ochsen mit brennenden Reisbündeln nach einer Seite hin, um dorthin alle Römer zu locken, und entfloh unterdeß ganz still im Dunkel der Nacht auf der andern Seite, und nicht etwa, wie Herr Grabbe es darstellt, hinter den Ochsen drein, und von allen Römern gesehn.

6) Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen, von Grabbe. Düsseldorf, Schreiner, 1835.

Dieses Mährchen ist weit besser, weil es dem freien Witz weit mehr Spielraum läßt, als ein strenghistorischer Stoff. Ueberhaupt scheint uns Grabbe in vorzüglichem Grade Talent für das Komische zu besitzen und er könnte wohl unser erster Lustspieldichter werden, wenn er bühnengerecht würde, wenn er die phantastischen Ausschweifungen, die sich bloß gut lesen lassen, mit theatralischem Humor, der sich gut hören und sehen läßt, vertauschte.

Die Sage von der Aschenbrödel ist allbekannt. Hier erscheint das arme Mädchen als Tochter erster Ehe im Hause eines Barons, der unter den Pantoffeln der zweiten Frau steht, es nicht wagt, sich des armen Aschenbrödels anzunehmen und bei den Verschwendungen der Frau und der beiden Töchter zweiter Ehe phlegmatisch zusieht. Gläubiger, besonders ein zudringlicher Jude, bestürmen das Haus. Ein reicher Bürgerlicher wirbt um die Hand eines der Fräuleins, der Papa ermahnt, aber die Mama will höher hinaus, um so mehr, als man sich gerade zu einem königlichen Ball rüstet, zu welchem Aschenbrödel ihre Stiefschwestern herausputzen muß.

Die prosaische Partie des Stückes fährt auf den Ball. Aschenbrödel bleibt allein und nun steigt die Romantik zu ihr nieder, die poetische Gerechtigkeit zu üben. Eine Feenwelt umgibt sie und die Geister der Natur wetteifern, sie auszuschmücken.

Königin der Feen.

Seh't Ihr dort India voll Wonne
Im Glanze ruh'n von Südens Sonne?

Die Feen.

Es taucht aus dem Meere,
Wie ein Fisch aus der Tiefe,
Und sonnet den Rücken
Im Strahle des Phöbus!
Wie bläuliche Perlen,
Stets heiter und wolklos,
Umgürten die Tage
Das rollende Jahr ihm!
Es ruh'n in den Wäldern
Braminen und sinnen,
Und Palmen mit Blättern,
Breit und gewaltig,
Beschatten die Häupter,
Wie segnende Hände.

Königin der Feen.

Und könnt Ihr auf den gold'nen Auen
Die Blumen, hingesezt wie Kelche, schauen?

Die Feen.

Gleich unnennbarem Sehnen
Erhebt sich ihr Duft,
Berauschet den Aether
Und schwellet das Herz —
Der Schmetterling taumelt,
Der Tiger wird stiller,
Die Spange am Busen
Des Mädchens zerbricht!

Königin der Feen.

Dorthin geschwebt,
Olympiens Kleid aus diesem Duft gewebt!
(Die Feen außer der Königin verschwinden.)
Und, Gnom, Du kennst der Erde Schachten,
Und weißt, wie in dem Dunkeln
Die Diamanten und Rubinen
Mit glüh'nden Augen sie durchfunkeln.

Gnom.

Das Zeug hat oft zur Arbeit mir geschienen.

Königin der Feen.

Stürz' hin, wo sie am tiefsten nachten,
Und hol' Olympien das köstlichste Gestein!

Gnom.

Gleich werd' ich wieder bei Dir seyn!
(Er versinkt.)

Königin der Feen.

Nun reiß' ich aus der höchsten Ferne
Die zehn der allerschönsten Sterne,
Als Cavaliere leuchtend Dir zu dienen!

Zehn Cavaliere

(stehen da, in blendendem Schmuck).
Wir sind auf Deinen Wink erschienen.

Königin der Feen.

Die Wolke dort soll Dich als Wagen
Zum Fürstensitze schaukelnd tragen.
Mit meiner Hand halt' ich dort auf
Sechs Blitze im Zerstörungslauf,
Verwandle sie in Rosse,
Und banne sie vor die Carosse!
Horch, ihrer Hufe Schläge schmettern
Wie ihre Donner in den Wettern!

Olympia.

Ich bebe!

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 52. Montag, 23. Mai 1836.

Dramatische Literatur.

6) Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen, von Grabbe. Düsseldorf, Schreiner, 1835.

(Schluß.)

Königin der Feen.

Ohne Furcht!
Den Bächen gebiet' ich
Um Kiesel zu tönen,
Lautzünzig zu flüstern.
Die Lerche soll steigen,
Aus Höh'n Dich zu grüßen.
Die Nachtigall girren
Und Liebe Dir rufen:
Was lebt und sich reget,
Soll sich bewegen,
Eilst Du vorbei!

Die Feen (erscheinen wieder).

Hier duftet Indias Gewand!

Gnom (steigt wieder aus der Erde).

Hier brennt Rubin und Diamant!

Königin der Feen (zu Olympia).

Wir wollen Dich damit jezt schmücken,
Und Dein Geleit sey das Entzücken!

Olympia.

Zu schlecht bin ich für diese Pracht!

Königin der Feen.

So schöner als Du nie Dich schön gedacht!
— Da der Rubin schein' in der Locken Nacht —
Seht Ihr wie dunkelröthlich schimmernd?

Die Feen.

Wie der Arctur in Mitternächten flimmernd!

Königin der Feen.

Doch müssen wir bei all' den Feengaben
Zur Freude auch den Scherz noch haben.
Der Kutscher fehlt — 'ne Ratte naget dort —
„Ratte sey Kutscher,
Fahre Du wild,
Wild wie Du bist!“
Die Zofe fehlt — ei, will die Katz' da fort?
„Katze, werd' Zofe,
Sanft und doch beißig,
Katzennatur!“

(Der Kutscher, eine verwandelte Ratte, tritt ein, grau gekleidet, mit einem Zopf bis an die Fersen und einer großen Peitsche.)

Kutscher.

Rattengott! Welche Menge Leute! Weg von hier! Da ist ein Loch!

(Er will in das Loch kriechen.)

Weh' mir, ich ward zu groß!

(Die Zofe, eine verwandelte Kaze, tritt ein, in seiner weißer Kleidung, und mit zierlich aufgepuztem Haar.)

Zofe

(sieht den Kutscher, für sich murmelnd).

Hä, die Ratte! Ich springe auf sie los! — Doch still — Ich habe keine Krallen mehr.

Kutscher.

Wie unbehaglich ist mir! Wie wohl war mir in meiner süßen Heimath — Wie schön war ich! Wie schändlich bin ich verwandelt! Welche Borsten hatt' ich am Maul, jeder Barbier hätte sich entsezt, sie anzurühren, jezt elende Strohwische! Welch weiches Fell hatt' ich, welch himmlischen Schweif! Ganz anders hinter mir als diese beiden seelenlosen Frackschwänze! — Ich aber — ich mochte mich sträuben wie ich wollte, sie machten mich zu dem Ding, was ich jezt bin!

Den Schwanz in Peitsch' und Zopf verwandelt,
Ihr Götter, ist das recht gehandelt?

Diese Humoresken führen wieder zur prosaischen Partie. Auf dem Balle erscheint des Königs Narr als König verkleidet und macht den Stiefschwestern der Aschenbrödel den Hof, während der wirkliche König die schöne Aschenbrödel, die eben auf ihrem phantastischen Wagen ankommt, in Empfang nimmt. Nun der bekannte Verlust des Schuhs, das Suchen nach der Besitzerin desselben, Entdeckung, Versöhnung, Hochzeit.

7) Sophokles Antigone. Metrisch übersezt von Karl Wex. Leipzig, Vogel, 1834. 4.

Bei allen metrischen Uebersetzungen griechischer Tragiker tritt der Mißstand ein, daß sie der in die altgriechische Literatur Eingeweihte nicht bedarf, weil er schon die Originale kennt, das größere Publikum aber von der unvermeidlichen metrischen Härte, von der Steifigkeit des Dialogs zurückgeschreckt wird. Es ist nicht möglich, den Fluß des Griechischen in demselben Metrum im Deutschen wieder zu geben. Deßhalb ist für das größere Publikum eine freiere Uebersetzung oder eine treue, aber bloß prosaische, immer vorzuziehen.

Herr Wex hat sich außerordentlich Mühe gegeben, Treue mit Wohllaut und Eleganz zu verbinden, wovon besonders der schöne Chor Zeugniß gibt:

Chor.

Strophe A.

Strahl des Helios, schönstes Licht,
Du das schönste, das je erschien
Thebe's siebenthoriger Stadt.
Endlich führst du den gold'nen Tag,
Strahlenwimper, herauf,
Ueber Dirce's Fluthen emporgestiegen.
Den weißschildigen Mann, der von
Argos nahte mit Heeresmacht,
Scheuchst du von hinnen; die Zügel verhängt,
Enteilt' er flüchtigen Laufes.
Den, gereizt durch Zwist um streitiges Recht,
Polyneikes ins Land zur Befehdung rief,
Daß er drohend auf uns sich herniederschwang,
Wie ein kreischender Aar uns umflatternd,
Mit der Fittige Schnee hellleuchtend umschirmt,
Stolz prangend mit Wehr
Und mähnenumwalleten Helmen.

Gegenstrophe A.

Auf den Zinnen umlechzt' er schon
Oben mit blutgierigem Speer
Rings der sieben Thore Verschluß.
Doch er floh, noch ehe den Schlund
Er mit unserem Blut
Sich gesättigt, ehe der Thürm' Umkränzung
Die pechlodernde Flamm' ergriff.
So umtobte den Rücken ihm
Kriegesgetümmel gewaltigen Drangs
Vom gegenkämpfenden Drachen.
Der prahlenden Zung' hochfahrenden Stolz,
Ihn verabscheut Zeus. Drum als er sie sah,
Mit vermessenem Stolz auf des Goldes Geklirr,
In unendlichem Strome herannah'n:
Da schwang er den Bliz auf den Kühnen, der hoch
Von den Zinnen herab
Schon anhub Sieg zu frohlocken.

Strophe B.

Und zur erdröhnenden Erde geschlendert lag er,
Der mit der Fackel in Händen, in wildem Andrang
Wahnsinntrunkenen Muths
Uns anschnob mit grimmigem Hauch.
And're traf andres Loos,
Ihnen beschied dies der im Kampf waltende Gott, der, sie bedrängend,
Mächtig uns beistand.

Denn die sieben vom Heer, als Kämpfer gepaart
Zu sieben von uns, sie ließen als Preis
Des Sieges dem Zeus die gediegene Wehr.
Doch das schreckliche Paar, das vom selbigen Blut
Und aus Einem Schooß entsprossen, sich selbst
Mit den Speeren bekämpft, sie errangen das Loos
Gemeinsamen Sieges und Todes.

Gegenstrophe B.

Aber es kam ja die hohe gefei'rte Nike,
Gnädige Huld der gerüsteten Thebe spendend.
Auf denn! jezt, da der Kampf
Beigelegt, vergesset des Kriegs.
Lasset uns rings zu den
Tempeln der Gottheiten in nachtfeierndem Chor wallen;
voranzieh'
Jauchzend Jakchos.

Doch konnte der Verfasser im Dialog einen gewissen Zwang nicht ganz vermeiden; was im Griechischen leicht und natürlich gesagt ist, nimmt sich im Deutschen immer etwas steif aus, auch bei der größten Kunst, es zu vermeiden. Z. B.:

Ismene.
Und wie soll ich noch leben, wenn ich dich verlor?
Antigone.
Das frage Kreon, war's doch er, den du vertratst.
Ismene.
Warum doch diese Kränkung, die dir ja nichts frommt.
Antigone.
Ja leider meinen Schmerz nur kann der Hohn erneu'n.
Ismene.
Doch könnt' ich dir nicht jezt noch irgend nüzlich seyn?
Antigone.
Dich selber rette, gern gönn' ich die Rettung dir.
Ismene.
O weh, nicht soll ich Arme theilen dein Geschick?
Antigone.
Du zogst ja vor zu leben. Tod war meine Wahl.
Ismene.
Doch was ich dazu meinte, nicht verschwieg ich's dir.
Antigone.
Dir schien es so, mir aber so nur wohlgethan.

8) Senecas Tragödien. Metrisch übersezt und mit erklärenden Anmerkungen von Dr. E. Sommer. Dresden, Grimmer, 1834.

Der Herr Seneca hat als bloßer Nachahmer der griechischen Tragiker sich nie das Ansehen erwerben können, wie diese selbst; auch verräth er, daß er nicht ursprünglich aus einer Quelle schöpfte, durch das gesuchte Pathos und durch den überreichen Schmuck der Ausmalung. Die Griechen haben eine viel edlere Einfachheit. Gleichwohl ist an Seneca viel zu bewundern. Je moderner er ist, um so mehr passen auch viele seiner Gedanken auf unsre Zeit und sehen oft so aus, als ob sie in einem Trauerspiel von Alfieri oder Collin stünden. So z. B. was in der Schilderung der Hölle im „rasenden Herkules" vorkommt:

Da leidet Jeder, was er selber that;
Der Frevel fällt auf Den, der ihn beging.
Das eigne Beispiel strafet den Verbrecher.
Blutgier'ge Fürsten sah' ich in den Kerker
Verschließen, sah' gemeiner Leute Hand
Den Rücken grimmiger Tyrannen geißeln.
Der Mächtige, der Sanftmuth übt und, Herr
Von and'rer Leben, schuldlos seine Hände
Erhält und mild regiert, und nie den Zepter
Mit Blut beflecket, und fremdes Leben schont:
Der kommt am späten Abend eines Lebens,
Das froh und glücklich war, zulezt entweder
In Himmel, oder in die Wohnungen
Der seligen elysischen Gefilde.
Dort werden sie der Schatten Richter seyn.
D'rum, ihr Regenten, haltet eure Hände
Von Menschenblute rein! Es werden eure
Verbrechen dort mit größerm Maaß gemessen!

Auch die Phantasie des Dichters ist überaus reich und malerisch, wenn gleich seine prächtigen und langen Schilderungen nicht gerade dramatisch sind. Man betrachte z. B. wie Theseus den Kampf des Herkules mit dem Höllenhund Cerberus ausmalt:

Es raget über einer trägen Flut
Ein mächt'ger Felsen grauenhaft hervor.
Da stockt die Welle und das Wasser steht.
Hier sizt als Hüter an dem Fluß ein Greis,
Von Ansehn wild, in rauher, schmuz'ger Tracht
Und ist der Fährmann für die bangen Schatten.
Sein Bart hängt ungekämmt; ein Knoten hält
Den mißgestalten Leib; in hohlen Wangen
Glüht seiner Augen Licht, und er, der Fährmann,
Lenkt selbst den Kahn mit langem Ruder.
So eben führt er, von der Last entledigt,
Den Kahn an's Ufer, um dort neue Schatten
Zu holen: Da verlangte der Alcide
Die Ueberfahrt. Der Haufe weicht zurück;
Und Charon schreit ihm furchtbar zu: Wohin
Willst du, Verwegner? Hemme deinen Schritt.
Doch keinen Aufschub konnt' Alkmenens Sohn
Ertragen. Mit der Ruderstange zwang
Und bändigt' er den Fährmann und bestieg
Den Kahn, der, sonst geräumig für so Viele,
Ihn jezt allein kaum trug. Er sezte sich,
Und das jezt mehr als sonst beschwerte Fahrzeug
Trank bald mit diesem, bald mit jenem Rande
Des Lethe Flut. Da regten zitternd sich
Der Ungeheuer grausenvolle Schaaren,
Die grimmigen Centauren, die Lapithen,
Die vieler Wein zum blut'gen Kampf entzündet.
Des stygischen Gewässers fernsten Winkel

Sucht Lerna's Schlange und verbirgt daselbst
Ihr furchtbar Haupt. Hierauf erscheint die Burg
Des gier'gen Dis. Hier macht die Schatten zittern
Des Styxes wüth'ger Hund, des Reiches Hüter,
Der die drei Häupter furchtbar drohend schüttelt;
Des Hauptes Eiter lecken ihm die Schlangen;
Von Nattern starrt sein Haar! ein mächt'ger Drache
Zischt am gewund'nen Schweif. Und furchtbar ist,
Wie die Gestalt, sein Grimm. Wie er der Füße
Bewegung spürte, hob er seine Zotten
Am Schlangenhals empor und lauschte so
Mit hingestrecktem Ohr auf jenen Schall,
Gewöhnet, auch die Schatten selbst zu hören.
Wie nun des Zeus Erzeugter näher trat,
So schwankt auf seinem Siz der Hund im Eingang.
Und Beiden ward es bang'. Und siehe, jener
Erhob ein furchtbares Gebell und schreckte
Damit des Schweigens Siz. Es zischten drohend
Die Schlangen rings um auf der ganzen Schulter;
Und seiner Stimme Donnerschall, entströmend
Dreifachen Schlund, schreckt auch die sel'gen Schatten.
Da löset Zeus Erzeugter von der Linken
Des Wildes Rachen, hält das Haupt vom Löwen
Cleonä's gegen ihn und decket sich
Mit diesem mächt'gen Schild. Dann schwinget er
Die mächt'ge Keule in der Siegers-Rechten
Und traf den Hund bald hierher und bald dorthin,
Und immer stärker fielen seine Schläge.
Gebändigt endlich ließ der Hund das Drohen;
Er ließ ermattet alle Häupter sinken
Und wich vom Eingang ganz zurück. Es zittert
Das Herrscherpaar, das auf dem Throne sizt,
Und heißt, wohin er will, den Hund ihn führen.
Auch mich gab es dem bittenden Alciden
Noch zum Geschenk. Er streichelt nun den Hals
Deß mächt'gen Ungeheuers mit der Hand,
Und fesselt ihn mit diamantnen Banden.
Und seiner selbst vergessend läßt der Hund
Des Schattenreichs beständiger Behüter,
Die Ohren muthlos hängen; läßt sich führen,
Erkennt als Herrn ihn an und folgend mit
Gesenktem Haupte schlägt er beide Seiten
Mit seinem Schlangenschweif. Doch als wir an
Die Grenzen Tänarum's gekommen waren
Und hier des ungewohnten Lichtes Glanz
Sein Auge traf, da sammlet der Gebund'ne
Sich neue Kraft und schüttelt voller Wuth
Die mächt'gen Ketten; fast riß er den Sieger
Mit sich; er zog ihn rückwärts, macht ihn weichen.
Da braucht auch meine Hände der Alcide.
Wir Beide zogen mit vereinter Kraft
Den grimmigen und wutherfüllten Hund,
Der sich umsonst dagegen sträubte, fort
Und brachten auf den Erdkreis ihn herauf.
Und wie er nun des Aethers Klarheit sah,
Und nun des Himmels reines Licht erblickte:
Da ward es Nacht; er heftet' auf die Erde
Die Blicke, schloß die Augen und bemühte
Sich, dem verhaßten Tage zu entflieh'n;
Er wand sein Antlitz rückwärts, strebte auf
Dem Boden hin mit jedem seiner Hälse;
Barg dann sein Haupt in des Alciden Schatten.

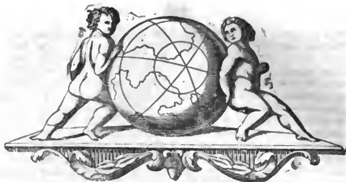
Niemand wird die Schönheiten dieser Schilderung verkennen. Meisterhaft sind besonders die Worte „und Beiden ward es bang,“ und der Schluß, da der Besiegte sich in des Siegers Schatten birgt.

So finden wir bei Seneca durchgängig ausgezeichnete poetische Stellen, die dem Besten der neuern Dichter wahrlich keine Schande machen würden. Man vergleiche z. B. den schönen Chor in den „Trojanerinnen.“

Süß ist's Trauernden, wenn ein Hause jammert,
Süß, wenn Klaggeschrei ringsum im Land ertönt.
Minder schmerzt das Leid und die Thränen, wenn auch
And're noch das ähnliche Leid beweinen.
Immer, immer freut sich der Hochbetrübte,
Hat sein Schicksal Mehrere noch betroffen,
Und wenn nicht allein er das Elend duldet.
Niemand weigert sich, ein Geschick, das alle
Dulden, zu tragen, —
Niemand wähnt sich elend, gesezt er wär's auch.
Laß die Glücklichen, die das viele Gold reich
Macht, nicht seyn, — nicht seyn, die mit hundert Ochsen
Fette Aecker pflügen, so wird dem Armen
Sich der tiefgesunkne Muth bald heben.
Niemand ist elend, wird er nicht verglichen.
O! wie süß ist dem, der auf weiten Trümmern
Liegt, wenn Niemand freudiges Antliz träget.
Der beklagt, beweinet sein Schicksal, welcher
Einzeln mit dem Schiff die Flut durchschneidend,
Nackt in Hafen kam, wo er hin begehrte.
Leichter trägt sein Unglück und Stürme, welcher
Gleichfalls tausend Schiffe vom Meer verschlingen
Sah und das Gestade besä't mit Schiffbruchs-
Trümmern, wenn der Wind aus Nordwesten stürmend
Aufgethürmten Wogen verbeut die Rückkehr.

Von der Uebersetzung sind hier bereits hinreichende Proben gegeben. Sie ist von der Art, daß jeder Gebildete sie mit Vergnügen liest.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 53. Mittwoch, 25. Mai 1836.

Neuestes Werk über Rußland.

Die kais. russ. Kriegsmacht im Jahr 1835 oder meine Reise nach St. Petersburg. Von dem General-Lieutenant Grafen von Bismark. Mit 3 Stahlstichen. Karlsruhe, Creuzbauer, 1836.

Der Verfasser, königl. würtembergischer Gesandter in Berlin und durch militärische Schriften, besonders über die Reiterei, rühmlichst bekannt, war vom Kaiser Nicolaus zu einem Besuch in Petersburg eingeladen worden und beschreibt nun diesen Besuch. Statt einer Kritik geben wir in diesem Falle lieber das Werk selbst, so weit es möglich ist, den eigentlichen Kern oder die Quintessenz desselben zusammenzufassen.

„Der Beobachter darf die Russen nicht nur in den Kriegen in eigenem Lande, sondern überallhin; nicht nur in dem Kriege gegen die Franzosen, sondern in alle Feldzüge, gleichviel gegen die Perser, gegen die Türken, oder gegen die Polen, gegen Asiaten oder gegen Europäer begleiten, und er wird überall dieselbe Ausdauer, taktische Standhaftigkeit, Unverdrossenheit, Tapferkeit und ruhige Ergebung finden, welche ihnen zuletzt immer den Sieg geben, ohne je übermüthig zu werden, je zur Verachtung des Gegners sich verleiten zu lassen.“

„Der Feldherr an der Spitze einer russischen Armee befindet sich daher auch noch in der glücklichen Lage, nach der politischen Stimmung derselben nicht fragen zu dürfen. Ob ein Krieg populär ist, kommt nicht in Betracht, obgleich jeder Krieg, den Rußland führt, nur seinen Interessen gilt und daher die Nationalstimmung für sich hat. Das Wort populär aber ist als ein Fremdes unbekannt, und tritt also als keiner der Faktoren des Krieges, bei den Berechnungen, die der Feldherr zu nehmen hat, mit auf den Operationsraum. Wenn andere Armeen durch diesen politischen Faktor oft despotisch beherrscht werden, und des Generals beste Operationen hemmen, lähmen, ihm die besten Momente zum Losschlagen und zur Ausführung entziehen, ihn mithin seiner Freiheit berauben, so ist dagegen eines russischen Feldherrn Freiheit unbegrenzt und unbedingt. Sein Kriegsgenie kann sich ungebunden, ungelähmt entwickeln; er genießt eine wahre Freiheit, keine eingebildete. Die Fahne ist die Heimath des russischen Soldaten. Da wo die Fahne, ist sein Vaterland. Die Treue gegen die Fahne erweiset sich durch Pflicht, Ehre, durch Kriegszucht, durch Gehorsam, durch Tapferkeit. Eine russische Armee kennt nichts von den neuen Theorien, jenen revolutionären Doctrinen, welche das Erhabenste, was der menschliche Geist zu erfinden wußte, die taktische Einheit durch Disciplin verbundener Krieger, wieder zerstören. Die Armee ist die Stärke und der

Repräsentant der russischen Monarchie, die Ordnungssäule, auf welcher der Kaiserthron und seine legitime Macht sicher ruht."

„Seit vielen, beinahe zwanzig Jahren des Anblicks alter Soldaten entwöhnt, da wir in Deutschland nur noch Soldaten von kurzer Dienstzeit haben, fühlte mein Kriegerherz Entzücken bei dem Anblicke so schöner Regimenter, die in ihrer edlen Haltung — Folge einer langen Dienstzeit — mit ihren männlich schönen, ernsten Gesichtern, und in ihrem aufmerksamen Auge, das sich durch Nichts zerstreuen läßt, das echte kriegerische Ansehen haben und jenes heilige Feuer verrathen, welches eine Bürgschaft ihrer Thaten ist. An die permanenten Armeen reihen sich große Gedanken und Folgerungen. Hat das barbarische Zeitalter nicht durch sie sein Ende gefunden? Ist die Civilisation nicht mit den stehenden Heeren nationalisirt worden? Und haben die Industrie, der freie Verkehr, die Wissenschaften, die Künste, ja die Freiheit selbst, nicht den Schutz einer imposanten bewaffneten Macht nöthig, um sich ungezwungen entwickeln zu können? Stehende Heere sind die Basis des socialen Lebens der Völker und die Garantie ihrer Ehre und National-Unabhängigkeit."

„In Rußland kennt man den ungeheuern Aufwand des constitutionellen Regierungsprincips nicht. Die Regierung ist viel einfacher, und eben deßhalb viel wohlfeiler. Das Glück, die innere Zufriedenheit der Familien wird durch keine Parteifragen, durch keine Tribüne gestört. Jeder geht frei seinem Gewerbe und seinen Neigungen nach, und selbst Menschen, die noch in sogenannten Leibeigenschaftsverhältnissen (die sich nach und nach lösen), leben, erwerben großes Vermögen, ohne daß es ihnen einfällt, sich aus diesen Verhältnissen zu befreien, — was ihnen mittelst geringer Geldopfer leicht wäre. Die Freiheit ist in Rußland eine Wahrheit, keine Fiktion. Dies sichert den innern Frieden."

„In demokratischen Staaten wird nach vollbrachter Revolutionsarbeit die Kriegsmacht nur geduldet, wird in die Richtung der Verbürgerung eng zusammengedrückt, hat aber keine auf einem Rechtsprincip ruhende Stellung. Die Demagogen, Agitatoren, Tyrannen des Staats und des Volks beschränken jedes Jahr dessen Existenz, aus Furcht, durch das Heer aus ihrer Usurpation getrieben zu werden; denn zwischen einer usurpirten Gewalt und einer legalen Militärmacht sind, wie die Geschichte bezeugt, keine dauernden Sympathien möglich. Die Militär-Chefs haben nur noch einen untergeordneten Rang im Staate: sie sind, wenn sie nicht andere Funktionen bekleiden, von keinem Einfluß und genießen einer geringen Achtung. Ein Volkstribun überragt jeden andern Einfluß; die militärische Laufbahn dagegen bleibt in dienstbarer Unterwürfigkeit und da, wo Alles frei zu seyn glaubt, wird der Soldat als in Sklaverei befindlich fortwährend angesehen. Hat nun irgend eine legitime Staatsregierung eingewilligt, daß ihre Kriegsmacht allmählig in die Richtung der Verbürgerung eng zusammen gedrückt und deren Existenz beschränkt wurde, wie kann sie alsdann noch unter den gezeigten Verhältnissen und in außerordentlichen Umständen, wie namentlich Revolutionen — wo die schlechten Neigungen der menschlichen Natur den Zaum der Gesetze abstreifen — sie mit sich führen, auf den Beistand des Heeres rechnen? Kommt zu diesen Verhältnissen noch eine kurze Dienstzeit, in deren Folge der kleinste Theil bei den Fahnen, der größere abwesend ist, so kann sich auch kein Band zwischen den Soldaten und den Offizieren festmachen; denn um ein solches Band zu knüpfen, gehört Zeit und Gewohnheit, welche die kurze Dienstzeit nicht gewähren. Der kriegerische Geist kann sich dabei nicht entwickeln, die Disciplin nicht feststellen, so wie überhaupt die militärischen Institutionen hinter den politischen Institutionen zurückbleiben. Das Höchste, was der menschliche Geist zu erfinden vermochte, jene Disciplin, welche ein tausendgliedrig zusammengesetztes großes Heer wie ein großes Ganzes, wie eine große Einheit regiert und bewegt, fällt dabei in sich zusammen und hört auf zu seyn."

Die russische Streitmacht wird zu folgender Uebersicht gebracht:

„Nach der neuen Organisation besteht eine aktive Operationsarmee aus 6 Infanterie- oder Armeecorps. Jedes Corps aus 3 Divisionen à 2 Brigaden, à 2 Regimentern, à 6 Bataillons à 1000 Köpfe bestehend — (von diesen 6 Bataillons rücken nur 4 ins Feld; 2 bleiben als Reserve zurück) — demnach Stärke

eines Regiments der aktiven Armee . 4000 Mann,
einer Brigade . . . . 8000 Mann,
einer Division . . . . 16,000 Mann,
eines Corps . . . . 48,000 Mann,

Jedes Infanteriecorps hat eine Division oder 3 Artillerie-Brigaden à 4 Batterien à 8 Piecen; 1 Reserve-Batterie, 1 Park-Colonne, 3 Sappeur-Bataillone nebst Pontonnier-, Train-, Arbeits-Compagnien ꝛc., circa 6000 Mann, worunter 5000 Combattanten. Ferner eine Division leichter Reiterei von 2 Brigaden, 1 Husaren-, 1 Ulanenbrigade, à 2 Regimentern, à 9 Schwadronen à 160 Pferden im Frieden, deren Vermehrung auf 180 Pferde mittelst der Depot-Schwadron vorgesehen ist. Davon rücken 8 Schwadronen ins Feld, 1 bleibt als Reserve zurück — demnach Stärke eines Feldregiments von 8 Schwadronen à 160 Pferde, 1280 Pferde, einer Brigade 2560 Pferde und einer Division 5120 Pferde mit einer reitenden Artillerie-Brigade von 2 Batterien. Ein Armee- oder sogenanntes Infanteriecorps erreicht mithin, die Nichtstreitbaren mitgerechnet, die Stärke

von 60,000 Mann, mit 120 Geschützen, wenn man gleich in runder Zahl bei 50,000 Combattanten für einen Tag der Schlacht stehen bleiben kann, insoferne man die zurückbleibenden: Kranke, Commandirte und den in den Rapporten sich docirenden nicht ausrückenden Stand ein für allemal abrechnet. Macht also für 6 Armeecorps 360,000 Mann und für die Schlacht 300,000 ausrückenden Stand an streitbarer Mannschaft mit 720 Feldgeschützen völlig bespannt und ausgerüstet. Dieser Theil der aktiven Armee liegt in den Cantonnirungs-Quartieren, ist immer auf dem ausrückenden oben angegebenen completen Feldetat, und zu jeder Operation marschfertig. Die active Armee hat alle Bedürfnisse bei sich, wodurch sie vollständig unabhängig wird. Die Arbeitscompagnien erzeugen alle Bedürfnisse an Material aller Art und haben ihre ambulanten Atteliers stets und überall bei sich. Zur aktiven Operations-Armee gehört noch ferner:

1) Das Gardecorps, wovon im nächsten Abschnitte ein besonderer Bericht folgen wird, — aus einem completen Infanterie- und einem Corps Reiterei bestehend;

2) Das Grenadiercorps, in gleicher Stärke eines Armeecorps;

3) Zwei Reserve-Cavalleriecorps, jedes 1 Curassier- und 1 Ulanen-Division à 2 Brigaden, à 2 Regimenter, die Curassier à 6 Feld-, die Ulanen à 8 Feld- und 1 Reserve-Schwadronen mit zwei Brigaden reitender Artillerie;

4) Ein Dragonercorps, ebenfalls à 2 Brigaden à 2 Regimenter, à 10 Feld- und 1 Reserve- oder Depot-Schwadronen.

Von den 10 Schwadronen sind 8 Dragoner und 2 Ulanen. Artillerie wie die übrigen Reitercorps. Diese 3 Cavalleriecorps geben über 30,000 Cavallerie-Pferde ausrückend. Es steigt mithin die active Operationsarmee im Frieden auf 500,000 Mann reguläre oder Linientruppen, — (selbst wenn man auch annimmt, daß von dem Gardecorps einzelne Abtheilungen außer ihren Depot-Bataillonen und Schwadronen bei einem Kriege nicht mitmarschieren sollten) — worunter 75,000 Cavallerie-Pferde und weit über 1000 bespannte Feldgeschütze; die Artillerie Reserve nicht gerechnet. Die irreguläre Reiterei wurde bisher noch nicht in Calcul gezogen, da ihre Stärke von der Beschaffenheit des Kriegstheaters abhängt, und von dem Gebrauche, welchen man von derselben machen kann. 50,000 Pferde ist übrigens Minimum, womit sie im Felde erscheinen wird, und welche daher mit in Rechnung zu nehmen sind. Der Kaiser hat also, wie nachgewiesen wurde, durch die Organisation von 1833 eine Operations-Armee von 550,000 Mann, die irreguläre Reiterei mitgerechnet, zu freier Disposition. Es geht daraus hervor, daß es in Rußland gegenwärtig nur der Marschbefehle bedarf, um mit 3 oder 400,000 streitbarer Mannschaft auf irgend einem Kriegstheater zu erscheinen. Diese Operations Armee hat ihre gesicherte Ergänzung in den Reserve-Bataillons (2 Bataillons per Regiment oder 24 Bataillons per Armeecorps), Schwadronen und Batterien, welche die Rekruten aufnehmen, ausbilden, und welche zugleich eine formidable Armee des Innern formiren, von circa 200,000 Mann. Die Militär-Colonien reihen sich hier an. Die Garnisons-Truppen und Invaliden-Abtheilungen, deren Stärke nicht unbedeutend ist, haben feste Bestimmungen und Garnisonen, meist in festen Plätzen. Die Regimenter der Seesoldaten, oder der Marine bestehen für sich. Was außer dem bis jetzt Aufgeführten noch weiter in Anrechnung kommt, ist:

1) Die abgesonderte kaukasische Armee mit 80,000 Mann Linientruppen, 2 Dragoner Regimentern und 8 neuformirten uralischen Linien-Kosaken-Regimentern — — von denen Eines gegenwärtig in Warschau steht, wogegen ein neuntes Regiment in der Formation begriffen ist.

2) Das abgesonderte sibirische Corps.

Die russische Kriegsmacht ist mithin sehr stark, besonders wenn man die lange Dienstzeit der Soldaten betrachtet, und die Sorgfalt, womit dieselben gegenwärtig behandelt werden, was ihrer Erhaltung sehr günstig ist.“

„Eben so sind die politischen Mittel zum Vortheile der Russen. Denn die kritische Lage so vieler Staaten, welche in unserem Zeitalter innerer Zwiespalt theilt, und eine zersetzende Gährung durchdringt, ist Rußland fremd. Von dem unversöhnlichen Streite einer falschen Civilisation mit der ewigen Ordnung der Dinge, die ihre ungeregelten Ansprüche zurückweist, weiß das alte Rußland nichts. Es kann mithin seine ungetheilte Macht in die Wagschale legen, für die es den Ausschlag gibt. Das europäische Verhältniß der Staaten kann nicht ungestraft verschoben werden. Rußland, in enger Verbindung mit Oesterreich und Preußen, — stellt sich jedem Angriffe entgegen, welches Panier einem solchen Angriffe auch vorangetragen werden mag. Das Schwert des Brennus wird dem Besiegten schwer entscheidend fallen. Darum, und eben darum sind Aller Blicke voll Besorgniß oder Hoffnung auf Rußland, auf diese Macht gerichtet, der das Richteramt in dem großen Streite der menschlichen oder revolutionären Auflehnung gegen die göttliche oder monarchische Ordnung der Welt zufallen zu müssen scheint. Das Recht, die von Gott gesetzte Ordnung der Dinge, zählt auf ihren Schutz; die Anarchie, welche nur durch revolutionäre Umwälzung ihr Ziel erreichen kann, betrachtet Rußland als ihren größten Feind. Ein ahnendes

Gefühl fliegt durch die Welt, daß diese Entscheidung zum Vortheil des monarchischen Rechts, d. h. der göttlichen Ordnung der Dinge fallen werde.“

„England, das die wachsende Größe und Macht dieses — in einem Boden von Granit stehenden Colosses mit der empfindlichsten Eifersucht bewacht, da es die Gefahr erkennt, die seiner Industrie, seinem Welthandel und besonders seinem ostindischen Reiche droht, ist immer geneigt für den Krieg, den seine Politik, um seine Monopole zu schützen, voraussieht, ein Bündniß mit dem revolutionären zu schließen. Es hofft, dessen Mitwirkung sich bereits gesichert zu haben, allein eine solche Allianz ist nicht ohne Opfer; das Bestehende, jene Constitution, auf welche Alt-England so stolz war, welche kaum einige paar Menschenalter Dauer gehabt, und die — selbst ein Irrthum — auch die Welt in Irrthum gesezt hat, — wurde bei diesem Bündniß erschüttert, und wankt, ohne Sicherheit, daß die bereits gebrachten Opfer vor Anarchie und völligem Umsturze retten. England, das nur die Interessen seines Welthandels vor Augen hat, nimmt nach Kaufmanns-Art es mit seinen Associés nicht so genau; wenn der Alliirte nur dem Rival Schaden zufügen und beitragen kann, seine Monopole zu schützen und zu vertheidigen. Welche Vortheile aber bringen diese Monopole der übrigen Welt? England ist das Land der Gegensätze: wo es nicht unterjochen kann, hängt es den Schild der illimitirten Freiheit aus. Schon Canning, der selbst eben kein Revolutionär war, rühmte sich, den großen Sack, in welchem Aeol die Stürme eingesperrt hält, in seiner Gewalt zu haben, und drohte, diese revolutionären Stürme zum Schutze der brittischen Monopole über die Erde zu senden. Allein die Aeolsketten fehlten damals, wie jezt, das zerstörende Princip, — welches nach Art des Bösen sich gerne gegen den eigenen Urheber wendet, — wieder anzulegen, und Neptun selbst hat über das entzügelte Gesindel keine Macht.“

„Bald steht Rußland, (den sich widersprechenden Autoren zufolge) einem Eisgebirge gleich, an den Nordpol gelehnt, von dem eine Lawine — sich ablösend — schon hinreicht, einen Welttheil zu zerschmettern; bald ist es nur ein eherner Coloß, unsicher auf Füßen von Thon einhergehend. Nur das Eine ist wahr, daß Rußland groß, mächtig, und um so furchtbarer ist, als es immer unter den Waffen sich befindet, und sich, vermöge seiner Größe und Ausdehnung auch immer unter den Waffen befinden muß.“

Vom Kaiser insbesondere schreibt der Verfasser: „Sobald der Kaiser angekommen und zu Pferde gestiegen war, übernahm er das Commando. Der erste Blick eines Generals mustert natürlich das militärische Ansehen der Reiter, ihren Anzug, Zustand der Pferde, Bewaffnung, Sitz, Zäumung, Stellung der Zügelhand, Bügelschnallung, Sattelung, Packung. Die Curassier-Regimenter haben deutsches Sattelzeug. Bei allen diesen Gegenständen, die ich mit einem Blick ins Auge faßte, fand ich nichts zu erinnern. Wer viel gesehen hat, sieht schnell. Die Haltung ist elegant, die Führung ruhig und gut, das Material vortrefflich. Die Gleichheit, welche das wahrhaft Schöne noch mehr hervorhebt, machte sich angenehm bemerkbar. Die Kniee der Reiter bildeten gleichsam nur eine Linie. Mit welchen Erwartungen und Forderungen ich auch nach St. Petersburg in Betreff der Reiterei gekommen war: meine Erwartungen und Forderungen wurden übertroffen.“

„Auf die Bildung und Entwickelung der Colonnen legt der Kaiser ein besonderes Gewicht, und er hat darin das Feste, Unwandelbare der Taktik, was sich stets erhalten wird, und über allen Wechsel erhaben ist, gefunden. Der Kaiser Nikolaus ist ein geborner Cavallerie-General, und hat das entscheidende Moment oder Princip der Taktik der Reiterei in seinem Genius gefunden.“

Folgt nun eine ausführliche Entwicklung des von der Colonne zu machenden Gebrauchs. Dann heißt es weiter:

„Der Kaiser manoeuvrirte in der bereits bezeichneten Weise beide Regimenter mit einer Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, daß ich in Verlegenheit war, was ich höher stellen sollte, die Art, wie er den Befehl gab, d. h. mit der Stimme commandirte, oder die Art, wie die Regimenter den Befehl vollführten. Dabei hat der Kaiser ein wunderschönes und vollständiges Commandowort, und ein so seltenes Gedächtniß, daß er z. B. die Signale, welche der ihn begleitende Trompeter blasen soll, nicht z. E. Marsch, Trab, Gallopp befiehlt, sondern das Signal selbst vorsingt. Bedenkt man, daß ein Monarch von einem Reiche, größer als Europa, mit 56 Millionen Einwohnern, der dabei alle Kabinette im Auge behält, nicht nur die Reglements der Truppen sowohl der See- als Landmacht, sondern sogar die Signale derselben im Gedächtnisse hat, so grenzt dies an das Wunderbare. Ja selbst das preußische Reglement kennt der Kaiser, denn er commandirte 1834 in Berlin das sechste Curassier-Regiment, das seinen Namen trägt, selbst, und ebenfalls mit der Stimme.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54. Freitag, 27. Mai 1836.

Neuestes Werk über Rußland.

Die kais. russ. Kriegsmacht im Jahr 1835 oder meine Reise nach St. Petersburg. Von dem General-Lieutenant Grafen von Bismark. Mit 3 Stahlstichen. Karlsruhe, Creuzbauer, 1836.

(Schluß.)

Bei Gelegenheit des kaiserlichen Geburtsfestes heißt es: „Als ich in meine Zimmer im Corps de logis des Schlosses trat, fand ich das große Band des St. Annen-Ordens, als eine feine Aufmerksamkeit, womit der Kaiser mich am Abend seines Geburtstages gnädig überraschte. Der Hof versammelte sich 8 Uhr zu einem kleinen Balle, wo der Kaiser die Glückwünsche für den morgenden Tag entgegennahm. Am 7ten, dem Geburtstage selbst, war Kirche und Wachtparade der Garde zu Pferd, in deren Uniform der Kaiser erschien, die ihm bei seiner auffallend schönen und brillanten Kriegergestalt ganz vorzüglich steht. Groß Diner in Galla, jedoch weder Toast noch Kanonendonner, oder sonst irgend ein äußeres Gepränge. Abends großer Ball in Monplaisir, einem Pavillon neben dem Hause Peter des Großen am Strande des Meerbusens. Dieser Ball war eine seltene Vereinigung schöner weiblicher Gestalten, mit eleganten Formen und graziöser Haltung. Ein Ball wirkt auf uns Männer, wie ein Strahl der Frühlingssonne, welche erwärmt, erheitert, und — trifft man dabei geistige Unterhaltung — auch stärkt, belebt und schöne Gedanken zum Aufblühen bringt. Sey es das Gefühl der schnell verschwindenden jugendlichen Blüthe, sey es angeborne Gabe, der sprühende Funke geistiger Jovialität leuchtet aus den glühenden Augen und erhebt die schöne, durchsichtige Haut. Die üppige Taille mit den feinsten Wendungen des schön geformten Körpers setzt der Contretanz und die Masourka in die vortheilhafteste Stellung. Perlen und Brillanten sind zwar eine schöne Zugabe, vermögen aber das positiv Schöne und dessen Zauber nicht zu verherrlichen. Auch an schönen Männern ist großer Reichthum. Die russischen Männer haben größtentheils einen zartgebauten Kopf mit angenehmen und feinen Gesichtern. Die Augen, wenn auch nicht immer vom reinsten Wasser, zeigen schlaue Klugheit und um den Mund liegt ein feiner beredter Zug der Kunst des Schweigens. Der Formenbau des Körpers, die schöne kräftige Haltung trägt die gutgemachte Uniform besonders hervor. Geist und Bildung vollenden.“

„Während Europa und Asien zum größten Theil in innern Kämpfen sich verzehren, Revolutionen die Staaten erschüttern und deren Kräfte theilen oder lähmen, sieht der Kaiser Nikolaus, dessen Geist die angetretene

Erbschaft mit Genie und dem Genius des Guten aufgefaßt hat, mit seinem Adlerblicke aus sicherem Horste dem revolutionären Treiben zu, um, wenn es an der Zeit, oder nöthig ist, als ein treuer Alliirter seiner Freunde, sollte die Revolution und der Genius des Bösen den Krieg wagen, die monarchische Weltordnung aufrecht zu erhalten. Rußland entwickelt sich wunderbar auf der Bahn seiner großen Bestimmung, hat seine Aufgabe in dem Plane der Weltgeschichte richtig aufgefaßt, und wird diese Aufgabe lösen. Nicht Unterjochung, sondern Befreiung von dem bösen Princip, das die Völker wie der Alp drückt, und ihnen das Gesetz der Revolution auflegen möchte, welches alle Rechte umstürzt, ist diese Aufgabe. Die Revolution herrscht durch Willkür- und Ausnahmegesetze; die Monarchie ist ein Schutz des Rechtes, und herrscht nur durch solches. Das Recht ist höherer Abstammung und von älterem Tage als das Gesetz. „Das Recht ist der Ausdruck des Willens Gottes," — sagt Sir Robert Peel, — und muß über dem menschlichen Gesetze erhaben, die nothwendige Grundlage aller Staatseinrichtungen seyn." Das Recht ist selbstständig, ewig, unveränderlich — es dient nicht, es herrscht; — das Gesetz nimmt alle Formen an, ist feil, jedem dienstbar, daher auch jede Revolution damit anfängt, das Recht zu detronisiren, und sich durch ein Gesetz zu constituiren. Rußland steht in der Rangordnung der Nationen auf einer Stufe, worauf jede Besorgniß von Gefahr durch auswärtige Feinde verschwindet. Die Laufbahn seiner großen Bestimmung liegt frei vor ihm, und es kann, wenn es seine Streitkräfte beisammen hält, den Kampf für die Unabhängigkeit der Welt wagen, und sich in enger Freundschaft mit seinen westlichen Nachbarn, zum Schiedsrichter zwischen dem guten und bösen Princip erheben. — Dabei kann das Ganze nur gewinnen, Niemand aber verlieren. Dies fühlt selbst der Instinkt der Völker, die — wohin der Kaiser Nikolaus, der ohne Bedeckung und unangefochten durch die Länder reiset, — außerhalb seines Reiches bis jezt auch noch gekommen ist, ihn mit Jubel begrüßen."

„Den Gebrauch, den er von seiner Macht nimmt, heiligt sie; er betrachtet sich selbst im Dienste des guten, des conservativen Princips, des göttlichen Rechtes, und wird Rußland auf der Bahn seiner Entwicklung fortführen; zugleich — die Freiheit des Ganzen schützend — sich verpflichtet fühlen, die Welt gegen die Tyrannei der Revolutionäre, der Anarchie zu vertheidigen. Nie sah die Welt eine erhabenere Bestimmung, ein heiligeres Motiv zum Handeln. Der Kaiser, Haupt der Kirche, wie Haupt des Staates, wird als der Vater, der Patriarch seiner Unterthanen, mehr als kindlich verehrt; sie sind ihm ehrfurchtsvoll ergeben und aufrichtig zugethan. Gott und der Kaiser sind gleichbedeutend, und dieser wird auch wirklich wie ein höheres Wesen, wie ein von Gott Gesandter angesehen und angebetet. Dies ist ein Religionspunkt."

Dramatische Literatur.

9) Zumala-Carregui oder der Tod des Helden. Trauerspiel in fünf Aufzügen von S. F. L. G. Stuttgart und Leipzig, Rieger u. Comp., 1836.

Ein Trauerspiel, das auf die Bühne zu kommen wohl verdiente, weil es ein echtpoetisches Interesse mit einem Interesse des Tages auf das geschickteste verbindet. Zumala-Carregui, der Held inmitten der Intrigue, der Thatenreiche inmitten des Notenwechsels, der groß handelte, rasch und schön endete inmitten des odiosen, zu keinem Resultate führenden Redens und Schreibens — dieser altspanische Charakter hat tiefen Eindruck auf Europa gemacht, ist allen Partien, selbst seinen Gegnern, interessant und verehrungswürdig erschienen, und mußte bald seinen Dichter finden. Der ungenannte Verfasser des vorliegenden Trauerspiels war seines Stoffes vollkommen mächtig und hat in scharfen Zügen mit schlagender Wahrheit die Parteien um seinen Helden gruppirt.

Zumala-Carregui erscheint nicht nur gegenüber seinen Feinden, deren Tiraden er verachtet, sondern auch seinen Freunden, deren laue und unklare Handlungsweise ihn empört, als ein Mann der alten, eisernen, charaktervollen Zeit, der sich in das papierne Zeitalter der Schwäche und Lüge nicht mehr zu finden weiß.

Folgendes sagt er den Liberalen:

Ihr sprecht von Freiheit. Seyd ihr wirklich frei?
Wir sind es nach der Weise unsrer Väter.
Ihr baut Systeme, die der Wind verweht.
Ihr hascht nach Freiheit, und wir haben sie,
Wie sie von Vater sich auf Sohn geerbt.
Wir sind die Söhne unsrer Väter. Ihr
Die Affen eines fremden Volks. Was hat
Der Franken Volk gewonnen bei dem Wechsel?
Den Despotismus im Gewand der Freiheit,
Was die eine Hand gegeben, nimmt die and're,
Ein ew'ger Kampf der Freiheit und Gewalt,
Ein ewig Schwanken zwischen Willkür und Gesetz!
Und dieser Ludwig Philipp, dieser Bürgerkönig,
Ein Spielball und ein Werkzeug der Parteien!
Heut' klammert er an diese, morgen sich an jene an,
Er fröhnt dem Eigennutz, der Eitelkeit,
Auf seinem morschen Throne sich zu halten,
Dem auf der einen Seite angebornes Recht,
Der Haß des Volkes auf der andern droht.

Ein Usurpator ist euch König Carl,
Er lebt ein Vater in der Mitte seiner Kinder,
Allein und unbewacht geht er durch ihre Reihen,
In jeder Hütte findet er ein sich'res Obdach,
Und sichern Schlaf im Schooße jedes Unterthanen.
Doch jener Bürgerkönig, zittert er
Nicht täglich für sein Leben, fährt er nicht
In fest verschloß'ner Kutsche in sein Parlament,
Pomphafte Reden dort zu halten für die Freiheit,
Die er mit Füßen tritt? Und so ist es bei Euch
In Euerem Madrid, der Freiheit Wortgepränge
Statt wahrer Freiheit, ew'ger Wechsel, keine Stätigkeit.

Folgendes sagt er einem fremden Agenten:

Und diesen Krieg, wenn heute nicht,
Wird man ihn morgen wagen müssen, denn
Es können in Europa nicht
Die zwei Principien besteh'n zusammen,
Das eine ist des andern Untergang.
Und jeder Tag, das seht Ihr selbst,
Schwächt uns're Macht, vergrößert die des Feindes.
Erst Belgien riß der Umschwung mit sich, dann
Das ferne Polen, in den britt'schen Reichen
Gebar er die Reform, die täglich weiter greift.
Dann ging der Geist der Neuerung, des Schwindels,
Auf die Halbinsel über, sie in Flammen setzend,
Und so verlieren wir mit jedem Tag
Mehr Boden, den der Feind gewinnt,
Und mit der Macht steigt seine Zuversicht.

Fremder Agent.

Doch haben wir auf Frankreichs Boden selbst,
Aus dessen Schooß die Hyder der Umwälzung
Hervorging, ihr mit Ludwig Philipps Hülfe
Ein Haupt um's and're abgeschlagen, und
Der Bürgerkönig, den sie auf den Thron hob, ist
Der erste und gefährlichste der Feinde,
Die sie bekämpfen, seine Politik versteht
Der Einen Häbgier und der Andern Angst,
Die Ehrfurcht Dieser und den Kleinmuth Jener
An sein System zu fesseln, und so wird
Das Feuer, wenn die Nahrung ihm gebricht,
In seiner eig'nen Asche selbst erlöschen.

Zumala-Carregui.

Bloß scheinbar, die Parteien schlafen nur,
Nur eines Hauchs bedarf es und die Flamme,
Die man erstickt geglaubt, schlägt aus der Asche auf.
Und was vermag denn gegen den, der es
Geschaffen, das Geschöpf, ist dieser Ludwig Philipp nicht
Des Aufruhrs Sohn, der König der Empörung?
Er mag sie dämpfen eine Zeit, in Schranken halten,
Doch sie bezwingen, das vermag er nicht.

Vom Volk stammt die Gewalt, die er besitzt,
Verschmizt mag er durch Trennung der Parteien sie
Für sich ausbeuten und sein Haus, d'rum ist er doch
Des Volkes Diener, nicht sein Herr.

Fremder Agent.

Das ist wohl wahr, allein man muß
Sich in die Zeiten schicken, wie sie sind;
Und dieser Bürgerkönig ist
Ein trefflich Werkzeug uns'rer Hand,
Wir haben einen Köder, und an dem
Beißt jeder Usurpator an, wir zeigen ihm
Von fern' die Aussicht zur Aufnahme in
Die Reih'n der legitimen Dynastien
Wenn er durch Handlungen sich ihrer würdig macht;
An diesen Köder biß Napoleon an,
Und Ludwig Philipp ist kein Bonaparte.
Wir brauchen diese ephemeren Kaiser
Und Bürgerkönige; den Geist des Volks
Zu unterdrücken, zu entmuthigen,
Die Revolution zu bänd'gen, die sie hob,
Und dieser Geist ist ihres Thrones einz'ge Stütze,
Ist sie gewichen, fällt er selber ein,
So ging Napoleon unter, und so wird
Sich Ludwig Philipp selbst den Fall bereiten....

Zumala-Carregui
(ihn unterbrechend).

Und inzwischen geht Don Carlos Sache
In Spanien verloren, und die Sache Carls,
Täuscht Euch darüber nicht, ist Eure eigene.
Und ist in der polit'schen Welt bis jetzt
Nur ein Problem gelöst, nur eine Frage
Entschieden, hat nicht vielmehr sich
Der Knoten nur noch mehr verwirrt?
Bloß mit dem Schwert ist er zu lösen.
(Nach einer Pause.)
Blickt in Europa um Euch, überall
Seht Ihr das Vorgefühl des nahen Kriegs,
Des unvermeidlichen, vom Frieden
Spricht man, und überall wird Krieg bereitet.
Warum im Frieden sich erschöpfen und
Die Mittel, die zum Kriege dienen, in
Nutzloser Demonstration verwenden?
Die Parteien sind scharf geschieden und getrennt,
Und überflüssig ist's, mit Namen
Sie zu bezeichnen, denn der Stand der Dinge
Stellt selber jede schon auf ihren Platz, und kleinliche
Rücksichten müssen schweigen, wo es sich
Um Daseyn handelt oder Untergang.
Ist dies nun festgestellt, so läßt
Mit wenig Worten sich ein Umriß geben:

Schließt die Dardanellen, schließt den Sund,
Ihr könnt es, Ihr seyd näher, als der Feind.
Ist dies gescheh'n, so seyd Ihr abgeschlossen,
Und Eure ganze Macht, streitfertig und
Im Rücken sicher, liegt in Eurer Hand,
Drückt vorwärts, unaufhaltsam, mit
Gesammter Kraft, durch kühnes Handeln
Stärkt man der Freunde Zuversicht, erschüttert
Des Feindes Muth, und wer ist Euer Gegner?
Sitzt er so fest auf seinem Thron, daß er
Des Reiches ganze Macht nach außen
Verwenden kann, und thut er's, so erwachen
Im eig'nen Lande die Parteien — Anarchie
Und Bürgerkrieg von innen, und der Feind von außen.....
(Heftiges Gewehrfeuer in der Ferne. Er horcht einen Augenblick und fährt dann fort.)
..... Handelt, so lang es Zeit noch ist, so lang
Wir hier noch fest steh'n, und vor Allem
Erkennet Carl den Fünften an als König
Von Spanien und beider Indien!

So der Held der Tragödie. Unter den Negros findet sich ein Charakter, der das gleiche spanische Feuer in sich trägt nud mit seinen Freunden eben so wenig zufrieden ist, wie Zumala-Carregui mit den seinigen.

Don Fernando.

Ist es denn nöthig, daß der Krieg mit so
Blutgier'ger Wuth geführt wird, menschlich ist es nicht.
Doch nicht von Menschlichkeit will ich hier reden, und
Ich frage bloß, ob es ersprießlich sey,
Und nützlich für die Sache, der wir dienen?

Camillo.

Ich war in zartem Jugendalter noch, als sich
Der Strom der rohen Horden des Tyrannen, der
In Frankreich herrschte, über Spanien ergoß.
Er fand ein Volk, das ihm gewachsen war,
Des Spaniers Stolz verschmähte, unter die Gewalt
Des fremden Herrschers schmählich sich zu beugen.
Das ganze Volk erhob sich wie Ein Mann,
Des Greises schwache Hand, des Weibes zarter Arm
Griff zu den Waffen, so auch ich, fast noch ein Knabe.
Du weißt, wie glorreich dieser Kampf
Beendigt ward, mit Strömen span'schen Bluts
Erkauften wir auf's Neue seinen Thron
Dem König Ferdinand — was war der Lohn?
Verbannung, Tod und Kerker
Den Tapfersten des Heers, den Redlichsten
Des Volks, die am Gesetze hielten.
Sechs lange Jahre habe ich
In Fesseln selbst geschmachtet, bis
Riegos Arm den Kerker mir geöffnet.
Ein neuer Stern ging über Spanien auf.
Bald waren wir der heim'schen Feinde Meister, als
Das charakterlose Volk der Franken, das,
Gleich einem Jagdhund, jedem Jäger folgt,
Auf's Neu' sich über Spanien ergoß,
Um Ferdinand die Krone, die es ihm
Unlängst geraubt, wieder auf's Haupt zu setzen
Jetzt war ich ein Verbannter, und
Im fremden Lande mußt' ich kümmerlich
Mein schmerzlich trübes Daseyn fristen...

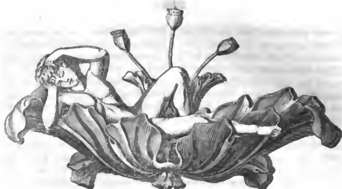
Don Fernando
(ihn unterbrechend).

Bis Königin Christina, dieses Reichs
Regentin, Euch zurückgerufen hat.
Der edlen Herrscherin verdanket Ihr...

Camillo.

Nichts!
Nichts, nichts verdank' ich ihr, denn sie
Hat nur gethan, wozu die Noth sie zwang.
Haben wir ihr erst den Thron erbaut, und ihn
Mit unserm Blut verkittet, so wird sie,
Als ein verächtlich, unnütz Werkzeug uns
Wegwerfen und die ganze Macht des Staats
In ihrer feilen Schranzen Hände legen,
Uns aber, die wir unser edles Blut
Für sie verspritzt, wird man als lästige
Anmahner an die Pflicht der Dankbarkeit
Vom königlichen Angesicht entfernen.
Das ist der Dank der Könige, wir haben
Die bittere Erfahrung schon gemacht.
(Mit schmerzlicher Heftigkeit.)
Ich sah' Riego sterben, ich war in
Madrid, verkleidet, ihn zu retten;
Ich vermocht' es nicht, da schwur ich....
(Er hält, vom Schmerz überwältigt, inne, und fährt dann ingrimmig fort.)
Glaube nicht, daß ich für diese
Christina, noch für Isabellen, ihre Tochter,
Noch für irgend einen, der sich Bourbon nennt,
Der Name ist im tiefsten Herzen mir verhaßt,
Die Waffen führe, nein, dies gute Schwert....
(Er schlägt klirrend an seinen Säbel.)
Ganz anders heißt die Sache, der es dient,
Und wann die Zeit gekommen ist...
Doch wozu Worte, wo es Thaten gilt!
Durch Langmuth, Schonung, durch bedächtig Wesen
Durch jener Cortes Wortkram, denen es
An Kraft und Muth gebrach, ging uns're Sache
Schon einmal unter, nicht zum zweiten Mal,
Soll sie so feig verloren werden, auf
Der Feinde Leichen muß den blut'gen Thron
Die Freiheit gründen, dann erst steht er fest,
Die Todten nur kehren nicht wieder.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 55. Montag, 30. Mai 1836.

Kriminal-Justiz.

1) Medicinisch-psychologisches Gutachten über die Verurtheilung des Lieutenants Emil de la Roncière vor den Assisen in Paris im Juli 1835 von C. Chr. Matthäi, Medicinalrath in Verden. Hannover, Helwing, 1836.

2) Merkwürdiger Proceß des E. Cl. de la Roncière. Nach den authentischen gerichtlichen Verhandlungen und Beweisschriften. Zwei Bände. Quedlinburg, Basse, 1836.

Schade, daß die kleine Schrift des Herrn Matthäi für den Verurtheilten zu spät kommt. Unser berühmter Matthäi hat die Unschuld desselben bis zu einem Grade von Wahrscheinlichkeit erwiesen, daß ohne Zweifel die Geschwornen, wenn sie einen so scharfsinnigen Vertheidiger hätten hören können, troß des Bravour-Plaidoyer des Herrn Odillon-Barrot, wohl anders würden geurtheilt haben.

Der Verlauf des höchst interessanten Processes ist seiner Zeit in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden. Es ist kürzlich dieser. Der Lieutenant de la Roncière wurde beschuldigt, die Tochter eines edeln Hauses an ihrer Ehre und sogar am Leben angegriffen zu haben. Der Lieutenant war ein leichtsinniger junger Mann, Schuldenmacher, Bruder Liederlich. Das Mädchen, die Tochter seines Generals, die Verwandte der ersten Häuser in Paris, deren Unschuld und Noblesse überdies mit Affektation zur Schau getragen wurde, schien ihm gegenüber ein heiliges Opferlamm. Er wurde vor Gericht geführt in Begleitung eines gemeinen Bedienten mit struppigtem Backenbart und einer verlegenen Magd. Sie dagegen war umgeben von einem zahlreichen Gefolge hochadeliger Damen, französischer Pairs und Marschälle. Er hatte Niemand zum Schutz, als einen alten Vater, einen einarmigen grauköpfigen Invaliden und einen ehrlichen Advokaten. Sie hatte einen ganzen Hofstaat bei sich und als Vertheidiger den berühmten Herrn Odillon-Barrot, den großen Redner, der besser als irgend Jemand in der Welt verstehe, Thatsachen mit Worten zu ersetzen. Odillon-Barrot zeigte hier die Nacht des schwärzesten Verbrechens in der Demoralisation eines jungen Soldaten, dort das Licht der heiligsten Unschuld in der Tochter einer gesitteten edeln Familie. Er rief das ritterliche Frankreich zum Schutz gegen die beleidigte Ehre der Damen, das bürgerliche Frankreich zum Schutz gegen den gestörten Frieden der Familie auf. Er sagte, seht nicht auf dieses Individuum, auf diesen besondern Fall allein. Gebt ein großes Beispiel im Allgemeinen,

zeigt, daß Frankreich noch weiß, die Damen zu ehren, das Hausrecht zu schirmen!

Gegen solche theatralische Effekte und Phrasen hielt der Rechtssinn französischer Richter nicht aus. Deutscher Rechtssinn gehört dazu, der einfachen Wahrheit ein Gewicht zu geben, was leider dem armen Verurtheilten zwar nicht helfen, ihm aber doch eine moralische Genugthuung bei der Nachwelt seyn wird. Es ist hier ein Justizmord begangen worden.

Es ist deutschen Lesern kaum glaublich, bis zu welchem Grade alle Formen einer gewissenhaften Rechtsfindung in diesem Processe verlezt wurden.

Marie von Morell behauptet, von dem Lieutenant de la Roncière des Nachts, durch Einsteigen in das zwei Stock hohe Fenster überfallen und mißhandelt worden zu seyn. Sie allein behauptet es. Der Lieutenant hat durch zwei Zeugen das Alibi nachgewiesen, d. h. daß er in derselben Nacht an einem ganz andern Orte war. Alle Nebenumstände, die Anwesenheit ihrer Gesellschafterin, der Miß Allen, im nächsten Zimmer, die nicht das geringste merkte, die Höhe des Fensters, das Nichtvorhandenseyn aller Spuren des Einsteigens 2c. sprechen gegen die Wahrheit der Aussagen Mariens. „Der Mörder, sagt sie zu Miß Allen und zu Herrn Becoeur, hat mich in meinem Bette ergriffen und hat mich zur Erde geworfen. In einer andern Erklärung sagt sie nicht mehr, der Mörder habe sie in ihrem Bette ergriffen, sie sagt, sie habe sich bei dem ersten, durch das Zerbrechen der Scheibe verursachten, Geräusche aus ihrem Bette gestürzt, sich eines Stuhles bemächtigt und sich dieses Stuhles als einer Vertheidigungswaffe bedient. — Aber unglaubliche Sache, unmögliche Sache! Bei dem Anblicke der Gefahr hat sie nicht gerufen! Es war Hülfe für sie in der Nähe; Miß Allen war ja so nahe, daß sie ihren Hauch hören konnte. Die Thür zwischen ihr blieb immer offen; Miß Allen hat es Ihnen gesagt. Der Mörder mußte also, nachdem er die Scheibe zerbrochen, nachdem er das Fenster geöffnet, die Thür verschließen. Darauf ist er wieder zu Fräulein v. Morell gekommen, und während dieser ganzen Zeit, während aller dieser Zurüstungen, hat Fräulein von Morell, sich eines Stuhles bemächtigend, sich so zum Kampfe anschickend, nicht einen Schrei ausgestoßen! — Und ich bitte Sie, fährt der Vertheidiger des Lieutenants fort, was thut während dieser ganzen Zeit Miß Allen, diese Gouvernante, diese treue Hüterin des angefallenen, jungen Mädchens? Miß Allen? Sie schläft! Wie, dieses plötzliche Zerbrechen der Scheibe, dieses Oeffnen des Fensters, diese Verschließung der offenen Thür, die Reden, die man hält, der Kampf, der sich entspinnt, und die von der einen und der andern Seite versuchten schrecklichen Anstrengungen — wie, nichts, nichts erweckt sie?!.... Wie, alle dies laute Geräusch, mitten in der tiefen Ruhe der Nacht, dieser Stuhl, den er gewaltsam entreißt und zurückwirft, diese Stimme des Zornes, der immer heftiger und stürmischer wird?.... Nein; sie hört nichts!" Dahin gehört ferner: „Es war der hellste Mondschein. Das Hôtel des Herrn von Morell ist von weißem Tuffsteine aufgeführt, dem Hôtel gegenüber, auf der andern Seite der Brücke, stehet eine Hauptwache, und eine Schildwache wacht dort beständig. Ich weiß es wohl, daß man von da aus denjenigen, der die Mauer entlang geklettert wäre, nicht hätte sehen können; man würde auf dieser weißen Oberfläche einen Körper, der sich bewegte, einen Menschen, welcher emporstieg, der an ein Fenster kam, gesehen haben. — Wie ist er denn aber endlich hineingekommen? Er hat vermittelst einer großen Leiter von unten nach oben hineinkommen können? Aber Leute vom Fache sagen, es würden wenigstens drei Menschen nöthig gewesen seyn, um eine Leiter von wenigstens fünf-und-dreißig Fuß Länge durch die Straßen von Saumur zu tragen und zu handhaben. Und dann ist man ja auch in Saumur bei Allen gewesen, welche solche Leitern haben. Man hat sie gefragt, ob sie eine Leiter verliehen hätten, und auf ihre verneinenden Antworten, ist man gezwungen gewesen, diese Voraussetzung fahren zu lassen. Darauf hat man an eine Strickleiter gedacht und, siehe da, ein Zwischenfall in dieser Audienz hat uns belehrt, daß eine Strickleiter ein gewöhnliches Stück von dem Gepäcke eines jungen Officiers ist. Er wird, hat man gesagt, durch die Mansarde hinangekommen seyn; dann wird er, vermittelst der Strickleiter, von der Höhe des Fensterkreuzes hinabgestiegen seyn, um in das Zimmer zu dringen. Das war aber ein sehr gefährliches Stück Arbeit. Auch hat man, glaube ich, auf dieses Mittel verzichtet, um eine andere Muthmaßung auf's Spiel zu bringen. Die, oben an der Mansarde befestigte, Strickleiter, soll bis zur Erde hinabgereicht haben. Nimmt man dies an, so muß sie eine Länge von fünf-und-vierzig bis fünfzig Fuß gehabt haben, und vermittelst dieser Leiter soll er nun bis an das Fenster des Fräuleins von Morell gestiegen seyn. Das ist die lezte Muthmaßung, das ist die Muthmaßung, bei der man stehen bleibt. Aber er muß doch auf jeden Fall diese Leiter befestigt haben, und wo hat er sie denn befestigt? Man hat in allen Zimmern gesucht, man hat an alle Bretter geklopft, man hat alle Nägel befragt, man hat nichts gefunden. Ich täusche mich; am Plafond des Zimmers befinden sich zwei eiserne Bolzen, daran hat er ohne Zweifel die Strickleiter befestigt. Aber diese Bolzen sind mit einem weißen Anwurfe, den man Kalkmilch nennt, bedeckt. Dieser Anwurf blättert sich ab und verwischt sich bei der geringsten Reibung, ja, bei einem bloßen Drucke mit dem Finger. Man hat sie sorgfältig

untersucht, und man hat erwiesen, daß nicht die geringste Spur von Abschabung daran gewesen. Aber, sagt man, die Leiter wird an einer, über dem Fensterkreuze angebrachten Stange, oder vielleicht an einem Gurtenbette befestigt gewesen seyn. Dann aber wird diese Stange, da sie eine so beträchtliche Last tragen mußte, irgend einen Eindruck auf dem Holze oder auf dem Fensteranstriche haben zurücklassen müssen. Das hat Herr Giraud, der Baumeister vollkommen gefühlt, und er hat Alles mit einer ängstlichen Sorgfalt geprüft; er hat indeß nicht die leiseste Spur finden können."

Die einseitige, durch keine Beobachtung oder Erfahrung Anderer bekräftigte Behauptung des Mädchens wurde durch nichts unterstützt, als durch eine Menge anonyme Briefe, die im Hause des General Morell gefunden wurden, und die im Namen des Lieutenants geschrieben waren. Aber kein einziger dieser Briefe hatte des Lieutenants Handschrift, vielmehr zeigten viele derselben eine auffallende Aehnlichkeit mit der Handschrift Mariens, wie durch Sachverständige beurkundet wurde. Ein noch weit stärkerer Beweis für die Schuld Mariens lag aber darin, daß der Inhalt dieser Briefe ganz der Situation und der muthmaßlichen Absicht Mariens entsprach, während er auf keine Weise zu der Situation und zu dem fälschlich vorausgesetzten Plane des Lieutenants paßt.

Was zuerst die Situation anlangt, so wäre es völlig unbegreiflich, wie der Lieutenant hätte von Dingen wissen können, die nur Marie wissen konnte, und wie er die Briefe hätte in dem Hause, das er nur selten und ceremoniell besuchte, an die geheimsten Orte verstecken können. Sein Advokat sagt: „Wer hat denn nun aber diese närrischen Briefe (denn sie sind noch närrischer, als schrecklich) verbreitet? Er ist es nicht, er gehet nicht in das Haus; er gehet höchstens einmal in einem Monate dahin. Wer hat sie an die geheimsten Oerter gelegt? O, gewiß, das ist ein sehr vertrauter Agent; das ist Jemand, der beständig dort ist, der nicht durch seinen Dienst an dem oder jenem Orte des geräumigen Hôtels zurück gehalten wird; es ist Jemand, der sich der Frau und dem Fräulein von Morell nähert, der immer um sie ist: der höllische Geist, der beständig über dem Hause schwebt, die abscheuliche Macht, welche, obgleich unsichtbar, immer gegenwärtig ist; es gibt kein Geheimniß, das sie nicht durchdringt, keine Familienheimlichkeit, die sie nicht entdeckt? So sezt man also dem Fräulein von Morell Blutegel? Man verheimlicht es im Hause, und Niemand weiß davon; aber der Dämon weiß es, er schreibt es. Er weiß ferner die Namen der intimsten Freundinnen, derjenigen, die seit langer Zeit abwesend sind, derjenigen, von denen er nie hat reden hören. Er weiß den Namen des Fräuleins von B.... von Neufchatel, der Frau von M.... von Ancy-le-Franc, er weiß in welcher vertrauten Verbindung man mit einer Dame in Paris, der Kanonissin im Winkel der Straße Saint-Dominique, stehet. Er weiß dies Alles. Der Junker von Morell hat eine Schularbeit angefangen, er unterbricht sie einen Augenblick, um seiner Mutter einen guten Tag zu bieten, er kommt zurück, der Dämon ist in seinem Zimmer gewesen und hat auf seiner Arbeit einen Brief liegen lassen. Frau von Morell ziehet eines Tages ihren Gemahl in das heimlichste ihrer Zimmer und spricht mit ihm mit leiser Stimme, ich weiß nicht, von welcher Familienangelegenheit. Der Dämon ist da und horcht zu, er spricht: „Ich habe Ihr Geheimniß aufgefangen." Nach der Abreise des Herrn von la Roncière schreibt Herr von Morell an Herrn Gisquet. Der Dämon weiß es schon wieder und schreibt: „Ihr Gönner Gisquet wird Sie nicht retten!" Aber, mein Gott, wovon weiß er denn dies Alles? Alle Schritte, die gethan, alle Worte, die gesprochen werden, er zählt sie, er weiß sie, er wiederholt sie. Wie hat er sie erfahren können?"

Von der größten Wichtigkeit sind drei Umstände, einmal, daß die Briefe von Blutegeln sprechen, welche sich Marie heimlich sezte, wovon nicht einmal ihre Familie, geschweige der Lieutenant etwas wissen konnte; zweitens, daß in den frühern Briefen die Mißhandlung Mariens so dargestellt ist, als sey ihre Ehre verlezt worden, während dieses in den spätern Briefen mit auffallendem Eifer geläugnet wird; und drittens, daß schon in Paris, ehe die Familie Morell nach Seumur zog und ehe sie mit dem Lieutenant in die erste Berührung kam, bereits anonyme Briefe eingelaufen waren.

Herr Matthäi zieht aus allen diesen Indicien folgenden Schluß: Marie hat sich in Paris vergangen. Die Folgen ihres Fehltritts und die Strenge ihres Vaters fürchtend, sezt sie sich heimlich Blutegel, ein in Frankreich bekanntes und verbotenes Verfahren. Doch überhebt sie dies ihrer Sorgen nicht. Sie denkt auf ein sichereres Mittel, wenn die Sache an den Tag kommen sollte, als ganz unschuldig zu erscheinen. Sie sieht einen als lüderlich bekannten Lieutenant und einen artigen Capitain, d'Estouilly, in ihres Vaters Hause zu Seumur. Der erstere scheint ihr tauglich zum Sündenbock, der leztere zum Ersatzmann. Sie fingirt eine böse Absicht des ersteren und läßt in den von ihr in des Lieutenants Namen geschriebenen Briefen eine Liebe zu dem Capitain durchblicken. Sie gibt vor, des Nachts von dem Lieutenant überfallen zu seyn. Sie zeigt Spuren vor, unbedeutende blaue Flecken, einen Biß, der kaum die Hand gerizt hat, einige Stiche, die kaum sichtbare Narben zurücklassen. Sie tanzt am folgenden Tage auf

dem Balle, Niemand, die eigne Mutter nicht, hat sie genügend untersucht. Alles beruht auf ihrer eignen Aussage. Sie läßt in den im Namen des Lieutenants geschriebenen Briefen diesen sich rühmen, über ihre Tugend gesiegt zu haben. Aber in kurzer Zeit wird sie inne, daß die gefürchteten Folgen ihres Fehltritts ausbleiben. Sie sieht ein, daß sie den ganzen Betrug nicht nöthig gehabt hätte. Aber die Sache ist schon zu weit gediehen, sie hat den Capitain schon zu weit in die Sache verwickelt, der sich für ihre Ehre mit dem Lieutenant duellirt. Es bleibt ihr nichts übrig, als in den fortgesetzten anonymen Briefen wenigstens auf's eifrigste die frühere Behauptung des Lieutenants zu widerrufen und sich selbst als einen Engel der Unschuld und Reinheit darzustellen.

Mit dieser Voraussetzung des Herrn Matthäi stimmen alle Indicien auf's genaueste überein, während sich auch nicht der mindeste Grund auffinden läßt, warum der Lieutenant, wenn er die Briefe geschrieben hätte, sie gerade so verfaßt haben sollte.

Aber der Lieutenant stürzte sich selbst erst in den Verdacht, indem er in Folge des Duells mit dem Capitain und den Drohungen des Generals und der übrigen Offiziere sich überreden ließ, es sey für ihn das beste, sich als Verfasser der Briefe zu bekennen. Er that es, aus gewohntem Leichtsinn, obgleich mit ausdrücklicher Verwahrung, daß er eine Unwahrheit bekenne. Diese, des Ehrenmanns immer unwürdige Handlungsweise ist der einzige Grund, weßhalb seine Verurtheilung weniger empörend scheinen dürfte. Sein Vertheidiger führt an: „Nach dem Duell, als Estoully, durch ihn verwundet, mit seinem Tuche verbunden, seine Hand in der seinigen hält, und ihm sagt: „Ich halte Sie für schuldig, bekennen Sie und Alles soll vergessen seyn,“ antwortet er: „Ich kann nicht bekennen, was ich nicht gethan habe; ich schwöre Ihnen, ich bin unschuldig.“ Aber in der Folge hat er einen Bekenntnißbrief geschrieben, hat sich für den Verfasser der anonymen Briefe, welche er von Estoully empfangen hatte, erkannt. Mein Gegner und ich begreifen diese Angabe von Seiten eines Mannes nicht, dessen Wort so bedeutsam ist — mein Gegner hat gesagt: „Er hat mit fester Hand unterzeichnet, er hat freiwillig unterzeichnet; er hat mit voller Freiheit seines Geistes unterzeichnet. Was sagen Sie! Sie haben also Alles vergessen, was vorgegangen ist, und welche moralische Gewaltthätigkeit ihn umgab? Er betheuerte seine Unschuld und man sagte ihm: Die Offiziere der Schule treten in ein Ehrengericht zusammen, Sie sind verloren, Sie werden vor einen Assisenhof geschickt, drei Schriftprüfer haben Ihre Handschrift erkannt, eine fünfjährige Kettenstrafe stehet Ihnen bevor. Also war die Gerechtigkeit bereit, ihn zu fassen; ein schrecklicher Lärm bereitete ihm den Untergang. Bei dem ersten Worte von der Verfolgung verließ und verfluchte ihn sein Vater unfehlbar und schon hatten drei Experten seine Verdammung ausgesprochen.“ Nur aus diesen Gründen willigte der leichtsinnige Mann in die Lüge, doch nur unter ausdrücklicher Verwahrung. Derselbe Estoully hat Marien geheirathet! Marie stand rein da, sobald der Lieutenant sich zu den Briefen bekannt hatte. Hatte also der Capitain, dem die Tochter eines so angesehenen Hauses sich gleichsam antrug, nicht Grund genug, sie rein wissen zu wollen?

Es ist, sagt Matthäi, nicht möglich, eine Hypothese auszudenken, wornach Roncière als der Schuldige erschiene. Der Inhalt der Briefe widerspricht vollkommen einem Plan, den der Lieutenant hätte haben können, und paßt lediglich für den schon angedeuteten Plan des Mädchens. Alle darin enthaltenen Widersprüche sind nur darauf berechnet, der Sache des Mädchens zu dienen, und passen durchaus nicht auf den Ideengang und Zweck des Lieutenants. „Und dann, frägt Matthäi, liegt eine Mystifikation, wie die vorliegende, nicht außer dem Charakter des Mannes? Wo und wann ist je ein Fall vorgekommen, daß ein Mann mit solcher Consequenz eine so kindische, so lächerliche Mystifikation durchführte, ohne Zweck, ohne Nutzen, ohne Aussicht des Gelingens. Nicht so ist es mit dem weiblichen Geschlecht. Erziehung, bürgerliche Stellung legt ihnen die Verbindlichkeit auf, im Stillen, im Geheimen ihre Pläne zu bilden, und meistens auch auszuführen. Die Zahl der Beispiele ist groß, jeder findet gewiß in der eignen Erfahrung Belege.“

Zum Beweise, wie sich Mädchen zuweilen den größten Schmerzen unterzogen haben, um einen Betrug zu unterstützen, führt Matthäi folgende Beispiele an: „Der Professor Herholdt in Kopenhagen behandelte ein höchst gebildetes, selbst auffallend unterrichtetes junges Mädchen wohlhabender Eltern, das viele Jahre lang auf die listigste und consequenteste Art ihn und viele andere Aerzte und Beobachter täuschte. Sie peinigte sich selbst auf die schauderhafteste Art. Sie stach sich viele hundert Nadeln an verschiedenen Stellen des Körpers ins Fleisch, und wenn später Entzündung und Eiterung entstand, ließ sie dieselben herausschneiden. Sie blieb ein und ein halbes Jahr stumm, und noch länger lahm, entzog sich die Nahrung, ahmte Krämpfe, Ohnmachten täuschend nach u. s. w.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 56. Freitag, 3. Juni 1836.

Kriminal-Justiz.

1) Medicinisch-psychologisches Gutachten über die Verurtheilung des Lieutenants Emil de la Roncière vor den Assisen in Paris im Juli 1835 von C. Chr. Matthäi, Medicinalrath in Verden. Hannover, Helwing, 1836.

2) Merkwürdiger Proceß des E. Cl. de la Roncière. Nach den authentischen gerichtlichen Verhandlungen und Beweisschriften. Zwei Bände. Quedlinburg, Basse, 1836.

(Schluß.)

„Noch ehe ihre Betrügereien entdeckt wurden, hatten viele berühmte Aerzte und Reisende sie gesehen, und von dem tiefsten Mitleiden ergriffen, verlassen. Durch Journale und Zeitungen wurde die Geschichte dieser unglücklichen Kranken in der gebildeten Welt verbreitet. Niemand zweifelte an der Wahrheit. 1826 wurde erst der Betrug entdeckt. Sucht, der Gegenstand der Bewunderung, des Staunens der Menschen zu seyn, Vergnügen, die gelehrtesten, berühmtesten, scharfsinnigsten Männer zu mystificiren, waren die einzigen Bewegungsgründe dieser verschmitzten Betrügerin. Die in psychologischer Hinsicht so höchst interessanten Berichte findet man in zwei kleinen Schriften des Professors Herholdt. Observatio de affectibus morbosis virginis Havniensis. Havniae 1822. 8. Und Auszüge aus den über die Krankheiten der Rachel Herz, während der Jahre 1807—1826 geführten Tagebüchern. Kopenhagen 1826. 8. — In Lüneburg verabredeten Mutter und Tochter einen Plan, um das Mitleiden ihrer Mitbürger thätiger auf sich zu lenken, den sie mit einer schauderhaften Consequenz zu Ende führten. Die Tochter klagte über unerträgliche Schmerzen in einer Brust, jammerte, schrie, suchte bei allen Aerzten Hülfe, unterzog sich allen Vorschriften. Vergeblich; der Schmerz ließ nicht nach. Man vermuthete einen verborgenen Krebs. Sie entschloß sich willig zur Abnahme der Brust. Man fand diese gesund. Nach einigen Jahren, wie das Mitleiden sich verlor, spielte sie noch einmal dieselbe Rolle. Auch die andere Brust wurde abgenommen, die gleichfalls gesund war. Wie auch die hierauf gegründete Quelle versiegte, klagte sie über Schmerzen in der Hand. Sie wollte sich auch die abnehmen lassen. Allein man hatte Verdacht eines Betruges geschöpft. Sie wurde in ein Hospital geschickt, hier überführt, und endigte nun in einem Zuchthause. Lentin erzählt dies nach eigener Erfahrung (Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft. Hannover 1797. I. S. 411). — Einem noch jungen Mädchen wurden während 10 Monaten nach und nach 104 Steine mittelst der

Zange nach vorhergegangener Operation des Blasenschnitts und Erweiterung des Blasenhalses, und fast jedesmal unter heftigen Schmerzen und Blutungen aus der Blase gezogen. Arzt und Wundarzt hatten sich täuschen lassen. Das Mädchen hatte die Steine im Bette oft unter Blutungen und bedeutenden Schmerzen in die Blase geschoben. Früher hatte sie an Erbrechen, Convulsionen und mancherlei andern Zufällen gelitten. Auch diese waren künstlich hervorgebracht gewesen (Kopp Jahrbücher der Staats-Arzneiwissenschaft. 1823. VIII. S. 382). Nach solchen Beispielen, die sich leicht vermehren lassen, wem kann es noch unglaublich scheinen, wenn ein junges Mädchen zur Erreichung bestimmter Zwecke sich Schmerzen selbst verursacht, wie sie nach den unbedeutenden Verwundungen Mariens entstehen mußten. (Conf. Henry Marschall in Edinburg. med. u. Surg. I. Oct. 1826. Uebersezt in Horns Archiv. 1827. I. S. 1—62)."

Gewiß ist der vorliegende Proceß einer der psychologisch interessantesten und verdient die genauere Prüfung wohl. Schließlich können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß in Frankreich selbst etwas für die Revision des Processes geschehen, und daß das grausame Loos des aller Wahrscheinlichkeit nach unschuldig Verurtheilten gemildert werden möge. Für ein so civilisirtes Volk, wie das französische, würde es immerhin ein Schimpf seyn, wenn es das Urtheil, das es in einer solchen Sache gesprochen hat, nicht entweder bereute, oder mit bessern Entscheidungsgründen, als es geschehen ist, vor den Augen Europas rechtfertigte.

3) Das Verbrechen an Unmündigen oder die Kinderverschleppungs-Geschichte der Michel'schen Eheleute in Rapperschwyl. St. Gallen und Bern, Huber u. Comp., 1835.

Ein ebenfalls durch die Zeitungen schon bekannter Proceß, dessen Verlauf hier vollständig und actenmäßig mitgetheilt wird.

Das Michel'sche Ehepaar zu Rapperschwyl etablirte ein heimliches Klinikum in seinem Hause, und lieferte die neugebornen Kinder, d. h. die, welche nicht schnell genug an der Verwahrlosung starben, in das Findelhaus zu Mailand. Es war eine Geldspeculation. Auch Betrug, Taufe auf falschen Namen, lief mitunter. Wenn man die Kinder nicht ins Ausland verschleppt, wenn man nicht betrogen hätte und wenn die Pflege der armen Kinder besser gewesen wäre, so könnte eine solche Anstalt als Gegenmittel gegen die häufigen Kindermorde wohl entschuldigt werden. Das mag die Richter auch wohl bestimmt haben, eine so gelinde Strafe zu diktiren, drei Jahr Ketten dem Mann, drei Jahr Zuchthaus der Frau. Nachdem die Justiz fertig war, hätte sich die Verwaltung der Sache annehmen und für Errichtung eines Findelhauses in der Nähe sorgen sollen, dessen Bedürfniß wohl durch einen solchen Kriminal-Proceß erwiesen ist. Wo keine Anstalt zur Aufnahme ausgesetzter Kinder ist, trifft die Verwaltung eines civilisirten, d. h. hier demoralisirten Staats immer einen Vorwurf. Ist die Civilisation, d. h. hier Demoralisation, so weit gediehen, daß die unehelichen Geburten bedeutend zunehmen, so ist es unvermeidlich, daß auch die Kindermorde und das heimliche Aussetzen der Kinder in demselben Verhältniß steigt und alsdann ist es Pflicht des Staats, diesem Uebel auf die schonendste und humanste Weise zu begegnen, auf die humanste Weise für die Mutter, daß sie nicht zum Morde des eignen Kindes getrieben werde, und für das Kind, daß es beim Leben erhalten werde. Das kann aber nur der Fall seyn, wenn überall, wo große Menschenmengen gehäuft sind, legitime Findelhäuser geöffnet werden. Allerdings droht dann dem Staat eine große Ausgabe, denn die Findelhäuser werden stark bevölkert werden. Allein diese vom Staat erzogenen Kinder werden dem Staat zulezt immer nützlicher seyn, als die Vagabunden, die den liederlichen Müttern überlassen bleiben, und der Kindermord, diese furchtbare Satire auf die Civilisation, wird abnehmen.

4) Ueber eine in St. Gallen vollzogene Zwangtaufe. St. Gallen, Wartmann, 1835.

Der Verfasser drückt sich mit Recht sehr entrüstet aus über die Barbarei der Behörden, die im freien Schweizerlande einem Vater sein Kind wegriffen und mit Gewalt tauften. Der Vater war ein Wiedertäufer. Es gibt deren auch an andern Orten, z. B. in Würtemberg, wo man sie als gute friedsame Bürger gern duldet und ihnen in religiösen Dingen keinerlei Zwang auflegt.

Unterrichtswesen.

1) Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen. Von Dr. C. J. Lorinser, k. Regierungs- und Medicinalrath in Oppeln. Berlin, Enslin, 1836.

2) Ueber das Verderben auf deutschen Universitäten von Dr. F. A. W. Diesterweg, Direktor des Stadtschullehrer-Seminars in Berlin. Essen, Bädecker, 1836.

Beide kleine Schriften sind von hohem Interesse.

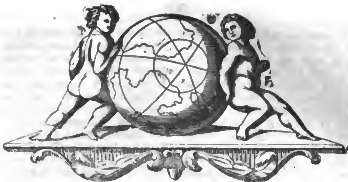
Herr Lorinser sagt: „Immer häufiger und lauter werden die Klagen, daß in den Gymnasien die Ausbildung des Geistes zu der des Körpers sich nicht im rechten Verhältnisse befindet, und daß daher oft dieser wie

jener an einem schleichenden Siechthume leidet, durch welches die Lebenskraft allmählig in ihrer Wurzel gebrochen und der Kern der Gesundheit angegriffen wird. Die solche Klage führen, besonders Aeltern und Vormünder, sind in der Regel geneigt, dieses Siechthum dem eingeführten Systeme des Unterrichts allein zur Last zu legen, ohne genau zu erwägen, daß auch die Generation selbst eine andere ist, der Keim des Uebels schon in die Schule mitgebracht wird, und hier nur, von gewissen Umständen begünstigt, Nahrung und Wachsthum erlangt. — Seit der Entdeckung von Amerika, mit welcher der oben erwähnte Aufschwung des menschlichen Geistes begonnen hat, und die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften zusammentrifft, hat nach und nach eine totale Veränderung in dem geistigen und physischen Leben der Menschheit stattgefunden. Die neu eröffneten Schätze der Erde, die Erfindung neuer Zerstörungsmittel, die Anwendung der Magnetnadel, die über alle Erwartung vervollkommneten Werkzeuge geistiger Mittheilung, die Befreiung von vielen alten Autoritäten und Institutionen, die neue Richtung aller Künste und Wissenschaften, die Industrie mit ihrem unübersehbaren, dem Luxus und der Bequemlichkeit dienenden Apparate, die allgemeine Einführung neuer Nahrungs- und Reizmittel (Branntwein, Thee, Kaffee, Tabak, Kartoffeln u. s. w.), die immer zunehmende Erleichterung des geistigen und materiellen Verkehrs, die wachsende Genuß- und Vergnügungssucht, das Revolutionsfieber und was damit zusammenhängt — Alles wirkte vereinigt, um dem Leben eine andere Richtung und Gestalt zu geben. Eine größere Unruhe und Beweglichkeit der Seele, ein Uebergewicht des Nervensystems im Körper, ein künstlicheres Daseyn überhaupt sind eben sowohl Folgen, als Ursachen dieses ganz veränderten Zustandes der Dinge, und Hufeland bemerkt mit Recht, daß der vorherrschende Nervencharakter nicht etwa bloß in den Städten und unter den höheren Ständen, sondern auch auf dem Lande bemerkbar sey. Was früher unerhört war, es gibt jezt Bauern, die hypochondrisch sind, und Bauerweiber, die an Zufällen leiden, welche man sonst nur bei feinfühlenden und nervenschwachen Damen zu finden glaubte. Die Thätigkeit des Geistes ist allerdings außerordentlich erregt und vervielfältigt; sie äußert sich aber viel mehr durch eine vorwaltende Empfänglichkeit und Reizbarkeit, als durch kräftige und dauernde Reaktion; der Leib ist bei der vielfach veränderten Lebensweise zarter, gebrechlicher und von Reizmitteln abhängig geworden, die den Vorfahren fremd gewesen sind. Die wesentliche Energie des Lebens ist gesunken, und in dem Maaße, wie die Sinne beweglicher und die Triebe begierlicher geworden, haben Geist und Körper an Festigkeit und Widerstand verloren. Die größere Kränklichkeit und Sterblichkeit der Kinder, die frühe Entwicklung der Seele und des Zeugungstriebes, die Ueberreizung und Schwäche des Nervensystems, die zunehmenden Krankheitsanlagen überhaupt sind Thatsachen, welche vor Augen liegen und nicht geläugnet werden können. An die Stelle der Pest und des Aussatzes ist ein Heer von neuen Uebeln gekommen, welche dem Alterthume unbekannt waren, namentlich die Pocken, die Masern, der Scharlach, der Keuchhusten, die Lustseuche, das gelbe Fieber u. s. w.; andere Uebel sind in neuerer Zeit viel häufiger und allgemeiner geworden, z. B. die Nervenkrankheiten aller Art, die sogenannten Erkältungen, die Scropheln, die englische Krankheit, die Lungensucht, die Hirnentzündung, der Wahnsinn, und die Wuth sich selbst zu tödten. Von den Gebrechen und Krankheiten der Organisation werden viele durch die Zeugung fortgepflanzt; die Reizbarkeit und Schwäche des Nervensystems, die krankhafte Anlage der Lungen und des Unterleibes gehen von den Aeltern auf die Kinder über; diese werden schon mit einem zarteren Körper überhaupt und insbesondere mit einer größeren Erregbarkeit zur Welt gebracht, folglich auch später mit denselben Eigenschaften in die Schule geschickt. Hier aber erwartet den Knaben ein Loos, welches die krankhaften, oft noch schlummernden Keime mit beschleunigter Gewalt zur Entwicklung treibt, und selbst nur eine Folge des allgemeinen Zeitübels ist. Um diese krankhaften Anlagen des Körpers wie des Geistes zu steigern und, wo sie noch nicht vorhanden sind, hervorzurufen, dazu gibt es in der That keine wirksameren Mittel, als diejenigen, welche man heut zu Tage auf den meisten deutschen Gymnasien in Anwendung bringt. Diese Mittel bestehen in der Vielheit der Unterrichtsgegenstände, in der Vielheit der Unterrichtsstunden und in der Vielheit der häuslichen Aufgaben. Das Erste ist vorzüglich zur Verwirrung und Abstumpfung des Geistes geneigt, das Zweite hält die naturgemäße Ausbildung des Körpers zurück, und durch das Dritte wird vorgebeugt, daß diese beiden Wirkungen nicht außer der Schule wieder aufgehoben werden. Nach den Programmen von fünfzig bis sechzig Gymnasien, welche Verfasser eingesehen hat, müssen die meisten Schüler wöchentlich 32 bis 42 Stunden auf den Bänken sitzen. Von diesen entlassen, hat der Fleißige kaum so viel Zeit, um den an ihn gemachten Forderungen in Hinsicht der häuslichen Aufgaben zu genügen, und öfters kann man bemerken, daß gerade die Fleißigsten auch die Kränklichsten sind. Zu einer wirksamen Erholung bleiben diesen kaum an Feiertagen einige Stunden übrig; der Schüler wird immer mehr der Natur, und selbst der Familie entfremdet, sein ganzes Leben geht in der Schule und in den Büchern auf. Die minder Thätigen, die Leichtsinnigen und die Nachlässigen sind häufig diejenigen, welche den Natursinn und den Lebensmuth am längsten bewahren."

„Während die geistige Kultur auf die eben bezeichnete Weise übertrieben wird, und dadurch ihren Zweck verfehlt, ist auch der Körper einem unnatürlichen Zwange unterworfen, durch welchen die Entwicklung der physischen Kräfte verhindert, der Kreislauf und die Beschaffenheit der Säfte beeinträchtigt wird. Ein Organismus, zu dessen Ausbildung reine Luft und thätige Bewegung eben so unerläßlich sind, als zum Gedeihen einer Pflanze Regen und Sonnenschein gehören; ein junger Mensch, oder noch ein Knabe, dessen Lebensthätigkeit in solchem Alter viel mehr nach außen als nach innen strebt, mehr noch auf das Leibliche, als auf das Geistige gerichtet ist, und dessen Organe nur durch Uebung und freie Aeußerung ihrer Kraft sich entwickeln und erstarken können, ein solcher wird verurtheilt, täglich sechs bis acht Stunden in der Schule zu sitzen und dann noch einige Stunden sich zu Hause einzusperren! In der That, die künstlich gezogenen, verkümmerten Pflanzen in den Treibhäusern, oder die bleichen, zur Flora substeranea gehörigen Gewächse in den Schachten und Klüften, wohin weder Licht noch Wärme dringt, bilden auf einer niedrigeren Stufe die wahren Gegenstücke zu nicht wenigen Schülern der Gymnasien. Kräftige und blühende Knaben sogar welken oft nach einigen Jahren dahin, wie Gewächse, denen Licht und Nahrung entzogen worden; am deutlichsten erscheint das sieche Gepräge in den höheren Klassen, Bilder der Gesundheit werden immer seltener gefunden, ein bleiches Antlitz, ein mattes Auge, ein träges Wesen, Verstimmung und altkluge Mienen haben bei Vielen die Frische, das Feuer und die Unbefangenheit verdrängt. Das peinliche Gefühl, welches zu Anfang der sitzenden Lebensweise sich einstellt, wird freilich in der Folge durch Gewöhnung allmählich abgestumpft, in der Jugend aber um so nachtheiliger empfunden, weil hier der Trieb nach Bewegung ungleich stärker und lebhafter, und im Knabenalter jede Faser noch voll Regsamkeit ist. Indem die nach außen strebende organische Thätigkeit zurückgehalten und gehemmt wird, kann es nicht fehlen, daß sie, umschlagend, ihre Befriedigung auf einem anderen, aber unrechten Wege sucht, und innerhalb des Organimus sich in krankhaften Richtungen verirrt. Die erste Folge dieses lezteren ist der vermehrte Trieb des Blutes nach den Organen des Unterleibes, und die Anhäufung desselben in dem Systeme der Pfortader, besonders der Hämorrhoidalgefäße. Die Freiheit und das Gleichgewicht des Kreislaufes werden dadurch gestört; das Daseyn des Blutes wird als ein fühlbarer Reiz empfunden, die Wärme und Thätigkeit der untern Organe vermehrt, und hier ein vorzeitiger abnormer Entwicklungstrieb geweckt, welcher meistens zugleich in einer doppelter Richtung, nämlich in den Organen der Zeugung und der Ernährung hervorzubrechen pflegt. Die für Geist und Körper zerstörenden Folgen der ersten Richtung sind allen aufmerksamen Lehrern genugsam bekannt; sie wurden ehemals zu viel und zu offen besprochen, und werden heute zu sehr secretirt. Die zweite Richtung trifft die Organe der Verdauung und der Blutbereitung, vorzüglich den Darmkanal, die Milz, die Leber und die drüsigen Theile. Hier wird der Grund zu den sogenannten Stockungen im Unterleibe, zu den Verdauungs- und Hämorrhoidalbeschwerden, und überhaupt zu den zahlreichen und sehr zusammengesezten Uebeln gelegt, die aus solchen Zuständen sich herausbilden, und mit der Zeit den ganzen Organismus mitleidend machen können. Zuweilen sieht man sogar diese Uebel noch auf den Gymnasien ihre Ausbildung erlangen, denn es ist keine große Seltenheit mehr, fleißige Primaner und Secundaner zu finden, die schon vollendete Hypochondristen sind, und den traurigen Vorzug haben, an einer Krankheit zu leiden, welche sonst nur für eine Eigenheit des männlichen Alters gehalten wurde. Minder oder mehr muß auch die Brust am Leiden Antheil nehmen, vorzugsweise bei Jünglingen, deren Lungen schon von Hause aus nicht die vollkommensten sind. Die vorgebogene Stellung beim Lesen, Schreiben, Zeichnen u. dergl., die leisen, kurzen Athemzüge (respiratio parva), die allezeit eintreten, wenn die Aufmerksamkeit rege oder gespannt ist, lassen nicht zu, daß die Lungen vollständig ausgedehnt, die Luft in denselben gehörig erneuert und ausgeschieden, und die Muskeln der Brust in hinlänglicher Uebung und Thätigkeit erhalten werden. Der ganze Proceß der Respiration geschieht auf diese Weise nur halb und unvollkommen; ein Mangel, der oft lange Zeit ohne bemerkbaren Nachtheil ertragen wird, der aber, in einem jugendlichen, zumal mit schwacher Brust begabten Körper täglich viele Stunden fortdauernd, für die Bereitung und den Umlauf des Blutes sowohl, wie für die Lungen selbst, von den schädlichsten Folgen, und das wichtigste ursächliche Moment der so häufigen Lungensucht ist, wenn diese auch viel später, und öfters erst zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Jahre zum Ausbruche gelangt. Kommt hierbei noch in Erwägung, daß die Luft, die von den Schülern eingeathmet wird, gewöhnlich durch das Beisammenseyn Vieler in einem verhältnißmäßig engen Raume verdorben oder wenigstens nicht rein ist, und um so mehr die Eigenschaft eines Pabulum vitae verliert, je länger das Beisammenseyn dauert, so wird auch der hieraus für die Blutbereitung und Ernährung entspringende Nachtheil nicht zu niedrig anzuschlagen seyn. Das Singen, sehr geeignet zur Entwicklung und Stärkung einer sonst gesunden Brust, und deßhalb auch für diesen Zweck zu empfehlen, bringt in einer geschwächten oder der Anstrengung ungewohnten nur zu leicht die entgegengesezte Wirkung hervor.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 57. Montag, 6. Juni 1836.

Unterrichtswesen.

1) Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen. Von Dr. C. J. Lorinser.

2) Ueber das Verderben auf deutschen Universitäten von Dr. F. A. W. Diesterweg.

(Schluß.)

„Richten wir noch zulezt den Blick auf das Haupt, so fällt vor Allem auf, wie sehr bei vielen Jünglingen das edelste Gebilde des Menschen, das Auge, in seiner Sehkraft geschwächt und ohne Schonung mißhandelt wird. Noch nie, so lange es Schulen gibt, ist die Kurzsichtigkeit unter der Jugend so häufig gewesen, und mit jedem Jahre scheint die Zahl der Brillenträger in den oberen Klassen zuzunehmen. Man hat die Ursache dieses Fehlers in dem kleinen Drucke und schlechten Papiere der Schulbücher zu finden geglaubt, und wirklich ist nicht zu läugnen, daß oft Schriften solcher Art ein schlimmes Augenpulver sind, und in dieser Beziehung selbst die niedlichen und beliebten Schulausgaben der Klassiker von Tauchnitz und Teubner noch Manches zu wünschen übrig lassen; viel mehr jedoch und vorzugsweise muß die Augenschwäche dem zu anhaltenden, bei Sonnen- und bei Lampenlicht fortgesetzten Lesen und Schreiben überhaupt, und außerdem der consensuellen Wirkung beigemessen werden, welche das Sehorgan bei sitzender Stellung des Körpers von Seiten des Unterleibes zu erdulden hat. Das Uebel wird durch schlechte Brillen verschlimmert, die in kleineren Städten gewöhnlich von Hausirern gekauft werden, denen verstattet ist, im Lande umherzuziehen und die Augen zu blenden.“

Diese durchaus der Wahrheit gemäßen Aeußerungen eines denkenden Arztes verdienen alle Beherzigung. Dieselbe Klage ist schon zu oft laut geworden, als daß Verwaltungen, die es mit dem Volk wohl meinen und die, besonders in monarchischen Staaten, die Vernunft im Staatskörper repräsentiren sollen, nicht endlich ernstlich derselben ihr Ohr leihen müßten.

Doch hat Herr Lorinser nur die Hälfte gesagt. Es ist nicht genug, die geistigen Anstrengungen der Jugend zu ermäßigen, es muß auch eine positive Kräftigung und Bildung des Körpers hinzukommen. Es wird so lange nicht geholfen werden, bis in den Schulen wieder körperliche Uebungen und zwar allgemein eingeführt werden.

Die Turnplätze sind in Preußen seit siebzehn Jahren aufgehoben. Binnen dieser Zeit dürfte verjährt seyn, was zur Aufhebung Veranlassung gab. Auch damals schon hätte alles, was die Regierung mißbilligte, leicht beseitigt werden können, wenn die gymnastischen Uebungen als ein allgemeines Staatsinstitut, als Vorschule zum Militärdienst behandelt und allgemein unter Leitung von politisch

unbedeutenden Halbmilitärs (gleich den Fecht- und Schwimmmeistern) eingeführt worden wären. Nur deßhalb, weil das Turnen Privatsache unter der Leitung einer etwas schwärmerischen Partei blieb, und sich in Tracht, Sprache, Manieren und Begriffen gänzlich von der gewöhnlichen Welt isolirte, schien es einerseits der Regierung gefährlich, anderseits dem Publikum lächerlich.

Jezt ist, wie man zu sagen pflegt, Gras darüber gewachsen. Es ist nicht die geringste Besorgniß mehr vorhanden, daß die gymnastischen Uebungen, wenn man sie allgemein auf die von uns angedeutete Weise einführte, in die alte langhaarige Seltsamkeit zurückfallen würden. Dagegen ist es sonnenklar, daß die Jugend mehr als je solcher Uebungen bedarf. Das Bedürfniß der Gymnastik ist nicht nur immer geblieben, sondern es hat sich auch gesteigert durch das von Herrn Lorinser so meisterhaft geschilderte Uebermaaß nervöser Aufreizungen.

Die Rückwirkung der Gymnastik auf die Moralität verdient einer besondern Erwägung. Predigten, Vorstellungen von der Heiligkeit des Körpers, von den üblen Folgen der Entnervung, vorsichtige Ermahnungen helfen nichts, wo der durch geistige Anstrengungen überreizte Körper, krankhafte Frühzeitigkeit der Begehrungstriebe und besonders die an stilles Brüten gewöhnte Phantasie alle Nerven der Jugend erhitzen. Dagegen hilft ganz sicher die tüchtige Regung der Knochen und Muskeln in der Gymnastik, die gesunde Bewegung, das dadurch bewirkte körperliche Wohlgefühl und der alsdann immer auch unbewußt sich ausbildende männliche Stolz, dem die weichlichen Laster schon von selbst und ohne daß es deßhalb einer Ermahnung bedarf, verächtlich erscheinen.

Wo die gesunde Körperkraft vorwaltet, da auch die Sittlichkeit. Das haben die ältern Heldenvölker bewiesen. Das beweisen noch jezt die kräftigen Alpensöhne überall, wo das Fabrikwesen noch nicht seine Entnervung hingebracht hat.

Die Schrift des Herrn Diesterweg betrifft vorzugsweise die Universitäten und enthält sehr beherzigenswerthe Wahrheiten, die man nicht deßwegen in den Wind schlagen darf, weil einige der daran geknüpften Vorschläge unausführbar sind.

Zuerst bedauert der Verfasser, daß die Universitätslehrer viel zu gelehrt seyen: „Der akademische Lehrer braucht als solcher kein Forscher, aber er muß ein Lehrer seyn. Vereinigt sich Beides in derselben Person, desto besser; aber es nicht nöthig, so wie es auch sehr selten ist. In den meisten Fällen schließen beide Richtungen einander aus. Der gelehrte Forscher liebt die Einsamkeit des Denkens, die stille Betrachtung, indem er die Grenzen des menschlichen Erkennens zu erweitern strebt. Er hat es mit der Sache, nicht mit der Form, nicht mit der Art der Entwicklung des Geistes zu thun, er denkt nicht an die Methode. Der Lehrer dagegen richtet sein Hauptaugenmerk auf die Gesetze der Entfaltung des jugendlichen Geistes, auf die Art und Weise, wie derselbe erregt und gerichtet werden muß, damit er zur selbstständigen, freien Entwicklung gelange. Er liebt daher das laute Denken, und er sucht die Gemeinschaft mit strebenden Jünglingen, die das Bedürfniß der Entwicklung lebendig in sich empfinden. Die Umgebung, in welcher das Geschäft des Forschens allein gedeiht, ist die abgeschiedene Stille, ein einsames Landhaus oder eine Bücherburg; das Geschäft des Lehrens dagegen gedeiht nur in dem Lehr- und Hörsaale bei der lauten, möglichst lebendigen Rede und Gegenrede. Zur Erweiterung der Wissenschaften wird eine Sammlung des Geistes und eine Muße erfordert, wie sie dem in lebendigem Verkehr mit heiteren Jünglingen stehenden Lehrer nicht zu Theil wird. Darum ziehen sich alle eigentlichen gelehrten Forscher gern vom Leben zurück, und darum sind die tüchtigsten akademischen Lehrer selten oder nie in demselben Maße, als sie Lehrer sind, zugleich wissenschaftliche Forscher. Offenbar hat man diese meist entgesezten Bestimmungen nicht immer gehörig von einander geschieden. Man hat die Gelehrsamkeit mit der Lehrkunst verwechselt, und den Mann für den besten akademischen Lehrer gehalten, der der gelehrteste war. Ich wiederhole es, es gibt keinen guten Lehrer ohne gründliches Wissen; aber dieses allein stempelt keinen zum Lehrer. In der Regel führt es allein von der Lehrkunst ab. Denn sie ist ein Können, zu dem sich der Gelehrte bei seiner ausschließlich theoretischen, unpraktischen und abstrakten Richtung nicht gern herabläßt. Die größten Gelehrten sind darum meist unwillige, ungeschickte, ungewissenhafte, d. h. schlechte Lehrer, und die tüchtigsten Lehrer darum meist keine Forscher. Das Erforschen des Neuen erfordert Genie, das Lehren Talent. Der akademische Lehrer braucht daher kein Genie zu seyn, aber er darf des (Lehr-) Talents nicht entbehren. Zur Befestigung dieses höchst wichtigen Unterschiedes hat, wenn ich nicht irre, Jemand den Vorschlag gethan, die Akademien von den Universitäten zu scheiden, jenen die eigentlichen gelehrten Forscher, diesen die eigentlichen Lehrer der Wissenschaften zuzuweisen. Ein Vorschlag, welcher im höchsten Grade der weiteren Ueberlegung würdig ist. Vielen großen Uebeln der heutigen Universitäten würde dadurch vorgebeugt werden. Welche Marter ist es für die Studenten, tagtäglich zu den Füßen eines Mannes zu sitzen, der die Gabe des Lehrens nicht besizt, selbst wenn er der ausgezeichnetste, berühmteste Gelehrte seyn sollte. Sie sitzen da mit lernbegierigen Ohren, sie schreiben die Worte nach, die sie hören, aber sie verstehen den Mann nicht. Leider gilt dies in Deutschland noch für den Beweis der Meisterschaft, für einen untrüglichen Beweis der Gründlichkeit und der Tiefe. Von Hegel hat man gesagt, daß ihn Einer verstanden habe. Doch wir wollen hoffen, daß ihn in jedem Semester zehn verstanden haben. Aber stets hörten ihn

Hunderte! Was ist nun aus diesen geworden? Welchen Gewinn haben sie gezogen von den Stunden, die sie aufopferten, von der Geistesqual, die sie empfunden? Oder wird man etwa dadurch für die Wissenschaften, die Philosophie, oder für philosophische Behandlung gewonnen, wenn man nichts versteht? So viel ist gewiß, Hegel mag ein tiefer Forscher gewesen seyn, er war einer der schlechtesten Lehrer, die es jemals gegeben hat. Jenes kann ich nicht beurtheilen, denn ich gehöre auch zu denen, die ihn nicht verstanden haben, und ich verstehe auch die nicht, die ihn verstanden zu haben behaupten; aber dieses weiß ich aus Erfahrung. Im Jahr 1825 hospitirte ich bei ihm einige Stunden. Er quälte sich damit ab, den Unterschied des Discursiven und Intuitiven deutlich zu machen. Aber von ihm konnte man diesen Unterschied, den man einem Secundaner leicht deutlich machen kann, nicht lernen. Wer ihn vorher nicht kannte, lernte ihn gewiß durch ihn nicht kennen. Hegel gehörte daher in die Akademie, d. h. in die stille Kammer, nicht auf den Lehrstuhl. Denn die Deutlichkeit ist die erste Eigenschaft jedes Lehrers. Ohne sie gibt es keine Lehrergröße. Wer ein Lehrer Anderer seyn will und für Andere berufen ist, hat sich zu diesen hinabzulassen und sie von ihrem Standpunkte aus zu seiner Höhe hinaufzuziehen. Dieses ist seine Pflicht, und darin besteht sein Ruhm. Mag er sich für seine neuen Begriffe einen neuen Sprachgebrauch wählen, er hat diesen an die Begriffe und den allgemeinen Sprachgebrauch, die er ohne Unbilligkeit bei den ihm überwiesenen Schülern voraussetzen kann, anzuschließen. Kann er dieses nicht, so paßt er nicht zum Lehrer, und will er es nicht, so handelt er gewissenlos. Es gibt einen falschen und einen wahren Scharfsinn. Der wahre ist gerichtet auf die Erforschung des Wahren; dem falschen ist es nicht um die Wahrheit, sondern um die Aufspürung bisher übersehener Verhältnisse und Beziehungen und um den Schein der Consequenz zu thun. Nicht das (scheinbar) scharfsinnigste System verdient den Vorzug, sondern das wahrste. Der Scharfsinn, geübt und angewandt auf falsche Vordersätze, und im Besitz blendender Consequenzmacherei ist für Jünglinge, die nicht prüfen können, wahrhaft gefährlich. Dieser falsche Scharfsinn liebt das Gewand der Dunkelheit; er hüllt sich in Unverständlichkeit ein, dem Wahne huldigend, daß sie ein Merkmal der Tiefe der Forschung sey. Aber die wahre Tiefe ist klar und, weil sie klar ist, verständlich und dem aufmerksamen Bewußtseyn Gebildeter zugänglich. Die Unklarheit ist entweder ein Mangel tiefer Forschung, oder der Methode, oder der Verschrobenheit der Sprache, also jederzeit ein Fehler. Wohin ist nicht unsere Philosophie gerathen, die Philosophie, von der es bis zum heutigen Tage ungewiß ist, ob ein Mensch sie verstanden, ja die vielleicht der Erfinder selbst nicht ganz verstand! Gestand doch schon Fichte später in seiner Offenheit selbst, daß er manchen Satz seiner Wissenschaftslehre nicht mehr verstehe, und der mit der Sprachwissenschaft vertraute, wissenschaftliche Bernhardi, daß er, ungeachtet siebenmaligen Hörens und Studirens der Fichte'schen Wissenschaftslehre, sie nicht verstanden habe. Und diese Philosophie, der sogar ein Schelling, der Schöpfer der Naturphilosophie, dem man das Prädikat der durchsichtigen, lichten Verständlichkeit, wie Lessing und Kant sie besaßen, nicht beilegen kann, den Vorwurf der Unverständlichkeit macht, trägt man unsern unphilosophischen Jünglingen vor: Wohin sind wir in dieser Beziehung gerathen, wohin werden wir noch gerathen, wenn es so fortgeht in die Unklarheit, Unverständlichkeit, Mystik hinein! Es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß man Dinge duldet, wie sie alle Tage auf unseren Universitäten passiren. Es sind Staatsanstalten unsere Universitäten, ihre Lehrer vom Staate berufen, reifenden Jünglingen die Wahrheit der Wissenschaft vorzutragen und ihren Geist durch die Erforschung dieser Wahrheit zu bilden. Was ist Wahrheit? fragen wir heute noch wie vor Jahrtausenden. Das ist ganz richtig. Aber daraus kann doch nur die höchste Sophistik oder die stumpfeste Gleichgültigkeit gegen das durch Jahrhunderte hindurch erbeutete Gemeingut der Wahrheit den Schluß ziehen, daß es recht und billig oder auch nur erlaubt oder wohl gar zweckmäßig sey, unsern akademischen Jünglingen, d. h. Leuten, denen man in der Regel die Gabe tieferer Prüfung nicht zutrauen kann, funkelnagelneue Wahrheiten, wie sie vielleicht in der vorhergehenden Nacht in einem, wenn auch noch so begeisterten Hirne entsprungen sind, vorzutragen und vorzulegen — als ewige Wahrheit."

Herr Diesterweg hätte noch hinzufügen dürfen, daß solche scholastische Collegia, namentlich aber die Hegelschen, die *Pflanzschulen des geistigen Hochmuths* sind, über die man jetzt so laute Klagen führen hört. Während der größere Theil der studirenden Jugend in einem Collegium Hegels oder der Hegelianer sitzt und schwitzt, daß ihm dumm wird,

als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum,

glaubt wenigstens ein kleiner Theil die Sache capirt zu haben oder faßt davon auf, was der Eitelkeit der Jünglinge so sehr schmeichelt. Hegel setzt als das letzte Resultat der Forschung fest, daß Gott sich nur im Menschen selbst fortdenke, außer ihm aber nicht existire. So werden die Köpfe von tausend jungen Leuten verwirrt. Sie sind durch die Lehre ihres Meisters allwissend, sie befinden sich im Zustande der höchsten Vollkommenheit, sie setzen sich hochmüthig über alles hinweg. Sie brauchen nichts mehr zu lernen, keine Erfahrung zu sammeln. Sie sind auch über den Unterschied von gut und bös erhaben. Für sie gibt es kein Gewissen mehr, keine Achtung vor

irgend einer Pflicht, keine Berücksichtigung einer fremden Einsicht und Erfahrung.

Wie sehr aber Herr Diesterweg Recht hat, über die gelehrte Verstiegenheit so mancher Universitätslehrer zu klagen, so scheint doch das von Theremin und ihm vorgeschlagene Dialogisiren auf Universitäten (eine Art höherer wechselseitiger Unterricht) nicht zweckmäßig. Sollen bloße Facta und bestimmte Sätze dem Gedächtniß eingeprägt werden, so bedarf es dazu des Dialoges nicht. Soll aber der Geist geschärft werden durch den Dialog, so fürchte ich, der Unterricht auf Universitäten werde sich bald auflösen in Geschwätz und die Scholastik, die man vermeiden will, wird uns erst über den Kopf wachsen. Der Dialog soll nicht ganz ausgeschlossen, aber auch nicht zur Regel gemacht werden.

Lehrer im Gegensatz gegen Gelehrte, Meister in der Methode im Gegensatz gegen Meister in der Wissenschaft werden schwer, ja unmöglich aufzufinden seyn. Es liegt in der Natur der Dinge, daß der Lehrer selber forschen oder wenigstens den Schein davon haben will. Leute, die ein fremdes Wissen bloß für Dritte zuschneiden sollen, sind entweder bloße Maschinen, oder halten es nicht aus, wenn sie mehr als Maschinen sind.

Es wird wohl beim Alten bleiben müssen. Die Lehrer werden immer die Forscher selbst seyn. Doch könnten die Kultministerien allerdings bei der Wahl der Universitätslehrer besser unterscheiden, manchem schwülstigen Scholastiker lieber eine Sinecure als Mitglied einer gelehrten Akademie und dagegen den Lehrstuhl einem klareren und praktischeren Manne geben.

Mit Recht wünscht der Verfasser ferner, das Privatinteresse der Professoren möge nicht so gar ungebunden walten, weil das nothwendig demoralisirend wirke. Er versteht darunter besonders die gemeine Industrie derjenigen gelehrten Herren, die ihre Honorare hoch schrauben, sie andern beneiden und abjagen, sich zur niedrigsten Demagogie unter den Studenten herablassen, um Zuhörer zu angeln rc. und nicht minder die damit oft sehr nahe verwandte gelehrte Polemik, in welcher sich die Herren vor den Augen der Jugend herumbalgen und oft auf die persönlichste Weise hämisch und boshaft wechselseitig um jede Achtung bringen.

Von den Egoisten, die mit ihrer Katheder-Beredsamkeit lediglich Handel treiben, sich Kunden erschmeicheln, den Concurrenten ruiniren, sich an den Meistbietenden versteigern, und gleich den Ballet-Tänzerinnen von einer Hauptstadt zur andern ziehen, wenn man ihnen einen immer höher gesteigerten Gehalt anbietet — von solchen Plusmachern, denen die Wissenschaft nur die Kuh ist, die sie mit Butter versorgt, kann freilich die Erweckung eines sittlichen und namentlich patriotischen Sinnes unter den jungen Leuten nicht erwartet werden.

Oder etwa von den diplomatischen Professoren, die sich in die Salons drängen, hohe Titel und Orden zu haschen trachten, sich nur im Lächeln der Großen glücklich fühlen?

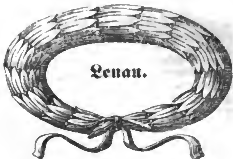
Es gab eine Zeit, wo auf deutschen Universitäten alles, was von Patriotismus nur eine entfernte Witterung hatte, systematisch ecrasirt wurde, wo sich alle Professoren, die den sittlichen und vaterländischen Geist in der studirenden Jugend förderten, plötzlich außer Wirksamkeit gesezt sahen, und wo unter der Jugend selbst nichts so sicher Verdacht erregte, als sittlicher Wandel, nichts so schonend behandelt, sogar begünstigt und provozirt wurde, als die alte Liederlichkeit der Landsmannschaften, und das von dem Herrn Verfasser erwähnte Abonnement auf die psychischen und physischen Verpestungsanstalten.

Man darf jezt wohl fragen: hat das Mittel angeschlagen? Ich fürchte, nur der gute Geist ist verschwunden, der böse ist geblieben und hat sich noch verschlimmert. Die Aufregung in der Jugend hat, seitdem die deutsche Gesinnung und keusche Gesittung in ihrer Mitte zum Verbrechen und lächerlich gemacht worden ist, einen in sittlich wie politischer Hinsicht französischen Charakter angenommen. Hat man etwas dabei gewonnen? Sind die Verhaftungen nicht um das Zwanzigfache gestiegen? Und hat sich nicht, abgesehen von den politischen Attentaten, eine junge Literatur voll Seelenschmutz aufgethan, von so tiefer sittlicher Verdorbenheit, daß man billig fragen muß: wohin wird dies noch weiter führen, wenn man der deutschen Gesinnung und Gesittung nicht wieder die Achtung verschafft, die man ihr genommen?

Unsern Universitäten fehlt allerdings bei einem Uebermaaß von Intelligenz das moralische Gewicht. Der Fleiß allein thut es nicht und hat es nie gethan. Von jeher forderte man daneben eine edle Begeisterung. Dieselbe ist aber jezt nicht mehr vorhanden, sondern hat sich zersezt in den loyalen Eigennuz, der jeder Gewalt schmeichelt und jede Wissenschaft für sie fälscht und neu zuschneidet, um sich zu poussiren, — in die leidige Ironie, die kraftlos an allen Wissenschaften herumspöttelt, die nichts mehr glaubt und der nichts mehr übrig bleibt, als der Spiegel ihrer eignen Eitelkeit, — und in die Tollheit cholerischer Naturen, die zwischen jenen beiden wild durchbrechen und nicht Ruhe noch Rast haben in dieser begeisterungslosen Zeit und die Begeisterung suchen und sie in Deutschland nicht mehr finden können und dann in französische Dienste gehen und im Ausland oder in Gefängnissen enden.

Gegen alle diese Uebel gibt es nur ein einziges Mittel. Belebt die Vaterlandsliebe!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 58. Mittwoch, 8. Juni 1836.

Dramatische Literatur.

10) Faust, ein Gedicht von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

11) Faust, eine Tragödie von B. v. B. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Die Sage von Faust ist schon gar oft poetisch behandelt worden, zuerst von Lessing in einem kleinen Fragment, dann von Goethe, Maler Müller, Klinger, Bechstein, J. D. Hoffmann, Grabbe, auch von Lord Byron im Manfred, und jezt wieder von zwei Dichtern. Unsere Ansicht, wie man die Sage nicht aufzufassen habe, ist ausführlich in Nr. 47—49 des Literaturblatts von 1833 dargelegt. Wir erklärten uns dort gegen die von Goethe beliebte und auch von Andern nachgeahmte poetische Weichlichkeit, die den Faust wie ein ungezogenes Schooßkind hätschelt und troz aller Unarten, ja troz der schändlichsten Frevel nicht zu strafen wagt. Wir vindicirten dem tiefen Ernst jener Sage, dem Schrecklichen, das in ihr liegt, ihr altes Recht. Wir glaubten, alles Großartige der Sage gehe verloren, wenn man, wie Goethe gethan, auf die willkürlichste und frivolste Weise den Unterschied von Gut und Böse aufhöbe, dem vornehmen Sünder alle und jede Treu- und Gewissenlosigkeit verzeihe, ihn auf eine lächerliche Weise ein wenig mit der Hölle kokettiren ließe und dann doch in den Himmel einführe, quasi re bene gesta. Wir sahen in Goethe's Faust einen genialen Schwächling, der von weibischen Gelüsten gepeinigt sich nie zur wahren Kraft des Mannes, nämlich zur Bekämpfung des Egoismus, zu aufopfernder Pflichterfüllung und vor allem zur Treue erheben kann. Wir sahen einen Selbstling in ihm, der unersättlich Rechte und ausschließliche Vorrechte begehrt und sich nicht der kleinsten Pflicht unterziehen will. Ein solcher Charakter muß scheitern am ewigen Gesez der Welt. Wie lang er's treibe, endlich muß ihm einmal das Donnerwort: Bube! entgegenschallen.

So meint es die alte Sage, indem sie den Frevler zulezt der Hölle überantwortet. So verlangt es die Poesie, und es ist nicht bloß eine grobe Verlezung aller sittlichen Würde, sondern auch eine Geschmacklosigkeit, wenn der Frevler, statt gestraft zu werden, geliebkost und in alle Himmel erhoben wird. Die poetische Gerechtigkeit steht über der Willkür der Poeten.

Die grobe Verlezung dieser ewigen Regel in der Behandlung des Faust erklärt sich aus einem psychologischen Grunde. Der, oder respective die Dichter, welche den Faust verhimmelten, identificirten sich selbst mit ihm, machten ihn zu ihrem Spiegelbilde, dichteten ihm alle ihre eignen

Schwächen, Eitelkeiten, Täuschungen an und sophistisirten sich so die Furcht vor dem tiefen Ernst der Dinge hinweg. Bekanntlich hat unsere ganze moderne Poesie einen sehr subjektiven Charakter, d. h. die Dichter halten sich mehr an ihre zufälligen und willkürlichen Empfindungen und Gedanken, als an die objective Wahrheit, an das, was nothwendig im Gegenstande liegt, den sie behandeln. Daher war noch nie eine Zeit unklassischer und unpoetischer oder antipoetischer, als die unsere; nie wurden so viele schöne poetische Stoffe durch die willkürlichsten Entstellungen der Dichter so arg verdorben, als jetzt. Durch eine affektirte und schwülstige Sprache verdarb man zwar im Zeitalter der ältern Gallomanie (wir haben leider auch eine jüngere) schon viel, aber dies war noch etwas sehr Unschuldiges im Vergleich mit der jetzt herrschenden Entstellung der Charaktere und Situationen, mit der Unnatur, die jetzt von der äußern Hülle der Sprache zur innern Construktion durchdrungen ist und oft da am widerlichsten auffällt, wo die Sprache als solche sehr schön ist.

Es ist übrigens sonderbar, daß die Dichter fast immer aus Faust einen sentimentalen Don Juan, einen weichen Wollüstling gemacht haben. Liegt das auch in der Sage? Vielleicht. Zwar ist das Motiv der Sage die echt deutsche speculative Tiefe, der Wissensdrang, die kühnste Neugier, die sich hinter Gott selber stellen will, um ihm zu helfen, die Welt abzusehn. Zwar paart sich damit jene dem spätern Mittelalter eigene Keckheit und Frechheit, die übermüthig den Teufel suchte, um mit ihm zu buhlen, der bewußte Frevel, die Lust am Bösen. Aber sollte es auf der andern Seite unwahr oder unpoetisch seyn, die weiche Wollust des Gemüthes einzumischen? Kann man beim bloßen Wissenwollen stehen bleiben? Hat Goethe nicht ganz recht, wenn er die That dem Gedanken vorzieht? Aber kann die That bloß in jenem rohen mittelalterlichen Frevel bestehen? Muß sie sich nicht den Genuß ästhetisch würzen? Darf die feinste Schwelgerei des Gefühls dabei vergessen werden? Oder kann, um die Sache noch anders zu fassen, der Teufel dem Menschen irgendwo besser beikommen, als in den sentimentalen und weichlichen Neigungen und Stimmungen?

Indeß hat Goethe diese Weichlichkeit offenbar übertrieben, und etwas mehr Energie des Verstandes, etwas mehr Frechheit des Willens und etwas weniger Rührungen des Gemüths in Faust würden dem wahren Geist der alten Sage angemessen gewesen seyn. Goethe wollte nur die Verhimmlung Fausts motiviren; er hätte dessen Höllenfahrt motiviren sollen.

Es ist daher nicht unerfreulich, wahrzunehmen, daß die beiden vorliegenden neuesten Bearbeitungen des Faust von jenen weichlichen Verirrungen zur kräftigen Wahrheit der alten Sage zurückkehren, daß sie den Faust nicht mehr sentimental verhimmeln, sondern der Hölle anheimfallen lassen.

Lenau's Faust hat so viele Schönheiten, daß man sich von dem anfangs wohl jeden Leser unwillkürlich beschleichenden Mißbehagen, welches nur eine Nachahmung des Goethe'schen Faust vor sich zu sehen glaubt, gern zu der Anerkennung des hier waltenden eignen, schönen und kräftigen Geistes bekehrt. Es ist wahr, anfangs mißbehagt uns die Goethe'sche Manier, und je treuer die Sprache Goethe's copirt ist, um so mehr mißbehagt sie uns. Wir wollen jeden Dichter originell, in der Form, wie im Geiste. Das Nachgemachte ist immer unerquicklich. Aber Lenau führt uns bald auf einen andern Standpunkt und wenn wir sein Gedicht mit Aufmerksamkeit verfolgen, verlieren wir das, was er mit Goethe gemein hat, aus den Augen und er erscheint uns in den wesentlichsten Punkten originell. Er hat die alte Sage auf eigne Weise tief und wahr aufgefaßt.

Das einleitende Gedicht, der Schmetterling, ist sehr schön an sich, aber wohl zu leicht und heiter, als daß es das Schicksal Fausts uns vorbedeuten könnte. Hier hätten wir schwärzere Schatten und etwas mehr als einen Schmetterling erwartet. Das zweite Gedicht war daher als Ergänzung nothwendig. Gleichwohl sagen beide nicht genug, und das Werk würde weit schlagender mit „dem Besuch“ beginnen. Faust und sein Famulus sind mit dem Anatomiren einer Leiche beschäftigt:

Faust.

Wenn diese Leiche lachen könnte, traun,
Die würde plötzlich ein Gelächter schlagen,
Daß wir sie so zerschneiden und beschau'n,
Daß wir die Todten um das Leben fragen.
Mein Freund, das plumpe Messer tappt vergebens
Verlaßnen Spuren nach des flücht'gen Lebens.
Längst ist das scheue Wild auf und davon;
Es setzte flüchtig durch den Acheron,
Drin sich dem Jäger seine Spur verloren.
Ich will's nicht länger hier im Walde suchen.
Mir dünkt das Loos des blödgeäfften Thoren,
Das Loos des Forschers wahrlich zu verfluchen.

Mephistopheles kommt als fahrender Schüler dazu und fällt wohl zu sehr in jeder Beziehung mit der Thüre ins Haus. Sein Erscheinen ist bei Goethe viel kunstreicher angelegt. Er sagt hier:

Dein Schöpfer ist dein Feind, gesteh dir's keck,
Weil grausam er in diese Nacht dich schuf,
Und weil er deinen bangen Hülferuf
Verhöhnt in seinem heimlichen Versteck.

Du mußt, soll sich dein Feind dir offenbaren,
Einbrechen plötzlich als ein kühner Frager
In sein geheimnißvoll verschanztes Lager,
Mußt angriffsweise gegen ihn verfahren.
Willst du in deines Feinds Entwürfe dringen,
So mußt du ihn durch tapfern Angriff zwingen,
Daß er die stumme, starre Stellung bricht,
Und, aufgereizt, sich endlich rührt und spricht.
Du mußt entweder dieses Erdenleben
Vertaumeln dumpf in viehischer Geduld;
Wo nicht, dich als entschloßner Mann erheben
Und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld.
Wer glaubt, gehorcht, des Fragers sich bescheidet,
Als frommes Rind sein Plätzchen Wiese weidet,
Dem wird wohl nimmer mit dem Futtergrase
Die Wahrheit freundlich wachsen vor die Nase.
Den Menschen gab der ewige Despot
Für ihr Geschick ein räthselhaft Gebot;
Nur dem Verbrecher, der es überschritten,
Wird's klar und lesbar in das Herz geschnitten.
Hast du den Muth, um diesen Preis zu wetten,
So kann dich dies mein Wort vom Zweifel retten.

Faust gibt ihm noch weiter Gehör und macht den Pakt mit ihm, wobei er die Bibel verbrennt:

Mephistopheles.

Daß du so dumm warst und geglaubt,
Die Wahrheit, scheu und ewig flüchtig,
Nach der dir heiß die Pulse pochen,
Sie habe, völlig zahm und züchtig,
In diesen Schweinsband sich verkrochen.
Schlag dir die Faust zur Stirne oft,
Das du so dumm warst und gehofft,
Daß du geträumt hast, der Geschichte
Längst abgewelkte Judenblätter,
Sie dauern grün im Zeitenwetter,
Und daß sie dir noch bringen Früchte,
Die ewig frisch das Herz dir laben,
Weil einer aufstand, der begraben.
O, Freund, sey bis zum Tod betrübt,
Daß du so dumm warst und geliebt,
Wie diese Blätter dir geboten,
Den ungeheuren Urdespoten!

Mephistopheles bietet nun auch hier dem Faust nichts anderes dar, als was bei Goethe, nämlich lustigen derben Sinnengenuß. Ein Jugendfreund will den Verführten zurückhalten, doch umsonst. Der Teufel philosophirt sehr fein und richtig:

Am Menschen ist's ein mir beliebter Zug,
Daß, wenn's Geschick ihm eine Wunde schlug,
Wenn ein Verdruß die Seele ihm erweicht,
Der Sinnenreiz viel freier ihn beschleicht.

Sie kommen in eine Schenke. Faust verliebt sich in das erste hübsche Mädchen und der Teufel geigt ihm ein wollüstiges verführerisches Lied vor, an welches der Dichter besondere Kunst gewendet hat, daher wir es hier mittheilen wollen:

Bald wogen und schwinden die scherzenden Töne
Wie selig hinsterbendes Lustgestöhne,
Wie süßes Geplauder, so heimlich und sicher,
In schwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen;
So schmiegen sich lüsterne Badeswellen
Um blühende nackte Mädchengestalt.
Jezt gellend ein Schrei in's Gemurmel schallt:
Das Mädchen erschrickt, sie ruft nach Hilfe,
Der Bursche, der feurige, springt aus dem Schilfe.
Da hassen sich, fassen sich mächtig die Klänge,
Und kämpfen verschlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
Wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.
Dort fleht ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
Man hört sie von seinen Küssen erwarmen.
Jezt klingen im Dreigriff die lustigen Saiten,
Wie wenn um ein Mädel zwei Buben sich streiten;
Der eine, besiegte, verstummt allmählig.
Die liebenden Beiden umklammern sich selig.
Im Doppelgetön die verschmolzenen Stimmen
Aufrasend die Leiter der Lust erklimmen.
Und feuriger, brausender, stürmischer immer,
Wie Männergejauchzt, Jungferngewimmer,
Erschallen der Geige verführende Weisen,
Und Alle verschlingt ein bacchantisches Kreisen.
Wie närrisch die Geiger des Dorfs sich geberden!
Sie werfen ja sämmtlich die Fidel zur Erden.
Der zaubergriffene Wirbel bewegt,
Was irgend die Schenke Lebendiges hegt.
Mit bleichem Neide die dröhnenden Mauern,
Daß sie nicht mittanzen können bedauern.
Vor allen aber der selige Faust
Mit seiner Brünette den Tanz hindraust;
Er drückt ihr die Händchen, er stammelt Schwüre,
Und tanzt sie hinaus durch die offene Thüre.
Sie tanzen durch Flur und Gartengänge,
Und hinterher jagen die Geigenklänge;
Sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,
Und leiser und leiser die Geige verhallt.
Die schwindenden Töne durchsäuseln die Bäume,
Wie lüsterne, schmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneschall
Aus duftigen Büschen die Nachtigall.

Die heißer die Lust der Trunkenen schwellt,
Als wäre der Sänger vom Teufel bestellt.
Da zieht sie nieder die Sehnsucht schwer,
Und brausend verschlingt sie das Wonnemeer.

Hieran reiht sich die komische Beschämung eines verliebten Pfaffen durch den Teufel.

Mephistopheles macht also aus Faust nichts anderes, als einen Don Juan, genau wie bei Goethe. Man könnte sagen, dazu hätte es des Teufels nicht erst bedurft. Allein Goethe hat, wie uns dünkt, mit tiefer Menschenkenntniß den Teufel sagen lassen: Du erwartest etwas überschwenglich Hohes und ich schleppe dich doch nur durch die gemeinste Alltäglichkeit. Faust würde das inne werden und sich daran schon im Voraus ekeln, wenn ihn nicht die dämonische Lust ergriffe, die in dem wüsten liederlichen Treiben einen unwiderstehlichen Reiz für ihn hat, die Lust, an der Unschuld, an der Tugend, am Heiligen zu freveln. Fausts ganze Don-Juanerie wäre unwahrscheinlich und unerträglich, wenn es sich bloß von Sinnentaumel, von ordinärem Genußwechsel handelte, wenn nicht die geheimste Habgier des feinsten Egoismus hinzukäme, die Wollust mit Zerstörungswuth paarend sich die reinsten und edelsten Opfer sucht. Darum ist Goethe's Faust nur in dem Augenblick zum ersten Mal mit sich selbst zufrieden, in welchem er die kindlichste Unschuld mordet.

Lenau ist noch weiter gegangen. Er hat seinen Faust alle Stadien dieses grausamen Egoismus durchlaufen lassen. Wir können dabei seiner tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, seinem feinen sittlichen Gefühl, seiner poetischen Zartheit und Kraft nur unsere Bewunderung zollen.

Wie Faust auch in der Fülle der Sinnlichkeit, berauscht von teuflischem Zauber schwelgen mag, seine Seele kann dadurch nicht gesättigt werden. Sie hungert nach etwas anderm. Aber sie kann sich von der sinnlichen Begier nicht mehr losreißen, sie vermischt ihre höhere Sehnsucht mit dieser wilden Lust. Mit großer Kunst zeigt uns der Dichter, wie Faust unwiderstehlich hingezogen wird zu reinen Frauen. Darin gibt sich noch ein alter Zug des Herzens zu erkennen, die Sympathie eines ursprünglich edlen und hohen Geistes, und man könnte es für die Wirkung eines guten Genius halten. Aber dieser Trieb ist in Faust für immer vergiftet und zur dunkelglühenden verzehrenden Flamme geworden. Er muß vernichten, was er liebt, und ihm selber noch unbewußt beschleicht ihn die freche Teufelsbegier je nach dem reinsten Engel.

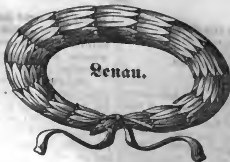
Der Dichter schiebt hier eine politische Zwischenscene ein. Mephistopheles und Faust kommen an einen Hof. Der erstere docirt ziemlich ausführlich, z. B.:

Ich rath' euch hier das beste Mittel:
Wie für die Thaten einst die Alten
Censoren hielten, sollt ihr halten
Censoren als Gedankenbüttel.
Ja, so ein Censor, so ein ächter,
Ein unerbittlich scharfer Wächter
Und tapferer Gedankenwürger,
Der leider! erst zum Heil der Bürger
In fernen, schönern Zeiten sproßt,
Das wäre so mein Augentrost!
Einst schlief ich unter grünen Bäumen,
Da ist sein Bild mir klar erschienen,
In meinen patriot'schen Träumen:
Wie er mit lieben Forschermienen
Gedanken greift auf ihrer Flucht,
Und ihre hüllenden Gewande,
Jed' Fältlein lüftend, streng durchsucht,
Ob sie nicht führen Contrebande
An allerlei verruchten Dingen,
Ob sie ein Liebesbrieflein
Der Freiheit wollen überbringen,
Und ein gefährlich Stelldichein. —
Mir ward in jenen Visionen
Beglückter Zukunft schönster Gruß:
Ich sah das Heer von Maulspionen,
Welch ein prophet'scher Hochgenuß!
Wie Jäger, einen Fuchs zu prellen,
An's Loch des Bau's ihm Schlingen stellen,
Drein sich der Lose muß verfangen,
Treibt ihn aus seiner dunklen Schluft
Hinaus vorwitziges Verlangen
Nach freier, frischer Waldesluft:
So schaut' ich damals mit Ergetzen
An Menschenmundes offner Pforte
Spione lauern und die Worte
Auffangen mit Verrathes-Netzen.
Hat es die Politik gebracht
In ihrer Kunst zu solchen Flügen,
Dann ist begründet eure Macht,
Dann ist Regieren ein Vergnügen.

Im Allgemeinen vermissen wir in dieser Scene die meisterhafte Kürze des Sarkasmus, wodurch bei Goethe die Scene zwischen Mephistopheles und dem jungen Schüler sich in so hohem Grade auszeichnet.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 59. Freitag, 10. Juni 1836.

Dramatische Literatur.

10) Faust, ein Gedicht von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

11) Faust, eine Tragödie von B. v. B. Leipzig, Brockhaus, 1835.

(Schluß.)

Wir werden sogleich wieder auf das Feld der Liebe geführt. Faust wird unterwegs von einem ehrlichen Schmied gastfrei eingeladen und dessen anspruchslose Hausfrau übt gerade durch ihre Sittigkeit einen solchen Reiz auf das verdorbene Herz unseres Helden, daß er dem Gelüsten, sie zu verführen, nicht widerstehen kann. Aber die Tugend ist dem Laster um so unzugänglicher, je weniger sie ihrer selbst bewußt ist, und sie wird seinem Teufelsgriff entrückt, denn eine Bettlerin kommt mit einem elenden Kinde und schaudernd erkennt Faust in ihr die Dirne wieder, die er zuerst verführt hat.

Die Zurückweisung des Frevlers von der Schwelle des häuslichen Friedens macht dem Gefühl des Dichters Ehre. Wie würde hier die neufranzösische Schule in der Anatomie des Unleidlichen, in der Peinigung aller edlern Gefühle gewühlt haben!

Dem Klosterfrieden glaubte unser Dichter diese Gunst nicht gewähren zu müssen. Faust verführt eine Nonne.

Mit Fackellichtern wandelt Paar an Paar,
In weißen Kleidern, eine Kinderschaar,
Zur heilig nächtlichen Johannisfeier,
In zarten Händen Blumenkränze tragend;
Jungfrauen dann, im ernsten Nonnenschleier
Freudvoll dem süßen Erdenglück entsagend;
Mit Kreuzen dann, im dunkeln Ordensrocke,
Ziehn priesterliche Greise, streng gereiht,
Gesenkten Hauptes, und in Bart und Locke
Den weißen Morgenreif der Ewigkeit.
Sie schreiten singend fort die Waldesbahnen.
Horch! wie in hellen Kinderstimmen singt
Die Lebensahnung, und zusammenklingt
Mit greiser Stimmen tiefem Todesahnen!
Horch, Faust, wie ernster Tod und heitres Leben,
In Gott verloren, hier so schön verschweben!
Er starrt hervor aus dunklem Buschesgitter,
Die Frommen um ihr Glück beneidend bitter.
Als sie vorüber, und der lezte Ton
Des immer fernern, leisern Lieds entflohn,
Und als der fernen Fackeln lezter Schein
Den Wald noch einmal zauberhell verklärt,
Und nun dahin am Laube zitternd fährt,

Als Faust im Finstern wieder steht allein:
Da faßt er fest und wild sein treues Roß,
Und drückt das Antlitz tief in seine Mähnen
Und weint an seinem Halse heiße Thränen,
Wie er noch nie so bitter sie vergoß.

Dieser schönen Schilderung folgt eine desto widerlichere. Die Nonne ist verführt. Faust kehrt in diese Gegend zurück und Mephistopheles holt, um seine zärtlichen Erinnerungen zu verhöhnen, aus dem See neben dem Kloster — die Gebeine eines ersäuften Kindes hervor.

Vierte Verführungsscene. Es gilt eine zarte Königstochter.

Sie ist so schön, die schönste der Jungfrauen,
Daß man sie nicht kann ohne Schmerz betrachten,
Denn zitternd spricht das Herz mit bangem Grauen:
Nach dir muß selbst der Tod, der kalte, schmachten! —
O schwelge noch in ihrem Anblick, Welt,
Solange dieser flücht'ge Zauber hält!
Berauschet euch in ihrem Odem, Lüfte!
Verhaucht, beglückte Blumen, eure Düfte!
O eilet schneller aus den Himmelsfernen
Herüber, goldne Strahlen von den Sternen,
Und strömet eure Küsse auf sie nieder,
So holde Jungfrau findet ihr nicht wieder.

Dieses Bild hat der Dichter mit besonderer Liebe und Kunst ausgeführt. Faust tritt als Maler auf und malt die Prinzessin und prägt sich mit jedem Zuge tiefer dieses Bild der reinsten engelgleichen Schönheit ein, vor der die wilde Begier in seinem Herzen scheu zurückschreckt, während sie doch nicht von ihr weichen und lassen kann.

O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt,
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen.

Fausts wilde Leidenschaft macht sich aus Wuth, hier nicht zum Ziele zu kommen, auf einer andern Seite Luft. Er ersticht den glücklichen Nebenbuhler, einen Prinzen, und die zarte Jungfrau stirbt vor Schrecken.

Faust hat es nun erlebt und tief empfunden, daß das Heilige, was er einzig sucht, ihm unzugänglich ist. Nichts bleibt ihm, als die Reue. Er sucht die Einsamkeit, er kehrt zurück zum Grabe seiner Mutter, dort sich Trost zu holen. Aber nichts kann ihn von sich selbst befreien, nur ein ungeheurer Meersturm kann mit äußeren Schrecken den Sturm in seinem Innern eine Zeitlang übertäuben.

Goethe hat die Leere in Fausts späterem Leben ausgefüllt durch die wunderbaren antik-romantischen Träume von der Helena und hierin einer Andeutung, die in der alten Sage selber liegt, entsprochen. Allerdings liegt der Gedanke nahe und ist es sehr natürlich, daß Faust, nachdem er die Gegenwart in ihrer frischen Lebensfülle kennt und doch nicht befriedigt wird, kraft der ihm verliehenen Zaubergewalt die Vergangenheit heraufbeschwört und den Tod so glühend umarmt, wie das Leben. Doch wollen wir damit weder zugeben, daß Goethe die Andeutung der Frage befriedigend genug ausgeführt, noch Lenau den Vorwurf machen, daß er diese Partie der alten Sage, deren Behandlung unendlich schwierig ist, vorerst hat fallen lassen, wie sie auch Goethe im ersten Theil seines Faust nicht mit aufnahm.

Lenau füllt jene Leere mit Gedanken der Reue, des Zweifels, des wieder aufstrebenden und wieder sinkenden Muthes aus, und er hat auch hier große Kunst bewährt, obgleich diese Scenen bei wenig Handlung sich etwas zu sehr ausdehnen. Erst indem Faust immer mehr erkennt, was ihm fehlt, schwelgt er verzweifelnd in den Vorstellungen dessen, was er will. Großartig ist folgende Stelle:

Ein unermeßliches Verlangen
Ist meinem Innern aufgegangen;
Erst war's ein glühendes Entbrennen,
Die Welt zu fassen im Erkennen;
Nun würde mir, geschöpft in vollsten Zügen,
Erkenntniß nimmermehr genügen.
Wenn ich die Welt auch denken lerne,
So bleibt sie fremd doch meinem Kerne,
In Einzelwesen kalt zertrümmert,
Wo keines sich des andern kümmert.
Solang ein Kuß auf Erden glüht,
Der nicht durch meine Seele sprüht,
Solang ein Schmerz auf Erden klagt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
Solang ich nicht allwaltend bin,
Wär' ich viel lieber ganz dahin. —
Ha! wie das Meer tobt himmelwärts,
Und widerhallt in dir, o Herz!
Ich fühl's, es ist derselbe Drang,
Der hier in meinem Herzen lebt,
Und der die Flut zum Himmel hebt:
Die Sehnsucht nach dem Untergang;
Es ist das ungeduld'ge Zanken,
Hindurchzubrechen alle Schranken.

Im freudevollen Todesfalle
Zusammenstürzen Alle — Alle! —

O greife weiter, weiter, Sturm,
Und nimm auf deine starken Schwingen
Den höchsten Stern, den tiefsten Wurm,
Uns endlich Alle heimzubringen!

Dies erinnert aber so sehr an die altindische Philosophie, an den Pantheismus, an die kühnsten Phantasien des Zugleich- und Alllebens, daß man sich nicht enthalten kann, zu wünschen, der Dichter möchte hier einen orientalisch-romantischen Traum ausgemalt haben, wie Goethe seinen antik-romantischen. Wer diese Stelle unseres Dichters begreift, der wird auch begreifen, was wir meinen.

Von großer psychologischer Wahrheit und ganz im Geiste des Gedichtes selbst scheint uns der Schluß. Faust, dem keine Wahrheit wahr genug gewesen, fällt zuletzt in die Sophistik des Sichselbstbelügens, und wieder aus demselben Egoismus. Faust, dem keine Wirklichkeit wirklich genug gewesen, fällt endlich in eine ängstliche Sucht nach dem Nichts. Er fühlt, eins ist endlich wirklich geworden, seine Schuld, und sie wird ihm unleidlich. Zu stolz, sich ihrer zu schämen, will er sie nur auslöschen in der allgemeinen Vernichtung. Alles soll nur ein Schein, ein Traum gewesen seyn.

Doch — ist das Alles nicht ein trüber Schein?
Und daß ich abgeschnitten und allein?
So ist's! ich bin mit Gott festinniglich
Verbunden und seit immerdar
Mit ihm derselbe ganz und gar,
Und Faust ist nicht mein wahres Ich.
Der Faust, der sich mit Forschen trieb,
Und der dem Teufel sich verschrieb,
Und sein und alles Menschenleben,
Des Guten und des Bösen Uebung,
Der Teufel selbst, dem Jener sich ergeben,
Ist nur des Gottbewußtseyns Trübung,
Ein Traum von Gott, ein wirrer Traum,
Des tiefen Meers vergänglich bunter Schaum.
Und zeugt der Mensch, wie Faust, ein Kind,
Ein Traum dem andern sich entspinnt.
In jedem Kind, in jedem Morgenroth
Sich Gottes Phantasie erfrischt.
Und schlägt ein Mensch, wie Faust, den andern todt,
Ein Traum den andern nur verwischt.
Ergreift den Menschensohn mit Macht
Des Forschens Trieb und Ungeduld,
Daß er bei Tag und später Nacht
Um einen Blick der Wahrheit buhlt,
So ist's vielleicht, daß Gott im Traume spürt,
Er träume nur, und daß Erwachensdrang
Im Morgenschlaf an seinem Traume rührt?
Und schlummert er vielleicht nun nimmer lang? —
Du böser Geist, heran! ich spotte dein!
Du Lügengeist! ich lache unserm Bunde,
Den nur der Schein geschlossen mit dem Schein,
Hörst du? wir sind getrennt von dieser Stunde!
In schwarz und bang, als daß ich wesenhaft,
Bin ich ein Traum, entflattert deiner Haft!
Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz,
Und träume mir das Messer in das Herz!
(Er ersticht sich.)

Aber Mephistopheles sagt im Epilog, was wir immer gegen Goethe's Faust behauptet haben: Mit dem tiefen Ernst der Dinge läßt sich nicht scherzen, und wehe dem, der an das Böse nicht glauben wollte und doch das Böse that!

Mephistopheles.

Nicht Du und Ich und unsere Verkettung,
Nur deine Flucht ist Traum und deine Rettung!
Deß wirst du bald und schrecklich dich besinnen,
Laß nur des Herzens Wellen erst verrinnen,
Ist erst der Strom des Blutes abgeflossen,
Der brausend das Geheimniß übergossen,
Kannst du hinunterschauen auf den Grund,
Dann wird dein Wesen dir und meines kund.
Mich wird man nicht so leichten Kaufes los.
Du thöricht Kind, das sich gerettet glaubt,
Weil's nun mit einmal sein geängstet Haupt
Dem Alten meint zu stecken in den Schoos,
Und ihm den Knäul zu schieben in die Brust,
Den's frech geschürzt, zu lösen nicht gewußt.
Er wird nicht Mein und Dein mit dir vermischen,
Das todte Glück dir wieder aufzufrischen.
Du warst von der Versöhnung nie so weit,
Als da du wolltest mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt, und Gott in Eins zusammenschweißen.
Da bist du in die Arme mir gesprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umschlungen!

Die Bearbeitung des Faust von B. v. B. stimmt in der Tendenz ziemlich mit der vorigen überein, so wie auch die Sprache der Goethe'schen möglichst nachgebildet ist. Den Anfang macht eine Studentenscene. Dann Faust mit seinen Klagen, die hier nicht aus unersättlichem Wissensdrange, sondern aus einem beinahe entgegengesetzten Gefühle fließen:

O wie fromm, wie gut,
Mit welchem kindlichen Gelüsten
Sog ich nicht an der Weisheit Brüsten!
Sie schien mir Mutter; ihrer Hut
Vertraut' ich mich so ganz und gar —!
Fluch ihr, der Metze Wissenschaft,
Die aus dem Jüngling Geist und Kraft
Gezogen, daß der Thor ich war; —
So zieht den Bräut'gam nicht zur Braut
Das erste brünstigste Verlangen,
Wie ich an einem Wissenslaut,
An einem Buchstaben gehangen!
Mein ganzes Ich gehörte ihr,
Mein ganzes Daseyn war ein Buch;
Gelogen hat sie Treue mir,
Drum Fluch ihr ewig, ewig Fluch!
Indessen meine Wange blich
In unerhörter Leidenschaft
Und mit der Rose sant die Kraft,
Sah sie nach Andern liederlich,
Die sie, gleich mir, belog, betrog,
Wie mir die süße Kraft entsog,
Wie mir den starken Nacken bog,
Wie mich zur Lebensqual erzog!
Verflucht darum die feile Dirne;
Erkenntniß gibt's nicht, will ich nicht:
Die Tugend trägt sie an der Stirne,
Doch Lastergift im Angesicht,
Anwachsend täglich ekelhaft;
Fluch aller, aller Wissenschaft!

Dafür weiß der Teufel Rath. Er führt den lebenslustigen Faust zu der schönen Bianca, die ihn in seiner Lebensweisheit mächtig bestärkt:

Mehr als Liebe zu geben
Vermag kein Geschick:
Ohne Liebe kein Leben,
Ohne Liebe kein Glück!
Das fühlte einst im Mondesschein,
Ach, Laura, denn sie saß allein.

In dem Schoße der Rose
Schläft der Schmetterling ein,
Es zog ihn die Lose
Durch Honig hinein.
Das fühlte Laura süß und warm,
Ihr Trauter lag ihr ja im Arm!

Der Schmetterling gaukelt
Am Morgen dahin;
Und Röslein? — es schaukelt
Einen andern wie ihn.
Dies Laura sich zu Herzen nahm;
Ihr Trauter starb, ein And'rer kam.

Wiederkommen die Falter,
Wieder blühet die Ros';
Nur dem Menschen, im Alter,
Lacht nimmer dies Loos!
So dachte Laura und — mit ihr?
Wir Alle, Alle, Alle hier!

Denn mehr als Minne zu geben
Vermag kein Geschick:
Ohne Liebe kein Leben,
Ohne Liebe kein Glück!

Damit ließe sich das Stück eigentlich zu einem Lustspiel an, wenn nicht der Teufel dabei wäre und ein Nebenbuhler todtgestochen werden müßte. Der Teufel leidet nicht, daß Faust sich in der Liebe einnistet, er scheucht ihn auf und führt ihn nach Paris in das lüderlichste Leben unter Spiel, Wollust, Händel. Aber bei einem Maskenzug sieht Faust die alten Gestalten wieder, den Vater, die Geliebte. Bianca hat ihm ein Kind geboren, aber der früher besiegte Nebenbuhler ist ihr *gefolgt*, um Rache zu üben und packt jezt das Kind und *schleudert's* von einem Felsen. Bianca stirbt. Faust macht dem Teufel grimmige Vorwürfe, daß er ihn so um sein Glück betrogen, und wendet sich wieder zu Gott und betet. Aber der Teufel ist seiner Sache gewiß.

Ich riß sein ganzes Glück ihm nieder;
Dem jüngst an Kraft so überreichen Mann
Hab' ich vernichtet allen Lebensmuth;
In seinem armen Städtlein ist er wieder,
Wo er begann, wie er begann!
Daß er im Kreise um sich selbst gegangen,
Drob packt ihn der Verzweiflung Schwindel an,
Zum Herzen rückwärts strömt sein Blut
Und Sehnsucht nach dem Tod bleicht seine Wangen.
Da er im tiefen Lebensüberdruß
All seine Zauberkraft belegt mit Fluch,
Vernichtet Alles hat, sogar sein Buch,
Lossagend sich von meinen Mitteln allen:
So soll der Faust, — ich schwör' es, Satan, dir
Beim finstersten Geheimniß! — heut noch fallen;
Schon jauchzt die Hölle, fallen soll er mir!

Die Wendung, daß Faust sich bekehrt, dürfte nicht zu billigen seyn. Auch Don Juan bekehrt sich nicht. Der einzige poetische Werth, den solche zerissene Charaktere anzusprechen haben, ist ihr Muth, ihre Consequenz bis zum Untergange.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60. Montag, 13. Juni 1836.

Dramatische Literatur.

12) Vier historische Schauspiele von Shakespeare. Uebersezt von L. Tieck. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

13) Shakespeare's dramatische Werke. Uebersezt von P. Kaufmann. Berlin und Stettin, Nicolai, 1836.

Die vier historischen Schauspiele, welche hier durch Ludwig Tieck uns andächtigen Shakespeare-Verehrern vorgelegt werden, sind wenig bekannt, auch von nicht durchaus erwiesener Authenticität, und jedenfalls zu den unbedeutenderen von Shakespeare's Produktionen zu rechnen. Eduard der Dritte allein scheint uns dem großen Dichter unbezweifelt anzugehören. Einzelne Stellen, welche nur von Shakespeare herrühren können, zeugen dafür. Wir machen vorzüglich auf die Liebesbewerbung Eduard des Dritten um die Gräfin von Salisbury, ihr edles Benehmen und die königliche Entschließung Eduards aufmerksam. Solche Blüthen können nur jenem großen Stamm entwachsen seyn. — Weit unbedeutender ist Leben und Tod des „Thomas Cromwell" und „Sir John Oldcastle". So auffallend aber wird in dem „Londoner verlornen Sohn" Shakespeare's durchdringende Menschenkenntniß vermißt, daß dieses Werk ihm moralisch abgeläugnet werden kann. Dieser verlorne Sohn zeigt sich durch das ganze Stück als ein unbedingt schlechter Mensch, der in Fällen, wo eine von Haus aus gutgeartete Seele sich als gut zeigen müßte, sich durchaus bös und gemein benimmt. Am Ende nun wird seine Natur total umgeändert und das ist eine Unmöglichkeit. Den Herren Iffland und Kotzebue sind solche Unnatürlichkeiten zu verzeihen, Shakespeare nicht, oder besser gesagt, das Stück gehört Shakespeare nicht an. — Wir sind übrigens dem ehrwürdigen Veteranen, der diese Stücke übersezt hat, den herzlichsten Dank schuldig. In einer Zeit der poetischen Wüste und Leerheit, wie unsere, mögen wir uns gar gerne auch an den geringeren Kindern eines englischen Riesen ergözen oder, weil sie das doch wohl größtentheils sind, an Kindern seiner Schule. In der Kunst ist es von ungeheurer Bedeutung, eines großen Mannes Schüler zu seyn und die Erzeugnisse der Schüler haben in diesem Falle stets eine große Menge von den Vorzügen des Meisters, ohne dessen Vorbild sie durchaus mittelmäßig erscheinen würden. Am bedeutendsten tritt das in der Malerei hervor. Aber auch in der Poesie ist es sichtlich, wie überall, wo die Form eine bedeutende Stellung einnimmt. — Darum eben erscheinen uns vorliegende Poesien, seyen sie vernachläßigte Kinder des großen Autors oder sorglich erzogene seiner Schüler, von

gleicher Bedeutung und ihre Uebertragung dankenswerth. — Wir führen hier einige Stellen aus der oben berührten Scene an:

Gräfin.

Unrecht für Unrecht, ew'gen Haß für Haß.
Doch da also gestimmt Eu'r Majestät,
Daß mein Verweigern, meines Gatten Liebe,
Eu'r Stand und keine Rücksicht mehr berücksichtigt,
Mir frommt; vielmehr die Größe eurer Macht
Das Heiligste blind überschreiten will,
Bind' ich mein Mißvernügen an Vergnügen,
Zwing: Ich will nicht, zu sagen: Ja, ich will!
Voraus bedingt, ihr hebt die Hindernisse,
Die zwischen eurer Lieb' und meiner stehn.

Eduard.

Bei'm Himmel, Schönst'! ich will, wenn du sie nennst.

Gräfin.

Nun, deren Leben möcht ich weggeräumt,
Die jetzo zwischen unsrer Liebe steh'n.

Eduard.

Das Leben welcher?

Gräfin.

Hochgeliebter Fürst!
Die Kön'gin und mein angetrauter Mann,
Die unsre Liebe, lebend, fordern dürfen,
Daß nur ihr Tod erlaubt, sie zu vererben.

Eduard.

Es ist dein Vorschlag gegen das Gesetz.

Gräfin.

Und so auch euer Wunsch. Wenn das Gesetz
Euch hindern kann, das Eine zu vollbringen,
Verbiet' es euch, das Andre zu versuchen.
Ich glaub', ihr liebt mich nicht, so wie ihr sagt,
Wenn ihr nicht gut macht, was ihr habt beschworen.

Eduard.

Genug! dein Mann und meine Kön'gin sterben.
Du bist viel schöner, als je Hero war;
Nicht war der Knab' Leander stark wie ich:
Ich will durch einen Hellespont von Blut
Das Sestos schaun, wo meine Hero lebt.

Gräfin.

Ihr thut noch mehr, ihr schaffet auch den Fluß
Von deren Herzblut, die die Liebe hemmen!
Deren sind zwei, mein Mann und eure Gattin.

Eduard.

Es macht dein Reiz sie ihres Todes schuldig,
Er gibt den Richterspruch, sie sollen sterben,
Auf dies Gebot verdamm' ich sie, ihr Richter.

Gräfin.

Meineid'ger Reiz! mehr noch, bestoch'ner Richter!
Wenn aber uns, zur großen Sternenkammer,
Das Weltgericht zur Rechenschaft uns ruft,
Dann zittern Beide wir ob des Verraths.

Eduard.

Was sagt mein schönstes Lieb? Hast du's vollendet?

Gräfin.

Vollendet, um zu enden! Darum dies:
Halt nur dein Wort, o Herr! und ich bin dein.
Bleib steh'n zur Stell', ich weich' hieher ein wenig,
Und sieh nun, wie ich deiner Hand mich füge.
(Zeigt zwei Dolche.)
Hier trag' ich meine Hochzeitmesser noch.
Du nimm das Eine, deine Königin tödte,
Ich will dich finden lehren, wo sie liegt;
Und mit dem hier ermord' ich meine Treu,
Die jetzt so sicher schläft in meiner Brust.
Sind beide hin, dann geb' ich nach, und liebe.
Wag's nicht, verbuhlter Fürst, mich hier zu hemmen;
Denn schneller ist, gewandter mein Entschluß,
Als du mich rettend d'ran verhindern kannst,
Und rührst du dich, so treff' ich; darum steh,
Und hör' die Wahl, der ich dich unterwerfe.
Schwör' mir, dein höchst unheilig Thun zu lassen,
Und nimmermehr hinfort um mich zu werben;
Sonst soll, bei Gott! der scharfe Stahl dein Erdreich
Mit dem beflecken, was du wollt'st beflecken,
Mit meinem keuschen Blut. Schwör's, Eduard, schwöre!
Sonst treff' ich mich und sterbe hier zur Stelle.

Eduard.

Ja, bei der Macht beschwör' ich's, die mir jetzt
Die Macht verleiht, mich meiner selbst zu schämen:
Hinfort soll meinen Lippen nimmermehr
Ein Wort entfliehn, das solche Werbung meint.
Steh auf, du wahrhaft englisch Weib; viel besser
Rühmt unser Land sich dein als jemals Römer
Der Schönheit, deren frech erstürmter Schatz
So mancher Kiele eitler Vorwurf ward.
Steh auf; mein Fehl sey deiner Ehre Ruhm,
Den dir entfernte Alter werden zollen.
Ich bin erwacht aus jenem müß'gen Traum.
Warwick, mein Sohn, Derby, Artois, Audley,
Ihr Tapfern all, wo säumtet ihr so lange?

Nr. 2 enthält: „die beiden Verweser,“ „die lustigen Weiber von Windsor“ und „viel Lärmen um Nichts.“ Die Uebersetzung ist vortrefflich. Ueber den Inhalt dürfen wir hier nicht sprechen. Und doch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es gefährlich ist, diese köstlichen Früchte zu genießen. Oder wer in der Welt kann nach ihrem Genuß in irgend einem **unserer** Lustspiele sich amüsiren.

14) The school for scandal, by R. B. Sheridan. Accentuirt und mit grammatischen und erläuternden Anmerkungen von K. F. Ch. Wagner. Helmstädt, Fleckeisen, 1834.

Eine recht brauchbare Ausgabe zur Uebung im Englischen und zur angenehmen Lektüre.

15) Schauspiele von Eduard von Schenk. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Schenk, der vor einigen Jahren so großes Aufsehen erregt hat, ist neuerdings, auf den Bühnen wenigstens, fast in Vergessenheit gerathen. Sein Belisar allein reussirt noch und weniger durch das Wohlgefallen des Publikums an dem Stück als durch die Wahl der Schauspieler, welche sich in der Rolle des Belisar sehr applausbewußt sind. Nur in München, der Metropole seines Vaterlandes und der Residenz seines königlichen Gönners werden fortwährend seine neuesten Erzeugnisse gegeben, welche darum auch besonders für den alten Eßlair und die, nun ebenfalls alte Schröder berechnet scheinen. — Wir gestehen aber, daß wir diese Vernachläßigung nicht billigen können, in einer Zeit wenigstens, der es an großen Talenten fehlt und in der poetischer Sinn und poetische Sprache schon viel zählen. Und darin ist Schenk sicher Raupach voraus, der doch über alle Bühnen wandert. — Der vorliegende Theil enthält: „Die Krone von Cypern," Schauspiel. „Alte und neue Kunst," Allegorisches Festspiel zu Goethe's Gedächtnißfeier. „Ahnen und Enkel," Festspiel und „die Griechen in Nürnberg," Lustspiel in drei Aufzügen. Das erste Drama, in dem das ausgezeichnete Sprachtalent Eduard von Schenks einen neuen Triumph feiert, ist für die Schröder geschrieben worden. „Die Löwin, der man ihre Jungen raubt," ist die Idee des Stücks und mit der Schröder wird es seinen Eindruck nicht verfehlen. Jene Lust der Schröder, in großartig-herzzerfleischenden und großartig-herzentzückenden Momenten ihre ganze Kraft auszuströmen ist hier in die Poesie übergetreten, bis auf den Moment, in dem die Königin ihren lang verlornen einzigen Sohn wieder erkennt, niedersinkt, sich auf den Knieen zu ihm schleppt und ruft „mein Sohn, du bist mein Sohn!" — Dennoch halten wir solche Darstellungen weder in der Poesie noch in der Mimik für künstlerisch. Das Krampfhafte muß stets aus der Kunst verbannt seyn, weil es peinlichen Eindruck macht, und wir erinnern uns wohl bei der ersten Aufführung des Dramas in München, bei jener Scene unter dem stürmischen Applaus des ganzen Hauses so unangenehm berührt worden zu seyn, wie etwa, um einen Vergleich zu machen, unsere Nerven durch irgend ein schneidendes und schrilles Begegnen von Metall auf einen widerstandleistenden Körper erregt werden. — Im Uebrigen enthält das Drama die Geschichte eines Kronräubers von Cypern, Amalrich von Lusignan, und des wahren Thronerben Hugo, der, sich selbst unbekannt, die Kunde seiner Herkunft, seine Mutter in Gestalt einer Magd und endlich seinen Thron in Cypern findet, nebst einer allerliebsten Braut, so daß man nicht mehr verlangen kann. — Charakteristik und was dazu gehört, ist nicht in diesem Drama zu suchen. Die Personen sind einfache Tyrannen, Schurken, Mütter, Großkomthure, Soldaten ꝛc., wie man sie überall findet, aber die Sprache ist, wie gesagt, sehr schön, und die Phantasie lebendig, wie die Weniger von unsern neuen Poeten. — Oder kann man schöner sprechen als so:

Adhemar.

Doch ist's nicht das allein! — Der düstre Ernst,
Den du in mir, dem Jüngling, kennen lernst,
Er ist Egyptens Bild, in dessen Schoose
Ich aufwuchs, wo der ewig wolkenlose
Tiefblaue Himmel wie ein Glutmeer brennt,
Und wo die Lippe nicht das Lächeln kennt.
Dort sind die schönsten Freuden Todesfeste
Und Gräber nur porphyrene Palläste.
Ein jeder Schritt berührt Ruinen dort
Und jeder Stein spricht ein geheimes Wort.
Die Obelisken, die in tiefen Bildern
Die heil'gen Sagen alter Götter schildern;
Die Säule Memnons, deren Erz erklang,
Wenn es der Morgensonne Strahl durchdrang;
Die Pyramiden, die dem düstern Schweigen
Der Wüste rings wie ein Gebirg entsteigen,
Der abgemessen sinkend ernste Nil,
Und in dem Schilf versteckt das Krokodil,
Das meuchelmörderische Thränen weint,
All dies erfüllt uns mit geheimem Schauer,
Der uns zu warnen und zu sagen scheint;
Hier ist das Reich des Todes und der Trauer!

Amadea.

O wie ganz anders, Freund, ist dieses Land,
Das schöne Cypern, wo nach alter Mythe
Die Liebesgöttin ihre Wiege fand,
Als sie dem Schaum des heitern Meers entblühte.
Hier trägt noch alles ihres Daseyns Spur.
Kein wilder Strom durchwüthet hier die Flur,
Krystallne Bäche unter Rosenbüschen
Entsprudeln sanft den moosbedeckten Klüften;
Und winden, spiegelnd nur des Himmels Blau,
Wie Silber sich durch's weiche Grün der Au.
Oelbaum und Myrte, die dich rings umstehen
Und holde Kühlung auf dich niederwehen.

Die goldnen Trauben und ihr edles Blut.
In dem sich Milde paart mit Kraft und Glut,
Der ganzen Schöpfung fröhliches Getriebe,
All dies erfüllt mit Lust, ruft lockend dir:
Hier ist das Reich der Schönheit und der Liebe!

Gewiß gehört diese Stelle zu den schönsten der neuern Zeit und Schiller dürfte sich ihrer, namentlich der Schilderung von Egypten, nicht schämen. Die übrigen Dichtungen sind unbedeutender, zwei davon Festspiele, und den Gebrechen der Gattung unterworfen, das lezte ein Lustspiel aus der Zeit von Nürnbergs Glanze, wenn wir nicht ieren, auch zu feierlicher Gelegenheit gedichtet, wenn auch nicht eigentliches Festspiel. Es verherrlicht die altdeutsche Kunst und Wissenschaft, jene von Petee Vischer, diese von Willbald Pirkheimer repräsentirt. Zwei Liebesgeschichten, des Hermann Vischers, des Peter Sohn, mit Euphania, der Enkelin eines griechischen Kaufherren, Basilios Notaras, der gleichfalls im Stück eine große Rolle spielt, und für Eßlair geschrieben ward, der ihn auch würdig daestellte, und die eines Pratricier, Konrad Groland mit Serena, Pirkheimees Tochter, bilden die Hauptinteressen. — Die Anspielung, welche durch Aufführung eines griechischen Kaufmanns sich ergibt, ist bei der nahen Verwandtschaft der bayrischen und griechischen Krone unschwer einzusehen. Dennoch hat das Lustspiel, welches fast alle Tugenden und alle Fehler des Dichters trägt, als unglückliche Zugabe einen Fehler, der dem Dichter nicht immer eigen ist, den, bei der Darstellung in etwas zu langweilen, so daß es in München selbst nahe daran wae, gänzlich durchzufallen. — Wir schließen diesen Dramen, deren Erscheinung zu den eefreulichen gehört, andere an, welche eine nahe Verwandschaft mit ihnen denrkunden.

16) Sämmtliche Werke von Michael Beer. Herausgegeben von Ed. v. Schenk. Mit dem Bildniß des Dichters. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Hier tritt uns ein Dichter entgegen, dessen Verdienst weit eher in seiner Bemühung als seinem Talente besteht und dessen Ruf mehe seiner äußeen Stellung als seinen Werken beigemessen werden muß. Aber wir können jener Bemühung eben so wenig unsere Anerkennung versagen als der edlen Weise, mit der sich die äußerlich so glücklich gestellte Persönlichkeit des Dichters allem höhern Leben hingegeben hat, eine Tugend, welche den Mitgliedern der hochgeehrten Familie Beer eigen und wofür sie durch den europäischen Ruf eines ihrer Gliedee, Meyer-Beeers, reich belohnt worden ist. Dieser Sammlung geht eine Biographie und Charakteristik Michael Beers von der Hand des Herrn von Schenk voraus, deren durchaus panegyrischer Ton der liebenswürdigen Bescheidenheit des Verfassers gern verziehen wird. In der That kann man kaum glauben, daß ein ehemaliger erster Minister, noch auf den höchsten Stufen des Staatsdienstes und der sich von der eesten mehr zurückgezogen hat, als entfernt worden ist, diese bürgerlichen Worte geschrieben hat. Herr von Schenk hat seiner Persönlichkeit eben so gut ein Denkmal dadurch gesezt als dee Michael Beers. Was nun den Inhalt des Werkes betrifft, so müssen wir uns über die einzelnen Dichtungen ein motivirtes Urtheil versagen, da sie längst, wenigstens alle die von Bedeutung, überall und auch in unserm Blatt zur Genüge besprochen worden sind. Die Blüthe von Beers Poesie scheint uns der Paeia. In edler Einfachheit ist hier der Kampf des heiligsten und schönsten Menschenrechts mit der Macht unvernünftiger Vorurtheile dargestellt. Uns dünkt, diese anspruchslose Einfachheit sey weit siegreicher, als die tollgewordene Prosa voll Gift und Galle, in der einige seiner Glaubensgenossen sich in Bekämpfung ähnlicher Vorurtheile ergossen haben. Die übrigen dramatischen Leistungen Beers haben nicht so viel Anklang gefunden, als der Paria. Sie verrathen zu viel Schule, zu wenig originelle lebendige Schöpferkraft; sie sind gefeilt und polirt, aber sie ergreifen zu wenig, sie reißen zu wenig hin. Ein edles Bestreben aber, eine durchaus reine und hohe Tendenz findet man überall in seinen Werken, und viele der schönsten Gefühle und Gedanken, wie sie dem wahren Dichter ziemen. So finden wir unter seinen lyrischen Gedichten ein Sonett, das man über die Pforten des Kunsttempels schreiben sollte.

Der Ruhm.

Wenn du nicht rein bist wie die Lilienflocken,
Die blendend aus dem Schooß des Himmels fließen,
So lasse nie zu thörichtem Umschließen
Dich in des Ruhmes Strahlenarme locken.

Berühr' sein Haupt nicht, das aus gold'nen Locken
Den Balsam träuft, dem ew'ge Blumen sprießen,
Kannst du dem Thau der Nacht dich nicht verschließen,
Wie stolz gesenkte Hyazinthenglocken.

Weh dir, wenn dich der falsche Gott verderblich
Zu seiner ew'gen Höh' emporgeladen,
Wo die Gestalten sich im Lichte baden!

Mit bitt'rem Hohne deinen Stolz zu rächen,
Taucht er in Sonnenströme deine Schwächen,
Und macht, wie deine Größe, sie unsterblich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61. Freitag, 17. Juni 1836.

Alterthumskunde.

1) Die Alterthumswissenschaft. Ein Lehr- und Handbuch von Dr. S. F. W. Hoffmann. Mit sechzehn mythologischen und archäologischen Kupfertafeln. Leipzig, Hinrichs, 1835. XVIII und 1113 S. gr. 8.

Ewig, sagt Friedrich Jacobs, wird es der Ruhm des Alterthums seyn, daß es viel mit Wenigem that. Die Geschichte des ungleichen Kampfes bei Marathon und jener unsterblichen Dreihundert, deren Untergang ein Sieg war, wiederholt sich in unzähligen Erscheinungen der alten Welt. Die einfache Organisation ihrer Staaten, die so Großes ausführten, die anspruchlose Einrichtung ihrer Gedichte, die so mächtig wirken, die stille Ruhe ihrer Kunstwerke, die so laut zur Seele spricht: überall finden wir jene weise Sparsamkeit, die dem großen Genius der Natur abgelernt scheint, und eben darum das untrüglichste Kennzeichen der Genialität ist. Es freut uns, daß Herr Hoffmann seinen Gegenstand von einem hohen und dem einzig richtigen Standpunkte aus aufgefaßt hat. Nicht das Wissen des Gedächtnisses, sagt er, sondern das Wissen des lebendigsten Bewußtseyns, wornach die Erziehung der beiden klassischen Völker während der Blüthezeit ihrer Staaten mit Recht strebte, weil dadurch der Mensch in der Beziehung zum Leben erst zum Menschen wird, soll vorliegendes Werk befördern helfen. Es gilt hier Winckelmanns durch die Erfahrung gereiftes Wort. Es freut uns, daß der Verf. von einer so schönen Ansicht beseelt, an die Ausarbeitung seines Werkes ging, und dieselbe stets vor Augen hatte. Soll sie aber bei dem Publikum erzielt werden, so kann dies nur durch musterhafte Gründlichkeit und Gediegenheit der Darstellung geschehen. Daß Herr Hoffmann sich in den Quellen umsah, wollen und können wir durchaus nicht in Abrede stellen, daß er nicht bloß aus den Schriften der Neuern, sondern auch aus denen der Griechen und Römern schöpfte, sieht man auf jeder Seite seines Buches; daß er aber durch vieljährige Studien sich einen vollkommen klaren und richtigen Ueberblick von den vielen Theilen seines schönen, aber schwierigen Gegenstandes aus den Quellen erworben habe, müssen wir in mancher Beziehung in Abrede stellen. Hätte er den ganzen Gang der griechischen und römischen Geistesentwicklung stets mit Umsicht verfolgt, und sich durch lange fortgesezte Lektüre der alten Klassiker eine klare Uebersicht seines Planes verschafft, so würde er namentlich bei der Literaturgeschichte, Mythologie und Archäologie gar viele Ansichten und Hypothesen der Neuern nicht für Wahrheit genommen, und überhaupt seinem

Werke ein solideres Gepräge gegeben haben. Ueberhaupt glauben wir in dem Werke des Verfassers die schon oft ausgesprochene Wahrheit bestätigt zu finden, daß bei dem gegenwärtigen Standpunkte der philologischen Wissenschaften nur ein mit den vielseitigsten Kenntnissen ausgerüsteter und im Studium ergrauter Mann das Gesammtgebiet zu umfassen vermöge. Um unser Urtheil, das Manchem zu ungünstig scheinen dürfte, tiefer zu begründen, wollen wir die einzelnen Abschnitte einer nähern Beachtung unterwerfen. Die Einleitung hat uns im Ganzen befriedigt. Das Werk selbst besteht aus zwei Theilen, von denen der erste die Grundwissenschaften, Grammatik, Hermeneutik und Kritik behandelt. Da diese Gegenstände nur für den Gelehrten vom Fache, für den eigentlichen Philologen näheres Interesse haben, so wollen wir uns in keine weitere Beleuchtung derselben einlassen, sondern gleich zum zweiten Theile, welcher die Realwissenschaften, alte Geographie, Chronologie, politische Geschichte, Antiquitäten, Mythologie, Literaturgeschichte und die Archäologie oder Kunstgeschichte umfaßt, übergehen, und auf manche Gebrechen aufmerksam machen. Mit der Behandlung der beiden ersten Zweige sind wir ziemlich einverstanden. Die politische Geschichte der Griechen und Römer aber könnte in so manchen Beziehungen besser und ungleich gediegener seyn. „Obgleich der Charakter der älteren Geschichte der Griechen, sagt der Verf. S. 371, mythisch ist, und die neuere Zeit mehrfache Erklärungen des aus dieser frühesten Zeit fabelhaft Berichteten versuchte, um den reinen historischen Stand daraus zu gewinnen, so sind doch alle jene Sagen zu innig mit dem ganzen Leben des Volkes verwachsen, als daß sie ohne Nachtheil unberücksichtigt bleiben könnten, oder einer Deutung unterworfen werden dürften. — Gewiß mit Unrecht (S. 372 Not.) würde man die sogenannten Einwanderungen aus Aegypten nach Griechenland in der Geschichte der Hellenen fallen lassen, weil sie nur der Fabel, nicht der Geschichte anzugehören scheinen.“ Würde der größere Theil der Geschichtschreiber so urtheilen, wie Herr Hoffmann, dann sähe es wahrlich um Förderung der ältesten oder Urgeschichte der Griechen nicht am besten aus, und das Publikum würde nie zu einer richtigen Einsicht in dieselbe gelangen. Freilich wird es keinem besonnenen Manne einfallen, die Ueberlieferung der Sage ganz zu verwerfen, und seine Vermuthungen an ihre Stelle zu setzen, die als Hypothesen immer nur einen relativen Werth haben. Dagegen wird sich ein Historiker von gesundem Urtheile bemühen, die griechische Sagengeschichte so genau als möglich nach der ältesten Ueberlieferung zu erzählen, und um das Publikum auf die Resultate seiner Forschungen aufmerksam zu machen und zu einer gehörigen Würdigung der Mythen anzuleiten, seine Kritik derselben in den Anmerkungen niederlegen, wo auch die Ansichten anderer bedeutender Männer die ihnen gebührende Berücksichtigung finden sollen. Daß Herr Hoffmann an den Mährchen von ägyptischen und phönicischen Colonisten fest halten will, ist uns unerklärbar. Wir sind der Ueberzeugung, daß jeder Unbefangene dem großen hellenischen Geschichtsforscher Müller in Göttingen Dank wissen wird, daß er auf diese Ungereimtheit hinwies, und dieselbe in ihrer Nichtigkeit darlegte. Ueber die ältesten Bewohner Griechenlands ist er sich auch nicht ganz klar geworden, indem er sagt: „Die ältesten ursprünglichen stamm- und sprachverwandten Völkerstämme Griechenlands waren die Pelasger, der früher herrschende, und die Hellenen, der anfangs schwächere. Die Hauptsitze der Pelasger, von Thracien ausgegangen, mögen Argos, Achaia, Peloponnes, Attika, Thessalien, Epirus, die Küsten Kleinasiens und Inseln gewesen seyn, bis sie, von den Achäern und Dorern gedrängt, sich auf Attika beschränkten.“ Die Pelasger gingen, um nur an diese große Ungereimtheit zu erinnern, nicht von Thracien, sondern von Thessalien aus, und waren kein von den Hellenen verschiedenes Volk, sondern derjenige Zweig von ihnen, der sich am frühesten entwickelt zu haben scheint. „Die älteste Geschichte Italiens, sagt der Verf. an einer andern Stelle (S. 404), wo die Urvölker die Umbrer, Ausoner, Sabiner, und die ältesten Eingewanderten die Oenotrer und Tyrrhener gewesen zu seyn scheinen, so wie die älteste Geschichte Roms ist durch die Mischung von Wahrheit und Dichtung ungewiß. Jedoch kann die Sage nicht übergangen werden, weil die Geschichte damit vieles verknüpft, und der Nationalglaube sie als historisch gelten läßt. Dazu liegt der Mythe auch Wahrheit zu Grunde, nur läßt sich diese von dem mythischen Beisatz durchaus nicht scheiden, so oft es auch die Wissenschaft versucht hat. Für die Geschichte werden diese Versuche stets (?) erfolglos bleiben, da die Ergebnisse nur Ansichten seyn können, keineswegs aber historische Wahrheit, weil die historische Beglaubigung fehlt, so daß man durch Annahme derselben nur das Neue Ungewisse an die Stelle des alten setzen würde. So viel ist indessen gewiß, daß das aus der dunkeln Sagenzeit heraufsteigende Rom schon früh seinen herrsch- und eroberungssüchtigen Charakter beurkundete, durch den es, vom Kriegsglück begünstigt, beinahe die damals bekannte Welt verschlingt, damit den Gesetzen der Weltentwicklung gemäß die ehedem vereinzelten Völker und Reiche zu einem Ganzen verbunden würden.“ Daß mit solchen Declamationen, deren sich aber nicht wenige finden, dem Publikum und der Wissenschaft nicht gedient sey, die nur durch die sorgfältigste Ermittlung des Thatbestandes wahrhaft gefördert werden kann, sehen unsere Leser von selbst ein.

Gerne bekennen wir, daß uns die Behandlung der

griechischen und römischen Antiquitäten, die sich an die Geschichte anschließt, ungleich mehr befriedigt habe, und daß der Verf. hier die so vortrefflichen Resultate der neuesten Forschungen mit Umsicht benützt hat. Desto weniger können wir aber mit seinen Darstellungen der Mythologie zufrieden seyn. Hätte der Verf. die einzelnen Bemerkungen, welche Welcker an verschiedenen Orten niederlegte, und die Untersuchungen von Buttmann mehr beachtet, und auf die verschiedenen Symbole, welche den einzelnen Göttern beigelegt wurden, mehr Rücksicht genommen, so würde er zu richtigern Resultaten gekommen seyn. Da die Erklärung der schönsten griechischen Mythen für jeden Gebildeten Interesse hat, so wollen wir des Verf. Ansichten über Juno, Pallas und Mercurius anführen, um durch eine Beleuchtung derselben die oben ausgesprochene Behauptung zu rechtfertigen. „Here, sagt er S. 600, ist Schwester und Gattin des Zeus, die Königin des Götterstaates, und die Mächtigste der Göttinnen. Die Mythe charakterisirt sie als eifersüchtig und rachsüchtig, besonders gegen ihre Nebenbuhlerinnen, wie sie auch überhaupt feindselig gegen andere Götter und Helden erscheint.“ Aus dieser Darstellung wird wohl schwerlich Jemand das Wesen dieser Göttin zu erfassen vermögen; wir glauben, daß sich dasselbe einfach also bezeichnen lasse: Here ist, was schon ihr Name sagt, Symbol der Erde, dieselbe Göttin, welche bei den alten Deutschen Hertha hieß. Ihre Vermählung mit Zeus kann demnach nichts anderes bedeuten, als das innige Verhältniß, in welchem Himmel und Erde zu einander stehen, indem diese die zum Blühen und Gedeihen aller Gewächse nöthige Fruchtbarkeit vom Himmel erhält. Daher wachsen auch, wie eine alte Sage bei Homeros meldet, bei der Verbindung des Zeus mit der Here Kräuter und Blumen aller Art empor. Nach den alten Erzählungen erscheint Here deßhalb als eigensinnige und neidische Frau, weil die Erde, als ein fester Körper, neuen Formen und Bildungen unzugänglich ist, während im Wasser und in der Luft viele neue Gestalten erscheinen, und weil sie denjenigen, die sie bebauen, nur im Schweiße ihres Angesichts Früchte bringt. Sobald man sich die Göttin als ein Wesen von menschlicher Gestalt dachte, und ihr Verhältniß zu Zeus nicht mehr erkannte, so mußte sie natürlich als eine feindselige, zankfüchtige und neidische Frau erscheinen. Dieser Charakter wurde in der spätern Zeit, wo man überhaupt alle menschlichen Verhältnisse auf die Götter übertrug, weiter ausgebildet, und auf diese Weise erhielt Here die Rolle, welche sie in der alten Mythologie spielt. Die Sage, daß Oceanus und Tethys sie erzogen, bezieht sich auf die Fruchtbarkeit, welche das Wasser der Erde verleiht.

Bei der Erklärung der Pallas schließt sich der Verf. ganz an C. O. Müller an, und sagt S. 605: „Diese Göttin wurde dem Zeus aus dem Haupte geboren mittelst eines Hammerschlags des Hephästus. Hierauf sich beziehend, urtheilt Müller: Das schwer zu ergründende Wesen der Pallas Athene scheint besonders darin seinen Mittelpunkt zu haben, daß sie als eine geliebte Tochter des Himmelsgottes, als eine Jungfrau aus ätherischer Höhe gedacht wird, welche in diese Welt bald Licht und Wärme und gedeihliches Leben spendend eintritt, bald aber auch feindliche Wesen vernichtet. Wenn in der ältesten Anschauungsweise Physisches und Geistiges eng verbunden, und diese ätherische Jungfrau zugleich als Zeus Verstand, als die in Zeus aufgenommene und wieder geborne Metis gedacht wurde: so überwog, dem allgemeinen Entwicklungsgesetz des griechischen Lebens gemäß, in Homerischer Zeit schon lange die lezte Vorstellung, und Athene war die kräftig abwehrende und freundlich rathende, immer aber das Vorliegende mit klarem Verstande und ruhigem Urtheil erwägende und ausführende Göttin, eine Freundin jedes Standes und jedes Menschen, der Tüchtiges mit gesunden Sinnen angreift und vollbringt.“ Wir betrachten die Sagen über Pallas von einem andern Standpunkte. Pallas ist, wie schon ihr Name (die Schwingerin) andeutet, der sich auf die Vibration des Aethers bezieht, Symbol des Aethers, der sich am Himmel befindet. Aus diesem Grunde heißt sie eine Tochter des Himmelsgottes. Als man sich nun diesen als einen gewaltigen Mann vorstellte, entstand die Fabel, daß sie aus seinem Haupte entsprungen sey. Deßhalb ward sie Göttin der Weisheit, weil man den Kopf als den Sitz derselben betrachtete, und in soferne im Kriege Einsicht mehr vermag, als rohe Kraft, ward sie auch Göttin des Kriegs. An den Gebrauch des Feuers knüpften die Alten die Erfindung und Vervollkommnung der Künste. Daher wurde Pallas, als Symbol des Aetherfeuers, auch als Vorsteherin der Künste verehrt. Wegen der Reinheit des Aethers stellte man sie als Jungfrau dar. Erst später, als man sie als ein weibliches Wesen betrachtete, legte man ihr vorzugsweise die höchste Fertigkeit in allen weiblichen Arbeiten bei. Unter den Thieren waren ihr die Eule und der Hahn heilig, jene wegen ihrer feurigen Augen, die deutlich auf die Natur der Pallas hinweisen, diesen aber wegen seiner Wachsamkeit und Streitlust. Wir können nicht umhin, des Verf. Ansicht über Mercurius (S. 609) mitzutheilen. „Mercurius war der Sohn des Zeus und der Nymphe Maja, einer Tochter des Atlas. Geboren wurde er auf dem arkadischen Gebirge Kyllene. Wie ihn Mythe und Kunst als Wesen vielfacher Kräfte gezeichnet hat, bezeichnet Müller: Hermes stand in der Religion der Uebewohner Griechenlands in dem Kreise der chthonischen (Erd-) Götter, der aus der Tiefe Früchte und Segen heraussendenden Gewalten; diesen Heilsgott sezte das alte Griechenland

als den Geber alles Guten auf alle Straßen und Wege, auf Aecker und Gärten, in der Form eines mit einem bärtigen Kopfe und einem Phallos versehenen Pfahles. Allmählig ward aber der tellurische Segensgott immer mehr zu einem ökonomischen und merkantilischen Gotte des Gewinns und Verkehrs; vor allen verehrten ihn nun die den Verkehr der Vorwelt vermittelnden und in mannichfachen Lebensgeschäften gewandten Herolde.“ Wir werden schwerlich irren, wenn wir behaupten, daß Mercurius, der den Thraciern angehörte, dasselbe Wesen war, das die Griechen Zeus nannten, d. h. Gott des Himmels. Deßhalb führt er die Sonne herauf und hinab. Am Morgen verschwinden vor dem Glanze der Sonne die Gestirne. Dies drückte die kindliche Sprache jener Zeiten durch ein Bild aus; sie sagte, Mercurius habe die dem Sonnengotte heiligen Rinder, wie man die Menge Sterne sinnbildlich nannte, geraubt. Als man sich den Mercurius in menschlicher Gestalt vorstellte, wurde diese Erzählung buchstäblich genommen, und Mercurius wurde Gott der Schlauheit und der Diebe. Das Licht, welches Mercurius bringt, gebrauchte der bilderreiche Orient als Symbol der Wissenschaft. Aus diesem Grunde ward er als Gründer und Vorsteher der geistigen Kultur verehrt. Diese aber war bei den Alten eine Doppelte, eine streng-wissenschaftliche und eine poetisch-musikalische. Deßhalb heißt Mercurius Erfinder der Leyer. Die Griechen sorgten nicht bloß für geistige, sondern auch für körperliche Bildung, weil sie mit Recht körperliche Gesundheit und Schönheit zu den höchsten Gütern dieses Lebens rechneten. Darum ward er auch für den Vorsteher der Ringschule gehalten. Von den wohlthätigen Wirkungen des Sonnenlichtes, das er am Himmel emporführt, hängt das Gedeihen aller Früchte ab; mithin ist er Spender der Fruchtbarkeit der Fluren und des Reichthums überhaupt. Da er das Licht am Himmel nicht bloß empor-, sondern auch wieder hinabführt, so betrachtete man ihn auch als Boten der Unterwelt, also als denjenigen, welcher die Seelen der Abgeschiedenen in den Orcus geleitete. Aus dieser Vorstellung ging das Amt eines Dieners der Götter und eines Vermittlers zwischen ihnen und den Menschen hervor, so daß es uns nicht befremden darf, wenn ihn auch die Herolde verehrten.

Auch die Behandlung der Literaturgeschichte der Griechen dürfte manchen Kenner derselben nicht ganz befriedigen. Um dies anzudeuten, führen wir einige Stellen an, die wahrlich selbst ein billiger Richter als höchst seicht und unbefriedigend finden muß. „So sehr auch Einige (S. 649) an der Einheit der beiden Gesänge des Homerus unter sich, als auch jedes Einzelnen festzuhalten streben, so sprechen doch die offenbar fremdartige Einmischung *einzelner Verse*, als auch der verschiedene Ton ganzer Stücke, so wie der beiden Gesänge unter sich zu kräftig dagegen. — Die cyclischen Dichter (S. 651) waren diejenigen, die alles, was Homer nur kurz und *beiläufig erwähnte*, in besonderen Gedichten *ausführlich* besangen. — Hesiodos (S. 653), von ungewissem Zeitalter, scheint, gleich wie Homer, ein weitschichtiger Name zu seyn, *dem man vieles beilegte, was ihm einige auch wieder absprechen*. Man will ihn sogar in die Zeit vor Homer setzen.“

Durch solche Bemerkungen dürfte wohl die richtigere Auffassung der Entwicklung der griechischen Literatur nicht sehr gefördert werden. Auch die Einleitung in die griechische Lyrik könnte bündiger seyn (S. 663): „Die eigentlich lyrische Poesie bildete sich bei den Griechen in der reichsten Mannichfaltigkeit der Formen, als das Leben eine durchgebildetere Selbstständigkeit gewann, und das Kraftgefühl, ein Erbtheil früherer Zeit, die Betrachtung der Außenwelt (?), die aber alles auf Vaterland, Götter und Ruhm bezog, hervorrief. Mit ihr mußte auch die poetische Form sich dem Charakter der Poesie gemäß mannichfaltiger bilden, besonders ward die Musik, die stete Begleiterin der lyrischen Poesie, umfangreicher im geeigneten Wechsel der Melodien. Sogar auch orchestrischer Tanz war damit verbunden.“

Bei der Kunstgeschichte hat sich der Verfasser so ziemlich an die Schriften von *Thiersch*, *Müller*, *Hirt* und *Jacobs* gehalten, was auch das Klügste war. Darüber, ob die griechische Kunst eine Tochter der ägyptischen sey (S. 899), oder ob sie auf heimathlichem Boden erwuchs, scheint er zu keiner bestimmten Ansicht gekommen zu seyn. Nach unserm Dafürhalten hing sie in der Urzeit mit der *indischen* zusammen.

Da wir auf die Mängel des angezeigten Werkes aufmerksam machten, so wäre es im höchsten Grade unbillig, wenn wir nicht ausdrücklich versicherten, daß dasselbe, so viele Schwächen es hat, doch ungleich mehr Gutes enthält, und die Probe mit den bisher über diesen Gegenstand erschienenen Schriften wohl aushalten könne. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser, wenn er nicht *zu frühe* damit hervorgetreten wäre, und noch einige Jahre die verbessernde Hand angelegt hätte, etwas Vortreffliches, ja Ausgezeichnetes würde geleistet haben. Daß wir die Mängel so stark rügten, wird er uns nicht verargen, wenn er bedenkt, daß Gründlichkeit in jeder Beziehung in unserer Zeit, namentlich in einem solchen Werke, unerläßlich nothwendig sey. Die äußere Ausstattung ist musterhaft zu nennen, und der Preis bei der großen Bogenzahl und dem engen Drucke billig.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 62. Montag, 20. Juni 1836.

Dramatische Literatur.

17) Auserlesene Schriften von Martinez de la Rosa. Frei nach dem Spanischen von A. Schäfer. 1ster und 2ter Band. Heidelberg, Groos, 1835.

Spanien ist ein schönes glühendes Land, voll Phantasie und Leidenschaft, und hat vor Jahrhunderten große Dichter erzeugt. Wer sollte sich nicht freuen, wenn nun, nach langem Schweigen, wieder ein spanischer Poet auftritt, und seiner Phantasie und Leidenschaft freudig entgegeneilen? — Aber wenn man das thut, hat man die fatalste Täuschung zu dulden. Weder von Phantasie noch Leidenschaft, noch Gluth, noch Glanz ist in diesen Poesien eine Spur zu finden — die Worte schleppen sich hin, als seyen sie herzlich froh, wenn sie zu Ende gebracht seyn werden; eine Erschlaffung liegt in diesen Dramen, die uns mehr als alle Zeitungsberichte von der Ausgesogenheit des spanischen Geistes überzeugt. Denn wie in der großen Zeit eines Volkes das geringste Talent das Gepräge derselben trägt, so muß in der kleinen und sinkenden das verhältnißmäßig größte ihre Schwachheit auf sich nehmen. — Diese beiden Bände enthalten die „Wittwe von Padilla," Trauerspiel; „Marpme," Trauerspiel; „die Verschwörung von Venedig im Jahr 1310;" „Aben Humeya oder die Empörung der Mauren unter Philipp II.," Historisches Drama; „das Mädchen zu Hause und die Mutter auf dem Maskenball," Lustspiel in 3 Aufzügen, „Oedip," Trauerspiel. Wir begnügen uns von alle dem ein Trauerspiel und ein Lustspiel näher zu besprechen. Das Trauerspiel „Aben Humeya", weil es ein Stoff ist, hinreichend zu einer glühenden Dichtung begeistern zu können; das Lustspiel „das Mädchen zu Hause ꝛc.", weil es das Einzige in der Sammlung ist. Aben Humeya, der letzte Sprößling eines großen maurischen Königsstammes ist Christ geworden und lebt zu Cadiar unter dem neuen Namen Don Ferdinand von Valor. Die Mißhandlungen der Spanier aber bringen ihn zur Empörung, durch welche er selbst zu Grunde geht, weil er zum König ausgerufen und dadurch die Eifersucht Aben Abo's, eines andern Häuptlings, erregt wird, der ihn ermorden und sich selbst zum König erheben läßt. Hier endet das Stück. Ueber den Verlauf der Empörung erfahren wir nichts; Martinez hat also den großen Stoff schon dadurch gemein gemacht, daß er an das Schicksal eines an und für sich unbedeutenden Mannes seine Tragödie knüpfte und für das Loos jenes einst so großen, nun mit dem Tode ringenden Volkes nicht das entfernteste Interesse zeigt, in sofern es sich nicht mit dem des Aben Humeya vereinigt. Und dieser Aben Humeya ist ein so ganz gewöhnlicher Schlag von Menschen, daß man am Ende gar nicht eben besonders

bekümmert um seinen Fall ist, sondern nur fragt: „Wie ist denn nun die Sache weiter gegangen?“ Wir belegen dies mit einem Monolog Aben Humeya's im Augenblick der höchsten Aufregung, nachdem er von seinen Feinden, Aben Abo und Aden Farar, erfahren hat, daß sein eigner Schwiegervater, Muley Carime, in Verbindung mit den Spaniern stünde.

„Was hast du gethan, Unglücklicher, was hast du gethan? Du hast mich wehrlos in die Hände meiner Feinde geliefert!... Allein du sollst es nicht ungestraft gethan haben! Nein, nein.... Ich werde dein blutiges Haupt jenen Frechen in das Gesicht schleudern!... Und warum sollte ich auch nur einen einzigen Augenblick zweifeln? Er hat uns verrathen; er soll sterben! Gibt es etwas Gerechteres? Dieses strenge Beispiel wird andern frevelhaften Versuchen vorbeugen, wird meinen Nebenbuhlern Stillschweigen gebieten, wird meinen Thron befestigen.... Allein weißt du auch gewiß, daß es ihn befestigen wird?... In meiner Familie, an meinem eigenen Heerde, wird sich den Augen des zürnenden Volks der erste Vaterlandsverräther zeigen; von der Höhe des Blutgerüstes herab wird er meine Söhne seine Kinder nennen!.. Dies ist vielleicht der heißeste Wunsch jener Treulosen. Es schmerzt sie, daß sie mich in den Augen des Volks noch nicht gedemüthigt sehen, um meine neue Gewalt vor der Hand durch Verachtung untergraben, und später gänzlich vernichten zu können. Sie wünschen mich schamroth zu sehen, wenn ich den Namen des Schuldigen nennen muß; sie wünschen, daß ich voll Schmerz und Demüthigung an meinen Heerd zurückkehren möge, um als einzigen Trost die Klagen und Vorwürfe einer verzweifelnden Gattin zu hören... Nein! er soll leben, er soll leben... Der Vater meiner Gattin muß gerettet werden; die Freude und der Uebermuth meiner Feinde dürfen nicht so hoch steigen! Allein welche Mittel stehen mir zur Erreichung dieses Zwecks zu Gebot?“

Nun überreicht er Muley-Carime nach vielem hin- und herreden Gift, damit er ehrenvoll sterben soll. Die Scene ist dabei diese:

Muley Carime.

Bist du der einzige Verwahrer dieses Geheimnisses.

Aben Humeya.

Es gibt deren noch andere.

Muley Carime.

Wer sind sie?

Aben Humeya.

Aben Abo und Farar.

Muley Carime.

Ich kenne das Schicksal, das mich erwartet.

Aben Humeya.

Ihr kennt es?

Muley Carime.

Und ich erwarte es mit Ruhe.

Aben Humeya.

(Er blickt in dem Zimmer umher, zieht ein kleines goldenes Fläschchen aus seinem Busen, öffnet es, und reicht es ihm dar).

Nehmt und rettet euch! (Er kehrt das Gesicht ab, und wirft sich in der größten Niedergeschlagenheit auf die Kissen.)

Muley Carime.

(Er nimmt das Fläschchen, trinkt das Gift, und heftet die Augen starr auf Aben Humeya; hierauf nähert er sich ihm und sagt):

Du wirst herrschen!

(Beide bleiben einige Augenblicke in derselben Stellung).

Höre mich, Aben Humeya, höre mich! Du lernst mich spät kennen... allzuspät! Du hattest dir falsche Begriffe von mir gebildet, du hattest mich schlecht beurtheilt; allein in diesem feierlichen Augenblicke läßt mir dein Herz volle Gerechtigkeit widerfahren; es rührt mich und demüthigt dich vor mir.... Deine Hand zitterte stärker, als die meinige, während sie dieses tödtliche Gift hielt! Ich war weit entfernt, unsere Unterdrücker zu lieben... ich verabscheute sie von ganzer Seele, ich haßte sie so stark als du selbst, ja vielleicht noch stärker... denn sie haben mich länger unglücklich gemacht! Allein ich war Vater! Aben Humeya, ich war Vater, und sah meine Kinder in Gefahr.... Unglücklicher, für deine Gattin und deine Tochter zitterte ich, als du mich der Schwäche beschuldigtest! (Seine Rührung unterdrückend.) Die Liebe zu meinen Kindern kostet mich das Leben: du siehst es, Aben Humeya; ich sterbe, um sie zu retten... Allein ich möchte nicht den traurigen Gedanken, daß ich ein so großes Opfer umsonst gebracht habe, mit mir in das Grab nehmen!... willst du es mir versprechen?

Aben Humeya (aufstehend).

Und ich?... was kann ich dabei thun?

So farblos und schaal ist aber Alles und der Beifall, den Martinez de la Rosa fand, kann lediglich in der Eleganz der Redensarten bestehen, welche wir aus Uebersetzungen nicht zu beurtheilen vermögen, so gut sie auch seyen, wie wir von der vorliegenden versichern können. — Wie in de la Rosas Tragödie das Großartige fehlt, so in seinem Lustspiel das Witzige, die geistreiche Entwicklung, das Ueberraschende, kurz Alles, was außer einer feinen Sprache zum Lustspiel gehört. In dem „Mädchen zu Hause“ ist, wie der Dichter im Vorwort selbst sagt, der Uebelstand geschildert, der aus dem schlechten Beispiele und der Nachläßigkeit der Mütter entspringt. Ein Avanturier ist die Hauptperson darin, der Mutter und Tochter zugleich die Cour macht, von der Mutter Geld, von der Tochter ein Heirathsversprechen empfängt, endlich aber abgeführt wird und einem andern Liebhaber der Tochter, dem Don Ludwig, einem ehrbareren aber höchst langweiligen Mann, gebührend Platz macht. Die

nähern Verwicklungen des Stücks zu vernehmen, können wir der deutschen Lesewelt nicht zumuthen. — Man kann sich eines sehr bittern Gefühls nicht erwehren, wenn man Martinez de la Rosa liest. Ein verlebtes Volk blickt uns mit starren, glanzlosen Augen an, das nicht nach dem Gesetz der Nothwendigkeit alt geworden ist und nachdem es sein Knaben-, Jünglings- und Mannesalter vollkommen verlebt hat, etwa wie das römische, sondern durch den eisernen Scepter von Despoten und Pfaffen, in dem Moment, in dem es sich am schönsten entwickelt hatte. — Ach, ein Hektiker, der im schönsten Alter dem Grabe entgegengeht, kann sich mit dem Schicksale von Völkern trösten; so verwandt ist die Geschichte der Familien und der Völker.

Wir würden aber unbillig seyn, wollten wir den Spaniern nicht zutrauen, daß sie sich wieder verjüngen werden. Sie sind jezt, nach furchtbaren innern Kämpfen ungefähr da angelangt, wo wir Deutsche uns nach dem dreißigjährigen Kriege befanden. Verwildert, ohne Unterricht und Bildung, geben sich nur wenige ihrer Geister mit Kunst und Wissenschaft ab und die wenigen halten sich an antike oder französische Muster. Geht es doch auch den heutigen Italienern nicht besser, außer daß diese leztern angefangen haben, neben den Franzosen auch die Engländer, wenigstens Walter Scott zu copiren. So wenig aber, als man von der undeutschen, copirten, mattherzigen deutschen Literatur des 17ten Jahrhunderts einen Schluß zu ziehen berechtigt war auf die Reproduktionskraft des deutschen Volks, so wenig darf man einen solchen Schluß jezt ziehen, wenn von der matten Literatur der Spanier und Italiener die Rede ist. Auch hier dürfte die Reproduktionskraft nur schlummern, aber keineswegs eingeschlafen seyn.

18) Manfred. (Die Finsterniß. Der Traum.) Aus dem Englischen des Lord Byron übersezt von E. Köpke. Berlin, Schröder.

Manfred ist, deucht uns, schon besser übersezt worwerden. — Dieser Manfred ist eine von jenen Byronschen Dichtungen, welche einen gewissen Moderang in der modernen Literatur eingenommen haben; und gerade die sind es, welche den Genius des Dichters am wenigsten erschöpfen. Wir können nicht begreifen, wie Manfred nach Goethe's Faust so enthusiastisch aufgenommen werden konnte. Manfred ist eine durchaus offenbare Nachahmung Fausts und eine schwache. Das speculative Talent der Deutschen, welches seit Jahrhunderten sich abgearbeitet hatte, war allein im Stande, einen solchen Stoff würdig zu bearbeiten. Der Engländer ist dafür viel zu praktisch. Jenes Sichvertiefen und Schwelgen im Geist, jenes Sichverlieren an eine andere Welt, das gänzliche Entfremden der Gegenwart durch Grübelei und phantastische Ueberschwenglichkeit, jener romantische Zug, der die Seele fortzieht zum geheimnißvollen Mittelpunkt des Alls, jener wunderbare Ehrgeiz, der das lezte Räthsel aller Dinge lösen, der Gott gleich seyn will — das alles sind Eigenschaften des Deutschen, aber nicht des Engländers. Nur hierin hat unser Faust seine Bedeutung, obgleich sie unsre Dichter nicht ganz erfaßt und aus dem Faust immer mehr oder weniger nur einen sentimentalen Don Juan gemacht haben. In Manfred ist etwas von englischer Charakterstärke dazugekommen; die sentimentale Weichheit ist glücklich vermieden; aber der Mann ist zur Grimasse geworden. Seine Zerrissenheit, seine Zweifel sind nicht natürlich motivirt. Sie wären es nur, wenn sie aus dem deutschen Tiefsinn, aus dem theosophischen Triebe hervorgingen.

Alterthumskunde.

2) Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie, von Christian August Brandis. Erster Theil. Berlin, Reimer, 1835. VIII und 548 S. gr. 8.

Eine rühmliche Bahn historisch-philosophischer Forschung hat Schleiermacher durch seine Grundlinien zu einer Kritik der Sittenlehre, durch seine Monographien und durch seinen Plato eröffnet. Mehrere ausgezeichnete Forscher sind ihm auf dieser Bahn gefolgt, unter ihnen mit unzweifelhaftem Erfolge Heinrich Ritter. An sein vortreffliches Werk reiht sich das in Frage stehende rühmlichst an, das sowohl rücksichtlich der Unbefangenheit und Gründlichkeit der Forschung, als auch des Scharfsinns, die sich überall offenbart, zu den herrlichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete der Geschichte gehört. Ohne Anspruch auf künstlerisch-historische Darstellung zu machen, erörtert der Verf. die Entwicklungen dieses merkwürdigen Zeitraums mit sorgfältiger Benützung der Quellen und Hülfsmittel in einer für den Unterricht und das gebildete Publikum geeigneten Form. Vorzugsweise hat er — und dies kann ihm nur zum Verdienste angerechnet werden — nach genauer und unbefangener Erforschung und Auffassung des Thatbestandes, so wie nach Ausmittelung der inneren Beziehungen und der dadurch bedingten Zusammengehörigkeit der einzelnen philosophischen Versuche, Theorien und Systeme gestrebt. In ersterer Rücksicht schien es passend, die vorzüglicheren Belegstellen aus den zum Theil entlegenen alten Schriftstellern zusammengestellt, unter dem Texte abdrucken zu lassen, um zu gleicher Zeit die sich Unterrichtenden zum Studium und zu richtiger Benützung der Quellen anzuleiten, den auf gleichem Gebiete der Forschung begriffenen Gelehrten aber die in's Einzelne eingehende Prüfung zu erleichtern. Dadurch hat er sein Werk zu einer ewig werthvollen Urkunde

erhoben, und sich nicht bloß vor jedem Vorwurfe von Befangenheit geschirmt, sondern auch besonders für angehende Philosophen das Studium der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie im höchsten Grade fruchtbar gemacht. Eben so sind wir auch mit der zweckmäßigen Abtheilung in Paragraphen vollkommen einverstanden. Denn wenn diese Form den höheren Forderungen der Darstellung auch nicht angemessen ist, so hat sie doch sicher das Gute, daß die leitenden Gedanken der einzelnen philosophischen Erscheinungen um so leichter und bestimmter aufgefaßt werden können.

Die Leitsterne, nach denen sich der Verf. bei der Ausarbeitung seines Werkes richtete, sollten allen Historikern in unsern Tagen zur Richtschnur dienen. Wäre dies der Fall, so würde das große Feld der Weltgeschichte in zehn Jahren besser angebaut, als es bei der vorherrschenden Neigung zu nichtssagenden Raisonnements in zwanzig und dreißig Jahren geschehen kann. Wir wollen Brandis hierüber selbst reden lassen: „Ungleich mehr vermag der Historiker zu leisten, wenn er Anweisung gibt, die Geschichte zu verstehen, als wenn er mit seinem Urtheile drein redet; und für höchst wichtig halte ich es, daß auch der Studirende sich früh gewöhne, aus der Geschichte selber, nicht aus den Betrachtungen über Geschichte, Belehrung zu schöpfen. Ich behalte mir vor, am Schlusse des Werkes die Resultate des in der Geschichte selber bereits zum Spruche fertigen Urtheils zusammen zu stellen und hie und da durch formale Kritik zu ergänzen, um zu zeigen, wie die ältere Philosophie sich zu der neueren verhalte, und wie erstere für leztere zu benützen sey; denn freilich kann Endzweck einer Geschichte der Philosophie nur seyn, in die philosophische Forschung einzuführen und sie selber fortzuleiten."

Um unsere Leser mit der Reichhaltigkeit dieses Werkes bekannt zu machen, glauben wir eine kurze Uebersicht des Inhaltes geben zu müssen. In der Einleitung (S. 1—52) beschäftigt sich der Verf. mit allgemeinen Erörterungen 1) über den Begriff einer Geschichte der Philosophie im Allgemeinen, 2) über Umfang und die Eigenthümlichkeiten einer Geschichte der ältern oder der griechisch-römischen Philosophie, und handelt 3) von den Quellen, aus denen die Kenntniß derselben zu schöpfen ist, und 4) von ihren Anfängen und Entwicklungsperioden. Vollständigkeit und Gründlichkeit sind hier mit einer zweckmäßigen Kürze und Maaßhaltung auf das schönste vereinigt. Der übrige Theil des Buches (S. 53—548) enthält die erste Periode der griechisch-römischen Philosophie, und ist in fünf Abschnitte eingetheilt. Im ersten derselben spricht Herr Brandis von den theologisch-poetischen Anfängen der griechischen Philosophie, d. h. von dem Alter und der Glaubwürdigkeit der Orphischen Ueberlieferungen, von den Orphischen Kosmogonien, von Hesiods Theogonie, von den Kosmogonien der mittlern Theologen, des Pherekydes, des Epimenides und Anderer, von der Welt und Lebensansicht der Orphiker, des Homer und Anderer, von den religiösen Ueberzeugungen der Gnomiker, des Pindar und der gleichzeitigen Dichter, endlich von den Anfängen der Ethik bei den so genannten sieben Weisen, in der Gesetzgebung und bei den Dichtern. Der zweite Abschnitt ist der Physiologie der Jonier gewidmet. Beide Abschnitte sind mit musterhafter Umsicht behandelt, und dürften selbst der strengsten Anforderung der Kritik genügen. Der dritte umfaßt die Speculation der Eleaten. Der Verf. zeigt uns zuerst ihr Verhältniß zu den jonischen Physiologen, und sezt sodann die Lehre des Xenophanes aus Kolophon, des Parmenides aus Elea, des Melissus aus Samos und des Zeno sehr treffend aus einander. Eben so gelehrt, aber ungleich anziehender ist der vierte Abschnitt, welcher der Zahlenlehre der Pythagoreer gewidmet ist. Wir wollen die Reichhaltigkeit desselben etwas näher zu bezeichnen suchen. Zuerst gibt der Verf. ihr Verhältniß zu den Eleaten und Joniern an, und nennt die Quellen, aus denen die Kenntniß der Pythagoreischen Philosophie zu schöpfen ist; dann erörtert er die verschiedenen Richtungen derselben, und zwar 1) die Grundrichtung, ihre obersten Principien, ihre Musik, die Entwicklung der Eigenschaften der Zahlen, Anwendung der Harmonik und Arithmetik, ihre Lehre von Gott, der Natur und der Seele, ihre Ethik, und geht dann 2) zu den abweichenden Richtungen der Pythagoreischen Philosophie über. Der fünfte und lezte Abschnitt untersucht die Bestrebungen der Sophisten. Nachdem der Verf. ihre Stellungen und Richtungen sehr treffend bezeichnet, macht er uns mit der Lehre des Protagoras aus Abdera, des Gorgias und der eristisch-rhetorischen, eristisch-ethischen und atheisten Sophistik bekannt. Wer die Reichhaltigkeit dieses ersten Bandes eines viel versprechenden Werkes betrachtet, und die Bescheidenheit des Verfassers, die sich in der Vorrede ausspricht, damit vergleicht, wird mit uns der Ueberzeugung seyn, daß sich das Publikum vom Herrn Professor Brandis ein Werk über Geschichte der griechisch-römischen Philosophie versprechen dürfe, das allen billigen Anforderungen entspricht, und jeden, der mit dem Alterthum nicht ganz unbekannt ist, in den Stand sezt, die Philosophie der klassischen Zeit genau in allen ihren Richtungen kennen zu lernen. Mit großen Erwartungen hat Referent den ersten Band zur Hand genommen, und er freut sich, versichern zu können, daß er sich am Ende nicht getäuscht, sondern sehr befriedigt sah, und nichts sehnlicher wünscht, als daß die Fortsetzung und Beendigung des Ganzen so bald erfolgen möge, als es ohne Beeinträchtigung der Gründlichkeit geschehen kann.

4.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63. Mittwoch, 22. Juni 1836.

Alterthumskunde.

3) Geschichte der hellenischen Dichtkunst, von Dr. Hermann Ulrici. Zweiter Theil. Lyrik. Berlin, Duncker und Humblot, 1835. IV und 624 S. gr. 8.

Da wir den ersten Theil der Geschichte der hellenischen Poesie in diesen Blättern in Kürze besprochen haben, so glauben wir den Lesern auch eine gedrängte Uebersicht der zweiten schuldig zu seyn. Der Werth der lyrischen Poesie ist allgemein bekannt, und eben so die Schwierigkeit nach zerstreuten und zerrissenen Bruchstücken ein klares Bild derselben zu entwerfen; denn gerade die lyrische Dichtkunst der Hellenen hat fast am meisten unter dem Drucke späterer Barbarei gelitten, und von ihrem Reichthum sind troß der großen Anzahl einzelner geretteter Stücke (die Siegesgesänge Pindars ausgenommen) nur wenige Reste von Bedeutung für das Ganze auf uns gekommen. Dazu kommt noch, daß sich die griechische Lyrik nur dann klar begreifen läßt, wenn die Geschichte der alten Musik, Rhythmik und Metrik mit ihr verbunden wird. Wie schwer es aber sey, das Wesen der alten hellenischen Musik, ihre allmählige Entfaltung und Ausbildung, ihren Einfluß auf die lyrische Poesie richtig darzustellen, kann nur derjenige ganz begreifen, der sich schon mit diesem Versuche beschäftigt hat, und die Unzulänglichkeit der Quellen aus eigener Anschauung kennt. Daher dürfen wir uns wundern, daß dieser zweite Theil der hellenischen Dichtkunst von Ulrici, der die Lyrik umfaßt, in gar mancher Beziehung lückenhaft erscheint, so viele Vorzüge er auch hat. Der Verfasser hat allerdings den Einfluß der Musik und Metrik auf die Lyrik nicht unberücksichtigt gelassen. Allein derjenige, welcher über die Beschaffenheit der griechischen Musik vor Terpander, über das Wesen der einzelnen Namen, über die Vervollkommnung, welche sie durch den genannten Meister erhielt, sich vollständig unterrichten, und einsehen möchte, wie sich unter ihrem Einflusse die einfachen lyrischen Maaße allmählig zu der großen Mannichfaltigkeit entwickelten, in welcher sie bei Pindar und den Tragikern erscheinen, wird sich durch das, was er in vorliegendem Werke findet, nicht ganz befriedigt sehen. Ferner hat die Lyrik der Griechen unzählige Zweige und Knospen getrieben, was sich aus der Beschaffenheit ihrer Religion, ihrer politischen Verhältnisse und ihres Charakters erklärt. Die Religion der Griechen und ihre Feste hatten einen heitern Charakter; die Götter erscheinen schon in den ältesten Sagen als Freunde des Gesanges. Daher darf es uns nicht wundern, daß die Feste derselben durch Gesänge verschönert wurden, welche, je nachdem sie dieser oder jener Gottheit bestimmt waren, auch besondere Namen hatten. Die Opferung von

Weihgeschenken, die Aufnahme in die Mysterien, festliche Züge nach Delos und andern heiligen Orten boten den Sängern ebenfalls reichlichen Stoff. Die Siege in den feierlichen Kampfspielen konnten nach den Ansichten der Griechen nur durch Gesänge auf eine gebührende Weise verherrlicht werden. Alle wichtigen Ereignisse im Leben, Hochzeiten, Trauerfälle, selbst Beförderungen zu obrigkeitlichen Würden wurden Gegenstand des Gesanges. Zogen Heere in die Schlacht, so sang man kriegerische Lieder, um den Muth und die Tapferkeit zu erhöhen, und würzte auch das Vergnügen der Gastmähler durch scherzhafte Lieder. Selbst Schiffer, Schnitter, Hirten, Wasserschöpfer, Gräber, sogar Bettler hatten ihre Gesänge. Dazu kommen noch die Jamben, die voll Feuer und Bitterkeit waren, und die vielen und verschiedenartigen Epigramme. Diese Menge von Liedern kann bei einem Volke nicht auffallen, dessen Streben so vielseitig und dessen Charakter so sehr zur Heiterkeit und zum frohen Lebensgenusse gestimmt war. Sein ganzes Land glich zu der Zeit, von welcher wir sprechen, einem Garten der Musen, deren belebender Hauch Quellen, Ströme und Haine erfüllte. Die Sagen der Vorzeit, ehrwürdig durch das ferne Alterthum und ihr vielgestaltiges Gepräge und verschönert durch die Gunst der Huldgöttinnen, boten den Sängern eine Fülle des Stoffes, durch den sie ihre Gedanken und Empfindungen veranschaulichen konnten. Herr Ulrici hat allerdings auf den Einfluß, welchen der Cultus des Apollo und des Bacchus, so wie die öffentlichen Verhältnisse, auf die Entfaltung der griechischen Lyrik hatten, hingewiesen; allein jene Vollständigkeit und Umsicht, mit welcher dieser Gegenstand behandelt werden muß, wenn er in seiner ganzen Bedeutung erscheinen soll, vermissen wir. Ueberdies hat er sich auf eine kurze Aufzählung der verschiedenen Arten von Liedern beschränkt, ohne über den Umfang, Inhalt und Charakter derselben, über ihre Entstehung, allmählige Entwicklung und Vollendung Aufschluß zu geben. Die griechische Lyrik zeichnete sich auch noch durch einen andern Punkt wesentlich vor jener der neuern Zeit aus, nämlich dadurch, daß die Sprache dem Inhalt der einzelnen Gedichte stets vollkommen angemessen war. Die Dialekte der einzelnen Stämme des hellenischen Volkes haben sich bei der strengern Absonderung und Befestigung der Selbstständigkeit der verschiedenen Zweige schön entfaltet, und die einzelnen Formen haben sich allmählig zu einer solchen Vollendung erhoben, daß es den Sängern möglich war, nach Beschaffenheit des Stoffes, den sie behandelten, diesen oder jenen Dialekt zu wählen, und auf diese Weise Form und Inhalt in die schönste Uebereinstimmung zu bringen. Der dorische eignete sich bei seiner Würde und bei seinen vollen Vocalen für das Ernste und Feierliche, der äolische zu Liedesgedichten, um die Stürme der Leidenschaften auch durch die Sprache zu versinnlichen, der jonische wegen seiner Weichheit zu gemüthlichen und zarten Gegenständen. Da sich der ehrwürdige Friedrich Jacobs hierüber bereits ausführlich erklärt hat, so hätte Herr Ulrici diese Sache sehr genau ins Auge fassen sollen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir unsern Lesern eine kurze Uebersicht der neunzehn Vorlesungen geben, in welche dieser Theil zerfällt. In der dreizehnten Vorlesung handelt der Verfasser (er knüpft sie an die zwölfte des ersten Theiles an), von dem Wesen der lyrischen Kunst im Allgemeinen, dem Wesen der griechischen Lyrik in ihrer historischen, religiösen und künstlerischen Bedeutung, und geht dann in der vierzehnten und fünfzehnten auf die Entwicklung der griechischen Lyrik 1) aus dem Religionscultus und 2) aus der Individualität, dem besondern Leben und Wesen der verschiedenen griechischen Volksstämme über, und erörtert die drei Hauptmassen der griechischen Lyrik, die äolische, dorische und jonische. Die sechzehnte Vorlesung enthält die Entwicklung und Gliederung der verschiedenen Dichtgattungen und Style der lyrischen Kunst im Allgemeinen. „Die Lyrik, sagt Herr Ulrici (S. 115), theilt sich ihrer Natur nach in zwei große, sich gegenseitig durchdringende und ergänzende Hälften, von denen die eine das innere Leben des Gemüthes, des eigensten Ich des Menschen, sofern es ergriffen und gebildet, durchdrungen und gestaltet wird von den Einflüssen der es umgebenden Außenwelt, von den Gewalten der Natur und der großen, universellen Verhältnisse des Raums und der Zeit, die andere dasselbe innere Leben des Gemüthes darstellt, in sofern es aus sich selbst, aus dem innersten göttlichen Keime seiner selbst, eigenthümlich und concentrisch sich entwickelt und bildet. Diese beiden großen, wesentlich nothwendigen Hälften der lyrischen Poesie kann man mit griechischen Ausdrücken die elegische und die melische Lyrik nennen.“ Die siebzehnte Vorlesung beschäftigt sich mit der alten nomischen Poesie und ihren vorzüglichsten Meistern bis auf Terpander und Clonas. „Sie hing, nach des Verfassers Ansicht (S. 149), mit der religiösen Dichtung jener heiligen, in mythisches Dunkel gehüllten Seher und Sänger zusammen; sie war wesentlich nichts anderes, als der vermittelnde Uebergang von der ersten halblyrischen Naturpoesie zur eigentlich lyrischen Kunst. Die lange, mehrere Jahrhunderte umfassende Periode von der frühesten mythischen Vorzeit, da in den ersten Anfängen der hellenischen Poesie noch das epische und lyrische Gebiet unbestimmt und grenzenlos in einander flossen, und beide Ströme ihre Wogen chaotisch vermischten, bis zu dem Zeitalter, da die Lyrik in künstlerischer Reinheit und Selbstständigkeit sich erhob, kann unmöglich für die lyrische Dichtung ganz leer und inhaltslos vorübergegangen seyn, dem widerspricht das allgemeine Naturgesetz

organischen Wachsthums eines einmal vorhandenen Keimes. Die alte nomische Poesie war es, welche den Zwischenraum ausfüllte, in welcher die weitere Entwicklung der lyrischen Kunst ruhte." Diese Bemerkungen leiden eine große Beschränkung. Richtig ist es allerdings, daß die lyrische Poesie fast so alt, ja in gewisser Beziehung noch älter, als die epische ist. Daß sich aber die vollendete Lyrik der Hellenen einzig und allein aus der nomischen Poesie entwickelt habe, ist eine Hypothese des Verfassers. Wer den Gang der griechischen Kultur überhaupt kennt, und weiß, welchen Aufschwung die Verhältnisse der einzelnen griechischen Staaten von Lykurg bis zur Zeit des Pindar nahmen, wird die Grundlosigkeit einer solchen einseitigen Annahme vollkommen begreifen.

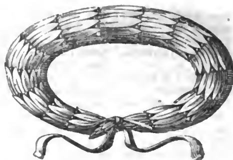
In der achtzehnten Vorlesung schildert Herr Dr. Ulrici den alten dorisch-chorischen Styl in seiner volksthümlichen Bildung und Bedeutung. „Der alte chorisch-dorische Styl (S. 189) der hellenischen Lyrik schließt sich eines Theils an die nomische Dichtart und die ältesten heiligen Gesänge, namentlich an die musischen Festgebräuche und Feierlichkeiten des Apollinischen Kultus an, andern Theils bildet er die Grundlage des späteren äolisch-dorischen Styls." In der neunzehnten spricht er von der spätern priesterlich-religiösen Poesie, den Reinigungs- und Sühngesängen, Weiheliedern und Seherssprüchen, welche er als eine Nebenlinie der alten dorischen Lyrik betrachtet, gewiß mit Unrecht. Wahr ist es, daß die Dorer stets sich als ein streng religiöses Volk zeigten, und die Weih- und Sühnlieder bei ihnen sich in größerer Anzahl fanden, als bei den übrigen einzelnen Stämmen. Daraus folgt noch nicht, daß sie ihnen allein eigenthümlich gewesen seyen, und daß man sie als eine Nebenlinie dorischer Poesie ansehen könne.

Die zwanzigste Vorlesung enthält die Entwicklung der jonischen Lyrik und des alten jonischen Styles der Elegie. „Gleich der dorischen Lyrik (S. 258 ff.), die zunächst im Gebiete der Religion und des Götterkultus wurzelte, doch aber ihrem innern Wesen und allgemeinen Elementen nach zugleich der epischen Dichtung des Hesiodus und seiner Schule verwandt erscheint, schloß sich auch diese neue Gestaltung der jonischen Poesie, nur um vieles deutlicher und bestimmter, zunächst an das homerische Epos an. Den Uebergangspunkt scheinen in mancher Beziehung die homerischen Hymnen und die Sängerschule der Homeriden, in der sich die homerische Dichtung fortgesezt, gebildet zu haben, sofern in den Hymnen, im preisenden Anflehen der Götter, ein lyrisches Element, in den kleinern Gesängen aber, wie in dem Margites, welche, wenn nicht dem Homer, doch wohl zum Theil seiner Schule angehören möchten, ein Heraustreten aus dem echt epischen Gebiete der Heldengeschichte in das bürgerliche Leben späterer Zeit sich kundgibt. Es ist an sich natürlich, daß die Dichtung der homerischen Sänger sich nicht beständig in den Sphären des Mythus und der mythischen Vorzeit hielt, sondern auch dem wirklichen Leben der Gegenwart von manchen Seiten sich annäherte. Indem sie dadurch nothwendig die Persönlichkeit und das Leben des Dichters zugleich mitberührte, und jene äußere Objektivität, in welcher die Ferne des Zeitalters der behandelten Gegenstände wesentliches Element ist, gestört war, trat sie der lyrischen Kunst selbst um einen Schritt näher. Mehr und mehr mochte die fortschreitende politische und geistige Entwicklung des Volkes diese Richtung der Poesie begünstigen und fördern." Die lezte Bemerkung ist vollkommen richtig. Daß aber die homerischen Hymnen auf die Entfaltung der jonischen Elegie von erheblichem Einflusse gewesen seyen, ist unrichtig. Ueberhaupt schreibt Herr Ulrici der epischen Poesie einen viel zu großen Einfluß auf die jonische Lyrik zu. Betrachten wir die Zeitverhältnisse, so kann uns ihre Entwicklung nicht zweifelhaft seyn. Die politischen Verhältnisse der Hellenen, welche durch die Wanderung der Thessaler und Herakliden in ihrem innersten Wesen erschüttert wurden, konnten auf die Sänger nicht ohne Einfluß bleiben. Sie wurden nicht mehr an den Höfen der Fürsten bewirthet, so daß sie, von keiner Sorge gedrückt, alle Augenblicke der Verherrlichung der großen Thaten der Vorzeit widmen konnten, sondern sie wurden nach der Aufhebung der königlichen Würde, wie ihre Mitbürger, in die Ereignisse der Gegenwart hineingezogen. So schilderten sie ihren Gemüthszustand, wie sie von Trauer und Wehmuth, von Freude und Liebe ergriffen waren. Die einundzwanzigste Vorlesung enthält die Geschichte der epigrammatischen und jambisch-satyrischen Dichtung und der Parodie. Wie Hr. Ulrici die epigrammatische Poesie, die sich in ganz Hellas fand, eine Nebenlinie der elegisch-jonischen Lyrik nennen mochte, ist uns ein Räthsel. Die zweiundzwanzigste umfaßt eine allgemeine Einleitung und Charakteristik der griechischen Lyrik von der Mitte des 7ten bis gegen Ende des 6ten Jahrhunderts v. Chr. G. „Während die griechische Lyrik den Weg ihrer eigenen Ausbildung und organischen Gestaltung verfolgte, nahm sie mehr oder minder alle historischen und politischen, religiösen und philosophischen Richtungen und Ausflüsse des Zeitgeistes in sich auf, und vereinigte sie auf ihre Weise zu poetisch-künstlerischen Gebilden." Diese Worte können zu vielen Mißverständnissen Veranlassung geben. Einfacher und natürlicher wäre es gewesen, zu sagen, daß die lyrische Poesie durch den ungewöhnlichen Aufschwung, den alle Verhältnisse und Zweige der Kunst und Wissenschaft nahmen, ungemein gefördert und vervollkommnet wurde.

In der dreiundzwanzigsten Vorlesung spricht Hr. Ulrici von der Entwicklung und Fortbildung des lesbischen oder äolisch-melischen Styles der Lyrik und von den Skolien,

die hier wieder auf eine ungeschickte Weise als eine Nebenlinie erscheinen. Die Glanzpunkte dieses Abschnittes sind Terpander und Arion, Alcäus und Sappho. Ob Arion, wie Terpander, mehr Musiker, als Dichter war (S. 350), möchten wir bezweifeln, so auch die starke Behauptung, daß Sappho die heilige Stille schöner Weiblichkeit bisweilen verlezte. „Des Alcäus Poesie athmete wie sein Leben (S. 353) rüstige Thatkraft und muthige Kampfbegier, zugleich aber die Neigung zu sinnlicher Lust (?) und ausschweifendem Genusse, welche dem Charakter des äolischen Stammes eigen war. Der Wein galt ihm über alles, und mit scherzendem ergötzendem Scharfsinn weiß er für jede Jahreszeit einen triftigen Grund zum Trinken zu finden, doch versteht sich, daß er zu den verständigen Zechern gehörte.“ Er freut uns, daß der Verf. doch so viel zugibt. Wer wird, wenn ein Dichter vom Weine singt, und diese köstliche Gabe preist, den Schluß ziehen, er müsse ein besonderer Trinker gewesen seyn? Das lautete doch sonderbar. Die vierundzwanzigste Vorlesung ist der Entwicklung des äolisch-dorischen Styles der Lyrik gewidmet. Die Verdienste des Alkman und der Megalostrata, des Xenodamus, Stesichorus und Ibycus werden gehörig gewürdigt. „Die dorisch-chorische Lyrik lebte lange Zeit im Volke und der spartanischen Nationalität fort, wurde durch den Einfluß des kretischen Meisters Thaletas gehoben und bis zu einem gewissen Grade vervollkommnet, ehe ein spartanischer Meister auftrat, der gestüzt auf die künstlerische Thätigkeit großer, wenn auch fremder Vorgänger, die weithin verbreiteten Elemente der Volksdichtung zur freien Schöpfung echter Kunstwerke im engeren Sinne in sich vereinte. Dieser Meister war Alkman, einer von den wenigen Günstlingen des Schicksals, denen es verliehen ist, an der Stirnseite eines großartigen, unsterblichen Baues der Kunst oder Wissenschaft wie ein mächtiger Träger des Ganzen unsterblich zu glänzen. Wie der jonische Homerus an der Spitze der epischen Dichtung und der hellenischen Poesie überhaupt, so steht der dorische Alkman an der Spitze der ausgezeichnetsten lyrischen Sänger der Hellenen, und kann daher, wenn auch nicht mit gleich strengem Rechte, wie Homer in seinem Gebiete, doch in gewissem Sinne als Ahnherr der eigentlich lyrischen Kunst in der engern Bedeutung des Wortes bezeichnet werden.“ Neben ihm glänzt Stesichorus. Unrichtig ist Herrn Ulrici's Ansicht, daß die dichterische Thätigkeit dieses Sängers insbesondere auf die Ausbildung und Vollendung des Hymnus gerichtet gewesen sey. Die fünfundzwanzigste Vorlesung entwickelt die Ausbildung des jonisch-elegischen Styles zu größerem Reichthume lyrischer Elemente durch die Entwicklung der threnetisch-erotischen Elegie mit Mimnermus, der gnomischen mit Solon. Wie der Verf. die Aesopische Fabel mit diesem Capitel in Beziehung bringen konnte, ist uns dunkel, da sie gar nicht zur lyrischen Poesie gehört. In der sechsundzwanzigsten Vorlesung spricht er von der Entwicklung und Bedeutung des lokrischen Styles der lyrischen Kunst durch Xenocritus, Erasippus, Mnaseas und Theano. Der lokrische Styl ist ein verschwisterter Zweig der äolischen Lyrik, hervorgegangen aus den mannichfaltigen Wandelungen und Mischungen der hellenischen Volkscharaktere, Sitten und Eigenthümlichkeiten in Großgriechenland. „Darf man überhaupt, sagt Herr Ulrici, eine besondere Kunstform und innere Eigenthümlichkeit der lokrischen Lyrik, einen lokrischen Styl annehmen, so ist der äolische Styl des Melos als Grundlage, die besondere Eigenthümlichkeit aber in die Neigung zu jonischer Weichheit und Sinnlichkeit des Gefühls und zu jonisch-attischer Beweglichkeit der Form zu setzen.“ Wir wissen zu wenig von den Leistungen der genannten Schule, als daß sich dieselbe genau bezeichnen ließe. In der siebenundzwanzigsten Vorlesung handelt er von der ältern Bildung der dithyrambischen Dichtung und von den ersten Keimen des attischen Styles; in der achtundzwanzigsten von der höchsten Blüthe des äolisch-dorischen Styles mit Simonides und Pindar. Diese beiden Vorlesungen haben uns vollkommen entsprochen, besonders die 28ste. In der 29sten spricht er von der weitern Entwicklung und allmähligen Verbildung des äolischen Styles; in der 30sten von dem Ausgange des jonisch-elegischen, in der 31sten oder lezten von der Ausbildung und Herrschaft des attisch-dithyrambischen und von dem Verfall der lyrischen Kunst. Mit dem Hinsinken der hellenischen Selbstständigkeit zur Zeit Philipps von Macedonien verwelkte auch die lezte Blüthe der hellenischen Lyrik, die dithyrambische Dichtung. In ihr hatte sich die freie Beweglichkeit des Dramas mit dem Ernst der Tragödie wie mit der Ausgelassenheit der Comödie Bahn zum Gebiete der lyrischen Kunst gebrochen, welche, wie in das Epos von ihr, so wiederum selbst nach dem nothwendigen Gange menschlicher Geistes-Entwicklung von der dramatischen Poesie aufgenommen und aufgehoben wurde. Wir schließen diese Anzeige mit der Versicherung, daß wir, wenn wir auch nicht in allen Punkten mit Herrn Ulrici übereinstimmen, den Werth seiner Arbeit keineswegs verkennen, sondern sehr wohl einsehen, daß er zur Abfassung einer erschöpfenden Geschichte der hellenischen Lyrik ungemein vorgearbeitet und die Bahn gebrochen habe, daß sein Werk immer einen ehrenvollen Rang in der Geschichte der griechischen Poesie einnehmen werde, und wegen des sorgfältigen Quellenstudiums alle Beachtung und Anerkennung verdiene.

d.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 64. Freitag, 24. Juni **1836.**

Alterthumskunde.

4) Demosthenes Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet von Friedrich Jacobs. Zweite vermehrte und durchaus umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1835. **52** Seiten Einleitung und **646** S. Text. gr. 8.

Die eigenthümliche Kraft und Größe, welche den Demosthenes vor den übrigen Rednern Athens auszeichnen, haben den Herausgeber auf die lebhafteste Weise angezogen. Das Zeitalter, in welchem dieser Patriot auftrat, erheitert zwar das Gemüth nicht in dem Grade, wie Athens schönere Zeiten; aber auch in der welkenden Blüthe gibt sich noch das Wunder vormaliger Herrlichkeit kund. Als Demosthenes an das Ruder der Geschäfte trat, hatte sich das atheniensische Volk, vom Weine der Demokratie über Gebühr berauscht, auf den Weg bequemer Sorglosigkeit und eiteln Selbst-Vertrauens verirrt. Das Ansehen der alten Gesetze war gesunken, die Sitten erschlafft, Mäßigkeit verspottet und die vormalige Rechtlichkeit so wenig geachtet, daß auch ein anerkannt schlechter Mann, wenn es ihm nur nicht an Anmuth und demagogischen Künsten gebrach, am Ruder des Staates und auf der Rednerbühne gewaltig seyn konnte. Jene Uneigennützigkeit und Selbstentäußerung, welche Athen früher so mächtig gehoben, sank; an die Stelle der Tugenden drängte sich ungemessene Habsucht in die Verwaltung ein, und gebar den Verrath, an welchem Griechenlands Selbstständigkeit erstarb.

Aber auch in dieser Ausartung der Sitten, auch in der trüben Mischung mit Selbstsucht und Leichtsinn schwand der Geist der alten Republik keineswegs ganz dahin. Denn auch damals blieb der Bürger Athens mit einer schönen Liebe dem Lande zugethan, aus dessen Boden er seine Ahnherren entsprossen glaubte, um dessen Besitz Götter gerechtet hatten. Noch immer erfreute sich das Volk des Andenkens an die alte Würde des Landes, aus dem es, wie Antäus, seine Kraft zog, wo es von den Tempeln seiner Schutzgötter und einheimischen Heroen, von den Gräbern seiner Väter und der begeisternden Geschichte seiner Vorfahren umgeben war. Dieser edle Stolz, den der Boden des Landes selbst zu nähren schien, ruhte in der Tiefe der Herzen, und trat oft auch bei leiser Berührung in voller Kraft hervor, und selten versäumten die Redner, den Strom der Leidenschaft aus dieser unversieglichen Quelle hervorzulocken. Der Uebersetzer, welcher einen großen Theil seines Lebens der Betrachtung der alten Welt gewidmet hat, und zu den größten Philologen und Gelehrten Deutschlands gehört,

hegt den Wunsch, seinerseits dazu beizutragen, die Blicke der Zeitgenossen auf jene Gegenden zu lenken, auf denen noch jezt der Zauber überschwenglicher Größe ruht, und die zu neuem und verjüngtem Glanze zu erstehen beginnen.

In der Geschichte einer abgearteten Zeit ist die Betrachtung der alten Heroen tröstlich und erhebend. Das waren sie dem Demosthenes. Vor seinem edlen Gemüthe stand das Bild des alten Athens. Beseelt von dem edlen Verlangen, der Ahnen schlummernden Ruhm wieder zu erwecken, muthet er den Zeitgenossen das Schwerste zu, wenn es das Edelste ist. Sein Unwillen entbrennt, wenn er sie, der alten Würde vergessend, das Angenehme dem Schönen vorziehen sieht. Während andere Redner um die Gunst des Volkes buhlten, indem sie ihm empfahlen, was seiner Bequemlichkeit und Genußsucht schmeichelte, stritt er gegen die liebsten Neigungen seiner Zuhörer, und mischte dabei Ernst und Milde auf eine wunderbare Weise. So wie sein Sinn in Vielem eine große Verwandtschaft mit dem des Perikles hatte, so war auch sein Vortrag ernst, und weniger der Anmuth, als den furchtbaren Grazien geweiht. Sein Vorbild war Thucydides, weniger dem Styl, als der Sinnesart nach, so daß in seinem Munde die gegenwärtigen Zustände eine Seele aus früherer Zeit zu leihen schienen, und in den Gedanken, im Ausdruck und Rhythmus seiner Reden eine alterthümliche Würde waltete. Er ist streng, ohne Härte (S. 15), feierlich ohne Gravität, mächtig ohne Uebertreibung, natürlich ohne Gemeinheit. Deßhalb kann man sich nicht wundern, den Dionysius von Halikarnassus sagen zu hören, wenn er eine Rede des Demosthenes lese, fühle er sich von den mannichfaltigsten Empfindungen ergriffen, und von einer Begeisterung hingerissen, die der Begeisterung der Corybanten gleiche. Dann habe er oft bei sich gedacht, wie wohl die Empfindungen der Menschen beschaffen gewesen seyn möchten, die ihn dies Alles selbst hätten sagen hören! Mit solchen Kräften, die ihre Nahrung aus der Tiefe seines Herzens sogen, gelang es dem großen Manne einige Male, selbst unter den nachtheiligsten Umständen, in den Gemüthern seiner Mitbürger würdige Entschließungen zu wecken, und der Verein Athens und Thebens auf dem Schlachtfelde von Chäronea war das Werk seiner siegreichen Beredsamkeit. Eine eben so feste und würdevolle Sinnesart zeigte Demosthenes in seinem Leben. Bis in den Tod blieb er der Sache des Vaterlandes zugethan, unveränderlich in seinen Grundsätzen und mit ungeschwächter Gluth, indem er, wie Plutarch sagt, die Verwaltung des Staates nach einer einzigen und unveränderten Tonart führte.

Daß die Reden eines solchen Mannes nicht bloß für Studirende, sondern für alle Menschen, welche auf Bildung Anspruch machen wollen, hohes Interesse haben, wird Niemand in Abrede stellen. Die erste Ausgabe dieser vortrefflichen Uebersetzung, welche vor zwanzig Jahren erschien, war für einen ausgedehnten Kreis von Lesern berechnet. Diese Rücksicht bestimmte ihn damals, ihren Ton freier zu halten, als wahrscheinlich geschehen wäre, wenn er sie bloß für Leser aus dem gelehrten Stande oder für die Jugend berechnet hätte. Jezt glaubte er bei veränderten äußern Umständen sich eine größere Strenge zur Pflicht machen zu müssen. Kaum ein Satz ist in seiner früheren Gestalt geblieben. Zugleich hat er aber auch auf der andern Seite Maaß in der Strenge gehalten. Wie groß immer die Vorzüge unsrer Sprache in den mannichfaltigsten Beziehungen sind (S. 55), so ist doch ihr ganzer Organismus von dem der griechischen Sprache so wesentlich verschieden, sie steht ihr vorzüglich in vollem Klange der einzelnen Elemente, in Reichthum der Formen, in der Freiheit der Wortstellung und periodischen Verknüpfung der Sätze, so wesentlich nach, daß das Bestreben der Gleichstellung leider in dem periodischen Bau der Rede beim Nachbilden griechischer Musterwerke gar leicht der Gefahr der Verunstaltung aussezt. Es gibt in unserer Sprache einige Beispiele sogenannter Uebersetzertreue, vor denen man, wie vor manchen allzutreuen Bildnissen, erschrickt, und die doch, mit ihren Originalen verglichen, um mit Wolf zu reden, umgekehrten Tapeten gleichen. Die erste Forderung an ein Buch scheint Lesbarkeit zu seyn. Daß Uebersetzungen hiervon keine Ausnahme machen sollen, scheinen die Arbeiten der Römer in dieser Gattung zu lehren, die bei den wesentlichen Vortheilen ihrer Sprache und dem ausgebildetsten Sinne für kunstgemäße Gestaltung der Prosa die Schranken der Treue viel weiter stecken durften, als wir uns erlauben würden. Sie gingen, sagt Fr. August Wolf, von dem Grundsatze aus, daß eine Uebersetzung Nationalwerk seyn, und daher Alles, was den Genius der Sprache und Nation beleidigen würde, wegbleiben müsse. Wer bei ihnen das Original ganz haben wollte, mußte es in der Ursprache lesen. Werken, wie die Demosthenischen Reden sind, nichts zu entziehen, ist in jeder der gangbaren Sprachen, die wir kennen, unmöglich; aber auch nichts Fremdartiges ihnen anzudichten, ist keineswegs leicht. Jene Einfachheit der Rede, die dem Unkundigen bisweilen als Nüchternheit erscheint, ist der attischen Beredsamkeit überhaupt eigenthümlich; die Demosthenische aber ist ihrer ganzen Natur nach von allem sophistischen Aufputze um desto weiter entfernt, je mehr sie im Vertrauen auf die überzeugende, aus der Tiefe des Herzens quellende Kraft die Künste der Schule und rhetorischen Schimmer verschmäht (S. 37). Wie nun ein gewisser Prunk der Rede und eine in austönenden Phrasen sich bewegende Beredsamkeit das Geschäft

des Uebersetzers wesentlich erleichtert, so wird es durch inhaltreiche Einfalt erschwert, indem ihm auf der einen Seite die Gefahr schlaffer Gemeinheit, auf der andern der gesuchten Verbildung droht. Herr Jacobs bestrebte sich, auf dem schmalen Pfade, welcher zwischen beiden hindurchführt, seine Uebersetzung zu halten; was ihm auch ganz gelungen ist. Jede Seite zeigt, daß diese Uebersetzung von einem Manne herrührt, der von dem Geiste des Alterthums ganz durchdrungen, und mit allen Schönheiten und Vorzügen hellenischer Kunst und Wissenschaft vertraut ist.

Zu den früher übersetzten Staatsreden ist in dieser neuen Auflage in einem zweiten Abschnitte noch die Rede über die Krone hinzugekommen. Diese war auch wirklich eine nothwendige Ergänzung der übrigen, indem sie den Leser den ganzen Weg des politischen Lebens des großen Redners durchlaufen läßt, um in dem Siege über den Gegner zugleich den Triumph seiner standhaften Verwaltung mit ihm zu feiern.

Gleich ausgezeichnet sind die Anmerkungen. In dieser Beziehung war der Verf. mit trefflichen Subsidien ausgerüstet. Als er sich mit den Reden des Demosthenes zu beschäftigen anfing, standen ihm wenige, und fast bloß ausländische Hülfsmittel zu Gebot; jezt bietet das Vaterland einen Reichthum von Erleichterungsmitteln dar, mit denen die frühern kaum verglichen werden können. Herr Jacobs hat durch eine umsichtsvolle und genaue Benützung derselben seinen Commentar, den er einer gänzlichen Umarbeitung unterwarf, sehr bereichert.

d.

5) Geschichte Alexanders des Großen, von Joh. Gustav Droysen. Mit einer Karte. Berlin, Finke, 1835. 584 S. gr. 8.

Die Geschichte Alexanders des Großen hat für Feldherren, Staatsmänner und Fürsten so große Bedeutung, als irgend ein Theil der neuern Geschichte, und wir glauben, behaupten zu dürfen, daß derjenige, der sie genau kennt, viele Räthsel der neuern Geschichte sich leichter erklären dürfte. So anziehend aber der Gegenstand ist, so groß sind auch die Schwierigkeiten, mit denen der Geschichtschreiber hier zu kämpfen hat. Alexander der Große gehört zwar einer Zeit an, in welcher der Zauber der griechischen Sagenzeit längst verschwunden, und in eine prosaische Wirklichkeit übergegangen war, so daß man glauben möchte, seine Geschichte sey mit ruhiger Besonnenheit und kritischem Blicke von den Alten dargestellt worden. Wer sich zu dieser Ansicht bekennt, vergißt, daß der Orient mit allen seinen Wundern und ungewöhnlichen Erscheinungen, durch Philipps Sohn aufgeschlossen, der Sage ein neues Feld öffnete, und so viele andere Gestalten darbot, daß wir es den Geschichtschreibern des großen Mannes nicht verargen dürfen, wenn sie sich bisweilen in das Gebiet der Dichtung verloren. Es ist bekannt, welche Begeisterung Alexander für die vorzüglichsten Helden der Griechen, besonders für Achilleus und Herakles hatte, es ist bekannt, daß er selbst den Bacchus, der nach dem Glauben der Alten den größten Theil der Erde eroberte und cultivirte, zu erreichen oder wohl zu übertreffen suchte. Er wollte seinen Unternehmungen selbst einen wunderbaren Anstrich geben, und Mythisches und Wirkliches mit einander verbinden. Deßhalb darf es uns nicht befremden, wenn wir in den Quellen auf ungewöhnliche Ausschmückungen, auf Uebertreibungen stoßen, wenn wir den Helden an Orten antreffen, die er nicht berührte, und Dinge vollbringen sehen, die er nicht gethan hat. Es ist für einen Geschichtschreiber nicht leicht, alle Ereignisse des dichterischen Glanzes zu entkleiden, und in ihrem wahren Verhältnisse darzustellen; entweder geht man zu weit, und betrachtet selbst Geschichtliches, wenn es von ungewöhnlicher Art ist, als der Mythe angehörig, oder man nimmt viel Mythisches als geschichtliche Thatsachen an. Nur demjenigen, der sich, ehe er an die Ausarbeitung eines solchen Werkes geht, den anhaltendsten Studien unterzogen hat, wird es gelingen, die Mittelstraße einzuschlagen, und der Wahrheit nahe zu kommen. Herr Droysen hat in dieser Beziehung so ziemlich geleistet, was man billiger Weise verlangen kann.

Eine andere Schwierigkeit, die Herr Droysen nicht so glücklich überwunden hat, ist das Kriegswesen. Hätte er sich über das Kriegswesen der alten und neuern Zeit bessere Aufschlüsse verschafft, und über manchen Punkt mit gut unterrichteten Officieren besprochen, so würde er viele Irrthümer vermieden haben, in die er bei einer unvollständigen Kenntniß militärischer Vorkehrungen verfallen mußte. Dagegen bemerken wir mit Vergnügen, daß der Verfasser in Bezug auf Geographie mehr geleistet hat, als seine Vorgänger, daß er mit den alten Quellen überall die wichtigsten Werke der neuern sorgfältig verglich, um die Wahrheit zu ermitteln; daß er natürlich nicht alle Zweifel lösen konnte, versteht sich von selbst.

Auffallend ist es uns, daß Herr Droysen manche Stellen aus den griechischen Schriftstellern falsch übersezt, wodurch er zu vielen Unrichtigkeiten Anlaß gibt, und einfache Thatsachen entstellt. Es ist gewiß sonderbar, wenn ein Mann, der sich an ein solches Werk macht, derlei Blößen gibt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen noch einiges über das Einzelne. Was der Verfasser (S. 40) über Philipps Wirksamkeit sagt, hat uns sehr wohlgefallen: So war Macedonien in die Hände eines Fürsten gekommen, der mit bewunderungswürdiger Planmäßigkeit

und Gewandtheit die Kräfte seines Reiches zu entwickeln, zu benützen, und bis zu dem Grade zu erhöhen wußte, daß sie dem großen Gedanken, an der Spitze des Griechenthums das Morgenland zu unterwerfen, gewachsen waren. Fast hat die Geschichte ob der staunenswürdigen Erfolge die Mittel, durch welche sie errungen wurden, aufzuzeichnen vergessen, und während sie die Hand, die einen Staat Griechenlands nach dem andern zu sich herüberzog, in jedem einzelnen ihrer schlauen Griffe auf das genaueste verfolgt, läßt sie uns über den Körper, dem diese Hand angehört, und dem sie ihre Kraft und Sicherheit dankt, fast ganz im Dunkeln; das verführerische Geld, das sie dieselbe Hand zeigen und zur rechten Zeit spenden läßt, erscheint fast als das einzige oder doch das größte Mittel, durch welches Philipp seine Erfolge errungen. Aber faßt man das innere Leben des Reiches näher ins Auge, so treten deutlich zwei Momente hervor, die schon früher angeregt, aber durch Philipp erst zur vollen Kraft entwickelt, die Basis seiner Macht wurden. Das macedonische Volk hatte allerdings schon früher Kriege mannichfacher Art zu bestehen gehabt, und nach dem alten Brauch war dann jeder wehrhafte Mann ausgezogen, um nach Beendigung des Kriegs wieder zu seinem Pfluge zurückzukehren. Die Gefahren, unter denen Philipp die Regierung übernahm, die Kämpfe, welche namentlich die ersten Jahre seines Königthums fast unablässig fortwährten, gaben die Veranlassung, jene Kriegspflichtigkeit der Macedonier zur Bildung eines stehenden National-Heeres zu benützen, das anfangs 10,000 Mann Fußvolk und 600 Ritter stark, bald genug auf das Doppelte gebracht wurde. Die Erfolge dieser Einrichtung mußten außerordentlich seyn; sie bewirkte, daß sich die verschiedenen Landschaften des Reiches als ein Ganzes, als eine Nation fühlen lernten; sie machte es möglich, daß die neuerworbenen thracischen, päonischen, agrianischen Völkerschaften, wenn sie auch ihre einheimischen Fürsten behielten, mit dem macedonischen Volke zu einem Ganzen verschmolzen; vor allem aber gab sie dem Volk mit der Einheit eine kriegerische Tendenz, die fortan vorherrschend wurde, deren höchstes Ziel der Ruhm war. Ein Heer dieser Art mußte den Söldnerschaaren der griechischen Staaten, eine Nationalität von dieser Jugendfrische und diesem Selbstgefühl dem überbildeten, durch geistige und körperliche Genüsse bis zur Fieberhaftigkeit oder Gleichgültigkeit überreizten Griechenthume überlegen seyn. Die Gunst des Schicksals hatte in Macedonien die Weise einer alten und urkräftigen Zeit so lange bestehen lassen, bis es mit ihr in das geschichtliche Leben eintreten sollte; sie hatte im Kampf des Königthums mit dem Adel nicht, wie ein halbes Jahrhundert früher, dem trotzigen Herrenstande, sondern dem Königthume den Sieg gegeben, und diese Monarchie gab jetzt dem Volk die Einheit und Kraft, welche die Demokratien von Hellas wohl als wesentlich erkannt, aber vergebens erstrebt hatten. Dagegen mußte die hellenische Bildung, das schöne Resultat jenes vergeblichen Strebens, dem macedonischen Volksleben mitgetheilt werden. Schon Philipp sorgte, so scheint es, durch Einrichtung von Lehrvorträgen aller Art, die zunächst für Edelknaben in seiner Umgebung bestimmt waren, für die hellenische Bildung des jungen Adels, den er so viel als möglich an den Hof zu ziehen, an seine Person zu fesseln, und für den unmittelbaren Dienst des Königthums zu gewinnen suchte; als Edelknaben und bei reiferer Jugend in den Leibschaaren und als Leichwächter des Königs, als Commandirende bei den verschiedenen Abtheilungen des Heeres, in Gesandtschaften an hellenische Staaten, wie sie so häufig vorkamen, hatte der Adel Gelegenheit genug, sich auszuzeichnen oder den Lohn für ausgezeichnete Dienste zu empfangen; überall aber bedurfte er jener Bildung und feinen attischen Sitte, wie sie der König wünschte und selbst besaß. Sein eifrigster Gegner mußte gestehen, daß Athen kaum einen an feiner Geselligkeit ihm Aehnlichen aufzuweisen habe, und wenn der König im häuslichen Kreise macedonisch und einfach lebte, so waren die Hoffeste, der Empfang fremder Gesandten, die Feier der großen Spiele desto glänzender und Beweis genug, daß das macedonische Königthum in Bildung und Geschmack nicht mehr zurück war.

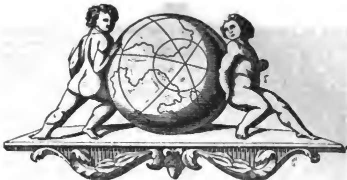
Gleichwohl erscheinen Alexanders Plane bei dem ersten Anblick in nicht geringem Mißverhältniß mit den Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen. Der räumlichen Ausdehnung nach kam sein Reich, selbst Griechenland mit eingerechnet, kaum dem fünfzigsten Theil des Persischen gleich. Indeß ergibt eine genauere Betrachtung der Umstände, daß Alexanders Plane allerdings kühn, aber nicht unbesonnen waren. Schon Fiathe hat mit bewundernswürdiger Klarheit die kunstreichen Berechnungen Alexanders auseinandergesetzt.

Die nächsten Erfolge der macedonischen Waffen übertrafen alles, was man je möglich geglaubt hatte; man übersah, daß Alexander, so kühn im Felde, und so besonnen in seinen Planen, als Befreier der Völker, als Rächer ihrer Volksthümlichkeit, als Vorkämpfer einer neuen Zeit doppelt gewaltig war, und daß er die Völker durch den Zauber seiner Größe und durch ihre eigenen Hoffnungen an sich kettete. Man glaubte, sehr mit Unrecht, Alexanders Siege seyen das zufällige Glück eines Tollkühnen.

Die äußere Ausstattung des Werkes und die beigegebene Karte sind sehr schön.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65. Montag, 27. Juni 1836.

Alterthumskunde.

6) Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden. Von Dr. Ludwig Flathe, außerordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. Zweiter Theil. Vom Untergang des persisch-macedonischen Reiches bis zum Ausgange des Reiches der Ptolemäer. Leipzig, Barth, 1834. VIII und 706 S. gr. 8.

Die Geschichte des macedonischen, syrischen und ptolemäischen Reiches in Aegypten, welche sich aus der fast unermeßlichen Monarchie Alexanders des Großen gebildet haben, ist von den Geschichtschreibern der neuern Zeit wenig beachtet worden. Wir wissen nicht, ob wir diese auffallende Hintansetzung eines höchst interessanten Gegenstandes der Schwierigkeit der Sache beimessen, oder sie in dem Vorurtheile suchen sollen, als sey die Geschichte dieser Reiche von keiner sonderlichen Bedeutung, und der Mühe und Anstrengung, welche ihre Behandlung erfordert, gar nicht werth. Dieser Meinung müssen wir durchaus widersprechen. Wenn man auch im Allgemeinen die Geschichte des großen persischen Reiches als ein Bild der morgenländischen Reiche im Alterthum betrachten kann, so ist es doch höchst verkehrt, daraus den Schluß ziehen zu wollen, daß alle spätern Reiche Asiens demselben im Großen wie im Kleinen ähnlich gewesen seyen. Diese irrige Ansicht ermangelt aller Wahrscheinlichkeit, und würde, wenn sie sich nur zum Theil begründen ließe, der Selbstständigkeit der einzelnen Völker großen Eintrag thun. Indem darf man nicht vergessen, daß die Verhältnisse des Orients durch Alexander den Großen und die Ausbreitung griechischer Bildung eine wesentliche Umgestaltung erlitten. Ueberschauen wir die Geschichte der Ptolemäer in Aegypten; tritt hier nicht ein großer Unterschied zwischen ihr und jener der Pharaonen hervor? Die Grundlagen des großen syrischen Reiches sind nicht bloß aus morgenländischen, sondern auch und noch mehr aus griechischen Elementen zusammengesezt, so daß man es unmöglich für eine Auffrischung des persischen betrachten kann. Sollte es nicht ein besonderes Interesse gewähren, zu sehen, wie weit und in welcher Art sich griechische Sitten und Einrichtungen mit morgenländischen verschmolzen, und welche Zustände sie hervorriefen? Sollte es nicht belehrend seyn, die Ursachen zu verfolgen, welche zusammen wirkten, daß die drei genannten Reiche in einigen Jahrhunderten eine Beute der Römer wurden?

Aus dem Mangel an Wichtigkeit oder Interesse

dürfte sich also schwerlich die bisherige Vernachläßigung der Geschichte der genannten Reiche erklären lassen.

Wir vermuthen, daß die Beschaffenheit der Quellen die Ursache tragen möge. Wir besitzen kein einziges Werk aus dem Alterthume, welches eine zusammenhängende Erzählung ihrer Geschichte enthielte; die einzelnen Nachrichten, die sich erhielten, sind in verschiedenen Auctoren zerstreut, und überdies nicht selten fabelhaft oder entstellt. Die Inschriften und Münzen, gewähren allerdings einige Aufschlüsse; allein die Ausbeute ist keineswegs groß. Aus diesen wenigen Bemerkungen können unsere Leser abnehmen, welche Mühe dazu gehörte, ein Werk, wie das vorliegende ist, in einem so befriedigenden Zusammenhange zu schreiben. Ueber den ersten Theil, der die Geschichte Philipps und Alexanders enthält, ist in unseren Blättern von 1832 Nr. 91 ausführlich gesprochen. So trefflich wie der erste Band ist auch der zweite.

Langsam und bedächtig unter König Philipp, mit Adlersschnelle durch den Helden Alexander hatte Reich und Name von Macedonien sich ausgebreitet über eine halbe Welt. Aber die rasch gewonnene Größe ruhte nur auf schwankendem Grunde. Denn die gewaltsam vereinigten Völker waren durch die Natur zu weit auseinander gestellt, und in schroff sich entgegenstehende Eigenthümlichkeit gesondert. Nur durch große, sie zermalmende und niederdrückende Kräfte konnten sie zusammengehalten werden; aber das kleine Macedonien konnte diese nicht geben; daher hatte schon Alexander die geringe Kraft durch griechische Söldner und macedonisch gewaffnete und eingeübte Barbaren zu heben gesucht. Diese Hülfe aber blieb immer zweideutig und ungewiß. Zu der großen Kraft aber und zu einem gewaltigen Heere, das die bunte Völkermasse von den Südspitzen des Peloponneses bis zum Indus und bis zum Saume der Wüsten von Arabien, Libyen und Nubien in Gehorsam gehalten, mußte, sollte das Reich Dauer gewinnen, noch die Weisheit treten, welche die Mittel fand, es in anderer Weise zu verwalten und zu beherrschen, als es von den Persern geschehen war. Aber hier hatte schon Alexanders Kunst still gestanden, und eine andere, als die dürftige, unbeholfene und zweideutige Satrapen-Regierung, hatte er nicht aufzufinden vermocht. Daher dürfen wir es nicht beklagen, daß nach Alexanders Tode das kolossale Reich unter seinen Feldherren zerfiel. Zuerst stand das Reich des Königs Lysimachus da, welches Thracien und Kleinasien umfaßte. Dasselbe ist jedoch nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen, die sich schnell in ihre naturgemäßeren Theile auflöste, indem Kleinasien an Syrien, Thracien an Macedonien fiel.

Groß, glänzend und dauernder stand, vom Indus bis zu den Küsten Phöniciens, dem Taurus, der Wüste Arabiens und der Grenze Aegyptens reichend, das Reich da, das sich Seleucus Nicator geschaffen hatte. Ein gutes Loos war ihm zugefallen, und wenn er und seine Nachfolger in der Regierung die Gunst des Geschickes begriffen und sie zu benützen verstanden hätten, so hätte der Seleuciden Herrschaft Stärke und Dauer gewinnen müssen. Es war für sie höchst vortheilhaft, daß die Verbindung mit Europa aufgehoben war, vortheilhaft, daß Aegypten, welches immer einen bösen Anhang des Perserreiches gebildet, von ihrem Besitze ausgeschieden worden war, vortheilhaft, daß die Verpflichtung, die so drückend auf dem König Alexander gelegen, für Asien ein Morgenländer, für Europa ein Abendländer zu seyn, nicht mehr auf ihnen lag. Sie mußten sich freuen, daß sie nichts mehr hinderte, in Sprache und Sitten zu Persern zu werden, und den Sitz der Herrschaft in Persien, Medien und Susa aufzuschlagen. Auf solchem Wege konnten die Morgenländer allein für die neue Regierung gewonnen werden. Zu denen, welche dem Morgenlande sich zu näheren verstanden, hatte die Stimmung der Völker sich immer geneigt, und mußte auch in Zukunft, der Natur der Dinge und des Menschen gemäß, sich immer zu ihnen neigen. Wurden die Seleuciden aber auch zu Persern, so konnten sie sich doch leicht in eine weit günstigere Lage und das Reich in eine weit bessere Verfassung bringen, als es unter den alten Perserkönigen gewesen war. Ungeheure Erfahrungen waren gemacht worden, und das Beispiel Alexanders des Großen schwebte ihnen vor Augen. Die Heer- und Kriegsweise der Perser mußte abgeschafft, und ein stehendes Heer aus Barbaren, in macedonischer Weise gewaffnet und eingeübt, errichtet werden. Die Perser, die Bactrer und Meder, viele andere Völker aus dem Osten des Reiches waren nichts weniger als Feiglinge; ihre persönliche Tapferkeit war nur in der unermeßlichen Verwirrung eines Perserheeres immer fruchtlos aufgewendet worden. An tüchtigen Heerführern aus Macedonien und Griechenland konnte es den reichen Seleuciden niemals fehlen, und mit beiden Ländern konnte überhaupt leicht eine Verbindung unterhalten werden, durch welche fortwährend Europas Wissen hätte nach Asien gezogen werden müssen.

Allein weder Seleucus noch seine Nachfolger erkannten ihre Stellung. Sie haben die Gunst der Verhältnisse, die sich ihnen darbot, nicht begriffen, und ihr Leben auf dem schönsten Throne des Morgenlandes ist immer ein durchaus Naturwidriges gewesen, und ihr Streben von verkehrten und falschen Begriffen ausgegangen. Sie fühlten es nicht, daß es eine Wohlthat des Geschickes für sie sey, daß Macedonien, Griechenland und Aegypten von dem Riesenkörper ihres Reiches getrennt wurden. Ihre Gedanken ersehnten die Herrschaft über

diese Lande zurück, und das glänzende Bild der Monarchie Alexanders des Großen schwebte lockend vor ihnen. Daher behielten sie Alexanders Formen bei. Macedonisch und griechisch blieb ihre Weise und Sitte, und die Pracht und Ueppigkeit des Morgenlandes mußte sich für die Seleuciden in griechische Formen kleiden. Macedonier und Griechen bildeten ihre Umgebungen, und den Barbaren ward höchstens gestattet, in dieselbe einzutreten, wenn sie sich ihrer nationellen Weise entäußerten. Macedonier und Griechen bildeten den Kern des Heeres, wurden als dessen Kraft und Stärke betrachtet, und die weit zahlreicheren Barbaren mußten sich tief unter sie gestellt sehen. Die Seleuciden suchten auf alle Weise Macedonier und Griechen nach Asien zu ziehen, bald um das Heer zu bilden, bald um neue Städte mit befreundeten Menschen anzufüllen. Asien konnte deßhalb doch nicht macedonisch-griechisch werden, und Macedonier und Griechen konnten diesen ungeheuern Raum nicht ausfüllen, wohl aber wurden durch dieses Betragen der Seleuciden die Völker des Morgenlandes von ihnen abgewendet, und die Macht ihres Reiches untergraben.

In eine günstigere Lage war das neue königliche Haus des Ptolemäus Lagi gestellt, zunächst deßhalb, weil es ein kleineres Reich zur Herrschaft erhielt. Die Ptolemäer hatten es nur mit einem barbarischen Volke, mit dem von Aegypten zu thun; die Seleuciden erblickten eine ganze, bunte Völkerwelt am Fuße ihres Thrones, und die Verlegenheit, in welche sie kamen, an welche von den verschiedenen, in ihrem Reiche herrschenden Weisen sie sich anschließen sollten, ob an die medisch-persische, ob an die syrische, oder ob an eine andere, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß sie Macedonier und Griechen blieben. Die Ptolemäer verdankten es ferner der mindern Ausdehnung ihres Reiches, daß sie keine Satrapen nöthig hatten, wie die Seleuciden und nachmals die griechischen Könige von Bactra und die barbarischen von Pontus. Der geringe Raum ließ sich von einem Punkte, von dem Königthume selbst aus übersehen und verwalten, und die Befehlshaber des Königs in Cyrene und Cypern ließen sich leichter in Gehorsam halten. Sodann fand für dieses Geschlecht die Nothwendigkeit, sich in dem Morgenlande ganz heimisch zu machen, nicht in dem Grade statt, wie für die Seleuciden: denn es war ohne Zweifel für sie nicht so gefahrvoll, Griechen zu bleiben. Das Volk von Aegypten war unter der langen und hier, wo selbst die religiösen Gefühle nicht selten beleidigt wurden, ungemein harten Herrschaft der Perser abgestumpft und die Nationalität also ertödtet worden, daß sie nur in sehr schwachen Regungen sich noch kund gab. Hier in Aegypten lebte nicht wie in Persien und Medien, die Erinnerung, daß man einst das über Asien gebietende Volk gewesen, und ein fremdes Königsgeschlecht mit fremden Umgebungen mußte somit auch nur minder bittere Gefühle aufregen. Es läßt sich nicht behaupten, daß die Ptolemäer allenthalben ihre Stellung besser gewürdigt haben, als die Seleuciden; in nicht unwichtigen Sachen jedoch haben sie, mag nun wahrhaft gründliche Erkenntniß der Dinge oder nur ein dunkles Gefühl sie geleitet haben, richtiger und der Lage der Umstände gemäßer, als jene gehandelt. Die härtesten Mißgriffe haben die Ptolemäer in ihren Verhältnissen zu den Seleuciden gethan. Der Besitz von Aegypten und Cyrene, zu denen bald noch die Insel Cypern kam, genügte ihnen nicht. Sie trachteten fortwährend nach dem Gewinn von Cölesyrien, Phönicien und Palästina. Nun hatte zwar der Besitz dieser Länder für Aegypten und für die Ptolemäer, die mächtig und reich durch Förderung des Handels zu werden gedachten, eine große Wichtigkeit, aber durchweg unentbehrlich war er nicht. Aegypten besaß sie nur kurze Zeit und dies obenein schwankend und ungewiß; dennoch blühte es. Diese Länder waren aber kaum ohne den Besitz von ganz Syrien, ohne die Ausdehnung des Reiches bis zum Euphrat zu behaupten, welche die Ptolemäer auch mehr als einmal zu gewinnen gedachten. Dieses Streben war aber aus zwei Gründen verkehrt und falsch. Zuerst mußte es nothwendiger Weise einen steten Kampf mit den Seleuciden herbeiführen, welche in dieser Richtung der Ptolemäer nichts anders sehen konnten, als die Zerstörung ihres Reiches. Es hat diese Richtung auch einen solchen Kampf herbeigeführt, einen Kampf, der verhängnißvoll für die Seleuciden ward, und den Untergang ihres Reiches zum Theil herbeiführte, der den Ausgang der Ptolemäer wie von selbst heranzog. Wäre den Ptolemäern aber ihr Streben gelungen, und hätten sie sich in der That bis zum Euphrat und über denselben auszudehnen vermocht, so würden sie den fernen Besitz nach der Regierungsweisheit damaliger Zeit nur durch Satrapen haben verwalten können, und sie hätten damit dieselbe Ungewißheit und denselben lockeren Zusammenhang ihres Reiches erhalten, welcher die alten Perserkönige und später die syrischen Könige gedrückt hat.

Die Umsicht, mit welcher der Verfasser alle diese Verhältnisse entwickelt, und auch die Geschichte der ersten Könige des Ptolemäischen Hauses im sechsten Kapitel behandelt hat, verdient alle Anerkennung. Das siebente schildert den Untergang der Demetrier von Macedonien. Mit dem Ausgange des Krieges der Römer gegen König Antiochus den Großen von Syrien war die Verbindung zerrissen, welche bis dahin zwischen den Vorgängen in Macedonien und Syrien gewesen, und um derentwillen der Verfasser die Geschichte beider Reiche in einander

geschlungen hat. Es wandert fortan ein jedes für sich seine Straße dem Untergange zu. Länger als zehn Jahre überlebte König Philipp von Macedonien den Ausgang jenes Krieges. Es war eine furchtbare Zeit, diese zehn Jahre. Der wildeste Schmerz mußte in dem König seyn, er mochte auf die Vergangenheit blicken, auf die Gegenwart oder auf die Zukunft. Die Vergangenheit bot die Erinnerung an die großen begangenen Fehler; sie hielt dem König die im zweiten Kriege Karthagos gegen Rom verscherzte Gunst des Schicksals hin, sie hielt ihm allen Mangel an Kraft und Entschlossenheit, durch welchen der namenlose Jammer der Gegenwart gekommen und alle falschen Berechnungen entgegen. Die Gegenwart stellte sich nicht minder düster vor seine Seele. Die trügerische Hoffnung auf die neue Freundschaft der Römer, um derentwillen Antiochus von Syrien zurückgewiesen worden, löste sich von Tag zu Tag mehr in ein täuschendes Nichts auf. Der König sah sich, wie rings um ihn her die Völker und die Staaten, alle von den Römern mit einer goldenen Zaubermünze getäuscht, die nach kurzer Frist, und wenn sie noch einmal betrachtet werden sollte, verschwunden war. Er sah sich betrogen, schon seit Antiochus von Syrien nach Asien zurückgewiesen worden war. Die Zukunft bot keine andere Aussicht mehr, als einen Kampf der Verzweiflung mit Roms Uebermacht. Denn daß Rom, so weit sein Schwert nur reichen würde, entschlossen sey, alles zu zertrümmern, das konnte jezt wohl nur dem noch unenthüllt seyn, der durch unbequeme Gedanken sich aus einer behaglichen Ruhe nicht aufrütteln wollte.

Das achte und lezte Kapitel umfaßt die Geschichte der lezten Seleuciden und der lezten Ptolemäer. Nach dem Tode Antiochus des Großen traten die Schicksale der Seleuciden und der Ptolemäer in noch innigeren Zusammenhang, als er in den frühern Zeiten statt gefunden hatte. Ein Schicksal waltete über sie, eine Macht der Zustände und der Verhältnisse drückte sie nieder, und eine Kunst führte sie dem langsamen, aber sicheren Tode zu. Im Reich der Seleuciden hatte längst eine Reaktion des morgenländischen Geistes gegen den griechischen begonnen. Ueberdies fielen Macedonien und Griechenland unter die Botmäßigkeit der Römer. Dadurch ward die Säule gebrochen, auf welcher die Macht der Seleuciden in Asien ruhte; denn es war nun nicht mehr möglich, Werbungen in diesen Ländern zu veranstalten. Also ging der beste und treueste Theil des Heeres verloren. Der Fall der Ptolemäer in Aegypten erklärt sich hauptsächlich durch die Greuel und Verbrechen, welche in diesem Hause immer zahlreicher wurden. Doch mit einer Schilderung derselben wollen wir das Publikum nicht belästigen, sondern diejenigen, welche sich vollständig über die lezten Schicksale Aegyptens unterrichten wollen, auf das angezeigte Werk verweisen, in welchem sie mit größter Sorgfalt auseinander gesezt sind.

Referent schließt diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der talentvolle Verfasser, der überall ein sorgfältiges und genaues Quellenstudium beurkundet, und für Geschichtschreibung mit den herrlichsten Talenten ausgestattet ist, sich bald an die Ausarbeitung seiner in der Vorrede zu diesem Theile versprochenen Geschichte der Kultur der Griechen wenden, und derselben seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit widmen möchte. Nur wünschen wir, daß er manche Künstelei in der Diktion, die er sich aus Vorliebe für poetische Ausdrucksweise angeeignet haben dürfte, vermeiden, und sich der ganz gewöhnlichen Wortstellung bedienen möge. In unsern Tagen, wo sich der einfache historische Styl so vielfache Verzerrungen gefallen lassen muß, darf diese scheinbare Kleinigkeit nicht ungerügt bleiben.

Druck und Papier stimmen mit der Vortrefflichkeit des Inhalts überein.

d.

Dramatische Literatur.

19) Zwei Trauerspiele von Carl Freiherr von Wechmar. Karl XII. (Karls XII.) Tod. Leonardo. Karlsruhe, Müller'sche Hofbuchhandlung, 1835.

Es sind uns schon mehrere Schau- und Trauerspiele vorgekommen, worin Karl XII. sich äußerst wortreich in langbahinfließenden Jamben vernehmen läßt. Wir bedauern, daß sich dies auch hier wiederholt. Karl XII. hat sich immer nur kurz, heftig, abgerissen ausgedrückt. Sein ganzes Charakterbild wird verändert, sobald man ihn in Jamben peroriren läßt.

Leonardo ist eine Art Clavigo, bringt die Eine auf's Todtenbett und wird vom Bräutigam der Andern erstochen. Auch dieses Stück ist in sehr gewöhnlichen Jamben geschrieben, sentimental pathetisch und ohne originell bilderreiche Phantasie.

20) Konradin von Schwaben. Historisch-romantisches Drama in drei Theilen von Karoline Leonhardt, in Musik gesezt von K. E. Hering.

Ein schon oft dramatisch behandelter Gegenstand. Hier hat sich ein weibliches Gemüth in lyrischen Klängen ergossen, die allerdings zu einem Singspiel passen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 66. Mittwoch, 29. Juni 1836.

Ende des jungen Deutschland.

Die Partei, die sich so lärmend ankündigte, sich des Aergsten vermaß und sogar den alten Gott im Himmel nicht ruhig wollte sitzen lassen, hat auf einmal mit einer bleichen Erbärmlichkeit, mit einem schülerhaften pater peccavi geendigt. Der Eine, der noch unlängst den Himmel im Sturm nahm, Gott selbst „über die Klinge springen“ ließ und nach gänzlicher Vertilgung des Christenthums einen neuen Venusdienst, die Religion des Fleisches einführen wollte, hat auf einmal die hohe deutsche Bundesversammlung seiner keuschen, überaus moralischen und gottseligen Gesinnungen versichert. Der Andere, der den Heiland und die Apostel mit den empörendsten Schimpfwörtern belegte, überhaupt alle Religion, Tugend und Scham, das Institut der Ehe ꝛc. verdammte, und die Menschheit bedauerte, daß sie je an einen Gott geglaubt habe, derselbe hat jezt, nachdem er die ihm dafür zuertheilte Gefängnißstrafe überstanden, auf einmal revocirt und das Christenthum wieder anerkannt.

Mit diesem Ausgang kann man sich beruhigen. Nur ein ausharrender Fanatismus hätte gefährlich werden können, nur ein Muth, wie er einst in Frankreich die Atheisten beseelte, die ihr Haupt lieber unter die Guillotine trugen, ehe sie ein peccavi anstimmten. Zum Glück wurde bei uns eine so schlechte Sache durch keinen Muth unterstüzt. Das erbärmliche Benehmen unsrer jungen Deutschen wird Niemand mehr zur Nachahmung reizen. Der so umfassend angelegte Plan, die ganze deutsche Jugend zu verführen, ist schon bei der ersten Probe an der Feigheit seiner Urheber gescheitert.

Wer sich auf einen Augenblick in die Lage dieser geschlagenen Menschen versetzen will, dem wird es nicht entgehen, daß ihr ganzes Dichten und Trachten von nun an darauf gerichtet seyn muß, ihren unmächtigen Ingrimm über das Mißlingen ihres Plans an mir auszulassen, dem sie hauptsächlich ihre Niederlage zuschreiben. Ich habe gleich anfangs erklärt, daß ich wohl wisse, mit was für tief demoralisirten Individuen ich es zu thun habe und welchen Beschmutzungen ich mich aussetze. Aber es schien mir Pflicht zu seyn, um der Sache willen den persönlichen Ekel zu überwinden. Das Publikum wird über die Motive der Schmähschriften, die man gegen mich zu schleudern fortfährt, hinlänglich im Klaren seyn und ich kann, unbeschadet meiner bürgerlichen Ehre, sie auf sich beruhen lassen.

Die Religion, die Sittlichkeit, die Ehe sind, wenigstens in der nächsten Zukunft, vor den ferneren Angriffen

dieser Partei sicher gestellt. Mehr habe ich nicht gewollt. Es ist kein Zweifel, daß die Lektion, die ich den jungen Leuten gegeben, stark genug war, diesen Zweck zu erreichen. Gleichwohl wird vielleicht eine spätere Zeit die Frage aufwerfen, warum die Geistlichkeit, die doch so viel spricht, in dieser Sache gänzlich geschwiegen, warum sie es einem Laien überlassen hat, die Religion zu vertheidigen? Wo sind die Mosheim, Gellert, Spalding, Semler, Seiler, Kleuker, Reinhart, wo ist Schleiermacher geblieben? Wo sind alle die Männer Gottes hingekommen, die einst so siegreich den älteren, aus Frankreich bei uns eingedrungenen Atheismus mit dem Schwerte, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes, mit dem Lichte, nicht der Ketzerfeuer, sondern der Vernunft zurückschreckten? Ist der jüngere Atheismus, der aus demselben Frankreich mit einem neuen verführerischen Gefolge von glänzenden und liebkosenden Lügen kommt, etwa weniger gefährlich? Der böse Feind ist von einem starken Arm ergriffen und zurückgeschleudert worden, aber er hat doch gemerkt, daß die eigentlichen Wächter geschlafen haben. Das wird er nicht vergessen und er wird darauf lauern, wiederzukommen. Möge unsere erleuchtete Theologie wohl bedenken, daß ihr Stillschweigen dem für diesmal noch geschlagenen Atheismus eine heimlich trostreiche Hoffnung geworden ist.

Menzel.

Alterthumskunde.

7) Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte, von Dr. Wilh. Fr. Volger, Rektor am Johanneum zu Lüneburg. Ersten Bandes erste Abtheilung. Alte Geschichte. Mit Tabellen und einer Karte. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1835. IV und 307 S. gr. 8.

Bei der Abfassung dieses Werks bemühte sich der Verfasser von bloß populärer Einkleidung, wie von einem Vortrage, den der Gelehrte zu seinem Zwecke verlangt, sich gleich ferne zu halten, und mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen und Ansichten eine einfache Erzählung der wichtigern Weltbegebenheiten für Lehrer und besonders für Schüler, die nicht rein wissenschaftliche Zwecke verfolgen, zu liefern. Zugleich wollte er Geschichtsfreunden ein für ihre Zwecke hinreichend ausführliches, alle Trockenheit möglichst vermeidendes Lehrbuch darbieten. Der Plan ist gut, doch müssen wir bedauern, daß Herr Volger denselben nicht consequent durchgeführt hat. Die allgemeine Geschichte kann und darf sich, wenn sie jenen Namen verdienen will, nicht auf eine einfache Darstellung der politischen Ereignisse beschränken, sondern muß uns auch mit den religiösen und häuslichen Verhältnissen der vornehmsten Völker, mit ihren Verfassungen, mit ihren Fortschritten in Kunst und Wissenschaft, im Gewerbfleiß und Handel bekannt machen. Die Bemerkungen über die Hülfswissenschaften der Geschichte sind ziemlich lückenhaft. Dagegen sind wir mit den folgenden Paragraphen, in denen er von den Quellen der Geschichte, von dem ältesten Zustande des Menschengeschlechtes und von der Entstehung der Staaten und der Staatsverfassungen handelt, einverstanden.

Nach dieser Einleitung beginnt er mit Indien, China und Assyrien die eigentliche Geschichte. Indiens und Chinas Geschichte ist aber kaum mit einigen Worten berührt. Wenn auch die politische Geschichte Indiens in ein großes Dunkel gehüllt ist, so haben wir doch über die Religion, die Sitten und Einrichtungen der Indier und Chinesen zuverläßigere Angaben. Hätte der Verfasser nur die interessantesten Stellen aus den Werken von A. W. v. Schlegel, Bohlen, Windischmann und Rhode zu einem Ganzen verbunden, so würde er sich den Dank seiner Leser erworben haben, die in seinem Werke vergeblich nach Aufschlüssen suchen. Auch die Geschichte des neuassyrischen und neubabylonischen oder chaldäischen Reiches ist so mangelhaft, als sie nur in einem dürftigen Lehrbuche seyn kann. Bei den assyrischen Königen ist nicht einmal eine Zeitangabe beigefügt. Auch die medische Geschichte ist oberflächlich. Dagegen hat er die Geschichte der Hebräer und jene der alten Aegyptier so ausführlich behandelt, daß sie mit jener der bisher genannten Völker und mit der persischen in gar keinem Verhältnisse steht. Es ist ganz richtig, daß wir über die Israeliten und die Ägyptier besser unterrichtet sind, daß sie für uns in gar vielen Beziehungen eine höhere Bedeutung haben: allein die Ungleichförmigkeit der Darstellung ist hier zu groß. Die Geschichte des Cyrus ist ganz nach Justin erzählt; dabei sind die Angaben des Ctesias, der doch nicht alles erdichtet haben kann, und in diesem Theile vielleicht mehr Berücksichtigung als Herodot verdient, nicht einmal in einer Anmerkung berührt. Wenn der Verfasser auch nicht gesonnen war, sich in kritische Untersuchungen über diesen schwierigen Gegenstand einzulassen, so hätte er doch die Abweichungen der einzelnen Schriftsteller andeuten sollen, um dadurch seine Leser in den Stand zu setzen, über den Werth derselben sich selbst ein Urtheil zu bilden. Auch der Erzählung, welcher Xenophon in seiner Cyropädie, diesem schönen geschichtlichen Romane folgt, hätte mit einigen Worten gedacht werden sollen. Von der Einrichtung des persischen Reiches durch Darius bemerkt der Verfasser

nur, daß dieser große König dasselbe in zwanzig Provinzen eintheilte, die von Satrapen verwaltet wurden, und daß er ein stehendes Heer unter besondern Befehlshabern durch das ganze Reich vertheilte. Das ist doch gewiß zu wenig. Von den Nachfolgern des Darius sind fast nur die Namen angegeben; die Chronologie ist nur zweimal berücksichtigt worden, nämlich bei dem Feldzuge, den der jüngere Cyrus gegen seinen Bruder unternahm, und bei der Eroberung des persischen Reiches durch Alexander den Großen. Die Ursachen des schnellen und unaufhaltsamen Verfalles der persischen Monarchie finden wir nirgends erwähnt. Die ältere Geschichte Syriens und der kleinasiatischen Reiche ist ebenfalls übergangen; nicht einmal Lydien und Troja sind einer nähern Betrachtung gewürdigt worden.

Wir gehen zur griechischen Geschichte über. Daß der Verfasser hier eine geographische Uebersicht vorausschickt, finden wir ganz in der Ordnung; nur wünschten wir, daß er nicht bloß ein Gerippe gegeben, sondern auch von der physischen Beschaffenheit des Landes, von dem Klima und von dem Einflusse desselben auf geistige und körperliche Eigenthümlichkeit der Einwohner einige Worte gesprochen hätte. Ueber die ältesten Einwohner wollen wir ihn selbst reden lassen: „Zwei Stämme sind es vor allen, die aus der dunklen Sagenzeit und unter den zahlreichen Völkerschaften als die mächtigsten hervortreten, und unter deren Namen alle übrigen nach und nach verschwinden: Pelasger und Hellenen, jene älter noch als diese; denn keine Spur deutet auf ihren Ursprung hin, wohl aber finden wir, daß sie, sey es von ältern Wohnsitzen, oder indem sie der Uebermacht der spätern Hellenen wichen, von Griechenland aus sich über andere Länder verbreiten." Die Pelasger sind von den Hellenen nicht verschieden, sondern nur ein Zweig derselben, der sich früher entwickelte, als die übrigen, und später, bei der Zunahme der Bevölkerung, nach den drei im Alterthume bekannten Erdtheilen Colonisten schickte. Daß der Verfasser die Mährchen von ägyptischen und phönizischen Colonien, die sich in Griechenland angesiedelt haben sollen, ganz gutmüthig erzählt, ohne auf die geistreichen Ansichten eines C. O. Müller nur die geringste Rücksicht zu nehmen, können wir nicht gutheißen. Die übrige Geschichte Griechenlands ist mit Ausnahme jener der Colonien vortrefflich. Wir können nicht einsehen, warum Herr Volger die griechischen Colonien, die sich viel früher entwickelten, als das Mutterland, und nicht bloß in Kunst und Wissenschaft, sondern auch für Gewerbsfleiß sehr viel gethan haben, so schnell abfertigte, und bei weitem nicht einmal halb so viel über ihre Verhältnisse mittheilte, als Heeren in seinem Handbuche der Geschichte der Staaten des Alterthums gegeben hat. Die Bemerkungen, welche am Schlusse der politischen Geschichte der Hellenen über Kunst und Wissenschaft beigefügt sind, werden billige Leser ansprechen.

Wie der Geschichte Griechenlands, so ist auch jener von Rom eine geographische Uebersicht vorausgeschickt. Was der Verfasser von den ältesten Bewohnern Italiens sagt, läßt sich aus Quellen durchaus nicht beweisen. „Wir bemerken, sagt er, unter den ältesten Stämmen, die wir, weil wir von ihrer Einwanderung gar nichts wissen, Urbewohner nennen, die Umbrer, Ausonier, Sabiner, die Marser, Samniter, Lucaner. Dagegen wissen wir, daß aus Gallien und den Alpen celtische Stämme, vielleicht aus Spanien die Ligurier und aus Illyrien die Veneter einwanderten; ganz ausgemacht ist es aber, daß aus Griechenland in uralter Zeit Pelasger und späterhin deren Stammgenossen, die Griechen, hierher kamen. Aus der Vermischung der Pelasger mit Ureinwohnern gingen zwei Völkerschaften hervor, deren Geschichte uns vorzugsweise bekannt ist, die Etrusker und die Römer." Daß die Ligurier, wie der Verfasser annimmt, aus Spanien abstammen, ist ganz ungegründet; sie waren ein celtisches Volk, das wir auch an den Küsten Galliens finden. Ob die Umbrer und die übrigen von Herrn Volger als Ureinwohner bezeichneten Völker nicht ebenfalls Celten waren, lassen wir dahin gestellt seyn. Wir glauben, daß die Samniter und Umbrer eben so gut, wie die Sabiner zu den Celten gehörten, und daß überhaupt der größte Theil Italiens in der Urzeit von ihnen besetzt war. Es wäre sonderbar, wenn sie sich, da sie nicht bloß die pyrenäische Halbinsel, sondern auch Gallien besaßen, nicht auch nach Italien verbreitet hätten? Darin stimmen wir aber mit dem Verfasser vollkommen überein, daß die Veneter Illyrier waren. Die Sage nennt den Illyrios einen Sohn des Thrax, wodurch sie die Verwandtschaft der alten Illyrier mit den Thraciern, d. h. deren Abstammung von diesem weit verbreiteten Volke deutlich genug bezeichnet. Auch darin stimmen wir überein, daß die Lateiner aus der Verbindung der Aboriginer (celtischen Ureinwohner von Latium) mit Pelasgern zu einem Volke erwuchsen. Allein wie er die Etrusker oder Tusker als ein aus Ureinwohnern und Pelasgern entstandenes Volk ansehen konnte, vermögen wir nicht zu begreifen. Alle Angaben der Alten, alle Gründe der Wahrscheinlichkeit sprechen dagegen. Die Tusker waren der nämlichen Abkunft, wie die Veneter. Wenn sie einige aus Rhätien einwandern lassen, so steht diese Angabe mit unserer Ansicht keineswegs in Widerspruch; denn die Illyrier hatten sich nicht bloß in den rhätischen Gebirgsgegenden niedergelassen, sondern sich auch bis nach Vindelicien verzweigt.

Eben so auffallend war es uns, daß Herr Volger

die Fabel von Aeneas erzählt, so daß man am Ende nicht weiß, ob man die Albaner und Lateiner überhaupt für Trojaner, oder wie er selbst früher bemerkte, für eine Verbindung von Griechen und Aboriginern halten soll. Wir glauben, mit Recht verlangen zu können, daß er auf die Grundlosigkeit jener Sage und die Entstehung derselben, oder auf die Ansichten, welche C. O. Müller darüber aufgestellt hat, in einer Anmerkung hätte verweisen sollen. Die übrige Geschichte Roms ist mit Ausnahme der Kaisergeschichte, die etwas ausführlicher seyn dürfte, sehr gut behandelt. Nur wünschten wir, daß Herr Volger sich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes über die innern Verhältnisse und die Literatur etwas umständlicher erklärt hätte. Wir schließen diese kurze Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Herr Volger besonders die neuere Geschichte etwas gleichförmiger behandeln, vorzüglich der Kultur eine noch größere Aufmerksamkeit schenken, und Amerika nicht, wie es gewöhnlich geschieht, mit Stillschweigen übergehen möge. Wir werden dann seinem Handbuche der Geschichte mit Vergnügen den großen Beifall schenken, den wir seinem Handbuche der Geographie immer gezollt haben. Die Ausstattung des Werkes von Seite des Verlegers entspricht allen Erwartungen.

d.

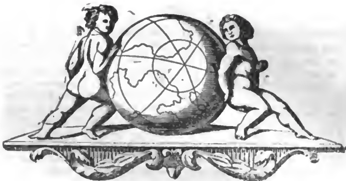
Dramatische Literatur.

21) Alboin. Maximilian in Flandern. Dramatische Dichtungen von Pannasch. Güns, Reichard, 1835.

Die Zeit, wo man noch die Köpfe der erschlagenen Feinde als Trinkgeschirr brauchte und die Töchter zwang, aus des Vaters Hirnschaale zu trinken — diese alte barbarische Zeit läßt sich gewiß nicht sentimental auffassen und in den pruden Anstand unserer Tage übersetzen. Ein Alboin darf gewiß nicht in hochtrabenden Jamben zarte Sentimens deklamiren. Die Rohheit, mit der er, von Glück und Wein berauscht, Rosamunden den Todtenkopf ihres Vaters als Trinkschaale zum Bescheidthun hinreicht, darf gewiß nicht in eine mit vollem Bewußtseyn durchgeführte sentimentale Scene umgewandelt werden, wie hier geschieht, wo Alboin feierlich und mit gerührtem Sinne aus der Hirnschale ihrem ehemaligen Besitzer Frieden zutrinkt, und der Tochter nur darum die Schaale reicht, um auch sie in der besten Absicht und mit ganz nüchternem Verstande in diesen seltsamen Friedensbund aufzunehmen. Es ist unbegreiflich, von welcher Wuth unsere Dichter ergriffen sind, alte historische Stoffe bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen, die kräftige Wahrheit derselben in einer unnatürlichen und unmöglichen Beschönigung zu verfälschen, jeden eisernen Charakter in Brei aufzuweichen, besonders aber jeder Rohheit und jedem Laster ein Tugendmäntelchen umzuhängen. Wie verstand es der große Shakespeare, uns die Barbarei der Vorzeit mit schrecklicher Treue und doch so darzustellen, daß sie unser Gefühl nicht beleidigten, daß wir immer durch eine sittliche Erhebung wieder von den peinigenden Eindrücken befreit wurden. Aber unsere heutigen Dichter ahmen entweder die Franzosen nach und studiren auf nichts, als auf peinliche Eindrücke und überbieten sich in der Darstellung des Unleidlichsten, oder sie verwässern mit deutscher Sentimentalität alles, kochen alles in tugendhaften und edelmüthigen Jamben auf, daß der schrecklichste Tyrann ein leidender junger Werther und die wildeste Megäre eine weinende Clarisse wird.

Maximilian in Flandern hat dem Verfasser Gelegenheit gegeben, eine grenzenlose Verachtung gegen bürgerliche Freiheit zur Schau zu tragen. Freilich hat er hierin nur dem Beispiel Goethe's gefolgt, der in seinem Egmont dieselben niederländischen Bürger zu kleinstädtischen Karrikaturen, zu Gevatter Schneider und Handschuhmacher gemacht hat. Allein Goethe hat hierin nicht weniger gefehlt, wie Pannasch. Jene Bürger, die schon über ein Jahrhundert lang durch die Keuren der volksthümlichen Grafen von Flandern an Freiheit gewöhnt, durch Industrie und Handel zu großer Macht und in unsterblichen Heldenkämpfen gegen das übermüthige Frankreich zu hohem Kriegsruhm gelangt waren, jene Handwerker von Gent und Brügge, die Frankreichs ganze Macht bei Kortryk in der berühmten Sporenschlacht schlugen, die auch den großen Sieg bei Crecy wesentlich entschieden, die ohne des deutschen Reiches Hülfe doch des Reiches Grenze redlich schirmten, die sich endlich nach der Schlacht bei Rosebek der halbfranzösischen Herrschaft des Burgunder Philipp unterwerfen mußten, aber sobald man ihnen einen französischen Statthalter setzte, von Neuem aufstanden und vier Jahre lang gegen die ganze Macht Burgunds um ihre Freiheit stritten — diese Bürger waren kein solches Gesindel, wie es den Herren Goethe und Pannasch beliebt hat, sie darzustellen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 67. Freitag, 1. Juli 1836.

Werke über Rußland und Polen.

Nachdem wir erst kürzlich das merkwürdige Buch des Grafen von Bismark über Rußland angezeigt, holen wir hier noch einige andere Werke über dieses Land nach.

Die kleine Schrift:

Rußlands Territorial-Vergrößerungen von der Alleinherrschaft Peters des Großen bis zum Tode Alexanders I., geschichtlich dargestellt von Julius von Hagemeister. Riga und Dorpat, Frantzen, 1834.

gibt eine anschauliche Uebersicht der ungeheuern Vergrößerung Rußlands und der Fortschritte, welche diese Macht in ihrem Andrange gegen Europa gemacht hat.

Vor Peter dem Großen besaß Rußland schon die Ukraine, das Kosakenland, Sibirien. Im Jahr 1700 gewann Rußland Asow, 1721 Livland, Esthland, Ingermannland, 1724 ein großes Küstenland am kaspischen Meere, 1726 das Gebiet der Tubanskischen Tartaren, 1746 das Gebiet mehrerer turkomannischen Horden, 1718 das der Osetiner, 1730 Kamtschatka, die kurilischen und aleutischen Inseln, 1760 das Altaigebirge (zum Schutz der Kolywanschen Bergwerke), 1773 das erste große Stück von Polen durch die erste, 1793 das zweite große Stück durch die zweite polnische Theilung, dazu Kurland, 1783 die Krimm, 1791 Oczakow, 1789 den Notkasund, 1801 Georgien, 1807 Bialystok, 1809 einen Theil des österreichischen Polen und ganz Finnland (auf kurze Zeit auch die jonischen Inseln), 1812 Bessarabien, 1815 das Königreich Polen, 1821 das nördliche Kalifornien in Nord-Amerika, und seitdem die kleinen, aber wichtigen Erwerbungen an der persischen und türkischen Grenze, die Schlüssel Persiens und der ottomannischen Pforte. Es bedürfte nur noch des Sundes und der Dardanellen und Europa hätte die Aussicht, sich zu russificiren.

Zwar sagt man, dieser russische Koloß stehe auf tönernen Füßen, allein ein Blick auf die immer wachsenden Eroberungen Rußlands lehrt wohl, daß der Graf von Bismark gewiß Recht hat, wenn er das übrige Europa auf die ungeheure Streitmacht und auf die kriegerische Tendenz dieses Staates wieder aufmerksam macht, und denen, die seit einiger Zeit von Rußlands Kriegsmacht verächtlich zu sprechen gewohnt waren, eine Lektion ertheilt. Sollte er uns Rußland zu furchtbar dargestellt haben, so wollen wir uns erinnern, daß Furcht allerdings die Macht dessen, vor dem man sich fürchtet, nur vergrößert, daß aber eine voreilige Verachtung und übertriebene Sicherheit nicht minder am unrechten Orte sind.

Außer der schon ältern

Geschichte des russischen Reichs von Karamsin. Nach der Originalausgabe übersezt. Leipzig, Brockhaus.

welches wohl bisher die beste Geschichte Rußlands war, ist unlängst eine kürzere in der großen Heeren Ukertschen Sammlung erschienen,

Geschichte des russischen Staats von Dr. Philipp Strahl, Professor in Bonn. Erster Theil. Hamburg, Perthes, 1832.

worin die ältere Geschichte der Russen und die allmählige Entwicklung ihres Staats mit vieler Klarheit vorgetragen wird. Da der zweite Theil noch nicht erschienen, und die ältere Geschichte für unsere Leser von weniger Interesse seyn dürfte, behalten wir uns eine ausführlichere Anzeige vor.

Eine Geschichte Rußlands aus der neuern und neuesten Zeit darf nicht erwartet werden. Selbst über Kaiser Alexander ist die Geschichtschreibung noch nicht unbefangen genug. Die 1832 bei Kummer in Leipzig erschienenen Memoiren des Admiral A. Schischkow, übersezt von Goldhammer, enthalten reiche Details über die glänzende Zeit von 1812 und 1813 und über die Personalien, aber sie verhalten sich zu Rußland ungefähr wie die Memoiren Paceas zur Kirche, wenn sie auch in Vergleich mit dem, was man heutzutage schreibt, äußerst liberal genannt zu werden verdienen. In der That, wer dieses Werk eines gebornen Russen mit dem des Grafen von Bismark vergleicht, wird über die Veränderung der Zeit erstaunen. In diesen Memoiren kann man alle Proklamationen Rußlands, alle jene Aufrufe zur Freiheit lesen, die der Admiral größtentheils selbst, als damaliger Staatssecretair im Gefolge Alexanders verfaßt hat.

Zur Kriegsgeschichte Rußlands im Orient ist leider noch sehr wenig gesammelt. Wir haben ein paar Darstellungen des lezten türkischen Krieges, aber nichts Gründliches über die kaukasischen und persischen Vorgänge, die doch die interessantesten seyn dürften. Nur die naturwissenschaftlichen Reisenden geben uns hie und da Aufschlüsse, wie wir schon öfter bei der Besprechung der Werke von Parrot, Eichwald rc., dankbar anerkannt haben.

Dahin gehört auch die kleine Schrift:

Geschichte der Uebersiedelung von 40,000 Armeniern, die im Jahr 1828 aus der persischen Provinz Aderbaidschan nach Rußland auswanderten, von Prof. Dr. C. F. Neumann. Leipzig, Weidmann, 1834.

Bekanntlich befolgt Rußland bei seinen Kriegen im Süden stets die Politik, die von den Muhamedanern unterdrückten Christen für sich zu gewinnen, mit ihrer Hülfe seine Eroberungen zu erweitern und bei Friedensschlüssen sie der Rache ihrer ehemaligen Herrn dadurch zu entziehen, daß ihre Auswanderung nach Rußland in den Traktaten ausbedungen wird. Dadurch bevölkert Rußland zugleich seine öden Grenzländer und entzieht den alten Nachbaren die fleißigen Hände. Uebrigens spielen die Chinesen dasselbe Spiel mit den Russen, wie diese mit den Muhamedanern. Der chinesische Kaiser zieht alle unter der Knute der Kosaken seufzenden heidnischen Völker in Nordasien an sich und bildet sich aus ihnen eine lebendige Mauer von mongolischen und tschudischen Stämmen, ganz so wie sich Rußland gegen Persien und die Türkei hin mit emancipirten Rajahs umringt. Das vorliegende Werkchen schildert ausführlich die Uebersiedelung der Armenier, die den Russen im lezten persischen Kriege wesentliche Dienste geleistet hatten und nachher von ihnen mitgenommen wurden.

Das reichhaltigste Werk über den lezten polnischen Revolutionskrieg ist und bleibt wohl die

Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831, von Dr. R. O. Spazier. Zweite außerordentlich verbesserte und vervollständigte Ausgabe. Mit 11 Karten und Schlachtplänen und 9 Porträts. Stuttgart, Brodhag, 1834.

Wir haben früher schon auf den Werth und die seltene Entstehungsart dieses Werkes, bei Gelegenheit der ersten Auflage, aufmerksam gemacht. Herr Spazier sammelte mit unsäglichem Fleiß schon in Sachsen Nachrichten von den damals zahlreich aus Polen geflüchteten Deputirten und Generalen, deren mündliche und schriftliche Notizen sich ohne einen so treuen und unbefangenen Sammler wahrscheinlich verflattert hätten. In Paris hatte er später hinreichend Gelegenheit, noch viel mehr Polen von Auszeichnung kennen zu lernen, die ihm neue Aufschlüsse oder Berichtigungen der ersten Skizzen geben konnten. Sein Eifer, das Werk möglichst zu vollenden, ging so weit, daß er sich sogar der Gefahr einer polnischen Reise und großer Verdächtigung aussezte. Man wollte nicht begreifen, warum ein deutscher Gelehrter nicht so viel Muth haben sollte, wie Horaz Vernet, der sich dem heftigsten Seesturm aussezte, nur um die See zu malen. Und hier war ganz der gleiche Fall. Wer die unendliche, wahrlich nur einem deutschen Gelehrten mögliche Anstrengung im Sammeln, Vergleichen und Corrigiren kennt, durch welche sich Herr Spazier bei seinem Werk so sehr ausgezeichnet hat, der begreift, welcher Eifer ihn an die polnische Grenze führen mußte, und wenn man ihn deßfalls verdächtigen wollte, so war es nicht viel anders,

als hätte man Horaz Vernet, als er den Seesturm sehen wollte, der Schmuggelei beschuldigen wollen. Hören wir ihn selbst. „Wenn die erste Bearbeitung dieses Werkes also mit mancherlei Fehlern, Lücken, hier und da mit unvollständigen Motiven und schiefen Ansichten über einzelne Individualitäten und Scenen erscheinen mußte, so lag der Grund nicht darin, daß vorzugsweise lebende Quellen überhaupt, sondern daß sie nicht alle hatten benutzt, verglichen und studirt werden können; denn ein großes Drittheil der bedeutendsten Führer hatte den Weg nach Frankreich durch die Heimathsprovinz des Verfassers nicht nehmen können. Mit dieser ersten Bearbeitung also konnte die Verbindlichkeit und die moralische Verantwortlichkeit, welche der leztere wie gegen seine Zeitgenossen und die späteren Generationen, so gegen die Polen selbst durch die Hervorrufung eines solchen Geschichtswerks auf sich genommen, noch lange nicht erfüllt seyn. Er selbst mußte dasselbe hauptsächlich als einen Aufruf an alle Handelnden betrachten, ihm zur völligen Erschöpfung des großen Vorwurfs behülflich zu seyn, sie gewissermaßen zur Vertheidigung oder zur Bestätigung, mit einem Worte zum Brechen ihres Schweigens zu nöthigen. Die ersten Resultate der von ihm dadurch unter den Gliedern der polnischen Emigration, welche sich den Quellen zu diesem Werke noch nicht angeschlossen, hervorgerufenen Bewegung, wurden in der zweiten, auf Veranlassung und mit Hülfe der im Lande selbst zurückgebliebenen Patrioten, in polnischer Sprache erschienenen Bearbeitung niedergelegt. Von seiner Seite scheute der Verfasser selbst keinen, noch so beschwerlichen und Zeit raubenden, selbst persönliche Gefahr drohenden Versuch, seinen Gegenstand nach allen Seiten zu durchdringen. Nur das war der Zweck einer sechswöchentlichen Reise in die zugänglicheren Theile von Polen, die ihn bis über die von Kosaken besezte Grenze führte, und welche besonders mit zu den Verdächtigungen beigetragen zu haben scheint, die seine Papiere und seine Briefe vor Kurzem in die Hände der Behörden brachte. Eine Unvorsichtigkeit oder gar eine Tollkühnheit kann Versuche solcher Art nur der nennen, der nicht bedenkt, daß so mancher frühere Geschichtsschreiber sich von dem Staube der Folianten die Schwindsucht zuzog, friedliche Opfer, die man ganz in der Ordnung findet, während man vergißt, daß der Verfasser bei seinen Bemühungen und Gefahren ein frisches, grünes und bewegtes Leben mit in den Kauf bekommt! — Kurze Zeit nach der Rückkehr von da eilte er in den Centralpunkt der polnischen Emigration, wo er alles, was an Quellen ihm noch mangelte, vereint vorfand, um mit den abermals gesammelten reichen Schätzen die, vor ein noch einflußreicheres Publikum hintretende, französische Ausgabe zu arbeiten ꝛc.

In das Einzelne wollen wir nicht eingehen. Zur Kritik fehlt uns der Maßstab. Das Buch selbst ist erste Quelle.

Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich von R. O. Spazier. Stuttgart, Brodhag, 1835.

In dieser Schrift schildert Herr Spazier seine Reise nach Posen und einen Theil dessen, was er in Paris und Metz gesehen und erlebt, insbesondere seine Verbindungen mit den Polenfreunden.

Wir wählen einige Schilderungen der patriarchalischen Zustände in Polen aus: „Das Haus, dem gegenüber einige Wirthschaftsgebäude sich befanden, diese mit Stroh gedeckt, stand so ohne alle Absonderung von den Feldern, von dem Dorf und von der Landstraße da, daß nicht einmal von einem eigentlichen Hofe die Rede war, und nur hinter demselben bezeichnete ein ungepflegter und halbverwildeter Obstgarten mit einem kleinen Holzzaune ein abgesondertes Eigenthum. Später überzeugte ich mich, daß dies im Allgemeinen mit wenigen Ausnahmen der Charakter aller polnischen Edelhäuser ist. Ich habe auf meiner ganzen Tour kaum drei gesehen, welche einen zweiten Stock und eine Treppe hatten, und ein eigentliches Schloß nur auf dem Gute des Generals Wengierski, das aber, wie alle Gebäude der Art in Polen, nicht ausgebaut war und, nach Verschwendung außerordentlicher Summen unvollendet geblieben und nicht unterhalten, schon Spuren des Verfalls an sich trug. Die meisten von den mir zu Gesicht gekommenen Edelhäusern waren sogar mit Stroh gedeckt und unterschieden sich von den Bauernhäusern hauptsächlich nur durch den weißen Anstrich und die großen Scheibenfenster. Man kann diese Häuser höchstens mit den Pfarrwohnungen in armen deutschen Dörfern vergleichen, und in einigen wohlhabendern Gegenden Deutschlands, wie in Schlesien, in Sachsen, in den Rheingegenden und in dem größten Theile von Schwaben ist fast jedes Bauernhaus solider und geräumiger; nur daß die größeren Fensterscheiben die größere Bildung und die feineren Bedürfnisse der Bewohner gleich von außen andeuten. Und dennoch finden sich in den wenigen solid gebauten und darum noch aus älteren Zeiten sich erhaltenen polnischen Edelhäusern der buntkarirte Anstrich und die kleinen runden Fensterscheiben jener deutschen Bauernhäusern vor, und Das ward mir sogar als der eigenthümliche Charakter der alten polnischen Bauart bezeichnet. An Architektur ist eigentlich im ganzen Lande nicht zu denken, und ich werde bei Gelegenheit der polnischen Städte ausführlich davon, sowie von den politischen Gründen derselben sprechen. Was die Landgebäude der Edelleute anbetrifft, so ist der Hauptgrund davon, daß der Slave im Allgemeinen, wie fast

alle phantasiereiche und genußsüchtige Völker, aus Schönheit der Wohnung und derjenigen Gegenstände, welche sie täglich umgeben, und die durch Besonderheit oder Reiz des Ungewöhnlichen der Neuheit, weil man sie gewohnt wird und überall sieht, ihre Phantasie nicht mehr aufregen können, sich gar nichts macht. Man findet darum die von außen unscheinbaren Privatwohnungen nicht nur bei allen südlichen europäischen Völkern und bei den Orientalen, sondern sogar auch schon bei den Franzosen. Mit den lezteren wird sich der westliche Theil unseres Buches später ausführlicher beschäftigen. Nur der deutsche, holländische und englische Privatmann baut mit Luxus und opfert ein reiches Mittagessen gern einem feineren Rocke. Der Pole wie die genannten ihm verwandten Völker ziehen dagegen vor, ein Kleid von dem gröbsten Tuche oder von Linnen über einen mit zehn Mittagsschüsseln und einigen Flaschen Wein ausgefütterten Magen zuzuknöpfen und eine schlechte Kappe auf das dadurch erwärmte, erheiterte und mit frohen Träumen erfüllte Gehirn zu setzen. Jenen gegenüber läßt sich der Norddeutsche nach einem dürftigen Mittagsmahl lieber von seiner Frau den sauber gebürsteten feinen Kastorhut reichen, um mit unbeschwertem Magen schon um zwei Uhr auf sein Bureau zu gehen und seine Tabellenarbeit wieder zu beginnen. Ein zweiter, den Polen besonders eigenthümlicher Grund seiner dürftigen Bauart ist, daß er leidenschaftlich das Landleben liebt, Städte wie die Pest flieht, nicht nur daher gern seinem Hause den ganz ländlichen Anstrich läßt, sondern es auch in der unmittelbarsten Verbindung mit Wald und Feld und Wiese haben will. Endlich kommt auch der allerdings bedeutende Grund hinzu, daß im ganzen Lande Steine äußerst selten und kostspielig sind. In den übrigen Theilen von Polen tritt daher überall das in so reichem Ueberfluß vorhandene Holz an dessen Stelle, und man kann sich in den schwäbischen Dörfern hauptsächlich davon überzeugen, daß die Austäfelung der Zimmer mit demselben unendlich viel wohnlicher und heimischer ist, als der kalte Stein. Im Großherzogthum Posen aber ist man meist auf den Lehm angewiesen, weil es gegen die gewöhnlichen Vorstellungen unendlich viel ärmer an Wald und Holz ist, als die benachbarten deutschen Provinzen, die Mark, die Lausitz und Niederschlesien. Das Holz wird daher meist nur zu den wenigen Dorfkirchen gebraucht, welche man hin und wieder erblickt, und die, bis zum Thurm hinauf mit Holzlatten überschlagen, altgewordenen Bretterbuden gleichen und daher das einförmige Dunkel der Gegend nicht heben. Die Bauernhäuser haben durchaus nackte braune Lehmwände, und die von Alter ganz grau gewordenen dicken Strohdächer hängen darüber fast bis zur Erde herunter, so daß sie fast mehr als Dächer von Erdwohnungen, als von Häusern erscheinen. Dies ist es nun, was diese Provinz für den Blick so leblos macht. — Die Wohnstuben bieten aber alle mehr oder weniger die Einrichtung, Meublirung, selbst den Luxus größerer Städte dar, selbst das Piano, Gemälde u. s. w. mit inbegriffen. Das Ueberraschendste dabei sind die auf das Eleganteste nach den neuesten Moden gekleideten coiffirten Frauen und Fräulein in diesen kleinen Häusern unter Stroh und Latten. Wenn man sich dabei erinnert, daß fast alle diese Herrn und Damen nach polnischer Sitte in den größten Hauptstädten Europas eine Zeitlang gewesen sind und dort, wie in den Badeorten, nicht geräumig und prächtig genug wohnen konnten, so ist man kaum im Stande, Ausrufe des Erstaunens zu unterdrücken. Dasselbe ist aber, wie ich schon erwähnte, kein anderes als ein äußerst angenehmes und wohlthuendes, indem man leicht begreift, wie diese einfache beschränkte und ländliche Umgebung das brüderliche Verhältniß der polnischen Gutsbesitzer unterhalten und fördern muß. Der Vornehmste wie der Titellose, der Reichere wie der Aermere, wohnt im Wesentlichen auf dieselbe anspruchslose Weise, und vielleicht wird durch nichts mehr die republikanische Gleichheit Aller aufrecht erhalten, die außerdem natürlich auch besonders durch die Abgelegenheit der Wohnungen, die den Besuch jedes Nachbars zu einer freudigen Begebenheit macht, hervorgerufen werden muß."

Interessant sind auch folgende Bemerkungen: „Die polnische Landplage, die herumwandernden Juden dringen bis in die entlegensten Dörfer und Hütten, locken die Weiber mit bunten Bändern und andern kleinen Luxusartikeln und dringen ihnen dieselben, ohne Bezahlung zu fordern, auf. Nach einiger Zeit erscheinen sie wieder, und da der Bauer äußerst selten baares Geld besitzt, so nehmen sie ihm Hühner, Gänse und andere Erzeugnisse für einen nichtswürdigen Spottpreis zur Bezahlung ab. Noch unendlich verderblicher wirken auf diese armen Leute die Juden in den Dorfwirthshäusern, wo sie fast ausschließlich die Schenkgerechtigkeitspächter sind. Hier dringen sie den Bauern den Schnapps auf dieselbe Weise auf, machen sich auf dieselbe Weise bezahlt, befördern somit nicht nur die Verarmung der Bauern, sondern auch seine Trunkenheit und Faulheit. — Ich fragte meine Freunde, auf welche Weise diese Landesplage radikal geheilt werden könne, und sie antworteten einstimmig: Nur durch völlige Emancipirung der Juden und Zulassung zu allen bürgerlichen und städtischen Gewerben, und hauptsächlich durch Erlaubniß zu Ankauf von Grundbesitz."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 68. Montag, 4. Juli **1836.**

Werke über Rußland und Polen.

Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich von R. O. Spazier. Stuttgart, Brodhag, 1835.

(Schluß.)

„Besonders sey das Lezte von großer Wichtigkeit; denn die Juden, in deren Händen das Geld sey, hätten einen besondern Ehrgeiz, sich durch Ankauf der so außerordentlich wohlfeilen Landgüter an die Seite der von ihnen hier ganz besonders beneideten Edelleute zu sehen, und auf diese Weise müsse das Geld wieder in die Hände der Einwohner kommen. Die preußische Regierung hat hiervon aber gerade das Gegentheil gethan durch besondere Judengesetze für das Großherzogthum Posen, welche die hier schon früher nach der Provinzialverfassung beschränkteren Gewerbsfreiheiten derselben und besonders ihre Ansässigmachung noch mehr geschmälert haben. Allerdings hatte man dabei die besonders gemißbrauchte Schenkgerechtigkeit ins Auge gefaßt, dagegen aber die Juden durch die Gesammtheit der Maßregeln noch mehr auf das weit verderblichere Herumstreifen und Hausiren angewiesen." — Damit hängt folgender nicht minder interessante Gegenstand zusammen. Der schon erwähnte Freund äußert sich: „Uebrigens habe die Regierung durch die Eigenthumsverleihung an die Bauern dem Lande, als einem polnischen, mehr genuzt als sich selbst, und in dieser Beziehung werde der König von Preußen sehr oft von den Edelleuten selbst, deren Vermögen dadurch vor der Hand wenigstens gelitten hat, der beste Pole, im Sinne des polnischen National- und Selbstständigkeits-Patriotismus, genannt. Wäre der Zweck dieser Maßregel, wie man wohl während des lezten Aufstandes aus manchen Aeußerungen preußischer Seits hätte vermuthen können, gewesen, den polnischen Bauer von seinem Edelmann loszureißen, so wäre er dennoch vollständig verfehlt, theils in der Hauptsache selbst, theils durch die Art der Ausführung. Es sey durchaus nicht wahr, daß die polnischen Edelleute im Allgemeinen die alte Zeit der Frohnen zurückwünschten, so sehr sie auch besonders für den Augenblick durch den Mangel an Handarbeitern und dem ihnen sehr empfindlichen Taglohn bei der Pflege und Verbesserung ihrer Güter gehindert wären. Man habe wohl so viel landwirthschaftliche Kenntnisse, um für die Zukunft die Ausgleichung wenigstens der jetzigen Verluste vorherzusehen, und so viel Patriotismus, um sich über den zu erwartenden bessern Anbau des Landes zu erfreuen. Jedem aber thue das bessere Verhältniß zu seinem Bauer wohl, gegen den er durchaus jezt weniger Veranlassung, wegen Faulheit oder Liederlichkeit zu bestrafen und ihn sich verhaßt zu machen, hat." Zum Beweise, daß der Verfasser nichts bemänteln will,

folgen einige sehr komische Anekdoten, den landüblichen Schmutz betreffend.

Auch über Frankreich spricht der Verfasser sehr ausführlich und bringt namentlich den Manen des edlen Lafayette ein gebührendes Opfer. Doch möchten wir den warmherzigen, für alles Edle glühenden Verfasser warnen, daß er der Ehre seines deutschen Vaterlandes nicht zu viel vergebe, indem er nur fremdes Verdienst und fremde Tugend im rosenfarbnen Lichte sieht. In der That liegt in der Art und Weise, wie Spazier, als geborner Deutscher, sich für Polen interessirt hat, ein großes Compliment für die Humanität des deutschen Charakters, für die uneigennützige Hingebung an alles Große und Hohe des Auslandes, wodurch Deutsche sich von jeher auszeichneten. Diese Hingebung darf aber eine zarte Linie des Ehrenpunkts nicht überschreiten. Sie darf z. B. der Eifersucht anderer Nationen gegen uns, zumal dann nicht, wenn sie kleinlich wird, die mindeste Concession machen. Herr Spazier billigt aber zuweilen und wiederholt die kleinen Eifersüchteleien, die er an Nichtdeutschen vernommen hat. So erzählt er wieder, bei einer Feuersbrunst hätten die polnischen Einwohner dicht am Feuer gelöscht, die Deutschen nur aus der Ferne nach Wasser geschrieen. Das ist so unwahr, durch zahllose Beweise des Muths und der Geschicklichkeit deutscher Bürger bei Feuersnöthen so tausendfach widerlegt, daß man eine solche Behauptung kaum einem animosen Nichtdeutschen, gewiß aber nicht einem Deutschen hingehen lassen kann. Dahin gehört auch die Erzählung, daß ein hoher französischer Offizier den Verfasser in einem öffentlichen Gedränge als einen Deutschen bruskirt, ihn nachher aber, indem er ihn plötzlich für einen Polen hielt, auf das artigste behandelt habe. Diese Unterordnung des deutschen Stolzes unter den polnischen ist doch etwas zu freigebig.

Wenn sodann der Verfasser in seinem liebenswürdigen Humanismus sich dem Traum einer allgemeinen „europäischen Gesellschaft“ hingibt, in dem Sinn, wie sie der alte Lafayette, eingedenk seines ersten Jugendenthusiasmus projektirte, so vergißt er, daß dieser Traum, so achtbar auch seine Urheber seyn mögen, nie verwirklicht werden kann, daß seine Realisirung in der Eigenheit und im Interesse der verschiedenen Nationen unübersteigliche Schranken findet, und daß er, von edeln Charakteren ausgedacht, immer nur von den abgefeimtesten Parteien benuzt worden ist, um unter der Maske der Liebe und Verbrüderung Nachbarvölker zu dupiren. Halte jede Nation bei sich selbst gut Haus, so wird es gut um alle stehn. Hinter der Zärtlichkeit für Andere versteckt sich aber nicht immer ein so aufrichtiger Kosmopolitismus, wie bei Herrn Spazier, und insbesondere steckt hinter den gnädigen Billigungen des deutschen Geistes, wie sie in französischen Salons ertönen, nichts als Arroganz oder noch etwas Schlimmeres, denn noch niemals haben uns die Franzosen anerkannt, außer um mit ihrer Superiorität über uns zu prahlen, sich zu Gönnern über uns aufzuwerfen, oder um uns kirre zu machen und nach ihren Absichten zu dressiren.

Herr Thaddäus oder der lezte Sajasd in Lithauen. Eine Schlachtschitz-Geschichte aus den Jahren 1811 und 1812. Aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz, in Gemeinschaft mit dem Dichter von R. O. Spazier. 2 Bände. Leipzig, Weber, 1836.

Noch in keinem Werke sind Natur und Sitten von Lithauen so genau und mit so meisterhafter Hand geschildert worden. Das Gedicht gehört der Gattung von größern Idyllen an, die wir durch die Louise von Voß hinlänglich zu charakterisiren glauben und wenn sich bei großartigen patriotischen Beziehungen der Ton des Gedichts zuweilen über die Idylle erhebt, so entsteht doch dadurch kein Mißverhältniß. Der Pole, der Lithauer, heute mit seiner ländlichen Arbeit beschäftigt und in seinem Dorf verbauert, greift morgen zu den Waffen und erscheint plötzlich ein Held.

Was ist ein Sajasd? Wir erfahren es erst durch die hinten gesammelten Anmerkungen: „Zu Zeiten der polnischen Republik war die Execution richterlicher Urtheile sehr schwierig; es konnte auch nicht anders seyn in einem Lande, wo die Executivgewalt gar keine Mittel hatte, den Spruch geltend zu machen, zumal die Vornehmen Haustruppen hielten, ja einige mehrere Tausend, wie namentlich die Fürsten Radziwill. War es daher dem Klagenden gelungen, ein günstiges Gerichtsurtheil zu erlangen, das ihm den Besitz eines von einem Andern innegehabten Gutes zuerkannte, so mußte er sich an den Ritterstand, d. h. an den Adel des Kreises wenden, der auch eine executive Gewalt hatte, damit das Gesetz in Wirkung trete. Bewaffnet, das Decret in Händen, zogen Verwandte, Freunde und Nachbarn, in Begleitung einer Gerichtsperson, Wozny genannt, in das Gut, in dessen Besitz den Kläger das Decret sezte. Oft erst nach Blutvergießen extradirte dort der Wozny dem Klagenden die Possession des Gutes. Eine solche bewaffnete Execution des Decrets hieß Sajasd. In den ganz alten Zeiten, wo noch die Gesetze geachtet wurden, wagte es auch der Mächtigste nicht, einem Gerichtsurtheile Widerstand zu leisten; selten waren solche bewaffnete Ueberfälle, und fast nie blieb Gewaltthat unbestraft.“

Von einem solchen Falle faustrechtlicher Justiz handelt es sich nun hier. Ein Sajasd ist der äußere Anlaß, an

den der Dichter seine ganze Darstellung des litthauischen Lebens anknüpft.

Ehe wir näher in den Inhalt dieses vortrefflichen Gedichts eingehen, müssen wir einige Worte von der Uebersetzung reden. So großes Verdienst Herr Spazier sich auf's Neue um die Aufhellung des polnischen Nationallebens auch wieder bei diesem Werk erworben hat, können wir uns doch nicht genug wundern, wie es ihm möglich war, den guten Geschmack dabei so gänzlich außer Acht zu lassen. Die Lektüre der Uebersetzung ist eine wahre Foltee und nur die seltene Schönheit des Originals kann uns bewegen, dabei bis zu Ende auszudauern. Auch hier wieder ist der leidige, von uns so oft bekämpfte Grundsatz befolgt worden, dem Versmaaß des Originals und dem Reim die Natürlichkeit, Verständlichkeit und Grazie gänzlich aufzuopfern. Die leichtesten und zartesten Gedanken und Bilder erscheinen in der deutschen Uebersetzung wie eingefroren steif und der Zwang des Reims fällt auf die widrigste Weise um so mehr auf, als der Gegenstand des Gedichts größtentheils die natürlichste, zwangloseste Sprache verlangt. Die nachfolgenden Proben werden zu Belegen dieses Tadels dienen.

Herr Thaddäus, ein junger Pole, kehrt von der Universität auf das Landgut seines Oheims zurück, kommt sehr früh Morgens an, will in sein altes Zimmer, findet darin aber eine ganz neue Anordnung und deutliche Beweise, daß es von einem weiblichen Wesen bewohnt wird, die er auch flüchtig im leichten Morgenkleid im Garten überrascht. Eine sehr liebliche Introduktion. Der Ohm erwacht, man kommt zu einem Familienfest zusammen. Telimene, ein in der Hauptstadt gebildetes und halbgelehrtes Fräulein, gibt den Ton an und bestürmt das Herz des jungen Neulings. Ein alter Bernhardiner-Mönch, geheimer Emissär Dombrowski's, mischt sich unter die heitern Gäste. Dann werden wir wieder hinausgeführt in die Landschaft:

Wer denkt der Jugendjahre gern nicht, wo er streifend
Durch Felder wanderte, die Flint' im Arm' und pfeifend!
Wo nirgends Wald und Zäune uns zu halten drohten,
Wo man nicht wußte, daß uns fremder Rain verboten! —
Dem Schiff im Meer der Jäger kann in Litwa gleichen;
Nach Lust schwelgt er auf jedem Pfad in weiten Reichen,
Hinauf schaut er Propheten gleich zu Wolkenschaaren,
Zum Himmel, wo viel Zeichen kann sein Blick gewahren;
Die Erde hat wie Zaubrer oft er schon beschworen,
Die, Layen stumm, ihm vielfach flüstert in die Ohren.
Von Wiesen her schrei'n Schnepfen dort! Umsonst dein Eilen!
Wie Hechte oft den Niemen, sie das Gras durchtheilen!
Dort hörst du über'm Haupte Frühlings-Morgen-Singen
Der tief im Blau verborgnen Lerchen klingen.
Hier breitgeflügelt durch die Luft ein Aar sich strecket,
Und Sperlinge, wie Zaaren wohl Kometen, schrecket.
Dort hängt ein Adler in der Luft, mit Flügeln wehend,
Wie aufgespießte Falter; auf der Wiese sehend
Dann einen Vogel oder Hasen, stürzt er wieder,
Wie wohl ein Fallstern, auf den grünen Rasen nieder.

Der Dichter begleitet uns auf ein Schloß, wo eine edle patriotische Familie unterging, jetzt im Besitz einer neuen, jener feindlichen Familie. Ein einziger Diener des alten Hauses ist noch übrig, narbenbedeckt, von Stahl und Eisen, glühend von altem tiefem Hasse, Gervasy genannt:

Ein Schlachtschitz war's, dem alten Schloßherrn dienstergeben,
Der von Herschko's Dienern einzig noch am Leben.
Ein Greis, mit rothem frischem Antlitz, weißen Haaren;
Deß düstre strenge Züge tief durchfurcht schon waren.
Sonst war durch Fröhlichkeit bekannt der Schlachtschitz Allen.
Doch seit der Herr des Schlosses war im Kampf gefallen,
Seitdem war er verändert; schon seit langen Zeiten
Mocht' er nicht mehr zur Hochzeit, nicht zur Kirmeß reiten;
Seitdem hat seine Späße Niemand mehr vernommen,
Kein Lächeln war auf sein Gesicht seitdem gekommen. —
Auch ward von ihm die alte Liverey getragen
Die Kurtka, gelb von Schooß, mit Treffen ausgeschlagen,
Die jetzo gelb, einst golden waren, und mit Seide
Rings ausgenäht; auch waren Wappen an dem Kleide; —
Ein Halbbock; — drum im Kreise Alle, die ihn kannten,
Den alten Schlachtschitz, Halbbock auch wohl spottend nannten.
Und weil dies Wort zu wiederholen stets er pflegte,
Man ihm den Namen noch: „Mein Herrchen", bei auch legte.
Und Narbe auch, weil voller Narben seine Platte.
Er hieß Renbaylo; doch die Wappen, die er hatte,
Sind unbekannt. Sich Pförtner selbst er titulirte,
Weil auf dem Schlosse dieses Amt er einstmals führte.
Noch ward ein großes Schlüsselbund an ihm gefunden,
An seinem Gurt mit Silberquasten festgebunden; —
Wiewohl er nichts zu schließen mehr; denn offen standen
Des Schlosses Thüren; zwei nur waren noch vorhanden,
Die er sich selber kaufte, die er eingehangen,
Seitdem war sie zu schließen täglich er gegangen.
Zur Wohnung auch ein wüstes Zimmer er sich wählte 2c.

Der Alte erzählt, wie das Schloß zu Kosciuszko's Zeit von den Russen verwüstet worden sey. Ein junger Graf, aus dem alten Stamm der Hereschko, denen das Gut einst gehörte, tröstet den Greis, macht einen Spazierritt durch die Felder und findet die unbekannte Schöne, die am Morgen Thaddäus überraschte.

Ein Obstgeheg war's. Reihenweis gepflanzte Bäume
Mit Obst beschatten unter Beeten weite Räume.
Ringsum das kahle ehrbar' Haupt der Kohl hier senket,
Als ob er sitzend der Gemüse Loos bedenket.
Ein Flechtenbach dort Schoten in die Möhren drehen,
Und draus aus tausend Augen schlanke Bohnen sehen.

Empor hebt türk'scher Waizen dort die goldnen Kronen,
Und weiter liegen dickbeleibet da Melonen,
Die von den Stengeln weithin ab ins Beet sich schieben,
Als wie zu Gaste bei den rothen Runkelrüben.
Die Beete scheiden Raine, und auf beiden Seiten
Wie Wachen reihenweis des Hanfes Stauden schreiten,
Cypressen im Gemüse still und grade grünen;
Dem Rain Geruch und Blätter so zum Schutze dienen;
Denn durch die Blätter wagen Ottern nicht zu dringen,
Die Düfte Raupe und Insekt um's Leben bringen.
Und weiterhin sich Stauden weißen Mohns erheben;
Du glaubst, daß jetzo tausend Falter daran kleben,
Mit Flügeln schlagend, die im Glanz von Edelsteinen
Und in des Regenbogens Farbenspiele scheinen.
So täuscht der Mohn den Blick mit reichem Farbeleben!
Wie Vollmond unter Sternen, aus den Blumen streben
Mit Gluthgesichtern Sonnenblumen auf, und wollen
Nach Ost und West der Sonne nach das Antlitz rollen.
Gewölbte Hügel sieh' am Zaun! die schmalen, langen,
Busch-, baum- und blüthenlos, mit Gurkengärten prangen.
Schön aufgeschoßt, die großen Blätter aus sich strecken,
Und wie ein Farbenteppich rings das Beet bedecken.
Und, weiß gekleidet, drin ein Mädchen blicket,
In's Maigrün tauchend bis an's Knie. Vom Beet sie bücket
Zum Raine sich; die Füße siehst du nicht, die kleinen,
Im Gehn; auf Blättern schwimmend, badend drin, sie scheinen.
In einen Strohhut hüllte auch ihr Haupt die Dirne;
Zwei Rosabänder flattern abwärts von der Stirne;
Und noch in Flechten ihre Locken sind, die lichten.
Die Hand hält einen Korb; die Augen rückwärts richten
Sich, und die Rechte hebt sich, etwas ab zu streifen,
Wie Mädchen wohl nach Fischchen in dem Bache greifen,
Damit zu spielen. Dann, so schnell das Aug' nur siehet,
So bückt sie sich, und Früchte hin zum Korbe ziehet.

Er verfolgt das wunderbare Mädchen, die ihm eine Fee scheint und doch ganz naiv bittet, er möge ihr die Hühner aus dem Garten treiben helfen, so daß er nicht weiß, wie er mit ihr daran ist, da sie bald eine Prinzessin, bald das gemeinste Bauernmädchen scheint.

In sich er denkt: Romanheldin nicht! Doch immer
Ein junges Mädchen, wunderlieblich. Oftmals ranken
Im Dunkel große Seelen auf sich und Gedanken,
Wie Rosen blüh'n im Walde.

Nun eine große Jagdscene. In der Schilderung des Waldes ist der Dichter so originell, ein so meisterhafter Naturmaler, daß wir einige der auffallendsten und schönsten Bilder hier wiedergeben müssen. Ist die lithauische Natur rauher und ärmer, als die Südeuropas, so hat der Dichter doch das Vorhandene mit einer Treue und Liebe aufgefaßt, die auch das Gemeine verschönert.

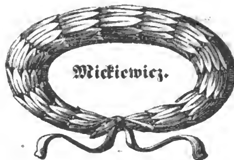
Da gibt's viel Pilze! Fuchspilz mit den rothen Wangen
Die Jugend sucht. Ihn Litwa's Lieder oft schon sangen;
Als ein Symbol der Jungfrau'n; Schimmel ihn nicht ätzet,
Und, seltsam, niemals ein Insekt auf ihn sich setzet.
Die Fräulein nach dem Steinpilz, von dem Lieder sagen,
Daß er der Pilze Obrist wäre, lieber jagen.
Doch nach dem Rothpilz, mit bescheidnem Wuchs, in Sängen
Nicht so berühmt, schmackhafter doch, sich alle drängen;
Denn stets sie frisch, in Salz, im Herbst und Winter, schmecken.
Der Woyski aber Fliegenpilze möcht' entdecken.
Das andre Pilzvolk man als Unkraut nur verachtet,
Weil man es unschmackhaft und schädlich auch betrachtet.
Doch ist es nützlich; denn das Wild es frißt mit Gierde;
Insekten gibt es Nester, und den Wäldern Zierde.
Auf grünem Wiesentischtuch ihre Reih'n, die langen,
Die Tischgefäße sind. Mit rundem Rande prangen
Die Roh-Eß-Pilze; roth, von Gold und Silber, scheinen
Sie Schaalen, angefüllet mit verschiednen Weinen.
Der Ziegenpilz dem Kelchbauch gleicht, der umgedrehet;
Im schlanken Trichterpilz Champagnergläser sehet!
Der Weißpilz rund und platt und breit, kann Tassen
Von Meißnerporzellan, mit Milch, uns denken lassen.
Der Staubpilz, roth, mit Staub bestreut, der kugelrunde,
Die Pfefferbüchse ist. — Von andrer Namen Kunde
Nur gibt der Hasen und der Wölfe Sprache; taufen
Nie konnt' ein Mensch sie, und ist zahllos auch der Haufen.
Den Wolf und Hasenpilz mocht' Keiner gern befassen;
Wer sich gebückt und sah, daß er sich täuschen lassen,
Zerbrach erbos't den Pilz und stieß ihn mit den Füßen;
Doch unklug war, wer so dem Gras den Schmuck entrissen.

Ein anderes Bild:

Und ringsumher gelagert doch die Wälder waren
Von Litwa, die ehrwürdigen, die wunderbaren! —
Der Faulbaum, von dem wilden Hopfenkranz umwunden,
Die Vogelbeer' im Hirtenroth, dem frischgesunden,
Die Haselnuß mit grünen Zeptern, wie Mänaden,
In Trauben eingekleidet und in Nüsse-Faden
Wie Perlen. Unter Waldesjugend! Rings umschließen
Den Hagedorn die Hahnebutten, Brombeer'n küssen
Mit schwarzer Lippe Heidelbeeren. Alle halten
An Händen sich, wie Tänzerpaare, die gestalten
Den Tanz. Eh'leute paarweis' sie umstehn. Im Steigen
Vor allen Waldesreihen hoch erhaben zeigen
An Schlankheit sich des Wuchses und durch Farbentöne
Der Mann, die Lerch', die weiße Birke, seine Schöne.
Und dann, wie Greise hin auf Kind und Enkel, schauen
Im Reiz der Stille Buchen hin, die ehrbar grauen;
Matronenpappeln, moosig bärt'ge Eichen, stützen,
(Fünfhundert Jahr auf redlich alten Rücken sitzen),
Sich auf zerbroch'nem Hagbuchstamm, auf Eichen,
Die ihrer Ahnen sind zu Stein geword'ne Leichen!

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 69. Mittwoch, 6. Juli 1836.

Werke über Rußland und Polen.

Herr Thaddäus oder der lezte Sajasd in Litbauen. Eine Schlachtschitz-Geschichte aus den Jahren 1811 und 1812. Aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz, in Gemeinschaft mit dem Dichter von R. O. Spazier. 2 Bände. Leipzig, Weber, 1836.

(Schluß.)

Noch ein anderer Baum, der dem Dichter zu der schönsten Klage Anlaß gibt.

Und dort in der Ukraine, ist wohl noch vorhanden
Vor Holowinski's Hause, dicht am Rosch gestanden,
Die Linde, die so groß, daß rings in ihrem Schatten
Wohl hundert Tänzerpaare Platz zum Tanzen hatten?
Denkmäler unsres Lands! wie viel, in Jahres Weile,
Zersetzen euch wohl Kaufmanns und der Russen Beile?
Die keinen Schutz den Waldessängern übrig lassen,
Noch Dichtern, die, wie Vögel, euch mit Lieb' umfassen!
Was habt ihr mir nicht, Heimathbäume, schon verliehen!
Wenn, schlechter Jäger, ich, der Freunde Spott zu fliehen,
Weil ich das Wild verfehlte, in dem Dickicht jagte
Gedanken und Gefühle, wenn es mir behagte
Zu setzen mich auf Sumpfesinseln, jagdvergessen,
Hin zu dem grauen bärt'gen Moos mit Silbertressen,
Von der zerdrückten Brombeer' dunkelblau begossen;
Bei Rosenhügeln, von dem rothen Schmuck umflossen
Der Preißelbeer', Korallenperlen gleich; umfangen
Ringsum von Dunkelheit, und droben überhangen,
Wie von gesenkten grünen Wolken, von den Aesten!
Der Sturm da tobte über dem Gewölb', dem festen,
Er seufzte, schäumte, heulte, lärmte, donnernd krachte,
So seltsam mich betäubend, daß ich manchmal dachte,
Den Lärm ein über'm Haupt mir hängend Meer wohl machte! —
Wie Stadtruinen unten ist's! Gafallne Eichen,
Vom Boden ragend, ungeheurem Denkmal gleichen.
Auf sie gestützt, wie Wand- und Säulentrümmer, zeigen
Sich Aestesarme mit den halbverfaulten Zweigen,
Umhegt vom Graszaun. Dahinein zu seh'n, ein Grausen
Mich abhielt stets! Des Waldes Wirthe darin hausen!
Der Eber, Bär und Wolf! Am Eingang, halbzerbissen,
Gebein liegt kecker Gäste, die sie hier zerrissen.
Manchmal heraus durch Grases Grün empor ins Freie,
Wie Wassersprünge, schießen auf zwei Hirschgeweihe.
Und wohl, wie gelbe Blitze durch die Bäume zischen,
Wenn in dem Wald gefallne Strahlen drin erlischen.
Und wieder still ist's in der Tiefe: An der Fichte
Ein Specht nur leise hämmert, weiter flieht in's Dichte,
Und sich versteckt, doch mit dem Schnabel weiter picket.

So ruft ein Kind, daß man es suche, weil's sich bücket! —
Das Eichhorn, Haselnüß' im Pfötchen, näher streifet
Und frißt; den Schwanz es über's Aug' hinüberschweifet,
Wie einen Federbusch am Helm von Curassieren;
Obgleich versteckt so, mag es sorgsam ringsum spüren; —
Sieht Fremde dann die Waldestänzerin, so springet
Von Baum zu Baum sie, und gleich Blitzen fort sich schwinget,
Bis sie im unsichtbaren Astloch ganz verschwindet,
Wie die Dryade ein im heim'schen Baum sich findet! —
Jetzt wieder still! Da regt sich's in bewegten Zweigen,
Und zwischen den zertheilten Ebreschtrauben zeigen
Sich Wangen, röther als die Vogelbeeren blickend. —
Es ist ein Mädchen, Beeren oder Nüsse pflückend.
Sie legt in's Körbchen von bescheid'ner Rinde eben
Die frischen lippenrothen Preißelbeeren; neben
Ihr geht ein Jüngling, um den Haselzweig zu biegen,
Sie hascht die Nuß, die blitzende, alsdann im Fliegen.
Da hören sie der Hörner Rufen, Hunde bellen,
Errathen, daß nun ihnen nah'n die Jagdgesellen,
Und voller Furcht, in Zweigen hin und durch das Dicke,
Wie Waldesgötter, schwinden plötzlich sie dem Blicke.

Wir können diese in ihrer Art so durchaus einzigen Waldbilder nicht verlassen, ohne auch noch der Sage zu gedenken, die im tiefsten Innern der großen lithauer Wälder haust:

Wer kennt wohl Litwa's bodenlose Wälderweiten?
Wer kann zur Mitte hin, zum Kern des Dickichts schreiten?
Wie Fischer kaum am Meeresrand zum Boden streifen,
So Jäger um die Waldeslager Litwa's schweifen,
Kaum oberflächlich kennend die Gestalt, die Wangen; —
Denn nie zu ihren Herzensräthseln sie gelangen! —
Und diese weiß nur Fabel, Sage nur zu singen.
Kannst du den Wald, den ausgefütterten, durchdringen,
Da triffst Du einen Wald von Stämmen, Wurzeln, Aesten,
Wie Burgen stark von tausend Bächen und Morästen,
Von Ameisbergen, Netzen, welche Kräuter rings sich schlangen,
Von Wespen-, Hornißnestern, Klumpen gift'ger Schlangen,
Hat mehr als Menschenkühnheit Alles dies besieget;
Die größ're Schreckniß Dir noch weiter einwärts lieget.
Gleich Wolfesgruben lauern Höhlen jedem Schritte,
Und kleine Seen, grasbedecket in der Mitte,
Von Menschen ihre Tiefen nie erforscht noch waren;
(Sehr wahr erscheint die Sage, daß dort Teufel schaaren.)
Der Seen Wasser decket fleckig blut'ger Schimmel;
Stets raucht aus ihm ein stink'ger Brodem auf zum Himmel,
Vor dem den Bäumen Laub und Rinde rings entfallen,
Die kahl steh'n, zwerghaft, krank, der Wurm in Allen;
Die Aeste hält ein weichselzöpfig Moos gebogen,
Mit Pilzen wie mit Bärten, ist der Stamm umzogen.
Den See umsitzend, einer Hexenschaar sie gleichen,
Die sich am Kessel wärmet, und sich kochet Leichen!

Und hinter diese Teiche strebt umsonst zu gehen
Nicht nur der Fuß, das Aug' auch, weiter noch zu sehen.
Dort Nebelwolken Alles bergend schon umgeben,
Die aus den weichen Sümpfen ewig sich erheben.
Doch hinter diesem Nebel, wie die Sage wähnet,
Nun eine schöne reiche Landschaft aus sich dehnet. —
Die große Hauptstadt aller Thier- und Pflanzenarten,
Wo sie den Baum- und Pflanzensaamen aufbewahrten
Von den Geschlechtern, die sich in der Welt zerstreuen;
Da, wie in Noah's Schiffe, alle Thiere seyen,
Zum wenigsten die Paare, die sich hier vermehren.
Ganz in der Mitte hätten ihren Hof, wir hören,
Des Waldes Kaiser, wie die Turus, Ur' und Bäre;
Die flinke Iltis auf den Bäumen nistend wäre,
Sowie der Vielfraß, als Minister, die da wachen.
Die unterge'b'nen adligen Vasallen machen
Der Eber, Wolf, das Elenthier, die weiter wohnen;
Und über ihren Köpfen Falk und Adler thronen,
Und von der Herrschaft Tisch als Hofschmarozer zehren.
Des Thierreichs Haupt- und Aelterpaare so verkehren
Im Kern des Waldes, und den fernen Boten schicken,
Indeß sie selbst hier weilen und sich still beglücken.
Die Altgeword'nen den Naturtod nur erleiden.
Sie haben einen Kirchhof, dem, wenn nah' dem Scheiden,
Sie ihr Gefieder, ihre Haare anvertrauen;
Der Bär, deß stumpfgeword'ne Zähne nicht mehr kauen,
Der Hirsch, wenn er gebeugt kaum rutschet auf den Füßen,
Ergraute Raben, Falken, denen zu sich schließen
Die Augen; Hasen, wenn ihr Aderublut erkaltet,
Der Adler, wenn der Schnabel krumm sich schon gestaltet,
Dem Hals sich naht, und nun auf immer ist geschlossen;
Sie birgt der Kirchhof. — Kleinwild auch, wenn angeschossen,
Erkrankt auch, eilet in der Heimath zu verenden; —
Weßhalb man, wo als Gäste hin sich Menschen wenden
Auch nie man noch gefunden todter Thiere Knochen!
Dort in der Thiere Hauptstadt, also wird gesprochen,
Mit guten Sitten alle Thiere sich regieren,
Weil Menschen nicht durch ihre Bildung sie verführen.
Nicht Eigenthum und Rechte, die oft Menschen trennen,
Nicht Zweikampf und nicht Kriegskunst diese Thiere kennen;
Den Vätern gleich im Paradies die Enkel leben,
Und wild und zahm der Eintracht sind, der Lieb' ergeben.
Nie beißet, nie mit Hörnern einer stößt den andern.
Ja, sollte unbewaffnet auch ein Mensch hier wandern,
Er könnte ruhig unter diese Bestien gehen;
Sie würden ihn mit dem erstaunten Auge sehen,
Mit dem an jenem ersten Schöpfungsmorgen
Die Väter, die in's Paradies ihr Nest geborgen,
Auf Adam sahen, ehe sie sich ihm entzweiten.
Zufälle nie zum Glücke her die Menschen leiten,
Denn Furcht und Tod und Mühe wehren hin zu schreiten.
Nun manchmal wohl verbuzte Hunde bei dem Jagen,

Wenn zwischen Sumpf und Jungholz sie und Moor sich wagen,
Und jene Schauer ihre Augen ganz verwunden,
Wie toll, und mit verwirrtem Blicke flieh'n, und Stunden
Noch lang, wenn sie des Herren Hand gestreichelt, müssen
Noch zittern, ihm, gefesselt ganz vor Angst, zu Füßen.
Des Urwalds Schlupfort, den die Menschen nimmer kennen,
In ihrer Sprache Jäger nun Mateczuik nennen. –

Eine große Bärenjagd macht den Schluß dieser Waldbilder. Wir kehren nach Hause zurück, wo die schöne Telimene eine Doppelheirath ausdenkt, nämlich zwischen sich und dem liebenswürdigen Thaddäus einerseits, und zwischen dem Grafen und der kleinen Sofia andrerseits. Diese leztere lernen wir nun als das unbekannte, vorher nur flüchtig erschienene Landmädchen näher kennen. Es ist eine arme, aber vornehme Senatorentochter, die hier auf dem Lande ziemlich wild bei Verwandten aufwächst, deren Schönheit und liebliche Unschuld alles entzückt, sowohl dem Thaddäus als dem Grafen den Kopf verrückt und, ohne es selbst zu wissen, der eifersüchtigen Telimene bittere Schmerzen bereitet. Sie wird jezt herausgepuzt, um dem Grafen mit Anstand vorgestellt zu werden. Telimene sucht ihrerseits den jungen Thaddäus zu bezaubern und läßt sich von ihm in einer sehr reizenden Attitude im Grase überraschen, es schlägt aber nicht an, und da sie nicht gemerkt hat, daß sie in der Nähe eines Ameisenhaufens niedergesessen ist, wird sie auf die lächerlichste Art von dem stillen Ort und ihren romantischen Hoffnungen vertrieben.

Dann eine wilde Gastmahlsscene. Die Köpfe erhitzen sich. Die Wuth des alten Gervasy bricht aus, und nur die Dazwischenkunft der lieblichen Sofia hindert Mord und Todschlag. Indeß betreibt Gervas die Rache für das alte Geschlecht der Hereschko, zu dem der Graf, gegen das neue Geschlecht Sopliz, zu dem Thaddäus gehört, und hezt die Dobrzyner auf zu einem Sajazd.

Ihr, Brüder, wollt mit Rußlands Imperator fechten,
Und scheut, in Krieg mit Sopliz heute zu gerathen,
Und scheut den Thurm? Ermuntre ich zu Räuberthaten?
Als ob ich nicht, was die Geseze uns erlauben, thäte?
Der Graf erhielt im Tribunal Gerichtsdecrete.
Wir exequiren diese, wie's die Alten führten,
Die Sprüche gab der Richter, Schlachtschitz exequirten;
Zumal die Dobrzyner.

Die geheimnißvollen Andeutungen des Bernhardinermönchs, einzelne Nachrichten aus der Ferne und endlich der große Komet von 1811 lenken die Gemüther von dem engen Schauplatz ab. Napoleon zieht nach Rußland. Junge Polen eilen zu seinen Fahnen. Auch Thaddäus will sich heimlich entfernen. Da hält ihn Telimene jammernd fest, aber er reißt sich los. Ihre Zärtlichkeit wechselt mit Ausbrüchen der Wuth. Schade nur, daß die Uebersetzung so unbegreiflich vernachläßigt ist. Die empörte Schöne sagt:

Dies wollt' ich, schrie sie, Drachenzunge nur entdecken,
Du Schlangenherz, deß willen Andre ich verschmähte!
Vergebens Graf, Assessor mich, der Rejent flehte. –
Du erst verführst, verlässest später eine Waise?
Ja bist ein Mann! ich kenne eure Schurkenweise etc.

Bevor Thaddäus noch fort ist, kommt der Sajazd, Gervasy und der Graf mit den Dobrzynern an. Die überraschten Soplizen werden gefangen, über Nacht aber hat ein heimlicher Verräther Russen herbeigeführt, und die berauschten Sieger werden im Schlaf überfallen und als Ruhestörer und Rebellen gebunden. Der russische Major, ein geborner Lithauer, erbietet sich, die ganze Sache zu vertuschen, wenn man ihm für jeden Kopf 1000 Rubel zahle. Sonst werde er die Gefangnen abführen. Nun sind, die sich eben erst auf's heftigste angefeindet, die Soplizen und Hereschkos mit ihrem Anhang, plötzlich wieder einig und gute Freunde, indem sie alle als Polen den Russen gegenüber stehen. Ehe aber das Geldgeschäft zu Stande kommt, erlaubt sich der Major, Telimenen zu küssen und Thaddäus gibt ihm dafür eine Ohrfeige, welche die Friedensunterhandlungen auf einmal wieder abbricht. Viele Polen laufen zusammen, übermannen die Russen und befreien ihre Kameraden. Der Major wird vom alten Gervasy pro bono publico, wie er sich auszudrücken pflegt, in einen Sumpf versenkt, theils damit er nichts verrathe, theils um ihn als Verräther an seinen Landsleuten zu bestrafen. Man fürchtet keine Gefahr mehr, da die Franzosen sich nähern.

Thaddäus soll nun zum Heer abgehen, aber zuvor verlobt er sich mit der reizenden Sofia, während der Graf sein Herz Telimenen zuwendet. Der alte Bernhardiner, dem Tode nahe, entdeckt, daß er des Thaddäus Vater, der verhaßte Sopliza sey, der einst die Hereschkos verderbt. Er beichtet seine Schuld und erzählt die Buße, die er sich auferlegt. Mörder aus Eifersucht, hat er das Verbrechen zu sühnen gesucht durch den treuesten Dienst für das Vaterland. Sopliza liebte Hereschkos Tochter, konnte sie nicht erhalten und erschoß den Vater. Sie heirathete nachher einen Andern und Sofia ist ihre Tochter. Auch Sopliza heirathete eine Andere und Thaddäus ist sein Sohn. Indem die jungen Leute sich lieben und verloben, sühnen sie vollends der Väter Haß. Nur der alte Diener Gervasy bleibt unerbittlich.

Bei Gott, Gervas sprach, gerne streckte ich Dich nieder!
Wie vieles Blut dem einz'gen Schusse ist entflossen!
Wie viele Leiden über uns hat er ergossen!
Sie alle uns durch deine Schuld, Herr Jazek, trafen!
Und doch, als heut die Russen zielten auf den Grafen,

Hereschko's letzten (obwohl nur von Weiberseite),
Hast Du gedeckt ihn; warfest mich zu Boden heute,
Als mich der Lauf bedrohte, rettetest uns Beide.
Bist wirklich Mönch und Priester Du, vor jedem Leide
Und vor dem Federmesser Dein Gewand Dich wahret.
Leb' wohl! Auf eurer Schwelle nie mich mehr gewahret.
Denn wir sind quitt! — Das Uebrige sey Gott vertrauet!
Die Hand ihm Jazek reichet. — Doch vor ihr ihm grauet.
Ich kann nicht, sprach er, meinen Adel müßt' ich schänden,
Wenn ich mich je befaßte mit den blut'gen Händen,
Die einen Mord vollbrachten, nur aus schnöder Sache,
Und nicht pro bono publico, die gute Sache!

Der Mönch ist todt. Die Liebenden sind getrennt. Der große Krieg hat begonnen. Napoleon zieht durch die alten Wälder von Lithauen.

Der Bauer schleppte seinen Pflug in's Feld. Nicht Lieder,
Die doch gewöhnlich grüßen langen Winters Ende,
Er freudig trällert'; träge schufen seine Hände,
Als ob er nicht zu säen und zu ernten meine.
Die Ochsen hält bei jedem Schritte er, hält die Leine
Der Egge, und nach Abend hin die Augen sehen,
Besorgt, als müßt' ein seltsam Wunder dort geschehen,
Wie Schreck er die zurückgekehrten Vögel schauet,
Und wie auf heim'scher Weide schon der Storch gebauet,
Die weißen Flügel, frühen Frühlingswimpeln gleichend,
Entfaltend. Dort, in lärmenden Schwadronen streichend,
Die Schwalben kommen, an den Ufern sich versammeln,
Und auf dem Eisfeld, ihre Häuschen zu verrammeln.
Nach Kothe suchen. Abends, im Gesträuch, dem düstern,
Hört man die reihenweise zieh'nden Schnepfen flüstern,
Und über'm Walde schwirren wilder Gänse Schaaren,
Die bald, ermüdet, rauschend zu uns nieder fahren,
Ihr Mahl zu halten. Tief im Himmelsdunkel stöhnen
Die Kraniche beständig. Hörend dieses Tönen,
Erschrocken sich die Abendwächter rings befragen,
Was so viel Lärm in aller Vögel Reich zu sagen,
Und welche Stürme also früh sie zu uns jagen? —
Sieh, neue Schwärme! Finken, Lerchen sollt' man meinen
Und Staare! Federbüsche, helle Flammen, scheinen
Von Hügeln wieder, nieder in die Ebne steigend.
O Reiter! Fremde Kleider, fremde Waffen zeigend! —
Sieh! Schaar auf Schaar! geschmolznem Schnee gleich laufen
Hin auf den großen Straßen Eisenpanzerhaufen.
Vom Wald her Mützen, Bayonnetee blitzend zücken;
Wie Ameisen, dort Fußvolks Schaaren zu uns rücken.
Und alle ziehn nach Norden. Fast man sagen möchte,
Die Vögelschaar ein ganzes Volk in's Land uns brächte,
Das unbegreifliche Naturgewalt so jage.
Kanonen, Pferde, Menschen, Adler, Nachts, bei Tage,
So strömen; oft am Horizonte Feuer rollen,
Der Boden zittert; ferne Donner manchmal grollen.
Krieg! Krieg! In Litwa war kein Winkel zu entdecken,
Wohin sein Lärm nicht drang; in dunklen, wüsten Flecken
Der Bauer, dessen Ahn, deß Vater ward begraben,
Ohn' jemals aus dem Wald den Fuß gesezt zu haben,
Und dessen Ohr nie andre Himmelsschreie füllten,
Als die des Sturms, und ird'sche nur wenn Thiere brüllten,
Der andern Gast als seinen Waldnachbar nie kannte,
Sah jezt, wie wunderbarer Schein am Himmel brannte,
Ein Lärm dort in der Oede! — Ab vom Schlachtfeld irrend,
Sucht die Kanonenkugel einen Weg sich, schwirrend,
Im Wald, entwurzelt Bäume, Zweige rings zerknicket.
Der Ur mit mächt'gem Barte in dem Moos erschricket;
Es sträuben sich der langen Mähne Haaresspitzen;
Er hebt sich halb, auf's Vorderbein mag er sich stützen;
Drauf seinen Bart er schüttelt, und verwundert blicket
Ein Feuer, welches plötzlich auf im Dickicht zücket.
'S ist eine Bombe, die verirrt und wirbelnd pfeifet,
Uns donnernd springt. Zum ersten Mal ihn Schreck ergreifet;
Es flieht der Ur, in's Dickicht weit hinein er streifet!

Dann werden wir in ein Dorf versezt. Die Landleute sehn zum ersten Mal wieder Polen in ihrer alten Uniform von Dombrowskis Schaaren.

Schon sind Soldaten, Officiere auch, zu schauen,
Die man umringt, besiehet; kaum dem Aug' sie trauen,
Daß hier in Uniformen Polen zu begaffen,
Und polnisch redend, freie Leute und in Waffen!
Die Meß' beginnt. Der kleine Tempel kann nicht fassen
Die Bauern. Auf die Kniee sie sich niederlassen
Im Gras, nach der Kapellthür blickend; und sie ziehen
Den Hut. Blond ist der Litwer oder weiß. Drum glühen
Wie Goldstrahl sie, wie reifes Kornfeld. Manchmal blicket,
Wohl einer Jungfrau reizend Haupt empor; geschmücket
Mit frischen Blumen oder Pfauenfedern, sehen
Sie in der Bänder, ihrer Zöpfe Zierden, Wehen,
Und mitten in den Männerköpfen, gleich den blauen
Und rothen Blümchen in dem Korn. Dies buntgescheckte,
Auf Knieen da gelegene Volk das Feld bedeckte;
Beim Glockenschall, beim Windeshauch die Häupter drücken
Sie dann herab, wie Aehren auf dem Halm sich bücken.

Dombrowsky selbst erscheint und erkennt Gervasy als alten Waffenbruder wieder. Der Graf hat ein ganzes Regiment gestellt. Er und Telimene, Thaddäus und Sosia, von Volk und Kriegern umringt, feiern das Abschiedsfest und Liebe und Patriotismus winden ihnen den Doppelkranz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 70. Freitag, 8. Juli 1836.

Werke über Rußland und Polen.

Thaddäus Kosciuszko, nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert von Karl Falkenstein, k. sächs. Bibliothekar zu Dresden. Leipzig, Brockhaus, 1834. Zweite umgearbeitete, mit dem Bildniß und Facsimile Kosciuszkos so wie mit neuen Aktenstücken vermehrte Auflage.

Der Herausgeber ist in Solothurn geboren und hat daselbst in seiner Jugend Gelegenheit gehabt, Kosciuszko genau kennen zu lernen. Später kam er nach Dresden, wo er durch den Umgang mit Polen und durch eine sehr specielle Kenntniß der die Zeit Kosciuszkos betreffenden Geschichtsquellen sich zu dem Beruf, das Leben dieses Helden zu schreiben, noch mehr befähigte. Sein Werk ist in der That sehr befriedigend, sehr lesenswerth.

Hier nur eine kurze Skizze. Kosciuszko ist 1746 geboren, von einem edeln, doch nicht sehr begüterten Geschlecht. Er kam frühzeitig in das Cadettenhaus nach Warschau und zeichnete sich durch mathematische Studien so aus, daß er in die Zahl der besten Schüler aufgenommen wurde, die auf Staatskosten zu ihrer weitern Ausbildung nach Paris reisen durften. Nach seiner Rückkehr widmete er sich fortwährend den militärischen Studien und war wenig gesellig, bis ihn die heftigste Liebe zu der Tochter des Marschalls von Lithauen, Joseph Sosnowski, ergriff. Allein die schwachen Aeltern, geblendet von dem hochfahrenden Stolze ihrer Ahnen, bis zur Entrüstung dahingerissen von dem eitlen Wahne, daß die Verbindung ihrer Tochter mit einem Officier von so untergeordnetem Range den alten Glanz ihres Hauses verdunkeln würde, untersagten dem liebeglühenden Kosciuszko jede ferne Annäherung. Kosciuszko, in seinem innern Schmerz bis zur Verzweiflung gebracht, faßt den Entschluß, seine Geliebte zu entführen. Sie selbst willigt ein. Alles ist vorbereitet. Der glücklichste Erfolg scheint Beider Hoffnungen zu krönen. Schon sind sie unter dem Schleier einer dunkeln Nacht einige tausend Schritte vom Schlosse entfernt, sie stürzen sich wonnetrunken in die Arme, die heißeste Umarmung gibt ihnen Ersatz für die überstandene Angst, und ein neuer Stern der Hoffnung geht hellleuchtend über ihrem Leben auf, — als ein plötzliches Geräusch die Liebenden aus ihrem Taumel aufschreckt, und abgeschickte Männer des Marschalls vor ihnen stehen und Beide gefangen nehmen wollen. Allein, Kosciuszko, an sich nicht denkend, und nur das Aeußerste für seine Geliebte fürchtend, zieht den Degen. Ein blutiges Gefecht entsteht, das sich nicht eher endigt, als bis er, schwer verwundet und erschöpft, zu Boden sinkt. Als er sich wieder erhebt, findet er nichts

als das weiße Taschentuch seiner Geliebten. Dieses Kleinod trug er in allen Schlachten in seinem Busen mit herum und nur der Tod konnte ihn davon trennen. In Polen war seines Bleibens nicht. Er gab augenblicklich seine Entlassung ein und ging mit sehr geringen Mitteln in die weite Welt.

Da wo man für die Freiheit kämpfte, glaubte er seinen Beruf zu finden. In Nordamerika ans Land gestiegen, trat er vor Washington. „Was wollt Ihr hier machen?“ fragte ihn dieser Feldherr, der stets in lakonischer Kürze sprach. „Ich komme, als Freiwilliger für die Unabhängigkeit Amerikas mitzukämpfen,“ war die ebenso kurze als unerschrockene Antwort. „Was seyd Ihr im Stande zu verrichten?“ fragte Jener weiter, und Kosciuszko erwiderte mit der ihm eigenthümlichen edlen Einfachheit nichts als die Worte: „Stellt mich auf die Probe!“ — Dieses geschah, und man hatte bald Gelegenheit, seine Talente, Kenntnisse und Tapferkeit, vor Allem aber seinen großen Charakter kennen zu lernen. Er ward in kurzer Zeit zum Officier befördert und zeichnete sich in diesem Amte vortheilhaft aus. In diesem Kriege lernte er Lafayette kennen, nach der Schlacht bei Savannah. „Wer hat die erste Compagnie angeführt?“ fragte am Abende dieses merkwürdigen Tages (es war der 30. September) Lafayette seinen Waffengefährten. „Es ist ein junger Pole, von edler Herkunft, aber arm, er heißt, wenn ich nicht irre — Kosciuszko!“ war die Antwort. Bei diesem fremdartigen Namen, den er kaum aussprechen konnte, wurde der französische Held von einem so innigen Wunsche erfüllt, den wackern Mann persönlich kennen zu lernen, daß er sein Pferd satteln ließ und in das eine halbe Stunde weit entlegene Dorf ritt, wo die Freiwilligen die Nacht zubrachten. Wer beschriebe die Freude des Einen und die Ueberraschung des Andern, als der General, in das Zelt eintretend, den Hauptmann, noch über und über mit Blut und Staub und Schweiß bedeckt, an einem Tische sitzend fand, den Kopf auf den Arm gestützt, eine Landkarte vor sich ausgebreitet, und Dinte und Feder zur Seite. Ein herzlicher Händedruck gab dem bescheidenen Helden die Zufriedenheit seines Vorgesetzten und den Zweck des zur ungewöhnlichen Stunde vorgefallenen Besuches zu erkennen. Mit diesem Moment war ein schönes Band gegenseitiger Achtung und Freundschaft um Beider Herzen geschlungen; und obwohl Kosciuszko's Schicksal es fernerhin auf Amerikas Boden nie mehr gestattete, mit dem vortrefflichen Lafayette auf längere Zeit zusammenzukommen, war doch der Seelenbund geschlossen, und eine fleißige Correspondenz war der schwache Ersatz für den Mangel mündlicher Mittheilung. Washington erfuhr diesen Vorfall durch den Marquis selbst, und sein Auge war von nun an mit Vorliebe auf die Freiwilligen und deren Hauptmann gerichtet. Und da konnte es denn nicht fehlen, daß sein scharfsehender Feldherrnblick nicht öfters Gelegenheit hatte, des jungen Polen außerordentliche Gewandtheit in allen Unternehmungen, seine persönliche Tapferkeit im Gewühle der Schlacht, seine rasche Besonnenheit im Angriff und die ruhige Geistesgegenwart im Rückzuge, wie die männliche Standhaftigkeit im Erdulden des Ungemachs und die bis auf die kleinsten Details sich erstreckende Genauigkeit in Ausführung erhaltener Befehle zu bewundern. Kosciuszko zeichnete sich vorzüglich bei der Besetzung von Rhode-Island und bei der Belagerung von Newyork aus und bestätigte die von Washington und dem Marquis Lafayette vorgefaßte Meinung auf das ehrenvollste. Im Jahr 1789 wurde er General und der Vertrauteste im Rathe Washingtons.

Nach Beendigung des Krieges kehrte er in sein Vaterland zurück, um es bald darauf gegen die Russen zu vertheidigen. Rußland spannte das Netz aus, der große Schlag war vorbereitet, Polen sollte aus der Reihe der Staaten gestrichen werden. Kosciuszko, der den ganzen Lauf der Dinge mit ruhiger Beobachtung verfolgt hatte, fand nun erst, daß der wahre Augenblick der Noth gekommen sey. Darum ist nichts vermögend, ihn zurückzuhalten, er eilt nach Krakau und zieht, an der Spitze einiger wenigen Freunde, in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1794 in der alten Königsstadt ein. Das Volk strömte herbei. Unzählige Fackeln wurden angezündet und die Nacht in Tag verwandelt. Wie überschwemmt waren die Straßen. Selbst Damen eilten herbei und wollten den großen Feldherrn sehen, der, in der Mitte der ausgezeichnetsten Männer der Nation, in seinem einfachen und bestäubten Reiseanzuge auf das Rathhaus ging, von wo er den Befehl erließ, alle Thore zu schließen, und alle Waffen, die nur aufzutreiben wären, herbeizuschaffen. Während dem dieses geschah, rief das versammelte Volk unaufhörlich: „Es lebe Kosciuszko, der Retter des Vaterlandes, es lebe Polen!“ und der Senat erklärte ihn feierlichst zum Oberbefehlshaber aller polnischen Truppen. Unumschränkte Dictatorsmacht wurde durch eine Acte (die Insurrections-Acte der Bürger und Einwohner der Woiwodschaft Krakau), welche von der Stadt Krakau den 24. März unterschrieben worden, in die Hände dieses Mannes niedergelegt.

Was er that, kennt die Welt. Wir enthalten uns, hier die Kriegsgeschichte zu wiederholen. Kosciuszko hatte nur Bauern, die er mit Sensen bewaffnete, gegen die ganze Macht Rußlands und Preußens. Er unterlag wie ein Held, nach der kühnsten Gegenwehr. Der Kosak, der ihn schwerverwundet gefangen nahm, erzählt Folgendes:

„Ich sah einen zu Pferde ins Gesträuch fliehen. Dies brachte mich auf den Gedanken, es müsse wohl einer ihrer commandirenden Officiere seyn, wiewohl derselbe nicht in Uniform war und ein schlechtes Pferd ritt. (Kosciuszko hatte nämlich damals einen weißen krakanischen Bauernrock, mit schwarzen Schnüren besezt, eine violett seidene Weste und runden Hut getragen, und nachdem ihm zwei Pferde erschossen waren, ritt er zulezt das schlechte Pferd eines gemeinen Cavaleristen.) Ich sezte ihm nach und rief ihm zu, er solle halten und Pardon nehmen. Da er aber hierauf nicht hörte und ich ihm unterdessen näher gekommen war, stach ich nach ihm, schrammte ihn aber, da er sich bog, nur ein wenig in der linken Seite. Ich stach sogleich nach, konnte ihn aber nicht gut erreichen und versezte deßhalb dem Pferde einen so heftigen Stich in die Seite, daß es vor Schmerz einen Bogensatz machte und bis an den Hals in den Sumpf stürzte. Auch Kosciuszko stürzte über den Hals seines Pferdes hinweg und mit der rechten Hand, worin er den Säbel hielt, tief bis an die Schulter in den Sumpf! Jezt wollte ich ihm eben den Rest geben, als mir ein schwerblessirter Kosak, der nicht weitab lag, zurief: „Stich ihn nicht todt! Es ist Koscinszko." Schnell zog ich meine Picke, die schon etwas in Kosciuszko's Rücken eingedrungen war, wieder zurück. Aber in diesem Augenblicke versank auch mein eigenes Pferd im Sumpfe. Ich ließ es stecken, eilte auf meinen Gefangenen zu, und nahm ihm die Sachen, welche ich hier übergeben habe, ab. Da kam der Lieutenant Postuchowski mit seinem Commando am Rande des Gebüsches herunter geritten und mein Pferd, da es Kameraden sah, arbeitete sich heraus und wollte folgen. Aus Besorgniß mein Pferd zu verlieren, ließ ich Kosciuszko fahren und eilte nun erst nach meinem Pferde. Der aber benuzte das, raffte sich auf und wollte zu Fuß davon. Dies sah jedoch der Lieutenant Postuchowski und rief mir zu, ich solle doch den niederstechen der davon liefe. Ich antwortete: „der wird nicht mehr davon laufen!" Da aber Kosciuszko unterdessen nicht still stand, ritt der Lieutenant heran und hieb ihn so in den Kopf, daß er gleich, ohne einen Laut von sich zu geben, niederstürzte. Ich rief dem Lieutenant zu, warum er den Mann noch blessirt hätte, es wäre ja Kosciuszko, band sodann mein Pferd an, eilte Kosciuszko zu Hülfe, goß allen Branntwein, den ich bei mir hatte, in die Wunde, ließ ihn dann liegen, rief noch einen Kosaken herbei, der flugs noch zwei heranholte, und da haben wir denn diese Trage gemacht und den Kosciuszko hierher geschafft, so gut es gehen wollte."

Die Wunden, besonders die am Kopf, waren sehr schmerzhaft. Noch schmerzhafter aber war ihm die Gefangenschaft und die Nachricht von Polens Vernichtung. Doch in edler Ruhe folgte er dem russischen Staabs-Officier, der ihn mit 300 Mann zu Pferd zuerst nach Kijow in das Hauptquartier des Generals Rumjänzoff, und später über Moskau nach Petersburg begleitete, wo Katharina II., welche doch öfters Beweise von Großmuth gegeben hatte, in ihrem heftigen Zorne befahl, den gefährlichen Obergeneral auf das Fort Petro-Pawlosk in den festesten Verwahrsam zu bringen. Hier beschäftigte er sich meist mit Lesen oder Zeichnen und, wenn es seine Wunden gestatteten, mit Verfertigung allerlei Geräthschaften und Kunstgegenstände an der Drechselbank. Die Fürstin Czartorysk̃a bewahrt noch jezt auf ihrem malerischen Landsitze zu Pulawy, nebst vielen polnischen Alterthümern und Merkwürdigkeiten, in einem geschmackvoll aufgeführten Gebäude, Tempel der Sibylla genannt, eine schöne Vase aus Elfenbein, welche der Held in seinem Gefängnisse gefertigt hat, und die, nach dem Urtheile der Kenner, so geschmackvoll gearbeitet seyn soll, daß sie den Arbeiten der geschicktesten Künstler nicht nachstehe. Hier würde er wahrscheinlich sein edles thatenreiches Leben, das durch die erlittenen Mühen höchst angegriffen und durch seine Wunden geschwächt war, zwischen den feuchten Mauern eines Kerkers geendet, oder die Zahl jener unglücklichen Polen vermehrt haben, welche die Rachsucht nach Sibirien in die Bergwerke verurtheilte, wenn nicht der Tod der Kaiserin (im December 1796) den Groll gelöst und sein Schicksal verändert hätte. — Paul I. stieg auf den Thron von Rußland. Dieser Fürst, obgleich Milde und Unbefangenheit nicht zu den Hauptzügen seines Charakters gehörten, bezeichnete den Antritt seiner Regierung mit einer Handlung, welche seinem Herzen wie seinem Geiste immer Ehre machen wird. Er ging in eigner Person, von Niemanden, als von seinen zwei ältesten Söhnen, den Großfürsten Alexander und Konstantin, begleitet, in das Schloß, wo die Staatsgefangenen waren, und brachte dem polnischen Phocion, nebst dessen Befreiung, die Huldigung seiner Tugenden mit den Worten dar: „Je vous remets votre épée, mon général, en vous demandant votre parole de ne jamais vous en servir contre les Russes." Darauf erkundigte sich der Kaiser, wohin er sich, wenn er Petersburg werde verlassen haben, begeben würde? „J'irai en Amérique," antwortete Kosciuszko mit fester, erhobener Stimme, „j'y retrouverai mes compagnons d'armes et les traces de glorieux souvenirs."

Er ging zu Schiffe nach England, von wo aus er dem Kaiser die Geschenke zurücksandte, die er von demselben erhalten hatte. In England erwies man ihm, obgleich er lange mit den Insurgenten in Amerika gegen die brittische Fahnen gekämpft, die größte Aufmerksamkeit. Er weilte aber nicht lange, sondern eilte nach Nordamerika in die Arme seiner alten Freunde und

Waffenbrüder. Der Congreß empfing ihn mit hohen Ehren und sicherte durch eine Dotation seine Zukunft. Als die Vereinigten Staaten 1798 einen Gesandten nach Frankreich zu schicken hatten, um verschiedene Differenzen mit dieser Macht auszugleichen, wählten sie dazu Kosciuszko. Dieser verließ die Staaten, um nicht mehr wieder zu kommen, und stiftete vorher noch eine Schule für arme Negerkinder.

In Paris feierte er einen seltnen Triumph. Alles drängte sich zu dem Helden zweier Welten. Als der erste Sturm sich gelegt hatte, widmete sich Kosciuszko vorzüglich der Freundschaft edler Männer, unter denen Lafayette und For allen andern voranstehen. Besonders gern weilte er im Familienkreise des damaligen Schweizergesandten Joseph Zeltner aus Solothurn. Wir wählen eine Anekdote aus jener Zeit heraus: „Außer der Familie Zeltner sah er am häufigsten die geistreiche Generalin Fiszer, die Wittwe seines ehemaligen Adjutanten, mit der er sich in seiner Muttersprache oft und gern von Polen unterhielt. Später war er fast alle Abende auf eine Tasse Thee ihr Gast, und alle in Paris anwesende Polen reiheten sich alsdann um ihren großen Feldherrn herum. Wer Kosciuszko zu sehen, und zu kennen verlangte, ließ sich bei Madame Fiszer vorstellen. Als er eines Abends bei derselben eintrat, kam sie ihm mit der Nachricht entgegen, er werde sehr bald eine äußerst interessante Frau zu bewundern Gelegenheit haben, die nichts sehnlicher wünsche, als ihn kennen zu lernen. „A la bonne heure, wenn es nur keine gelehrte Frau ist,“ fällt Kosciuszko in das Wort, „denn ich habe eine unwillkürliche Abneigung gegen gelehrte Weiber.“ — „Allerdings ist es eine Gelehrte, und zwar die erste, welche Frankreichs literarische Welt kennt — Madame de Staël-Holstein.“ Bei diesen Worten griff Kosciuszko nach seinem Hute, und verließ, mit ein paar verbindlichen Worten sich empfehlend, in großer Eile das Haus. Frau von Fiszer hatte Offenheit genug, als die auf den Abend sich freuende Frau von Staël erschien, ihr unter Scherzen den ganzen Hergang der Sache zu erzählen. Obgleich Leztere, deren Haupttugend nach dem Zeugniß Aller, die sie persönlich kannten, Bescheidenheit nicht war, anfangs etwas betroffen darüber zu seyn schien, lag es doch nicht in ihrem Charakter, einen gefaßten Plan bei dem ersten Mißlingen aufzugeben. Sie lud sich daher selbst wieder auf den Abend des kommenden Tages ein, und bat die Wirthin des Hauses dringend, dem General nichts davon wissen zu lassen. „Der Sonderling will vielleicht gern überrascht seyn,“ sezte sie hinzu und zog sich bald darauf zurück. Des andern Tages mochte Kosciuszko etwa seit einer halben Stunde seinen gewöhnlichen Besuch abgestattet haben, und befand sich gerade mit einigen seiner Landsleute im Gesellschaftszimmer, als Frau von Staël unangemeldet eintrat. Nach den bei der Präsentation üblichen Höflichkeitsformeln ging sie mit der ihr angebornen Lebhaftigkeit auf Kosciuszko zu, sagte ihm eine Menge Schmeichelhaftes, und endigte mit den Worten: „Mon général, racontez-moi votre histoire, racontez-nous les principaux événements de la révolution de Pologne! Ohne im Geringsten außer Fassung zu kommen, gab er die lakonische Antwort: „Madame, je l'ai faite, mais je ne sais pas la raconter.“ Gleichwohl wird in jeder andern Beziehung die gesellige Liebenswürdigkeit und feine Galanterie des polnischen Helden gerühmt.

Daß er standhaft alle Aufforderungen, ein Scherge des Napoleonischen Despotismus zu werden, abwies, braucht kaum gesagt zu werden. Er erzürnte sich sogar heftig über den Mißbrauch, den man von seinem Namen machte, als es Napoleon beliebte, nicht die Polen zu befreien, sondern nur sie gegen Rußland als „Futter für Pulver“ zu gebrauchen. Als Napoleon geschlagen wurde und die Alliirten in Frankreich einzogen, hörte Kosciuszko, daß ein polnisches Bataillon das Landvolk plündere. Sogleich sezte er sich zu Pferde und sprengte unter sie. „Halt, Soldaten! Als ich noch brave Krieger aus Polen anführte, war kein Gedanke an Plünderung; auch würde ich schwer meine Untergebenen bestraft haben, die es gewagt hätten, meine Befehle hintansetzend, solcher Unordnung sich preiszugeben. „Mehr aber,“ sagte er zu den Officieren gewendet, „würden die Führer getadelt worden seyn, die durch das Beispiel eines so unwürdigen Betragens oder durch Sorglosigkeit dem gemeinen Manne Veranlassung gegeben hätten!“ „Und wer bist Du denn, der Du Dich berechtigt glaubst, so zu uns zu reden?“ ertönte die Antwort von allen Seiten. „Ich bin Kosciuszko?“ — Bei diesem Namen schleudern Officiere und Soldaten die Waffen weg, werfen sich vor dem Naczelnik, nach der Sitte des Landes, nieder; die Vordersten ergreifen mit der rechten Hand sein Knie, und entblößten mit der linken ihr Haupt, Staub zum Zeichen der Reue auf dasselbe streuend, und bitten um Verzeihung. Damals kam Kosciuszko auch mit dem Kaiser Alexander zusammen. Nicht wie einen bloßen General, viel weniger wie einen ehemaligen Feind und Gefangenen empfing ihn der Kaiser; wie man einem Freunde entgegenzugehen pflegt, trat er bis auf die Treppe seines Palastes und bewillkommte ihn mit einer Umarmung.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 71. Montag, 11. Juli 1836.

Werke über Rußland und Polen.

Thaddäus Kosciuszko, nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert von Karl Falkenstein, k. sächs. Bibliothekar zu Dresden. Leipzig, Brockhaus, 1834. Zweite umgearbeitete, mit dem Bildniß und Facsimile Kosciuszkos so wie mit neuen Aktenstücken vermehrte Auflage.

(Schluß.)

Durch diese große Güte und Herablassung aufgemuntert, sprach Kosciuszko lange und mit immer steigender Wärme von seinem Vaterlande. Als jedoch der Kaiser Alexander nach vielen gewiß damals auch aufrichtigen Lobeserhebungen den alten Oberfeldherrn Polens über das künftige Glück seiner Mitbürger um Rath fragte, näherte sich dieser einer auf dem Tische ausgebreitet daliegenden Karte von Polen und wies dem Kaiser, den Finger auf den Dnieper und die Dzwina, die ehemalige Grenze zwischen Rußland und dem polnischen Reiche, die vorzüglichsten Punkte, welche er hinlänglich gegen jeden Einfall von dieser Seite geschützt wissen wollte. „Il indiqua à l'Empereur, les principaux points qu'il desirerait être suffisamment fortifiés contre tout envahissement de ce côté. Nach dieser Unterredung machte der Großfürst Constantin in den Salons zu Paris bekannt, der kindisch gewordene Greis („Le vieillard décrépit“) hätte nun vollends den Verstand verloren.

Kosciuszkos wärmster Wunsch war nächst der Integrität Polens, daß daselbst ein bürgerlicher Mittelstand gegründet werde.

Nach der Restauration wollte er nicht länger in Paris bleiben, sondern folgte seinem Freunde Zeltner nach Solothurn, und brachte den Rest seines Lebens bei ihm zu, im heitern Familienkreise und als ein Wohlthäter aller Armen weit und breit. Oft ritt er Stundenweit beim rauhesten Wetter zu den Hütten der Kranken und Hülfsbedürftigen, um sie, selber unerkannt, mit Trost und Labung zu überraschen. Oft besuchten ihn reisende Polen. Die Nation schenkte ihm Sobieskis Säbel als Ehrengeschenk. Am 15. Oktober 1817 starb er im Hause seines Freundes. Die Polen baten, seine Gebeine nach Krakau bringen zu dürfen, und Kaiser Alexander bewilligte es. Der Herausgeber hat die Feierlichkeiten der Beisetzung und der Todtenfeier, die dem Helden auch anderwärts gehalten wurden, ausführlich beschrieben, sogar einen Auszug aus dem Liederspiel Holteis „der alte Feldherr“ mitgetheilt. Rührender als diese Festlichkeiten ist, was Sydow in seiner Reise durch die Karpathen geschrieben hat und was wohl verdient hätte, in das Werk des Herrn Falkenstein aufgenommen

zu werden. Der Reisende ließ sich den Sarg Kosciuszko's zeigen (im Jahe 1827). „Es war Wochenmarkt in Krakau, daher befanden sich viele Landleute im Dom, als ich die Gruft öffnen ließ. Männer und Weiber benuzten diese Gelegenheit, und stiegen mit hinunter. Alle seufzten beim Anblick der Särge laut auf, und ihre bebenden Lippen schienen zu verrathen, daß sie für diese verstorbenen Freunde des Vaterlandes beteten. Keinem waren ihre Thaten unbekannt. Eine feierliche Stille herrschte in der von einigen Wachskerzen erleuchteten Gruft; nur zuweilen wurde sie von leisem Geflüstee dieser großen Namen und den tiefen Seufzern unterbrochen; vor allen aber hörte man den Namen Naczelnik Kosciuszko. So mancher der ältern Männer mochte noch unter ihm gefochten haben. Einige traten näher an die Särge heran, und legten leise ihre Rechte darauf, gleichsam als ob sie dadurch mit den Abgeschiedenen in nähere Verbindung treten wollten. Auf allen Gesichtern lag der Ausdruck des tiefsten Schmerzes, in den Augen vieler standen Thränen, und kein Kind kann an dem Sarge der Eltern bewegter seyn, als einfache Landleute in der Gruft dieser großen Männer. Als ich ging, und das Gewölbe wieder geschlossen werden sollten, war es nicht zu verkennen, daß es ihnen Anstrengung kostete, sich von den theuren Ueberresten loszureißen."

Alterthumskunde.

8) Herodot und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients, von Dr. C. L. Blum, Collegial-Rath und Professor an der Universität zu Dorpat. Heidelberg, C. F. Winter, 1836. XXIII und 321 Seiten 8.

Hat die Geschichte der Menschheit als zusammenhängendes Ganze in Jemanden Theilnahme erweckt, so daß er nicht bloß an dem Neuen klebt, sondern sich gern in die frühesten Zustände der Völker versenkt, um aus ihnen sogar Erscheinungen der Gegenwart begreifen zu lernen, so muß für ihn bald alles Werth gewinnen, was ihm eben das Alterthum näher rückt. Im Alterthume behauptet aber Vorderasien eine Hauptrolle, worauf noch heut zu Tage die bedeutendsten Erinnerungen und die tiefsten religiösen Ansichten uns hinweisen. Was von den Denkmalen der Kultur dortiger Völker erhalten ist, schenkt uns die beste Einsicht in den Gang höherer Entwicklung. Gleichwohl sind jene Denkmale so bruchstückweise vereinzelt, daß aus ihnen eine fortlaufende Geschichte selbst der berühmtesten Völker zu ermitteln unmöglich ist. Man sollte glauben, es möchte, ungeachtet der zahllosen Wechsel, von denen die Völker Vorderasiens betroffen worden sind, das den Asiaten eigenthümliche Festhalten an dem Alterthümlichen, zumal auch an Sagen, gar manche Erinnerung an frühere Zustände und Begebenheiten sich erhalten haben. Und allerdings dürften nicht wenige wichtige Notizen über das Alterthum aus Firdusi's Schah-Nameh zu ziehen seyn, so wie aus gar mancher, bis dahin noch unbekannten Schrift, die aus der alten Parsenlitteratur gerettet ist, oder aus den erhaltenen Keilschriften, wenn ihre Enträthselung vollständig gelingen sollte. Aber ein einigermaßen einträglicher Zusammenhang für die frühere Geschichte jenes Theiles der alten Welt kann allein aus den Schriftstellern des griechischen Alterthums, zunächst aus Herodot und Ktesias gewonnen werden. Vergleicht man die griechischen Geschichtschreiber nicht mit den neuern, die indeß vor ihnen nur ein umfassenderes Zusammenwirken von Forschern voraushaben, sondern mit ihren Zeitgenossen, die beinahe insgesammt in der Geschichtschreibung Kinder geblieben sind, so steigert sich die Achtung vor ihren Leistungen zur Bewunderung. Besonders thut dem Denker, im Gegensatze gegen die andern alten Völker, die Unparteilichkeit, ja man möchte sagen, die Theilnahme wohl, mit der die Griechen selbst mehrhundertjährige Feinde in ihren Geschichten behandelten. Es offenbart sich darin eine Größe der Gesinnung, die den Griechen eigenthümlich war. Auf der Höhe dieses Standpunktes leuchtet vor allen Herodot hervor, der seine unbefangenen Forschungen besonders auch der Ostwelt zuwendete. Die Schriften seines jüngern Zeitgenossen, der gleichfalls die Ostwelt zum Gegenstande seiner Forschung gemacht hat, und sich veranlaßt gefunden hat, Mehreres an Herodots Werk ausdrücklich zu tadeln, Vieles stillschweigend zu widerlegen, sind leider nicht gerettet. Wir besitzen Auszüge aus des Ktesias wichtigsten Werken und Bruchstücke davon an vielen Stellen zerstreut, aus denen es möglich wird, vom Ganzen uns eine vollständige Vorstellung zu bilden.

Es freut uns, daß Herr Prof. Blum sich der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, die Stellung, welche beide große Geschichtschreiber zum Oriente einnehmen, und die Geschichte des Morgenlandes selbst zum Theile zu untersuchen. Sein Werk besteht aus zwei Büchern. Im ersten spricht er nach Vorausschickung einer sehr schön geschriebenen Einleitung von Griechenlands frühesten Historikern, geht dann auf Herodot und Ktesias über, verbreitet sich über die Glaubwürdigkeit und die Quellen, aus denen der leztere schöpfte, und theilt endlich sehr schätzbare Bemerkungen über Mar-Ibas Katina und Moses von Chorene mit. Daß die meisten Geschichtschreiber sich an Ktesias oder Herodot hielten, ohne an eine Ausgleichung der widersprechenden Angaben zu denken, daß man den

Moses von Chorene ganz vergaß, liegt am Tage. Eine Vergleichung war sehr nöthig.

Nach der Ansicht der Alten selbst beginnt die Reihe der eigentlichen Geschichtschreiber der Griechen mit Herodot, an den sich, außer Thukydides, der hier nicht in Betracht kommen kann, unmittelbar Xenophon und Ktesias anschließen. Es ist kaum begreiflich, wie man das sonst schöne Werk des Xenophon, wie meinen seine Cyropädie, für ein geschichtliches ansehen mochte. Offenbar ist dieselbe nichts anders, als die geschichtliche Einkleidung Sokratischer Wahrheiten, durchaus eben so dem Inhalte nach, nur in einer andern Form, wie die Platonischen Gespräche. Die Sokratische Weise drängt sich überall, nicht selten sogar an sehr unrechtem Orte vor. Die Cyropädie spricht mehr Xenophons Anhänglichkeit an die spartanische Verfassung, als seine Kenntniß Persiens aus, während die Anabasis minder die Perser zu schildern beabsichtigt, als sie einer Rechtfertigung seiner Vorliebe für die Spartaner ähnlich sieht, die, seiner Schilderung zufolge, allenthalben so furchtbar und so geachtet auftraten. Es bleiben also zunächst Herodot und Ktesias zur genauern Betrachtung übrig.

Zunächst verbreitet sich Blum im zweiten Abschnitte über das Leben und die Reisen des Herodot. Der ägyptische Geschichtschreiber Manetho behauptete, Herodot habe vieles über Aegypten aus Unkunde gefälscht. Aehnlicher Art ist Strabons Urtheil. Einem Grammatiker fiel es ein, über die Falschheit von Herodot's Geschichte eine besondere Schrift abzufassen. Nicht minder hart rügten ihn Andere. Aber die Schrift Plutarchs, die, gegen den großen Geschichtschreiber gerichtet, uns erhalten ist, beweist gerade das Gegentheil dessen, was er beabsichtigte. Sie stellt nichts Wesentliches gegen die Wahrheitsliebe heraus, welche die neuere Zeit an Herodot allgemein anerkennt. Wen beschleicht nicht beim besten Willen dann und wann ein Irrthum? Daß er Persien nicht bereiste, wie Herr Blum zu beweisen sucht, können wir nicht glauben. Die Gründe, die er vorbringt, sind wahrlich nicht von der Art, daß sie einer solchen Annahme großen Eingang bei den Freunden und Kennern der alten Geschichte verschaffen dürften.

Im dritten Kapitel verbreitet sich der Verfasser über das Leben und die Geschichte des Ktesias. Er stammte aus Knidos, einem bekannten Sitze der Asklepiaden in Karien. Insoferne er zu diesen gehörte, wird er ein Geschlechtsverwandter des Hippokrates genannt, ohne vielleicht sonst irgend mit ihm verwandt gewesen zu seyn. Am Hofe der Perserkönige war es Sitte, fremde Leibärzte zu halten; der berühmteste unter allen, welche dahin kamen, war Ktesias. Er erzählt selbst, daß er aus Persien in seine Heimath zurückgekehrt, und nach Lakedämon gekommen sey. Hier scheint er sich bis zur Beendigung seines großen Werkes aufgehalten zu haben. Damals war Herodots Werk unlängst erschienen. Dies geht aus den heftigen Ausfällen und Widerlegungen hervor, die er dagegen richtete.

Mit großer Kunst ging Ktesias von der Geschichte des herrschenden Volks zu der der allmählig erst mit dem persischen Reich vereinigten Völker über und beleuchtete alle. Er stürzte sich, man möchte sagen, im wahren Taumel mitten in den Strudel der Wunderwelt, Dichtungen, Mährchen, Volkssagen, Hofgeschichten, Lügen sogar, die ihm im Guten und Bösen aufgeheftet seyn mochten, und alle Uebertreibungen überhaupt, die von je dem Morgenlande eigen gewesen sind, mußten herhalten, das wunderbare Gebilde auszuschmücken, das er vom Orient entwarf. Daß er aber nicht in Indien gewesen sey, leuchtet aus vielem hervor. Seine Nachrichten über dieses Land können erst dann nach Gebühr gewürdigt werden, wenn die altindischen Schriften einmal in weiterem Umfange bekannt geworden seyn werden.

Der lezte Abschnitt des ersten Buches beschäftigt sich mit Mar-Ibas Katina und Moses von Chorene. Es gibt kaum einen anziehenderen Gegenstand für denjenigen, der den Bildungsgang bei den einzelnen Völkern des Alterthums zu verfolgen strebt, als die Geschichte des Moses von Chorene. Derselbe stammt, wie bekannt, aus der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Das Anziehende seines Werkes liegt nicht in der geistreichen Darstellung oder der kritischen Behandlung des Stoffes, sondern vor allem in den eigenthümlichen Umständen, aus denen jene Geschichte erwachsen ist, und in den verschiedenartigen, theilweise sonst unbekannten Quellen, die in sie, wie in einen gemeinsamen Strom, hineingeleitet sind. Armenien war seit uralten Zeiten von einem besondern Volksstamme bewohnt, der in alle Bewegungen hineingerissen wurde, die von den verschiedenen Herrschaften Vorderasiens ausgingen. Obgleich nicht gering an Zahl, waren deßhalb doch die Armenier meist ein Spiel der Fremdlinge. Assyrische, persische und griechische Literatur fand, wie es in dergleichen Ländern zu gehen pflegt, bei einzelnen vornehmen Geschlechtern Eingang. Aber für die eigene Sprache besaßen sie noch keine Buchstaben, als im vierten Jahrhunderte das Christenthum im Lande sich ausbreitete. Die Begeisterung, mit welcher das Volk der neuen Lehre sich anschloß, verräth den tüchtigen Sinn, der in ihm wohnte. Große Meister des lebendigen Wortes standen auf, die ihren Landsleuten in der eigenen Sprache das neue Heil predigten. Unter ihnen zeichnete sich der weise Mesrob aus, der die Heiden bekehrte, und zahlreiche Schüler bildete. Zu ihnen gehörte auch Moses von Chorene, dessen wissenschaftliche Ausbildung auf Reisen nach Edessa, Alexandria, Rom und Byzanz vollendet wurde. Eine Frucht jener

Reisen war die nicht gemeine Kenntniß, besonders griechischer Schriftsteller, die sich nicht minder in seiner bedeutendsten Schrift, der Geschichte Armeniens, verräth, als seine vielfachen Uebersetzungen dafür zeugen. Sagen und Dichtungen, die Moses oder seine Zeitgenossen absingen hörten, spielen unter seinen Quellen eine Hauptrolle, sowie die genealogischen Nachrichten, die sich im Munde des Volkes fortpflanzten. Indeß war er keineswegs auf jene Quellen allein beschränkt. Es geht ihm ein Geschichtschreiber über ein halbes Jahrtausend voraus, der vielfach von ihm benützt ward, nämlich der Syrer Mar-Ibas Katina. Dieser hatte seine Kenntniß des Alterthums aus chaldäischen Werken oder wenigstens aus deren Uebersetzungen geholt. Da nun seine Erzählungen mit denen des Ktesias auf eine auffallende Weise übereinstimmen, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß Beide aus denselben Quellen geschöpft haben, und das Werk des Moses von Chorene für die Geschichte des Orients größere Berücksichtigung verdient, als es bisher gefunden hat.

Im zweiten Buch gibt uns Prof. Blum schätzbare Andeutungen über alte Jahr- und Zeitrechnungen. Dann erzählt er die Sage von Cyrus und Astyages nach den verschiedenen Berichten des Herodot, Ktesias, Xenophon und Moses von Chorene, ferner die Geschichte der Semiramis. Wir stimmen ihm vollkommen bei, daß sie bei den Assyriern dieselbe Göttin war, welche die Syrer unter dem Namen Derketo, die Phönicier als Astarte, die Griechen als Aphrodite verehrten. Daß die Verschiedenheit dieser Namen sich einzig aus der Verschiedenheit der einzelnen Dialekte der Semiten erklären dürfte, scheint keinem Zweifel unterworfen. Seine Ansicht von den vielen Zügen, die sie unternommen haben soll, können wir nicht theilen, und auch an keinen Tauben-Kultus glauben. Es ist bekannt, daß die Völker des Alterthums, wenn sie einmal einen Gott oder eine Göttin in die Reihe sterblicher Könige stellten, die Verbreitung der Namen derselben sich dadurch zu erklären suchten, daß sie diese Wesen an alle Orte wandern ließen, wo sich ihr Andenken erhalten hatte. Die Ausbreitung des Kultus oder die Annahme desselben wird dann durch Unterjochung der Völker durch diese Gottheiten bezeichnet, wie man aus den Sagen von den Eroberungszügen des Dionysos mit größter Bestimmtheit abnehmen kann. Von dem nämlichen Gesichtspunkte müssen die Eroberungszüge des Sesostris betrachtet werden.

Wir wünschen, daß der Verf., der mit den Quellen der morgenländischen Geschichte so gut bekannt ist, sich der Bearbeitung der gesammten Geschichte Vorderasiens unterziehen möchte. So sehr uns seine Gründlichkeit bei allen seinen Untersuchungen und die Einfachheit seiner Darstellung anzog, und mit Achtung erfüllte, eben so unbehaglich war uns seine Vorrede, die auf 23 Seiten fast nichts als Ausfälle gegen Zumpt und zum Theil gegen den sel. Staatsrath Niebuhr enthält. Ob der Verf. gerechte Ursache hat, über Zumpt sich ungehalten zu äußern, lassen wir dahin gestellt seyn. Die Art und Weise, wie er sich gegen ihn erklärt, macht einem gebildeten Manne nie große Ehre. Daß aber Niebuhr mehr als ein Philolog war, daß er eine umfassendere Bildung besaß, als vielleicht alle neuern Gelehrten, die sich mit der Geschichte des Alterthums beschäftigten, darüber haben nicht Einzelne, sondern darüber hat die Welt entschieden. Die Erhabenheit seiner Gesinnung und die Unbefangenheit aller seiner Forschungen wird nie verkannt werden. Daß auch er manchem Irrthume unterworfen war, daß er bei den vielen Geschäften, die sein früheres Leben in Anspruch nahmen, manche kleinere Dinge nicht so lange nach allen Seiten betrachten konnte, wie ein gewöhnlicher Antiquar, liegt am Tage. Die Begeisterung, welche er unter seinen Zuhörern weckte, wird nie erlöschen, und muß noch manche schöne Früchte tragen.

d.

Dramatische Literatur.

22) König Eduards Söhne. Trauerspiel. Nach Casimir Delavigne für die deutsche Bühne von Dr. Ritter von Frank. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Ein geistvoll geschriebenes und sehr rührendes Trauerspiel, das gleichwohl den Anforderungen, die man an ein Trauerspiel macht, nicht entspricht. Lang ausgedehnt, enthält es doch keine Handlung, keinen Wechsel. Wir sehen immer nur die beiden jungen Prinzen in ihrem Kerker, und hinter ihnen den grausamen Gloster, der mit ihnen spielt, wie die Katze mit den gefangenen Mäusen, ihre Kindlichkeit täuscht und sie endlich, in dem Augenblick, da sie ihrer Mutter in die Arme geführt zu werden glauben, dem Henker überliefert. Hier geht nicht Shakespeares großer Geist, hier gehen nicht gewaltige Charaktere und ein wechselvolles Schicksal über die Bühne, hier ist nur im modernsten französischen Geschmack ein neues Henkerstück, mit dem feinsten Raffinement der Grausamkeit darauf berechnet, das menschliche Gefühl zu martern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 72. Freitag, 15. Juli 1836.

Dramatische Literatur.

23) Victor Hugo's sämmtliche Werke. Frankfurt am Main, Sauerländer, 1835. 1836. 12.

24) Victor Hugo's ausgewählte Schriften, deutsch bearbeitet von Fr. Seybold. Stuttgart und Leipzig, Rieger u. Comp., 1835, 1836. 12.

Die Zeit ist noch nicht lange verflossen und es leben noch unter uns von denen, welche ihr angehört haben, in der jede Bewegung der Geister, die politische ausgenommen, auf Formeln der Religion basirt war, für deren damals allmächtige Unterscheidungen jezt kein Bewußtseyn mehr vorhanden ist. Jene Bewegung war, so mächtig sie auf materielle Interessen einwirken mochte, doch in Beziehung auf das Leben der Geister und ihre innern Kämpfe dem Wellenwerfen eines ruhigen Landsees zu vergleichen, dessen tiefe Wasser geborgen und unberührt liegen. Ein Friede war über die Geister gelegt nach innen zu, der sogar in den ungeheuern Kämpfen der Reformation seinem Kern nach unangetastet war. Denn wie sich auch die dogmatischen Formen der Weltansicht kund gaben, es war doch nur eine; die Menschen, ein glücklich-unglückliches, sündhaft-tugendhaftes Geschlecht, erschichtbar und ewig beherrscht von Gott, dem unendlichen und vollkommenen und doch persönlichen — einen Himmel erwartend nach tugendlichem, eine Hölle nach sündhaftem Leben; über dieser Ansicht aber gelagert eine Zweifellosigkeit, welche selbst von den verehrten Klassikern nicht angetastet wurde, und wo ja der Unglaube seine blutbegierigen Augen nach Einem gerichtet hatte, konnte er höchstens in den Verstand dringen; denn zu ungeheuer war die Gewalt eines Glaubens, von so viel hundert Millionen, als daß dem kühnsten Denker eine irreligiöse Weltansicht anders hätte erscheinen können, denn als eine Phantasmagorie, welche für den Moment den Geist sicher bezwang, aber, gewichen, alle Eindrücke jenes zweifellosen Lebens auf's Neue hereinstürzen ließ, — da ward vor Jahrhunderten schon, in den noch auf lange unfreundlichen Boden ein Saamenkorn gelegt, das in später Zeit erst keimte, Blüthen und Früchte trug, — welche Blüthen und welche Früchte! — Aus dem Volke, aus dem die herrschende Weltansicht entsprossen war, erstand ein stiller Mann, welcher sie stürzen wollte. Benedict Spinoza kam, lebte, dachte und starb. Die Gottlosigkeit seines Verstandes hat damals nirgends ernsthaft beunruhigt. Ein mißtöniges Geschrei erhob sich für kurze Momente über seinem Grabe, ein Geschrei, das seinem Verstande galt, nicht seinen Resultaten, dann legte sich ein tiefes Schweigen über den Leichnam des großen Zweiflers. Denn das allein ist doch Spinoza und dadurch allein so

weltbedeutend. Durch ihn ist der Zweifel geboren, nicht durch Cartesius, der ein Zweifler für Kinder gewesen ist. — Mit Spinoza schwieg auch der Zweifel. Da, nach manchen Weltgeschicken, und indem in unserem großen Deutschland ein leises, ehrfürchtiges Andenken an Spinoza sich vom Vater auf den Sohn erbte, mit einem gottseligen Schauder, wie ihn nur der fromme Deutsche kennt und indem auch Einige von uns still brüteten über ihm, ward in jenem leichtsinnigen Frankreich Spinoza frech aus seinem Grabe gerissen, seine ernsten, schneidenden Zweifel ins elegante Französische gekleidet und der Name des großen Mannes ging bald unter in denen seiner übermüthigen Schüler. — Voltaire und Diderot! Die Eleganz und das leichte Gemüth vom schönen Frankreich! Spinoza, die Schärfe von Judäa, die Gluth von Spanien, den Ernst von Holland, das gottergebene stille Gemüth, das fast nur ein Erbtheil der germanischen Stämme scheint — bald stimmt man dem Helden bei, der das Große gewagt! Man spottet und reagirt in der Conversation auf jegliche Weise gegen die Priester und den allerhöchsten Gott selbst. Aber so mächtig ist die jahrtausendlange Herrschaft der christlichen Weltansicht über die Zweifler, daß der Zweifel noch immer nicht in das Herz gedrungen war, die Zunge seine einzige Residenz blieb. Lustig tanzten die Zweifler in den aristokratischen Sälen und von Zerrissenheit war nichts unter ihnen zu bemerken. Aber das Gift wüthete im Stillen und von Jahr zu Jahr war es tiefer gefressen und der Jammer der Unterdrückten hatte es als seinen Befreier erkannt, und als es ans Herz gekommen war, erhoben sich die Franzosen und verjagten jenen Gott, der der Gott ihrer Väter gewesen war 12 Jahrhunderte lang. — Denn die Franzosen sind leicht und seicht und — praktisch. Und schnell rissen sie nieder, woran sie schnell gezweifelt hatten. — Aber der Zweifel kann nur zerstören und nicht aufbauen. Und als denn das Zerstören bis zur Selbstvernichtung gehen wollte, nahmen sie gern einen Mann an, der seiner Natur nach wenig vom Zweifler hatte und sie von dem Selbstmord zum Fremden-Mord führte und eisern beherrschte, als er in fremdem Lande sich volle Gewalt über seine Unterthanen geholt hatte. Der Zweifel erlebte dadurch ein Intermezzo, ein Intermezzo, in dem alle Kräfte zu einem großen Zweifelleben vertilgt wurden, in dem seine Koryphäen starben, die Kinder der Koryphäen ein ausgesogenes Geschlecht bildeten, und nun — nun ist ein kleines Zweifelleben da in Frankreich, das behaglich und ruhig zweifeln will nach den großen Aderlässen. — Aber doch lebt der Zweifel noch und er hat sich in dieser Zeit des Nichthandelns in die Literatur geflüchtet, wie in die Regierung, dort die Romantik, hier das Juste-Milieu hervorgebracht. Ja die Romantik, die Zerrissenheits-Literatur ist ein Kind des Zweifels. Jene äußerliche Form, welche die neue Romantik von der alten Klassicität trennt und welche so viel besprochen wurde, ist ein schlichter, nichtsbedeutender Unterschied, ein Unterschied der Regeln. Der wirkliche Unterschied ist die tiefe Ruhe, welche über jene alten Meisterwerke von Frankreich verbreitet und ein Kind ihrer Zeit ist, wie die Unruhe, Unsicherheit und Leidenschaftlichkeit der Romantik ein Kind unserer Zeit ist. Wir finden in der römischen Literaturgeschichte auch eine klassische und eine romantische Literatur. Die Literatur der Kaiser war die romantische und abgesehen von den besonderen Lieblingsneigungen beider romantischen Literaturen, welche in Frankreich Blut, Mord, kurz Schwarz auf goldenem Grund, in Rom Unzucht und die scheußlichsten Laster bildeten, abgesehen davon haben diese Literaturen die allerüberraschendste Aehnlichkeit. Aber wie die Folgen so sind auch die Gründe gleich. In der klassischen Periode Glaube an die Götter und den Staat, und fromme Hingebung an sie in Rom, und in Frankreich Glaube an Gott, die Geistlichkeit und loyale Hingebung an den König. In der romantischen zu Rom der entschiedenste Spott gegen die Götter, eine niederträchtige Unterwerfung unter die Person des Kaisers und Leibdienerei seiner Laster. — Wie es in Frankreich aussieht, wissen wir alle. Dort sind keine römischen Leidenschaften, und kein römischer Kaiser, auch keine römischen Laster, aber eine Parallele kann dennoch gezogen werden, wenn man sie recht zieht. — Wie nun, wird gefragt, hat sich denn die Zerrissenheit in der neufranzösischen Romantik ausgeprägt? — Formell und materiell. Formell durch Verschmähung aller vernünftigen poetischen Regeln, durch Verdrehung der poetischen Gerechtigkeit, durch Losheit aller Grenzen. Materiell durch jenes wollüstig-grausame Bestreben, das Ueberspannteste-Schreckliche zu schildern, die Haare zu sträuben, die Nerven zu zerreißen, das Bestehende als verzweiflungsvoll zu geben, Trost und Ruhe als Phantome darzustellen. Man hat gesagt, das sey nur Folge dieser stillen Friedenszeit, in der blutige Schilderungen des Contrastes wegen Glück machen. Es ist eine allgemeine Wahrheit in dieser Bemerkung; aber höchstens reicht sie zur Erklärung einer Beförderung dieser Tendenz, aber nicht zur Erklärung ihrer Wesenheit hin. — Besser als alle Beschreibung dieser Romantik dient die Anführung von Thatsachen. Es gibt zwei Schriftsteller in Frankreich, welche das bisherige non plus ultra dieser Schöpfungen geleistet haben. Sie heißen Eugen Sue und Friedrich Soulié. Sue's Werke sind bekannter. Man weiß, wie er zuerst ein reiches und anmuthiges Gemälde entwirft, um sofort die scheußlichsten Farben, gemischt aus Blut, Eiter und faulem Fleisch aufzutragen, wie er Edelmuth und Schönheit unter den herzzerreißendsten Qualen untergehen läßt, um Schlechtigkeit und Häßlichkeit in goldene Glorie zu versetzen. Er wird aber noch übertroffen von Friedrich

Soulié. Dieser Poet hat in seinem Grafen von Toulouse das Unglaublichste erreicht. Das erste Blatt dieses Romans von drei Bänden beginnt mit der gräßlichsten Zerstümmelung eines Greises und der tödtlichen Mißhandlung einer schönen Jungfrau, seiner Tochter. So findet sie der Sohn und Bruder, ein edler und berühmter Ritter, aus Palästina zurückkehrend, — seinen Vater ohne Zunge, ohne Nase, ohne Ohren, ohne Lippen! Der Roman hat drei große Bände. Sollte man es glauben, daß das nur schwache Introduktion ist, daß der Verf. es verstanden hat, diese Schauder Blatt für Blatt zu überbieten, und daß am Schluß die lezte Nothzucht, die lezte Verstümmelung, der lezte Mord die ganze Wirkung ausübt, welche der Schluß eines neufranzösischen Romans ausüben soll? —

Dieser Zeit gehört Victor Hugo an. Ihre Wirkung ist nicht so groß, daß man nicht seine edle Natur aus dem blutigen Gewand hervorlauschen sehen könnte, aber sie ist doch so groß, daß ein Poet, der in besserer Zeit geboren, auch die Nachwelt hätte erfreuen und rühren können, verloren gegangen seyn wird in der schlechten Masse vielleicht binnen so kurzer Zeit, daß wir sie nicht einmal auszusprechen wagen. Das ist der Fluch des Talents, daß es überwältigt wird von seinem Zeitalter. Und wie viele sind von jenen Geistern, für welche das Prädikat Talent zu nieder ist, und die sich in den Strömungen ihres Weltalters aufrecht halten und sie besiegen? — Doch mögen sich die Talente und unter Ihnen Victor Hugo trösten. Die Verehrung, welche den Lezteren nur von der Nachwelt zuerkannt wird, ernten die Ersteren reichlich ein von der Mitwelt. —

Ja sie wird vorübergehen, diese Periode des verdorbensten Geschmacks und sie wird genau in dieselbe Verachtung bei der Nachwelt fallen, wie die Zeit des Petronius und der Nerone, wie die Zeit des Crebillon und der Regentschaft. Die Menschheit ist noch nicht bei dem Punkt angelangt, wo sie unrettbar sinken müßte, wo das, was unschuldig an ihr ist, gänzlich entwaffnet wäre. Es ist noch so viel Edelmuth und Tugend in der Welt, daß dieser Massenangriff des Lasters ihr nichts anhaben wird. Auffallend aber ist dennoch die Wiederkehr einer solchen Literatur in einer Zeit, die auf einer bedeutenden und freien Höhe steht und die Wahl aller Richtungen hat, bei einem Volke, das vorzugsweise auf seine freie Entfaltung stolz ist, und bei einem Manne, wie Victor Hugo, der mit allen Anlagen für das Edle geboren, sich freiwillig und im bacchantischen Taumel in den Kloak stürzt.

In seinen lyrischen Gedichten erscheint Victor Hugo am reinsten, ein Nachahmer Byrons mit eigenthümlicher spanischer Gluth, denn Spanien ist das Land seiner Jugend. In seinem Roman Notre Dame hat er dem gothischen Geist deutscher Romantik gehuldigt. Aber in seinen zahlreichen Dramen, die alle Bühnen von Paris überschwemmen, und ihm einen unermeßlichen Ruf und den Rang des ersten Dichters in Frankreich erworben haben, in seinen Dramen ist er ganz Franzose. Da verläßt ihn die Zartheit Byrons, er wird frech. Da verläßt ihn der tiefe Ernst der gothischen Welt, er wird modern frivol. Da verläßt ihn sogar formell das dichterische Talent, alles wird von ihm leichtsinnig hingeworfen.

Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Schamlosigkeit des Inhalts oder über die Vernachläßigung der Form in diesen Dramen.

Hugo's Indelicatesse ist groß. Sein Thema sind Laster, die gegen die Natur schreien, die das Schamgefühl auf's tiefste empören und zugleich alles des Reizes entbehren, mit dem man noch in den Zeiten der Regentschaft das Laster beschönigte und unter Amoretten und lachenden Scherzen versteckte. Wie Jean Pauls berühmter Katzenberger in der ganzen Natur nichts sucht, als das Ekelhafte, Uebelriechende, Verwesete, so Victor Hugo. Seine Helden und Heldinnen sind die ruchlosesten Personen, deren Andenken die Geschichte aufbewahrt hat, schwarze Tyrannen, lüderliche französische Könige, Maitressen, die scheußlichsten Weiber, die man kennt, wie Lucrezia Borgia, der Abschaum aller möglichen Laster ꝛc. Mord, Vergiftungen sind ihm nur Kleinigkeiten. Die Grausamkeiten müssen noch durch moralische Martern aller Art, durch Verrätherei, Treulosigkeit und bei den Haaren herbeigezogene Zufälle gewürzt werden. Aber Grausamkeit kitzelt den Sinn, den die französischen Dichter kitzeln wollen, nur halb. Deßhalb hat Victor Hugo, gleich seiner ganzen Schule, die ihn mehr fortgerissen als ihn nachgeahmt hat, der Wollust überall neben der Grausamkeit den Thron eingeräumt. Und welcher Wollust? Lucrezia glaubt sie nur in den Armen ihres eignen Sohnes finden zu können. Marion de l'Orme gibt sich dem Wächter Preis, um ihren Geliebten aus dem Kerker zu retten, und verhandelt dann lange mit diesem Geliebten, ob sie auch recht daran gethan, und ob er um diesen Preis auch gerettet seyn wolle. Solche Ekelhaftigkeiten bilden die Pointe des Stücks. Solche Skandale verhandelt man vor dem feinsten Publikum Europas. Das ist die Höhe der Poesie in Frankreich, das ist der erste Dichter der Nation. Wir haben uns schon so oft im Detail über die nach einander erschienenen Dramen Victor Hugo's geäußert, daß wir nicht darauf zurückkommen wollen. Wir bemerken nur, daß die Darstellung der frechsten Wollust und der empörendsten Verrätherei, Schand- und Mordthaten fortwährend diesen Dichter beschäftigt und ihm zur andern Natur geworden zu seyn scheint.

Eben so haben wir uns längst über die unverzeihliche Nachläßigkeit ausgesprochen, mit der die Charaktere und

die Scenerie so oft von Hugo behandelt sind, z. B. wie unbegreiflich albern der große Cromwell gezeichnet ist, welche läppische und ganz unmögliche Verwicklungen in Hernani und Angelo angebracht sind ꝛc. Das ist auch der Grund, warum es unmöglich ist, daß Victor Hugo je auf der deutschen Bühne Glück machen kann. Man hält seine Unnatur und Langweiligkeit nicht aus.

Man sieht, diese ganze Manier ist dem Victor Hugo eigentlich nicht natürlich. Er hat sie nur adoptirt von der Mode und gefällt sich in dem Ruhm, als der Meister anerkannt zu seyn, der ihm vielleicht in einer andern, ihm mehr eigenthümlichen Manier mit weit größerem Ruhme geworden wäre. Nach unserm Gefühl sind mehrere andere französische Dichter, Balzac, Janin, Sue, George Sand ꝛc. weit geschickter, weit verführerischer in der Behandlung ihrer gleich ekelhaften Stoffe. Sie wissen uns versteckter beizukommen, uns sicherer zu frappiren. Ihre Ironie begrüßt uns mit Anstand, ja mit Liebkosungen und entläßt uns mit der Grimasse bodenloser Frechheit. Man legt ihre Bücher allemal mit dem Gefühl weg, daß uns der Autor auslacht, daß alles von Anfang an darauf berechnet war, uns einen sündlichen Kitzel zu erwecken und uns dann mit kaltem Wasser zu beschütten. Man sollte glauben, die alten Kobolde, die ehrliche Leute irre führten und dann mit höllischem Gelächter sitzen ließen, seyen in die Literatur der neufranzösischen Romantik gefahren.

Schon der Fürst von Pückler-Muskau hat als das Sublimste, was diese Romantik hervorgebracht, das moderne Mährchen gerühmt, nach welchem ein Gehenkter im Augenblick des Todes sich einbildet, die Geliebte schlinge ihre schönen Haare um seinen Hals. Umgekehrt hat Janin in der Brautnacht dem Bräutigam die galgenmäßigsten Phantasien angedichtet. Beides läuft ganz auf eins hinaus, und das ist eben die große Ironie dieser französischen Schule, daß sie die Sinne kitzelt mit den raffinirtesten Bildern der Wollust, aber Mord, Galgen und Rad, Pest und Verwesung hinzufügt, um den günstigen Leser in einem angenehmen Zweifel zu lassen, welches von beiden wohl die Folie des Andern seyn soll.

Die Zeit der Regentschaft, die Literatur des Palais Royal, die lasterhaften Romane aus der großen Fabrik des Herzogs von Orleans und ihre Nachdrucke à la Haye hatten bei weitem weniger feinen Anstand. Sie gaben sich bloß und legten das Geständniß ihrer Gemeinheit lachend ab. Jetzt gibt man sich dagegen ein ernstes, trauriges, vornehmes Air und thut, als ob man in tiefer Melancholie sey, und im edelsten Schmerz über die Menschheit befangen, während man nur den gemeinsten Bubengedanken nachhängt.

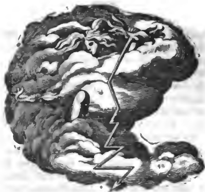
Ursprünglich war es die Aufgabe der Dichter, das Schöne, das Erhabene darzustellen. Im ganzen reichen Umfang der Natur und des Völkerlebens faßten sie das auf, was das Auge anzieht, das Gemüth erhebt, nicht das, was ekelt und zurückstößt. Und wenn sie auch Häßliches darstellten, oder Unsittliches, Sündhaftes, so bezeichneten sie es als das Böse, brauchten es nur als Folie des Guten und erhöhten den natürlichen Abscheu davor noch durch dichterische Verstärkung. Erst in verdorbenen Zeiten, als die Völker entarteten, wurde das Häßliche in der Wirklichkeit so auffallend und beleidigend für das gesunde Gefühl, daß es schwer war, wie der Dichter sagt, keine Satiren zu schreiben. Das Häßliche drängte sich der Darstellung auf, aber man behandelte es satirisch, man verspottete es, man stellte es als die Entweihung des Heiligen, als den Abfall vom Guten, als das Böse dar. Man war immer noch voll Abscheu dagegen.

Erst sehr spät fingen feile Talente an, die abgestumpften Sinne schwelgerischer Despoten oder die gänzlich entsittlichten Bevölkerungen großer Hauptstädte durch verführerische Schilderungen des Lasters zu kitzeln. Aber auch sie begnügten sich immer noch, das Laster nur zu entschuldigen, ohne darum die Tugend anzuklagen. Sie predigten eine lustige Moral, sie forderten zum Lebensgenuß auf und kümmerten sich nicht um die Tugend, aber sie griffen die Tugend nicht an. Man wartete noch mit den nackten Tänzen respectvoll, bis der strenge Cato sich entfernte; aber man steinigte den strengen Cato noch nicht. So anspruchslos und bescheiden war die unsittliche Poesie auch größtentheils noch im vorigen Jahrhundert. Man liebkoste dem Laster, aber man trat noch nicht die Tugend mit Füßen. Man entschuldigte das Laster als eine angenehme Ausnahme, aber man scheute sich noch zu sagen: das Laster müsse die Regel seyn.

Die Civilisation hat nunmehr eine höhere Stufe erreicht. Dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, die große Entdeckung zu machen, daß alles, was man bisher für Laster gehalten, das allein Natürliche und insofern auch das zu Erstrebende, mithin die Tugend sey, während das, was man bisher für Tugend hielt, ein unnatürlicher Zwang, eine Heuchelei, ein künstliches Mittel gewesen sey, um die Emancipation der Menschheit zu verhindern. Nun gilt es nicht mehr, höflich zu warten, bis der strenge Cato geht, sondern man greift ihm in den Bart mit affectirter Vertraulichkeit und fragt ihn: he, alter Junge, hast du nicht auch Fleisch und Bein? und wenn er sich gemein zu machen weigert, peitscht man ihn fort und steinigt ihn und ruft aus: dieser heuchlerische Tyrann wollte die Emancipation der Menschheit, die Tugend der Naturkinder hindern.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 73. Montag, 18. Juli 1836.

Dramatische Literatur.

23) Victor Hugo's sämmtliche Werke. Frankfurt am Main, Sauerländer, 1835, 1836. 12.

24) Victor Hugo's ausgewählte Schriften, deutsch bearbeitet von Fr. Seybold. Stuttgart und Leipzig, Rieger u. Comp., 1835, 1836. 12.

(Schluß.)

Man ist schon so weit gegangen, der Affenschande den Philosophenmantel, ja wohl gar das fromme Gewand des Eremiten überzuhängen und man seufzt mit tragischer Miene: das viele Elend der Welt, ist es nicht die Folge jener gehässigen Heuchelei, die man die Tugend nennt, jener Vorurtheile, die sich aus den finstern Jahrhunderten herschreiben, in denen man die Völker zu allem bringen konnte? Es ist nicht genug, fügt man hinzu, die Autorität der Kirche gestürzt zu haben. Das Uebel wurzelt viel tiefer und wird nicht auszurotten seyn, bis man jene Vorurtheile der Dummheit, die sogenannten moralischen Pflichten, ausgerottet hat, die eben so viele Fesseln für die Menschheit sind und ohne deren Abwerfung sie niemals völlig emancipirt werden kann. Doch auch das ist noch nicht der Gipfel des neuen Lehrgebäudes. Es genügt noch nicht, die Tugend Laster zu nennen, man muß auch noch zu guter Letzt aus dem Laster die höchste Tugend machen. Was Friedrich Schlegel zuerst ausgesprochen „Wollust ist Religion," das hat die französische Romantik zu ihrem ersten Lehrsatz erhoben. Die Lehre ist aber weiter ausgebildet worden. Nicht nur die ehelichen Bande, sondern auch Treue, Scham, Dankbarkeit, und alle die Liebe veredelnden Tugenden werden als Hinderniß der Wollust, folglich als Feinde ihrer Religion angesehen und ganz ernsthaft verdammt. Die glückseligen Zeiten sind gekommen, die schon Shakespeare voraussagte:

Wo Tugend muß Verzeihung flehn vom Laster.

Niemand ist hierin weiter gegangen, als die berühmte Dichterin, die ihre Romane unter dem Namen George Sand herausgibt. Ihr ist jede Tugend nur eine Dummheit, die ihre Strafe nach sich zieht, das Laster allein ist ihr das Natürliche, Schöne, das nach Verdienst reussirt und triumphirt. Ihr zufolge würde nichts in der Welt abgeschmackter und kleinstädtischer seyn, als Anstoß zu nehmen an etwas, das die Scham beleidigt, oder gegen die Ehre streitet oder sonst gottlos ist. Das ist ihr alles das natürliche Leben, das Element, worin dem Menschen allein wohl ist. Das Unglück und Elend sieht sie nur da beginnen, wo die lächerlichen Skrupel der Tugend und des Gewissens anfangen. Männliche

Dichter haben dasselbe viel kräftiger gesagt, doch immer mit der Affektation, etwas Kräftiges zu sagen, und man darf annehmen, daß es ihnen eben deßhalb mit ihrer prahlerischen Verhöhnung der Tugend nicht immer ganz ernst war. Aber diese Dame sagt alles so leicht, so natürlich, mit solcher Sicherheit, mit so wenig Aufsehen und Prätension, daß man allerdings glauben muß, sie denkt nicht weiter, als sie schreibt. Daß eine Dame diese Rolle übernehmen würde, habe ich immer erwartet. So wie die weibischeste Poesie unsrer Zeit von einem Manne, so mußte auch die schamloseste von einem Weibe kommen.

Dem ausgezeichneten Geist muß man viel verzeihen. Aber wer wird bei dieser Verbindung von Geist und Laster siegen? Etwa der Geist? Heute noch sagt ihr, wir dürfen uns etwas, viel, alles erlauben, weil wir geistreich sind, und im Grunde verderben wir nichts, denn unsre Laster sind so selten, wie unsre Talente, und können nicht nachgeahmt werden. Aber morgen schon behaupten ganze Rudel wilder Köpfe, so geistreich zu seyn, wie ihr, bloß weil sie so lasterhaft sind, wie ihr. Und bald wird man gar nicht mehr nach dem Geist fragen und ihn sogar als eine lästige Bedingung des Lasters verfolgen. Man wird euch lehren, Aristokraten des Geistes bleiben, wenn ihr erst durchgesezt habt, daß das Laster Gemeingut ist. Schon jezt hat die merkwürdige neue Entdeckung, daß das Unsittliche und Geistreiche einerlei sey, und daß wer am offensten mit gott-, ehr- und liebiosen Gesinnungen prahlt, für den geistreichsten gehalten wird, eine Schülerschaft der verdächtigsten Art um die wirklich geistreichen Meister dieser Lehre versammelt. Wenn man sie gewähren ließe, wie bald würde die geistreiche Maske verschwinden und nur noch das roheste Laster nackt uns angrinsen. Man würde sich nicht mehr die Mühe geben, in feinen Wendungen zu sagen, was man denkt. Ja, die schmuzigste Sprache würde am lautesten und häufigsten ertönen. Die edelste Freiheit in der Republik der Geister, die Preßfreiheit, würde nur für die schamlosesten Speculationen des Lasters in Beschlag genommen werden und das, wofür die reinsten Geister seit Jahrhunderten stritten, würde die Beute des verwerflichsten Mißbrauchs werden.

Auch bei uns hat man die lüderlichsten Schriften der französischen Romantik unter dem Deckmantel politischer Sympathien eingeschwärzt, und die schändlichsten Nachahmungen derselben im Namen der Preßfreiheit entschuldigt. Als ob jene neufranzösische Lüderlichkeit, in den Salons reich gewordner Parvenus und gemeiner Weiber, die ihren Umgang für Geld verkaufen, die schlechten Sitten des altfranzösischen Hofes bis zur Pedanterie sogar in den Trachten nachäffend, auch nur mit der lezten der Völkersympathien zusammenhinge, als ob diese Entweihung der Presse nicht gerade die bitterste Verhöhnung aller derer wäre, die für ihre Befreiung kämpften.

Wenn man fortfährt, in gehäuften Uebersezungen und Nachahmungen diese neufranzösische Romantik in Deutschland auszubreiten, so sollten sich wenigstens die nicht täuschen, die darin einen Fortschritt der Zeit zu sehen geneigt sind. Der Liberalismus hat nie eine schlimmere Corruption erlebt.

Zu geschweigen des deutschen Standpunkts. Soll das gesunde deutsche Blut immer nur gut genug seyn, von französischem Gift inficirt zu werden? Soll, wenn das Ausland ausspuckt, Deutschland immer gut genug zum Spucknapf seyn?

25) Elisabeth Cromwell. Tragödie in fünf Akten von Gustav Bacherer. Karlsruhe, Müller, 1836.

Victor Hugo und Raupach haben schon des Lordprotektors gewaltige Gestalt über die Bühne schreiten lassen. Der erstere hat ihn zu einer Karrikatur gemacht. Victor Hugo's Cromwell ist unter der Kritik, denn aus einem Helden ist er ein schwatzhafter lächerlicher alter Geck geworden. Raupach hat ihn bei weitem würdiger aufgefaßt und nur die Schwachheit begangen, ihn zulezt sentimental werden zu lassen, eine Schwachheit, die wir übrigens keinem einzelnen Dichter übel nehmen dürfen, da sie beinahe allgemein ist, da unter hundert historischen Helden kaum einer poetisch behandelt wird, ohne daß sein eiserner Charakter in sentimentale weiche Gallerte aufgelöst erschiene.

Ein junger Dichter ist hier in die Schranken getreten. Seine Sprache ist edel und wohlklingend und die Oekonomie des Stückes sehr zu loben. Er hat sein Werk für die Bühne geschrieben und großen Fleiß darauf gewendet, eine unnöthige Häufung des Personals und jede bunte Verwirrung der Scenen zu vermeiden, ohne durch diese Einfachheit dem Interesse, das die ganze Handlung erregt, Abbruch zu thun.

Einige Parlamentsglieder sind beim Großsiegelbewahrer und sprechen über Cromwells Situation. Nach ihrem Abgang kommt die Gräfin Fleetwood und vertraut dem Großsiegelbewahrer, der junge Heinrich Ellingsby liebe Cromwells Tochter Elisabeth. Man verschwört sich gegen den Jüngling aus Neid und Eifersucht. Nun wechselt die Scene und wir erblicken den Jüngling selbst unter seinen Freunden, sämmtlich Verschworne gegen Cromwell. Er ist so großherzig naiv, ihnen seine Liebe zu Cromwells Tochter zu gestehen, sie zugleich aber zu versichern, daß sein Haß gegen den Vater noch größer, daß der Ruf der Ehre ihm heiliger als der der Liebe sey. Nach diesen Introduktionen werden wir im zweiten Akt in Cromwells Familie eingeführt, erblicken erst seine schöne

Tochter, dann ihn selbst bei dieser als Vater, nicht als Staatsmann. Als solcher erscheint er erst in der folgenden Scene, sobald die Räthe kommen. Der Großsiegelbewahrer meldet die geheime Liebschaft. Cromwell will wissen, was an der Sache ist und im dritten Akt überrascht er die Liebenden bei einer Zusammenkunft, in der sie eben ihre überschwenglichen Gefühle ausgetauscht haben. Diese Scene ist vortrefflich, die Haltung Cromwells überlegt und würdevoll:

Lordprotector.

Wer bist Du, junger Mann, daß Du es wagtest,
In dieses Hauses Heiligthum zu dringen —
Nicht ungestraft verübt man solche Kühnheit.

Heinrich.

Ha, was ist das?
(Er wirft flüchtige Blicke auf die Anwesenden; allmählig geht sein Zustand des Aussersichseyns wieder in den der freien Besinnung und Fassung über.)
Verzeihet, hoher Lord,
Wenn auf Minuten ich verdächtig scheine,
Es flicht der Zufall oft des Irrthums Band.
Sogleich wird sich die Wahrheit Euch enthüllen,
Doch ist sie solcher Art, daß Ihr allein
Sie nur vernehmen dürft; entfernt den Zeugen!

Lordprotector
(zu Thurloe).

Sir! erwartet mich im Rathssaal.

Thurloe (bei Seite).

Das heißt: im Hörsaal; stracks hinein,
Wenn's nicht geheuer, bin ich bei der Hand.
(Er geht durch die Tapetenthüre ab.)

Heinrich
(etwas verlegen).

Mylord! Des Jugendalters leichter Sinn,
Der der Gemäßheit kalte Fesseln sprenget,
Ließ mich in Euer Haus den Eintritt wagen.
Es ist Verirrung wohl, ich seh' es ein,
Doch solcher Art, daß mich der Welt-Beherrscher,
Die Engel selbst um sie beneiden dürften.
(bestimmt.)
Ich liebe Eure Tochter und sie mich —
Mylord, vergebt mir meines Herzens Irrthum.

Lordprotector.

Ei sieh', was muß ich Schönes nicht vernehmen!
Geheimnißvoll umtönet es mein Ohr —
Wie nennt Ihr Euch denn?

In den hierauf folgenden Erörterungen wird Cromwell durch die Begeisterung des für Freiheit und Menschenwohl glühenden Jünglings beinahe aus der Fassung gebracht, wenigstens beschämt. Es macht dem Herzen des Dichters Ehre, daß er die Situation sich so ausgedacht hat, obgleich sie nicht wahrscheinlich ist. Schiller fiel in denselben liebenswürdigen Fehler, indem er seinen Marquis Posa dem König Philipp, seinen Max Piccolomini dem Wallenstein den Text lesen ließ. Wenn auch die Lust und der Muth edler Jünglinge, in einer solchen Lage ihr Herz auszuschütten, sehr natürlich und immer ein treffliches dramatisches Motiv bleibt, so ist es doch auf der andern Seite nicht wahrscheinlich, daß alte Tyrannen, Staatsmänner, Feldherren sich so nachgiebig von den jungen Weltverbesserern schulmeistern lassen und ihnen so viele Concessionen machen können. Ein alter welterfahrner Mann weiß den Muth eines Jünglings allezeit zu schätzen, aber auf seine Ansichten gibt er nie etwas, und gerade darin besteht seine Ueberlegenheit, daß ihm von alledem, was ihm der Jüngling sagen kann, längst nichts mehr neu ist. Schiller würde eine viel stärkere poetische Wirkung hervorgebracht haben und der Naturwahrheit viel näher geblieben seyn, wenn er den liebenswürdigen Herzensergießungen seines Posa und Max von Seiten des Philipp und Wallenstein etwas mehr Unerschütterlichkeit, ein eiskaltes Lächeln und höchstens die Geduld entgegengesetzt hätte, die man gegen Kinder übt. Auch der Dichter des vorliegenden Werks hätte den so festen und tiefblickenden Cromwell zu den enthusiastischen Worten eines Jünglings nur sollen lächeln lassen. Die folgende sehr gut ausgedachte Scene würde dadurch noch mehr Wirkung erhalten haben. Die Verschwornen nämlich machen Heinrichs Idealismus keine Concession, zeigen sich vielmehr im nacktesten Egoismus und in so scheußlicher Gestalt vor ihm, daß er vor seinen Freunden noch mehr zurückbebt, als vor seinem Feinde. Für wen hat er geträumt von Freiheit, für wen geschwärmt in der glühendsten Begeisterung, wenn die Männer, mit denen er Englands Zukunft sichern wollte, hinter der Maske des Volkswohls so gemeine Absichten verbergen? Sobald Heinrich darüber klar ist, will er die falschen Freunde fliehen, aber sie fürchten, er werde sie verrathen und wollen ihn opfern. Da kommt ihnen Thurloe, Cromwells Scherge, zuvor, nimmt sie alle gefangen, und läßt aus böser Lust den jungen Heinrich hinrichten, ehe seine geliebte Elisabeth und ihr jetzt gern verzeihender Vater ihn retten kann. Das alles folgt rasch auf einander und kann eine tiefe Wirkung nicht verfehlen.

26) König Arthur und seine Tafelrunde. Drama von August Bürck. Leipzig, Reichenbach, 1834.

Allerdings behält die alte romantische Sage ewig ihren Reiz, doch sind die neueren Dichter in der Art und

Weise, wie sie dieselbe einer modernen Form angepaßt haben, nicht immer glücklich gewesen. Die Versetzung des alten Epos in das neue Drama bietet mannichfaltige Schwierigkeiten dar, die jedoch Herr Bürck glücklich überwunden, sofern er der Handlung Einheit und einen recht passenden Schluß gegeben hat. Der Sinn des Ganzen ist: die Kraft muß sich vor der Schönheit, der wilde Ritter vor der sittigen Dame beugen; wahres Ritterthum ist die Selbstbeherrschung der Kraft durch Sitte, Schönheit, Liebe. Das Gedicht würde aber ungleich angenehmer zu lesen seyn, wenn der Verfasser es so geistreich, witzig, in so unerschöpflicher Munterkeit und zephyrlicher Grazie zu halten gewußt hätte, wie etwa Shakespeare seine mährchenhaften Lustspiele. Viele Stellen sind zu leer und gedehnt und das Langweilige verträgt sich mit nichts weniger als mit dem Romantischen. Z. B. die Eröffnung der Tafelrunde:

Arthur (von seinem Thron erhoben).

Verronnen ist das Jahr in dieser Stunde,
Als ihr zum leztenmal in edlem Bunde
Um mich, ihr Herr'n, gereiht zur Tafelrunde.
Verronnen ist das Jahr, und diese Stunde
Führt euch zur Tafelrunde mir zurück.
So rinnet Jahr auf Jahr und diese Stunde,
Sie kündet neue That mir, neues Glück:
Lang blühe Massonie der Tafelrunde,
Lang' halt' uns noch vereinet das Geschick!

Merlin.

Heil König Arthur und der Tafelrunde!
Sie blühen lange noch in edlem Bunde.
Stets neu von uns als König uns erkohren,
Sey Arthur neu der alte Eid geschworen!

Alle Ritter (sich erhebend).

Heil König Arthur und der Tafelrunde!
Sie blühen lange noch in edlem Bunde.
Stets neu von uns als König uns erkohren,
Sey Arthur neu der alte Eid geschworen!

Arthur.

Ihr Herren, meinen Dank dem neuen Eid,
Seyd mich zu hören, ferner noch bereit.
Ihr kämpftet für den Ruhm der Tafelrunde,
Ihr Ritter all', ich freue mich darob.
Wie gern vernehm' ich solche kühne Kunde,
Wie ihr erzählt mit ritterlichem Munde,
Und spende gern mein königliches Lob.

Neben diesen gedehnten Stellen fallen insbesondere auch die vielen männlichen Reime wegen ihrer Härte auf. Ein solches Gedicht muß leicht auf beflügelten Füßen sich bewegen. Hauptsächlich, wo von der Gewalt der Frauen über die Männer, wo von der zartesten Galanterie die Rede ist, sollte alles Schwerfällige vermieden seyn, sollte die Feder von der lieblichsten und flüchtigsten Grazie regiert seyn. Die Sprache, wie sie hier die Königin führt, scheint uns zu steif:

Ginovar.

Vernehmt, versammelte Vasallen,
Getreue Damen, ihr vor allen,
Die meinem Thron die nächsten sind,
Weil sie mir alle gleich gesinnt,
Daß Männer für das Herrscheramt
Untauglich sind all' insgesammt —
Vernehmt, daß Männer hier gesprochen
Von Kraft und Sitte — schwer gerochen
Soll dieses unheilvolle Wort
An ihnen werden auch sofort!
Die Kraft gehört in unsren Staat,
Und ohne Kraft nicht Rath noch That,
Und in dem Herzen ruht die Kraft,
Des Herzens schöne Herrscherinnen!
Die Frau'n, ihr habt das sicher innen.
Dem Herzen muß die Welt sich fügen;
Weh' dem, den es nicht kann besiegen,
Denn leer ist ihm die ganze Welt,
Weil ihm das Herz darinnen fehlt. —
Die Sitt' ist Damen nur zu Theil,
Wer das erkennt, dem bringt sie Heil;
Sie macht die Kraft sich selbst bewußt;
Sie leiht der Schönheit Werth und Lust.
Das Weib so züchtig, zart und mild,
Das ist der größten Schönheit Bild:
Der Schönheit höchster Thron, er steht
Im Maienreiche, wie ihr seht —
Da führ' ich jezt das Herscheramt! —
Vernehmt mein Urtheil insgesammt:
Verbannung treff' aus unsrem Reich
Die beiden Frevler allsogleich;
Sie wagten uns nach Thron und Leben,
Wie ihr gehört, ihr Frau'n, zu streben:
Sie sprechen ja von Sitt' und Kraft,
Und uns gehöret Sitt' und Kraft!

Arthur (niederknieend).

Ich schwör' es euch, ich kniete nie,
Zum ersten Mal senk' ich das Knie.
Der Schönheit sink' ich willig nieder —
Es hebe mich die Schönheit wieder,
In deren Reich die Sitte spricht,
Und Sitte, die verschmäht mich nicht.
Ich knie reuvoll vor dir hin —
Drum Gnade, hohe Königin!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 74. Mittwoch, 20. Juli 1836.

Dramatische Literatur.

27) Atellanen. Eine kleine Sammlung dramatischer Dichtungen, herausgegeben von Jovialis. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 12. S. 443.

Immer auf's Neue kommen unsre Dichter auf die alte Aristophanische Weise zurück und sie ist auch gewiß die glücklichste, um geistreichen Spott über die Karrikaturen der Zeit geltend zu machen. Gleich im Eingang des ersten der vorliegenden Gedichte „Wolkenzug" gibt sich das große Talent des Verfassers durch den Chor der Wolken zu erkennen:

Dumpf von wetter-luft umwunden
Hausen bang geheime kräfte,
Glüht's von funken, quellen säfte,
Säuselt's wie von tausend munden,
Brandet's wie von meeres-meeren,
Bricht sich's, wie an tausend wehren.
Es sind träume, es sind schatten,
Die zur wahn-geburt sich gatten,
Die sich frisch zu todt gebähren,
Ewig zeugend nie sich mehren.
Da erdämmert's ihnen ferne,
Lös'ten gerne,
Shicht' an shichte,
Sich vom kerne,
Sich zum lichte,
Und es sprießt im farben-brudel,
Blau und silbern aufgequollen;
Seitswärts sprüh'n geheime stollen
Purpur-funken, die sich richten
Wie im quincunx, doch sie flüchten
Unaushaltsam vor dem strudel.

Da vertos't das meer-gestöhne,
Da verlisht des sturmes brausen
Vor der morgen-winde sausen,
Wie in äols-harfen-töne.
Da wird's lichter, da wird's weiter,
Und die wild hereingethürmet
Hoch und höher, breit und breiter
In die bange nacht gestürmet,
Die gebilde, die geballen
Sinken, fallen,
Reih'n zur gruft sich leich' an leichen.
Und die düstern Lichter weichen,
Junge pulse, kinder-kräfte,
Keck entwisht dem nebel-kede,
Rühren spielende geshäfte,

Shaukeln sich im fabel-boote,
Athmen leicht im morgen-rothe.

Führerin.

Wie sich die brut im weichen moos-bett kehrt,
Als gält's den lezten morgen anzurbcheln.
Aurora wandelt längst vom warmen herd
Und fühlt den kühlen nacht-thau an den knöcheln.
Auf, auf, ihr argen! Dringt kein hahnen-schrei
Durch's dicke trommel-fell von faulen mägden?
Wenn liebes-träume euch das herz bewegten,
Gebt acht, ich werf' sie euch im kopf entzwei.

Chor (sich ermunternd).

Erste Wolke.

Herrin, gebeut,
Soll ich den freiheits-baum bauen?
Soll ich den liebes-trank brauen?
Brauchst du ihn heut?

Zweite.

Herrin, sag an,
Flick' ich der eitelkeit fetzen?
Strick' an des logikers netzen?
Meisterin, lobst du mich dann?

Dritte.

Herrin, o sprich,
Schaff' ich die narrheit zur stelle?
Stütz' ich die stolze capelle?
Erkläre dich.

Dann treten Sand, Pitschaft, Wit-Döring, der Wunderthäter Hohenlohe, Pustkuchen und Kleist auf, und viele Objecte, die etwa in der Mitte des vorigen Jahrzehends Aufsehen erregten, werden einer geistreichen Verspottung preisgegeben, die aber jezt die beabsichtigte Wirkung nicht mehr ganz erzielen kann, weil die Objecte kein Interesse mehr erregen, und hauptsächlich auch, weil eine so tragische Persönlichkeit und ein so ernstes Schicksal, wie das des Studenten Sand, zum Spott nicht paßt. Die witzigste Scene in diesem Gedicht ist das große Mittagsessen im Himmel. Die Seligen wollen nicht zusammen sitzen, sondern nach Stand und Partei sich absondern.

Erzengel-Marschall.

Nach der jahrs-zahl, wenn's gefällig ist. Alle Völker nach dem geburts-jahre.

Pietist.

Euer hochwohlgeboren, wir sind hier apart und haben's immer unter uns gehalten und wenn wir ja zur kirche der großen angesteckten gemeinde uns hergegeben —

Andrer.

So haben wir uns in der sacristei versammelt. Wir gehören nicht zu der herde, wir sind ganz extra.

Frau.

Ja wohl, der herr helfer hat's uns selbst zugestanden, ganz apart.

Viele.

Ganz apart, ganz extra. Ja herr, der herr helfer, der herr ober-helfer — man kennt uns schon — man hat's immer so gehalten.

Erzengel-Marschall.

Alles nach dem geburts-jahr. Wird nichts gestattet. (ab.)

Pietist.

Nicht nachgelassen, kinder. Stärkt euch im vertrauen auf den herrn Jesum, der uns alle persönlich an seine seite geladen.

Frau.

Eher lauf' ich davon — in diesem Sodom und Gomorra sitzen? Der bissen fleisch bliebe mir im halse stecken. Kein schluck wein konnte mir schmecken. (ab.)

Gnädige Frau, Fräulein, Cavaliere.

Gnädige Frau.

Das ist nicht zum aus-halten. Ich bitte Sie, baron, so 'nen mißbrauch mit den sitzen zu dulden. Nirgends trifft man sich zusammen; alles verunreinigt mit dem pitoiabeln bourgeois; das ist gräßlich.

Cavalier.

Nein, in diese canaille hinein, da gehörte ein andrer appetit zu, als der vor'm hunger-sterben kömmt ꝛc.

Im zweiten Gedicht „die Gegenkaiser," d. h. Ludwig der Bayer und Friedrich von Oesterreich, hat der Verfasser seine Meisterschaft in der Behandlung deutscher Dialekte bewährt. Die Soldaten reden in ihren Mundarten, österreichisch, bayrisch, schwäbisch. Auch Tyll Eulenspiegel ist dabei. Hier nur eine kleine Scene:

Hauptmann.

Compenie, hólt! Nu schwaig emól, tremmler. Wiß soll i denn commendiern, wenn du óllwall in di óndri woch'n näi-sichst, un di nit dónn und wónn emól umschaust, ob mier aa nóchlémmen?

Trommler.

Es kón óener nit zo glaicher zait in sain biruef órbaiten und en edd'n esel ōzloh'n, der de ſtrößen ziet. J wóes schō ungfähr, wiß wait Sis's prestiern, herr baptmónn, und wiée shō posto fóſſ'n, wo wós ze krieggen is. J wóes aa, wós der brauch is, i.

Hauptmann.

Shwaig iëz und stör mi nit. — Möchz front. So is recht. — Wós sperrz denn 's mal aff, Zaslaner? dó brunt'n weed'n ing shō e pór shwóldm-schwenz deāi fliëgng, óber kóeni drótni tan'm. — Affgepóßt, fóg i iëzt, wónn ich ing iëz commendier: in der flänk'ng óbmorshiert! — höbz és ingri shnóps-flósh'n mit munizíō versá'ng, eh mer ōgraifm, fógz emol?

Einer.

Meine ist no iotter-leer, herr haptmō.

Hauptmann.

Wós, du schön-kopf? Möenst de, mer hett óll viertei-stund só'n fóndëll vorn aa'ng, wo unser herrgott den órm raus streckt? Mee fann hait no nit en óenzigs verbai-kumme.

Trommler.

I sich óens dó vorn shō sittern hólbm stund.

Spielmann.

Drum is er so drauf ios marshiert.

Tyll.

Er hat recht, er is seinem fahnderl treu, wie's einem ehrlichen lanz-knecht zukommt.

Hauptmann.

Shwaigz és döhint'n und póssz dis mer ing frógt. Dós geht ing nir ō, wenn der commendóut sich vornedrō iber de operaziō ausenónderfezt. Dó wollt ich aa sehn, wó's aus der bótólly sollt wern, wenn der óeni vorn, der ónder hint'n wëllt commendiern, und zerlezt kóener e bōe wëllt reg'ng, dóß wós gshecht. I vermóhn ing iëz, dóß és sëllz muet und gwólt-thätigkait in laib heië'ng, ing recht wiē de solbót'n afzeſiern, und nit unterwegs óllwal nóch di kirch-thiern ze schann, eh's nit bóld mittóg wëllt wern. So fóg ich ing ólso im nómen ingers herrn herzogs, der hierdrunten sëlber in höchst-óegeni gfóhr sich begeb'm hót, um ing und inger lónd vor den ungehobelt'n Bóer ze verdeffendiern, so ermóhn i ing also, dóß és töpfer und gitrai, óls bróvi óstralcher sollt af'm faid los-gehn, und dómit móen i nit wiē dós dummi viech oder ohni verstónd, sondern és sollz ing óls gshaiti burshi zóegng, denn dórum hót mer nóch ing gshickt." —

„Der Student von Coimbra" soll eigentlich heißen von Tübingen, ein Schwank aus dem Leben gegriffen, durchaus in schwäbischer Mundart, sehr ähnlich den bekannten Lustspielen von Wagner, die ebenfalls das gemeine Leben mit beinahe klassischer Treue und in der Volkssprache schildern. Das Poetische dabei ist eigentlich das Prosaische, die gänzliche Nüchternheit und Wahrheit des Alltagslebens.

Den Schluß macht eine freie Uebersetzung der Acharner des Aristophanes ebenfalls in schwäbischer Mundart. In mancher Beziehung eignet sich diese Mundart trefflich für die zahlreichen plebejischen und bequem häuslichen und völlig ungenierten Stellen des Aristophanes. Doch fühlt man sich, wenn man hier überall griechische Namen und Interessen berührt findet und zuletzt die trauliche schwäbische Sprache hört, die an ganz andere Namen und Interessen mahnt, von dem Gegensatz zwei so verschiedner Volksthümlichkeiten um so mehr gestört, je näher sie einander gebracht sind.

28) Dionysosfest. Lyrische Tragödie. Von Heinrich Stieglitz. Berlin, Veit, 1836.

Ein etwas kaltes allegorisches Gedicht auf den Weingott, von Anfang bis zu Ende von der Begeisterung redend, aber weder selbst begeistert, noch andere begeisternd, in jener fatalen didaktischen Nüchternheit, die keine bacchantische Lust zuläßt, und die hier noch abgestandener wird durch die Affektation, womit der Dichter die steife Manier des alternden Goethe nachahmt. Wir können keine passendere Probe geben, als den Schlußchor:

Alles Werdens, alles Strebens,
Alles Blühens, aller Saat,
Des geheimsten Keimerlebens,
Jungen Quellens letzte That —
Ihm sich weihn in heitern Ahnen
Ist die Wahrheit, ist das Wort;
So vereint sein heilig Mahnen
Unter seine Siegesfahnen
Friedeselig Hier und Dort.
Heil ihm! Nicht zerreißen wollt' er
Fromme Sitte, schlichtes Recht,
Aber unversöhnlich grollt er
Widerstrebendem Geschlecht;
Milder Löser harter Bande
Trat er siegend in die Welt,
Seiner Treu zum Unterpfande
Zu beglücken alle Lande,
Er, der jugendliche Held!

29) Tasso. Ein dramatisches Gedicht in vier Abtheilungen von Andreas Brummer. Mannheim, Hoff, 1834.

Eine jener vielen Nachahmungen, die Goethe's Tasso bereits veranlaßt hat. Der gleiche Gegenstand in gleicher Form. Der Dichter ist auch weit entfernt, mit Goethe wetteifern zu wollen. Er legt nur diesen Nachklang seiner Liebe, auf Goethe's Hügel nieder. So setzten die Schüler des Michel Angelo Statuen in seiner Manier, die aber schlecht nachgeahmt waren, auf sein Grab und machten dadurch erst aufmerksam auf die Vortrefflichkeit der Originale.

30) Dramatisches und Lyrisches von Leo von Walthen. Stuttgart, Brodhag, 1835.

Die Tempelherrn, ein Trauerspiel. Ein Templer verliebt sich in ein Mädchen, die seine eigne Schwester ist, ohne daß er es weiß. Ein Bösewicht hat sie als Kind entführt. Derselbe hilft jezt den Türken zu einem Ueberfall, den aber die Templer abschlagen. Die liebenden Geschwister trennen sich, sobald sie sich erkannt. Das ist Alles. Die Jamben sind gut, aber das Ganze läßt kalt. Unter den Gedichten bemerken wir einen nicht sehr witzigen Spott über das noch nicht erschienene Schiller-Album und einen Romanzenkranz, der Eid, der wohl überflüssig ist, nachdem wir den spanischen haben.

31) Schauspiele von Franz von Elsholtz. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Ein untergeordnetes aber höchst fleißiges Talent tritt hier vor. Die bekannte Piece „komm her" hat diesem Schriftsteller einen gewissen Theaternamen verschafft, den er nun noch durch sein Lustspiel „die Hofdame" gerechtfertigt hat, das Goethe'n im Manuscript zugeschickt und über das ein sehr feierlicher Briefwechsel eröffnet wurde. Die Briefe, welche Goethe in dieser welthistorischen Angelegenheit geschrieben hat, sind unnöthigerweise vorgedruckt. Sie sind in dem bekannten Curialstyl, den sich Goethe später etwas pseudo-jupitrisch zugelegt hat, und durchaus ohne alles Interesse. Herr von Elsholtz legt jedoch auf sie wie auf den ganzen hieher gehörigen Verkehr mit Goethe so große Wichtigkeit, daß er in der Vorrede ganz ernsthaft sagt: „auf diese zwar zögernd, aber doch mit Freimüthigkeit vorgetragenen und aus dem Gang der Handlung näher entwickelten Gründe erfolgte sodann der obige, freundliche Bescheid und endlich durch die weitere Aeußerung des Herrn ꝛc. v. Müller, nach fast fünfzehnmonatlicher Dauer, der Schluß der Verhandlungen!" Wenn nur kein neuer Krieg ausbricht! Bei einem Friedensschluß müßte man, ihn würdig bekannt zu machen, ganz neue Ausdrücke erfinden, um nicht von diesen Lustspiel-Verhandlungen überflügelt zu werden. Parturiunt montes. — Die beiden Bände enthalten: „die Hofdame," das alte „komm her" und ein neues Gegenstück „geh hin," welches einer Besprechung hier nicht bedarf, „die beiden Cordova," ein Trauerspiel, den deutschen Kritikern folgendermaßen zugeeignet:

Dem Schicksal, — nicht dem Dichter hat's gefallen,
Der drob sich härmt und schier vor Unmuth weinet,
Daß dieses Spiel, worin der Böcke Lallen,
Statt Sang's, vielleicht zu hören Ihr vermeinet, —
Daß dieses Spiel vor Eurem Stuhl erscheinet,
Dem nur ein Fehlgriff in die Nacht der Ballen,
Wo Druck- und Mottenvorrath bunt sich einet,
Die Bahn geöffnet zu des Lichtes Hallen!

Drum laßt nicht allzuhart den Dichter büßen
Für jene Fügung, die mit reif'rer Spende
Ihm nicht gegönnt, Euch diesmal zu begrüßen;

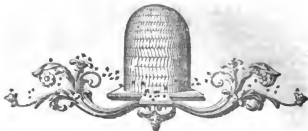
Und müßt Ihr dennoch schelten, — nun so wende
Von ihm, der selbst darob am schwersten duldet,
Auf Die sich Euer Zorn, die ihn verschuldet!

Da wir nun nicht Lust haben, auf den Druckerei-Faktor zu schelten, so schelten wir lieber auf das weitere Lustspiel: „der sprechende Hund", welches aber so wenig witzig als sehr schlüpfrig ist. Ein katholischer Pfarrer und seine Köchin. Das müßte fein behandelt werden. Endlich ist noch ein französisches Lustspiel: „Les Anglais en France" abgedruckt, dessen Beurtheilung wir den Franzosen überlassen wollen.

32) Purbaum. Dramatisches Gedicht von F. E. Scherer. Leipzig, Engelmann, 1836.

Im Jahr 1829 hat Eduard Duller den nämlichen Stoff ebenfalls dramatisch behandelt. Es ist eine etwas freie Bearbeitung einer alten Volkssage von der Erbauung des Stephansthurms in Wien. Herr Scherer bezeichnet als Dekoration der Schlußscene: „voller Anblick der Stephanskirche mit ihren Thürmen." Sollte dieser volle Anblick wirklich gewährt werden, so müßte die Kirche sehr tief in den Hintergrund treten. Dies will aber der Dichter nicht, sondern er bringt den Thurm so nahe, daß Meister und Gesellen unmittelbar von der Bühne aus hinaufsteigen, und er ist zulezt genöthigt, den Meister hinter der Bühne herabstürzen zu lassen, da sich dieses Effectstück vorn nicht gut ausführen läßt. Solche Stoffe, wo alles Interesse sich in einer Handlung concentrirt, die nicht auf der Bühne aufgeführt werden kann, sind eben deßhalb untheatralisch. Der Dichter hat indeß die Vorbereitungen zu der Katastrophe des Sturzes durch eine Intrigue, in welcher Zunftgeist und Künstlerneid die Hauptrolle spielen, zu würzen gesucht. Seinen Helden, den jungen Baumeister, hat er etwas zu sehr idealisirt, und dabei das schlichte, biderbe Bürgerthum der guten alten Zeit, das wahrlich mit unserm sentimentalen Kunstakademismus nicht zu verwechseln ist, zu sehr außer Acht gelassen. Schon der sehr prosaische Name Purbaum widerstrebt dem Idealisiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 75. Freitag, 22. Juli 1836.

Alterthumskunde.

9) Handbuch der griechischen Literaturgeschichte, von Dr. C. F. Petersen, Professor der Philologie zu Kopenhagen, Mitglied der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften u. s. w. Mit einem Vorworte von Dr. August Matthiä. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834. XIV und 432 S. gr. 8.

Die Geschichte der griechischen Literatur hat sich in den lezten dreißig Jahren im Einzelnen einer sehr sorgfältigen Pflege zu erfreuen gehabt. Wir dürfen in dieser Beziehung nur an die Werke erinnern, welche über die Homerische Poesie, über Hesiod, über die Elegiker und Tragiker, auch über viele Theile der Prosa entstanden. Die Fragmente der griechischen Lyriker, Tragiker und Logogripben wurden mit größtem Eifer gesammelt, und mit Umsicht und tiefer Gelehrsamkeit erläutert, die Lebensverhältnisse der einzelnen Dichter mit musterhafter Genauigkeit erörtert. Vorzüglich haben sich Welcker und die Schüler aus der trefflichen Schule von Böckh, so wie die Brüder Thiersch um die Aufhellung der Geschichte der epischen und lyrischen Poesie vielfache Verdienste erworben. Die musterhaften Einleitungen von Böckh und Thiersch zum Pindar, die Werke von Creuzer und Dahlmann über die griechischen Geschichtschreiber, die Geschichte der griechischen Philosophie von Ritter und Brandis, jene der Beredsamkeit von Westermann, Ulrici's Geschichte der epischen und lyrischen Poesie werden stets gerechte Anerkennung finden. Wollten wir die vielen Abhandlungen, welche über einzelne kleinere Theile der griechischen Literatur Licht verbreiten, hier alle aufzählen, so würden wir viel zu weitläufig werden.

Nach solchen Vorarbeiten im Einzelnen war ein Werk, welches das Ganze umfaßte, ein Bedürfniß. Daß aber dazu eine flüchtige Benützung neuerer Werke nicht hinreiche, zeigt das Werk von Fuhrmann nur zu deutlich. Ungleich gründlicher und umfassender ist jenes von Schöll. Doch, so viele Vorzüge es auch in sich vereinigt, und so sehr sich die Ueberfetzer bemühten, die vorzüglichsten Resultate neuerer Forschungen am gehörigen Orte anzubringen, so läßt sich deßhalb nicht in Abrede stellen, daß noch viel zu wünschen übrig blieb. Als Handbuch ist das vorliegende Werk von dem Herrn Dr. Petersen, einem vielseitig gebildeten und mit kostbaren literarischen Schätzen versehenen Manne, dankbar anzuerkennen. Wer sich bloß von dem ganzen Vorrathe der Literaturwerke der griechischen Nation eine Uebersicht zu verschaffen sucht, der kann dasselbe nur mit großer Befriedigung aus den Händen legen. Allein der innere Entwicklungsgang des griechischen Geistes und der ihn aussprechenden Literatur

ist nicht klar gemacht. Man muß sich damit trösten, daß der Verfasser durch eine fast vollständige und höchst genaue Angabe der neueren Hülfsmittel diejenigen, welche nicht selbst große Bibliotheken besitzen, oder in der Nähe solcher sich befinden, in den Stand gesetzt hat, sich durch Benützung derselben diejenigen Aufklärungen zu verschaffen, die sein Werk nicht enthält. Auch mit der Eintheilung des Verfassers können wir nicht ganz zufrieden seyn. Er theilt das Ganze in vier Perioden, von denen die erste die früheste Zeit bis auf die Gesetzgebung des Solon, die zweite den Zeitraum bis auf die Regierung Alexanders des Großen, die dritte bis auf Constantin den Großen, die vierte aber die Zeit bis auf die Eroberung Constantinopels durch die Türken umfaßt. Daß bei dieser Eintheilung die Uebersicht der allmähligen Entwicklung der einzelnen Zweige bedeutend erschwert wird, leuchtet ein.

Bei der Behandlung des Homerischen Epos wäre sehr zu wünschen gewesen, daß Herr Dr. Petersen die Spuren, welche sich in den Homerischen Gesängen über die epische Behandlung älterer Gegenstände vorfinden, genau verfolgt, und überhaupt den Uebergang von der geistlichen zur weltlichen Poesie, den der thrazische Sänger Thamys gemacht zu haben scheint, kritisch nachgewiesen, und den Unterschied, der zwischen der Ilias und Odyssee stattfindet, und das unzweideutigste Zeugniß gibt, daß beide Werke nicht von einem Dichter herrühren können, wenigstens mit einigen Worten angedeutet hätte.

d.

10) Geschichte Griechenlands von der Entstehung des ätolischen und achäischen Bundes bis auf die Zerstörung Korinths, von Dr. Wilhelm Schorn, Bonn, Weber, 1833. XII und 415 S. gr. 8.

Ungeachtet des in neuerer Zeit so regen Strebens, das Alterthum nach allen Seiten hin zu erforschen, ist die Periode der griechischen Geschichte von der Entstehung des achäischen und ätolischen Bundes noch nicht ausführlich beschrieben worden. Man hat zwar höchst schätzbare Uebersichten derselben in den Werken über allgemeine und griechische Geschichte; auch sind einzelne Theile, wie die spartanische Geschichte von Manso, die achäeische von Helwing, bearbeitet worden. Allein für denjenigen, der sich über diese Periode ausführlich unterrichten will, reichen alle diese Werke nicht hin. Die Geschichte des Engländers Gerst enthält zwar manches Treffliche über diesen Zeitraum; allein derselbe ist von ihm weder mit jener Ausführlichkeit noch mit jener Gründlichkeit behandelt worden, welche in gegenwärtiger Zeit Freunde des Alterthums verlangen. Flathe konnte sich im zweiten Theile seines Werkes über Macedonien ebenfalls nicht zu umständlich über Griechenland verbreiten, sondern mußte auch Macedonien, Syrien und Aegypten gleichmäßig berücksichtigen. Diese Vernachläßigung der Geschichte der obenbezeichneten Periode von Seite der Deutschen muß mit Recht befremden, da das Volk und der Gegenstand überhaupt wegen seiner Wichtigkeit besondere Berücksichtigung verdient. Es ist nicht zu verkennen, daß auf die Griechen nach Alexander viele der ihren Ahnen eigenthümlichen Vorzüge übergegangen sind, sie besaßen noch immer ausgezeichnete Anlagen und eine hohe Bildung, wodurch sie sich von den übrigen Völkern vortheilhaft unterschieden. Allerdings hatten traurige Verhältnisse sehr verderblich auf die Sitten gewirkt; doch war keineswegs eine gänzliche Entartung eingetreten. Ihrer Nationalwürde eingedenk und dem Beispiele der Väter nacheifernd, suchten sie stets gewaltthätige Anmaßung abzuwehren, und den Ruhm alter Unabhängigkeit zu behaupten.

Zu diesem Zweck sehen wir zwei Bünde entstehen, welche um so merkwürdiger sind, als die frühere Geschichte Griechenlands kein Beispiel einer ähnlichen Vereinigung aufzuweisen hat. Beide bekommen bald eine solche Bedeutung, daß von ihnen das Schicksal der übrigen abhing. Aber leider dachten die Aetolier zu viel an die Befriedigung ihrer Habsucht und zu wenig an das allgemeine Beste; daher brachten sie über sich und andere Verderben. Edlere Grundsätze leiteten die Handlungsweise der Achäer. Um das Vaterland erwarben sie sich vorzügliches Verdienst, indem sie die Gewaltherrschaft vernichteten, welche von Anführern verruchter Söldner ausgeübt wurde. Sie hatten die meisten Staatsmänner und Feldherrn. Drei durch rechtliche Gesinnung, durch Kraft und Fülle des Geistes gleich ausgezeichnete Megapolitaner, Philopoemen, Lykortas und Polybius sind unserer Achtung und Bewunderung werth, und würden jedes Volk und jedes Zeitalter verherrlichen. Nicht so hoch steht Aratus von Sikyon. Er hat aus Selbstsucht die von ihm zum Theil geschaffene und schön aufblühende Freiheit den Macedoniern wieder überliefert, und dadurch das traurige Loos Griechenlands vorbereitet.

Auch Sparta bietet während dieses Zeitraums reichlichen Stoff zum Nachdenken dar. Als Agis den Thron seiner Väter bestieg, war der einst so mächtige Staat in seinen innersten Fugen erschüttert. Die Verfassung war in jeder Hinsicht entartet, ihre Uebelstände vollends ausgebildet, und traurig wirkten die Folgen. Das Gute, was Lykurg geschaffen hatte, war längst untergegangen, das Schlechte, das Unangemessene, welches dem oligarchischen Egoismus zusagte, bewahrte sein altes Ansehen; bloß Formen bestanden, ohne daß der Geist sie belebte, der ihnen ehedem so großen Glanz verliehen. Die Scheidewand zwischen Spartiaten und Periöken ward fortwährend mit eifersüchtigen Augen bewacht, wiewohl, was dem

Staate alle Kraft nahm, die Anzahl der ersteren durch Verluste im Krieg und andere widerwärtige Schicksale auf siebenhundert zusammengeschmolzen war, und auch diese erfreuten sich keiner günstigen Lage. Denn durch Verschlechterung der Sitten und Lebensart, durch Aufhebung der Gesetze über das Erbrecht, indem die Güter veräußert oder verschenkt werden durften, war es so weit gekommen, daß jezt hundert Familien das ganze Landeigenthum im Besitze hatten. Besonders waren einzelne Weiber ungeheuer reich, und übten dadurch schon seit des Aristoteles Zeit einen überwiegenden Einfluß aus. Die übrigen Spartaner schmachteten in der größten Armuth; denn ein Gewerbe zu treiben, war nicht herkömmlich und ehrlich. Neben diesem Elende traf man jedoch kaum irgendwo eine so große Verschwendung an, wie in Sparta, als Ersatz und Entschädigung für die verschwundene Herrlichkeit. Denn die schon seit Lysander eingerissene Ueppigkeit mußte in einem Staate, wo man sie durch eiserne Bande zurückzuhalten gesucht hatte, nachdem die Ketten zersprungen waren, furchtbar überhand nehmen. Die gesetzlichen Oberhäupter des Staates hatten fast alle Bedeutung verloren. Zwei vortreffliche Könige machten den Versuch, durch Wiedereinführung der alten Einrichtungen ihrem Staate frisches Leben einzuflößen; allein ihre Bemühungen mußten bei einer solchen Lage der Dinge ohne besondern Erfolg bleiben. Sie scheinen nicht bedacht zu haben, daß es nicht die Formen sind, welche einen erstorbenen Geist wieder hervorzurufen vermögen, sondern daß der Geist sich die dem Bedürfniß entsprechenden Formen jedesmal schaffen muß. Mit Recht sagt Heeren von dieser Staatsveränderung: „Wer Geschichte großer Revolutionen studieren will, mache mit diesen kleinen den Anfang; man geht vielleicht von keiner mehr belehrt weg."

Einen großartigen Charakter gewinnt die griechische Geschichte, seitdem die Römer mit Macedonien zusammentreffen. Es kommt zum Kampf und auf griechischem Boden werden meistens die Kriege geführt, welche das Uebergewicht Roms im Osten begründen. Nur mit Schmerz liest man das traurige Schicksal, welches Griechenland nach der Einnahme von Korinth traf. In dieser traurigen Lage konnte sich das Volk Glück wünschen, daß es doch noch einen großen Mitbürger hatte. Polybius begleitete den Scipio zum Kriege nach Afrika. Auf die Nachricht von dem Unglücke der Griechen riß er sich aus den Armen seines Freundes los, eilte nach dem Peloponnes und suchte zu retten was noch zu retten war. Durch seine Verwendung wurden viele Verurtheilte geschont, viele Ehrendenkmäler erhalten. Er wurde sogar von den römischen Gewalthabern beauftragt, die Städte zu bereisen, die obwaltenden Streitigkeiten zu schlichten, die neue Regierungsart einzuführen und das Volk an dieselbe zu gewöhnen. Durch heilsame Einrichtungen, besonders in der Rechtspflege, bewirkte er, daß die allenthalben herrschende Verwirrung bald aufhörte, und Ruhe und Ordnung wiederkehrten. Aber die Wunden, welche die unmenschliche Behandlung geschlagen hatte, blieben unheilbar. Die Spuren der Verheerung konnte selbst die Länge der Zeit nicht verwischen. Die Wuth roher Eroberer richtete Hellas später so zu Grunde, daß es meistentheils einer Wüste glich, deren Einsamkeit desto schmerzlichere Empfindungen erregte, je lebhafter die zahlreichen Trümmer vormals blühender Städte an eine herrliche Vorzeit erinnerten.

Wir haben Herrn Schorn in dem ganzen Werke als einen sehr fleißigen und genauen Geschichtschreiber kennen gelernt, und hegen die Ueberzeugung, daß, wenn er seine übrige Muße der Geschichte widmet, sich für die Zukunft noch manche schöne Leistungen von ihm erwarten lassen. Die Ausstattung des Werkes ist in jeder Beziehung vortrefflich. d.

11) Perikles als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens. Von Dr. J. A. Kutzen, Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Breslau. Grimma, Gebhardt, 1834. XII und 202 S. gr. 8.

Nicht leicht dürfte ein Theil der alten Geschichte für das gebildete Publikum unserer Zeit so hohes Interesse haben, wie die Periode, in welcher Perikles als Staatsmann wirkte. In derselben wurde in Hellas durch Athen das, was wir Hellenismus nennen, in allen seinen Richtungen zur Vollendung gebracht, und bewirkt, daß der Name der Hellenen nicht mehr eine Bezeichnung des Geschlechts, sondern des Geistes wurde; in dieser Zeit begründete jene Lokalkultur Athens, die in der Folge zur Weltkultur geworden, begründete der Einfluß Athens auf das Geistes- und Gemüthsleben der beachtenswerthesten Völker Europas Folgen, die eigentlich gar nicht zu berechnen sind, und vermöge deren das kleine Attika für die Geschichte von größerem Umfange ist, als manche weite Fläche von vielen tausend Quadratmeilen. Wir bedauern, daß uns der Verfasser des vorliegenden Werkes nur eine Uebersicht der Leistungen und Thätigkeit des großen athenienſischen Staatsmannes, während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens, nicht eine vollständige Geschichte seines Lebens und der Zeit, zu deren Glanz er so viel gethan, darbietet. Indeß können wir uns mit der Versicherung trösten, daß er sein Versprechen, die Blüthenperiode Athens nach allen Seiten hin zu beleuchten, recht bald erfüllen werde. Die Urtheile über diesen Abschnitt (denn so muß dieses Werk in Bezug auf den Zeitraum, den Herr Dr. Kutzen zu behandeln sich

vorgenommen hat, betrachtet werden) dürften alle zu Gunsten des Verfassers ausfallen, und ihn nicht wenig anspornen, seine begonnene Arbeit mit rüstiger Thätigkeit und Umsicht fortzusetzen, und recht bald zu einem erfreulichen Ende führen.

Der Verfasser ist übrigens von jeder übertriebenen Bewunderung des Perikleischen Zeitalters weit entfernt, und hat durch ein sorgfältiges Studium der Quellen eine klare Einsicht auch in so manche Schattenseite desselben gewonnen.

Unter allen alten Geschichtschreibern hat Thukydides den Charakter des Perikles am richtigsten gezeichnet, und die Absichten und überhaupt das ganze Streben des ungewöhnlichen Mannes am tiefsten durchschaut. Daher ist der Verfasser vorzüglich ihm gefolgt und hat sich durch Plutarch, der keineswegs die tiefste Einsicht in die Staatsangelegenheiten hatte, und bei seinem einseitigen Zwecke überhaupt nicht geeignet war, die Wirksamkeit des Perikles und das Leben seiner Zeit mit deutlichen Farben zu schildern, nicht zu einer verkehrten Ansicht über den Charakter und die Plane des großen Staatsmannes verleiten lassen.

In der ersten Beilage verbreitet sich der Verfasser über Thukydides als Geschichtschreiber in Beziehung auf Perikles, und über das Verhältniß, in welchem die andern Berichterstatter zu diesem großen Historiker stehen. In einer Zugabe zu dieser Beilage theilt er uns die politischen und moralischen Sentenzen mit, welche in den Reden des Perikles bei Thukydides vorkommen.

Die zweite Beilage dürfte für das größere Publikum ein noch höheres Interesse haben. Sie umfaßt alle Urtheile, welche von Neueren von Guthrie und Gray an bis auf Zinkeisen über Perikles gefällt worden sind.

12) Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie, von Ed. Bauch. Breslau, Max und Comp., 1834. VIII und 84 S. gr. 8.

Wenn unter den Staaten des alten Griechenlands Athen vorzüglich reich an großen Männern gewesen ist, auch Sparta einfache und edle Kriegshelden, wie schlaue und gewandte Staatsmänner hervorgebracht hat, so finden wir Theben ungleich ärmer. Aber doch hatte dieser Staat in der kurzen Zeit seines politischen Aufschwunges zwei Männer aufzuweisen, welche an echter Bildung, Unbescholtenheit des Charakters, Vaterlandsliebe, persönlicher Tapferkeit und Ausdauer in allen ihren Bestrebungen, alle Hellenen ihrer Zeit weit übertreffen, Pelopidas und Epaminondas. Des Epaminondas öffentliches Leben und Wirken während eines Jahrzehends ist der Glanzpunkt in der Geschichte seines Vaterlandes. Der Verfasser hat die Wichtigkeit des Gegenstandes sehr wohl gefühlt, und uns deßhalb aus seinem größerem Werke, welches er über die Geschichte und Kultur Thebens und des böotischen Bundeslandes zu bearbeiten beabsichtigt, vorläufig nur diesen Abschnitt übergeben, von dessen Aufnahme die weitere Fortsetzung seiner Forschungen über diesen Gegenstand, wie er in der Vorrede sagt, abhängen wird. So schön die Aufgabe ist, eben so groß und vielleicht noch größer sind die Schwierigkeiten, die sie enthält. Es tritt uns hier kein Herodot oder Thukydides als Wegweiser entgegen. Die Quellen sind sparsam und verlangen eine strenge Kritik.

Auch die Vorarbeiten und die Hülfsmittel sind weder so zahlreich, noch von dem Umfange, daß sie einem Geschichtschreiber jener Zeit wesentliche Dienste leisten könnten. Daher machen wir auch an einen jungen Mann, der zum ersten Mal in dem schwierigen Fache der Geschichte sich versucht, keine zu großen Anforderungen, und erklären mit Vergnügen, daß der Verfasser der vorliegenden Schrift alles geleistet hat, was Fleiß nur immer leisten kann. Allein damit ist freilich noch nicht alles gethan, besonders bei einer solchen Geschichte, die durch Leidenschaftlichkeit der Parteien und zum Theil durch Kurzsichtigkeit so sehr entstellt worden ist.

d.

Dramatische Literatur.

33) Des Hasses und der Liebe Kämpfe. Drama von Ludwig Bechstein. Hildburghausen, Kesselring, 1835.

Nach einer wahren Begebenheit. In Meiningen wird ein wandernder Jude heimlich umgebracht von einem muthwilligen christlichen Jüngling. Ein Freund des Juden (dem der Geist des Ermordeten erscheint) entdeckt die That, fordert vergebens Genugthuung und bringt zur Sühne ein Christenkind um. Dies hat einen großen Volksauflauf zur Folge und alle Juden in der Stadt werden verbrannt. Darunter ist denn auch die schöne Lea, in die Guido, der Sohn des Stadtschultheißen, sterblich verliebt ist und mit der er stirbt, da er sie nicht mehr retten kann. Herr Bechstein schreibt sehr viel, weiß aber allen seinen Darstellungen Lebendigkeit und Wärme zu verleihen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 76. Montag, 25. Juli 1836.

Romane.

1) v. Balzacs erzählende Schriften, deutsch bearbeitet von Fr. Seybold. 1ste—9te Lieferung. Vater Goriot. Stuttgart und Leipzig, Rieger und Comp., 1835.

2) Vater Goriot. Familiengemälde aus der höheren Pariser Welt. Nach Balzac von Friedrich v. R. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1835.

In Paris ist seit sechs Jahren die Consumtion literarischer Celebritäten wahrhaft schrecklich, und zwar in allem, im Feuilleton, im Roman, in der dramatischen Literatur treiben sie sich, als wäre ein Sturmwind hinter ihnen, und verschwinden bis auf Wenige unter den Mittelmäßigkeiten des Tags. Die Geschicktesten halten mitten in ihrem Flug still und springen zum Staatsdienst in irgend eine fette Division über, oder machen gute Heirathen so lange sie noch gefeierte Dichter sind.

Eine merkwürdige Erscheinung ist, was sich jezt mit Balzac in Frankreich zuträgt. Noch vor wenigen Wochen war er ein großer Mann, die Buchhändler rissen sich um ihn, und bezahlten seine Aufsätze sehr theuer; er hieß der gigantischste Romanschreiber der Welt, er wurde gerühmt, bewundert und angestaunt von dem großen Haufen der kleinen Leute, die ihm nacheiferten. In diesem Augenblick ist dies ganz anders. Balzac steht vor Gericht, Journale und Revuen fallen um die Wette mit bittern Sarkasmen, mit Vorwürfen aller Art über ihn her und läugnen nun keck Alles, was sie noch vor Kurzem doch von ihm rühmten, selbst die Ergiebigkeit seiner Feder. Balzac, der hochgepriesene Balzac steht jezt ganz unten und die mittelmäßigsten literarischen Mittelmäßigkeiten stellen sich weit über ihn. Ein ähnliches Schicksal droht J. Janin, dessen Reputation auch bereits stark im Sinken ist; doch da sind wir noch nicht.

All die vernünftigen und ruhig denkenden Leute, denen die jetzige französische Modeliteratur ohne Religion, ohne Sitten, ohne Gewissen und überdies ohne alle Kunst und Geist schon lange ein Greuel war, und die sich grämten, sie wie eine mächtige Wucher- und Giftpflanze breit und buschig emporschießen zu sehen, diese Verständigen haben nun auf einmal glänzend und unwiderleglich Recht, denn durch Balzac's Prozeß sind alle Coulissen, Geheimgemächer, Winkel und Abtritte des großen Pariser Literatur-Theaters aufgemacht und ans Licht gebracht worden. Nun weiß man auf einmal, wie in diesem öffentlichen Pariser Haus gemanscht, gehandelt und in allerlei Schmutz herumgewühlt wird, wie daraus die Revue und die Lesekabinets fournirt werden, wie sich da die Mitarbeiter auf der einen Seite Judasküsse und auf

der andern Rippenstöße wie Packträger und Gassenkehrer geben, wie man da eigentlich die Literatur betrachtet und betreibt, was für Gerichte da, und wie sie für das liebe Publikum gekocht und gebraten werden, indem man ihm stets wiederholt, man denke nur auf sein Vergnügen und seine geistige Entwicklung! Gewiß, der Anblick dieser Literaturwirthschaft ist äußeest unterhaltend und belehrend.

In dee Revue de Paris erschienen zuerst die Balzac'schen Novellen und hießen darin nach einander, oder manchmal zusammen: Scenen aus dem Privatleben, philosophische Scenen, Scenen aus dem Landleben, drollige Scenen (scènes drolatiques) u. s. w. Diese Revue verklagt nun ihren ältesten Lieferanten, ihr immer nur Anfänge von Aufsätzen, aber nie deeen Fortsetzungen und Schluß geschrieben zu haben, so Seraphita, le Lys dans la vallée, le Pere Goriot, die Mémoires d'une jeune mariée und die höchst unsittliche Physiologie du mariage. Dabei schimpft die Revue über jene Anfänge, die sie früher höchlich rühmte, zählt die großen Vorschüsse auf, die Balzac gemacht wurden, zusammen 23,500 Fr. Duech die Journale und Revuen ist nun diese an sich einfache Sache sehr giftig und bißig geworden, denn in ihnen finden wir seitdem eine Menge Angriffe, Antworten, beleidigende Briefe, Beschuldigungen, Personalitäten, Geschwätz und wiedergesagtes Geschwätz, das in dem elendesten und kleinsten Krähwinkel nicht ärgee seyn könnte. Ueber den armen Balzac wurde entsetzlich geschrieen. Einige Journale drangen in seine Wohnung, in sein Schlafzimmer ein, um dessen orientalischen Luxus zu tadeln; Andere sprachen von dem großen goldenen Knopf seines Stocks, über den die Frau von Girardin so eben einen armseligen, aber schlüpfrigen Roman geschrieben hat; wieder Andere sprachen von seiner Reise nach Clichy und nach Savoyen, von den Gläubigern, die ihn bei seiner Rückkehe mit 15,000 Fr. Schuldscheinen erwarteten; Andeee von seiner Herkunft, daß er Balzac schlechtweg sey und sich selbst zum Heeen von Balzac gemacht habe, daß er gelockte Haaee à l'enfant trage und andeee gleich wichtige Dinge. Buloz, der Direktor dee Revue de Paris, der ehemals mit Balzac ein Herz und eine Seele wae, hezt jezt alle Literatoren und Schriftsteller gegen ihn und in dem Bulletin seiner Revue stüzt er sich auf sieben „große Männer“ seiner Revue: Janin, Dumas, Sue rc., denn sie unterzeichnen mit ihm eine Art von Erklärung über die Rechte der Revue. Balzac sagt in seiner Vertheidigungsschrift ganz wahr und witzig von diesem Aktenstück: Es sehe große Flecken von Champagner darauf. In der Hauptsache aber ist er ganz im Recht, denn er hatte früher eeklärt, den Ueberschuß der ihm gemachten Vorschüsse sogleich baar zurückzahlen zu wollen, auch gewann er seinen Prozeß und Buloz wuede sogar in die Kosten verdammt. Darum scheint mir der unverständige Proceß nur eine vom Zaun gebrochene Gelegenheit über Balzac herzufallen, ihn zu verunglimpfen und in den Staub zu ziehen. Balzac begnügt sich aber nicht damit, im Proceß gegen Buloz Recht zu behalten, er wirft Lezteeem unter Andern vor, er habe die Probebogen von der Lys dans la vallée, ohne des Verfassers Bewilligung einem Buchhändler in St. Peteesburg zugeschickt, so daß diese arme Lilie in Rußland einen Monat früher als in Paris ganz verstümmelt erschien, denn die Deucker hatten ein entsetzliches Darunter und Darüber gemacht, da aber der Lys so bizarr gedacht, eezählt und Balzac's Sprache so wenig französisch ist, so bemeekte man es dort gar nicht; überdies sagt Buloz: „für die Russen sey es lange gut gewesen, sie nähmen es nicht so genau.“ Diese Balzac'sche Vertheidigungsscheift ist aber sehr lang, unklar und verwässert, wie Alles, was aus seiner Feder heevorgeht, der ein ausgezeichneter Romanschriftsteller hätte werden können, wenn er statt Studium und Fleiß zu üben nicht lieber sieben und dreißig Bände in sieben Jaheen geschrieben hätte, deren er sich nicht wenig rühmt und sie stolz an den Fingern herzählt. Nichts gleicht seiner naiven und lächerlichen Schriftstellereitelkeit; in seiner jetzigen Fatalität stellt er sich ganz neben J. J. Rousseau und L. Byron, mit denen er Arm in Aem zur Unsterblichkeit geht. So spricht er von seinen énervans travaux und was er mit jener „großaetigen, umfassenden Dichtung“ des Lys eigentlich beabsichtigt habe, nämlich: je voulais surtout étudier la langue française (woran ee sehr wohl gethan hätte) aussi bien que les fibres les plus déliées du coeur, et aborder la grande question du paysage en littérature. An diesee herrlichen ganz neuen Unternehmung haben ihn aber die Buchhändler gehindert, ces libraires qui gehennent affreusement des intelligences qu'ils devraient enfin laisser calmes. Darum steht es immer noch gleich schlecht mit Balzac's Speache und mit dem menschlichen Herzen, das er nue flüchtig durch die frondosités de la pensée gesehen hat. Mit seinem Bemühen, die Landschaftsmalerei in die Literatur einzuführen, geht es schon besser, wie folgende Stelle aus dem Lys dans la vallée beweist: „L'amour infini sans autre aliment qu'un objet à peine entrevu dont mon âme était remplie, je le trouvais exprimé par ce long ruban d'eau qui ruisselait au soleil entre deux rives vertes, par des lignes de peupliers qui paraient de jours dentelles mobiles ce val d'amour, par les bois de chênes qui s'avancent entre des vignobles sur des coteaux que la rivière arrondit toujours différemment et par ces horizons estampés qui fuient en se contrariant.“

Es ließen sich eine Menge kostbaeer Züge, Einzelnheiten und Charakteristiken aus diesem höchst lächerlichen, aber auch höchst gehässigen Proceß, so wie aus den darüber

erschienenen Schriften zusammenlesen. Dies mag die Literaturgeschichte thun. Eins fällt aber besonders dabei auf, nämlich der gänzliche Mangel an jener heitern, graziösen Leichtigkeit, an geistreicher und witziger Darstellung, an launigem geschmackvollem Scherz, wodurch sich sonst die französischen Schriftsteller auszeichneten, und die sich schon seit geraumer Zeit immer mehr verloren haben. So hängt sich das Unschöne und Unedle auch in dieser Beziehung an die neueste französische Literatur.

Balzac ist neben Raymond der einzige französische Romantiker, der wirkliche Sitten schildert und nicht, wie Victor Hugo, Janin, Sand 2c. aus bloßer Phantasie alles Mögliche erfindet, was nur Ekel erregen kann. Dennoch herrscht zwischen jenen Sittenmalern und diesen Phantasten des Lasters ziemlich viel Verwandtschaft. Die Franzosen sind ein demoralisirtes Volk, deßhalb können die Dichter, die nur einfach die Wirklichkeit schildern, kaum etwas anders schildern, als Sittenverderbniß, und die Phantasten, die ihre Erfindungen aus der Luft greifen, sind von dem allgemeinen Hange zur Unsittlichkeit angesteckt oder glauben ihm wenigstens schmeicheln zu müssen. Daher fließen beinahe alle poetischen Quellen in Frankreich zuletzt in einen einzigen höchst unreinlichen Kloak zusammen.

Wenn man die Schilderungen öffentlicher Lustbarkeiten, z. B. des Carnevals in Paris liest, so wundert man sich über nichts mehr. Wo die Orgien so in Flor sind, wollen sie auch eine Literatur haben. Petronius wäre unerklärbar, wenn das, was er schildert, nicht wirklich einmal in der Welt geschehen und sogar herrschende Sitte gewesen wäre.

Was insbesondere Balzac anlangt, so haben wir trotz seiner unsittlichen und das Herz empörenden Schilderungen durchaus keine Ursache, uns über ihn zu beschweren, weil wir sie für ein kräftiges Gegengift gegen die übrige unmoralische Literatur der Franzosen halten. Balzac will nämlich das Schlechte niemals beschönigen, er stellt uns nicht die lasterhaftesten Schurken als Helden, nicht die lüderlichsten und verworfensten Weiber als Engel dar, wie Victor Hugo, nicht die verworrensten, widerlichsten, überspanntesten und abgespanntesten Zustände als hohe Poesie wie Janin, nicht die niedrigste Gemeinheit als lachende Liebenswürdigkeit, wie Sand 2c. Er stellt das Schlechte als schlecht, das Gemeine als gemein dar, und er hält nur deßwegen dem Laster keine Tugend gegenüber, läßt nur deßwegen die Dissonanz unaufgelöst, um die Wahrheit desto eindringlicher zu machen, daß die Verdorbenheit wirklich herrscht, nicht bloß droht. Ein solcher Schriftsteller verführt nicht, er schreckt, er warnt nur, und die Deutschen können in ihrer sittlichern Nationalität nur gekräftigt werden, wenn sie sich dieses treue Bild französischer Verdorbenheit entgegenhalten. Während nichtswürdige deutsche Schriftsteller das französische Laster mit seidnen Lappen unsrer Philosophie und Sentimentalität maskiren und herausputzen, um es uns anzuschmeicheln, reißt Balzac in Frankreich selbst jedem Laster die Maske herunter und zeigt es in seiner abschreckenden Gemeinheit.

Der Inhalt des vorliegenden Buchs ist kürzlich folgender: Eugen, ein junger Edelmann aus altem Hause, will in Paris studieren, ist durchaus Neuling und nimmt sein Logis in einem Hause, das mit den gemeinsten Charakteren aus niedern Ständen bevölkert ist, eine Art Sinecure und Pensionsanstalt des Verbrechens. Um die herenartige alte Hausfrau, um einen ehemaligen Galeerensklaven 2c. zu übergehen, heben wir nur die Hauptperson, den Vater Goriot heraus, einen alten Wucherer, der sich während der Revolution bereichert, zwei Töchter an arme Edelleute von altem Adel verheirathet, durch sein Geld denselben große Häuser gemacht, aber aus einer Art von väterlicher Delikatesse, um durch seine plebejische Nähe diese hochadeligen Häuser nicht zu beschimpfen, sich in die Pension zurückgezogen hat. Eugen lernt die eine, und bald auch die andere Tochter Goriots kennen und verliebt sich in Beide, wird von einer nach der andern gefesselt und in den Strudel des Pariser Lebens gezogen. Beide sind Koketten und ihre Gemeinheit wird nur von der ihrer Männer übertroffen. Unter der Hülle eines leichten, selbst liebenswürdigen Anstandes kommt der Eigennutz der Männer, die Lüderlichkeit der Frauen in seiner ganzen Häßlichkeit zum Vorschein, je weiter wir uns in den Roman hineinlesen. Vater Goriot muß endlich die Rolle des alten König Lear spielen. Nachdem er den Töchtern sein Vermögen geopfert, kümmern sie sich nicht mehr um ihn, lohnt ihm schnöder Undank und er stirbt ohne ihren Trost, ja ohne daß sie nur einen Sous für sein Begräbniß hergeben, für welches Eugen allein sorgen muß.

Der Egoismus, der in den gefälligsten Formen sich verstellt, aber auch die kleinste Probe der Großmuth nicht aushalten kann, sondern in abschreckender Gemeinheit hervortritt, so wie nur das geringste Opfer von ihm verlangt wird, dieses Lebenselement der heutigen französischen Gesellschaft, ist noch nirgends so gut geschildert worden, als hier.

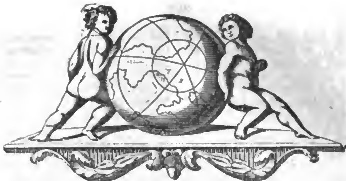
3) Eugenie. Ein Genrebild nach Balzac von Fanny Tarnow. Leipzig, Kollmann, 1835.

Auch hier ein alter, in der Wahl der Mittel nicht skrupulöser Geldsammler aus den Revolutionszeiten, Vater Grandet im Städtchen Saumur. Er hält das Seinige zu Rathe und lebt so idyllisch als möglich in der

kleinen Provinzialstadt, seine Frau, Tochter und Magd sind wahre Muster kleinstädtischer Bescheidenheit. Da kommt der Vetter Charles aus Paris und kramt seine ganze Eleganz aus. „Haben Sie gut geschlafen, liebe Tante? und Sie auch, Cousine?“ — „Sehr gut! und Sie?“ fragte Madame Grandet. — „Ganz vortrefflich.“ — „Sie müssen hungrig seyn,“ sagte Eugenie, „nehmen Sie Platz!“ — „Ich frühstücke nie vor zwölf Uhr,“ antwortete Karl, „da ich nicht gewohnt bin, früh aufzustehen; allein ich habe unterwegs so schlecht gelebt, daß ich für heute gern eine Ausnahme machen werde, um Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leisten.“ Er zog hier die schönste und flachste goldene Cylinderuhr hervor, die Brequet je gemacht hatte. „Es ist erst elf Uhr; ich bin sehr zeitig aufgestanden.“ — „Zeitig? sagte Madame Grandet verwundert. — „Ja, aber ich wollte meine Sachen auspacken und in Ordnung bringen. Es fehlt mir indessen nicht an Appetit und ich werde gern etwas essen — etwa ein Rebhuhn, oder sonst ein Stückchen Geflügel.“ — „Jesus Marie!“ rief Nanon, als sie diese Worte hörte, da sie nicht zu fassen vermochte, wie man schon zum Frühstück auf solche köstliche, höchst seltene Leckerbissen Anspruch machen könne. — „Ein Rebhuhn?“ wiederholte Eugenie, und hätte gern in diesem Augenblick alles, was sie besaß, für ein Rebhuhn hingegeben. — „Nehmen Sie Platz! sagte ihm seine Tante. — Der junge Zierling ließ sich in den Lehnstuhl nieder, wie eine hübsche junge Frau, die sich in studirt gefälliger Stellung auf ihren Divan niederläßt. Eugenie und ihre Mutter sezten sich zu ihm. — „Hier, junger Herr,“ sagte Nanon und brachte ihm die Eier, „hier haben Sie die Hühnchen in der Schale.“ — „Frische Eier?“ rief Karl, der nicht mehr an das von ihm geforderte Rebhuhn dachte, „das ist ja herrlich — aber ich bitte auch um etwas frische Butter dazu, mein Kind!“ — „Butter?“ sagte Nanon bedenklich — „dann kann ich aber keinen Kuchen backen.“ — „Geschwind, bringe doch Butter!“ rief Eugenie. Das junge Mädchen betrachtete ihren Vetter mit eben so viel Vergnügen, als nur immer die empfindsamste Pariser Grisette bei der Aufführung eines Melodrama's empfinden kann, wenn der Held siegt und die Unschuld triumphirt. — „Wahrhaftig, Cousinchen,“ sagte er ihr, „wenn Sie in Paris in voller Toilette in der italienischen Oper in einer hellerleuchteten Loge erschienen, würden alle Männer Sie lorgnetiren und die Frauen eifersüchtig werden.“ — Eugenie erröthete vor Freude und ihr Herz schlug bei Anhörung dieses Complimentes stärker. — „Ach,“ sagte sie verschämt, „Sie wollen sich gewiß nur über eine arme, kleine Landstädterin lustig machen, lieber Vetter!“ „Wenn Sie mich genauer kennten, so würden Sie wissen, daß ich alle Schmeicheleien verabscheue; sie entwürdigen das Herz und verletzen die Zartheit der Empfindung.“ Er tunkte bei diesen Worten die Brodstreifen, die er sehr zierlich geschnitten hatte, mit vieler Grazie in das Ei. — „Mir fehlt,“ fuhr er fort, „das Talent, sich über Andere lustig zu machen, und das thut mir vielen Schaden. In Paris gibt es kein sichereres Mittel, einen Menschen zu vernichten, als wenn man von ihm sagt: er hat ein gutes Herz. Dieser Ausdruck will so viel sagen, als: der gute Junge ist so dumm wie ein Rhinoceros. Aber da ich reich und auch dafür bekannt bin, daß ich auf zwölf Fuß mit einer Pistole ein Licht ausschieße, so erlaubt man sich nicht, mich zu necken.“ „Sie tragen da einen sehr hübschen Ring,“ sagte Eugenie, „darf ich Sie um die Erlaubniß bitten, ihn zu besehen?“ Karl streckte die Hand aus, indem er den Ring abzog, und Eugenie erröthete, als ihre Fingerspitzen die rosigen Nägel ihres Vetters streiften. „Sieh einmal, liebe Mutter, wie schön er gearbeitet ist.“ — „O, der ist wohl aus reinem Golde gemacht!“ rief Nanon, die eben den Kaffee herein brachte. — „Was ist das?“ fragte Karl lachend beim Anblick der braunen irdenen Kaffeekanne, in der der Kaffee gekocht war und die einen Untersatz von der heißen Asche hatte, auf der sie gestanden hatte, um diesen warm zu erhalten. — „Ei, das ist ja eine Kaffeekanne,“ sagte Nanon. — „Nun, liebe Tante, dann sollen Sie wenigstens ein nützliches Andenken an meinen hiesigen Aufenthalt von mir erhalten. Sie sind hier noch, wie ich sehe, um ein Jahrhundert in der Bereitung des Kaffees zurück; doch ich will Sie lehren, ihn in einer Chaptalschen Maschine nach der neuesten und besten Art zu bereiten.“ Er versuchte ihr nun das System einer Chaptalschen Kaffeemaschine zu erklären.

Aber der junge Held hat nicht Zeit, seine Eroberungen fortzusetzen, Vater Grandet tritt ein und sagt ihm, sein Vater habe fallirt und sich erschossen, er sey ein Bettler. Er muß sich entschließen, sein Glück in Indien zu versuchen. Die gute Eugenie gibt ihm alles alte Gold, das sie in ihrer Sparkasse findet, auf die Reise mit und hat deßhalb die härteste Behandlung von ihrem Vater zu dulden. Der junge Herr macht in Indien wirklich sein Glück, sezt aber seine Pariser „Orgien in den Armen der Negerinnen und Mulattinnen, Weißen und Javanesérinnen“ fort, und denkt an die treue Eugenie nicht mehr. Endlich kommt er zurück, um die Tochter eines alten Hauses zu heirathen und sich dadurch in der höhern Welt einzuführen. Eugenie, die einzige Tochter und Erbin ihres reichen Vaters heirathet einen Gerichtspräsidenten, um einen männlichen Anhaltspunkt in der Welt zu haben, aber nur unter der Bedingung, ein jungfräuliches Leben in der Ehe fortführen zu dürfen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 77. Freitag, 29. Juli 1836.

Romane.

4) Trifolium. Drei auserlesene Erzählungen nach dem Französischen des Alfred de Vigny. Von Adalbert von Schonen. Altona, Aue, 1835.

Diese Erzählungen sind in der That meisterhaft ausgeführte Genrebilder, obgleich auch sie bloß darauf ausgehn, den Doppelreiz des Wollüstigen und Gräßlichen zu bewirken, wie das nun einmal in Frankreich Mode ist. Die historische Wahrheit kommt dem Dichter hier zu Statten. Das Widerliche, das er mit so viel Aufwand von Phantasie geschildert, ist nach der Natur copirt. Er schildert uns eine Scene aus der Zeit Ludwigs XV., eine Unterhaltung dieses abgestumpften Wollüstlings mit einer jungen, bildschönen und eben so albernen Favoritin. Dann eine Schreckensscene aus der Revolutionszeit, und endlich eine Scene aus dem constitutionellen England, die aber das menschliche Elend von einer noch schauerlicheren Seite zeigt und die Nerven noch widerlicher berührt, wie die vorigen.

Zum Beweise, mit welchem feinen und warmen Pinsel der Dichter malt, dienen folgende Schilderungen aus Nr. 1: „Es war zu Trianon. Fräulein von Coulanges lag nach Tische auf einem Sopha von Tapisserie-Arbeit, mit dem Kopfe dem Kamin zugekehrt, mit den Füßen dem Fenster. König Ludwig XV. lag auf einem andern Sopha, ihr gerade gegenüber, die Füße dem Kamin, den Kopf dem Fenster zugewendet. Beide waren im großen Costüme, vom Kopf bis zu den Füßen: er, in Schuhen mit rothen Absätzen, und seidenen Strümpfen; sie, mit Schuhen mit rothen Hacken, und in seidenen, mit Gold gestickten Strümpfen; er in einem himmelblauen Sammtkleide; sie, mit Reifen unter einem rosenrothen, damascirten seidenen Kleide; er, frisirt und gepudert; sie, gepudert und frisirt; er ein Buch in der Hand haltend und schlafend; sie, ein Buch haltend und gähnend. Die Sonne schien hell in das Zimmer, denn es war erst drei Uhr Nachmittags, und ihre breiten Strahlen schimmerten blau, weil sie durch dicke blaue seidene Vorhänge fielen. Es waren vier sehr lange Sonnenstrahlen zu erblicken, weil vier sehr hohe und breite Fenster da waren; jeder dieser Strahlen bildete eine Jakobs-Leiter, worin goldfarbene Atome umherwirbelten, die Myriaden von himmlischen Geisterchen glichen, welche mit einer unbegreiflichen Schnelle auf und nieder stiegen, ohne daß auch nur der kleinste Luftzug in dem best tapezirten und best gepolsterten Zimmer zu fühlen war. Die höchste Spitze der Leiter jedes Strahls ruhete auf den Fransen der Vorhänge, und das unterste Ende derselben fiel auf den Kamin. Dieser leztere war mit einem starken Feuer angefüllt;

das große Feuer wurde durch stark vergoldete kupferne Ofenschirme zurückgehalten, die Pygmalion und Ganymed darstellten; und Ganymed und Pygmalion, und die großen Ofenschirme, und das große Feuer funkelten und flimmerten ganz roth in den himmelblauen Strahlen der Sonne. Fräulein von Coulanges war die hübscheste, die schwächste, die zärtlichste und die am wenigsten bekannte der vielen Freundinnen Ludwigs XV. Es war ein köstlicher Körper, der des Fräuleins von Coulanges! Ich gebe Ihnen indeß nicht die Versicherung, daß sie jemals eine Seele besaß, weil ich nichts an ihr bemerkt habe, was mich dazu berechtigen könnte, ihr eine solche zuzuschreiben; aber das war es eben, weßwegen ihr Gebieter sie liebte.

Plötzlich öffnete sich der Mund des Fräuleins von Coulanges und aus ihrer bewunderungswürdigen Brust kam ein lauter, kreischender, flötenartiger Schrei hervor, der Ludwig den Fünfzehnten, den „Vielgeliebten,“ erweckte. „O, meine Göttin, was ist Ihnen?“ rief er, indem er seine beiden Hände und seine beiden Spitzen-Manschetten gegen sie ausstreckte. Die beiden hübschen Füßchen der vollkommensten aller Geliebten fielen vom Sopha herab, und liefen mit einer wirklich überraschenden Geschwindigkeit zum andern Ende des Gemaches, mit einer Geschwindigkeit, die um so auffallender seyn mußte, wenn man ihre hohen Absätze in Betracht zieht. Der Monarch erhob sich mit Würde und legte die Hand an das damasquinirte Gefäß seines Degens; er zog ihn halb hervor und suchte mit den Augen den Feind. Das hübsche Köpfchen des Fräuleins von Coulanges hatte sich auf das Jabot des Fürsten geworfen und ihr Haar breitete sich mit einer leichten Wolke von Puder und Wohlgerüchen darauf aus. — „Ich glaubte zu sehen,“ sagte ihre sanfte Stimme.... — „Ach, ich weiß, ich weiß, meine Schöne....“ sagte der König mit Thränen in den Augen und zärtlich lächelnd, indem er mit den parfümirten Locken ihres schmachtenden Hauptes spielte; „ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie sind eine kleine Närrin!“ — „Nein, gewißlich nicht,“ antwortete sie; „Ihr Arzt weiß recht gut, daß es welche gibt, die toll werden.“

Indeß erhob sich der Busen des Fräuleins unter fortgesetzten Seufzern, und schien, geschwellt wie er war, unter der Anstrengung des Tones brechen zu wollen; sie sagte noch Dieses: „Ich hab' einen gegriffen.... ich ergriff einen vorgestern, und gewiß war er toll, denn es ist dieses Jahr außerordentlich heiß!“ — „Beruhigen Sie sich! Beruhigen Sie sich! meine Königin! Ich will lieber alle meine Kammerherren, und selbst alle meine Minister fortjagen, als daß ich zugebe, daß Sie noch je wieder eins dieser Ungeheuer in den königlichen Gemächern finden.“ — Die glückseligen Wangen des Fräuleins von Coulanges erbleichten plötzlich; ihre schöne Stirn verfinsterte sich auf eine entsetzliche Weise; ihre weichen Händchen ergriffen etwas Braunes, das die Größe eines Nadelknopfes hatte, und ihr rosiger Mund, der in diesem Augenblick aber blau war, schrie: „Sehen Sie, ob das nicht ein Floh ist!“ — „O, vollkommene Glückseligkeit!“ rief der König mit einem etwas spöttischen Tone; „das ist ein Körnchen Taback; geben die Götter, daß es nicht auch toll sey!“ Und die weißen Arme des Fräuleins von Coulanges umfingen den Hals des Königs, und dieser, ermüdet von dem allzulebhaften Auftritte, legte sich in seinen Sopha zurück, während sie sich, gleich einer Hauskatze, auf dem ihrigen ausstreckte und sagte: „Ach, Sire, ich bitte Dich, laß den ersten Doctor Ew. Majestät herbescheiden!“

Die zweite Erzählung schildert den Jammer in den Kerkern von Paris unter der Tyrannei Robespierre's. Hier hat die Phantasie des Dichters die feinsten Züge der Grausamkeit auszumalen verstanden, z. B. in folgender Scene: „Da der Schließer die Thür schnell geöffnet hatte, hörte ich einen kleinen Schrei, und sah, daß Frau von Saint-Aignan überrascht worden und beschämt darüber war, es zu seyn. Ihre Zelle war klein und überaus heiß, da sie gegen Mittag lag, und Thermidor war damals eben so heiß, als der Juni nur irgend hätte seyn können. Frau von Saint-Aignan hatte kein anderes Mittel, sich gegen die gerade in ihr Zimmer scheinende brennende Sonne zu beschützen, als das Fenster mit einem großen Umschlagetuche, das einzige, wie ich glauben muß, das man ihr gelassen hatte, zu verkleiden. Ihr höchst einfaches Gewand war stark ausgeschnitten, ihre Arme waren bloß, und so erschien sie vor uns ganz so, wie sie vordem auf einem Balle, im Ballkleide, erschienen seyn würde. Das war nun freilich wenig für mich, aber viel zu viel für sie. Sie stand eilig auf, indem sie ausrief: „O mein Gott!“ und breitete beide Arme über die Brust, wie eine Badende gethan haben würde. Alles an ihr erröthete, von der Stirn bis zur Fingerspitze, und ihre Augen füllten sich einen Augenblick mit Thränen. Ich bemerkte jezt, daß einer ihrer Füße bloß war, und daß sie in ihrer Hand einen kleinen schwarz-seidenen à jour-Strumpf hielt. — „Großer Gott!“ sagte ich, „wenn Sie mir doch ein Wort hätten sagen lassen!“.... — „Die arme Königin hat es nicht besser gehabt,“ antwortete sie mir mit Lebhaftigkeit, und dabei lächelte sie mit einer anmuthigen Würde und Gefaßtheit, indem sie ihre großen Augen zu mir erhob. Bald indeß zeigte sich wieder ein Zug von hohem Ernste um ihren Mund, und ich nahm auf ihrem edlen Antlitze eine neue, tiefe Bewegung wahr, die sich zu der an ihr gewohnten Melancholie fügte. — „Setzen Sie sich! Setzen Sie sich!“ sagte sie zu mir,

indem sie sehr schnell sprach und zugleich die Worte mit einer großen innern Bewegtheit scharf betonte. — „Seit man mich Mutter erklärt hat, was ich Ihnen zu verdanken habe.....“ — „Lassen Sie das gut seyn,“ unterbrach ich sie, aus Abneigung gegen zu viele Phrasen. — „Habe ich Aufschub erhalten,“ fuhr sie fort, ohne sich unterbrechen zu lassen; „aber es werden, wie man sagt, heute wieder Karren anlangen, und sie werden nicht ledig zurückkehren, sondern dem Revolutions-Tribunale neue Opfer zuführen.“ — Bei diesen Worten wandte sie ihre Augen, die einen etwas verwilderten Blick hatten, auf das Fenster. — „Die Karren, die furchtbaren Karren!“ sagte sie. „Ihre Räder erschüttern alle Mauern von Saint-Lazare, und dieses Geräusch erschüttert meine Nerven! Wie leicht und helltönend sie sind, wenn sie durch den Thorweg in den Hof fahren, und wie langsam und schwer, wenn sie sich mit ihrer Last wieder entfernen! Ach! sie werden heute wieder erscheinen und sich mit Menschen anfüllen, mit Männern, Frauen und Kindern, wie mir Rosa gesagt hat, die es mir, unter meinem Fenster singend, verkündigte. Die gute Rosa hat eine Stimme, die vielen Gefangenen wohlthätig ist; die arme Kleine!“ — Sie schwieg einige Augenblicke, um sich zu fassen, fuhr mit der Hand über die Augen, in denen sich Thränen zeigten, und nahm dann ihre edle, zutrauliche Miene wieder an. „Warum ich Sie zu befragen wünschte,“ fuhr sie fort, indem sie ihre Fingerspitzen leicht auf den Aermelaufschlag meines schwarzen Rocks legte, „ist das Mittel, das ich anzuwenden habe, um das Kind, das ich unter meinem Herzen trage, gegen die Eindrücke von Sorge und Leid zu beschützen, die mich bestürmen; ich fürchte für dasselbe......“ — Sie erröthete lebhaft, aber sie fuhr trotz ihrer Schamhaftigkeit fort und beherrschte diese, um zu mir zu reden, was sie mir zu sagen hatte. Dann wurde sie im Verlaufe ihrer Rede immer lebhafter, immer bewegter. — „Ihr übrigen Menschen,“ sagte sie, „und Sie, so sehr Sie auch Arzt sind, Ihr wißt nicht, welcher Stolz und welche Furcht eine Frau in diesem Zustande erfüllt. Es ist wahr, daß ich noch nie eine Frau ihre Furcht so weit treiben sah, als ich es thue.“ Sie hob ihre Augen zum Himmel empor. — „Mein Gott! welch ein heiliger Schrecken, welch ein stets neues Erstaunen, unter seinem Herzen ein anderes Herz schlagen zu fühlen, eine Engels-Seele sich in meiner erschütterten Seele bewegen und ein geheimnißvolles Leben da leben zu fühlen, das ihm nie in Anrechnung gebracht werden wird, außer von mir, die ich es theile! Zu denken, daß Alles, was mich bewegt, vielleicht ein Leiden für dieses lebende, aber unsichtbare Wesen ist; daß meine Furcht ihm Schmerzen bringt, mein Schmerz Todeszuckungen, meine Todeszuckungen den Tod! — Wenn ich daran denke, wage ich weder mich zu bewegen, noch zu athmen. Ich fürchte mich vor meinem eigenen Gedanken; ich mache mir Vorwürfe über meinen Haß und meine Liebe, aus Furcht, durch beide bewegt zu werden. — Ich verehre mich, ich habe Scheu vor mir selbst, wie vor einer Heiligen. — Da haben Sie meinen Zustand!“ — Sie hatte die Miene eines Engels, indem sie so sprach, und dabei drückte sie ihre gekreuzten Arme gegen ihren Gürtel, der sich seit zwei Monden kaum zu erweitern begann. — „Geben Sie mir einen Gedanken,“ fuhr sie fort, indem sie mich starr ansah, „einen Gedanken, der fest in mir haften bleibt, und mich daran verhindert, meinem Sohne Schaden zuzufügen.“ — So, wie alle jungen Mütter, die ich gekannt habe, sagte Sie im Voraus: „mein Sohn,“ in Folge eines unerklärlichen Wunsches und instinktmäßigen Vorzugs. Dies lockte mir wider meinen Willen ein Lächeln ab.“

Aehnliche Schilderungen füllen den größten Theil des Buchs aus. Aus den Kerkern begleitet uns der Arzt auch zu Robespierre selbst, dessen Manieren mit möglichster Porträtähnlichkeit gemalt sind.

In dem dritten Bilde wird der Tod eines armen englischen Dichters geschildert, der vom höchsten Jammer niedergedrückt, auf dem Sterbebett dem Arzt seinen Leib (zum anatomiren) verkauft, um seine kleine Schuld zu bezahlen. Die Nebenumstände, die Verzweiflung der Frau, die Gemeinheit derer, die dem Armen hätten helfen können, empören das Herz. Man glaubt, Hogarth habe dieses Bild gemalt.

Sämmtliche Erzählungen sind einem Arzt in den Mund gelegt und geben sich sehr deutlich als Nachahmungen der „Mittheilungen eines Arztes“ zu erkennen, die unlängst in England erschienen sind. Wenn das englische Original die feinste Menschenkenntniß mit dem edelsten Zartsinn verbindet und uns an der Hand des Arztes zu den interessantesten Leidenden führt; so hat die französische Kopie offenbar dies alles für noch zu wenig pikant gehalten und das Original übertreffen zu müssen geglaubt durch die ausschließlich vorherrschende und siebenfach markirte „Wollust und Grausamkeit.“ Das englische Original war dem französischen Copisten nicht betärem und henkermäßig genug, denn die neufranzösische Romantik ist zwischen dem Bordell und Galgen zu Hause.

5) Der Verstümmelte. Aus dem Französischen des Saintine, nach der vierten Auflage ins Deutsche übertragen. Mannheim, Hoff, 1835.

Gehört diese Geschichte auch zu dem Genre des Gräßlichen, mit dem sich die französische Poesie jezt wie eine Fleischbank besudelt, so ist doch dem Entsetzen eine

Milde und Zartheit gegenübergestellt, die es aufwiegt und uns mit dem Gedicht versöhnt.

Unter Sirtus V. war die Säule des Pasquino mit den witzigsten und beißendsten Epigrammen und Gedichten gegen diesen Papst angefüllt und ganz Rom lernte sie auswendig. Da sezte endlich Sirtus einen hohen Preis auf den Kopf des unbekannten Dichters, und als denselben Niemand verdienen wollte, befahl er, alle Dichter in Rom ins Gefängniß zu setzen. Da jammerten Viele, je einen Vers gemacht zu haben. Einer aber, der reiche Pandolfo Ursini, der aus Eitelkeit die von seinem Schreiber verfertigten trefflichen Gedichte für die seinigen auszugeben pflegte, wanderte stolz in den Kerker, überzeugt, daß nun Niemand mehr zweifeln werde, er sey ein echter Dichter. Der Papst inquirirte die armen Poeten, brachte aber nichts aus ihnen heraus. Er bot dem Thäter, wenn er sich selbst angeben würde, Sicherung des Lebens und eine große Summe, aber Niemand meldete sich. Da befahl er wüthend, daß man die Tortur anwende. Schon rüsteten sich die Henker, als plötzlich ein junger Mensch, der Schreiber des reichen Pandolfo Ursini sich meldete, und zu des Papstes Füßen bekannte und durch die Concepte bewies, er sey der Thäter, und er biete sich freiwillig zum Opfer dar, um seinen Herrn von der Qual der Folter zu retten.

Der Papst, gezwungen sein Wort einzuhalten, schonte zwar das Leben seines jungen Feindes, ließ ihm aber die Zunge ausschneiden, beide Hände abhacken und ihn so außer Lands bringen. Aber eine berühmte schöne Sängerin, Signora Gaitana, die Zierde Italiens, liebte diesen unbekannten Jüngling, und theilte seine Verbannung, ihn liebreich pflegend. In den Apenninen verborgen erfreuten sie sich einer glücklichen Einsamkeit, als durch Zufall ein Edelmann die schöne Sängerin, die er früher geliebt, entschleiert sah und ihr nun unablässig nachstellte. Um sie von dem Verstümmelten loszureißen, wird dieser als Ketzer und Zauberer verfolgt. Die beiden Liebenden müssen über die rauhesten Gebirge fliehen und erschöpft von Angst und Qualen stirbt Gaitana. Ihr unglücklicher Geliebter kehrt unter den Pilgern unerkannt nach Rom zurück und wird mit ihnen vor das Bett des sterbenden Papstes Sirtus V. zugelassen, zu dem er die Stummeln seiner Hände aufhebt, dem er seinen zungelosen Mund zeigt.

Sein Trost ist fortan die Poesie; aber er kann weder reden noch schreiben und muß alle die herrlichen Gedichte, die er fort und fort in reicher Fülle hervorbringt, schweigend in sich behalten. Das alles dichtest und schaffst du, denkt er, du zum Größten Berufener, und Niemand weiß es und Niemand wird dein gedenken! Da hört er Lieder singen, die ihm bekannt scheinen. Es sind dieselben, die er in seiner Jugend gedichtet, und die das römische Volk jezt bewundert und preist. Der Dichter dieser schönen Lieder soll die Ehre der kapitolinischen Krönung empfangen. Er staunt, Freude und Ungewißheit bewegen sein Herz. Da naht der Triumphzug des gefeierten Sängers. Es ist Pandolfo Ursini, sein ehemaliger Herr, der für die Gedichte seines Schreibers gekrönt wird. Verzweifelnd kehrt der Verstümmelte in die Apenninen zurück, wo ihn Hirten als ein dämonisches Wesen erschlagen.

Dramatische Literatur.

34) Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen von H. König. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Kaiser Otto III. wird in Italien von der schönen Wittwe des Crescentius, den er hat hinrichten lassen, vergiftet. Tücke für Grausamkeit. Der Gegenstand ist deßwegen nicht poetisch, weil den Greueln gegenüber keine erhabene Tugend steht. Der Dichter hat zwar die Treuherzigkeit der Deutschen der Tücke der Italiener gegenüber hervorzuheben gesucht; aber wir wollen doch in unserm Patriotismus nicht zu weit gehen. Damals war das Betragen der Deutschen in Italien roh und grausam genug, um jede Rache des unterdrückten Schwächern zu rechtfertigen und das poetische Recht ist viel mehr auf der italienischen, als auf der deutschen Seite.

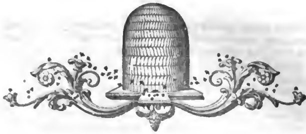
35) Wlaska oder die Männerfeindin. Ein Drama in fünf Aufzügen. Von H. G. Lambrecht. Mannheim, in Commission bei Hoff, 1836.

Da gehts wild her. Amazonen, alte Heren, Muttermord und ein gespenstischer schwarzer Ritter, wie in der Jungfrau von Orleans. Das haut und sticht, beschwört die Hölle, flucht, blutet, stirbt. Und bei alledem, wer sollte es glauben, ist das Stück sentimental,

Und bei der Friedensglocke Himmelstönen
Sieht man die Feinde weinend sich versöhnen.

Es ist die bekannte Geschichte vom böhmischen Mägdekrieg, die kürzlich Egon Ebert episch behandelt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 78. Montag, 1. August 1836.

Pädagogische Literatur.

1) Lehrplan für Gymnasien und Realschulen, von Dr. A. A. E. Schleiermacher, großh. heff. Geh. Rathe. Darmstadt, J. W. Heyer, 1835.
2) Ueber Schulreform. Andeutungen von Dr. Gräfe. Leipzig, Wienbrack, 1834.
3) Ueber Wesen und Form volksthümlicher Mittelschulen 2c. Von Prof. Dr. Troxler. Zürich, Bürkli, 1832.
4) Ueber Bildung der gewerbstreibenden Volksklassen, von J. H. von Wessenberg. Konstanz, Glückher, 1833.
5) Reform der Mittelschulen, Wünsche eines Badeners 2c. Heidelberg, Winter, 1835.

Alle diese Schriften sind, wie schon ihre Titel ankündigen, dem Fortschritt im Schul- und Erziehungswesen gewidmet, sofern derselbe unter andern von der Errichtung und zweckmäßigen Einrichtung solcher Anstalten abhängt, in denen der mittlere und höhere Bürgerstand eine angemessene Schulbildung erhalten soll. Doch wird dies immer noch nicht gelösete Problem in den einzelnen Schriften sehr verschiedenartig gefaßt und gelöset, je nachdem die Verfasser von einer umfassenderen oder weniger allgemeinen Ansicht, von allgemeineren oder speciellern Rücksichten ausgegangen sind.

1) Der Herr Geh. Rath Schleiermacher, der gelehrte und geistvolle Verfasser der gekrönten Preisschrift: „De l'Influence de l'écriture sur le langage," der „Grammaire Burmane et Malaie," des „Alphabet harmonique pour transcrine les langues Asiatiques en lettres Européennes" gibt sein Votum ab als ein Mann, der das Schul- und Jugendbildungswesen vorzugsweise als ein Mittel betrachtet, die Jugend zu gebildeten Menschen zu machen, welche aber auch die Lust und die Fähigkeit, in bürgerlichen Geschäften oder im Staatsdienst wohlthätig zu wirken, nicht allein behalten, sondern auch in sich erhöht haben sollen. Hiedurch ist er frei von dem Fehler geblieben, in welchen Schulmänner leicht verfallen, die Schule als Selbstzweck zu betrachten, und er hat höchst treffend die Verkehrtheit der philologischen Schulmänner abgefertigt, die immer noch nicht aufgehört haben, Jugendbildung mit Bildung zum Gelehrten, ja zum Philologen zu verwechseln und diese ihre eigene, oft so höchst unerquickliche Bildung als das Muster aller Menschenbildung zu verkündigen. So heißt es S. 6: „Die Meinung aber, daß philologische Studien und Lectüre der alten Klassiker fast ausschließliches Bildungsmittel seyen, kann ich nicht theilen; sehr verschiedene Studien können

zu derselben formellen Bildung führen, und abgeschmackt muß es erscheinen, wenn man immer wieder darauf zurückkommt, alle philosophische und politische Weisheit, Ernst des Charakters, und ich weiß nicht, was all noch, seyen nur bei den Alten zu suchen. Fast sollte man glauben, die dies behaupten, hätten außer ihren Schulbüchern keine Schriften der Neueren gelesen, oder sich keine auszuwählen gewußt. — Untersucht man nun aber genauer, was sie mit ihrem Bildungsprincip erreichen, so bietet sich als eins der auffallendsten Resultate das dar, daß die bei weitem größere Zahl derer, die sie zur Liebe und Achtung der alten Klassiker erzogen wähnen müssen, diesen, durch die Art wie dies hat geschehen sollen, so abgeneigt geworden ist, daß sie dieselben später nicht leicht mehr ansieht, sondern zu den neueren Klassikern der verschiedenen Nationen greift und nur zu bald die Fertigkeit verliert, die alten in den Originalsprachen zu lesen ꝛc. ꝛc.“ — Das Princip, nach welchem der Verfasser die Jugendbildung befördert wissen will, ist in der Forderung S. 3 ausgesprochen: „Der Jugendunterricht gewähre allgemeine, für das Leben berechnete Bildung, möglichsten Umfang an Kenntnissen ohne besondere Begünstigung einzelner, Vorbereitung zu den speciellen Studien, ohne diesen vorzugreifen.“ Hiemit könnte man sich einverstanden erklären, wenn jenes „Möglichste“ so wie die beiden „Ohne“ gehörig berücksichtigt würden. Allein obgleich der Verf. mit vieler Einsicht darauf Bedacht genommen hat, durch geschickte Vertheilung des Unterrichtsstoffes der Häufung desselben zu begegnen, so würde er doch, wenn er aus Erfahrung wußte, was der Jugend beizubringen möglich ist, noch manche Beschränkung nothwendig erachtet haben. Daß z. B. auf Gymnasien selbst technologischer Unterricht aufgenommen werden soll, dazu wird auch der unbefangenste, nichtphilologische Schulmann nicht „Ja“ sagen können; eben so wenig kann ich gut heißen, daß der deutsche Sprachunterricht in den fünf oberen Cursen eines aus neun Cursen bestehenden Gymnasiums mit einer einzigen wöchentlichen Stunde abgefertigt werde, wenn derselbe sich auch auf Stylübung beschränken soll. Zur Stylübung gehört auch, daß man Werke verstehen und benützen lerne, und daß hiezu die Jugend der Anleitung bedarf, weiß Jeder, der es versucht hat, sie derselben zu geben. Dem Privatfleiß der Jugend ist nur so weit (in der Regel) zu trauen, als er geleitet oder doch wenigstens aufgefordert ist, seine Ergebnisse aufzuweisen, ja als er Unterstützung und durch diese Ermutigung und Hoffnung erhält, sich durch immer glücklichere Erfolge gekrönt zu sehen.. — Uebrigens ist Alles, was der Verf. über die verschiedenen Unterrichtszweige, ihren Werth und ihre Methode sagt, sehr wohl erwogen und beherzigenswerth. So verlangt derselbe, wie der Referent es in seinen pädagogischen Blättern I, 1832, gethan hat, vom Unterricht in der Muttersprache, daß er vorzugsweise auf Stylbildung gerichtet sey, und daß derselbe sich weder in philosophische noch in historische Sprachstudien verliere. Allein im Dienste der Stylbildung wird dennoch mehr Grammatik zu treiben und mehr Rücksicht selbst auf ältere deutsche Literatur zu nehmen seyn, als der Verf. zugesteht. Sehr richtig ist es dagegen, wenn er im Dienste der Stylbildung metrische Uebungen verlangt. Man gebe nur den Schülern die Gedanken an und verlange, daß sie in eine vorgeschriebene Form gebracht werden, so erzielt man dadurch große Gewandtheit im Gebrauch der Synonymen, (der Wörter wie der Redensarten und Sätze) in der Satzbildung, in der Satz- und Wortfolge; und es steht in unsrer Gewalt, die Aufgaben so zu stellen, daß ein frühreifes poetisches Gelüste eher gedämpft als befördert werde. — Daß der Verf. dem Unterricht in den alten Sprachen die Richtung gegeben wissen will, daß die Jugend zur vortheilhaften, geistbildenden Lectüre der Klassiker, und nicht zur Anfertigung ungelenker Dissertationen angeleitet werde, ist nur zu billigen. — Von vieler Umsicht zeigt außerdem noch, was über die Stellung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts auf Gymnasien beigebracht ist; dasselbe gilt von der Aufnahme eines Lehrzweiges, der den meisten Gymnasien fehlt: der allgemeinen Wissenschaftskunde, verbunden mit Literärgeschichte, Aesthetik und Philosophie. Im Widerspruch mit diesem Vorschlage steht nur, daß der Verfasser den Uebergang vom Gymnasium auf die Universität auf's achtzehnte oder neunzehnte Jahr sezt. Soll Alles, was er verlangt, auf dem Gymnasium getrieben werden, so muß der Aufenthalt auf demselben, oder auf einem mit demselben verbundenen Lyceum um zwei Jahre verlängert werden. Und diese Verlängerung wäre in mancher Hinsicht zu wünschen. Wir brauchten z. B. dann unsere Universitäten nicht zu Schulen zu degradiren. Denn wenn die 18—20jährigen Lyceisten einerseits in den Stand gesezt würden, sich noch vor dem Besuch der Universität für ihr künftiges Fach zu entscheiden, auch den Ernst und die Schwierigkeit der reinphilosophischen Studien schätzen zu lernen; und wenn sie während dieser Zeit nicht gerade mehr wie Schulknaben, aber auch nicht wie außer allem Gesetz stehende Herren behandelt würden, so ließe sich hoffen, daß den meisten Fehlgriffen, welche sich unsere Studierenden in Bezug auf Studium und Lebenswandel auf der Universität zu Schulden kommen lassen, vorgebeugt, die akademische Freiheit aber erhalten werden könnte. Sie scheint mir etwas Unaufgebliches zu seyn, weil Männer, welche bestimmt sind, die Lenker und Leiter der Nation zu werden, Gelegenheit gehabt haben müssen, eine Zeitlang ohne Gängelband, aus reiner, freier Selbstbestimmung zu leben.

Weniger Beifall kann dem geschenkt werden, was der Verfasser über die Realschulen vorgetragen hat. Er hat sie überhaupt etwas stiefväterlich bedacht. — Daß er etwas Latein aufgenommen hat in den Lehrplan, das läßt sich, besonders da er die Realschule für Schüler von 9—15 Jahren bestimmt, durch manche Rücksicht, z. B. durch die, einem späteren Uebertritt in's Gymnasium Vorschub zu leisten, rechtfertigen; daß er aber gleichzeitig auch das Französische, zwei fremde Sprachen auf einmal, beginnen läßt, ist durchaus gefehlt und gegen seine eigene, beim Lehrplan des Gymnasiums befolgte Ansicht. Ueberhaupt trennt er den besondern Bildungsweg, den die Real- und Gymnasialschüler einzuschlagen haben, zu früh, schon im neunten Lebensjahre. Meines Dafürhaltens sollte eine solche Trennung nicht vor dem zwölften Jahre stattfinden. Zwei Jahre vorher könnte dann der Unterricht im Lateinischen, aber nur so weit beginnen, als erforderlich wäre, die Fähigkeit für Sprachstudien zu erkennen, und als es ohne Beeinträchtigung eines elementaren Realunterrichts geschehen könnte. — Ferner hat der Verfasser den Unterricht in der Muttersprache wiederum zu sehr in den Hintergrund geschoben, ein Unterricht, der für Realschulen jedenfalls einen bedeutenden Rang einnehmen muß, wenn dem Unterricht in neueren Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaft nicht eine unverhältnißmäßige Präponderanz eingeräumt werden soll. — Daß der Verfasser zweckmäßig veranstalteten Leibesübungen, als einem Gegenstande, für welchen die öffentliche Erziehung zu sorgen verpflichtet sey, das Wort geredet, ist sehr lobenswerth, wie man denn auch mit der Tendenz der Schrift im Allgemeinen einverstanden seyn muß; nur rücksichtlich der pädagogischen Praxis wird manchmal das Unthunliche oder das Nichtrathsame verlangt. —

2) Gräfe's Schrift über Schulreform ist weniger auf Modifikationen und einzelne Verbesserungen an Gelehrten- und Realschulen, als vielmehr auf radicale Bessergestaltung des gesammten Volks- und Bürgerschulwesens, mit Ausschluß der Gymnasien, gerichtet. Sachsen, welches der Verfasser dabei besonders im Auge hat, wird uns da von einer schwachen Seite bekannt, indem aus der Schrift unzweideutig hervorgeht, daß das Volks- und Bürgerschulwesen Sachsens sehr vernachläßigt worden ist. Namentlich werden die Einrichtungen, welche für Volksschullehrerbildung statt finden, dem Umfang, wie dem Wesen nach für unzureichend erklärt. Mit Recht behauptet der einsichtsvolle Verfasser, daß diesem Uebel vor Allem abgeholfen werden müsse, daß ferner die eigentlichen Volksschulen in Stadt und Land zu bessern und zu vervollkommnen und auf diesem Grunde erst ein gedeihliches Bürgerschulwesen aufzuführen sey. — Ist dies im Allgemeinen richtig, so darf doch als Ausnahme auch gelten, daß in einzelnen Orten und Städten das gesammte Stadtschulwesen schon jezt so geordnet werden könne, daß in ihm ein Musterbild des ganzen Volks-, Bürger- und Gewerbschulorganimus uns entgegentritt. Was den Organismus anlangt, so bestimmt ihn der Verfasser so, wie es gegenwärtig die einsichtsvolleren Pädagogen fast einstimmig thun, ohne inzwischen gehört zu werden: Volksschulen, Mittelschulen, höheren Schulen. — Das Bemerkenswertheste, was der Verfasser rücksichtlich der Volksschulen sagt, scheint mir das auf die Schulaufsicht Bezügliche. Es stimmt dasselbe im Wesentlichen mit dem überein, was ich im zweiten Heft meiner pädagogischen Blätter darüber geäußert habe; nur mit dem Unterschiede, daß ich dort bloß einen Wunsch ausgesprochen und denselben auf die Inspection des ganzen Schulwesens bezogen habe, während der Verfasser hier vorzugsweise die Inspection der Volksschulen im Auge hat und specielle Vorschläge macht. Er verlangt: 1) Bildung von Ortsschulbehörden, bestehend aus dem Geistlichen, dem Schultheiß, einem Gemeinde-Gliede und dem Lehrer; 2) zwanzig bis dreißig Schulen stehen unter einem Schuldecan, welcher ein dazu befähigter Geistlicher seyn kann, nie aber zugleich der geistliche Superintendent oder Decan seyn darf, und welchem einige tüchtige Lehrer als Gehülfen beigegeben sind; 3) Die Schuldecane eines ganzen Regierungs- und Consistorialbezirks vereinigen sich sammt den Gehülfen jährlich einmal zu einer Generalschulconferenz und legen das Resultat ihrer Berathungen der Oberbehörde in einem gehörigen Berichte vor; dann 4) sind Schulräthe erforderlich, die vor allen Dingen frei von allen andern Amtsgeschäften sich bloß der Verwaltung des Schulwesens widmen, aus dem Schulstande hervorgegangene, wissenschaftlich gebildete Männer seyn müssen. — Ich muß diesen Vorschlägen, die mit meinen Ueberzeugungen so sehr übereinstimmen, vollkommen beipflichten, und bedaure nur, daß es nicht in des Verfassers Plan gelegen hat, das Schulwesen als ein Ganzes ins Auge zu fassen. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß der Herr Referent, der jüngst das zweite Heft meiner pädagogischen Blätter im Literaturblatt angezeigt hat mich gänzlich mißverstanden zu haben scheint, wenn er berichtet, ich wolle die Schulen unter die Inspection gewerbskundiger Männer gestellt wissen. Ich habe nur verlangt, daß in den Schulbehörden auch Männer vom Fache, d. h. Pädagogen und zwar aller Kategorien seyn müßten, wenn dem ewigen Experimentiren und Revolutioniren im Schulwesen ein Ziel gesezt werden, das Schulwesen selbst aber gedeihen sollte. — Eben so kann ich den meisten Ansichten des Herrn Dr. Gräfe, die er über höhere Bürgerschulen äußert, beistimmen. Besonders zu loben ist, daß er höhere Bürgerschulen und

Gewerbschulen streng unterscheidet, jenen allgemeinmenschliche Bildung fürs Leben, diesen die specielle für ein Geschäft zuweiset. Vollkommen einverstanden mit dem Uebergewicht, welches er dem übenden Unterricht in der Muttersprache in höheren Bürgerschulen gibt, kann ich dies doch keineswegs mit dem seyn, welches er der Geschichte vor der Naturkunde und Mathematik eingeräumt wissen will. Diese irrthümliche Ansicht theilt er mit Ohlert, der sich in seinem sehr schätzbaren Buch über Schulen viel zu viel vom Geschichtspunkt verspricht; * derselbe hat überdies keinen Sinn, wenn er nicht auf Naturkunde, als deren eine Spitze die Anthropologie sich zeigt, während die andere Spitze in die Lehre von menschlicher Bewältigung der Natur, durch physikalische, mechanische, chemische Bearbeitung der Naturprodukte endigt, als auf breiter Basis ruht. Eine Hauptseite des Menschenlebens bildet dessen Verhalten zur Natur, die andere das zu Gott, die dritte das zu sich selbst. Abgesehen nun davon, daß die Geschichte nur zu halbem Verständniß zu bringen ist, ohne vorhergegangene Kenntnißnahme jener drei Relationen des Menschenlebens; so kommt noch weit mehr in Betracht, daß auch der Sinn für dieses Verständniß erst dann sich belebt, wenn die Schüler die lezten Jahre in der höheren Bürgerschule zubringen. Vor dem fünfzehnten Jahr zeigt die Jugend nur Lust am Anekdotenartigen, am Einzelnen, das da glänzt und begeistert, Fähigkeit zu chronologischer Auffassung, nicht schon zu pragmatischer. — Wir müssen aber unsere besten Wünsche und unsere edelsten Liebhabereien schweigen lassen, wenn wir einsehen, daß sie mit den wohlverstandenen Interessen der Jugendbildung nicht coincidiren, daß ihre Geltendmachung nicht pädagogisch ist. — Es ist nun etwa vierzehn Jahr her, daß Ref. Knaben und Jünglingen Geschichtsunterricht ertheilt hat, und er muß bekennen, daß er lange auch der Meinung gewesen, mit demselben Wunderdinge ausrichten zu können; allein er ist von dieser Meinung je länger, je mehr zurückgekommen, da er mit vorübergehenden Effecten, mit allgemeiner Gemüthserregung der Jugend und dergleichen die Sache für bloß eingeleitet, aber keineswegs für abgemacht halten kann. Doch darüber mehr ein anderes Mal. —

3) Professor Troxler in Bern, einer der geistvollsten und eigenthümlichsten Philosophen der Gegenwart, die aus der Gährung, welche Fichte und Schelling in die deutsche Philosophie gebracht haben, hervorgegangen sind, hat dem Ref. die Ehre erwiesen, dessen vor vier Jahren im ersten Heft der pädagogischen Blätter mitgetheilten Aufsatz über Realgymnasien der oben aufgeführten Schrift über Wesen und Form volksthümlicher Mittelschulen, als zu commentirenden Text, zu Grunde zu legen. Meiner Negation einer alleinseligmachenden, klassisch-philosophischen Jugendbildung tritt er bei, bezeichnet es aber als Folge eines, in einseitige Verstandesreflexion versunkenen Zeitgeistes, daß ich Realgymnasien den Lingualgymnasien gegenüber errichtet wissen will, und verlangt, daß weder Real- noch Lingualgymnasien bestehen, sondern durch wahre Humanitätsschulen verdrängt werden sollten, in welchen Sprachen wie Sachen nur als dienende Mittel zu betreiben seyen, die Jugend religiös und moralisch, philosophisch und poetisch zu bilden. — Diesen Zweck rechtmenschlicher Bildung will ich auch, und ich habe mich deutlich genug im Vorwort zu den pädagogischen Blättern darüber erklärt. Allein ich mußte als praktischer Schulmann, der das zu leisten Mögliche nicht aus den Augen verlieren darf, die Mittel der Bildung zwar nicht über deren Zweck stellen, wohl aber vorzugsweise erwägen; ich mußte ferner die Thatsache berücksichtigen, daß der Mensch, so sehr er dieses nur als ganzer Mensch ist, doch nur im Kindes- und Knabenalter ein allgemeiner Mensch ist, als Jüngling aber und Mann immer individueller wird und nur durch die Individualbildung hindurch wiederum zum Echtmenschlichen, in welchem Allgemein- und Individualmenschliches sich durchdringen, zurückkehrt. Hienach trennen sich Berufs- und Bildungswege eine Zeitlang, und eine Zeit dieser Trennung fällt in die Schulzeit und die Schule muß darauf Rücksicht nehmen. Ob dieser Trennung durch Parallelklassen einer und derselben Schule oder durch Trennung der Anstalt in zwei Schulen genügt werden soll, das läßt sich nur nach Umständen entscheiden. Wesentlich ist der Unterschied nicht; wesentlich ist nur, daß die Jugendbildung in den Parallelklassen oder Schulen den höheren Zweck rechtmenschlicher Bildung über ihrer besonderen, dem künftigen Beruf entsprechenden Tendenz nicht vernachläßige. Für Trennnng der Anstalten muß ich mich entschieden aussprechen, weil ohne dieselbe die durch die menschliche Natur und Bestimmung so stark, wie die ideale, geforderte reale Bildung nie zu ihrem Recht kommen würde. Erst wenn die Gegensätze schroff gegen einander sich herausgebildet haben, können sie zur Anerkennung des höheren Dritten, dessen Seiten sie nur sind, genöthigt werden. —

(Der Schluß folgt.)

* Eigentlich war es zuerst Herbart, der den Geschichts-Unterricht so sehr hervorgehoben wissen wollte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 79. Freitag, 5. August 1836.

Des Doctor Strauß „das Leben Jesu," eine Sage des 19ten Jahrhunderts.

Wer kennt nicht des Dr. Strauß „das Leben Jesu," oder hat nicht wenigstens davon gehört? Sollte aber der geneigte Leser glauben, Dr. Strauß sey ein wirklicher Mensch, ein lebendiger Zeitgenosse des 19ten Jahrhunderts und sein Buch „das Leben Jesu" ein wirkliches, wahrhaftig existirendes Buch, so würde er sich gewaltig irren. Dr. Strauß und sein Buch „das Leben Jesu" ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Sage des 19ten Jahrhunderts, wie Dr. Faust und dessen Höllenzwang eine Sage des 15ten Jahrhunderts war. Kein Zweifel, daß Viele vom Dr. Strauß in Tübingen gehört haben: denn wie ihm einerseits die Rationalisten ein lautes „Hosianna" dargebracht haben, so haben ihm andererseits die Supernaturalisten ein eben so lautes „Kreuzige, Kreuzige" entgegengerufen. Aber existirt deßhalb Dr. Strauß wirklich? Er kann möglicher Weise existirt haben, und existirt vielleicht noch; ob er aber wirklich und wahrhaftig existirt hat, oder noch existirt, ist noch keineswegs über allen Zweifel hinaus erwiesen; muß vielmehr erst noch erwiesen werden. Denn daß in Zeitungen, kritischen Journalen und Litteraturzeitungen viel über einen Dr. Strauß hin und hergesprochen, geurtheilt, gelobhudelt und getadelt worden ist, beweist noch nichts für die wirkliche Existenz eines Dr. Strauß. Dr. Strauß ist wohl nur die Idee, die Sage, die Allegorie des Rationalismus, und die Supernaturalisten haben dies in ihrem Amtseifer übersehen, und für schweren Ernst, für gewichtige Wirklichkeit genommen, und streiten und eifern daher gegen den ganz unschuldigen, gar nicht existirenden Dr. Strauß. Was ist Dr. Strauß? Ein hohler, leerer Name; man könnte eben so gut sagen: Dr. Wortmacher, Dr. Leer-Stroh-Drescher, Dr. Mückenfänger, ohne daß darum diese fingirten Individuen wirklich existirten. Aber sehen möchte der Verfasser auch denjenigen, der ihm beweisen sollte oder könnte, daß ein Dr. Wortmacher, ein Dr. Leer-Stroh-Drescher, oder Mückenfänger gar nicht existire. Man weiß freilich nichts von ihnen und hat nichts von ihnen gehört und gelesen; aber daraus folgt nicht, daß sie nicht wirklich existiren; und umgekehrt, wenn man noch so viel von dem respectabeln Dr. Wortmacher, oder Leer-Stroh-Drescher, oder Mückenfänger gehört und gelesen hätte, — und man hat schon gewiß recht viel von diesen berühmten und ausgezeichneten Männern gehört und gelesen, — würde daraus keineswegs gefolgert werden können, daß sie nothwendig wirklich existiren müßten. Der Satz also, den der Vref. hiermit aufgestellt haben will, ist, man hat in neuester Zeit viel von Dr. Strauß gehört, gelesen, gesprochen;

daraus folgt aber nicht, daß ein Dr. Strauß wirklich existirt, so wenig, als umgekehrt daraus, daß man kurz zuvor nichts von einem Dr. Strauß gewußt und gehört hatte, gefolgert werden könnte, daß ein Dr. Strauß gar nicht existire. Wir bezweifeln also keineswegs die Möglichkeit von der wirklichen Existenz des Dr. Strauß, stellen aber die Gewißheit seiner wirklichen Existenz in Zweifel, und das reicht vollkommen hin, ihn zu einer sagenhaften, mythischen Person zu machen. Daß also in Tübingen wirklich ein Dr. Strauß existirt haben mag, und vielleicht noch irgendwo existirt, geben wir als möglich, aber keineswegs als gewiß zu. Denn selbst wenn eine Menge der glaubwürdigsten Zeugen übereinstimmend heilig versichern, ja eidlich betheuren sollten, sie hätten in Tübingen wirklich einen Dr. Strauß gekannt, gesehen, gesprochen, so würde dies nichts für die wirkliche Existenz und Persönlichkeit des angeblichen oder vermeintlichen Dr. Strauß beweisen, denn könnten sich diese Männer nicht geirrt haben, oder von einem Individuum getäuscht und hintergangen worden seyn, daß sich zwar Dr. Strauß genannt hat, und von Jedermann dafür gehalten worden ist, ja sich sogar selbst ganz ehrlich dafür gehalten haben kann, im Grunde aber ein ganz Anderer, vielleicht der weitberühmte Dr. Wortmacher gewesen ist. Doch gesezt auch, es habe daselbst wirklich ein Dr. Strauß existirt, so fragt sich immer noch, ob denn dieser das vielbesprochene Buch „das Leben Jesu" wirklich geschrieben habe; eine Sache, die noch erst erwiesen werden muß. Denn erstlich gibt es noch mehrere des Namens Strauß, z. B. der Herr Dr. und Prof. Strauß in Berlin. Dieser hat nun gewiß nicht das vorhin gedachte Buch geschrieben. Aber könnte es nicht sonst noch irgendwo einen Dr. Strauß geben, der das famose Buch „das Leben Jesu" geschrieben und herausgegeben hat, um darin den in der Theologie und Dogmatik unserer Zeit herrschenden sceptischen Geist auf eine feine Weise zu ironisiren? Der Tübinger Strauß hat vielleicht nur die fixe Idee, ein solches Buch geschrieben zu haben. Ein Geisteskranker hatte ja auch einmal den Wahn, die Welt erschaffen zu haben. Hatte er sie deßhalb wirklich erschaffen? Unglücklicher Weise traf sein Wahngedanke, der sich in ihm als Wahrheit und Wirklichkeit festgesezt hatte, nicht mit der Wirklichkeit zusammen, und man sperrte ihn ein. Bei unserm sagenhaften Tübinger Dr Strauß dagegen, trifft der Wahngedanke, von dem er besessen seyn mag, nämlich „das Leben Jesu" geschrieben und darin die historische Wirklichkeit der Person und Erscheinung Jesu geläugnet zu haben, mit der Wirklichkeit, daß nämlich ein Buch „das Leben Jesu" vom Dr. Strauß, in dem dieser ultrasceptische Gedanke durchgeführt und erörtert wird, existirt, oder vielmehr nur an die wirkliche Existenz eines solchen Buchs allgemein geglaubt wird, zusammen, und man sezt den ganz unschuldigen Dr. Strauß ab. Wie ungerecht! Denn gesezt es existire wirklich ein Buch: „Das Leben Jesu von Dr. Strauß," so fragt sich noch immer, hat denn wirklich ein Dr. Strauß, oder vollends der Dr. Strauß in Tübingen dies Buch geschrieben? Daß sich Dr. Strauß für den Verfasser hält, und dafür ausgegeben hat, beweist nicht, daß er wirklich der Verf. ist. Ein ganz Anderer, etwa Dr. Wortmacher, oder Mückenfänger kann ja der Verfasser desselben seyn, und sich entweder aus Laune, oder um nicht genannt seyn zu wollen, oder um dem Dr. Strauß einen boshaften Streich zu spielen, und ihn wider Willen berühmt zu machen, Dr. Strauß genannt haben.

Das einerseits so heftig angefochtene, und andererseits so laut gepriesene und bewunderte Buch kann ja auch von mehreren Verfassern herrühren, die nur den Collectiv-Namen Dr. Strauß angenommen haben; es kann ferner allmählich zu verschiedenen Zeiten entstanden und geschrieben worden seyn, und der angebliche oder wirkliche Dr. Strauß hat ähnliche Ansichten und Gedanken als wie sie in dem Buche des mythischen Dr. Strauß enthalten sind, und hält sich nun ganz ehrlich für den Verfasser desselben, ist es aber nicht. Jeder Sage liegt nothwendig eine geschichtliche Wirklichkeit zum Grunde, sonst wäre es keine Sage, sondern ein Mährchen. Daher sind auch die Erzählungen vom Dr. Strauß und dessen Buch „das Leben Jesu" kein Mährchen, sondern eine Sage, weil ihnen eine geschichtliche Wirklichkeit zum Grunde liegt, aus der sie hervorgegangen ist. Diese geschichtliche Wirklichkeit ist die rationalistische Lehre und Meinung und das Vorhandenseyn einer rationalistischen Secte oder Partei, wie man will. Jede Lehre und Meinung muß nothwendig ihre äußerste Spitze haben, und diese zu erreichen und in eine äußerlich-lebendige Wirklichkeit treten zu lassen, kurz sich zu personificiren oder Fleisch zu werden darauf dringt und arbeitet jede Secte und Partei seit uralter Zeit hin. Deßhalb stimmt Alles dafür, daß Dr. Strauß und sein „das Leben Jesu" nur die Personification oder Incarnation der rationalistischen Idee, Lehre und Meinung ist, oder daß es die rationalistische Secte und Partei als solche unter den Theologen gewesen ist, die sich in des Dr. Strauß Leben Jesu manifestirt und expectorirt hat. Es ist daher auch wahrscheinlich, daß das mehrgedachte Buch von sehr vielen Verfassern und aus sehr verschiedenen Zeiten herrührt. Wann und wo es zuerst entstanden ist, läßt sich eben so wenig auch nur mit einiger Sicherheit nachweisen, als es sich auch nur einigermaßen mit Gewißheit nachweisen läßt, wer zuerst die Sage von des Dr. Strauß Leben Jesu niedergeschrieben hat. Es verhält sich gerade damit wie mit Münchhausens Lügen; Jedermann kennt gewiß dies seltsame Buch und hat es

entweder gelesen oder davon gehört, Niemand aber weiß wann und wo es entstanden ist, oder wer es verfaßt und geschrieben hat, es ist eine Allegorie der Lüge. So hat die im theologischen Gebiete schon seit alter Zeit im Stillen schleichende, in neuester Zeit aber keck und laut hervortretende rationalistischen Lehre von der menschlichen Persönlichkeit Jesu, von der Natürlichkeit der Wunder allmählich die Meinung und Sage von dem nicht Geschichtlichen und Sagenhaften dieser Persönlichkeit erzeugt, aus der sich wieder die Sage von des „Dr. Strauß Leben Jesu“ entwickelt hat. Es ist dies aber nichts weiter als der Rationalismus in seiner höchsten Potenz, in der er sich bis zur dünnsten Scepsis, — man lese ja nicht dümmsten, obwohl beides genau und innig nah mit einander verwandt ist, — erhoben und verfeinert hat. Aber eben weil diese äußerst sublime Scepsis so dünn ist, wie Spinnfäden, reißt sie. Die guten Leute verwirren und verwechseln immer zwei ganz verschiedene Fragen mit einander, nämlich die, was kann gewesen und geschehen seyn und was ist gewesen und geschehen. So wird uns in allen Zeitungen und kritischen Journalen erzählt, in Tübingen war ein Dr. Strauß, der das Leben Jesu geschrieben hat. Wer will und kann nun behaupten, daß er wirklich dort war und wirklich das Leben Jesu geschrieben hat; die bedeutenden Argumente, die dawider und für die Sagenhaftigkeit der ganzen Geschichte vom Dr. Strauß und dessen Leben Jesu sprechen, haben wir bereits erörtert. Wer will und kann dagegen auch behaupten, er war nicht in Tübingen und hat nicht das Leben Jesu geschrieben. Man muß und kann es also auf sich beruhen lassen, ob Dr. Strauß wirklich in Tübingen war oder nicht; er kann dort gewesen seyn. Und eben so muß und kann man die Frage, ob der möglicherweise wirklich existirende Dr. Strauß wirklich das Leben Jesu geschrieben hat, auf sich beruhen lassen, er kann es geschrieben haben. Aber eben der Umstand, daß es auf sich beruhen bleiben muß, ob Dr. Strauß wirklich existirt hat und vielleicht noch existirt oder nicht, und ob er das Leben Jesu wirklich geschrieben habe oder nicht, reicht vollkommen hin, den Dr. Strauß zu einer mythischen Person zu machen und der ganzen Geschichte von des Dr. Strauß Leben Jesu den Charakter einer Sage zu geben. Denn man weiß nur so viel mit Gewißheit, daß von einem Dr. Strauß und dessen „das Leben Jesu“ gesprochen, daß es beurtheilt, gelobt oder getadelt worden ist. Daß dieser Mann wirklich existiren und das vielbesprochene Buch „das Leben Jesu“ wirklich geschrieben haben kann, enthält eben so wenig einen contradictorischen Widerspruch in sich, als daß er nicht existirt und vorgedachtes Buch nicht geschrieben hat, es kann also das eine wie das andere eben so gut seyn als nicht seyn; denn nur das kann schlechthin nicht seyn, was einen contradictorischen Widerspruch in sich schließt, als z. B. ein viereckigter Cirkel.

Sonach glauben wir sattsam genug nachgewiesen zu haben, daß Dr. Strauß „das Leben Jesu“ eine Sage des neunzehnten Jahrhunderts ist, eben darum, weil ihr im Allgemeinen eine geschichtliche Wirklichkeit zum Grunde liegt, während die geschichtliche Wirklichkeit der Person des Dr. Strauß und seiner angeblichen oder wirklichen Autorschaft des Buches „das Leben Jesu“ als zweifelhaft auf sich beruhen bleiben muß. Was aber noch mehr Gewicht in die Schaale der für das Sagenhafte dieser Person angeführten Gründe legt, sind die neuesten unbestimmten, schwankenden und seltsamen Nachrichten und Erzählungen von ihm und seinen Fahrten nach der Schweiz, vielleicht hören wir noch von seinem Aufenthalte in einer unterirdischen Höhle, oder von seinem gänzlichen Verschwinden. Unstreitig ist die Sage von des Dr. Strauß Leben Jesu eine der merkwürdigsten Sagen; sie entsteht im neunzehnten Jahrhundert, in einer Zeit, wo schrecklich viel gedruckt und gelesen wird, und trägt eine solche scheinbare Wahrheit und Wirklichkeit an sich, daß man fast nicht umhin kann, sie für eine wahre und wirkliche Begebenheit zu halten; zu glauben, daß doch nothwendig ein wirklicher Dr. Strauß und zwar in Tübingen existirt, und dieser das Leben Jesu gewiß geschrieben habe müsse. Und doch ist diese Folgerung und Voraussetzung übereilt, ist ein wahrhaft logischer Sprung: denn daraus, daß allgemein von und über des Dr. Strauß „das Leben Jesu“ gesprochen, geurtheilt, geschrieben wird, folgt nicht, daß Dr. Strauß und sein Buch nothwendig und gewiß wirklich existiren müssen, sondern nur, daß sie möglicher Weise existiren können. Wie, wird vielleicht von allen Seiten gefragt, es wäre also selbst zweifelhaft, ob das Buch „das Leben Jesu“ wirklich existirt? Das heißt, scheint es, den Zweifel zu weit treiben. Mit nichten. Denn setzet, es seyen 100 Menschen: 50 davon seyen Theologen und 50 Nicht-Theologen, so möchte ich 100 gegen Eins wetten, daß von den 50 Theologen höchstens Fünf, und von den 50 Nicht-Theologen höchstens Einer ein Buch mit dem Titel „das Leben Jesu“ von Dr. Strauß in Händen gehabt zu haben mit Wahrheit erklären können — ob auch gelesen, ist eine ganz andere nicht hierher gehörige Frage. — Können aber diese Sechs sich nicht geirrt haben, nicht versehen, nicht flüchtig und oberflächlich, in der Dämmerung etwa gelesen und das Buch, das sie wirklich in Händen gehabt haben einen ganz andern Titel, etwa „das Leben ein Traum“ gehabt haben. Es wird nun überall und allgemein von des Dr. Strauß Leben Jesu gesprochen: es ist beinahe unanständig, nicht davon zu sprechen, oder gar ehrlich

zu bekennen, man habe es *nicht* in Händen gehabt, geschweige denn gelesen; dies würde ja von Mangel an Bildung, von *Nicht-Schritthalten* mit der Zeit zeigen, und wer möchte gerne in einem solchen Lichte erscheinen. Die menschliche Schwäche und Eitelkeit sträubt sich dagegen, und von Hunderten sagen Neunundneunzig lieber die *Unwahrheit*, als daß sie in den Augen Anderer als *unwissend* und *ungebildet* erscheinen möchten. Wenn also in unserm Falle alle Hundert oder Tausend, gleichviel, sagen: ja wir haben das Leben Jesu von Dr. Strauß *gelesen*, so entscheidet dies offenbar für die *Wahrheit* und *Wirklichkeit* der Sache nichts. Sie *können* es gelesen haben, wer will und kann das bestreiten, aber ob sie es *wirklich* gelesen, oder auch nur in Händen gehabt haben, ist eine ganz andere Frage, die durch die Erklärung und Behauptung der hundert oder tausend Menschen, daß sie es gelesen und in Händen gehabt, noch keineswegs erwiesen und außer allen Zweifel gesezt ist, wie umgekehrt daraus, daß hundert, tausend, zehntausend, ja hunderttausend Menschen erklärten und betheuerten, sie hätten es nicht gelesen, noch in Händen gehabt, nicht folgen würde, daß sie es wirklich nicht gelesen, noch in Händen gehabt hätten. Also das *einstimmige* Zeugniß *aller* Menschen für die wirkliche Existenz des Dr. Strauß „das Leben Jesu" beweist eben so wenig etwas für dessen wirkliche Existenz, als das *einstimmige* Zeugniß *aller* Menschen wider dessen *wirkliche* Existenz auch nur das Mindeste wider dessen *wirkliche* Existenz beweisen würde. Weil also die *wirkliche* Existenz des Dr. Strauß und dessen „das Leben Jesu" *nicht* bewiesen werden kann, sondern als eine bloße Möglichkeit auf sich beruhen bleiben muß, von der inzwischen alle Welt wie von einer wirklichen Person und einem wirklich existirenden Buche spricht, so ist Dr. Strauß und dessen „das Leben Jesu" eine *Sage* des 19ten Jahrhunderts. Quod erat demonstrandum.

Dr. v. Keyserlingk.

Pädagogische Literatur.

(Schluß.)

4) Herr von *Wessenberg* spricht sich über Bildung der Gewerbtreibenden in gewohnter, menschenfreundlicher Weise aus; auch er vindizirt den gewerbtreibenden Classen das Recht einer höheren, nichtlateinischen Schulbildung. Allein, wenn Troxler zu viel von einer Trennung der Jugendbildung in zwei Hauptzweige fürchtet, so geht Wessenberg nicht darin zu weit, daß er Gewerbschulen, den Gelehrtenschulen gegenüber und unabhängig von denselben gegründet haben will, sondern darin, daß er sie mit Real-Gymnasien verwechselt, ja diese lezteren, oder vielmehr ihren Namen für gefährlich erklärt, weil er den Schülern einen Studentendünkel beibringen könnte. Den Namen Realgymnasium habe ich dem der höheren Bürgerschulen vorgezogen, weil in ihnen Gymnastik des Geistes, Ausbildung der jugendlichen Anlagen noch Hauptaugenmerk seyn soll; was in eigentlichen Gewerbschulen für künftige Handwerker nicht der Fall seyn kann und darf. Ich fürchte allerdings mit Troxler, daß, wenn man nur Gewerbschulen den Gelehrtenschulen entgegenstellt, die nothwendige Einheit der Nationalbildung, ja überhaupt humane Bildung gefährdet werden möchte.

5) Der ungenannte Verf. der Schrift: „Reform der Mittelschulen" scheint kein Mann vom Fach zu seyn, wie aus manchen gar nicht schulmännisch klingenden Vorschlägen hervorgeht, wie z. B. aus dem, Französisch und Latein fast gleichzeitig, nämlich das Fr. zwei Monate nach dem Lat. anzufangen; allein er ist ein einsichtsvoller, die Forderungen der Schule und des Lebens besonnen erwägender Mann. Das Eigenthümliche seiner Vorschläge besteht darin, daß er, was immer noch so selten geschieht und vielleicht noch lange nicht zugestanden werden wird, eine *allgemeine Schule* verlangt, welche Schüler vom 7ten bis 13ten Jahre so zu unterrichten hätte, daß daraus der künftige Staatsminister so gut als der künftige Handwerker zu seiner ferneren, mehr oder minder vorbereitenden Berufsbildung übergehen könnte. Darauf schlägt er für 13—15jährige Knaben zwei Arten von Vorschulen, eine Vorschule der polytechnischen und eine Vorschule der Gelehrtenschule vor, jener schlössen sich dann zunächst die mathematischen Classen für 15—17jährige, und diesen die *Fachclassen* der polytechnischen Schule für noch ältere Zöglinge an, während auf diese Gymnasium und Lyceum folgten, um bis zum 19ten Jahre die Jünglinge für den Universitätsbesuch vorzubereiten. Wir wüßten dem allen nichts entgegenzusetzen, als dies, daß es zweckmäßiger scheint, die mathematische Classe der polytechnischen Schule mit der Vorschule zu einem Realgymnasium zu vereinigen. Einzelne Bestimmungen mögen noch angeführt werden, um die Lectüre der gehaltvollen Brochüre zu empfehlen. Das Französische soll practisch, durch Uebung und zur Anwendung, das Lateinische als Mittel der Verstandesbildung streng grammatisch, das Griechische behufs des Verstehens und der Bildung durch Lectüre eben deßwegen vorzugsweise durch Lectüre gelernt werden. Häusliche *schriftliche* Arbeiten sollen vor dem 11ten Jahre gar nicht aufgegeben, dann aber auch in nicht zu großer Menge, immer aber in möglichst vollendeter, äußerer Form gefordert werden. — Was hilft auch das Pensenfudeln? Es verdirbt nicht allein die Hand, sondern untergräbt auch den Sinn für Ordnung und Sauberkeit, was selbst auf Sauberkeit der Gesinnung nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleibt.

W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 80. Montag, 8. August 1836.

Romane.

6) André, Roman par George Sand.

An dem Buche ist nicht viel, und doch ist es von Interesse; ein ganz unbedeutender Stoff, aber anziehend geschrieben; alltägliche Charaktere, aber bis in die kleinsten Nuancen vortrefflich ausgemalt; eine ziemlich schlechte Gesellschaft, die aber von Humor übersprudelt; wenig Geist und Gemüth, aber viel Verstand und scharfe Beobachtung der Lebensverhältnisse; viel Trivialitäten, aber flüchtig verfließend im Strom des gewandtesten Conversationstons; — das sind die Elemente eines Romans, der Aufsehen in der Hauptstadt Frankreichs macht.

Das Talent des Autors ist unbestreitbar, seine Beobachtungen unübertrefflich, und doch wird dem Leser häufig unheimlich dabei zu Muthe; und doch kann man kein rechtes Herz zum Autor fassen, der hinter diesen Gestalten zu lauschen, und mit der linken Hand sie zagend zurückzuhalten scheint, während die rechte sie forcirt hinstößt auf den schlüpfrigen Weg der obscönen Lebensverhältnisse. Pani de Kok bewegt sich auch häufig auf dieser Bahn; er ist frivoler, er ist ausgelassener, er präsentirt dem schönen Geschlecht sein Buch mit einer Hand, und wirft ihm mit der andern einen Schleier übers Haupt, um dessen Erröthen zu verbergen. Er ist kühn und gibt sich in seiner Ausgelassenheit für das was er ist; man mag ihn lesen oder verwerfen; aber er tritt nicht für den Leser entschuldigend ein, der muß die Frivolität der Lectüre selbst vertreten, wie er seine Autorschaft mit kecker Stirne und mit satirischem Lächeln vertritt. Ganz anders George Sand. Er reizt, indem er entschuldigt, er ist frivol und spielt den Züchtigen, er bewegt sich in schlechter Gesellschaft mit der Miene des besten Tones von der Welt.

So ungefähr würde, beim Lesen dieses Romans, ein, mit dem Autor und seiner weiteren Autorschaft ganz unbekannter Kritiker urtheilen. Was aber würde der gute Mann sagen, wenn man ihn versicherte, daß Mr. George Sand, der mit „beguèle — chipie — enfler sa grosse voix — j'ai bec et ongles pour me défendre“ und ähnlichen zarten, und der bonne compagnie angehörigen Ausdrücken um sich wirft, nicht ein Mr. George Sand, sondern eine Mde. Dudevant ist? — Er würde es ohne Zweifel nie glauben, und wenn man ihm untrügliche Beweise vorlegte, mindestens fest behaupten, daß Mde. Dudevant einen großen Theil ihres Lebens als Mr. George Sand verkleidet mit einer hübschen Grisette unterm Arm auf den Bällen des Odéon, der Idalie und der grande Chaumière zugebracht habe; und nicht mit Unrecht, denn „ne pas mordre“ im figürlichen Sinne, „avoir son paquet, se laisser surmonter

par le chagrin“ und Aehnliches findet man nur dort im Munde der Grisetten, die in etwas besserer Gesellschaft ohne großen Zwang derlei Trivialitäten unterdrücken.

Der Roman ist bereits übersezt und im Buchhandel erschienen; doch dürfte er sich schwerlich in Deutschland einer gleich günstigen Aufnahme erfreuen, wie in seinem Mutterlande, da gerade das, was ihn originell macht, jene zum Theil triviale Conversation, die durch die Eigenthümlichkeit der Original-Sprache gemildert wird, und etwas unbeschreiblich Komisches an sich trägt, schwer oder gar nicht im Charakter wieder zu geben ist. Ich möchte z. B. wissen, was der Uebersetzer aus „beguèle“ gemacht hat? Das Dictionnäre sagt: Maulaffe, aber das ist der Sinn nicht. „Zierliese“ kommt ihm näher, aber das deutsche „Zierliese“ geht bequem durch die Lücke eines Zahnes, während die Grisette bei dem Ausdruck bequèle vollkommen la bouche enflée hat. Auch entflieht mit dem Schalle des deutschen Wortes die Bedeutung; das französische hingegen gibt wie in einem Zauberspiegel plötzlich ein vollkommenes Bild der kleinen entrüsteten Person; man liest: beguèle, hört das Wort, und sieht zugleich dieses verächtliche Naserümpfen, dieses Zucken der Achseln, diese im Selbstgefühl und Bedauern bald zum Himmel emporgeschlagenen Augen; kurz, man liest das Wort und empfindet seine ganze Bedeutung.

Das Wort „chipie“ existirt, so viel ich weiß, gar nicht in der Literatur. Es ist eine Création de Demoiselles, qui font la promenade; (ouf!) etymologisch wäre es vielleicht „altes Fell“ zu übersetzen; aber vor diesem revoltanten Ausdruck bis zu dem „chipie“ ist ein retrograder Weg zu machen, wie vom Herbste des Lebens bis zu jenem Knospen tragenden Frühling, an denen freilich der Wurm schon ein wenig zu nagen beginnt, die sich aber dem sanften Kitzel seines ersten Betastens mit Wollust, wenn auch mit affectirter Schüchternheit und Schaam hingeben. Voilà ce que c'est que: chipie! — Das übersetze nun Jemand.

Aber welche ängstliche Wortklauberei, höre ich sagen! Ein Wort, etwas mehr oder minder treu wiedergegeben, was liegt daran? Mit Erlaubniß! das ist von hoher Wichtigkeit in der französischen Literatur. In ihr thut der Reiz der Sprache, wenn auch nicht Alles, doch häufig das Meiste. Deßhalb sind unsere Kritiker oft so hart, so ganz den französischen widersprechend; und doch haben wir nicht unrecht. Wir Deutschen beurtheilen ein Werk nach seinem inneren Gehalt, nach seinem Kern, nach seiner geistigen Frucht; auch der Franzose thut das, aber ihm gilt die Blume, das Blatt, die Blüthe derselben viel mehr als uns. Wir lesen ein Gedicht von Berenger, und finden es flach und alltäglich (und es gibt deren einige von dem berühmten Chansonnier, die uns nothwendig so erscheinen müssen), der Trans-Rhenane aber ist entzückt, sein Auge lächelt, ja es wird feucht, und der französische Jüngling weint nicht so leicht wie der deutsche; verwundert hört dieser nun die Worte: que c'est gracieux! und dieses „gracieux“ ist der „charme de la parole,“ der einen Hauptbestandtheil der französischen wie der italienischen Poesie ausmacht, den der Deutsche aber in seinen Werken wenig beachtet, und den die Kritik durch die höhnenden Ausdrücke: „Wortgepränge, Reimklingelei“ ꝛc. vollends zu untergraben sucht. Wohin aber die Verachtung der Euphonie in poetischen Produktionen führt, davon könnte man schreckliche Beispiele in der romantischen Literatur citiren, doch führte dies hier zu weit; nur zum Beleg der obigen Behauptung der Schwierigkeit einer deutschen Uebersetzung so viel, daß die Bedeutung eines einzigen Wortes, selbst eines an sich unbedeutenden, wie ein; mais, ein Hm! und ähnliche am rechten Orte angebracht, in der französischen Diction einen Rang behaupten, von dem der Deutsche keine Ahnung hat, und den er selbst in der Original-Lectüre nicht empfindet, wenn er nicht durch lange directe Bekanntschaft mit der Nation die Eigenthümlichkeit der Sprache, den „esprit de langue“ sich völlig zu eigen gemacht.

André de Moraud wird uns als der, moralisch und physisch gleich schwache Sohn eines rauhen Landedelmannes der Provinz geschildert. Dieser Charakter ist, wie überhaupt sämmtliche des Romans mit einer lobenswerthen Consequenz bis zu Ende gehalten. Zart von Gemüth wie von Körper, mit gebildetem Geiste und empfänglichem Herzen, aber durch eine knechtische Erziehung völlig willenlos gemacht, erreicht er jenes Alter der unbestimmten Sehnsucht, und erkennt plötzlich in einer flüchtigen Gestalt, die wie ein Schatten an seinem Auge vorüberweht, den Gegenstand seiner Ahnungen und Träume. Wie ein Irrender durchstreift er nun, ein zweiter Silvio di Rosalva, Wälder und Fluren nach dem entronnenen Bilde seines Idols. So trifft ihn Joseph Marteau, sein Nachbar und Freund, eine kräftige Landnatur, mit gesundem Herzen und Sinn, richtigem, aber etwas rohem Verstande, lebenslustig und vergnügt, ganz praktischer Gegensatz zu den idealen Schwärmereien unseres Helden. Er schlägt ihm eine Zerstreuung vor, und welche bessere kann es nach Josephs Ansichten geben, als die der Grisetten. Er entwirft ihm hier nun ein Bild, lebendig und wahr, dieser originellen Mädchenklasse; wie er sie schildert, so treten sie später handelnd auf, und es ist unmöglich, sie treuer der Natur abzulauschen, als es hier geschieht.

Drückt man das Auge nur ein klein wenig über den zartesten Punkt des Geschlechtes zu, so ist es in der That schwer, lieblichere Geschöpfe zu finden, als die

französischen Grisetten. Jung und hübsch, mit einem Köpfchen voll Schlauheit und einem Herzchen voll Liebe, ihr ganzes irdisches Eigenthum, leicht ins Leben hüpfend, nichts kennend als die Gunst des Augenblicks, bilden sie aus ihrer Schwäche eine Tugend, schämen sich ihrer Neigung nicht, tragen sie öffentlich zur Schau, und sind dem Erwählten mit inniger Anhänglichkeit, unverbrüchlicher Treue und der edelsten Uneigennützigkeit zugethan. Ein Fichu, ein Hütchen, ein bescheidenes déjeuner, und ein Tanz in der Chaumière ist der einzige Lohn ihrer oft sehr rührenden Ergebenheit; können sie mit dem Jüngling ihres Herzens gar ménage machen, so sind sie vollkommen glücklich, und ein zärtliches: ma petite femme aus seinem Munde macht sie überselig. Reinlich bis zum Küssen, in ihrer einfachen, oft dürftigen Kleidung wie in ihrem grenier au cinquième oder au sixième sind sie sparsam, und wird jeder erübrigte Sol mit dem Ideale ihrer Sehnsucht getheilt, und allem Stolz der Jungfräulichkeit entsagend, sind sie nur auf den noch eifersüchtig, ihr Verhältniß so viel als möglich zu veröffentlichen. Die Welt muß wissen, daß sie geliebt werden; sie bringen sich willig zum Opfer, aber der Hohepriester ihrer Gefühle soll dies Opfer erkennen und ehren, indem er es dem Auge der Welt nicht entzieht, nicht schüchtern und verschämt zu ihnen schleicht, sondern sie öffentlich aufführt in den kleinen Theatern, auf den Promenaden. So sind diese kleinen sanguinischen Wesen, so schildert sie Mr. George Sand, und noch begreife ich nicht, wie es der Mde. Dudevant gelang, ihm alle diese kleinen Nuancen bis in die zergliedertsten Theile so unverhüllt und wahr zu verrathen. —

Joseph, der Mann des Handelns, hält sich nicht lange mit der Vorrede auf; er entwirft den Plan, bringt ihn zur Reise, und bald sehen wir den schüchternen André im Kreise dieser kleinen liebenswürdigen Kobolde. Doch die Krone der „artisannes" fehlt; Geneviève, die allgemein geachtete, verehrte, bewunderte, Geneviève, die fleuriste, die nie ihr Zimmer verläßt, die zurückgezogen nur ihrer Kunst lebt, Geneviève soll diesen Kreis verschönern. Ein schicklicher Vorwand ist bald gefunden und sie erscheint. Mde. Dudevant schildert diese Scene viel schöner als ich sie wiedererzählen könnte; will daher der Leser die Mühe des Nachschlagens ersparen, so imaginire er sich André's freudigen Schreck, — Geneviève ist sein ihm entschwundenes Idol. Bescheiden nähert er sich, die gleichgestimmten Herzen finden sich, er wird ihr Lehrer in Botanik und andern Naturwissenschaften, aber — auf welche Weise! — Hier finden wir nun André und Geneviève am Uferrande eines Baches, oder später in ihrem Zimmerchen, drei Schritte von ihrem Lehrer entfernt; ein ganzer Erdglobus liegt auf dem Atlasse zwischen ihnen. Geneviève ist in Paris geboren, aber ihr Charakter ist völlig deutsch: fromm, sittsam, eingezogen, mit hellem Verstande und unergründlich tiefem Gemüth, mit einer Charakterstärke, die nur ihrer Schönheit gleicht. Hat Mde. Dudevant sich dieser Personnage wegen nach Deutschland bemüht, so hat sie solche schwerlich bei unseren Nähermamsells gefunden; aber einerlei, sie ist einmal da und entzückend schön geschildert, in ihrer festen Entschlossenheit, ihrem männlichen Muthe, der Schwäche und Inconsequenz ihres Geliebten gegenüber. Sie kannte diese Schwäche so wenig wie ihre eigene für ihn; aber plötzlich wird André, drei Stunden von ihr entfernt, auf dem Schlosse seines Vaters gefährlich krank; da bricht ihre ganze Leidenschaft für ihn mit Riesengewalt durch die Schranken ihres Herzens; alle Scheu und jungfräuliche Schaam vergessend, eilt sie zu Joseph, beschwört ihn, sie zu ihm zu führen, steigt in der Nacht auf die Kruppe seines Pferdes, und erreicht nach unsäglicher Anstrengung und überstandener Lebensgefahr ihr Ziel. Sie sieht den fieberhaft Erregten, beruhigt ihn durch ihre Nähe, erduldet eine furchtbare Scene mit dem rauhen Vater ihres Geliebten, und tritt, als dieser kaum in Schlummer gesunken ist, ihren beschwerlichen Rückweg an.

Doch die Binde ist von ihren Augen gefallen, sie erkennt die gewaltige Kluft, die das sociale Verhältniß zwischen ihr und ihrem Geliebten gräbt, erkennt bald nach dessen Genesung die Schwäche seines Charakters, die diesen Abgrund zu überspringen nie wagen würde, entsagt ihm und flieht. Durch André und Joseph eingeholt, weicht sie endlich deren Bitten, kehrt zurück und empfängt den Schwur ewiger Treue; doch durch so viele, auf sie einstürmende Bewegungen erschüttert, versinkt sie nun ihrerseits in ein heftiges Fieber. André ist dankbar, er vergilt der Armen mit gleicher Sorge, wacht die Nächte am Lager der Kranken und hegt nicht in diesen verführerischen Stunden für sie als die treueste Besorgniß des Bruders, die zärtlichste Vaterangst. Doch sie gelangt auf den Weg der Besserung, und mit Zunahme ihrer Gesundheit mindert sich auch seine Angst, und gibt andern, wenn auch nicht minder heftigen Gefühlen Raum. Nur nach Mitternacht hat sie noch leise Fieberanfälle; da weicht André nicht von ihrem Lager, er drückt seine Wange auf ihre glühende Stirn, seinen Mund auf ihre fieberhaft bewegten Lippen, sie sinkt unmächtig in seine Arme, die Angst raubt auch ihm die Sinne und — Mde. Dudevant gibt uns eine Scene zum besten.

Man muß gerecht seyn; sie geht so keusch und züchtig darüber hinweg, als es der Gegenstand nur gestattet, und so flüchtig, daß wir kaum Zeit haben, ihr Erröthen zu bemerken. Aber warum schämt sie sich dieses Erröthens? Mir scheint doch, sie hat heimliches Wohlgefallen daran; passe pour cela; die Scene ist nothwendig für die Folge, und was entschuldigt nicht die Nothwendigkeit.

Wenn Damen einmal Romane schreiben, können sie die Nothwendigkeit solcher Handlungen so wenig vermeiden, als ihre Heldinnen es vermögen, sonst thäten sie's wohl Beide gern. Sie ist entschuldigt. Aber warum gefällt sich die Dame in muthwillig herbeigeführten Schlüpfrigkeiten? Warum läßt sie, als Geneviève mit Joseph in der Nacht die Furth durchreitet, das Wasser bis an Geneviève's Knie steigen, sie so gezwungen, ihr Jupon aufheben und ihr entblößtes Bein zur Schau tragen? Und war es Nothwendigkeit, daß, die Gefahr zu mehren, dem Steigen des Wassers nicht Einhalt gethan werden konnte; warum mußte der Mond so hell scheinen, daß Joseph diese Nuditäten bemerken konnte? Und war auch das Nothwendigkeit (die ich zugeben will ohne sie einzusehen), warum mußte sie Joseph so oft sich umkehren lassen? Hat auch ein Mensch nicht Gewalt über Mond und Wasser, so hat ein Autor sie doch über die zu schildernden Personen, die seine Kreaturen sind, die blindlings nach seinem Willen handeln müssen, und nie die Zügel des Regiments an sich reißen sollten. Eine Dame vornämlich aber sollte diese stets mit sicheren, wenn auch schüchternen Händen führen. Hier war aber diese Frivolität nicht nur völlig unnütz, sondern auch ganz mal à propos, und auf Kosten der Wahrheit erkauft; denn wenn Jemand bei Nacht, selbander zu Pferd ein reißendes Wasser durchreitet, und jeden Augenblick Gefahr läuft, sammt dem Pferde und dessen Doppellast zu ertrinken, so glaube ich, hat er den Augen ein wichtigeres Ziel zu setzen als entblößte Beine hinter sich, nach denen sich umzusehen, ihn in doppelte Todesgefahr stürzt. Es war also nicht Nothwendigkeit, was diese Scene schilderte, und mit so unverkennbarem Wohlgefallen stets wieder auf's Neue darauf zurück kam, sondern Muthwille des Autors, den bei einer Dame Frivolität zu nennen, ich mich nicht enthalten kann.

Zur Historie zurück. Das Fieber jener krankhaften Nacht hatte Folgen, und die nächste Folge dieser Folgen war eine heimliche Ehe mit dem Geliebten. Der erzürnte Vater wird durch Joseph überlistet, und nimmt die verarmten, leidenden, an Seele und Leib erkrankten Gatten in sein Haus. Nun zeigt sich plötzlich eine, den Franzosen ganz nagelneue Erscheinung; wir Deutschen kennen sie seit unserer Kindheit. Mde. Dudevant hat wahrscheinlich deren Bekanntschaft Anno 92 im preußischen Feldlager in der Champagne gemacht, aber sie hat trotzdem bis jezt in Frankreich keinen Eingang finden können. An der Hand des Herrn George Sand tritt nun plötzlich August Lafontaine mit seinem ganzen Reisegepäck von Jammer und Noth, Thränen, Rührung und Herzweh ins Schloß des Marquis, und da der Verblichene das Unheimliche der Geisterwelt nicht abzustreifen vermag, ist in seinem Gefolge: Entsetzen, Grausen und Vatermord. Das ist unschön von Mr. George Sand, und widerlich von Mde. Dudevant. — Die hochschwangere junge Marquise de Morand wird, eines elenden Geldinteresses wegen, von dem rohen Vater mißhandelt, zu Boden geschleudert, während eine häßliche alte Magd, die unter der Hand als seine Maitresse angedeutet wird, den Stuhl hebt, um ihn auf die Unglückliche niederzuschleudern; da stürzt André hinzu; das Hasenherz wird plötzlich zum blutgierigen Tiger, er greift nach einem Jagdmesser „prit d'une main son père à la gorge, et de l'autre le frappe à la poitrine."

Entsezt ließ ich das Buch sinken, und sah im Geist schon Assisen, Juri und einen Fieschi-Proceß. Aber es war nicht so arg. Geneviève sprang dazwischen, des alten Marquis Hemde wurde nur geschlizt, Geneviève schnitt sich bei der Gelegenheit ein paar Finger ab, und der Held André — sank in Unmacht. „Wenn das Kind im Brunnen liegt, deckt man ihn zu." Der Marquis bereut und willigt in alles ein, aber seine Milde kommt zu spät; Geneviève fühlt kein Leben mehr in ihrem Schooße, und wenige Tage darauf folgt der Mutter Leben dem des Kindes nach.

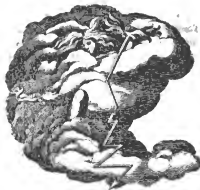
Das ist der traurige, ja höchst widrige Ausgang dieses berühmten Romans. J—n.

7) Leone Leoni, par George Sand.

Die Heldin ist eine Belgierin, und keineswegs, wie im André, eine Grisette, sondern die Tochter eines sehr reichen Juweliers in Brüssel. Der Vater, ein achtbarer Geschäftsmann, die Mutter eine eitle Närrin, die Tochter eine Gans. Von Anbetern belagert, weist sie alle mit Hohn und Kälte zurück, bis plötzlich eines Abends, wie der Schnee aus den Wolken, ein gewisser Leone Leoni in den Salon fällt. Er ist von einem Geschäftsfreunde des Hauses eingeführt, an den er von Neapel Empfehlungsbriefe hatte, er ist jung, schön, geistreich, unterrichtet, gewandt, vollkommener homme de bonne compagnie, spielt hoch, reißt Alles im Sturm mit sich fort, ist von altem Adel, macht Mutter und Tochter zugleich den Hof, — kurz: erkorner Schwiegersohn von Juliettens Mutter. Jene von Leidenschaft für den hübschen jungen Mann verblendet, kann die Zeit nicht erwarten, bis die nöthigen Beweise seines Standes und Vermögens von Neapel eintreffen; diese vereinigt ihre Bitten mit der Tochter, der schwache Vater gibt nach, und willigt ein, seine Tochter einem wild-fremden Menschen zu übergeben, von dem die ganze Familie nicht viel mehr weiß, als daß er auf der Welt ist.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 81. Freitag, 12. August 1836.

Romane.

7) Leone Leoni, par George Sand.

(Schluß.)

Am Vorabend der Hochzeit gibt ein Freund des Hauses ein glänzendes Fest; die Familie erscheint en masque, Leoni und Juliette, als Orientalen, Beide mit dem Schmuck des halben Juwelenladens ihres Vaters behangen. Heiter fliegen sie Arm in Arm durch den Saal; da gewahrt Juliette den stechenden Blick eines jungen Mannes auf ihren Begleiter geheftet, und fühlt zugleich diesen an ihrem Arme heftig erzittern. Er reißt sie durch die wogende Masse in ein einsames Nebenkabinet; ich kann nicht urtheilen, ob das Sitte in Brüssel ist, ich war nie dort auf einem Maskenball; an anderen civilisirten Orten würde das ein junges Mädchen entehren; in Brüssel aber muß das anders seyn, denn kaum in jenem Boudoir angelangt, wirft sich Leoni auf's Kanapee, und ergießt sich ganz ruhig, als ob er nicht die mindeste Furcht hätte, gestört zu werden, in einen heißen Strom von Thränen. Alle Bitten seiner Geliebten, ihr die plötzliche Veränderung seiner Gemüthsstimmung zu erklären, fruchten nichts; doch endlich ist Leoni überwunden, stürzt zu ihren Füßen (wieder ohne Besorgniß, daß einer der dreihundert Gäste sich ebenfalls dahin verirren könnte, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen), gesteht ihr, daß ein gräßliches Schicksal ihn beherrsche, daß er auf immer dem Idol seiner Anbetung verloren sey, wenn sie nicht noch diese Nacht, nicht binnen einer Stunde — mit ihm entfliehe. Entsetzen, Schmerz, Angst, Thränen von der andern Seite. Endlich willigt sie in Alles, wofern er ihr nur einen Grund dieses seltsamen Auftritts mittheile. Aus diesem Verlangen schließt der Leser noch auf einige gesunde Vernunft im Gehirn der Heldin, aber er irrt, denn ehe eine Stunde vergeht, sizt sie, auch ohne Gründe, mit dem Entführer im Wagen, und hält erst nach vierundzwanzig Stunden betäubt vor einem verfallenen Schlosse, eine gute Strecke von der Landstraße entfernt. Sie steigen aus und begeben sich zur Ruhe; Juliette sinkt sogleich in tiefen Schlaf, und erwacht nur einmal, um Leoni geschäftig beim Einpacken ihrer Kleider und Juwelen zu finden, die er dem Vater am nächsten Tage sogleich rücksenden will. Sie schläft bis zum Morgen, wo sie kaum erwacht, mit dem Geliebten wieder zum Wagen eilt, um unwissend wohin, die Reise durch die Welt zu machen. Sie kampiren noch einige Zeit in so verfallenen Burgen und halten endlich bei einem Häuschen im Hochgebirge der Schweiz an.

Da nun geht hin, Ihr jungen Mädchen, die Ihr nicht an die Allmacht der Liebe glaubt, da geht hin und erblickt ein seliges Paar, ein junges Weib, das in den

Armen des Lasters sechs glückliche Monden verlebt, wie sie nur die ewig Reinen des Paradieses genießen können; da seht eine Tochter, die von ihrem alten Vater, von einer Mutter, die nur in ihr lebte, mit aller, in älterlicher Brust nur denkbaren Zärtlichkeit erzogen wurde, da seht sie in den Armen ihres Buhlen, von seinen Küssen berauscht, wie auch nicht ein Gedanke an sie in jenen langen sechs Monden ihre Freuden stört, wie auch nicht eine Ahnung von Reue es nur schüchtern wagt, dem Hochgenuß der Liebe ein Fleckchen, nur so groß wie ein Moral-Princip des Herrn George Sand, in ihrem Herzen streitig zu machen; da lernt die Allmacht der Liebe kennen, die Tugend, Sitte, Religion besiegt, und die Heldin dieser Leidenschaft glücklich, selig, beneidenswerth macht.

Es ist wahr, beim Beginn des Buches finden wir sie als femme entretenue eines gewissen Aloe Bustamento in Venedig. Sie ward das Opfer der Nichtswürdigkeit Leonis, der mit ihr floh, weil obenbesagter starrer Blick jenes Fremden aus einem Augenpaar fiel, das ihn in Paris auf falschem Kartenspiel ertappte. Er stahl jene mitgenommenen Juwelen dem Vater seiner Geliebten, machte mit ihr in Neapel ein großes Haus, stürzte sich in tausend Ausschweifungen, stets von einem Croupier, dem Marchese Lorenzo begleitet, wird bettelarm, schleicht sich ins Herz einer brittischen Prinzessin, vergiftet sie mit Hülfe des Marchese, wird ihr Erbe, wieder reich, wieder arm, lebt von der Händearbeit seiner Geliebten, prügelt sie, begeht auch einmal einen kleinen Mord, und da er endlich am Hungertuche nagt, verkauft er sie einem Lord, überfällt sie auf die niedrigste, feigste Art von der Welt, indem er Nachts den Lord leise in ihr Schlafzimmer führt, und als sie von dem Sturm der neuen Liebkosungen überrascht, ihn anredet, steht er hinter dem Lord und spricht mit ihr, während jener sie küßt. Hiedurch aus ihrem Wahne gerissen, springt sie auf, und entgeht nur der schmachvollsten Mißhandlung durch einen Sprung aus dem Fenster.

Als sie wieder erwacht, sind die Scheusale entflohen, und Bustamento, der treue Freund, wartet ihrer mit der Sorgfalt eines Geliebten. Wenn wir auch sein naives Geständniß ihm nicht sehr hoch anrechnen, daß Juliette in der Hitze des Fiebers ihn für Leoni gehalten, und ihn mit Küssen bedeckt, er dessenungeachtet ihren Wahn nicht zu seinem Vortheil benuzt habe, so müssen wir doch gestehen, daß er sich als ein so honetter Mann zeigt, wie ihn die Verirrte niemals verdiente. Sie erkennt dies auch bald, und die Leidenschaft für Leoni verwandelt sich in sanfte Zärtlichkeit für Aleo. Bald kann ein eheliches Band seine Wünsche nicht mehr krönen, dennoch bietet er ihr seine Hand. Am Vorabend der Hochzeit fährt er mit ihr in einer Gondel spazieren. Eine größere Gondel naht; man legt an. In dieser steht ein junger reich gekleideter Mann, und kaum erblickt ihn Julletten, so fliegt sie an seinen Hals. Verrath, Verkauf, Entehrung, Mißhandlung, Mord, alles ist vergessen; sie liegt an der Brust — Leonis. — Das arme Mädchen kann nicht dafür; ihr Polterabend scheint im Kalender des Schicksals zu ihrem Entführungstage bestimmt zu seyn.

Bustamento spielt dabei eben nicht die glorioseste Rolle, aber Rache hat jedes Gefühl der Liebe verdrängt. Am andern Abend weiß er Leoni durch einen falschen Liebesbrief auf seine Gondel zu locken. Kaum hat er dieselbe betreten, so fliegt sie hin über die Lagunen, und hält erst auf dem sandigen Ufer Lidos. Wie sie ans Land getreten stößt die Gondel ab und erwartet ihren Herrn in den Lagunen am andern Ende der Insel.

Nach einer ziemlich langen Promenade kommt's endlich zwischen den Herren zur Erklärung. Bustamento zieht zwei Degen und reicht einen seinem Gegner hin. Das Ende dieser nächtlichen Unterhaltung ist, daß er diesem seine Klinge bis zum Griff in den Leib stößt, und zur Gondel zurückkehrt. Aber unterwegs befallen ihn allerlei schwermüthige Gedanken, er hält inne, geht weiter, hält wieder inne, und der Tag graut, als er seine Barke besteigt. Tief in sich gekehrt, fährt er langsam zurück; da fliegt rauschend das Dampfboot von Venedig nach Triest an ihm vorüber; ein Herr und eine Dame stehen kosend auf demselben, und beugen sich im Vorüberfliegen zu ihm hinab. Sein Blick trifft sie, und starrt ihnen dann entsezt nach; er erkennt Juliette und — Leoni. — Wen, ruft er dem Schiffer zu, führten wir denn gestern Abend nach Lido? — Ruhig erwidert dieser: den Marchese Lorenzo.

Rasch wandte ich das Blatt um und stand erstaunt wie Bustamento: da war nichts mehr. Hier hätte ich nothwendig noch einen zweiten Theil erwartet, aber das: Fin, das ich in der Eil übersehen, belehrte mich eines Besseren; das Buch war aus ohne — Schluß.

Es hieße am gesunden Menschenverstande des Lesers zweifeln, wollte man hier noch eine Kritik versuchen.

J — n.

8) Das Testament. Nach Ducange von Fanny Tarnow. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

Ein junger Maler in Paris kommt zu einem Straßenmord und rettet ein schönes junges Mädchen, um derentwillen der Mord verübt worden. Sie ist eine Polin, die um einer Erbschaft willen entführt wurde. Ihr eigner Oheim hat sie aus Polen nach Paris schleppen lassen, um ihr großes Vermögen seinem Sohn zuzuwenden. Diesen Sohn will er mit einer vornehmen Buhlerin ersten Ranges vermählen, um ihn noch besser zu

voussiren. Aber der Jüngling vereitelt des Vaters Pläne in jeder Beziehung, und die Tugend siegt, die schöne Polin vermählt sich ihrem Retter, dem Maler, ꝛc. Dem Roman fehlt neben der Originalität auch die edle Einfachheit. Diese Entführungen, Zufälle, Ueberraschungen, Verlegenheiten, Drohungen, die so ermüdend sich häufen, enthalten nicht einmal etwas Neues.

9) Die Töchter der Wittwe. Nach Ducange von Fanny Tarnow. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

Die weitläuftige Geschichte dreier Schwestern, von denen die eine einfach und glücklich, die andere vornehm und nicht ganz glücklich verheirathet, die dritte verführt und ins Kloster verbannt wird, nachdem sie ein todtes Kind geboren. Gemeines Leben, mit etwas Ruchlosigkeit gewürzt. Ordinäre Weiber, schlechte Männer.

Pädagogische Literatur.

6) Friedrich August Wolf, über Erziehung, Schule, Universität. (Consilia scholastica.) Aus Wolfs literarischem Nachlasse zusammengestellt, von W. Körte. Quedlinburg und Leipzig, Becker'sche Buchhandlung, 1835.

Schon bei dem vor zwei Jahren in diesen Blättern erstatteten Bericht über Fr. A. Wolf's Leben habe ich Gelegenheit genommen, auf die freiere Ansicht hinzudeuten, welche Wolf von der Erlernung der alten Sprachen, gegenüber so vielen philologischen Schulmännern, gehegt habe. Gegenwärtige Schrift zeigt uns den genialen Mann auf's Neue, der sich in seine Lieblingsstudien nie so vertieft, daß er nicht über sie hinaus zu sehen vermöchte, wenn von Bildung der Jugend die Rede ist. — Die Mittheilungen, welche wir erhalten, sind von dem Herausgeber unter vier Rubriken zusammengestellt. Zuerst werden die consilia scholastica nach Vorlesungen mitgetheilt, die Wolf 1799 und 1801 zu Halle gehalten hat. Sie handeln von der Erziehung überhaupt und dann von der körperlichen und physischen insbesondere. Die zweite Rubrik hat sodann die Gelehrtenschule (Gymnasium) zum Gegenstande, während die dritte Ansichten über Universitäten, die vierte solche über Akademien enthält.

Obgleich fast Alles nur gesagt, Weniges nur erörtert und keineswegs systematisirt ist, so ist doch fast jedes Wort schlagend, originell, wie folgende Ausführungen zeigen werden:

„Bis in's zehnte Jahr sollte das Kind gar nicht stundenweise sitzen, sondern nur halbe Stunden. Ein Kind durch frühen Unterricht still sitzen zu lehren, ist Thorheit. Kinderlectionen müssen kurz und abgebrochen seyn und bloß Gelegenheit zum Denken geben."

„Der Lehrer muß sich nicht ärgern können und wäre auch von Bosheit die Rede, so wenig wie der Chirurgus sich über ein Geschwür ärgern wird."

Aus den meist treffenden Ansichten über eigentlichen Unterricht, wobei gerathen wird, nicht zu früh mit Lesen, Schreiben und Rechnen anzufangen (nicht vor dem siebenten oder achten Jahr), heben wir folgende heraus, welche besonders die philologischen Schulmänner wohl beherzigen mögen: „Zur höheren Bildung gehört nun vor Allem ein guter Unterricht in der Muttersprache; an ihr lernt man leicht über die Sprache nachdenken." — „Die praktische Anleitung zur Muttersprache muß durch Beispiele und sorgfältig getrieben werden, so daß die niederen Stände auch einen Perioden verstehen lernen." — „Alles muß aber in Beispielen, ohne praecepta, getrieben werden." — „Das Gefühl muß endlich in die Regel verwandelt werden und nun erst treten die grammatischen Kunstwörter ein." — „Was den Unterricht in den Sprachen betrifft, so hat man untersucht, ob das Erlernen der alten Sprachen allgemein seyn solle. Wer nicht Gelehrter werden will, darf nicht mit alten Sprachen beschäftigt werden, denn eine oberflächliche Kenntniß taugt gar nichts. Die Menge muß sich mit neuen Sprachen und mit Sachkenntnissen so viel als möglich beschäftigen. Der Geschäftsmann bedarf der alten Sprachen nicht. „Die Muttersprache," sagt man, „hat noch viele fremde Wörter," — man kann aber diese Wörter nicht immer aus der lateinischen Sprache lernen und es ist besser, sie in dem Sinne zu erklären, wie sie jezt genommen werden. „Aber die Gründlichkeit geht hiebei verloren." Diese bedarf z. B. ein Kaufmann hier nicht. „Der Unterricht in der lateinischen Sprache bildet den Kopf." Aber dafür ist in der Muttersprache vorher schon gesorgt. Hiemit sind also die alten Sprachen von dem Volke ausgeschlossen. — Nicht vor dem zehnten und nicht nach dem fünfzehnten Jahr muß man den Anfang machen. Diese Zeit trennt die künftigen Gelehrten und Ungelehrten; Beide lernen aber zugleich die deutsche Sprache und die Grammatik durch Beispiele, wobei der grammatische Sinn schon geschärft wurde. Der künftige Gelehrte bedarf nur einer Repetition derselben, und in Absicht der Methode gilt der Weg, der bisher in der Muttersprache gewählt wurde. — Soll nun aber die Routine oder die Grammatik den Anfang machen? — Es kommt auf die Subjecte an; die Grammatik kann bei denen anfangen, welche die deutsche

Grammatik inne haben. Aber im Allgemeinen ist der andere Weg zu befolgen. Die Methode ist nicht ungründlich, indeß — der läuft auch gründlich, der auch nicht grade die Gesetze der Bewegung kennen lernt." Diese Anführungen mögen hinreichen, um zur Lectüre des durchweg interessanten Buchs einzuladen, welches eben so originelle und meistens das Centrum treffende Ansichten auch über Verschiedenheit der Schulen, namentlich aber über die Gelehrtenschulen und Universitäten enthält, obgleich sie oft von dem, was gegenwärtig als neues oder altes Vorurtheil Geltung hat, abweichen.

7) Der Schule Mitgabe für's akademische Leben, von L. Trede, Dr. phil., Rector der Plöner Gelehrtenschule. Altona, Aue, 1835.

Obgleich der Verf. dieser Schrift manchmal der Neigung zu einem etwas gekünstelten Ausdruck nachgegeben hat, so ist ihr Inhalt doch im Ganzen ansprechend. Namentlich ist das Vorwort lesenswerth. Dasselbe ist gegen den unfleißigen Geist und gegen den geistlosen Fleiß, die auf unsern Universitäten nur zu oft herrschen, gerichtet; und gegen die bloß äußerliche akademische Freiheit, mit welcher man die innere zu verwechseln und — zu verderben nur zu bereit ist. — Von den übrigen Mittheilungen verdient eine Rede hervorgehoben zu werden, welche das Verhältniß zwischen Schule und Welt mit Sinn und unbefangenem Urtheil bespricht. Wir beschränken uns ein Wort von Herder und eins von Salzmann anzuführen, die wir hier wiedergefunden haben. Das von Herder lautet: „Wer hat ein mühsameres Amt, als der Schullehrer? Wessen Amt ist nothwendiger und verdienstvoller für den Staat, als das seinige; und welches Amt ist, wie das seinige, so gar ohne Lohn und Ehre? — Die Schulstellen sind die geistlichsten Stellen des Landes; denn sie sind's allein, die den Geist bilden und schärfen und ohne welche — — — nichts anders als geistlose Barbarei entstünde."

Salzmann schrieb an Basedow:

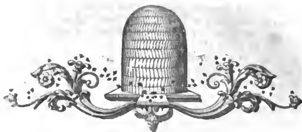
„Es ist mir nun kein Zweifel mehr, wie der Dichter, müsse der Schulmann geboren, und ihm, wie dem Vogel die Luft, Lehrstuhl und Schule unentbehrliches Lebenselement seyn; sonst ist er doppelt und dreifach, was alle Schulmänner sind, Märtyrer der Menschheit, nur noch mit dem Unterschiede, daß durch sein Märtyrerthum der Schule und also auch der Menschheit, denn nicht für sich, sondern für diese ist sie da, gewöhnlich wenig genützt wird."

Orthographische Sonderbarkeiten, wie z. B. wiegtig statt wichtig zu schreiben, hätte der Verf. vermeiden sollen; denn es verräth nicht allein Pedanterei, sondern sogar Unkenntniß der Wortbildungsgesetze der Muttersprache.

8) Freimüthige Bemerkungen und Wünsche, das deutsche Volksschulwesen betreffend. Zur Würdigung bei Berathung eines neuen Schulgesetzes für das Königreich Würtemberg ꝛc. Ulm, Nübling, 1835.

Diese Schrift behandelt Fragen, die für das ganze Volksschulwesen Deutschlands von der höchsten Wichtigkeit sind, für Würtemberg aber besonders. Wer da weiß, wie ungern die Gemeinden, besonders die kleineren, die Ausgaben für die Schulen machen, wie viele Streitigkeiten, Unannehmlichkeiten ꝛc. es zwischen Gemeinde und Lehrer eben deßwegen, auch wegen des Schulgeldes gibt; der wird dem Wunsche des Verf. beitreten, daß die Schulen, wie es in Preußen jezt ist, als Staatsanstalten, die Schuldienste als Staatsdienste betrachtet und die Lehrerbesoldung aus Staatskassen verabfolgt, alles Schulgeldzahlen aber in eine allgemeine Schulsteuer verwandelt werde. Die Zeiten eines patriarchalischen Zustandes im Gemeindeleben sind vorüber, die Einsicht in die Nothwendigkeit der Schulbildung und die Bereitwilligkeit, dafür das Rechte und Ehrenwerthe zu thun, sind noch zu selten, als daß man den Lehrer der Gnade und Ungnade der Gemeinden und der — Eltern überlassen dürfte. Entweder muß es der Staat den Gemeinden ganz überlassen, ob sie Schulen haben und Lehrer besolden wollen oder nicht, oder er muß die Schulen zu Staatsanstalten machen. Die Ansicht der Industriellen, die wir nicht theilen, ist, daß man das Schulhalten wie ein Gewerbe betrachten und den Lehrern, die sich über Tüchtigkeit ausgewiesen, die unbeschränkteste Gewerbsfreiheit gestatten und so die ausgedehnteste Concurrenz eröffnen sollte. Pfui dem, der dann noch Lehrer würde! Noch treffender sind die Artikel, welche von den Schulbesoldungen handeln, beurtheilt. — Alle, nur die Schule, den Unterricht und die Schuljugend selbst am härtesten treffenden Nachtheile, die aus der Verdammung der Schullehrer zu einer relativen Bettelarmuth hervorgehen müssen, werden richtig aufgezählt. Wir erwähnen nur einzelne Punkte. Vor allem werden sich nur wenige tüchtige Menschen dem Schuldienste mehr widmen mögen, da jeder Schreiber ein besseres Loos zu erwarten habe; dann wird der mit Nahrungssorgen kämpfende Lehrer fast nur mit Unmuth und Lässigkeit seinem, ohnehin grenzenlos mühevollen Amt obliegen können, und was aus der Schulzucht werden kann, wenn der Lehrer genöthigt ist, sich extraordinäre Unterstützungen zu erschmeicheln, wenn er mit Weib und Kind nicht darben will, sieht Jeder ein. — Eben so wird Jeder, dem das Wohl der Lehrer, um des Gedeihens der Jugenderziehung willen, am Herzen liegt, dem Verf. seinen Beifall nicht versagen können in alle dem, was er über Amtssuspension, Pensionirung der Lehrer, ihrer Wittwen und Waisen, Trennung der Meßnereien von dem Schuldienst ꝛc. sagt. W. B. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 82. Montag, 15. August 1836.

Pädagogische Literatur.

9) Romeo, oder Erziehung und Gemeingeist. Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers, von Dr. Carl Hoffmeister. 3 Bände. Essen, Bädecker, 1834.

Dieser Roman ist auf dem pädagogischen Gebiete, was Julius und Evagoras von Fries auf dem politischen ist. Die Ideen desselben stimmen auch mit denen in Julius und Evagoras ziemlich überein; ja sogar die Sprache. Nur ist hier das pädagogische Interesse der Mittelpunkt, um welchen sich Alles reiht. Die Geschichte des jungen Mannes, welche der Entwicklung jener Ideen zum Rahmen dient, ist so aus dem Leben gegriffen, daß man behaupten darf, sie sey die allgemeine und zwar innere Biographie eines großen, und zwar des edleren Theiles der Jugend von 1813—15. An jene Zeit der Erhebung und Begeisterung, welche freilich unser jüngstes Deutschland noch in den Windeln zugebracht, auf jeden Fall nicht **mitgelebt** hat und die es im Bunde mit denen, die damals schon zu feig oder zu gemein waren, um sie mitzuleben, fortwährend verhöhnet, an jene Zeit, an jenen Silberblick des deutschen Lebens knüpft der Verfasser die Lebensgeschichte seines Helden an. Romeo, der jüngste von drei Brüdern, zu jung noch, um den beiden älteren Brüdern in den Kampf für Nationalselbstständigkeit folgen zu können, gelobt beim Abschiede diesen, zu leben für das Vaterland, wie sie für dasselbe zu sterben bereit seyen. Daß dies eine hohle Phrase sey, kann nur der behaupten wollen, der die damalige Zeit nicht kennt, oder der schon damals so von Gott verlassen war, daß er nicht sah und fühlte, was rings um ihn her vorging. Es ist buchstäblich wahr, daß damals hunderte, tausende von Knaben beim Abschiede von älteren Brüdern, die in den Kampf zogen, bloß darum geweint haben, weil sie nicht mitziehen durften; es ist buchstäblich wahr, daß damalige Knaben das männliche Gelübde sich selbst zuschworen, so zu leben, daß sie einst möchten würdig befunden werden des Vaterlandes, für welches Brüder, Freunde, Verwandte freudig in den Tod gingen. Dasselbe Gelübde legt hier Romeo ab und sein ganzes Leben ist der Erfüllung desselben geweiht; aus ihm geht die Idee und der Entschluß hervor, für die innere, öffentliche Freiheit thätig zu seyn, zur Vervollkommnung des Lebens in Staat und Kirche auf jede erlaubte Weise mitzuwirken, vor allen Dingen aber den Gemeingeist, den Sinn für Theilnahme am öffentlichen Wohl, zu beleben. Bald sieht er aber jede Aussicht, in diesem Sinne im Großen und Ganzen etwas auszurichten, immer mehr verschwinden; und dies, verbunden mit persönlicher Neigung und Geistesbildung, bestimmt ihn, sich dem Erziehungsfach zu widmen, hoffend, daß er hier Gelegenheit finden werde,

nicht, wie es wohl beschränkte und fanatische Demagogen gethan haben, die Jugend unmittelbar politisch zu bearbeiten, wohl aber, sie durch echtmenschliche Geistesbildung dahin zu bringen, daß sie es sich selbst zur unverdrüchlichen Lebensaufgabe setze, sich selbst und das Leben um sich her immer mehr zu vervollkommnen. Allein bald muß er erfahren, wie auch Erziehung und Unterricht überall unvollkommen sind, wie der Besserung und Vervollkommnung des Schul- und Erziehungswesens sich eben so unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen, als dem des öffentlichen Lebens, wie das Erziehungswesen nur ein Glied des ganzen Lebens in Staat und Kirche sey, daß also einer durchgreifenden Besserung jenes erst die bessere Gestaltung dieses vorangehen müsse &c. In Folge seines Naturells bringt ihn die gewonnene Einsicht der Verzweiflung nahe; und vor dieser bewahrt ihn nur der Entschluß, zu dem er von mehreren gleichgesinnten Freunden veranlaßt wird, mit einer ganzen deutschen Colonie nach Nordamerika, an den Missuri auszuwandern, dort den Grund zu einem erneuerten Deutschland zu legen. Gleichwohl halten wir den für keinen echten Patrioten, der das Vaterland, das reale, nicht das ideale, aufgibt. Die Geschichte ist aber, wie gesagt, hier Nebensache; das Wichtigste im Buche sind die darin vorgetragenen Ansichten über das Leben und die Schule, welche theils in Form von Abhandlungen, theils als kleine Reden, theils in Gesprächsform mitgetheilt werden. Was das öffentliche Leben anlangt, so wird für Deutschland ein wahrer Constitutionalismus verlangt. In Bezug auf die Ansichten über Schulwesen wird der ganze Kampf zwischen Philologismus und Technologismus hier durchgefochten, aber weder diesem noch jenem die Palme zuerkannt, sondern es wird die Idee einer volksthümlichen Menschen- und Bürgerbildung als das Bessere aufgestellt, in welcher weder alte noch neue Sprachen, vielmehr Naturkunde und Mathematik, Geschichte und Muttersprache und Geisteskunde nebst Philosophie als Hauptbildungsmittel herrschen sollen, versteht sich nach den Bildungsstufen des Kindes-, Knaben- und Jünglingsalters bedeutend modificirt, sowohl rücksichtlich der Methode, als des Umfanges des Unterrichts. Uebrigens wird zugestanden, daß die europäischen Kulturverhältnisse keine reine Durchführung dieser Idee gestatteten, daß denselben gegenüber, einerseits dem Studium der alten Sprachen, andererseits dem der neueren, wohl auch den technischen Wissenschaften gehörigen Ortes Concessionen zu machen seyen; aber mit siegreichen Gründen ist durchgeführt, daß wahrhaft humane Bildung keine andere Basis haben könne, als die obenangeführte. — Außer den rein pädagogischen Erörterungen kommen auch noch andere, unmittelbar dem philosophischen Interesse angehörige vor; und wir machen namentlich auf eine Abhandlung über „das Gefühl“ aufmerksam, welche der zweite Band enthält. Sie weiset dem Gefühl nicht allein eine würdigere Stelle im Geistesleben an, als Schelling, Hegel und der größere Theil ihrer Jünger, sondern ist auch ein Muster populär-philosophischer Entwicklung, ohne die Anforderungen an wissenschaftliche Genauigkeit unbefriedigt zu lassen. Dieses anzuerkennen ist unsere Pflicht, obgleich wir überzeugt sind, daß die Eigenthümlichkeit des Gefühlslebens noch schärfer herauszuheben und noch fester zu begründen wäre.

Das ganze Buch bleibt eine der wichtigeren Erscheinungen auf dem Gebiete der gesammten neueren, deutschen Literatur, wenn es gleich speciell nur einem einzelnen Zweige derselben angehört; denn es ist ein Document gegenwärtig, in einem großen Kreise wissenschaftlich gebildeter Männer herrschender Lebensansichten, und diese haben in demselben den glücklichsten Ausdruck gefunden.

10) Die falschen Erwartungen von der Wirksamkeit der Volksschulen, geprüft von M. Gottlob Fischer, Superintendent in Sangerhausen. Eisleben, Reichardt, 1835.

Es ist wahr, man versprach sich lange Zeit und man verspricht sich jetzt noch immer viel zu viel von der Wirksamkeit der Volksschulen für die Bildung des heranwachsenden Geschlechts; allein es ist nicht die Schuld der Schulen, es ist noch weniger die Schuld der Lehrer, wenn sie nicht das leisten, was man von ihnen erwartet, was sie selbst leisten möchten: — diese zu weit getriebenen Erwartungen und Wünsche beruhen auf einem Irrthume. Die Schulen, niedere wie höhere, können für das, was man Bildung, in der rechten Bedeutung des Wortes, nennen mag, nur einen Beitrag liefern. Alle Erziehung, die ihrer Natur nach religiöse und sittliche ist, kann von der Schule wohl befördert werden, aber nur so weit als sie mit dem Unterricht zusammenhängt. Allein was vermag der Lehrer, was die beste Schule über ihre Mauern hinaus, was vermögen sie gegen den Strom des Lebens, in welchem die Jugend außer der Schule lebt? Nicht allein, daß in diesem leicht wieder dahingerissen wird, was die Schule mühsam angebaut hat; wie feindselig braust dieser Strom des Lebens nicht gar oft gegen die Schule und ihre Wirksamkeit an? Diese allgemeine Ansicht, die leider nur zu viel Wahres für sich hat, findet in dieser Schrift ihre besondere Anwendung auf die Betteljugend, auf die Kinder bettelarmer, wohl auch liederlicher und oft ruchloser Eltern. In Bezug auf diese wird behauptet, daß die Schulen für Erziehung und Besserung derselben so gut wie nichts vermöchten. Wer die Pöbeljugend in größeren Städten und in Fabrikorten zu beobachten Gelegenheit hat, dessen Erfahrung wird ihm Beispiele genug darbieten, durch welche sich die Behauptung beweisen läßt, daß sie troß

des vielen Geschultwerdens an Nichtswürdigkeit, Unverschämtheit und sittlicher Verderbtheit seit Decennien immer zugenommen hat. — Der wohlwollende Verfasser verlangt nun, daß Erziehungshäuser für die Kinder bösartiger, liederlicher und gänzlich herabgekommener Eltern errichtet würden, wo dieselben, getrennt von ihren Eltern, an ein sittliches, arbeitsames, geregeltes Leben gewöhnt werden sollen. Mit den Waisenhäusern und Anstalten für verwahrlosete, schon dem Verderben zur Beute gewordener Kindern sey dem dringenden Bedürfniß noch lange nicht abgeholfen. Die Hauptaufgabe dieser Erziehungshäuser sollte nach dem Verfasser seyn, fleißige und geschickte Handarbeiter und treue und fleißige Dienstboten zu bilden. — Wir treten den Wünschen des Verfassers völlig bei, aber sie können nicht wohl in Erfüllung gehen.

11) Umriß pädagogischer Vorlesungen. Von Herbart. Göttingen, Dietrich, 1835.

„Der Grundbegriff der Pädagogik, sagt Herbart, ist die Bildsamkeit des Zöglings; aber, fügt er beschränkend z. B. hinzu, Bildsamkeit des Willens zur Sittlichkeit kennen wir nur beim Menschen, und überhaupt: die Pädagogik darf keine unbegrenzte Bildsamkeit voraussetzen; denn die Unbestimmtheit des Kindes ist beschränkt durch dessen Individualität.“ — Wenn man diese der Einleitung enthobenen Sätze mit anderen in Herbarts, durch Metaphysik rektifizirter Psychologie vorkommenden Behauptungen von der Seele, daß sie eine Substanz, ein reales, sich erhaltendes Wesen sey, zusammenhält; so sieht man seine Pädagogik auf einem psychologischen Grunde ruhen; obgleich auch Herbart, wie Beneke, die sogenannten Seelenvermögen für Fictionen erklärt und überhaupt in seiner Lehre von den Darstellungsreihen und ihrer Erregung, von den Vorstellungsmassen und deren Complicationen gar Manches ist, was ans Spitzfündige streift. Ueberdies gelangt er mit seiner, von metaphysischen Grundwahrheiten getragenen, psychologischen Erfahrung zu Resultaten, welche vom Pädagogen um so mehr zu brauchen sind, als ihm auch unstreitig selbst eine reiche pädagogische Erfahrung zur Seite steht. Von letzterer gibt auch der Umriß pädagogischer Vorlesungen fast auf jeder Seite Zeugniß und es möchte das Gerathenste seyn, einige entscheidende Stellen anzuführen. Das Kapitel, welches der psychologischen Begründung gewidmet ist und in welchem der Grundgedanke einfach durchgeführt ist, daß, wie im Kinde sich sinnliche und gedächtnißmäßige Auffassung zuerst ankündige und dieser Phantasie, Urtheilskraft, besonders das ästhetische, d. i. nach Herbart das Werth bestimmende Urtheil hervortrete 2c., so auch Erziehung und Unterricht diesen Gang der Natur, wenn gleich mit Absicht und besonderer Umsicht zu befolgen habe, enthält folgende Aeußerung gegen die übertriebene Neigung zu bloß materiellem Wissen: „Sowohl um das ästhetische (Werth bestimmende) Urtheil im engeren Kreise der Beurtheilung des Willens zu fixiren, als auch um dem Egoismus entgegenzuwirken, müssen menschliche Verhältnisse den Hauptgegenstand des gesammten Unterrichts in jeder Schule, welche die Bildung des ganzen Menschen übernimmt — vom Gymnasium bis zur Dorfschule — nothwendig ausmachen.“ Ferner heißt es: „Auch darf die Auffassung der Natur nicht Jedem nach eigner Weise überlassen bleiben. Auf den Unterricht in den Naturwissenschaften sind zunächst die mathematischen Studien zu beziehen. Dagegen ist selbst der gründlichste mathematische Unterricht doch unpädagogisch, sobald er eine abgesonderte Vorstellungsmasse für sich allein bildet.“ — Ueber Disciplin im Allgemeinen steht §. 41 der Hauptsatz: „Was die Zucht gegen die Individualität vermag, das beruhet weniger auf Beschränkungen, (die nicht fortdauern können,) als darauf, daß den besseren Regungen des Individuums zur frühzeitigen Entwickelung verholfen wird; wodurch sie das Uebergewicht erlangen.“ Die ganze Pädagogik zerfällt bekanntlich nach Herbart in die Lehre von der Zucht, von der Regierung und vom Unterricht. In diesen Blättern handelt er diese Rubriken nach den Alters- und Entwicklungsstufen ab; eine sehr lobenswerthe, durchaus praktische Abhandlungsform. In den §§. über die ersten drei Jahre finden sich unter vielen trefflichen Bemerkungen folgende: „Niemand darf ein Kind als sein Spielzeug behandeln.“ — „Das Kind muß (bei aller Liebe) beständig die Ueberlegenheit des Erwachsenen und oft seine eigene Hülflosigkeit empfinden. Darauf gründet sich der nothwendige Gehorsam.“ Ferner heißt es in dem Abschnitt, welcher von 4—8jährigen Kindern handelt, §. 54: „Je mehr feste Ordnung das Kind um sich sieht, desto leichter fügt es sich.“ — „Der Unterricht, der schon in diesem Alter eintritt, mache jedoch noch nicht regelmäßig die Hauptbeschäftigung des Kindes aus.“ Hienach wäre, wie auch späterhin bemerkt wird, der erste Elementarunterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen nie eine ganze Stunde hinter einander, überhaupt nicht in einer ununterbrochenen Reihe von Stunden, sondern abwechselnd mit spielenden Uebungen zu geben. — Aus dem Kapitel, welches dem Knabenalter und der eigentlichen Schulbildung gewidmet ist, hebe ich folgende Stellen aus: „Die nächste Rücksicht in Ansehung der zu wählenden Lehrgegenstände ist nun (nach Geschichte und Mathematik) auf Poesie und Naturlehre zu nehmen. In den untersten Rang aber würden die fremden Sprachen kommen, wenn nicht besondere Verhältnisse ihnen in manchen Fällen eine vorzügliche Wichtigkeit ertheilten.“ — Das Knabenalter wird durch den theils nöthigen, theils nützlichen Unterricht oftmals auf eine Weise gedrückt,

die man sich zwar im gelehrten Stande zu verhehlen sucht, die aber anderwärts auffällt; und wobei Muth, Entschlossenheit, Gewandtheit, Eigenthümlichkeit, Körperbildung und geistige Produktion wesentlich leiden." — Sehr beherzigenswerth ist, was über religiöse Bildung gesagt wird. Z. B.: „Die Philosophie bezeugt, daß kein Wissen im Stande ist, die Zuversicht des religiösen Glaubens zu überflügeln." — „Ein reines *Familienleben* wird als der festeste Grund aller Religion bezeichnet. Nachdem Gottes Liebe und Walten im Familienleben sich *bethätigt* und dem Gefühl eingeprägt hat, wird auf seine Weisheit, Macht in der Natur, auf seine Lenkung in der Geschichte hingewiesen. * Hier ist biblische Geschichte die Grundlage und dem *confessionellen* Unterricht gehe der allgemein-christliche voraus. Uebrigens muß die Wirkung des Religionsunterrichtes bei jedem Individuum beachtet werden. Wiederum eine Aufgabe der *Familien-Erziehung*." — Was über den Geschichtsunterricht, auf welchen Herbart ein sehr großes Gewicht legt, beigebracht ist, gewinnt zwar für seine Ansicht, zeigt aber die Unmöglichkeit der Durchführung, weil so vortreffliche und begabte Lehrer, als er voraussetzt, immer selten bleiben dürften. Herodot's Einfachheit z. B. zu erreichen, hängt vom besten Willen nicht ab. — Sehr wahr sind die einleitenden Worte über mathematischen Unterricht: „Daß die *Anlage* zur Mathematik seltener sey, als zu andern Studien, ist *bloßer Schein*, der vom verspäteten und vernachläßigten Anfangen herrührt. Aber daß Mathematiker selten aufgelegt sind, sich mit Kindern gehörig zu beschäftigen, ist natürlich. Ueber dem Rechnen hat man die combinatorischen und geometrischen Anfänge vernachläßigt; und zu demonstriren versucht, wo keine mathematische Phantasie geweckt war." Später verlangt der Verf. „enge Verbindung der mathematischen Studien mit naturkundlichen, die sich in der Naturlehre besonders fast aus der Mathematik entwickeln und ebenso einerseits zur Technologie, anderseits zur *Geographie* überleiten; welch letztere nicht allein das eine Auge der Geschichte, sondern auch das der Naturkunde ist. Herbart sagt: „Die Geographie ist eine associirende Wissenschaft; und sie soll die Gelegenheit benutzen, Verbindung unter mancherlei Kenntnissen, die nicht vereinzelt stehen dürfen, zu stiften." Ferner: „Die Vernachläßigung des geographischen Unterrichts ist sehr tadelnswerth. Man kann den geographischen Unterricht sehr beschränken; aber man darf ihn nicht geringschätzen. Bei manchen Individuen ist er der erste, der sie zum Bewußtseyn bringt, daß sie so, wie es verlangt wird, lernen können. Bei allen muß er die übrigen Studien verbinden und in der Verbindung festhalten. Ohne ihn wankt Alles. Den historischen Begebenheiten fehlen die Stellen und Distanzen; den Naturprodukten die Fundorte; der populären Astronomie fehlt die ganze Anknüpfung; der geometrischen Phantasie eine der wichtigsten Anregungen." Mögen sich das die merken, welche meinen, einen technisch-naturkundlichen Unterricht ohne Geographie durchführen zu können. — Was den Sprachunterricht anlangt; so legt Herbart dem in der Muttersprache, wenn er auf Verstehen des Gelesenen und auf Darstellung des Gedachten und Erfahrenen gerichtet ist, großen Werth bei; den in den alten Sprachen betrachtet er nur als Mittel, in den Geist des Lebens der klassischen Völker einzudringen; daher er ganz anders, als philologisch, vielmehr praktisch und historisch betrieben werden soll. Die eigenthümliche Idee, mit dem Griechischen anzufangen, modificirt er hier in Bezug auf Anwendung dahin, daß er nur mit Begabteren diesen Weg gewandelt wissen will, womit dann deren Anwendung auf Schulen, die nur auf's Mittelgut zu rechnen haben, abgewiesen ist. Von den zeitraubenden, geisttödtenden, über die grammatischen Schnitzer nie ganz Herr werdenden, *lateinischen Stylübungen* hält Herbart nicht viel, wenn sie nicht in der Schule selbst, unter Leitung des Lehrers, so getrieben werden, daß sie als Resultate der vereinten Bemühungen der ganzen Klasse erscheinen. Herbart hat hierin Recht, wie in seinen Ansichten über geschichtlichen Unterricht; aber die Lehrer, welche solche Exercitationen mit Weisheit und Erfolg leiten können, möchten ebenfalls, wegen der großen Schwierigkeit des Geschäfts, nicht häufig anzutreffen seyn. Von den näheren Bestimmungen über den Unterricht heben wir noch folgende aus: „Der Umfang des Unterrichts wird sich zwar meistens durch Rücksichten auf die äußere Lebenslage beschränkt finden; er soll jedoch niemals kleiner, sondern nach allen Richtungen größer seyn, als die Sphäre der nöthigen Lebensklugheit fürs gemeine Leben. Sonst läuft immer das Individuum Gefahr, sich selbst und denen, die ihm nahestehen, eine übergroße Wichtigkeit beizulegen." Diese Bemerkung gilt denen wieder, welche gegenwärtig eine Bornirung der Jugendbildung auf ganz specielle Berufsarten als neues pädagogisches Heil in hohlen Declamationen verkündigen. Aber wenn diese modernste Ansicht allgemeiner und consequent verfolgt wird, so wird sie sich bald genug als die heilloseste ausweisen, geeignet, das egoistische Treiben des Geschäftsinteresses, was bisher schon ein nicht gehörig durch Vernunftausbildung gebändigter Instinkt zu wuchernder Entwickelung gezeitigt hat, vollends principiell und fast unausrottbar zu machen. Die Sorge für materielles Wohl, wo sie herrscht und nicht höheren Interessen dient, vollendet die bodenlose Gemeinheit der Gesinnung, in welcher noch alle Völker und Staaten, die sich ihr ergeben, den verdienten Untergang gefunden haben.

W. B. M.

* Diese Ansichten stimmen zu sehr mit denen Pestalozzi's überein, als daß sie nicht auch mit bewußter Rücksicht auf sie sich gebildet haben sollten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 83. Mittwoch, 17. August 1836.

Romane.

10) Die Macht der Beispiele. Nach Michel Raymonds les intimes. Von L. Kruse. Leipzig, Kollmann, 1835.

Raymond ist einer der besten französischen Genremaler. Das Leben der niedern Stände versteht er besser, als irgend wer, zu schildern. Doch hat uns der vorliegende Roman nicht so gut behagt, als mancher seiner frühern. Es scheint, der Verfasser hat der Mode nachgeben und so viel als möglich Unsittlichkeit und Verzweiflung anbringen müssen. Er hat früher zwar auch immer Criminalfälle behandelt, sich aber nicht so ausführlich beim Ehebruch verweilt, wie hier, wo er ihn auf eine marternde Weise so recht mit allen seinen Widrigkeiten malt.

11) Werkstatt-Erzählungen. Von Michel Masson (Raymond). Neue Folge. Aus dem Französischen von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1834.

Diese kleineren Erzählungen sind nicht minder peinigend.

1) Die Fabrik. Ein reicher Fabrikbesitzer hinterläßt einen Sohn, Charles, und eine Tochter, Eugenie. Der erstere ist ein genußsüchtiger und unmoralischer Mensch, der den unwürdigen Bruder seiner Maitresse zum Aufseher der Fabrik macht, und seine Schwester zwingen will, einen eben so unwürdigen Menschen, der mit ihm die Maitresse tauscht, zu heirathen. Die Arbeiter werden unzufrieden über die schlechten Aufseher, aber man verdächtigt sie und überliefert sie als Revolutionäre den Gerichten. Endlich muß der liederliche Fabrikherr falliren, raubt mit seinen Spießgesellen das fremde Geld, das zur Auszahlung des rückständigen Arbeitslohns ins Haus geschafft worden ist und steckt die Fabrik in Brand. Erst ein ehrlicher Mann, der die Schwester heirathet, stellt die Firma wieder her.

2) Die blödsinnige Anna. Eine widrige Erfindung von Scheußlichkeiten aller Art, Kirchhof, Gefängniß, blutige Armuth, Blödsinn, Kindermord ꝛc., was alles in unsere gute Stadt Nürnberg verlegt wird.

3) Das Unvermeidliche. Frederic, ein junger Pariser, entführt ein Mädchen, kann sie aber nicht ernähren. Während er auswärts arbeitet, nimmt sie in ihrer Dachstube die Besuche eines andern jungen Herrn an. Einmal kommt Frederic früher als gewöhnlich und in Verzweiflung zurück. Die schöne Auguste versteckt ihren Liebhaber. Frederic macht ihr den Antrag, mit ihm zu sterben, da er nichts mehr zu leben habe. Sie

stellt sich, als ob sie in die Schwärmerei einginge, schafft ihn aber aus dem Zimmer und macht sich bald selbst mit ihrem Liebhaber aus dem Staube. Frederic kehrt zurück, findet alles leer, tobt und rast. Nur sein reicher Oheim, ein Wucherer, kann ihm helfen. Frederic stürzt zu ihm, verfolgt den Unerbittlichen mit einer Pistole und drängt ihn auf einen Balkon, von welchem derselbe herabfällt und ertrinkt. Ein gemeiner Auvergner hat es gesehen. Frederic hat immer noch seine treulose Auguste im Kopf, eilt ihr nach und findet sie endlich, wird aber im Duell von ihrem neuen Geliebten verwundet. Da pflegt ihn Gabriele, ein Mädchen, die er früher treulos verlassen hat. Ihre Güte rührt ihn, er heirathet sie. Nun verfolgt ihn aber auf jedem Schritt und Tritt der Auvergner, der ihm das Verschweigen des Mords um hohen Preis verkauft und der immer wieder mit neuen Forderungen sich meldet. Frederic befriedigt ihn, macht unter Sorgen und Kummer eine glänzende Carrière und vernimmt endlich, daß der Auvergner todt sey. Nicht lange darauf aber erscheint ein junger Mann bei ihm und kündigt sich als den Sohn des Auvergners an, der vom Vater das Geheimniß mit geerbt habe, und fortwährend davon Gewinn zu ziehen gedenke. Da gibt ihm Frederic, was er verlangt, hängt sich aber in der Nacht auf.

4) Alles um einen Namen. Henry, ein englischer Bastard, gibt sich in Frankreich für seinen echten Bruder, einen Lord aus, betrügt die Welt, und wird selbst durch die treue Liebe eines Weibes nicht abgehalten, nur einer verzweifelten Ehrsucht zu folgen, die ihn zuletzt dahin treibt, buchstäblich dem Beispiel des Herostrat zu folgen und eine Stadt in Brand zu stecken, nur um berühmt zu werden.

5) Die beiden Könige. Empörungen, Verrath aller Art, der damit endigt, daß die beiden Gegenkönige einander gegenüber aufgehenkt werden.

12) Die Verworfenen. Romantisches Nachtgemälde von Wilhelm Müller. Kolberg, Post, 1836.

Der Verfasser bittet um Nachsicht, die Gräßlichkeiten seiner Darstellung seyen nur Folgen seines Schmerzes bei dem Verlust einer geliebten Gattin und theuern Kinder. Es ist aber doch eine sonderbare Art, seinem Schmerz Luft zu machen. Das Buch beginnt in einem liederlichen Hause zwischen Hetären und Mördern, macht alle möglichen Greuel durch, wobei die Verfolgungen eines Juden, eines Negers und eines indischen Paria die Hauptrollen spielen und endet mit einem Todtenkarren, der die von der Cholera Ergriffenen aufpackt, daß die herabhängenden Köpfe an die Räder schlagen.

Ein junger Mensch, Namens Börner, kommt nach Hamburg, wird in ein liederliches Haus gelockt, verliert sein Geld und entgeht kaum dem Seelenverkauf. Das Mädchen, das ihn verführt, wird von einem Neger ermordet. Aus desselben Negers Zähnen rettet Börner einen alten Juden, den jener wie ein wildes Thier mit Nägeln und Zähnen gepackt hat. Der Jude hat eine Tochter, halbnackt, schön in Lumpen. Er erzählt seine und seines Bruders Geschichte, worin gräßlich ermordete Weiber, la Morgue, Kerker und Jammer ꝛc. vorkommen. Inzwischen gewinnt der Jude das große Loos und zieht mit seiner schönen Tochter Judith nach Polen. Hier wird ihm ein kostbarer Schmuck, den er einem andern Juden zur Aufbewahrung anvertraut, betrüglich vorenthalten. Er klagt beim Großfürsten Constantin, der den Betrüger sogleich hinrichten läßt. Die Familie geht zur See und geräth unter Seeräuber, unter denen sie alles erdenkliche Herzeleid dulden. Des alten Juden Bruder wird zu Tode gekielholt. Die schöne Judith wird dem Capitain Preis gegeben, ermordet ihn und stürzt sich ins Meer.

Nun tritt ein Neger auf, ein Königssohn, während einer Sonnenfinsterniß geboren, daher verstoßen, in der Einsamkeit aufwachsend, kühn spielend mit Krokodilen und Löwen. Sein Bruder, der legitime Königssohn, wird von einem Löwen getödtet, er beschuldigt, es nicht verhindert zu haben und verurtheilt, in einer Schlangenhöhle umzukommen. Aus dieser rettet ihn seine Mutter, sie selbst aber wird von einer Schlange verwundet, aber ein Mädchen saugt ihr das Gift aus. In dieses Mädchen verliebt sich der Neger und lebt mit ihr glücklich im Verborgenen. Da wird er von den Leuten des Königs aufgegriffen und als Sklave verkauft. Die Geliebte rettet ihn. Sie fliehen in die Wüste, aber hier überfällt sie der Samum und sie entgehen dem Tode nur, um abermals in die Hände der Sklavenhändler zu fallen. Nur ein Beispiel, wie der Verfasser sich im Ausmalen des Abscheulichsten gefällt: „Der Sklavenhändler grinste freundlich, denn sie waren ihm als gute Beute verfallen. Um sich von ihrem Leben zu überzeugen, zog er die schwere Peitsche von Rhinozerosleder aus seinem Gürtel, und die Schläge des Grausamen fielen auf die Ohnmächtigen, und mit einem Wehlaut kehrten sie ins Leben zurück. „Ein säugendes Weib!“ jubelte Zuluja froh, als sich Saila erhob; „die soll mir meinen kleinen Hund pflegen! Auf, Weib!“ rief er, indem er abermals einen Hieb auf Saila's zarte Haut schmetterte, „nimm dieses Thierchen an Deine Brust, laß es trinken und pflege es wohl, oder —!“ die Peitsche zischte abermals durch die Luft. „Mein Kind!“ jammerte Saila mit Schmerzenstönen, „kann die Brust nicht entbehren.“ — „Was kümmert mich Dein Kind, Weib!“ brüllte der Sklavenhändler, „fort mit der Range!“ Und in einem Nu hatte er ihr das Kind von der Brust gerissen und unmenschlich, ohn' Erbarmen, schmetterte er den schuldlosen Säugling gegen

eine Zeltstange, mit welcher ein Kameel beladen war, daß das Hirn weit umher sprizte, und Mutter und Vater von dem Blute ihres Sohnes bedeckt wurden. Furchtbarer Augenblick! Das Entsetzliche der That erstarrte der Mutter Seyn; wie ein wüster Traum der Unmöglichkeit ging das Gräßliche ihren Sinnen vorüber, und ohne Klage, denn wo hätte eine Mutter für diesen Schmerz noch einen Erdenlaut, sank Saila, von der Riesenbürde des Mißgeschicks betäubt, nieder. Doch wie ein gereiztes Raubthier stürzte der Vater auf den Mörder zu; mit einem Sprunge, dem hungrigen Tiger gleich, saß er auf seinem Rücken; die Nägel krallten sich tief in das Fleisch des Unmenschen; die spitzigen Zähne nagten an seinem Nacken; und die Lippen sogen das warme Blut seines Todfeindes. Brüllend sank dieser zu Boden; seine Schergen befreiten ihn. „Peitscht den Satan zu Tode!“ wüthete der Sklavenhändler, als er wieder seiner Sprache mächtig war. Turi wurde hingestreckt; die schweren Peitschen rissen ihm das Fleisch vom Körper, aber kein Laut des Schmerzes kam über seine Lippen; wie hätte der Vater noch ein Gefühl für körperliche Mißhandlung haben sollen, wo ihm das gebrochene Auge seines ermordeten Kindes auf dem blutigen Sande anstarrte.“ Die Beschreibung des Sklavenschiffs, auf welches sie jezt gebracht werden, ist noch gräßlicher. Die Negerin stirbt, der Neger kommt auf eine Plantage, um neue Martern zu dulden.

Hier tritt der alte Jude wieder auf als Bettler. Der Herr der Plantage ist Börner, dem einst seine Tochter Judith einen kostbaren Ring zum Zeichen der Treue gegeben und den er noch am Finger trägt. Aber er hat eine reiche Creolin geheirathet und läßt den Juden mit Hunden forthetzen. Dieser gesellt sich zu dem Neger, der ihn zu einem in einem Käfig aufgehangenen und dem Hungertode Preis gegebenen andern Neger führt. Nun beginnt die Rache. Turi raubt das Kind des Pflanzers. Sie holen Gold aus einem See, worin es einst die Indianer verborgen, und gehen zu Schiffe.

Nun werden wir nach Hindustan versezt. Ein Pariakind will Hungers sterben, die Mutter hat nichts, was sie ihm geben könnte, der Vater, der ausgegangen, kommt verwundet auf allen Vieren kriechend zurück. Auch hier häuft sich Jammer auf Jammer. Der Knabe hat ein vornehmes Kind gerettet und wird dafür gezüchtigt, weil er es berührt hat, was kein Paria darf. Ein andermal rettet er in einem gleichen Falle ein Braminenkind nicht, und wird auch dafür verurtheilt, nämlich von einem Elephanten zertreten zu werden und sein eigner Vater soll den Elephanten leiten. Wollen unsre Leser noch einmal hören, wie der Verfasser erzählt? „Das Thier fühlte menschlicher als die Bewohner der Erde; sanft sezte es das Kind zur Seite, drohend wandte es sich gegen die gaffende Menge; nur mit Lebensgefahr brachte man den gereizten Elephanten in seine Behausung zurück. Doch der Rajaputra, welcher seinen Sohn verloren, fühlte keine Menschlichkeit. Zornig befahl er, den Verurtheilten dem ungezähmten Tiger vorzuwerfen. Aron's Haare sträubten sich hoch empor; die rollenden Augen traten aus ihren Höhlen, aus seinem Munde giftiger Schaum, der an den bleichen, blutlosen Lippen zehrte. „Wirf den Knaben dem Tiger vor,“ donnerte der Unversöhnliche, „oder beide Kinder sterben Dir!“ Jezt ergriff Aron sein Kind; es klammerte sich ängstlich an den Vater und blickte ihn mit freundlichen Taubenaugen an; aber aus Aron's Herzen war Gott gewichen; er streckte den kräftigen Arm aus und — warf seinen Sohn dem Tiger zu! In einem Augenblick hatte des Tigers Zahn das Leben des Knaben geendet; doch das Entsetzliche war noch nicht vollendet, ein toller Wahnsinn hatte Aron ergriffen; er faßte sein sanftes Töchterlein, deren kindischer Sinn noch nicht das furchtbare Ereigniß fassen konnte; er hob sie wie einen leichten Flaum hoch empor und brüllte mit nicht menschlichen Tönen: „Auch mit Dir hinab, auch Du mußt fort, damit ich nichts mehr zu verlieren, nichts mehr zu hoffen habe; dann will ich mit dem Gewürm des Erdballes rechten!“ und auch seine Tochter schleuderte er dem Tiger entgegen, und eh noch das Kind zur Erde fiel, hatte die scharfe Klaue des Thieres es erfaßt, ihm die zarte Brust aufgerissen, und gierig sog nun der Tiger das warme Blut aus der Todeswunde; und erst nachdem dieses geschehen, brach der Vater, wie ein vom Blitz zerschmettertes Steinbild, nieder. Starres, lautloses Entsetzen lag auf der versammelten Volksmenge, als hätte der Tod alle Wesen versteinert. Selbst der Rajaputra fühlte sich bewegt; seinem Sohne war ein furchtbares Todtenopfer geschehen; er empfand etwas, was dem Mitleid glich, gegen den armen Aron, der in diesem Augenblicke der Elendeste auf der Erdfläche war. — Und die Mutter? — O wie soll ich Euch einen Schmerz bezeichnen, für den es keine Erdensprache gibt; wie soll ich ein Leiden malen, für welches die Menschenbrust keinen Laut hat? — Ihr glücklichen Mütter, die Ihr noch ein lächelndes Kind auf Eurem Schooße wiegt; denkt Euch dasselbe von den Klauen des wilden Unthieres erfaßt, die schneidenden Zähne in der zarten Brust und das warme Herzblut — Euer Blut. — O laßt mich enden!“

Indem der Paria einsam am Strande wandelt, sieht er den Juden und den Neger, aus einem Schiffbruch entronnen, dem Ertrinken nahe und rettet sie. Und mit diesen Verbündeten des Jammers zieht er in das geheimnißvolle Giftthal und holt von dort die Cholera, um sich durch sie an der ganzen Menschheit zu rächen. Die Krankheit breitet sich aus und trifft alle, die sich

an jenem unglücklichen Kleeblatt versündigt, und zuletzt wird Börner scheintodt auf dem Leichenwagen fortgeschleppt und begraben. Er erwacht, aber sein ehemaliger Sklave, der Neger, steht vor ihm und stößt ihn lächelnd unter die Todten zurück.

An sich ist der Gedanke dieser Erzählung erhaben. Die Menschheit büßt für ihre Unthaten. Aber das Herumwühlen im Gräßlichen dient keineswegs der poetischen Erhabenheit, sondern vernichtet sie vielmehr in kleinlicher Grausamkeit, die nur noch Ekel erregt. Das ist der Fehler der französischen Romantik, und wir Deutsche, an bessere Muster gewöhnt, sollten diesen Abweg vermeiden. Ueberdies verlangt die Poesie immer eine gewisse Wahrscheinlichkeit und das Häufen der unwahrscheinlichsten, mit den Haaren herbeigezogenen Effectscenen schwächt ihre Wirkung.

13) Des Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1836. Von Demselben. Daselbst.

In derselben Manier. Das Buch fängt mit der Knute an, die einem Unglücklichen ertheilt wird. Mit unerträglicher Wahrheit wird hier alles ausgemalt: „Schnell ward der ganze Obertheil des Körpers entkleidet, das Hemde ihm heruntergerissen, sein Kopf in einen hölzernen Ring gesteckt, Arme und Beine ebenfalls; einige Riemen wurden angezogen, und der entblößte Rücken lag nackt da, ohne daß es dem ohnehin Bewußtlosen möglich war, nur die kleinste Bewegung zu versuchen. Ungefähr zehn Schritte hinter ihm stand der Pallasch, den Stock der Knute mit beiden Händen erfassend, den Riemen zwischen den Beinen; ein paar Schritte schlich er wie der lauernde Tiger, dann ein Sprung — die Peitsche zischte durch die Luft; ein Ohr und Mark zerschneidender Schrei enthalte dem Unglücklichen, und der Pallasch zog die in der kalten Luft dampfende Peitsche von dem zerissenen Rücken zurück.“

Was denken sich denn wohl die Dichter dabei, wenn sie die Phantasie der Leser und Leserinnen durch solche Darstellungen verwildern. Ich sage verwildern, denn allerdings werden sich Viele aus Ekel davon wegwenden, aber auch Viele aus Neugier sich dabei verweilen, sich an das Abscheuliche gewöhnen. In Frankreich ist das Publikum in der That durch solche Schilderungen schon verdorben. Es vermag das Zarte nicht mehr zu fassen. Man muß es mit der Knute, mit Brandmarken, mit gewaltsamen Entehrungen, mit den furchtbarsten Ausbrüchen des Wahnsinns, mit Radenstein und Pest aufkitzeln, wenn es noch etwas empfinden soll. Gelindere Rührungen schlagen nicht mehr an. Aber solche grausamen Gewöhnungen, gleich denen der Römer, die zulezt nur noch von Thierhetzen und den grausamsten Martern ergötzt werden konnten, sind keine guten Zeichen.

Der Held der Erzählung ist ein russischer Leibeigner, der auf Befehl seiner Gebieterin seine eigene Schwester ermordet, nach Sibirien geschickt wird und dort lauter Unglücksgefährten findet, die gleichfalls die grausamsten Schicksale erlebt haben. Einer z. B. hat sich von einer üppigen Frau verführen lassen, die Schuld ihres Mannes bei einem großen Cassendefect auf sich zu nehmen, um so ihr Vermögen zu retten. Wollust, Diebstahl, Knute, natürlich auch Branntwein! Einer der Verbannten säuft Scheidewasser, wie Milch. Der Held der Erzählung wird zulezt von einem Pferd erschlagen.

Hinten ist noch eine kleine, eben so grausame Erzählung angehängt. Die Scene ist wieder Rußland, und zwar im Jahr 1812. Ein französischer Offizier will eben erfrieren, als ihn ein Kosak mit der Knute weckt. Er wird gerettet, mit erfrornen Beinen. Napoleon befiehlt ihm, wie Christus: stehe auf und wandle, und siehe, er wandelt, trotz der erfrornen Beine. Es ist schwer zu begreifen, wie ein deutscher Schriftsteller, ohne sich in tiefster Seele zu schämen, solchen Götzendienst mit Napoleon treiben kann. So weit sind selbst die Franzosen nicht gegangen, die ein Recht hatten, auf Napoleon stolz zu seyn. Wie tief soll man denn ein Volk verachten, in dessen Sprache ein fremder Tyrann, der eben dieses Volk mit Unglück und Schmach überschüttet, so vergöttert wird. Hier kann nur ein edler Spanier die Antwort geben. Napoleon war der größte Mann seiner Zeit, Spanien verdankt ihm wie Deutschland eine gewaltsame Durcharbeitung, ohne die manche Frucht nicht gereift wäre. Das Alles ist wahr, aber nie wird der Spanier sich so weit entehren, Napoleon zu lieben, zu vergöttern, ihn mit Christus gleich zu stellen.

14) Der Mönch und die Dame. Eine Geschichte vom Jahr 1750. Nach Mortonvals Le capucin du Marais. Von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1834.

Solche Geschichten sollte man für unser Publikum nicht bearbeiten. Höchst unmoralisch, sind sie zum Glück wenigstens langweilig genug, um nicht viele Leser anzulocken. Hier werden die gemeinen Buhlereien eines Mönchs mit den vornehmsten Pariser Damen in der Manier der älteren französischen Romane erzählt, doch ist nicht einmal der Geist und Witz dieser älteren frivolen Literatur beibehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 84. Freitag, 19. August 1836.

Romane.

15) Maria von Medicis. Geschichte der Regierung Ludwigs XIII. Von Lottin von Laval. Aus dem Französischen von August Schäfer. Zwei Bände. Heidelberg, Groos, 1835.

Auch eine Darstellung in der beliebten Maniee, aus der Zeit der Verdorbenheit. Sollte es wohl einem französischen Dichter noch einfallen, einen edlen Charakter zu schildern? Nein, das wäre gegen alle Regeln des neuesten Geschmacks. Schön ist nichts mehr als das Laster. Man wühlt im tiefsten Schlamm der altfranzösischen Serail-Regierung, der Maitressen- und Pfaffenherrschaft herum, um je die widerlichsten Ungeheuer, die im Schooß der menschlichen Gesellschaft entstehen konnten, abgestumpfte thierisch-dumme Könige, denen wie dem Moloch die schönsten Kinder des Landes wetteifernd geopfert werden, diabolische Kardinäle, niederträchtige Höflinge, Weiber von aller Schaam entblößt ꝛc., als würdigste Gegenstände der poetischen Darstellung hervorzuheben. Zwar lassen uns die Dichter merken, diese Schilderungen hätten einen politischen Zweck. Sie geben vor, das Bild der Tyrannei den Söhnen der jungen Freiheit warnend vorzuhalten. Aber das ist ihnen nicht Ernst. Sie schildern ihren Gegenstand mit viel mehr Zuneigung als Abscheu. Sie wünschten sehnlich, daß diese Zeiten der schamlosesten Lüderlichkeit wiederkehren möchten, und sie tragen das Ihrige dazu bei, indem sie nicht nur als Dichter versunken sind in das träumerische Andenken jener königlichen Bachanalien, sondern sie auch in den Orgien des bürgerlichen Paris nachahmen.

16) Die Jüdin. Geschichte aus den Zeiten der Regentschaft, von Eugenie Foa. Zwei Theile. Leipzig, Weber, 1835.

Unter vielen Scenen dieses Romans heben wir nur eine als Probe hervor und überlassen es dem Zartgefühl unserer Leserinnen, über das der Dame Eugenie Foa ein Urtheil zu fällen. Der berüchtigte Regent von Frankreich tritt auf: „Ventre-saint-gris! wo ist meine Jüdin?“ — „Im Salon mit Ihrer Tochter!“ Und ehe die beiden Frauen hatten ein Wort wechseln können, erschien der Regent bei ihnen, seine Kleider in Unordnung wie die der andern Tischgenossen. „Mein Vater, lassen Sie uns!“ sagte mit Würde die Herzogin. — „Mein Kind, gib mir meine Jüdin — Herrliche Schönheit, bei der Seele Heinrich IV., des fesbesten Gesellen, den ich kenne, nimm Deinen Schleier ab!“ — „Bist Du der Regent?“ fragte die Jüdin. — „Ja!“ — „Nun wohl! So schließe die Thür, die uns von Deinen Freunden trennt, und ich

füge mich Deinem Verlangen." — „Die Tigerin sänftigt sich, meine Herren," sagte der Regent und gehorchte mit schwankendem Tritt der Weisung der verschleierten Frau. — „Jetzt," sagte die Jüdin, „sieh mich an!" Sie öffnete ihren Schleier: das runzlige Gesicht Donanima's, von Unwillen entflammt, machte den Regenten, der sich ihr mit Galanterie genähert, zurückprallen. — „Gib mir Gerechtigkeit, mein Gott, und schütze mein Recht gegen das grausame Volk; befreie mich von dem trügerischen und verderbten Manne!" — „Ventre-saint-gris! Bei der Seele meines Vaters! entweder d'Argenson hat gelogen, oder der Schurke von Dubois hat mir auf dem Wege meine Jüdin vertauscht." — „Der König, der auf dem Throne der Gerechtigkeit sitzt, wird mit seinem Blicke alles Böse zerstreuen; darum komm' ich mit Zuversicht zu Dir, Regent!" — „Fünfhundert Millionen Teufel! — Dich will ich ja nicht, alte Höllensibylle; Deine Tochter. Geh, hole sie; ich befehl's!" Solche Scenen wechseln hier ab mit Kindermord, Wahnsinn, Vergiftung. Und das alles hat wieder eine französische Dame geschrieben.

17) Leonide. Ein Roman von Emerentius Scävola. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Der Roman beginnt mit einer grausamen Prügelei. Ein alter Herr wird vom fanatischen Pöbel lahm geschlagen. Ein junger Graf rettet ihn, sieht seine schöne Tochter, verliebt sich. Aber sie ist ein geheimnißvolles Wesen. Früher Leonide genannt als Calvinistin, hat sie sich selbst den katholischen Namen Cäcilie gegeben. Sie ist verschlossen. Aber am Sterbebett des Vaters reicht sie dem Grafen die Hand und wird seine Gattin. Der Glückliche muß aber bald erschrecken vor den Seltsamkeiten seiner geliebten Gattin. Sie ist unruhig, sie will fliehen und nennt die Gefahr nicht. Endlich findet er sie zum Tod erschrocken: „er ist da gewesen." Wer? wer ist der Schreckliche? Sie sagt es nicht, und er begnügt sich auch damit, es nicht zu erfahren, und führt als galanter Ehemann die Aufgeregte in ein Bad. Hier erscheint ein junger Croat, österreichischer Officier, schöner Mann. Aller Kummer ist vergessen. An seiner Seite fliegt Leonide beglückt durch die Reihen der Tänzer und das gute Geschöpf von Ehemann fängt doch am Ende an, eifersüchtig zu werden. Er wagt es, etwas davon merken zu lassen. Sie schreckt ihn mit einem Blick „voll Hoheit" zurück, verläßt aber mit ihm das Bad und den verführerischen Croaten. Sie wird Mutter. Er ist voller Zärtlichkeit. Alles scheint ausgeglichen. Aber ihre seltsamen Anwandlungen dauern fort. Plötzlich erschrickt sie, spricht dunkel von einem Meineid, den sie begangen, schreit bei einem ganz fremden Bilde auf „Gott, mein Vater!" aber das gute Geschöpf von Ehemann forscht nicht weiter nach und bleibt ganz ruhig. Sie bekommt einen Brief, der sie in die heftigste Wallung versezt, aber es wäre ungalant, ihn lesen zu wollen. Sie nimmt Gift, mit Mühe rettet er sie vom Tode, aber es wäre ungalant, zu fragen, mit was für abscheulichen Geheimnissen sie denn umgehe. Er bittet sie nur, ihm zu versprechen, daß sie nie wieder Hand an sich legen wolle. Da sagt sie ihm: ich wollte sterben, dir ein jammervolles Leben zu ersparen. Du willst, daß ich lebe, wohlan so wirst du grenzenlos elend werden! Er möchte gern mehr erfahren, aber sie sagt (wie man zu den Kindern zu sagen pflegt, wenn sie gern wissen wollen, was man heute essen wird): warte nur, du wirst es schon sehen. Das gute Geschöpf von Ehemann begnügt sich damit und ist recht neugierig auf das grenzenlose Elend, das er erwarten soll. Endlich kommt etwas, das darnach aussieht. Ein junger Mann besucht seine Frau, wirft sich in ihre Arme, küßt sie, nennt sie Du rc. Ha! denkt der Graf, jezt hab' ich's. Sie ist eine gemeine Buhlerin, sie hat mich betrogen. Fort von ihr! aber nicht ohne mein Kind, das ich der unnatürlichen Mutter entreißen muß. Eben stürmt er fort, da kommt ein Unbekannter ganz höflich auf ihn zu: erlauben Sie — Nichts da — ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu sprechen — was da, es gibt für mich nichts Wichtiges mehr auf Erden. — Es betrifft Ihr Kind — Ah, wer sind Sie mein Herr? — Mein Name thut vor der Hand nichts zur Sache rc.

Nun wird aber (wir sind auf der Seite 255) die Sache endlich wirklich Ernst. Der Unbekannte sagt dem Grafen geradezu, seine Frau sey mit einem Andern, der noch lebe, schon früher verheirathet, die zweite Ehe also ungültig und sein junger Sohn folglich nur ein Bastard, der auf das gräfliche Erbe keinen Anspruch habe. Das ist viel für einen Ehemann und Vater. Aber das gute Geschöpf, das der Herr Emerentius Scävola als Ideal eines sentimentalen Hörnerträgers wirklich mit unübertrefflicher Unwahrscheinlichkeit gezeichnet hat, das gute Geschöpf ist voller Freude und ganz beruhigt. Jezt ist er klar, Leonide ist keine gemeine Buhlerin; sie ist ganz ehrlich verheirathet gewesen, der Angekommene ist ihr Herr Gemahl, er hat ein Recht sie zu küssen. Sie hat zwar einen kleinen Meineid begangen, indem sie einen zweiten Mann heirathete, ohne ihm von dem ersten etwas zu sagen. Allein das ist in unsern aufgeklärten Zeiten eine Kleinigkeit, und man muß galant seyn. Das gute Geschöpf geht zu Leoniden und führt sie auf die artigste Weise zu dem ersten Manne. Das Kind nimmt er zu sich, und frägt, ob sie es noch einmal küssen wolle? Anstatt es zu küssen, beißt die Mama das arme Kind. Der Papa nimmt es, die Mama hängt sich an

den Arm des ersten Mannes und man nimmt auf die honnetteste Weise von der Welt wechselseitig Abschied.

Bald darauf wird unser gutes Geschöpf von Ehemann in die Bastille gesezt. Aber die Bastille wird gestürmt, der Gefangene befreit. Um die Revolution bekümmert sich unser Graf nicht, er emigrirt mit seinem Sohn. Dann will er zwar Dienste nehmen beim Duc d'Artois, dieser aber weist ihn höhnisch zurück.

Im zweiten Theil erfahren wir, wie die Sache eigentlich zusammenhängt. Pfaffen haben einen armen Junker abgerichtet, Leoniden zu verführen, sie katholisch zu machen, sich mit ihr zu verloben, ihn aber nachher entfernt, ihr weiß gemacht, er sey gestorben und ihr das Klostergelübde abgelockt, um ihres Vaters Güter an sich zu reißen. Aus Liebe zu ihrem Vater hatte sie aber an seinem Sterbebette sich unserem Grafen verlobt. Der erste Bräutigam war zurückgekehrt, und hatte sie vom Grafen, wie wir wissen, zurückerhalten.

Nun folgt aber die Fortsetzung. Unser gutes Geschöpf trifft wieder mit Leoniden zusammen. Sie liebt ihn noch. Sie hängt in seinen Armen: „hat denn mein Eid mich weniger kräftig an Dich, als an ihn gebunden?“ Freilich, die naive Dame hätte ja nur noch einem Dritten und Vierten schwören dürfen, so hätte sie drei und vier Männer auf einmal und alle rechtmäßig besessen. Warum soll sie nur einem angehören? Das ist überhaupt geschmacklos, seit die neufranzösische Romantik uns das wahre Verhältniß zu den Sitten klar gemacht und die alten Vorurtheile siegreich verbannt hat. Leonide hat sich so sehr in unser gutes Geschöpf von Ehemann vernarrt (denn wo fände sie ein zweites Exemplar von so himmlischer Geduld?), daß sie wieder zu ihm ziehen, mit ihm entfliehen will. „Mein Gelübde für ihn hab ich gelöst. Jezt will ich den Schwur halten, den ich Dir geleistet habe.“ Heute dem Einen, morgen dem Andern, das ist eigentlich das Vergnügen bei der Sache. Und das gute Geschöpf ist selig und eben liegen sie einander in den Armen, da kommt wieder der erste Mann, hinter ihm eine blutige Horde Jakobiner, und der erste weist auf den zweiten und sagt: das ist der Aristokrat Graf St. Hilaire, unter die Guillotine mit ihm! Aber er selbst wird mit verhaftet, weil man den Grafen in seinem Hause gefunden. Nun Verwirrung und kein Ende. Der erste wird jämmerlich ermordet. Man läßt ihn in einem engen Behältniß verhungern und verfaulen und erst der üble Geruch führt zu seiner Entdeckung. Der zweite soll gerettet werden, wird aber verwechselt mit einem österreichischen Gefangenen, demselben schönen Croaten, den wir schon kennen, und mit diesem entflieht Leonide, kehrt aber um, und stellt sich freiwillig wieder in den Kerker. Sie will mit dem Grafen sterben, aber die Guillotine verschont sie, denn sie ist schon wieder in gesegneten Umständen. Nur unser guter Graf wird zum Block geschleppt, aber doch — auf einige ungeheure Unwahrscheinlichkeiten mehr oder weniger kommt es in diesem Roman nicht an — glücklich wieder gerettet. Aber Leonide wird wahnsinnig. Zufällig trifft der Graf sie beim ersten Wiedersehen schon wieder in den Armen eines Dritten, des diesmal ganz unschuldigen Arztes nämlich, und da kann unser gutes Geschöpf sich wieder nicht verläugnen. Er läuft stumm davon, um Leoniden abermals als eine gemeine Buhlerin zu verachten. Endlich, nach langer Zeit, kommt er noch einmal wieder, und da wird ihm denn entdeckt, daß er sich ein klein wenig geirrt hat, und daß Leonide nicht untreu und bloß ein wenig verrückt ist. Sie kommt in seinen Armen bald wieder zu Verstande. Aber immer noch hat sie keine Ruhe. Die Polizei klopft schon wieder an, der Graf wird abermals verhaftet, weil er in englischen Diensten gestanden. Auch der junge Sohn geht verloren. Abermals Verwirrung, Jammer und kein Ende. Doch ja, ein Ende kommt endlich, und wie sich von selbst versteht, recht greulich. Der arme Graf wird von wüthenden Bauern erschlagen, Leonide will ihn retten und bekommt ebenfalls den tödtlichen Schlag auf den Kopf.

Das ist ein Roman des neunzehnten Jahrhunderts, so unnatürlich als unsittlich, und troz des unaufhörlichen Haschens nach Effekten der Verzweiflung, des Wahnsinns, des Todesschreckes doch unerträglich langweilig.

18) Die Kreolin und der Neger. Gallerien romantischer Bildwerke von Emerentius Scävola. Drei Bände. Frankfurt am Main, Sauerländer, 1836.

Herr Emerentius Scävola, ein treuer Anhänger der neufranzösischen Romantik, geht überall nur auf wollüstige Grausamkeit aus. Sollte er nun seinen Pegasus nicht auch auf die reiche Weide der Sklavenhändler treiben? Ein anfangs mißhandeltes Negerkind wird Milchbruder eines weißen Mädchens, seiner Herrschaft, daher besser erzogen und zur Freiheit bestimmt, nachher aber zur gemeinsten Arbeit gezwungen und mit dem Eisen gebrandmarkt. Aber die Neger stehen auf und auch das weiße Mädchen wird — gebrandmarkt. Beide Kinder werden frühe durch gleiche Gefahren verbunden; am Ende war es Amor, der Beide gebrandmarkt hat. Sie soll einen reichen Pflanzer heirathen und mag nicht. Der junge Neger entführt sie. Sie leben wie die lieben Engel, obgleich einer davon schwarz ist, in glücklicher Verborgenheit. Nachher finden sie Gelegenheit nach Nordamerika

und Europa zu kommen. Aber da rümpft man überall die Nase über das baroke Paar, das nicht einmal durch Priesters Hand verbunden ist. Das Mädchen sieht ihren Geliebten nicht mehr so heiter an, weil sie sich seiner schämen muß. Er wird traurig und will um jeden Preis zurück. Er soll ihre ererbten Reichthümer abholen und sie läßt ihn reisen. Er tritt in die Dienste der Dessalines, wird gefangen und — der Schluß ist noch nicht erschienen.

19) Die Proselyten. Charaktergemälde neuerer Zeit, von M. Wiener. Berlin, Schröder, 1834.

Diese Geschichte scheint von einem Juden geschrieben worden zu seyn, der es übel genommen hat, daß so viele christliche Romanschreiber immer Judenmädchen schildern, die sich in Christen verlieben. Er schildert nun auch zur Abwechslung einmal eine Christin, Baronesse Rosette von Treuenfeld, die sich aus reinster sentimentaler Zärtlichkeit in den edeln Juden Moses Benlevi verliebt und ihm zu gefallen selber Jüdin wird.

Pädagogische Literatur.

12) Verhältniß der Moralität zur Intelligenz in der Pädagogik unserer Zeit. Von Th. Heinsius. Glogau, Flemming, 1835.

Eine beachtenswerthe kleine Schrift, mit Sachkenntniß, Klarheit und mit demjenigen Ernst und Nachdruck abgefaßt, den die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt. Sie zerfällt in drei Abschnitte, welche etwas wunderlich: Text, Commentar und Emendation überschrieben sind. In dem ersten wird die unbestreitbare, schon von vielen Seiten beklagte Thatsache aufgestellt, daß die intellektuelle Bildung die moralische bereits weit überflügelt habe. Im zweiten wird gezeigt, wie Erziehung das Ganze und der Zweck, Unterricht dagegen nur Theil und Mittel der gesammten Jugendbildung sey, Moralität durch Intelligenz allerdings zu befördern, keineswegs aber zu ersetzen sey. Es wird darauf hingedeutet, zu welchen Ausartungen die Jugend bereits durch die einseitig gesteigerte Intellektualbildung gekommen sey; doch fügt der Verfasser die wohlerwogenen Worte hinzu: „Es liegt der gesunden Vernunft des Urtheilenden fern, die Intelligenz selbst als schuldig in Anspruch zu nehmen oder gar ihre Riesenfortschritte aufhalten zu wollen. Ein solches Denken und Wollen findet nur Anklang in den Maulwurfshöhlen der Ex= (und Krypto=) Jesuiten oder in den Klubbs der Frömmler, die so gern dem Licht der menschlichen Vernunft entfliehen. Die leitende Kraft des Menschen muß sich frei und ungebunden fortbilden können, denn sie ist ein Ausfluß der göttlichen Vernunft, aus welcher allein das höchste Princip nicht bloß für unsere Religionskenntniß, sondern für die gesammte geistige Thätigkeit des Menschen entspringt. Wir wissen aber, daß sie in ihrer Wirksamkeit für uns der mitwirkenden Thätigkeit der moralischen Kraft bedarf, und daß sie ohne diese nicht heilbringend für die Welt seyn kann. Und eine solche Mitwirkung ist nur möglich durch eine geregelte sittliche Erziehung des Hauses.

Hierin müssen wir dem Verfasser vollkommen beitreten. Die Schilderung der herrschenden Gleichgültigkeit, Unkunde oder völligen Verkehrtheit der meisten Eltern in Allem, was eine vernünftige Kindererziehung anlangt, ist meisterhaft und zeigt die vierzigjährige Erfahrung eines vielversuchten Schulmannes. Eben so meisterhaft ist dargethan, aus welchen Gründen die Schulen in ihrer Stellung zu Staat, Kirche und Haus nichts Erhebliches für die eigentliche Jugenderziehung zu thun vermögen. — Im dritten Abschnitt drängt sich nun die Frage hervor, was zu thun sey, um dem Uebelstande abzuhelfen.

Der Verfasser verwirft mit Recht jede unmittelbare Einwirkung des Staates auf die häusliche Zucht; er kann diese nie geradezu als Zweck ansehen, ohne die menschliche und bürgerliche Freiheit in eine willenlose Sklaverei zu verwandeln.

Dennoch soll mittelbar Etwas von Seiten des Staates geschehen, um die häusliche Erziehung zu befördern und der Verfasser schlägt deßfalls vor, der Staat solle:

1) die Idee einer guten häuslichen Erziehung als ein Musterbild hinstellen, an dessen Nacheiferung er gewisse bürgerliche Vortheile knüpft (?);

2) in allen Städten Kleinkinderschulen begründen;

3) selbst alle seine Einrichtungen und Anordnungen mit den Grundsätzen der Sittlichkeit und des Vernunftrechts in Einklang zu bringen suchen.

Von diesen Forderungen möchte die dritte die wesentlichste seyn. In allen praktischen Dingen ist das gute Beispiel das beste und das sittliche Princip im Staate wird immer am besten auf das der Familien zurückwirken.

W. B. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 85. Montag, 22. August 1836.

Romane.

20) Learosa, die Männerfeindin. Ein Roman von Emerentius Scävola. 3 Theile. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Wir müssen, bevor wir diesen Roman beurtheilen, wie bei gewissen Gerichtssitzungen in England, den Ruf voranschicken: Damen von keuschen Ohren entfernen sich! Am liebsten würden wir uns bescheiden, über ein solches Geistesprodukt ganz mit Stillschweigen hinwegzugehen. Allein die Uebersetzungen und Nachahmungen der neufranzösischen Schule häufen sich dergestalt und überbieten sich so sehr in Schamlosigkeit, daß eine gewissenhafte Kritik nicht dazu schweigen darf. Es kann jezt nicht mehr davon die Rede seyn, solche Werke dadurch unschädlich zu machen, daß man sie ignorirt. Vor einigen Jahren waren sie noch selten, jezt überschwemmen sie schon den literarischen Markt. Das Uebel ist da. Es nicht sehen zu wollen, wäre lächerlich. Man muß es bekämpfen. Man muß wenigstens die Unkundigen warnen, daß sie bei der Wahl der Lectüre vorsichtig sind, und nicht arglos anständigen Damen und unschuldigen Mädchen Bücher in die Hände geben, die nur eine passende Lectüre für Bordelle und Zuchthäuser sind.

Der vorliegende, äußerlich sehr elegant ausgestattete Roman ist einer der schmuzigsten der neuen Schule, aber eben deßhalb merkwürdig, weil er zeigt, wie weit man auf dieser Bahn nach und nach kommt.

Er beginnt mit einer Verführungsgeschichte, so gemein, als nur je eine geschrieben wurde. Learosa, das unschuldige Mädchen, wird listig überfallen, eine Scene, die mit der handgreiflichsten Unverschämtheit geschildert ist. Der Verführer kommt nicht ganz zu seinem Zweck, überredet aber das arme einfältige Mädchen, das in der hellen Unschuld alles glaubt, er sey zum Zweck gekommen, und die bekannten Folgen würden sich bald zeigen. Sie ist in Verzweiflung, sie gesteht ihren vermeintlichen Zustand der Familie. Da sezt es denn Faustschläge, Pistolenschüsse, Muttermord, Vatermord, Flucht, Jammer, Hunger ꝛc. Das gute Mädchen kommt nach Dresden an den Hof des wollüstigen König August, der sie ein paar Mal rufen läßt, sich an ihrer lieben Unschuld zu weiden. Endlich heirathet sie ein alter Geck, dessen legitime Angriffe auf ihre Tugend abermals mit der widerlichsten Umständlichkeit geschildert werden. Nun kommt auch der König wieder, läßt sich mit ihr in einer Loge einschließen und beginnt hier eine Scene, die damit endet, daß Beide auf dem Boden liegen und eine kostbare Standuhr mit Gepolter niedergerissen wird. Dann zur Abwechslung wieder Kerker, Blut, Wahnsinn, und die Tröstungen eines Jesuiten.

Aus Haß gegen die Männer schließt sich Learosa eng an eine Freundin an, und nun erreicht der Roman die äußerste Grenze der Unzartheit. Diese Freundin ist verliebt und möchte gern Learosen auch wieder mit den Männern aussöhnen. Zufällig ist Learosa trotz aller Anfechtungen und trotz ihrer Vermählung mit dem alten Gecken immer noch die helle liebe Unschuld und nun betrügt sie der schalkhafte Amor — im Traum. Dies veranlaßt sie zu einem erbaulichen Gespräch mit ihrer Freundin über das wahre physische Wesen der Unschuld, und über die Frage, in wie fern sie selbst dabei betheiligt sey. Es ist unglaublich, und doch steckt das alles gedruckt da, als eine elegante Lectüre für Damen, und kommt ohne Zweifel in die Hände manches jungen Mädchens.

Der Traum macht Learosen so begierig auf die Wirklichkeit, daß sie dieselbe kaum erwarten kann. Daß unter diesen Umständen ein Liebhaber bald gefunden ist, versteht sich von selbst. Sogar der alte Gemahl hat die Gefälligkeit zu sterben und Learosa könnte den neuen Liebhaber heirathen. Aber dann ginge der Roman mit einer simpeln Heirath aus und das geht nicht. Wo bliebe dann der verbotene Genuß, die giftige Sinnlichkeit, Verbrechen, Blut und Mord? Und diese allein will man ja, darin allein sucht man ja jezt die Poesie. Der Dichter weiß sich zu helfen. Die keusche Männerfeindin sucht auch ohne Priesterweihe die Gelegenheit, ihren Traum in Erfüllung zu bringen. Es ist Nacht, alles vorbereitet, er kommt, der Traum wird Wirklichkeit, ihr Glück hat keine Grenzen — da besieht sie es endlich bei Licht und was erblickt sie? Einen Andern, einen ihr verhaßten abscheulichen Menschen. Nun abermals Mord, Verzweiflung und Schilderungen, an denen der Verfasser sich recht geweidet zu haben scheint. Der Gedanke, gattenlos und doch Mutter zu seyn (worüber sich die Dame eigentlich gar nicht wundern darf, da sie sich ja ganz freiwillig dazu entschlossen hat), und der noch schrecklichere Gedanke; im künftigen Kinde die Züge eines verhaßten Bösewichts wiederzufinden, werden hier mit dem grausamsten Wohlbehagen von Seiten des Verfassers ausgemalt.

Allein so groß die Verzweiflung ist, ewig kann sie doch nicht dauern. Hat unsere keusche Männerfeindin nicht schon Gewalt genug bestanden, Blut und Mord genug um sich erblickt? Man wird am Ende an diese pikanten Kleinigkeiten gewöhnt. Wir sehen sie wieder ganz heiter, sie wohnt Festen bei, sie denkt wieder auf ihr Vergnügen. Da findet sie auch den verlornen Liebhaber wieder. Aber wo? Dieser Edle ist, so erfährt sie, aus Noth und Geschmack Mitglied einer geheimen Gesellschaft von armen Männern geworden, die von reichen Damen bezahlt werden. Wenn die verfuchteste Ehebrecherin, die feilste Diene etwas dergleichen von einem Mann erführe, den sie wirklich liebte, sie würde es nicht ertragen können, selbst das Laster würde hier vor dem noch größern Laster erröthen und sich mit Abschen wegwenden. Kein Weib in der Welt — und wenn sie das Aeußerste gethan hätte — keines ist so verächtlich, daß es nicht dennoch sich erhaben fühlen würde über einen Mann, der seinen Leib verkauft. Aber unsere keusche Männerfeindin nimmt keinen Anstoß an dem neuen Stande ihres alten Liebhabers. Im Gegentheil, sie fährt selbst an den bewußten Versammlungsort, mischt sich unter die reichen Damen, welche hier bezahlen, und läßt sich, gegen Bezahlung, den Liebhaber kommen. Maskirt, versteht sich. Ueber die Scene, die nun folgt, wollen wir den Vorhang ziehen, den der Dichter zu ziehen vergessen hat. Nur den Ausgang müssen wir erzählen. Es fällt der Dame gar nicht ein, sich Skrupel darüber zu machen, an welchem schändlichen Ort sie ist und wie tief der Mann, den sie liebt, sich herabgewürdigt, wie thierisch gemein und widrig die ganze Scene ist, die hier gespielt wird. Im Gegentheil, sie ist im höchsten Entzücken und nichts scheint ihr pikanter, als diese Situation, die sie sich durch Ueberraschung des Liebhabers noch versüßen will. Sie demaskirt sich. Da demaskirt auch er sich, und — und? — und es ist nicht ihr erwarteter Liebhaber, sondern nur ihr Bedienter, der sich diese kleine Maskenfreiheit gegen seine keusche Frau und Gebieterin herausgenommen hat. Aber auch diese Gemeinheit — die gemeinste Wendung, die uns noch je in einem Roman vorgekommen ist — war dem Dichter noch nicht genug, oder wollte er das Bedienten- und Kutschermäßige seiner Poesie etwas mäßigen, den Stallgeruch ein wenig dämpfen, und nur das Verbrechen um so größer machen, kurz, er macht diesen Bedienten zugleich zum Bruder Learosas und aus der ganzen Scene einen Incest. Nun nochmals Verzweiflung, nochmals eine gattenlose Mutter, unter noch viel abscheulichern Aussichten. Die gute Dame spielt bei alledem die Edle, die unschuldig Leidende, die sentimental Tragische, als ob sie durchaus nur Opfer und nicht Mitschuldige wäre. Sollen wir den Lesern nun noch weiter erzählen, wie sie und der Bediente sich um das Kind, das sie geboren, herumzerren, es beinahe zerreißen, wie sie ihm Bruder- und Vaterschaft abstreitet, er sie behauptet und endlich das Kind ihr gewaltsam vom Mutterbusen reißt und verschwindet? Doch auch das ist noch nicht das lezte Abschen erregende Bild dieses Romans. Wir müssen nochmals Mord, Gift, eine Flucht durchmachen und finden endlich unsere keusche Männerfeindin unter gemeinen Gassendirnen eingesperrt, wohin sie gleich anfangs gehört hätte, und nach Canada transportirt. Hier sieht sie zum Schluß den alten Liebhaber wieder, aber nur um mit ihm unter Blut und Mord zu enden.

Troz allem wüsten Stank und Greuel dieses Romans

steckt er doch hinten und vorn voll erhabner Phrasen, hoher Sentimentalität, tragischem Pathos. Die Muse des Verfassers ist ein Schwein, das sich mit einem feinen Batisttuch die Thränen trocknet.

Wir sind weit entfernt, der altfranzösischen Schule Voltaires, Crebillons ic. das Wort reden zu wollen. Allein sie besaß doch wenigstens Geschmack und socialen Takt. Sie wählte die Form der Satire. Sie rechtfertigte sich durch die unläugbare Wirklichkeit der im damaligen französischen Clerus und bei der Aristokratie vorherrschenden Laster; sie erfand nicht das Ekelhafte, sie faßte es nur auf die geistreichste Weise komisch und satirisch auf, wie es schon früher auch in Italien Boccaccio gethan hatte. Diese Schule war nicht Entdeckerin, Lehrmeisterin und Chorführerin von Lastern, die noch nicht da waren; sondern sie bezähmte die vorhandenen mit dem Zügel der Grazie und unterwarf sie den vernichtenden Folgen eines zur rechten Zeit angebrachten Spottes. Daher die Popularität dieser Spötter, daher der Enthusiasmus, den sie selbst bei dem edeln Theil der französischen Nation erweckten, der in dieser neuen Literatur ein kräftiges Gegengift gegen die bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Uebel der Gegenwart und eine Vorläuferin der großen, unvermeidlich nahenden Revolution sehen mußte.

Aber damals schon benutzten Speculanten der schlechtesten Kategorie die Gelegenheit, sich vorzudrängen. Die Literatur des geistreichen Spotts ging unmerklich in hundert und aber hundert Nachahmungen in eine Literatur der geistlosesten Unzucht über, worin das Laster nicht mehr persifflirt, sondern schamlos gepredigt und Unterricht darin ertheilt wurde. Das Haus Orleans besoldete die Verfertiger dieser Bücher und im Palais-Royal war ihre Fabrik. Es galt nicht mehr, im Namen eines sittlichen Volkes die Verdorbenheit der Vornehmen zu bestrafen, sondern es galt im Gegentheil, das ganze Volk mit den Lastern der Vornehmen zu inficiren, damit beim Ausbruch der großen Revolution eine solche Masse von schlechten Elementen vorhanden seyn möchte, daß dem Haus Orleans die Usurpation gelingen könnte zum Trotz der alten Dynastie und zum Trotz der Freunde einer sittlichen Freiheit.

Man muß aber billig fragen: wozu jetzt wieder eine solche Literatur, und wozu in unserm Deutschland? Es herrscht verhältnißmäßig noch ungemein viel Sittlichkeit, reines und edles Familienleben in Deutschland. Will man die Tendenzen der Zeit verspotten, so hat man auch in Deutschland dazu Gelegenheit genug, wie sie denn Jean Paul, Jassoy, Börne auch benuzt haben. Aber unter allen Seiten, die wir der Beurtheilung darbieten, ist gewiß unser Familienleben, unser Sittenzustand am wenigsten geeignet, eine satirische Literatur zu motiviren, in dem Sinn wie einst die Sitten des Hofs und der Geistlichkeit in Frankreich die Spöttereien Voltairs motivirten.

Sollte aber eine Wiederholung jener Orleans'schen Fabrikation, die positive Unterweisung in Lastern, das systematische Verderben der Phantasie, das Versenken in die obscönste und pöbelhafteste Vorstellungsweise gegenwärtig in Deutschland motivirt seyn? Was ist denn der Zweck dieser Leute, die sich von allen Seiten herbeidrängen, durch die Modeliteratur Religion und Sitten zu untergraben? Woher die wunderbare Uebereinstimmung so vieler deutscher Schriftsteller, die nicht nur je die ruchlosesten Productionen der neufranzösischen Schule übersetzen und nachahmen, sondern sie noch durch Gemeinheit zu übertreffen suchen? Wenn es nur die instinktmäßige Nachahmungswuth und eine Speculation auf den Beutel des neugierigen Publikums ist, so müssen wir wenigstens bedauern, daß die Speculanten so gewissenlos sind, gar nicht zu überlegen, was sie eigentlich thun. Die Ueberschwemmung der deutschen Literatur mit irreligiösen und sittenlosen Romanen mag kein tiefer liegendes Motiv haben, aber die Folgen werden sich vielleicht in der künftigen Geschichte unseres Vaterlandes markiren. Das Ueberhandnehmen einer sittenlosen Literatur war noch immer zu allen Zeiten und bei allen Völkern ein schlimmes Zeichen.

Altslavische Sprache.

Glagolita Clozianus id est codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim, dum integer erat Veglae in thesauro Frangepaniano, habiti pro S. Hieronymi bibliis croaticis, supparisque ad minimum exarato anno MLVII cyrilliano Ostromiri Novogradensis, λειψανον foliorum XII. membraneorum, servatum in bibliotheca ill^mi. comitis Paradis Cloz Tridentini. Litteris totidem cyrillicis transcriptum..... latinaque slavicorum omnium interpretatione, linguae demum Slavorum utriusque ritus ecclesiasticae brevi grammatica et lexico illustratum edidit..... Bartholomaeus Kopitar, augustissimo Austriae imperatori a bibliothecae palatinae custodia. Cum tabulis aeneis duabus. Vindobonae, apud Carolum Gerold, MDCCCXXXVI. LXXX und 86 Seiten in Folio.

Der alte Codex, welcher diesem Commentare zum Grunde liegt, gehörte früher den Frangipani, kam in die

Hände des Ritters Marquart von Breisach, und als nach seinem Tode der Ritter Karl Schnef in dessen, des Schlosses und der Handschrift Besitz kam, schrieb dieser eigenhändig auf dies Pergament: „Dises puech hat Sant Jeronimuss mit aigner hant geschriben in Crobatischer sprach.“ So blieb wohl ohne Zweifel dieser gemeinen Meinung wegen diese vorgeblich eigene Handschrift des heiligen Hieronimus auf dem Schlosse Mariastein, bis sie der letzliche Besitzer, Herr Graf Paris von Cloz an den Herausgeber zur Veröffentlichung mittheilte. Worauf sich nun aber die Sage von einem Authographum des heiligen Hieronimus gründet oder dessen Thatsächlichkeit gar beweisen möchte, schwindet vor der Fackel der ernsten Prüfung freilich in das Dunkel, und Seite LXXVI wird nur so viel gesagt: (Anno) „390 S. Hieronymus frequens litterarum commercium habet cum monachis et monialibus Aemonae (Labaci).“ Der Verfasser meint Seite X, es sey von denjenigen ein Coder, welche die Schüler und Nachfolger des Apostels Methodius in Bulgarien entweder neu zusammenschrieben oder von den früheren abschrieben. Immerhin ist es aber ein ungemein schätzbares Bruchstück, und der Verfasser vertheidigt sein Alter Seite XII bis auf 1037 wenigstens hinauf. Des Herrn Dobrowsky Hypothese, daß das glagolitische Alphabet nicht älter als das dreizehnte Jahrhundert und im Beginne des dreizehnten Jahrhunderts auf der Grundlage des cyrillischen rein ersonnen worden sey, wird gründlich widerlegt, und erwiesen, daß jenes schon vor diesem könne bestanden haben. Für das Alter der Sprache gibt er schöne Fingerzeige mit Hinweisung auf den Skoliasten des Euripides und auf Tzetzes, und Seite XXXII behandelt er ungemein gründlich die bulgarischen, illyrischen und slovenischen Dialecte. Man lernt nicht nur alle bisher bekannten altslavische Codices näher kennen, sondern wird auch mit einem bisher minder bekannten glagolitischen bekannt. Ein Graf Novak, Dienstmann des Königes Ludwig von Ungarn, schrieb mit eigener Hand aus Liebhaberei vor 1368 einen Coder, (codicem pulcherrimum). Dieser befindet sich gegenwärtig in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien und Seite XLIX ist das Evangelium vom Ostermontage (Evangelium de duobus euntibus in Emmaus. Lucae XXIV, 13—35) aus demselben, dem aus dem ostromirischen Coder von 1057 vergleichungsweise gegenüber abgedruckt, wie denn von Seite XXXV bis LX Muster der verschiedensten slavischen Mundarten aus alter und neuer Zeit abgedruckt sind. Hier schließt sich der Kalender aus dem ostromirischen Coder an. Schätzbare Nachrichten erhält die Kirchengeschichte von dem so berühmten Apostel der Slaven, Methodius. Dobrowsky meinte, weil er nach 881 keine Meldung mehr von Methodius in Mähren findet, er sey bald darauf gestorben oder aus Mähren gegangen; allein Herr Kopitar bringt Seite LXXI den beurkundeten Beweis, daß Methodius noch 884 zu Brünn war, und Seite LXXIX die höchste Wahrscheinlichkeit, daß er erst gegen 894 starb und in Mähren begraben wurde. Für die Geschichte der einschlägigen Länder bringt der Verfasser hin und wieder ungemein schätzbare Nachrichten eingestreut, und ein künftiger Geschichtschreiber der Slaven oder von Slaven einst bewohnter Länder kann mit sicherer Hoffnung auf ansnehmende Beiträge dies köstliche Werk durchlesen. Besonders verdienen erwähnt zu werden von Seite LXXII an seine geschichtlichen Nachrichten aus 5 Pergamentschriften auf der kaiserlichen Bibliothek, deren 2 dem elften bis zwölften und 3 dem dreizehnten bis vierzehnten Jahrhunderte angehören. Manche Muthmaßung wird hier widerlegt und manche Vermuthung Gewißheit. Zunächst war der Hauptzweck dieser Abhandlung, zu beweisen, daß das glagolitische Alphabet wo nicht älter, doch wenigstens gleich alt als das cyrillische sey, früher mit Recht das bulgarische hieß, und daß der slavische, jezt todte Dialect im neunten Jahrhunderte die Muttersprache des heiligen Methodius war, und bald als Kirchensprache durch Ungarn an die Bulgaren, Kroaten, Serben und endlich an die Russen überging. — Hiernach folgt als Hauptgegenstand:

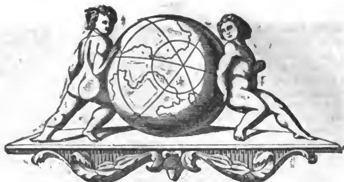
Glagolita Clozianus
accurate transcriptus litteris cyrillianis usitatioribus

und zwar neben einanderstehend mit „Interpunctio codicis“ und „Distinctio editoris“ mit unten beigefügten „Adnotatiunculae criticae“; dann folgt dessen Uebersetzung in der griechischen und lateinischen Sprache mit Anmerkungen und Bemerkungen und die darin angeführten Schriftstellen. Es besteht nämlich dies Bruchstück aus Homilien oder Predigten von Kirchenvätern, theils vollständig, theils in Bruchstücken, und zur nähern Erörterung folgt noch ein Bruchstück eines bisher unedirten Psalters aus dem elften Jahrhunderte beigegeben. Dann von Seite 47—67 folgt als unentbehrlich eine slavische Grammatik und von 67—86 ein Lexicon, beides kurz, aber genügend und gründlich. Die 2 Kupfertafeln enthalten Proben aus verschiedenen Handschriften, als aus dem Cloz'schen, Vatican'schen, Pariser und 3 auf der Hofbibliothek zu Wien, und 13 Alphabete.

Es könnte sich wohl unversehens, etwa zu Venedig, in irgend einer Bibliothek das noch Fehlende dieses Bruchstückes oder ein anderer ähnlicher Schatz in dieser Sprache finden.

Anton Emmert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 86. Freitag, 26. August 1836.

Werke über Neu-Griechenland.

1) Welchen Einfluß hatte die Befreiung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? Oder nähere Begründung der im ersten Bande der „Geschichte von Morea“ aufgestellten Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen. Von J. P. Fallmerayer. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835. 8. S. 112.

Der Gelehrte, dem der Ruhm gesichert bleibt, über die historische Vorfrage des neuen Hellenenthums am gründlichsten geforscht zu haben, unser vortrefflicher Fallmerayer bringt hier neue und sehr interessante Belege für seine schon früher in seiner „Geschichte von Morea“ niedergelegte Behauptungen bei, Belege, die er zum Theil auf seinen lezten Reisen im Morgenlande gesammelt hat.

Bekanntlich lehrte er, die alten Griechen seyen untergegangen durch Krieg und Pest, das ganz verödete Land sey von Slaven neu bevölkert worden und die neuen Griechen seyen Slaven, die nur von Constantinopel aus mit dem Christenthum die griechische Sprache empfangen hätten. Die historischen Zeugnisse dafür sind von ihm mit unsäglichem Fleiß schon in seinem frühern Werke auf eine Weise zusammengetragen, die uns jeden Zweifel niederzuschlagen scheint. Hier bringt er aber zum Ueberfluß nochmals neue Zeugnisse: „Einige Fragmente alter und bisher ungekannter handschriftlicher Chroniken, die ich in Athen selbst gefunden habe, beantworten die vorangehende Frage eben so unerwartet als vollständig. Wie in allen Gegenden der christlichen Welt glimmten auch im christlichen Griechenlande die lezten Funken des Wissens in den Wohnungen der Mönche. Ein im zehnten Säculum zu Athen neu gestiftetes Kloster der heiligen Anargyri verschloß in seinen Mauern alles, was an Büchern und philosophischer Gelehrsamkeit dem allgemeinen Schiffbruche der hellenischen Volksstämme entkommen war. Die alte Akademie, die Stoa und das Lyceum hatten sich in die Zellen der anargyrischen Mönche geflüchtet. Hier hatte man zugleich eine Sammlung kurzer Notizen über das Schicksal Attika's und seiner Hauptstadt angelegt, und, wie man aus den zerstreuten Trümmern derselben urtheilen kann, durch mehrere Menschenalter fortgeführt. Denn in einem der gefundenen Bruchstücke werden die Mönche Samuel, Methodius, Nicephorus, Joseph und der Priestermönch Kallinicus als Philosophen und Chronisten namentlich aufgeführt. Aus den historischen Druckschriften des heutigen Europa erfahren wir vor den bulgarischen Streifzügen des zehnten Jahrhunderts hauptsächlich nur zwei Einbrüche der nordischen Völker in Attika, wovon

der erste um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeit gleich einem vorüber rauschenden Wettersturme hereinbrach, aber durch den Heldenmuth des Bürgers und Geschichtschreibers Dexippus eben so schnell wieder verscheucht wurde als er gekommen war. Der zweite geschah am Schlusse des vierten Säculums durch den Gothenkönig Alarich, den großen Zerstörer des griechischen Alterthums. Ueber das erstere dieser beiden Ereignisse hat sich eine Nachricht in den Fragmenten erhalten; der Held des Tages wird aber nicht Dexippus, sondern Kleodemus genannt, und die Bemerkung beigefügt, daß die Scythen damals in Attika die Bäume verbrannt, die Häuser der Götter niedergerissen, und namentlich vom Tempel des olympischen Zeus sechs Säulen umgestürzt hätten. „Im Jahrhundert des Justinianus aber, lautet ein anderes Bruchstück, war Hellas die Zielscheibe feindlicher Einfälle, und Attika blieb beinahe vierhundert Jahre lang eine menschenleere Wüste; die Athenienser hatten ihre Familien auf Salamis hinübergebracht, wo sich die meisten derselben in der Ortschaft Ambelakia Häuser und auch Kirchen bauten, welche bei den Eingebornen heute noch Kirchen der Athenienser heißen. Von den Bewohnern Attika's waren nur noch wenige in der Akropolis und etliche andere in mehreren Thürmen der Stadt zurückgeblieben. Jeden Augenblick kamen Räuber, welche man Phustá (soll heißen Vroustae) nannte, griffen die wenigen Zurückgebliebenen an, raubten, was sie konnten, und zogen sich auf die Gebirge zurück. Die Gebäude der Stadt fielen großentheils zusammen, auf den Straßen wuchsen Bäume, und die ganze Stadt wurde zuletzt ein Wald, ein Dickicht von Oelbäumen, in welches die Räuber Feuer einlegten. Dieser Brand verzehrte die Bäume mit den Alterthümern. Damals wurde das Gymnasium des Ptolemäus von Rauch geschwärzt und stürzte ein Theil desselben zusammen; auch der Tempel des panhellenischen Zeus wurde damals vom Qualm des brennenden Waldes geschwärzt, und viele andere Herrlichkeiten versanken in Schutt."

„Man hat schon irgendwo bemerkt, daß die ungewohnte Kraft, welche die cycladischen Inseln im achten Jahrhundert plötzlich gegen den byzantinischen Hof und seine ikonoklastischen Ordonnanzen entwickelten, nur aus der Flucht der Continentalgriechen vor dem Andrange der Barbaren zu erklären sey. Jetzt wissen wir, woher die Flotte, woher Cosmas, der Gegenkaiser, woher Stephanos und Agellianos, die Turmarchen von Hellas, gekommen sind. Die atheniensischen Ausgewanderten auf Salamis und die peloponnesischen auf Monembasia haben sie geliefert. Was von dem historischen Takte derjenigen zu urtheilen sey, welche in diesem plötzlichen Auftauchen einer hellenischen Seemacht einen blühenden Zustand des innern Griechenlands ersahen, mag nun der Leser sich selbst beantworten. Heer und Flotte der verbündeten Flüchtlinge, die letzte Kraft Griechenlands, ging bekanntlich unter den Mauern von Constantinopel zu Grunde: die Fluthen, das griechische Feuer, der kaiserliche Zorn hatte alles vernichtet. Auf diesen ersten Schlag, der die Auswanderer von Attika traf, folgte bald ein zweiter und ein dritter, viel empfindlicher und zerstörender als der erste, weil er wie ein Blitz die Niederlassung auf Salamis selbst zerschmetterte. Die Aufrührer in ihren eigenen Sitzen aufzusuchen und mit Gewalt zur Annahme der Bilderreform zu zwingen, erlaubten dem siegreichen Monarchen die Verwirrungen des Reiches nicht, es schleuderte dafür der kaiserlich gesinnte Patriarch nach dem Seegefechte vor Constantinopel den Bannfluch der Kirche auf die überwundenen Athenienser nach Ambelakia. Diese trotzten aber der geistlichen wie der weltlichen Macht mit derselben Hartnäckigkeit, bis endlich der Himmel selbst die Bestrafung übernahm, und die vierfache Schale seines Zorns über die Häupter der frevelnden Insulaner ausgoß. Das Feuer slavischer Brandfackeln, die Weltseuche unter Copronymus, Unfruchtbarkeit mit Hunger, und das Schwert barbarischer Seeräuber wütheten nach einander in der atheniensischen Colonie auf Salamis, wie man aus einem in der ehemaligen Büchersammlung des Hauses Nerio Acciajuoli in Athen gefundenem Sendschreiben der kleinen und gedemüthigten Ueberreste derselben an den constantinopolitanischen Patriarchen um Lossprechung vom Bannfluch erfährt. Die unbewohnte Waldstadt Athen mit Burg, Ringmauer und Thürmen stand damals noch aufrecht, jeden Tag konnten die ausgewanderten Bürger von Salamis her die von der Morgen- und Abendsonne vergoldeten Zinnen ihrer Tempel erblicken und von der Akropolis, den untern Thürmen und der nahen Insel geschützt, jedes Jahr die Ernte des Olivenwaldes am Cephissus, so wie die Trauben aus den Weingärten um den Piräus sammeln. Schon die früher angezogenen Bruchstücke der anargyrischen Chronik bemerken, daß die Barbaren in der waldbewachsenen Stadt Feuer eingelegt, geben aber den Zeitpunkt dieses Ereignisses nicht deutlicher an. Aus dem „Sendschreiben" aber geht hervor, daß es um die Zeit der großen Pestseuche geschehen ist, welche, wie wir aus Theophanes und Patriarch Nicephorus wissen, um das Jahr 746, dem sechsten des Kaisers Constantin Copronymus, Hellas und den Peloponnes mit den Inseln entvölkerte. Die Schrecken jener Zeit hat man schon anderswo geschildert, und aus einer unantastbaren, von Niemand angefochtenen Quelle dargethan, daß sich eben damals die nordischen Slaven in gedrängten Fluthen über Hellas und den Peloponnes ergossen. Die brennende Waldstadt und die in Schutt versinkenden Tempel verkündeten zu Ambelakia die Ankunft der neuen Bewohner Griechenlands."

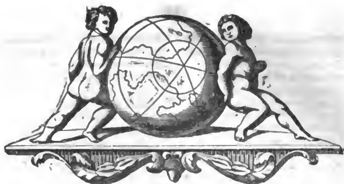
Alles wurde nun slavisch. Erst viel später wieder, als die byzantinischen Kaiser allmählich Einfluß in den neuen Slavenreichen gewannen, drangen Christenthum, griechische Sprache und neugriechische Colonien von Byzanz aus wieder in Hellas ein, was nicht der Fall war, so lange die Slavenreiche noch in der ersten Kraft standen. „Die Zeit der Wiedercolonisirung Griechenlands durch die Byzantiner bildet eigentlich die Epoche, in welcher das sogenannte neugriechische Leben und Volk mit der neugriechischen Sprache daselbst entstand. Denn man vergesse nicht, daß bis zur großen Slavenkatastrophe in ganz Hellas die alten Dialekte und Sprachformen in Städten und Flecken, daß mit einem Worte das altgriechische Volk mit allen seinen Eigenthümlichkeiten noch immer die uralte Heimath besaß. Von jezt an wird aber alles neu: neue Menschen zimmern neue Hütten und reden einen neuen Dialekt und zwar alle einen und denselben, weil alle durch eine und dieselbe Schule des byzantinischen Reiches gegangen sind. Die neugriechische Sprache ist nicht in Hellas, sondern am Bosporus, in Thracien, in Kleinasien entstanden und um diese Zeit durch die neuen Colonisten nach Alt-Hellas gebracht worden. Und glaubt wohl Jemand, daß die noch übrig gebliebenen Athenienser in der Auflösung und völligen Vernichtung ihres Gemeindewesens während des Exils auf verschiedenen Punkten des Archipelagus und des Festlandes Blut und Sprache rein erhalten haben? Wenn schon bei Tacitus von einer conluvies nationum gesprochen wurde, was soll man von jenen Auftritten sagen, welche zwischen Untergang und Wiedererbauung des mittelalterlichen Athens hineinfallen? Wer es im weiten Reiche seinem Vortheil angemessen fand, wurde Bürger der byzantinischen Provinzialstadt Neu-Athen. Auch war diese Colonie weit entfernt, in den ersten hundert Jahren nach ihrer Entstehung ein friedliches und glückliches Loos zu genießen. Denn während der lezten großen Kämpfe der Bulgaren-Khane des neunten, zehnten und eilften Jahrhunderts gegen das neuaufblühende griechische Reich schienen sich einige Mal die Auftritte früherer Zeiten nicht nur in Attika, sondern in ganz Griechenland zu erneuern. Die Bulgaren, obgleich Christen, hatten noch nicht aufgehört, Barbaren zu seyn, und brachten unsäglichen Jammer über die kaum aus der Asche hervorgegangenen Städte der Provinzen Thessalien, Böotien, Attika und Peloponnes. Nach ihrer alten Gewohnheit brachen sie alle festen Plätze, schleppten die Städtebewohner in Masse aus dem Lande, verbrannten und plünderten alles, bis endlich Kaiser Basilius, der Bulgarentod, ihren Verheerungen, ihren Triumphen und ihrem Reiche selbst im Jahre 1019 auf immer ein Ende bereitete. In diesen Begebenheiten finden die früher angezogenen Worte des Metropoliten Nikolaos von Athen ihre Erklärung. Cedrenus bemerkt nur, daß Attika während jener Zeit zweimal von den Feinden heimgesucht wurde, sezt aber nicht hinzu, ob Stadt und Land damals das Schicksal von Larissa und so vieler andern Orte erlitten habe; beinahe sollte man es vermuthen, da Nikolaos von Ueberbleibseln der Athenienser in einer Weise redet, als wäre vor nicht langer Zeit ein großes Unglück über ihr Land gezogen. Basilius, der Bulgarentod, der Sieger von Ocheida, der Bezwinger des slavischen Reiche, hat endlich die christlich-kaiserliche Herrschaft in ganz Hellas wieder hergestellt, und war nach einem Zwischenraume von beinahe sechshundert Jahren der erste byzantinische Monarch, welcher Griechenland in Person durchzog, um diese nach so langer Entfremdung endlich wieder dauerhaft ans Reich gekettete Provinz zu sehen, und die neue Verwaltung derselben einzurichten. Im Tempel der Gottesgebärerin zu Athen wurde das Siegesfest gefeiert und das Gotteshaus mit prächtigen Weihgeschenken geschmückt. Neben einem Ungewitter, welches kurze Zeit nachher bei einem Aufstande der Bulgaren über Griechenland hereinbrach, und bei Theben großes Blutvergießen verursachte, hatte Attika im Laufe des eilften Jahrhunderts noch den lezten Besuch nordischer Gäste zu ertragen. Die Uzen, eine wilde scythische Völkerschaft, sezte im sechsten Jahre des Constantin Ducas (i. J. 1065) mit 600,000 streitbaren Männern, wie Augenzeugen wissen wollen, über die Donau, und verbreiteten sich in wilder Fluth über Thracien und Macedonien. Eine starke Abtheilung derselben brach in Hellas ein, zerstörte, vernichtete, plünderte, raubte Menschen und Vieh nach altem Barbarenbrauche. Unter diesen wechselvollen Schicksalen kam das Jahr 1204 und die Zertrümmerung des byzantinischen Reiches durch die Abendländer heran. Attika mit Böotien fiel einem burgundischen Edelmanne, Otto von La-Roche, als Beute zu. Drittehalbhundert Jahre blieb es in der Gewalt dieser Fremdlinge, und eben so lange war Athen der Sitz der aus französischem, spanischem oder italienischem Blut entsprossenen Fürsten. Von jener Zeit angefangen, bis zum Einzuge des Königs Otto I. aus dem Hause Wittelsbach sah Athen den Tag der Freiheit nie mehr; denn aus den Händen der Abendländer fiel es, wie Jedermann weiß, in die Botmäßigkeit der Osmanli unter dem zweiten Mohammed, dem Eroberer von Constantinopel und Trapezunt. Genug, wenn wir als Endergebniß hier anmerken, daß mit dem Wechsel des herrschenden Fürstenhauses eine große Anzahl französischer Familien aus den Provinzen Burgund, Champagne und Provence; dann in noch größerer Menge spanische aus Catalonien und den balearischen Inseln; italienische aus Genua, Florenz, Neapel und Sicilien einwanderten und sich vorzüglich in der Hauptstadt niederließen. Zwar rafften die kriegerischen Auftritte im Innern einen großen

Theil der Eingewanderten weg, und namentlich wurde in dem berühmten Gefecht am Cephissus in Böotien die streitbare französische Ritterschaft sammt ihrem Fürsten Walther von Brienne und dem größten Theile des mehr als zehntausend Mann starken Heeres der Neu-Athenienser an einem einzigen Tage vernichtet. Dagegen hatte sich das ganze, eben so zahlreiche, aus fahrenden Rittern, Abenteurern, Räubern und beutelüsternen Rotten aus allen Ländern und Inseln des Mittelmeeres zusammengesetzte Heer der Sieger im Lande niedergelassen, und sich mit den Familien der am Cephissus erschlagenen fränkischen und griechischen Athenienser verschmolzen. Dieses Ereigniß und noch mehr die Einwanderung der Italiener während der Dynastie Acciajuoli zersetzte die Bevölkerung der Hauptstadt in einem solchen Grade, daß die Wirkung bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und zum Theil bis auf den heutigen Tag sichtbar bleibt. Denn nach Angabe einer andern handschriftlichen, von einem Eingebornen erst im verwichenen Jahrhundert zusammengetragenen Geschichte von Athen, waren um das Jahr 1675 folgende Familien die vornehmsten und ältesten in Athen: Chalcocondylas, Paläologus, Benizeti, Peruli, Lidoni, Caballari, Capitanaci, Neri, Taronità, Cudriei, Gaspari, Benaldi, Latini, Gereni und Macoli. Wo ist in diesen Namen eine Spur der alten Athenienser zu entdecken? Aus derselben Quelle erfahren wir, daß nach der Katastrophe unter Morosini im Jahr 1686, wo venetianische Bomben das Parthenon zersprengten, Athen drei Jahre lang öde stand, weil die Bürger beim Abzuge der Venetianer zugleich die Flucht ergriffen und sich auf Morea und den venetianischen Inseln zerstreuten. Nach und nach kamen wieder etwa siebenzig Haushaltungen Griechen und einige Türken in die verlassene Stadt, zu welchen sich nach Jahren, durch die milde Regierung der Pforte herbeigelockt, aus verschiedenen Gegenden her theils Entflohene, theils neue Ankömmlinge gesellten, und eine Bevölkerung bildeten, die der Hauptsache nach bis zum Aufstande im Jahr 1821 Athen bewohnte. Eine noch viel größere Veränderung als in der Hauptstadt, ja ein vollkommener Wechsel war im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Säculum in der Bevölkerung der eigentlichen Landschaft Attika, d. i. im ganzen ehemals zur Stadt Athen gehörigen Landstriche vom Vorgebirge Sunium bis zur Grenze Böotiens eingetreten. Alle Städtchen, Flecken und Dörfer wurden von einem aus Illyrien eingewanderten Volke besetzt, welches eine Sprache redet, die in ihrer Wurzel weder mit den slavischen noch mit den hellenischen Dialekten die entfernteste Aehnlichkeit hat. Aus den Wäldern von Epirus, von den Schluchten der akrokeraunischen und chimariotischen Gebirge sind die Albanier herabgestiegen, um sich in dichten Schwärmen nicht etwa nur über Attika allein, sondern über den größern Theil des griechischen Continents und später über die Inseln Hydra, Spezzia, Poros und Salamis zu ergießen. Selbst auf Andros sind noch tausend Haushaltungen der Albanesen. Physiognomie, Sitte und Muttersprache ist bei den ackerbau- und gewerbtreibenden Menschen jenes Himmelsstriches heute überall albanesisch, obgleich dieselben als tausendjährige Unterthanen des byzantinischen Reiches mit der christlichen Religion auch die Sprache der byzantinischen Griechen, wenigstens was die männliche Bevölkerung betrifft, schon in ihrer Heimath reden gelernt, wie sie nach ihnen die Bulgaren mit den übrigen nordischen Einwanderern erlernt hatten. Athen wurde wieder barbarisch, die Fackel der Wissenschaften, durch die italienische Herrschaft gepflegt, erlosch durch die albanesischen Colonisten völlig."

Herr Fallmerayer bemerkt noch weiter gegen diejenigen, die von einer friedlichen Niederlassung der Slaven in Griechenland geträumt haben: „Obwohl es ekelhaft ist, die Metzeleien und erdosten Grausamkeiten dieser Feinde des byzantinischen Reiches umständlich auszumalen, so müssen wir den Lesern doch eine Stelle aus demselben Geschichtschreiber Procopius in ihrer Ausdehnung vorlegen, damit sie selbst urtheilen können, wie gewisse Kunstrichter der Wahrheit zu trotz die Slaven als friedliche Colonisten in die Provinzen Romaniens einziehen lassen, und nicht Worte genug finden, ihren Sinn für Gerechtigkeit und ihre Achtung für fremdes Eigenthum, ja ihre Harmlosigkeit und Menschenliebe anzupreisen. Während des Gothenkrieges eroberte ein slavischer Kriegshaufen die große und reiche Seestadt Toperos mit List und metzelte fünfzehntausend Einwohner männlichen Geschlechtes nieder, verschonte aber damals Weiber und Kinder gegen alle frühere Gewohnheit; denn, sagt der Erzähler, bei den häufigen Einfällen in die christlichen Länder erschlugen diese Barbaren alle lebenden Wesen, die ihnen begegneten, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, so daß Illyrien und Thracien voll meistens unbegrabener Leichen lag. Man kann auch nicht sagen, diese Barbareien seyen nur Einmal geschehen und zwar nur in den nördlichen Provinzen des Reichs, da der Berichterstatter beifügt, die Slaven pflegen dieses immer so zu machen, es sey ihre Gewohnheit, und in Hellas sey es eben so gewesen; man habe daselbst alles niedergemetzelt und verbrannt. Oder bedient sich der spätere Evagrius in Beziehung auf ganz Hellas in der bekannten Stelle nicht ganz derselben Ausdrücke?"

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 87. Montag, 29. August 1836.

Werke über Neu-Griechenland.

1) Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? Oder nähere Begründung der im ersten Bande der „Geschichte von Morea“ aufgestellten Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen. Von J. P. Fallmerayer. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835. 8. S. 112.

(Schluß.)

„Eben so erzählt Constantin Porphyrogenitus umständlich, wie die Bürger von Salona und überhaupt sämmtliche Einwohner Dalmatiens durch die Avaren und Slaven gänzlich ausgerottet worden seyen. Daß es selbst Jahrhunderte lang noch in diesem Style fortging, und slavische Völker selbst nach ihrer Bekehrung zum Christenthum ihren alten Charakter von Wildheit nicht gleich ablegten, ersieht man aus dem spätern Cedrenus bei Gelegenheit eines Angriffes der Russen auf die Umgegend von Constantinopel. Was diese Russen vor ihrer Niederlage für Grausamkeiten verübten, schreibt besagter Cedrenus, übertrifft noch Alles, was man dieser Art gehört hat.“

Gegen die Annahme, daß sich wenigstens in den Gebirgen noch althellenisches Blut erhalten habe, bemerkt der Verfasser unter Andern: „Wenn überhaupt von altpeloponnesischen Ueberbleibseln unter der heutigen Bevölkerung Moreas noch die Rede seyn kann, so kommt nach meinem frühern Dafürhalten (S. 261 der Gesch. von Morea) und nach neuesten Forschungen nur jenes Küstenvölklein hier in Betrachtung, welches heutzutage unter dem Namen der Tschakonen bekannt ist, und eine von den übrigen Neugriechen nicht verstandene Sprache redet. Dieser leztere Umstand allein berechtigt zur Annahme, daß zwischen den Tschakonen und den übrigen Moraiten ein wesentlicher Unterschied obwalte. Sie selbst wissen von ihrer Vergangenheit nichts, und es ist auch noch zweifelhaft, ob sie auch schon vor der großen Umwälzung der Halbinsel durch die Slaven denselben Landstrich inne hatten, wo man sie heute findet. Die Chronik der Frankenkriege auf Morea und der Byzantiner Pachomeris erwähnen ihrer zuerst im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts, jedoch ohne irgend einen erläuternden Beisatz über ihre früheren Schicksale anzufügen. Nur ihre Anhänglichkeit an die kaiserliche Regierung, ihr rüstiges und zum Flottendienste geeignetes Wesen erfahren wir bei dieser Veranlassung, weßwegen auch der Hof eine ansehnliche Colonie derselben mit Weib und Kind aus Morea in die Hauptstadt verpflanzte. Pachymeris nennt sie

Λάκωνες mit der Bemerkung, daß sie in der verderbten Mundart Τζάκωνες heißen. Die moraitische Chronik dagegen bedient sich ohne Ausnahme der Schreibart Τζακωνία, Tschakonien, was auch heute noch die auf Morea gewöhnliche Aussprache ist. Daß sie vor sechshundert Jahren in derselben Gegend auf der Morgenseite des Peloponneses saßen, wo sie heute noch sind, wird durch die benannten Autoren deutlich genug angezeigt. Aber es ist gewiß, daß im Lande Tzakonien selbst gar alle und jede Spur des alten Peloponneses vollkommen erloschen ist. Nicht nur die Landschaft im Ganzen, sondern auch die Orte und Gebirge im Einzelnen tragen rein slavisches Gepräge, was unmöglich hätte geschehen können, wenn nicht nach Ausreibung der alten hellenischen Bewohner die slavischen Eroberer des Peloponneses auch in diese Gebirge eingedrungen und ihre Wohnsitze daselbst aufgeschlagen hätten. Es ist auch nicht ein einziger Name der alten Zeit übrig geblieben. Daß alle Ortsnamen der maniatischen oder taygetischen Gebirge mit der griechischen Sprache nichts gemein haben, bedarf nach den umständlichen Untersuchungen, die durch den ersten Band meiner Geschichte von Morea veranlaßt wurden, keines weitern Beweises: nur wundern möchte man sich, wie die europäischen Gelehrten zu der Vorstellung gekommen seyen, der Schooß dieses Gebirges beherberge in seinen wilden Bewohnern die wahren Nachkommen der schon zu Apollonius Zeiten so gänzlich sybaritisch-weichlichen Nachkommen der alten Lacedämonier. Die byzantinischen Schriftsteller vom ersten bis zum lezten berechtigten niemals zu dieser Annahme. Sagt denn der oft angezogene Constantin Porphyrogenet nicht ausdrücklich, daß nach Beruhigung der ganzen slavischen Halbinsel nur die Slavenstämme der Ezeritä und Melingi bei Helos und Lacedämon durch die kaiserlichen Feldherren nicht bezwungen werden konnten, weil der rauhe und hohe Berg Pentedactylos, zu dessen beiden Seiten sie sich angesiedelt hatten, die Aufrührer schützte. Daß aber diese Gebirgsleute noch um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die slavische Sprache redeten, geht aus den Nachrichten des Atheniensers Chalcokondylas nicht undeutlich hervor. Wenn nun die alten Peloponnesier nicht einmal die für uneinnehmbar gehaltenen Schluchten des taygetischen Gebirges gegen das Eindringen der nordischen Völker vertheidigen konnten, und auch auf dem hohen Cyllenius keinen Schutz fanden, so wird dieses um so weniger auf dem unbewachten Flachlande haben geschehen können; so daß der bekannten Stelle aus Porphyrogenitus über die gänzliche Barbarisirung der Halbinsel mit Grund nichts mehr entgegenzusetzen ist. Eine andere Frage aber wäre es, die Reihenfolge der slavinischen Völkerwogen zu bestimmen, wie sie im Lauf eines mehr als zweihundertjährigen Sturms über die Oberfläche des Landes hinrollten. Hat die zweite die erste verschlungen, und die dritte alle beide überwältigt? Die Barbarei hat aber keine Geschichte, und die Byzantiner haben nur den Anfang und das Ende des Trauerspiels mit wenigen Worten in ihren flüchtigen Chroniken angemerkt."

Schlagend sind noch am Schluß die aus dem Sprachgebrauch entlehnten Beweise für die Annahme des Verfassers, daß die Slaven, welche Griechenland bevölkerten, von der Wolga kamen: „Durch sorgfältiges Vergleichen habe ich in denselben Wolgagegenden auch noch die Orte Maguli, Sakona oder Sukona, Kaszica, Zubowa, Vesiki, Arechova, Kosova, Perki und häufiger noch Poljana gefunden, welche eben so vielen Ortschaften auf Gebirgen und Ebenen des südlichen Moreas zum Theil vollkommen, zum Theil mit geringen Abweichungen in den Vocalen entsprechen. Namentlich machen wir auf Magula aufmerksam, welches mit Mistra und Parsova dicht vor den Ruinen von Altsparta liegt. Von besonderm Gewicht erscheint aber die Ortschaft Krywitscha, Κρυβίτζα, im Gebirge zwischen Koron und Modon in Messenien. Oder ist dieses nicht eine mehr als deutliche Anspielung auf die Krywitschen, nordöstlichsten Slavenstamm an der Moskwa? Wie die Völker in ihren Wanderungen auf die Hütten, Gegenden und Flüsse des neuen Vaterlandes so gerne die Namen der verlassenen Heimath übertragen, wenn sie übrigens mit den Eigenschaften der neuen Oertlichkeiten auch in keiner Beziehung stehen, ist eine bekannte Sache. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Gewohnheit findet man an Beresova, einem Dorf auf der Nordseite der tzakonischen Gebirge. Beresa ist der russische Name für Birke und Beresova ist Birkenfeld, ein mit Birken bewachsener Ort. Jedermann weiß aber, daß die Birke nur in nördlichen Ländern wächst, in Griechenland aber, so wie überhaupt in warmen Himmelsstrichen, nicht gedeiht und niemals einheimisch war. Griechenland hat niemals eine Birke gesehen, und doch hat es ein Birkenfeld. — Selbst den Namen Susdal haben die nordischen Wanderer in das byzantinische Reich gebracht. Denn wir bedenken uns gar nicht im mindesten, dieses Wort in den subdelitischen Slaven des Constantin Porphyrogenitus zu erkennen."

Endlich schließt der Verfasser: „Uebrigens ist das Gefühl fremden Ursprungs in Griechenland selbst so lebendig und unaustilgbar, daß die Bewohner des offenen Landes, sohin die große Masse und der Kern des Volkes selbst mit Einschluß der albanesischen Bauern, welches alles zusammen unsere Gelehrten — Hellenen nennen, durch die griechischen Stadtbewohner nur mit den scythischen Namen Wlachi und Bogomili bezeichnet werden. Die Albanesen wälzen zwar die Benennung von sich ab, rechnen aber, um zu zeigen, was man unter Wlachen verstehe, die russische Sprache zur wlachischen. Aus demselben Grunde nennt man auch von den beiden

zwischen den Bergen Tschoka und Rousa gegen die tzakonischen Gebirge hin liegenden moraitischen Dörfern Kerasi, das eine Βλαχοκεράσι und das andere Ἀρβανιτοκεράσι, d. i. Slavisch- und Albanisch-Kerasi, wie Deutsch- und Windisch-Matrey in den norischen Gebirgen. Sobald sich aber diese Wlachi mit den Stadtbürgern vermischen, wie es allenthalben geschieht, ermangeln sie nicht, sich gleich für edler zu halten, und auf ihre Brüder, die Wlachi und Bogomili in den Bauerndörfern mit Geringschätzung herabzusehen. Zwar lebt, wie es schon lange vor dem Aufstande Hr. v. Stackelberg bemerkt, unter diesen Albanesisch und Griechisch redenden Wlachi der Ruf der Hellenen, mit welchem Namen sie alles Helden- und Riesenmäßige bezeichnen; aber weit entfernt, sich selbst als Erben des Ruhmes früherer Bewohner einzusetzen, worin sich hingegen nach demselben Beobachter das Selbstgefühl der andern Griechen (Ῥωμαῖοι) auch jezt nicht verläugne, hält der einfache Sinn dieser Hirten (Arkadiens) die Hellenen für Vorfahren der Franken, für kunstfertige Fremde, die einst im Besitz ihres Landes waren, und erklärt sich hieraus die häufigen Besuche der reisenden Europäer und den Werth, den diese auf alle von jenen herrührenden Ueberbleibsel legen."

2) Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung von G. L. von Maurer, königl. bayr. Staatsrathe ꝛc. Dritter Band (Anhang). Interessante neugriechische Urkunden, Gesetze und Verordnungen. Heidelberg, Mohr, 1835.

Der dritte Band des bereits in unsern Blättern rühmlichst erwähnten Werkes. Dieser Band besteht bloß aus Urkunden, und zwar (außer einem griechischen Gedicht des 18ten Jahrhunderts über die Maina) aus den verschiedenen Constitutionen, die Griechenland seit 1821 erhalten hat, ferner aus den vornehmsten Gesetzen und Verordnungen der verschiedenen Regierungen und National-Congresse. Daß die aus der lezten Periode (seit König Ottos I. Wahl und der Constituirung des Königreichs) die vollständigsten und am meisten systematischen sind, versteht sich von selbst. Möchte nur ihre wohlwollende Absicht auch zu Erfüllung gehen, möchte die dadurch bezweckte Civilisation, Humanität und jedem physischen und geistigen Gedeihen unentbehrliche Ruhe und gesetzliche Sicherheit auch wirklich in Hellas Wurzel fassen. Man muß in dieser Beziehung nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig hoffen. Man muß warten können. Nach so heftigen Erschütterungen, wie sie Griechenland erlebt hat, richtet die beste und wohlthätigste Heilmethode doch erst in langer Zeit etwas aus. Die Zeit thut hier alles, man greife ihr nicht vor, aber man lasse sie auch nicht entschlüpfen ungenuzt.

3) Griechische Denkwürdigkeiten und die königl. bayr. Expedition nach Hellas. Von J. A. S. Abele. Mannheim, Löffler, 1836.

Eine aktenmäßige Beschreibung der Ueberfahrt, Ankunft und ersten Unternehmungen der Bayern im neuen Königreich Griechenland, nebst Reden, Proklamationen, Festbeschreibungen, einem Abdruck des Londoner Vertrags oder des griechischen Staatsgrundgesetzes, des Allianz-, des Werbvertrags ꝛc. Zur Uebersicht recht brauchbar.

4) Geschichte der griechischen Revolution vom Jahr 1821 bis zur Thronbesteigung des König Otto I., von Dr. Theodor Kind. Zwei Bändchen. Leipzig, Lit. Museum, 1833.

Herr Dr. Kind ist ein vieljähriger Freund der griechischen Sache und hat auch in unsern Blättern früher oft mitgetheilt, was aus dem wiedergebornen Hellas Neues herüberklang. Daß ein solcher Mann ein solches Werk mit Liebe und mit Sachkenntniß schreiben würde, war vorauszusehen. Nur werden vielleicht manche Leser bedauern, daß er das Ganze in so prägnanter Kürze zusammengefaßt hat.

Die neue Reisebeschreibung:

5) Erinnerungs-Skizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland, entworfen während des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834, vom Legationsrath Tietz. Zwei Theile. Coburg und Leipzig, Sinner, 1836.

enthält manche interessante Notiz. Der Verfasser ist ein so enthusiastischer Russomane und strebt so sichtbar, nach allen Richtungen hin „gegen die revolutionären Polen“ wie gegen die „englische Clique“ in Griechenland die russische Partei zu ergreifen, daß der Leser überall weiß, woran er ist, und daß man da, wo der Verfasser nicht schmeichelt, von der Wahrheit dessen, was er schreibt, vollkommen überzeugt seyn kann. Wie gut ist es, daß die Schmeichler in jüngster Zeit die Ehrlichkeit russischer Mädchen angenommen haben, welche die Schminke fingerdick auftragen und nicht gemeint sind, dies für eine Uebertreibung zu halten.

Was der Verfasser über St. Petersburg sagt, erinnern wir uns größtentheils schon in andern Reiseberichten gelesen zu haben. Ueber die russische Streitmacht und das russische Princip hat er troz aller Anstrengungen und das nichts Schlagendes zu sagen gewußt, das nicht Graf von

Bismark mit weit größerer Energie ausgedrückt hätte. Ueberdies läßt er sich auf Kleinigkeiten ein, die der großartigere militärische Beobachter ignorirt, z. B.: „Beinahe jeder Lieutenant der Garde hält Equipage. Einen komischen Anblick gewährte es mir jedesmal, die Officiere der Garde-Cavallerie (von der Chevaliergarde, Garde du Corps, Cürassieren) in ihren Schlitten auf der Parade ankommen zu sehen. Jeder dieser Herren trägt nämlich, um die weißen, zarten Leder-Inerpressibles unter der Pelzdecke des Schlittens nicht zu beschmutzen, eine weiße Damen-Schürze, die ihm dann beim Aussteigen sein Bedienter abbindet. — Auf die Form wird beim russischen Militär streng gehalten. Wenn auf der Promenade des Newsky-Prospect sich die Equipagen des Kaisers, der Großfürsten oder eines hohen Officiers sehen lassen, so drehen sich bei den promenirenden Lieutenants die der Bequemlichkeit wegen der Länge nach aufgesetzten Federhüte in einem Nu in die Quere. So will es die Form. Der Lieutenant macht vor dem Vorüberfahrenden Front, läßt den Mantel von der rechten Schulter sinken, damit an den Epaulets sein Grad, an dem Uniformkragen sein Regiment erkannt werden könne. Es ist so Form.“

Der Verfasser reiste durch die Moldau und Wallachei nach Constantinopel. Der Gegenstand, den er mit besonderer Vorliebe beachtet und dargestellt zu haben scheint, ist der Dienst der cyprischen Göttin. Ob es wahr ist, daß in Bucharest ein Bojar übel gelaunt wird und es als einen großen Verstoß gegen die Gastfreundschaft ansieht, wenn der Gast nicht der Frau Bojarin alles Ernstes die Cur macht, wollen wir der Beurtheilung derer überlassen, die von der Sache besser unterrichtet sind. Wenn uns der Verfasser aber von den sexualen Verhältnissen in der Türkei nichts Gründlicheres zu sagen wußte, als was er auf einem Bedienten-Ball der skandalösesten Art in Pera und bei einem flüchtigen Blick in den Sklavenmarkt und vom Hörensagen aus dem kaiserlichen Serail berichtet, so hätte er mit besserem Anstand geschwiegen.

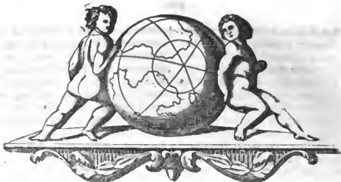
Auch in Griechenland setzt er diese widrigen Untersuchungen der socialen Entsittlichung mit sichtbarem Wohlgefallen fort. Doch gewinnt hier sein Werk wieder ein Interesse, indem er sich mit schonungsloser Frivolität über die Parteien in Griechenland ausspricht, und unter russischer Flagge als Corsar des Witzes dem Staatsschiff des Grafen von Armansperg heftig zusetzt. Sein Entrée im alten Hellas soll folgender gewesen seyn. „Ein sechszehnjähriger Bursche, in Lumpen gehüllt, der in der Sonne saß und aus den Ueberresten seines Hemdes einige ungebetene Gäste zu entfernen suchte, war der erste Hellene, der sich als lebendiges Aushängeschild seines, von der einstigen Höhe tiefgesunkenen Vaterlands unserm Blick präsentirte. — Unfern der Bastion kamen wir an einem, dem Aeußern nach recht netten Häuschen, mit einem Palmbaume an der Thüre, vorbei, das ein Regentschafts-Mitglied bewohnte; die Malerstaffelei am Fenster deutete an, daß es der in diesem Fach sehr geschickte General Heideck sey. Ich eilte durch enge Straßen, über Schutthaufen, um die Depeschen für die Regentschaft Griechenlands, dem Präsidenten derselben, Grafen Armansperg einzuhändigen, der unfern von dem einzigen Landthore Nauplias ein großes, aber, wie alle hiesige Gebäude, leicht gebautes Hôtel, inne hatte. Die Treppe, die zu dem Regentschafts-Präsidium hinaufführte, wackelte und bebte bei jedem Schritt, so daß man den Augenblick parodirend hätte ausrufen können: „Wenn ich auftrete, zittert ein Königreich!“ — Die Vorwürfe, die man dem Grafen Armansperg macht, als sey er gegen alles National-Griechische und begünstige nur das Deutsche, sind ungegründet, wie mich der Augenschein belehrte. Sein Haupt trug nämlich den echt griechischen Fez mit langer, blauer Quaste rc.“ Wer ein Freund von Anekdoten ist, der lese hier weiter. Man wird eine Menge komische Dinge finden, die längst in Deutschland von Mund zu Munde gingen, ohne daß man so indiscret gewesen wäre, sie der Schrift anzuvertrauen.

6) Dampfbootfahrt auf der Donau und Skizzen aus Oesterreich, Ungarn, der Wallachei, Serbien, der Türkei, Griechenland rc., von Michael J. Quin. Aus dem Engl. Zwei Bände. Leipzig, Liter. Museum, 1836.

Das Gegenstück zum vorigen Werk. Der Verfasser ist ein Engländer, ein Russenfeind, sieht also so ziemlich alles aus dem gerade entgegengesetzten Gesichtspunkt an. Die Fahrt auf der Donau ist recht ergötzlich geschildert, die Reisegefährten, die Begegnisse, alles was dem Britten fremd erschien, lebendig und mit guter Laune ausgemalt. Von den Arbeiten an der untern Donau, die für den Verkehr nach dem Orient einst noch wichtiger werden dürften, als sie es jetzt sind, spricht er als ein echter Engländer, den so etwas immer interessiren wird. Bei diesem Anlaß gedenkt er auch eines ausgezeichneten Mannes. „Vom Grafen Szechenyi sprach Dewar ebenfalls in den enthusiastischsten Ausdrücken und schilderte ihn als einen ungemein reichen ungarischen Magnaten, der sich ausschließlich dem Besten seines Vaterlandes widme. Nur um Erfahrungen zu sammeln, die er daheim anwenden könne, hatte er England, Frankreich und andere europäische Staaten bereist.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 88. Mittwoch, 31. August 1836.

Werke über Neu-Griechenland.

6) Dampfbootfahrt auf der Donau und Skizzen aus Oesterreich, Ungarn, der Wallachei, Serbien, der Türkei, Griechenland ꝛc., von Michael J. Quin. Aus dem Engl. Zwei Bände. Leipzig, Liter. Museum, 1836.

(Schluß.)

„Graf Szechenyi stand noch in der Blüthe des Lebens, hatte im Heere gedient und gehörte durch seine Talente, hohen Fähigkeiten und seinen von Eigennutz fernen Patriotismus, zu den einflußreichsten Mitgliedern des Reichstages. Beständig mit Entwürfen zum Vortheile Ungarns beschäftigt, blieb er unvermählt, um ungehinderter reisen und der Verwirklichung seiner Plane leben zu können, und war gegenwärtig insbesondere durch die Oberaufsicht über die an der Donau begonnenen Arbeiten gefesselt, welche gänzlich das Resultat seiner unermüdlichen Beharrlichkeit und seines Patriotismus waren. — Die Dampfschifffahrt auf der Donau wird unstreitig für Ungarn große Handelsvortheile zur Folge haben, allein obgleich einsichtsvolle Personen dies keineswegs übersehen, betrachten sie jene doch mehr in der Hoffnung, Ungarn dadurch europäische Wichtigkeit erlangen zu sehen. Unstreitig wird die häufigere Berührung mit dem Auslande einen Wetteifer mit demselben anregen; man wird Wege und Kanäle bauen, die Bauart in Städten und auf dem Lande wird sich bessern, die Sitten werden gewinnen."

Der Verfasser schiffte nicht die ganze Donau hinab bis zur Mündung, sondern reiste zu Lande über den Balkan nach Constantinopel. Ein großer Theil seines Werks ist politischen Betrachtungen gewidmet. Er vertritt das englische Interesse im Orient mit lebhaftem Eifer, ist der innigste Verehrer des Lord Ponsonby, und gibt sich alle mögliche Mühe, ein Uebergewicht des englischen Einflusses im Orient zu demonstriren, da er sich doch gewiß nicht so sehr anzustrengen brauchte, wenn es wirklich vorhanden wäre. Die Schilderung der Stadt Constantinopel und des Lebens daselbst ist, wie man sie von einem lebhaften Geist erwarten kann, der die ersten Eindrücke sich recapitulirt. Viel Neues haben wir nicht darin gefunden, denn Constantinopel ist nun bald, wie Rom, Neapel, Paris, hundertmal beschrieben.

Auch in Griechenland, wohin der Verfasser sich nun wendet, findet er Gelegenheit genug, das englische

Interesse gegenüber dem russischen zu vertreten, und namentlich spricht er mit warmer Freundschaft von Herrn Dawkins, der von russisch gesinnten Reisenden immer mit einem seltsamen mephistophelischen Zuge markirt wird. Die Phrase des Verfassers, daß „Griechenland klassisch an sich und frei durch England" sey, mag die Tendenz aller seiner Raisonnements bezeichnen. Die jonischen Inseln sind in der That ein Ideal von „Freiheit durch England." So sehr wir die Verfassung und die bürgerliche Freiheit der Engländer auf ihrer Heimathinsel achten und bewundern, können wir ihnen doch in Bezug auf ihre Handels- und Colonialpolitik keinerlei Vorzug zugestehen vor irgend einer andern barbarischen Eroberungspolitik. Im Gegentheil wird ihr Unterdrückungssystem durch die Maske des Liberalismus nur noch widerlicher.

Herr M. J. Quin reiste über Italien zurück, und wohnte 1835 dem großen Osterfest in Rom bei. Seine Schilderung stimmt auf's vollkommenste mit dem überein, was Referent (Menzels Reise nach Italien im Frühjahr 1835) darüber geschrieben hat und die Unparteilichkeit ist zu loben, mit der hier ein Engländer das skandalöse Benehmen seiner Landsleute am heiligen Ort und in heiliger Stunde rügt. „Der Papst, erzählt Hr. Quin, wurde in seinem Prachtsessel, gefolgt von Kardinälen, Bischöfen und zahllosen Ordensgeistlichen zum Altare getragen, und die Pracht und Mannichfaltigkeit der Kostüme machte einen imponirenden Eindruck. Die weiten Gewänder Sr. Heiligkeit mit der juwelenreichen Tiara, die purpurnen Kardinäle, die bischöflichen Mitren u. s. w. stachen seltsam ab gegen das weißwollene Kleid des armen Karmeliters und seine Sandalen. Die päpstlichen Schweizer in alterthümlicher Rüstung, mit Brust- und Rückenharnisch, einseitig aufgeschlagenem Hute nahmen sich ebenfalls wie Trümmer aus dem zwölften Jahrhundert neben der die Tribünen füllenden feinen Welt aus. Unter den Anwesenden war auch Don Miguel, Exusurpator des portugiesischen Thrones. Er befand sich auf einer Tribüne links vom päpstlichen Throne, und schien die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Er trug eine blaue Uniform, mehrere Orden, zu denen er ich weiß nicht wie gekommen, denn meines Wissens gibt es keinen Zeitraum in seinem Leben, wo er welche verdient haben könnte. Von Ansehen schien er kein übler Mann zu seyn, seine Devotion war aber zu geweiht, um aufrichtig seyn zu können. Das große Schiff der Kirche wurde in der Mitte durch zwei Reihen Soldaten frei gehalten, hinter denen der übrige Raum von den untern Klassen vollgestopft war. Gestehen muß ich, daß ich eine zahlreiche Versammlung niemals sich angemessener betragen sah. Ich wünschte von den besser gekleideten Personen dasselbe rühmen zu können, welche die an den Seiten des Hochaltars und sonst errichteten Tribünen inne hatten. Der Mehrzahl nach schienen dies zu meinem Bedauern Engländer zu seyn, die sich einbilden mochten, sie wären hier, um gesehen zu werden und durch ihre lauten Bemerkungen und ihr auffälliges Benehmen sich bemerklich zu machen. Sie schienen St. Peter für ein Schauspielhaus und die heiligen Ceremonien für eine Oper zu halten, die ihnen Gelegenheit gab, ihren musikalischen Geschmack und ihre Fortschritte im Französischen und Italienischen zu zeigen. Daß sie dem Gottesdienste beiwohnten, fiel ihnen gewiß nicht ein. Hinzufügen muß ich, daß es ihnen andere Fremde, namentlich die Franzosen, darin gleich thaten." Wir wollen, weil der Gegenstand doch manchem Leser einiges Interesse darbieten dürfte, auch die Parallelstelle aus unserm schon früher erschienenen Werke hersetzen: „Der weite Raum der Peterskirche nahm diesen heiligen Zug und außerdem die gesammte vornehme, namentlich englische Welt auf. Inwendig in der Kirche war ein breites militärisches Carré gezogen, in dem nur die hohe Geistlichkeit und die Fremden zugelassen wurden. Das eigentliche Volk mußte sich in dem engen Raume zwischen den Soldaten und den Wänden drängen; es konnte daher nur ein sehr geringer Theil desselben in die Kirche gelangen, die große Masse blieb draußen und erfüllte den Platz und die umliegenden Straßen. Im Hintergrunde der Kirche nahm der Papst mit den Kardinälen Platz. Dann folgte ein Halbmond von Damen, meist blonden Engländerinnen, denen amphitheatralische Sitze bereitet waren. Neben und hinter diesen schloß eine ungeheure Wolke von schwarz gekleideten Herren, mit ausländischen Uniformen untermischt, das Allerheiligste ein. Den hintern Saum dieses großen Halbmonds bildeten die geharnischten Schweizer. Dann folgte das große militärische Carré, das bis hinab zum Thor der Kirche reichte. Innerhalb desselben gingen junge Engländer und ausländische Uniformen Arm in Arm, zum Theil in lautem Gespräche spazieren, wenn sie sich aus dem Gedränge vorn herausgerissen hatten, um wieder Luft zu schöpfen. Trotz der großen Menge Fremder war hier immer noch ein bedeutender Raum übrig, den aber das Volk nicht betreten durfte. Die Soldaten stießen jeden zurück, der nicht wie ein eleganter Fremder aussah. Selbst wohlgekleidete Römer fanden hier schwer Zugang, oder suchten ihn nicht, denn ich sah und hörte nichts als Engländer, Franzosen, Deutsche. Es war buchstäblich ein Parterre von Ketzern, vor denen die römische Kirche ein Schauspiel aufführte. Ich, ein Protestant, wurde dadurch empört. Ist es so weit gekommen, daß die tausend frommen Hirten und Hirtinnen, welche von den Bergen niedersteigen und nach Rom

pilgern, die Nähe des heiligen Vaters nicht schauen dürfen, weil eine dichte Mauer vornehmer Ketzer und fremder Diplomaten ihn umringt, denen das große Fest der katholischen Christenheit doch im Grunde nur eine Comödie ist — so bitte ich das Lutherthum, dem ich oft seinen Servilismus, seine politische Rücksichtlichkeit, seine Einverleibung in den Staatsdienst vorgeworfen habe, hiermit feierlich um Verzeihung. Muß ich auch in Rom sagen: tout comme chez nous, so darf ich nicht mehr einer oder der andern Confession vorwerfen, was allen gemein ist, die politische Profanation."

7) Wanderjahre von W. A. Heinrich Scheffer. Zwei Bände. Marburg, Elwert, 1835.

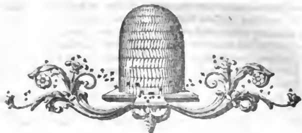
In den eben angeführten Werken sprach der Russe und der Engländer. Hier spricht der Deutsche, der gutmüthige, unparteiische, edle Deutsche, der einer guten Sache gern dient, auch wenn sie fremd ist und vielleicht ihr um so lieber dient, weil sie fremd ist, und der nichts von der Eifersucht des Russen und Engländers weiß, weil er großherzig nur das Geben, das Sich opfern, nicht das Nehmen und Andere opfern gewohnt ist.

Herr Scheffer war Philhellene und kam nach Griechenland voll Hoffnung und des besten Willens, 1827. Allein die Wirren sind bekannt, die auch den heißesten Eifer damals und dort abkühlen mußten. Wir wollen hier auf das in allen Zeitungen und hundert Werken Besprochene nicht ausführlich zurückkommen. Der Verfasser verließ Griechenland wieder, ging aber noch einmal dahin beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges 1828. Er sah die Russen als Wiederhersteller der griechischen Freiheit an. Er enthusiasmirte sich von Neuem und hoffte, in den geschlossenen Reihen russischer Heere eine würdigere Stellung zu finden, als unter den Intriguanten, Räubern und Bettlern im Peloponnes. Er hatte die Kühnheit, aus Griechenland mitten durch das türkische Gebiet zu Fuß dem russischen Heer entgegen zu gehen. Einige Schilderungen dieser wunderlichen Reise sind charakteristisch: „Im Vertrauen auf meine Kraft und zweckmäßiger zur Reise gerüstet, (die fränkische Fußbekleidung hatte ich mit wollenen Lappen und Sandalen vertauscht) auch mit einem Mundvorrath auf zwei Tage versehen, verließ ich Adrianopel. Die türkischen Straßen sind nichts als Wege, welche über Gras und Land geführt sind, und da ein jeder den Theil erwählt, welcher ihm am besten dünkt, so sind dieselben oft mehrere hundert Schritte breit und nur die Gleise geben dem Wanderer ein unsicheres Zeichen der zu nehmenden Richtung. In der Nähe der Stadt und da die vielen Heereszüge deutliche Spuren hinterlassen hatten, war der Weg nicht zu verkennen; schwieriger wurde er, nachdem ich einige Stunden zurückgelegt hatte; doch sollte ich den ersten Tag nicht ohne Gesellschaft bleiben, denn zu meinem großen Schrecken kamen zwei türkische Reiter hinter mir her gejagt, die mich auch bald erreicht hatten. Schon auf unangenehme Auftritte gefaßt, hatte ich mich dieses Mal getäuscht, denn nachdem ich dem einen, der ein Albanese war und das Griechische verstand, meine Absicht, über Belgrad in das Reich der Oesterreicher zu ziehen, kund gethan hatte, waren wir phili und adelphi und sie machten mir den Vorschlag, diesen Tag mit ihnen zu ziehen. Meine Vorstellungen dagegen halfen nichts, sie hielten die Pferde in langsamem Schritte und so mußte ich bei ihnen bleiben; gut war es, daß ich ihre Habsucht nicht reizen konnte, sonst würden sie wohl minder freundlich gewesen seyn. Gegen Abend wurde in einem schönen Thale Rast gemacht und die Pferde abgesattelt, welche auf den umliegenden schönen Wiesen herrliche Weide fanden; die Türken selbst aber machten ein ziemliches Feuer zurecht, um welches sie ihre Teppiche und Mäntel ausbreiteten. Bei dem nun folgenden Mahl, tranken sie, dem Islam zum Trotz, aus ihren großen Holzflaschen, welche Wein und Schnapps enthielten, bis sie berauscht waren &c. — Der dritte Tag war ein wahrer Jammertag, welchen mein ehrlicher deutscher Magen niemals vergessen wird; die unter einem Baume zugebrachte kalte, thauigte Nacht hatte mich ganz steif vor Kälte gemacht und nachdem ich mich wieder warm gegangen, suchte ich vergebens in allen Taschen nach einer Rinde Brod. Niemand kam des Weges und ich rannte in der unbekannten Gegend immer fort, von ungewöhnlichem Hunger und der Angst, den Weg verloren zu haben, gefoltert; es ging durch Wald und über Wiesen, durch Wasser und Sumpf und ich war in wahrer Verzweiflung. Erst gegen Abend fand ich die Spuren eines Weges wieder und ich pries mich glücklich, als ich ganz erschöpft ein bedeutendes Dorf erreichte. Von oben bis unten beschmuzt, mit zerstörtem Ansehen und gierigem, hungrigem Blick, klopfte ich vergebens bei einigen Wohnungen an, theils wurde ich abgewiesen, theils antwortete Niemand; endlich traf ich einen Rajah, welcher vor seinem Hause saß; meine Frage: homilis ta romaika? (redest du griechisch) wurde mit homilo beantwortet und nun fühlte ich mich gerettet. Der gute Mann hieß mich eintreten und ich erhielt Alles, was er nur bieten konnte; es war nicht viel, aber mir war jede Speise angenehm; aus Mangel an Brod, gab er mir einen teigigen Kuchen, welcher mit grünen Halmen vermischt war und mir, nachdem ich heißhungrig einige Stücke verschluckt hatte, nicht mehr behagen wollte; ein Ei war alles, was er auf meine Bitten im Dorfe

auftreiben konnte, denn auch hier waren viele Wohnungen verlassen und die Noth machte jeden karg, selbst gegen Geld unempfindlich. An Raki war kein Mangel, und ich trank dessen sehr viel, welches mich, mit Tabak, den ich hinlänglich besaß, wieder einigermaßen in Stand sezte. Mein Wirth konnte die fränkische Reiselust nicht begreifen, noch mehr aber erstaunte er, als ich den Schnapps zum Waschen meiner Füße verwendete, denn eine solche Verschwendung konnte er mit meinem geringen Gepäcke nicht zusammen reimen.“ Er erreichte glücklich Philippopel. Von da aber wurde die Fußwanderung durch die Gebirge noch mißlicher. „Die erste Tagereise ging bis Basardschick, durch fruchtbare und bebaute Gegend und die immer näher werdenden Berge entfalten dem an die Ebene gewöhnten Auge die angenehm wechselnden Reize. Die Fußwanderung auf diesem Wege ist sehr beschwerlich, denn wegen des Reisbaues, der hier am vollkommensten in der europäischen Türkei betrieben wird, sind die Felder mit Gräben durchschnitten und öfter unter Wasser gesezt; obgleich kein schlechter Springer, fehlte ich doch mehrmal und fiel in das Schlammwasser; mein Aussehen war demnach nicht sehr gefällig und ganz von Schlamm besprüzt kam ich nach Basardschick. Die berittene Gesellschaft war mir etwas vorausgeeilt und ich fragte deßhalb nach dem Chane; dies verursachte mir eine Scene, die ich nie vergessen werde und deren Erinnerung mich noch immer empört. Angelockt durch mein fremdartiges Aussehen, hatte sich die türkische Jugend um mich gesammelt und ich wurde mit allerlei schönen Titeln, wie sie nur türkische Rohheit gegen Franken gebraucht, benannt; noch nicht genug, verfolgte mich die ganze Schaar und rasende Weiber schrieen mich für einen Russen aus. Dies war das Signal eines allgemeinen Auflaufes und Weiber, Männer und Jungen wetteiferten miteinander, mich zu steinigen; es half mich wenig, daß ich einige aus der Menge über den Haufen rannte; das Geschrei meiner Verfolger wurde immer ärger und einzelne Steinwürfe trafen mich in den Rücken und die Beine, zum Glück fuhren die meisten über mich weg. Das Furchtbare meiner Lage, wenn ich in die Gewalt meiner Dränger, da ich nur mit einem Stocke versehen war, gerieth, war mir nicht unbekannt und jede Vertheidigung aufgebend, eilte ich immer vorwärts, die Masse hinter mir her. Zu meinem Glück erreichte ich den Chane, und da ich vor der wüthenden Menge einen kleinen Vorsprung hatte, warf ich beide Thorflügel zu; dies würde mich noch nicht gerettet haben, wenn nicht in dem Hofe ein vornehmer Aga mit seinem Gefolge gewesen wäre, welcher sich einige schöne Pferde, die verkauft werden sollten, vorführen ließ. Diesem klagte ich durch die Hülfe der Griechen mein Leid und hielt mein Teskereh in die Höhe. Der Mann war selbst entrüstet, und der wilde Haufen wurde auseinander gejagt.“ Eine griechische Caravane gewährte ihm manchen Beistand, doch kaum Schutz gegen die Türken. „Das Bild des Gebirges wurde belebter und wilder, als von den steilen Höhen ein Zug türkischer Reiter, wie fabelhafte Centauren, herabsprengte; ich glaubte jeden Augenblick, daß einige in den Abgrund stürzen würden und staunte diese wahrhaft verwegenen Reiter an. Die ganze Caravane machte Halt und grüßte furchtsam und demüthig die wilden Dehlis, welche zum Heere zogen. War ich den wilden Barbaren nicht gehorsam genug, oder war es ein übermüthiger Zug ihrer Wildheit, genug, zwei von ihnen sprengten mit hervorgezogenen Pistolen auf mich ein; die Wallachen schrieen ihnen laut zu: Nachmsuli Effendi; ich war in furchtbarer Todesangst und dachte, daß hier das Ende meiner Laufbahn seyn würde; ich bedauerte, in Griechenland nicht grausamer gewesen zu seyn, und daß ich dort nicht mein Leben im Kampfe mit den Henkern, wo ich mich wenigstens vertheidigen konnte, gelassen hatte. In meiner entsetzlichen Lage konnte mich nichts als Klugheit retten; unter den Rufen und Klagen der Carawane schrie ich: 'Osmanli Kardaschlarimiz (Osmanen unsere Brüder, weil unter den Türken der Glaube herrschte, daß Oesterreich in dem Kampfe mit den Russen ihre Partei nehmen würde) und ob nun die Barbaren mein schlechtes Türkisch verstanden, oder ob sie sich überhaupt nur einen Scherz erlauben wollten, sie ließen mich gehen und ritten hohnlachend davon. Vor Angst und Wuth war ich so entkräftet, daß ich nicht mehr weiter konnte und mich deßhalb in meiner Verzweiflung auf die kalten Felsen warf; der heftige rauhe Wind stürmte fürchterlich und ich würde erfroren seyn, wenn nicht einer der Griechen abgestiegen wäre, um mich auf sein Pferd zu nehmen. Ein Wallache, der auch zur Gesellschaft gehörte, machte in seiner, mir damals noch ganz unbekannten, Sprache Einwendungen und stellte den Andern vor, daß ich der ganzen Caravane noch Unannehmlichkeiten verschaffen würde. Doch die Griechen und selbst die ganze übrige Gesellschaft wiesen ihn derb zurück und riefen ein über das andere Mal εἶναι ἀδελφος, εἶναι καλος, παλικαρος, εἶναι ἀποιμας, er ist unser Bruder, guter Streiter, von den Unsern! Starker Wein, den man mir einflößte, brachte mich wieder zu Kräften.“ Das ist ein schöner Zug des griechischen Charakters.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 89. Freitag, 2. September 1836.

Astronomie.

Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems. Von J. J. Littrow, Director der k. k. Sternwarte zu Wien. 3 Theile gr. 8. mit dem Bildnisse des Verfassers und astronomischen Abbildungen. Stuttgart, Hoffmann, 1836.

Die ausgezeichnete Theilnahme, mit welcher das vorliegende neue astronomische Lehrbuch überall empfangen worden ist, erscheint für die Zeit, in welcher dasselbe an das Licht tritt, als ein merkwürdiges Zeichen. Denn man sagt dieser Zeit, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, eine große Gleichgültigkeit gegen das Erhabene und Edlere, eine Frivolität und eine Hartnäckigkeit in Verfolgung der kleinlichsten und gemeinsten irdischen Interessen, nach, die sich mit dem Aufschwunge des Gedankens zum „Himmel und seinen Wundern“ schlecht zu vertragen scheinen.

Da indeß der Versuche, die Lehren der Astronomie gemeinfaßlich darzustellen, schon sehr viele gemacht wurden und es darauf ankam, die der Popularität gewöhnlich anhaftende Oberflächlichkeit zu meiden, war die Aufgabe nicht leicht.

Der Verfasser hat nun sein Werk, mit strenger Festhaltung des nun angedeuteten Gesichtspunktes eines „Juste-Milieu“ zwischen astronomischer Frivolität und zurückstoßendem Formel-Ernst, in drei Theile getheilt, deren erster sich mit der theoretischen Astronomie, oder den allgemeinen Erscheinungen des Himmels beschäftiget, wogegen der zweite die beschreibende Astronomie, oder Topographie des Himmels vorträgt, und der dritte endlich zur physischen Astronomie, oder den Gesetzen der himmlischen Bewegungen hinauf steigt. Diesem dritten Theile ist eine Beschreibung der astronomischen Instrumente und Belehrung über ihren Gebrauch, dem ganzen Werke aber ein erklärendes Verzeichniß der vorzüglichsten astronomischen Kunstausdrücke beigegeben, welches als ein höchst gedrängtes, der deutschen Literatur überhaupt noch immer fehlendes „Astronomisches Handlexicon“ besonders willkommen ist.

Hier nur Einiges vom Inhalt. Im dritten Capitel begegnet der Verf. gleich Eingangs einem Zweifel, welchen man von astronomischen Dilettanten oft mit einiger Bangigkeit vortragen hört. Auf den ersten Blick scheint es nämlich, als wenn die Schiefe der Ekliptik der Zeit proportional abnehme, woraus am Ende allerdings ein gänzlicher Verlust unserer Sommer entstehen würde, indem sich die Sonne dann, statt, wie jetzt, bloß an den

Tagen der Nachtgleiche, fortwährend im Aequator anhielte. Allein der Verf. zeigt, daß die, auf Aenderung der Schiefe der Ekliptik bezügliche Formel bloß periodische, d. h. solche Glieder enthält, die eine Zeitlang wachsen und dann wieder abnehmen, und demgemäß, wenn sie ihren kleinsten Werth erreicht haben, auch wieder zu ihrem größten hinauf steigen. Die Schiefe der Ekliptik nimmt also nicht immer ab, sondern erhält sich immer zwischen den beiden äußersten und unübersteiglichen Grenzen von 21 und 28 Grad. Zugleich aber erfolgt diese Ab- und Zunahme der Schiefe der Ekliptik so außerordentlich langsam, daß die Periode, in welcher die Sonne, wenn wir mit dem Verfasser so sagen dürfen, „einem ungeheuren Pendel ähnlich“, ihre Schwingungen um die angegebene Differenz der 7 Grad vollendet, viele Jahrtausende umfaßt.

Das siebente Capitel untersucht die Folgen, die eine andere Art von Verbindung der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde, oder eine andere Stellung der Rotationsaxe gegen die Ebne der Ekliptik, nach sich ziehen würden. Nichts ist so geeignet, die Weisheit des Schöpfungsplanes, und die Erhabenheit seines Ursprungs in das rechte Licht zu setzen; und wenn dergleichen Spekulationen von andern Lehrern der Astronomie, als müßig, ausgeschlossen werden: so finden wir dieselben dagegen sehr geeignet, das Nachdenken auf die teleologische Seite zu richten.

Keplers Gesetze machen den Gegenstand des neunten Capitels aus; und man wird mit Vergnügen die schöne Entwicklung des Ideenganges lesen, welchen der deutsche Weltweise dabei befolgte, und welche wir als eine höchst gelungene populäre Uebersetzung des gediegenen Vortrages bezeichnen möchten, welchen Schubert in seiner „Theorischen Astronomie“ darüber hält.

Nun noch Einiges aus dem zweiten Theile. Die Natur der Sonnenflecken erklärt sich am besten durch die höchst wahrscheinliche Annahme einer dreifachen Kugelschale, welche den ebenfalls kugelförmigen, aber an und für sich dunkeln Körper, die Sonne, umgibt. Die äußerste dieser concentrischen Umgebungen der Sonne besteht aus einer Lichtsphäre, welche durch eine, unter ihr liegende, äußerst elastische und transparente zweite Kugelhülle der Sonne immer in einer großen Höhe über dem Sonnenkörper erhalten wird. Unter dieser zweiten Schichte liegt endlich eine dritte, wolkenartige, dunklere Schicht. Durch die Bewegungen nun, welche in jener obersten Lichtsphäre vorgehen, und die sich auch den beiden andern, tieferen Schichten mittheilen, trennt sich diese Lichthülle zuweilen an einzelnen Stellen, und bekömmt gleichsam Risse, um die sich die benachbarte Lichtmaterie natürlich aufthürmt. Der dadurch verdoppelte Glanz dringt durch die zweite Schicht, und fällt auf die dritte (Wolken-) Schicht, auf welcher er den grauen Rand bildet, den wir bei den Sonnenflecken wahrnehmen, und welcher den, meistens auch mit sichtbar werdenden, entsprechenden Theil des eigentlichen Sonnenkörpers, als schwarzen Kern des Flecks, umgibt. — Es thut diese Erklärung der Erscheinung so vollkommen Genüge, daß an ihrer Richtigkeit beinahe gar nicht zu zweifeln steht. — Man hat, wie wir in Bezug auf die Sonnenflecken noch bemerken müssen, denselben einen bedeutenden Einfluß auf die planetarische Temperatur zugeschrieben. „Allein,“ meint der Verf., „es fehlt uns an lange genug fortgesetzten Beobachtungen, um diesen Einfluß verbürgen zu können.“* Uebrigens entstehen diese Flecken meistens nur in der Nähe des Sonnen-Aequators, in einer Zone, welche sich höchstens 30 Grad nördlich und südlich desselben erstreckt, dergestalt, daß ihre Bildung mit der Rotationsbewegung der Sonne, welche bekanntlich in der Nähe des Aequators am heftigsten ist, in einer, ihren Gründen nach, uns bis jezt noch unbekannten Verbindung zu stehen scheint. **

In Absicht der Planeten Merkur und Venus macht der Verfasser auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam, daß sich bei beiden die meisten und höchsten Gebirge in der südlichen Hemisphäre finden. Da für die Erde bekanntlich derselbe Umstand eintritt, so darf man denselben schwerlich als zufällig betrachten, sondern hat ein Recht, einen allgemeinen Grund dieser merkwürdigen Erscheinung anzunehmen. „Vielleicht,“ bemerkt der Verf. auf diese Veranlassung, „sind Süd und Nord nicht bloß eine mathematische Unterscheidung, sondern es steht damit eine allgemeine, unserm ganzen Sonnensysteme gemeinschaftliche Kraft oder Eigenthümlichkeit im Zusammenhange, wie wir eine solche z. B. schon bei unserm Magnetismus bemerken.“ Dieser Gedanke erscheint uns sehr fruchtbar und verdient gewiß eine weitere Verfolgung, wozu es schon auf der Erde nicht an Analogien fehlen wird. Es ist, in Bezug auf sie, abgesehen vom rein Mathematischen, übrigens gewiß nicht gleichgültig, ob man sich,

* Für die Behauptung, daß die Sonnenflecken Einfluß auf die planetarische Temperatur haben, scheinen mir gleichwohl Gründe a priori zu sprechen, da die Bildung der Flecken nicht ohne Bewegungen in der Photosphäre erfolgen kann, und die Rückwirkung dieser Lichtthätigkeit auf die Atmosphäre der übrigen Körper unseres Systems also eben so nothwendig eintreten muß. R.

** Ein Punct des irdischen Aequators legt in Folge der Rotationsbewegung der Erde, in 16 Secunden etwa 1 deutsche Meile zurück; ein Punct des Sonnen-Aequators braucht dazu aber nur etwa 4 Secunden, so daß die Rotationsgeschwindigkeit der Sonne die der Erde vier Mal übertrifft. Es läßt sich also allerdings ein Zusammenhang zwischen dieser großen Schnelligkeit der rotatorischen Bewegung der Sonne und der Trennungen ihrer Photosphäre annehmen. R.

südlich oder nördlich, gleichweit vom Aequator entfernt. Letzterer gibt, in dieser Rücksicht, so zu sagen, den Indifferenzpunkt ab, während sich zu beiden Seiten das Erdleben different gestaltet, und auf den übrigen Planeten wird es wohl eben so seyn müssen. — Seine Betrachtungen der Venus geben dem Verf. übrigens auch noch Veranlassung zu einer möglichst populären Darstellung der Methode, aus den Vorübergängen dieses Planeten vor der Sonne die Horizontal-Parallaxe der lezteren abzuleiten, und da wir die Schwierigkeiten dieser Entwicklung aus eigner Erfahrung kennen, so lassen wir den gelungenen Bestrebungen des Verfassers hinsichtlich derselben desto lieber volle Gerechtigkeit widerfahren. Sehr gut nimmt sich in dieser Auseinandersetzung ein Aufsatz des bekannten englischen Astronomen Halley aus, dem wir bekanntlich den ersten Vorschlag dieser Methode verdanken, und der sich darüber in den Phil. Transact. p. 1691 vernehmen ließ, welche hier nun eben so geschickt benuzt sind.

Die Resultate der neuesten und sorgfältigsten Beobachtungen des Planeten Mars ferner lassen sich etwa in folgende Worte zusammendrängen. Das Vorhandenseyn der, in unseren Blättern oft besprochnen, weißen (Schneebedeckten) Polarzonen dieses Planeten findet sich durch diese neuesten Beobachtungen * bestätigt; dagegen aber wird die frühere Annahme, als wenn die, auf der Oberfläche des Mars wahrnehmbaren dunkeln Flecken veränderlich oder wolkenähnlich seyen, dadurch widerlegt. Mars erschien bei wiederholter sorgfältiger Beobachtung mit den vortrefflichsten Instrumenten, nie anders als kreisrund, und seine Flecken waren, mit Ausnahme eines geringen Farbenwechsels, und der durch die Rotation bedingten, rein optischen Veränderungen vollkommen constant. Die Licht-reflectirenden Theile der Marsoberfläche, welche wahrscheinlich den Meeren unserer Erde entsprechen, nehmen, gleich diesen, einen größeren Raum als die übrigen ein, und stehen, ebenfalls wie Oceane der Erde, überall in Verbindung. Aus der gefundenen Rotation, verbunden mit der bekannten Axenstellung und den Elementen der Bahn, ergaben sich hiernächst noch folgende Bestimmungen:

Dauer eines Marsumlaufes um die Sonne: 669$^{1}/_{3}$ Rotationen.

Länge eines Marsjahrs, 668$^{2}/_{3}$ Marssonnentage.

Länge eines dortigen mittleren Sonnentages in Erdenstunden: 24^{h} 39′ 22″.

Excess des Marssonnentages über den dortigen Sterntag: 2′ 12″.

Verhältniß des Marstages zum Erdentage: 75:73.

Dauer des Frühlings der Nordhalbkugel:	191$^{1}/_{3}$	Marstage.
Des Sommers:	180	—
Des Herbstes:	149$^{1}/_{3}$	—
Des Winters:	147	—

Der Frühling und Sommer der Nordhalbkugel dieses Planeten ist hiernach im Verhältniß 19:15 länger als der Südhalbkugel, gleichwie Aehnliches auf der Erde stattfindet; und das Umgekehrte hat für den Herbst und Winter statt, womit sich noch der Umstand verbindet, daß diese leztere Jahreszeit ebenfalls wieder bei uns auf der Südhalbkugel eintritt, wenn sich Mars in seiner Sonnenferne befindet. Aus diesem doppelten Grunde muß also der Winter der Südzone des Mars strenger als der Winter der Nordzone seyn; und in der That zeigt die Beobachtung, daß der weiße (Schnee-) Glanz jener Zone länger anhält, und intensiver ist, als auf der Nordzone. Man sieht aber an diesem Beispiele, welche Folgerungen sich, aus Beobachtung und Rechnung, über die Natur der andern Weltkörper ableiten lassen.

Die größte physische Merkwürdigkeit des Jupiter sind die mehrfachen, seinem Aequator parallelen Banden oder Streifen, von denen einige constant scheinen, andere plötzlich entstehen und nach einiger Zeit wieder verschwinden. Aus den Umständen der Beobachtungen geht ganz unzweifelhaft hervor, daß diese Streifen durch atmosphärische Niederschläge gebildet werden; aber es ist noch nicht entschieden, weßhalb die Verdichtungen der Jupiters-Atmosphäre eine so eigenthümliche Neigung haben, sich dem Jupiters-Aequator parallel niederzuschlagen. Indeß darf, als Analogie, doch bemerkt werden, daß die tropischen Regen auf der Erde in gleichen Breiten auch ziemlich gleichzeitig entstehen, und einem entfernten Beobachter daher ebenfalls als dunkle, dem irdischen Aequator parallel laufende Gürtel erscheinen mögen. Vielleicht trägt ferner die ungeheure, in der Richtung des Aequators thätige Rotationsgeschwindigkeit des Jupiter zu jener Erscheinung bei: ein Punkt des irdischen Aequators legt mit seiner Rotationsgeschwindigkeit in der Secunde kaum 1500 Fuß, ein Punkt des Jupiter-Aequators aber gegen 10,000 Fuß, also fast den 27fachen Weg zurück. Uebrigens scheint eine genauere Erörterung aller der Umstände, welche die Beobachtung ergibt, auch noch eine größere Dichtigkeit der Jupiters-Atmosphäre als der unsrigen anzuzeigen; und das Leben mag daher dort unter einer, vom irdischen Leben sehr verschiedenen Form auftreten. Man würde aber nimmer fertig werden, wenn man sich auf weitere Verfolgung dieser, vielleicht zu anziehenden Idee einlassen wollte. Der Verfasser wendet,

* Wir verdanken dieselben dem unermüdlichen Fleiße der Berliner Astronomen Beer und Mädler, welche in ihrer vortrefflichen Schrift: „Physische Betrachtungen des Mars bei seiner Opposition im Sept. 1830" für die Topographie dieses Planeten Außerordentliches geleistet haben. R.

bloß in Bezug auf Jupiter, mehrere Seiten daran, und wird eine Menge von Lesern dadurch erfreuen.

Saturn ist mit eben solchen Aequatorialstreifen wie Jupiter versehen; sie sind nur noch breiter, zeichnen sich aber durch ihre Farbe weniger vor der Farbe der übrigen Oberfläche dieses Planeten aus. Gleiche Ursachen scheinen hier gleiche Wirkungen wie auf dem Jupiter hervorgebracht zu haben, denn bei fast gleicher Größe und Rotationszeit ist die Rotationsgeschwindigkeit des Saturn auch nahezu eben so groß, als bei jenem Planeten. Der Aequator Saturns ist übrigens gegen die Ebne seiner Bahn unter einem Winkel von fast 30 Grad geneigt, woraus folgt, daß die dortigen Jahreszeiten viel stärker verschieden und schärfer bezeichnet sind, als auf der Erde, deren Schiefe der Ekliptik bekanntlich beinahe 7 Grad weniger beträgt.

In Absicht auf den Uranus endlich, dem Grenzplaneten unseres Systems, wenigstens so weit unsere jetzige Kenntniß dieses Systems reicht, müssen wir besonders die ganz eigenthümliche Stellung seines Aequators bemerken, welcher auf der Ebne der Bahn beinahe senkrecht steht, so daß also die dortige Schiefe der Ekliptik einem rechten Winkel gleich kömmt. Die Rotationsaxe dieses Planeten fällt also, merkwürdigerweise, in die Ebne der Bahn selbst; und da sie, einem allgemeinen Gesetze planetarischer Bewegung gemäß, sich selbst immer parallel verbleibt: so folgt daraus, daß, während des, 84 unserer Jahre enthaltenden Uranusjahrs, jeder Punkt der Oberfläche dieses Planeten, selbst die Pole * nicht ausgenommen, die Sonne zweimal in seinem Zenith sieht.

(Der Schluß folgt.)

* Hinsichtlich der Uranuspole selbst müßte man sich eigentlich bestimmter so ausdrücken, daß, wenn der Tag, da z. B. der Nordpol die Sonne im Zenith hat, der 1ste Uranusjanuar wäre, dieselbe Stellung gegen die Sonne erst am folgenden 1sten Januar, also nach einem vollen Uranusjahre wieder eintritt.

Werke über Neu-Griechenland.

7) Wanderjahre von W. A. Heinrich Scheffer. Zwei Bände. Marburg, Elwert, 1835.

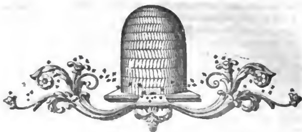
(Schluß.)

Der Verfasser gelangte endlich in die Wallachei und meldete sich zum russischen Dienst, fand es aber bald seinen Neigungen angemessener, wieder zurückzukehren. Ueber die Wallachei sagt er nur wenig, verspricht aber, sich in einem größeren Werke ausführlich darüber zu verbreiten. Das Wenige, was er vorbringt, ist: „Durch die Besitznahme der beiden Fürstenthümer, gleich im Anfange des russisch-türkischen Krieges, wurden die traktatmäßig und in Folge der von den Divan-Bojaren geschehenen Wahlen, herrschenden Fürsten Ghika und Stourdza, außer Aktivität gesetzt und die Verwaltung russischen Generalen übertragen, die unterstützt durch die Divan-Mitglieder, welche sich dem Drange der Umstände meist willig beugten, dem Lande neue Lasten auflegten. In etwas hatten sich die russischen Heeren verrechnet, denn so eine reiche Vorrathskammer, als sie in den Fürstenthümern zu besitzen glaubten, fanden sie nicht, da der Aufstand unter Ypsilantis, die spätere türkische Besatzung und die Verwaltung der neuen Fürsten die Länder ausgesaugt hatten, so daß diejenigen, welche geben sollten, selbst nichts hatten und das russische Heer hierdurch in eine furchtbare Lage gerieth (1828). Gold verschafften die Schlüssel von Varna und Zufuhren zur See schützten vor völligem Aufreiben, doch mußte die Belagerung Silistrias an den Thoren der Wallachei für diesesmal aufgehoben werden. Dem so milde regierenden Pahlen folgte Scheltuchin in der Präsidentschaft der beiden Fürstenthümer und selbst die geringe Beurtheilungskraft der ungebildetsten Bewohner konnte eine richtige Parallele zwischen türkischem Druck und russischer Herrschaft anstellen. Russische Diplomatik und Gewalt überredeten zu mannichfachen Veränderungen und Einrichtungen und unter der Präsidentschaft Kisseless, des Glücklichen (wer seine Laufbahn kennt, wird diesen Ausdruck richtig finden; schon unter des höchstseligen Kaisers Alexander, Kaiserl. Majestät hoher Regierung leistete er Dero erhabener Person wichtige Dienste —), wurde das neue Grundgesetz vollendet; die Bojaren dienten nicht Undankbaren und die langen Bärte in ihren türkischen Pelzanzügen mit den großen Cordons von St. Anna, den polnischen Stanislaussternen und den Rubans des heiligen Wladimir rc. nahmen sich wunderbar aus. Alles rang nach Auszeichnung; den neuen Herren zu gefallen, wurde die alte türkische Tracht von anderer Kleidung verdrängt und die neuen Großkreuze, Comthure und Ritter fühlten sich stolz und groß im Glanze der kaiserlichen Sonne; das gemeine Volk spürte keine sonderliche Veränderung, es war und blieb den Herren zinsbar."

Am Schlusse schwört der Verfasser auf eine recht humoristische Weise seine philanthropischen Träume und Hoffnungen ab.

N.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 90. Montag, 5. September 1836.

Haushaltungskunst.

System der Privatökonomie. Auch mit dem Titel: Das Ganze des Familienhaushaltes, für das gebildete Publikum dargestellt von Johann Jakob Wagner. Aarau, Sauerländer, 1836. S. 264.

Täuscht mich mein Auge oder ist das Oberste zu unterst gekehrt? so hören wir den Leser ausrufen, der es eher für möglich hielt, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr ginge, als daß Wagner, der Verf. des „Organon der menschlichen Erkenntniß" ꝛc. einen so gemeinen Gegenstand wie die Haushaltungskunst behandelte. Und doch bleibt das Faktum, daß derselbe Mann über den leztern das genannte Buch schrieb; wir werden uns aber dazu verstehen müssen, mit seiner Hülfe unsere Begriffe von Gemeinheit eines Gegenstandes zu berichtigen (Seite 5) und zu erkennen, daß gemein Nichts ist, als was der Mensch gemein nimmt oder macht.

Das Werk ist zeitgemäß, denn es betrifft die materiellen Interessen. Mag man auch für und wider sie sagen, was man will, so viel bleibt unbestreitbar, nicht nur gedeihen sie im Staat und durch den Staat nicht, wenn nicht im Haushalt der Familien Solidität und Wohlstand herrscht, sondern noch mehr und tiefer aufgefaßt, die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse in den Nationen fällt zum größten Theil auf die Familien und ihr Gebiet wird hier Familienhaushalt genannt. Vorliegendes Werk hat nun aber dem unbestimmten Drang nach klarem Aussprechen dieser Verhältnisse eigentlich die Zunge gelöst und muß in dieser Hinsicht im höchsten Grade zeitgemäß genannt werden.

Als ein weiterer Umstand von außen bei Beurtheilung dieses Buches ist zu berücksichtigen, wie sehr das Familienleben in seiner materiellen Grundlage, der Erwerbung und der Verwaltung des Einkommens, heutzutage erschüttert ist, so daß zahllose Familien durch Unglück oder Leichtsinn einem Ruin entgegeneilen, der nur durch die energischsten Mittel abgewendet werden kann. Die Darstellung und Würdigung dieser Rettungsmittel ist in einer Haushaltungskunst zu suchen. Als „das Ganze des Familienhaushaltes" ist das Werk für die Frauen geschrieben, durch „System der Privatökonomie" wird dagegen angedeutet, daß es auch eine wissenschaftliche Seite hat.

Wenn Jemand aus den seitherigen Schriften Wagners noch nicht wissen sollte, wie weit dieser es in klarer Erkenntniß des Geschlechtsverhältnisses gebracht hat, und in Folge hievon, welche Verehrung er für „die Hoheit der Menschennatur in dem Weibe," „der sich das Unreife nicht nahen soll," an den Tag legt, der kann sich aus der „Vorrede an die Frauen" davon überzeugen und findet im Verfolge des ganzen Buches dasselbe bestätiget;

dagegen sollen es ihm die Frauen auch nicht verübeln, wenn an sie die Forderung gestellt wird, dieser ihrer Natur und ihrem von Wagner ihnen auf das Schönste geschilderten Berufe im Haushalte treu zu bleiben. Die Art, wie dies geschehen könne und solle, gibt das Buch an und die erwähnte Vorrede setzt auch das Verhältniß zwischen männlicher und weiblicher Bildung, so wie das der Bildung der Frau durch den Mann in den klarsten Worten fest. Das Resultat bleibt unumstößlich, daß jenen Beiden dasselbe Ziel gesteckt ist, nämlich das Leben zu verstehen und zu beherrschen, und nur die Wege hiezu abweichen. Wie wenig dies aber ein unbestimmter allgemeiner Ausdruck ist, beweist der Verf. durch sein Werk, welches den Frauen ihren Beruf, „das Einkommen der Familie zweckmäßig zu verwalten" klar entwickelt und ihnen die Nothwendigkeit ausspricht, diesem Berufe mit Eifer und Einsicht zu leben, und zwar mit einer Einsicht, die nicht bloß eine durch Angewöhnung und Uebung erworbene sey, sondern, weil die Menschennatur überall zum klaren Bewußtseyn ihres Inhaltes und ihrer Umgebung bestimmt ist, die Verhältnisse des haushälterischen Wirkens sowohl in ihrem Zusammenhange unter sich als in ihren Beziehungen auf das Volksleben durchschauen.

Eine kurze Einleitung entwickelt die Natur des Familieneinkommens als ursprünglich aus Stoffen, bei kultivirten Völkern aus Geld, bestehend, in beiden Fällen aber als eines aus dem Lebensstrome der Nation in den Schooß der Familie geleiteten Armes. Die verschiedenen Arten des Einkommens erhalten ihre verschiedene Würdigung, und da nicht die Anschaffung, sondern die Verwendung des Einkommens die Bedürfnisse der Familie wirklich befriedigt, „indeß der Erwerb diese Befriedigung bloß möglich macht, so erhält die Verwaltung des Einkommens wirklich das Haus, und wenn sie auf Grundsätze gebracht, selbst eine besonnene Anwendung der Grundsätze wird, so heißt sie mit Recht Haushaltungskunst." Hierauf folgt die tiefgeschaute Darstellung des haushälterischen Wirkens des Mannes und der Frau in ihrem Verhältnisse zu einander, ferner des Einflusses von Kindern auf die Haushaltung, und endlich wird die Sorge der Hausmutter in der Haushaltung erkannt, als bestehend in der Anschaffung von Stoffen und Produkten für das Haus, in Verwendung des Angeschafften, in Erhaltung desselben und in dem, was hier Einrichtung des Ganzen genannt ist, welche darauf abzielt, daß Alles zweckmäßig in einander greife. Hienach sind auch die Abtheilungen des Buches gesetzt. Die Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung, Wohnung und Geräthe bilden den Gegenstand jener drei ersten Abtheilungen, und zwar ist mit der Wohnung begonnen, da diese erst den durch Heirath verbundenen Ehegatten gemeinschaftliches Daseyn und Möglichkeit einer Haus — haltung gibt. Hier wird denn mit Erwägung des Unterschieds zwischen eigener und Miethwohnung, Alleingenuß oder Gemeinschaft und den einer jeden eigenen Vortheilen und Nachtheilen die Lehre von der Wohnung eröffnet und aus der Natur der Sache das Resultat gewonnen, daß ein eigenes und von einer Familie allein bewohntes Haus das Höchste ist. Besondere Berücksichtigung hat das Miteigenthum, die Einquartirungslast und das Logiren in Vergleich zur Miethe erhalten. Zum Geräthe (Mobilien, Meubeln, Fahrniß) fortschreitend, finden wir es — der Wohnung gegenüber — an die stets sich bewegenden Verrichtungen des Lebens sich anschließend und es erscheinen seine verschiedenen Formen vom größten bis zum kleinsten nach seiner Bedeutung und Stelle, so wie die Arten seiner Anschaffung, nämlich durch Bestellung bei dem Verfertiger, durch Ankauf aus Waarenlagern, in welchen Geräthe dieser Art neu verfertigt zum Verkaufe daliegen, durch Ankauf in Auctionen oder aus Trödelbuden erschöpfend gewürdigt, und wir empfehlen Männern und Frauen diese Partie des vortrefflichen Buches von der Kunst des Familienhaushaltes noch speciell zur Nachachtung und ferner zur Beherzigung die dort (S. 19) gegebene Belehrung, wie weit die unmittelbarste und einfachste und darum auch natürlichste Art der Anschaffung von Geräthe, nämlich die Selbstverfertigung, gehen dürfe, wie weit sie aber auch gehen müsse. In neuerer Zeit haben sich die Verhältnisse in Beziehung auf Selbstverfertigung der Geräthe durch die Familie beinahe umgekehrt, so daß es höchste Nothwendigkeit ist, den rechten Weg wieder gewiesen zu erhalten. Nicht nur daß sich die Eitelkeit der weiblichen Glieder der Familie zu übermäßigem Sichhingeben an Selbstverfertigung eleganter und luxuriöser Geräthe neigt, durch Zeit- und weibliche Kräfte-raubende Ausarbeitung kostbarer Fußteppiche, Ofenschirme u. dergl., daß sie ferner durch Verfertigung der weiblichen Modekleidung der häuslichen Industrie im Spinnen, Stricken rc., überhaupt durch Bevorzugung des Schönen sich dem Nützlichen entzieht; sondern auch von anderer Seite ist versucht worden, den ganzen Grundsatz der Selbstverfertigung aus der Familie zu stoßen. Die anscheinende Wahrheit und die dem süßen Nichtsthun huldigende Demonstration dieser Lehre verfehlten nicht, Glück zu machen. Die Nationalökonomie war es nämlich, welche im Gefühl ihres Ansehens und ihres großen Einflusses auf das Reichwerden der Völker sich beikommen ließ, auch Grundsätze für das Reichwerden der Familie aufzustellen, und demgemäß zu predigen; Geld so wenig und so spät als möglich auszugeben ist baarer Gewinn für die Familie. In Folge hievon wurde sowohl die Selbstverfertigung als auch die Anschaffung nach Zeit und Gelegenheit als häufig theurer ganz verworfen.

(Der Schluß folgt.)

Astronomie.

Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems. Von J. J. Littrow, Director der k. k. Sternwarte zu Wien. 3 Theile gr. 8. mit dem Bildnisse des Verfassers und astronomischen Abbildungen.

(Schluß.)

Nachdem aber z. B. der Nordpol die Sonne solchergestalt in seinem Zenith gehabt hat, so wird sie sich, in einem Schraubengange, davon entfernen, und nach 21 Jahren, während welcher Zeit dieser Pol sie immer tiefer sinken sieht, endlich unter seinem Horizont verlieren, und wieder 21 Jahre zubringen, um bis zu seinem Nadir hinab zu eilen. Der Gegensatz der Jahreszeiten, so weit dieselben vom Sonnenstande abhängen, ist also für die Uranuspolargegenden der größtmögliche, indem sie während Eines ihrer Jahre den Scheitelabstand der Sonne sich um volle 180 Grad verändern sehen. In der That, eine wunderbare Natur-Einrichtung.

Was den Mond betrifft, so wird eine neue Beschreibung desselben von den rühmlich erwähnten Berliner Astronomen Beer und Mädler erscheinen, in welcher sich ein bedeutender Theil der bisherigen Ansichten davon modificirt finden dürfte, worauf wir seiner Zeit zurückkommen werden. Eben so ist über die Kometen eine treffliche Schrift des wackern Königsberger Astronomen Bessel zu erwarten.

Ueber die Fixsterne hat der Verfasser ein paar besondere Werke geschrieben.

Auch parallel mit dem dritten Theil des Hauptwerks, der von der physischen Astronomie handelt, hat der Verfasser folgende besondere Schrift geschrieben:

Geschichte der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton. Gemeinfaßlich dargestellt von Littrow. Wien, Beck, 1835. gr. 8.

Dagegen aber enthält unser Werk selbst, seinem ausgedehnteren Plane gemäß, auch wieder manche andere Anwendungen dieses großen Himmelsgesetzes, der Gravitation im directen Verhältnisse der Masse, und umgekehrten des Quadrates der Entfernung des anziehenden Körpers, welche sich in letzterer Schrift nicht finden können, und wir zeichnen darunter die Auseinandersetzungen über die periodischen und säcularen Störungen aus, über welchen Gegensatz oft unrichtige Ansichten vorkommen. „Die Anziehungen nämlich, welche die Planeten unter einander erleiden, werden ihre Wirkungen zunächst auf die Himmelsorte dieser Körper selbst äußern, indem sich die Längen und Breiten der Planeten sowohl, als ihre Entfernungen von Sonne und Erde, dadurch afficirt finden. Diese Störungen werden aber offenbar nur von den gegenseitigen Stellungen der Planeten in ihren Bahnen abhängen; und da diese Stellungen, nach einer gewissen Zeit, nothwendig wieder dieselben werden, so müssen also auch die davon abhängigen Störungen nach denselben bestimmten Perioden wiederkehren. Aus dieser Ursache nennt man dieselben periodische Störungen. — Allein man übersieht leicht, daß außer diesen periodischen Störungen, welche bloß von den gegenseitigen Configurationen gewisser bestimmten Planeten abhängen, aus dem Complex der Lagen aller Planetenbahnen gegen einander noch andere, wenn auch viel langsamer bemerkbar werdende Anziehungs-Einflüsse hervorgehen müssen, wodurch allmählig die Elemente dieser Bahnen selbst, und zwar dauernd, verändert werden; und diese Störungen nun hat man, eben wegen der langen Perioden, in welche ihre Wirkungen eingeschlossen sind, säculare Störungen genannt. *

---

* Vielleicht drückt man sich über diesen so höchst interessanten, mit der Frage nach der ewigen Dauer des Weltsystems, welche wir auf diese Veranlassung berühren werden, in der engsten Verbindung stehenden Gegenstand, mit noch eindringlicherer Deutlichkeit folgendergestalt aus.

Man kann die Bahn eines Planeten als eine Ellipse betrachten, deren Elemente, genau genommen, augenblickliche Veränderungen durch den Einfluß der perturbirenden Kräfte der übrigen Himmelskörper erleiden, indem eigentlich keine Störung des Ortes eines Himmelskörpers ohne gleichzeitige Affektion der Elemente, mit denen derselbe zusammenhängt, denkbar ist. Allein die Rechnung lehrt, daß dieser störende Einfluß auf die Elemente der Bahn nicht durch alle Perturbationen auf eine gleiche Weise bewirkt wird. Bei einigen dieser Perturbationen nämlich beschränkt sich der Einfluß darauf, in der Größe der Elemente nur eine hin und her schwankende, in enge und a priori übersehbare Grenzen eingeschlossne Veränderung hervorzubringen. Diese Art von Störungen ist an kurze Perioden gebunden; sie heißt eben deßwegen periodisch, und hat nur einen bald vorübergehenden, keinerlei Besorgniß für die Dauer des Weltsystems erweckenden Einfluß.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit den sogenannten säcularen Störungen. Ihr Einfluß äußert sich sehr langsam, und wird nur erst nach Jahrhunderten bemerklich, woher ihr Name kommt; aber sie verändern darum nicht weniger, mittelst eines dauernden und ununterbrochenen Bestrebens, die Elemente der Planetenbahnen, die Gestalt und Lage dieser Bahnen im Weltenraume; und es ist, rücksichtlich ihrer, unmöglich, gleichwie bei den periodischen Störungen, a priori anzugeben, ob die allgemeine Form des Weltsystems durch sie nicht einst mehr oder weniger beeinträchtigt werden könne. Hier aber nun ist es anderseits auch, wo die bewunderungswürdige Analysis namentlich eines Laplace, und sodann späterer Geometer, welche, sämmtlich mit Gewinnung des nämlichen Ergebnisses, den von ihm eingeschlagenen Weg verfolgt

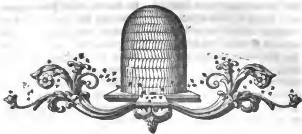
Die lezte Abtheilung unseres Werkes endlich, die schon erwähnte Beschreibung und Gebrauchsanweisung der wichtigsten astronomischen Instrumente, leidet zwar, ihrem Wesen nach, keinerlei Art von Auszug; allein sie führt auf Betrachtung eines Verfahrens, welches jezt, unter dem Namen der Methode der kleinsten Quadrate, in den Naturwissenschaften die allgemeinste Anwendung findet, und schon deßwegen verdient, im Gewande der Popularität auch einem größeren Publikum vorgeführt zu werden. Wenn meine Leser, durch Beobachtung, irgend eine Ermittlung, etwa eine Messung oder so Etwas, machen, wenn sie z. B. die Länge einer Wegestrecke bestimmen wollten, und, bei einer ersten Abmessung, dafür genau 1000 Fuß, bei einer zweiten 1000½ Fuß, bei einer dritten aber 999½ Fuß fänden, und sich überzeugt hielten, bei jeder dieser drei Messungen mit gleicher, möglichster Genauigkeit verfahren zu seyn, so würden sie die Wahrheit in der Mitte dieser drei verschiedenen Resultate suchen; sie würden die drei gefundenen verschiedenen Werthe addiren, und durch die Zahl der Messungen dividiren, d. h. sie würden das arithmetische Mittel nehmen. Dieses Verfahren ist in der Natur der Sache selbst begründet, wird vom Instinkt des gemeinen Menschenverstandes alsogleich als das richtigste erkannt, und führt, wie auch die Erfahrung lehrt, gemeinhin zu den zuverläßigsten Resultaten. Es war also natürlich zu wünschen, dieses so schöne und deutliche Verfahren, wie wir es eben auf einen ganz einfachen Fall mit Einer zu bestimmenden unbekannten Größe, angewendet haben, auch auf verwickeltere Fragen, bei denen mehrere solche unbekannten Größen vorkommen, auszudehnen; und es handelte sich nur um Erfindung eines rechnenden Kunstgriffes dazu, da, wie man gleich übersieht, in diesem lezteren Falle, so unmittelbar wie im ersteren durch eine bloße Addition und Division, nicht zum Zwecke zu kommen ist. Das Princip zu dieser gesuchten neuen Rechnungsweise fand man nun in der, zuerst auf dem Wege des Versuchs gemachten, und hernach analytisch bestätigten Entdeckung, daß, wenn das arithmetische Mittel aus mehreren Ergebnissen, wie oben, genommen ist, und man von demselben sodann successiv jeden der, zu seiner Formation angewendeten, Einzelbeträge abzieht, und die so erhaltenen Unterschiede quadrirt, die Summe aller dieser Quadrate zusammengenommen kleiner ist, als wenn man jedwede mögliche andere Zahl an Stelle jenes arithmetischen Mittels substituirt. Dieses Princip läßt sich, wie man bald findet, und wie eben verlangt wurde, auf Gleichungen mit jeder beliebigen Zahl von unbekannten Größen anwenden; und dem Umstande nun, daß bei diesem Verfahren die Summe der Quadrate der Unterschiede zwischen dem arithmetischen Mittel und den einzelnen Beobachtungswerthen, d. h. die Summe der Quadrate der Fehler, wenn man das arithmetische Mittel als absolut genau betrachtet, kleiner ist, als bei Annahme eines jeden anders gebildeten Mittelwerthes, kurz daß diese Summe also ein Kleinstes ist, verdankt die Methode den Namen der Methode der kleinsten Quadrate. Für die Astronomie ganz besonders ist diese auf einer so einfachen und übersichtlichen Lehre beruhende Methode von der allergrößesten Wichtigkeit geworden, und man kann dreist behaupten, daß die außerordentlichen Fortschritte, welche diese erhabene Wissenschaft seit einer gewissen Zeit gemacht hat, durch die Anwendung unseres Verfahrens ganz vorzüglich erleichtert worden sind. Indem der beobachtende Astronom allaugenblicklich Unterschiede zwischen den von ihm gefundenen und den aus den Tafeln berechneten Himmelsorten der Weltkörper wahrnahm, mußte er auf Fehler in der Bestimmung der, jener Rechnung zu Grunde liegenden Elemente schließen; und indem er ferner den Betrag dieser Unterschiede zur Bildung der von ihm sogenannten Bedingungsgleichungen anwendete, und diese sämmtlichen Gleichungen, in denen die Elemente nun als genauer zu bestimmende unbekannte Größen auftreten, unserer Methode der kleinsten Quadrate unterwarf, mußte es ihm nach der obigen Auseinandersetzung gelingen, für diese solchergestalt mit einem Male corrigirbaren Elemente die möglichst genauen Werthe auszumitteln.

Mit dieser schließlichen mühsamen Darstellung verlassen wir den Verfasser, indem wir nochmals ehrend den Vorzug anerkennen, welchen er seinem Werke gerade durch weitere Ausführung dieser, in den früheren astronomischen Lehrbüchern höchstens kurz angedeuteten Materien zu verleihen gewußt hat.

Dr. Nürnberger.

haben, ihren höchsten Triumph gefeiert hat. Sie zeigt, und zwar a posteriori, mit Ausdehnung auf die frühesten ihr zu Gebote stehenden Beobachtungen, deren Resultat als Probe der Rechnung, aus den allgemeinen, von ihr gefundenen Ausdrücken selbst wieder hervorgeht, daß die Stabilität des Sonnensystems von der Veränderlichkeit der großen Axen der Planetenbahnen und der Unüberschreitbarkeit gewisser Grenzen der Veränderung der Excentricitäten und Neigungen dieser Bahnen abhängig ist, und daß diese Bedingungen sich in der Wirklichkeit dergestalt erfüllt finden, daß selbst für unendliche Zeiten hin unser System nur um einen mittleren Stand der Ellipticität und Neigung der Bahnen seiner Planeten oscilliren, und diese, zur Erhaltung seiner ewigen Dauer erforderlichen Grenzen nimmer überschreiten wird. N.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 91. Mittwoch, 7. September 1836.

Haushaltungskunst.

System der Privatökonomie. Auch mit dem Titel: Das Ganze des Familienhaushaltes, für das gebildete Publikum dargestellt von Johann Jakob Wagner. Aarau, Sauerländer, 1836. S. 264.

(Schluß.)

Hier ist aber nicht Rücksicht genommen darauf, daß das Solide in der Regel nicht auch das Wohlfeilste ist, daß es leichter ist, eine größere Summe in Partien nach und nach auszugeben, daß das Selbstverfertigte — wenn auch hie und da etwas theurer als das Gekaufte — um ein Bedeutendes solider, und selbst auch wenn dieses nicht der Fall, dennoch vorzuziehen ist, da für die Familie es schon Werth genug hat, durch Ausfüllung arbeitsfreier Zwischenräume und durch Kennenlernen einer Produktion, indem man sie selbst betreibt. Wie die Nationalökonomie, welcher überhaupt das über das Geldinteresse hinausliegende Familienwohl fremd ist, dagegen erst aus einem System der Privatökonomie ihre wahre Begründung erhalten müsse, hiervon weiter unten. — Die Aufgabe bleibt also der Hausmutter zu lösen, ob und in wie weit Selbstverfertigung eines Geräthe in der Familie stattfinden solle. Uebrigens gilt, was der Verfasser S. 74 sagt: „Die Töchter, die einerseits ihr Hochleben darin setzen, in gewähltem und modischem Putze zu glänzen, werden den andern Theil ihres Hochlebens in den Arbeiten für diesen Putz finden, und der Bestimmung der Gattin, Mutter und Hausfrau gänzlich entfremdet werden. Töchter, die sich rühmen, daß ihr Putz sie nichts koste, indem sie ihn selbst zu verfertigen verständen, und die ihrem Bräutigam diese Ersparniß noch als einen großen Gewinn anpreisen, haben diesen Vorzug, an dessen Realität sie im Grunde selber nicht glauben, indem sie eigentlich nur ihre Lieblingssünde auf diese Art beschönigen wollen, mit dem Verluste ihres persönlichen Werthes zu theuer erkauft. Der persönliche Werth des Menschen besteht nämlich überall nur in der Brauchbarkeit und ernsten Verwendung für seine Bestimmung, und bei diesen Masken von Weiblichkeit, die für den Putz wachen und träumen, kann die Gattin, die Mutter, die Hausfrau wenig oder gar nicht gedeihen, und am meisten werden von ihnen die Erhaltungsarbeiten der Hausfrau, deren Wichtigkeit unten in einem eigenen Kapitel gezeigt werden soll, gemieden und vernachläßigt.“

Als Beweis, wie auch das Geringste nicht vergessen ist, verweisen wir in dem Abschnitt von Anschaffung des Geräthe auf die ausführlichen Darstellungen von den Werkzeugen, den Betten und dem Ameublement. Der Abschnitt von Anschaffung der Kleidung enthält eine höchst geistreiche Vergleichung der alten und neuern weiblichen

Kleidung und die Grundzüge zu einer natürlichen Kleidung im Gegensatze zu der Mode. Es ist dies ein Thema, das jeden denkenden Kopf beschäftigt, und diese so wie die, welche sich schon mit Versuchen zu Fortstellung der Uebelstände abgegeben haben, werden das hier Gesprochene willkommen heißen und mit dem Verfasser übereinstimmen, wenn er (§. 71) sagt: „Eine Empörung gegen die Herrschaft der Mode könnte daher auch nur von einem Frauenvereine ausgehen, der es wagen wollte, für sich und seine Töchter das zu realisiren, was am Ende des §. 66 verlangt worden.“ Daß der Verf. den Frauen überhaupt durch Organisirung von Familienverbindungen und Frauenvereinen eine bedeutendere Rolle in Lösung der menschlichen Aufgabe zugewiesen haben will, spricht er in der „Vorrede an die Frauen“ schon klar aus, und die Frauen werden sich zu dieser Einsetzung in ihre Rechte bereit und dafür dankbar zeigen. Wie in Vielem, so hat auch hier die Gegenwart aus unklarem Drang einen Anfang der Besserung gemacht, (Frauenvereine zur Unterstützung von Hülfsbedürftigen), er kann aber sich selbst überlassen nur nach langer Zeit und nach vielen falschen Versuchen zum Ziel gelangen. Daher war die klare Darstellung der Aufgabe und der Mittel ihrer Lösung dringendes Bedürfniß und es bleibt auch hier nur die Alternative, ob wir fortwährend blind tappend den Kopf verstoßen oder von dem, welcher die menschlichen Verhältnisse tief durchschaut hat, sehen lernen und zu gedeihlichem und fröhlichem Leben kommen wollen. Der lezte Abschnitt des ersten Kapitels handelt von Anschaffung der Lebensmittel, weist sogleich außer der Nahrung noch drei auch im Familienhanshalt wohl zu beachtende Lebensmittel, Licht, Luft und Wärme nach, und lehrt bis ins kleinste Detail sie kennen und nach ihrem Werth erwägen. So, um nur Eines anzuführen, ist der täglich peinlicher werdenden Frage über Erwärmung der Zimmer und ihre möglichst wohlfeile und doch gute Erzielung eine durchdringende Aufmerksamkeit gewidmet, so daß nur die nach Abfassung des Werkes erst bekannt gewordene Erfindung der Ofenheizung durch Dampf (von Perkins) vermißt wird. — Die Kritik der Speisen und Getränke wird völlig nach dem doppelten Gesichtspunkte einer naturgemäßen und einer durch die jetzige Halbheit der Kultur nothwendig jener entgegengesezten Lebensart durchgeführt, und daraus erklärt es sich, wenn es z. B. (§. 110) heißt: „Da der Wein durchaus nichts Nährendes, wohl aber viel Aufregendes hat, was man gemeinhin als Stärkung betrachtet, so müssen wir den Wein schon an sich für eine Arznei und ein Stärkungsmittel des Alters erklären und können nicht zugeben, daß er zum täglichen Tranke gewählt werde; * legitimirt sich aber eine Zeitgenossenschaft, wie die unsere, durch Hemorrhoiden und Gichtschmerzen ihrer Jünglinge und Jungfrauen so entscheidend zur Krankenkost, so müssen wir freilich noch über den Wein hinaus sogar Getränke gestatten, in welchen der Wein durch die Destillation vollends zum Weingeiste gemacht ist rc. (§. 111.) Am meisten schmachtet aber die kulturkranke Zeit nach den sogenannten warmen Getränken, wie Thee, Kaffee, Punsch rc., in welchen die Wirkung des Spirituösen vollends durch die den erschlafften Verdauungsorganen willkommene Wärme erhöht wird. — Der sinnreichste dieser Aufgüsse ist ohne Zweifel der Punsch, in welchem sich die Säure mit ihrem Entgegengesezten zu einer durch Beimischung des Zuckers interessant gewordenen Mischung vereinigt; aber auch er muß vor dem Wasser zurückweichen, dem Göttertrank der Gesunden.“

Sodann handelt der Verf. ausführlich von der Verwendung und von der Erhaltung des Angeschafften. Ohne hier in das einzelste Detail eingehen zu können, müssen wir uns begnügen, auf die treffliche Darstellung der Erfordernisse einer Familienwohnung und auf die des Waschgeschäftes noch besonders aufmerksam zu machen, indem die Frauen daraus eine Einsicht in die Natur und die beste Behandlungsart derselben schöpfen können, wie sonst nirgends her. Wie der Verf. immer mit dem umfassendsten Inhalt auch eine gute Darstellung verbinde, davon mag auch als Beispiel dienen seine Schilderung des häuslichen Mahls: (§. 156.) „Daß gemeinsame Mahlzeiten bei allen Völkern und zu allen Zeiten als ein Menschen verbindendes Mittel angesehen worden sind, hat seinen tiefen Grund in der menschlichen Natur selbst, als welche aus Himmlischem und Irdischem zu schöner Verschmelzung beider Elemente gemischt den Genuß der Speise über die thierische Form hinausheben und durch Einwebung gemüthlichen und geistigen Lebens veredeln will. Haben ja Manche, von der Hoheit der Menschennatur tief ergriffen, unter der Form des Tischgebets sogar religiöses Leben hineinzubringen gesucht, und Philosophen der Vorzeit haben die schönsten Aufgaben ihrer wissenschaftlichen Darstellung unter der Form eines Gastmahles der Weisen lösen zu können geglaubt. Wenn nun die Vermenschlichung des Genusses der Speisen in der That an eine Gemeinheit der Speisenden gebunden erscheint, so ist auch die Mahl-

* Dieses Verbot geht in der Theorie zu weit und ist praktisch unausführbar. Man warne vor dem Mißbrauch der gebrannten Wasser und der künstlichen Nervenreize, aber das reine Produkt der Sonne, der unverfälschte Wein, der seit Jahrtausenden der Trank der Gesunden gewesen ist, muß und wird es auch bleiben. Hier ist der tägliche, versteht sich mäßige, Gebrauch keineswegs schon an sich Mißbrauch, und die Weinproduktion in der bisherigen Ausdehnung keineswegs ein nationalöconomischer Mißgriff. Im Gegentheil würde das Verdrängen des Branntweins durch den Wein (bei der immer zunehmenden Erleichterung des Verkehrs) den Gesundheitszustand der Bevölkerungen besser befördern, als die Mäßigkeitsvereine.

zeit selbst eine Ruhezeit von den Mühseligkeiten des Lebens, also ein festlicher Punkt im Leben, und die Labung, welche hier dem Leibe durch Speise und Trank widerfährt, bringt auch von selbst eine zur Mittheilung im Wechselgespräche geneigte Stimmung in das Gemüth, so daß eben deßwegen besuchende Freunde sich gerne mit einem Trunke oder Speisegenusse bewirthen, oder bei Armuth der Besuchenden sich wenigstens ein Stück Brod reichen, mit dem Sprichworte: fremd Brod schmeckt wohl, freundlich zum Genusse einladend. Schließt sich nun bei dem gemeinsamen Mahle das Gemüth zur Mittheilung auf, so findet der Geist sich durch die Eigenliebe der Sprechenden aufgefordert, das Seinige zur Würze der Unterhaltung beizutragen, und es macht sich von selbst aus jedem Zusammenspeisen Mehrerer ein Gastmahl der Weisen nach dem Maaße von Weisheit oder Thorheit nämlich, welches die Sprechenden mitbringen. Solche durch den gemeinschaftlichen Genuß der Nahrung aufgeregte gemüthliche und geistige Mittheilung muß aber die Genossen derselben um so inniger mit einander in Berührung bringen, je mehr sie vorher schon durch gemeinsame Interessen mit einander verwebt sind, daher denn eben auch Ereignisse, welche das Interesse Vieler ansprechen, durch gemeinsame Mahlzeiten gefeiert werden. (§. 157.) Hat nun das Familienmahl so hohe Bedeutung, so muß es jedem Hausvater und jeder Hausmutter feierlich seyn, im häuslichen Kreise das Frühstück, das Mittagsmahl und die Abendmahlzeit zu genießen, und die neuerdings in Frankreich laut gewordenen Vorschläge, zu Verminderung des Luxus der Tafel und wohlfeilerer Beköstigung der Familien ein Zusammenspeisen mehrerer Familien bei dem Traiteur einzuführen, können bei uns gar kein Gehör finden, da sie nur dazu beitragen würden, das Familienleben aus seinen Wurzeln zu reißen und in eine flache Oeffentlichkeit zu verwandeln, welcher aller Kern fehlen müßte." — Das größte und in gewisser Hinsicht wichtigste Kapitel macht den Schluß. Die Einrichtung des Ganzen als eigentliche Führung einer Familienhaushaltung ist nämlich hier auf den Grund der frühern Kapitel zur Entwicklung gebracht und das Resultat davon ist, daß eine befriedigende Einrichtung des ganzen Hauswesens, Einkommenverwaltung, Rechnungsführung, Geschäftsleitung und richtige Stellung und Tauglichkeit des Personals nothwendig macht. Darum ist auch jedem dieser Punkte ein eigener Abschnitt gewidmet. Für die Einkommensverwaltung ist als das Erste die Forderung gemacht, daß das jährliche Einkommen, entweder in Gelde bestehend oder nach einem Geldanschlage geschätzt, bekannt sey nach seiner Sicherheit oder Unzuverläßigkeit, nach seiner Größe im Ganzen, nach seinen verschiedenen Bestandtheilen und Quellen, nach den Terminen, in welchen es fällig ist, und werden sodann diese Momente einzeln und umfassend erwogen in folgender Weise:

Von der Sicherheit oder Unsicherheit des Einkommens im Allgemeinen; was der Mann, was die Frau mitzubringen habe; von der ungefähren Schätzung eines unsichern Einkommens; Ueberschlagung eines sichern Einkommens; verschiedenartige Bestandtheile des Einkommens; im Einzelnen von grundherrlichen Gefällen, Pachtzinsen, Miethzinsen von Gebäuden und Plätzen, Ertrag von Bergbau und Ackerbau, Ertrag der Handwerke, Ertrag der Fabriken, Ertrag des Handels im Großen und Kleinen, ferner von Lohndiensten, Staatsdienergehalten und Honoraren, Zinsen ausgeliehener Kapitalien, von den Terminen der Einkünfte, Ueberschlag ihrer Verwendung. Die Sparkunst fegt für einen Sparpfennig. Gegensatz von Sparsamkeit und Knickerei. Grundsätze der Sparsamkeit durch alle Zweige des Familienhaushaltes durchgeführt, und ebenso die Nothmittel in Finanzverlegenheiten. (§. 178—239.)

Größeres Detail von diesen beiden in unserer Zeit ungeheuer wichtigen Punkten können wir theils nicht hier geben, theils wollen wir es nicht, um dem Leser den Genuß nicht zu schmälern, den er haben wird, wenn er das Buch selbst liest.

Wir sprachen schon oben von Familienvereinen, welche den Staat der Natur der Sache gemäß begründen müsse; hier kommen wir noch einmal hierauf zurück, indem der §. 240 als das lezte aber auch sicherste Mittel gegen die Zerrüttung des Wohlstandes der Familie den ganz neuen Weg der Familienvereine für das Kreditwesen vorzeichnet, den Staaten es zur Pflicht macht (wie es schon in desselben Verf. Werke „der Staat" Würzburg 1815, ausgeführt ist), nach durchgeführter Gemeindeorganisation endlich auch seinen Zwecken eine völlig nachhaltige Gewißheit und Solidität der Erreichung zu sichern durch Abtheilung der Gemeinden in Verwandtschaften (Geschlechter), welche gemeinsam in hundert Fällen für ihre Glieder unter sich wie für die Gemeinde und den Staat Hülfe zu leisten vermögen, wo die einzelne Familie verlassen ist und wiederum die Hülfesuchenden verläßt. Mögen die Staaten doch wohl erwägen, daß Alles, was in der Natur der Sache liegt, geschehen muß. „Niemand wird nicht einsehen, wie vortheilhaft solche Organisation der Familien auf Wohlstand und Kredit der Gemeinden selbst, ja auf das für die Staaten so lästige Armenwesen, einwirken müßte."

Das lezte Kapitel handelt von der Rechnungsführung, und von dem Verzeichniß aller materiellen Bestandtheile des Hauswesens oder Inventar, von dem Haushaltungs-Rechnungsbuch und dem Budget der Familie und stellt den für das Hausrechnungswesen ganz eigenthümlichen von dem des Rechnungswesens im Staat, auf dem Comptoir, in dem Handwerke und der Landwirthschaft völlig abweichenden Gesichtspunkt auf. — Die häusliche Geschäftsleitung besteht in der Sorge, daß diejenigen Arbeiten im häuslichen Leben, welche der Verf. zusammen unter dem

Namen des Hausgeschäftes begreift, — „nach den besondern Bedürfnissen dieser Familie, nach den Mitteln, welche diese Familie hat, auf die zweckmäßigste Weise (Geschäftsmethoden) und mit der möglichsten Zeitersparniß und räumlichen Ordnung“ geschehen, und verlangt, daß die Hausfrau gleich dem Architekten oder Baumeister eben so wohl sämmtliche ihrer Direction untergebenen Arbeiter zu einem zweckmäßigen Ineinandergreifen anzuleiten und zu beaufsichtigen als die denselben aufgegebenen Arbeiten aus eigener Uebung zu beurtheilen vermöge. — Zulezt kommt noch das Personal in Betrachtung und erscheint als Hausvater, Hausmutter, Kinder und Gesinde. Der Erwerb fällt auf den Mann, die Verwaltung auf die Frau; was Jedes von Beiden in die Ehe mitbringen soll, ist genau bestimmt und volle Gütergemeinschaft der Ehegatten als durch den Begriff der Ehe gesezt verlangt, bloße Gemeinschaft der Nutznießung dagegen, wie bei adeligen und sonstigen Stammgütern, keineswegs genügend erfunden. Nachdem die Majestät, die gesetzgebende und vollziehende Gewalt im Hausregiment auf das Ueberraschendste nachgewiesen wird, der Erziehung der Töchter besondere Aufmerksamkeit gewidmet und gezeigt, welche Bildung zur Hausfrau für den Mann, der ein Mädchen auch ohne andern Brautschatz heimführt, als die beste Mitgift zu achten sey, indem er mit ihr der Erhaltung und Vermehrung seines Erwerbes sicher ist. Wie aber schließlich der Verf. das Gesindeverhältniß so meisterhaft durchschaut, und wie er die Mittel einer radikalen Verbesserung desselben gleicherweise angegeben, dies näher kennen zu lernen, wollen wir dem Leser überlassen und erlauben uns nur noch hiermit in Verbindung zu bringen, wie Wagner in seinem Werke „der Staat“ §. 195 die tiefgeschauten Grundzüge einer Gesindeordnung für den Staatsmann niedergelegt hat, während er in seiner Lehre des Familienhaushaltes den Eheleuten die Normen ihres Verfahrens an die Hand gibt. Wer die durch den jetzigen Zustand des Gesindewesens den Haushaltungen erwachsene Noth aus eigener Erfahrung oder Anschauung kennt, wird mit uns übereinstimmen, wenn wir die Dienstboten nicht mehr Ehehalten, sondern Ehe-Plagen nennen und Wagner großen Dank wissen, daß er es nicht verschmähte, den Hausfrauen auch in dieser Beziehung einen Faden in das Labyrinth mitgegeben zu haben, der sie zum ersehnten Ziele führt.

Wie nun überhaupt in diesem System der Privatökonomie die tiefste Einsicht in das Wesen dieser Wissenschaft gegeben wird, einer Wissenschaft, die ihre ganze Existenz erst Wagner verdankt, so mußte sich auch das Verhältniß ergeben, in dem sie zu ihren drei Schwestern: der Nationalökonomie, der Staatswirthschaft und der Finanzwissenschaft steht (S. 3), und es wird keine derselben sich ferner ignoriren und glauben dürfen, die nachgeborne sey ihnen nicht ebenbürtig, indem sonst diese im Bewußtseyn ihrer Reife sich ihnen als Muster und Vorbild aufstellen könnte. Immer aber wird die Privatökonomie, ihre Natur nicht verkennend, bereit seyn, die Stütze der übrigen zu bilden, wie je der Familienhaushalt auch die Grundlage des Staatshaushaltes ist.

Schon im Anhang zum „Organon der menschlichen Erkenntniß“ hat Wagner die Theorie der poetischen (bildlichen) und philosophischen Darstellung in Grundzügen niedergelegt und für leztere auch schon das Exempel der Privatökonomie gewählt, und wir ersehen aus dem Anhang zu vorliegendem Werke S. 216 ff., daß er es sich zur Aufgabe gemacht hat, in einer Dichterschule diese Theorie erschöpfend ans Licht zu bringen. Wir können nicht verhehlen, daß wir an der Ausführung solcher Poesie einiges Bedenken hatten, aber dieses wurde auch durch die poetische Epistel besiegt, deren Anfang wir hier zum Schluß mittheilen:

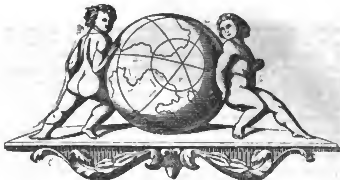
Das Haus.

Freund! du tadelst mich scharf, daß ich, sonst fröhlichen Sinnes,
Jezt mit ernster Sorge ein Haus mir gekauft, ja gebauet,
Und von der großen Natur ein Stückchen Garten geschnitten,
Das sey kleinlich und eng, so klebe der Mensch an der Scholle.
Wohnungen seyen genug zu miethen, auch diene der Wechsel
Zur Erfrischung, indeß die Rausp' im Hause sich einspinnt.
Herrlich sey es, wenn Sorge für Eigenes uns nicht belaste,
Und du nicht die Thüren versuchen darfst und die Schlösser,
Ob sie den Dieb abhalten, du nicht den gefallenen Ziegel
Wieder ersetzest im Dach, ja selbst das Haus nicht erneuest,
Wenn es die Flamme verzehrt, auch keine Steuern bezahlest.
„Vögelein auf den Zweigen sie bauen nicht auf die Dauer,
„Sie verdanken sich sonst ihr schön poetisches Leben
„Gleich der Schnecke, die selbst mit ihrem Hause verwachsen,
„Schwer es mit sich schleppt den Baum hinauf und herunter.“
Lieber! wiewohl du mich fast der Raupe vergleichst und der Schnecke,
Welche beide nicht viel zu reden wissen in Worten,
Will ich dennoch ein Wort mit dir versuchen, ob etwa
Minder thöricht erscheine, was ich begonnen, wenn selber,
Was ich bei mir gedacht, du auch vernähmest erwägend,
Wie doch jegliches Ding zwei Seiten zeige, die eine
Diesem zugekehrt, die andere jenem, nach dem du
Dich im Leben gestellt und dich das Leben berühret.
Trägst du doch selbst auch vorne das Angesicht, hinten die Schultern,
Und dient vorne der Fuß zum Schritte, hinten zur Stütze.

Rühmst du der Vögel Geschlecht, das auf den Zweigen sich wieget;
Leicht den Baum verläßt, ja selbst die Nester verändert,
Und so lustig erscheint vor uns mit Flügeln begabet;
Siehe! so nenn' ich dies nur leichten Scherz, denn im Ernste
Wirst du wahrlich den Menschen, den hochgesinnten, nicht also
Tief erniedern, daß im kurz umschriebenen Leben
Er nur thierisch die Gattung, sich selber pflanzlich, bedenke.
Nicht umsonst ist unser Geschlecht das wohnende; kunstreich
Will es sich die Erde gestalten zur würdigen Wohnung,
Daß sie dem Leben selbst in jeder Richtung begegne,
Ruhe gewährend im Haus und freien Lauf auf der Straße
Daß sich Völker begrüßen und Einzelne, und in der Rede
Geistigem Hauche, noch mehr in der Schrift tiefsinnigen Zeichen,
Sich ein Leben entzünde, das durch die Stämme der Menschen
Hinfährt, alte Zeit an neue knüpfend, und allhin
Sich ergießend in Zeiten sowie in Räumen dasselbe:
Daß die Geschlechter werden zu einem Geschlecht und der Einzle
In sich trage das Ganze, wie ihn das Ganze getragen u. s. w.

Uebrigens wäre ein korrekterer Druck zu wünschen gewesen, denn Druckfehler wie S. 11 L. 9 v. u. Drapperie statt Draperie, S. 66 L. 7 v. u. erlöschende statt nie erlöschende, S. 102 L. 13 v. u. Temparatur, statt Temperatur, S. 133 L. 13 v. u. Ausbildung statt Abbildung, S. 222 L. 5 v. u. Natur statt Nation u. A. sind doch fast nicht zu übersehen. — Das Papier ist schön.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 92. Freitag, 9. September 1836.

Alterthumskunde.

13) Geschichte der Nachfolger Alexanders, von Joh. Gust. Droysen. (Auch unter dem Titel: Geschichte des Hellenismus. Erster Theil.) Hamburg, Perthes, 1836. XVI und 766 S. gr. 8.

Der verstorbene Platen äusserte bei Herausgabe einer historischen Schrift die Hoffnung, gute Werke der Geschichtschreibung könnten das überwiegende Interesse, welches jezt eine schlechte Novellen-Literatur genießt, wie durch eine Diversion auf ein besser Gebiet spielen. Ich glaube das zwar nicht, denn die breiten Bettelsuppen werden allzeit ein großes Publikum haben, ein viel größeres als die Phantasie des Dichters oder die der Erinnerung in die Vorzeit. Aber wahr ist, daß auch die höheren Bedürfnisse und Sinne ihre Perioden verstärkter Intensität und dann immer einer verhältnißmäßigen Wirkung in die Breite haben; und so kann man umgekehrt selbst die falsche historische Tendenz, die in unsere Romanen-Literatur gedrungen und noch nicht ganz verdampft ist, als mitleidenschaftliches Symptom eines niederen Organs zum Zeugniß dafür nehmen, daß ein steigendes Interesse für Geschichte in der Kultur unserer Tage thätig sey. An den edleren Organen ist es noch deutlicher zu erkennen. Daß die Naturwissenschaften, so wie die Sprachkunde, nicht mehr befriedigt durch schematische Ordnung, hinüberstreben zu Verknüpfungen unter den Begriffen organischer Entwicklung, die Rechtswissenschaft, abgekommen von der Spaltung in abstraktes Recht und Auslegung des geschriebenen, die wirklichen Rechte und ihre Veränderungen gleichfalls als consequente Entwicklungen geistiger Natur verstehen lernt, daß die Philologie von der Praxis der Dollmetschung und Fechtkunst der Kritik zur Anschauung lebendiger Zusammenhänge übergeht, die Philosophie voll Hunger nach dem ganzen Inhalt der Wirklichkeit ist, und endlich, daß die Geschichtschreibung selbst ideenreicher auf der einen, darstellender auf der andern Seite geworden, läßt alles an dem historischen Geiste unserer Bildung nicht zweifeln. Die großen Erfahrungen, Bußtage, handgreiflichen Rückdeutungen und Demonstrationen einer nahen Vergangenheit haben die Geschichtsforschung über trockene Diplomatik, wie über psychologische Haarspaltungen und hofmeisternden Pragmatismus hinaufgehoben. Publicist und Historiker haben einer vom andern gelernt. Dazu haben die tiefen Athemzüge der bedrängten Zeiten Poesie entzündet, und jezt, wo das Licht dieser Poesie verbleicht und verschimmert, ist sein ermäßigter, umgeschlagener Reiz als gute Vegetationskraft in andere bildende Thätigkeiten verbreitet, und wir haben den Vortheil, daß, während die Poeten nicht mehr in

Fluß kommen wollen, die Gelehrten wenigstens eine flüchtige und angenehme Prosa schreiben; auch bei schöneren Gedanken sind. Die affektirte Nachahmung der Klassiker ist wie ein alter Rock aus der Mode; das Drechseln volksthümlicher und hofmäßiger Phrasen (ein und dasselbe Uebel) kommt ab; es steigt der Sinn für den würdigen Genuß: die wahren Mächte, welche Menschen- und Völkergeschicke bilden und verketten, sich in menschlichwahrer Betrachtung zu vergegenwärtigen und sie, in welchem Zeitkreise es immer sey, nach ihren lebendigen Gestaltungen, durch das treue Wort der Erinnerung verkörpert und beseelt, handeln zu sehen. Darstellungen dieser Art — darin hatte Platen recht — müssen jezt die Romane unserer Gebildeten und die historischen Dramen desjenigen Publikums seyn, welches eine Stufe höher steht als das, dessen die dermaligen Bühnen werth sind. Diesem Publikum sey das vorstehende, wohlgeordnete und schöngeschriebene Geschichtbuch empfohlen. Es ist ihm wohl schon, ohne des Referenten Meldung, empfohlen; da sein Vorläufer „die Feldzüge des Alexander,“ welchem auch dem Stoffe nach diese Geschichte der Diadochen unmittelbar sich anschließt, eine ansehnliche Theilnahme gefunden habt. Daß in diesen Gemälden von Alexanders Welt und Thaten der Verf. ein reiches historisches Talent bekundet habe, ist öffentlich anerkannt worden. Es thut keinen Eintrag, wenn Andern darin Einzelnes, Untergeordnetes theils mit Recht anders erscheinen konnte, theils mit Unrecht wichtiger erschienen ist, als der Verf. es nahm, der, obwohl mit Studium und Umsicht, vor allem in einbildender Energie der hohen epischen Poesie jener macedonischen Heldentage nachgekommen war. In den weiteren Scenen nun und Entwicklungen dieser merkwürdigen Wendezeit des Alterthums, in den Kämpfen, die Alexanders Reich lösen und die Grenzfelder der Ost- und Westwelt durchwühlend die Fruchtkörner beiderseitiger Bildung zu mischen, zu verbreiten, einer neuen Weltgeschichte Boden zu legen bestimmt sind, waltet, wie sie der tragische Tod des Heldenkönigs eröffnet, so von Uebergang zu Uebergang ein mehr dramatischer Geist. Einfache Nothwendigkeiten sind auf viele und mannichfaltige Glieder vertheilt, innere Bewegungsmomente von gemeinsamer Bestimmung durch die divergentesten Interessen der bewegten Körper repräsentirt; indem die Werkzeuge der Geschichte reagiren, die Rollen und Motive wechseln, schreiten durchgreifende Probleme in ihren Schlüssen sicher fort. Es gereicht dem Verf. zu gleichem Lobe, sowohl den Verstand dieser Probleme in der gebührenden Umfassung ergriffen, in der Einleitung klar ausgesprochen, der Erzählung festgehalten zu haben, als die Mittel ihres Vorganges, den Zwang der Situationen und die Strebungen der Charaktere, Spiel und Verwicklung von Thaten und Folgen, uns vollständig dargelegt, in zweckmäßigen Gruppen gesondert, in beweglichen Schilderungen verknüpft und durch anschließenden Vortrag belebt zu haben. In vier Büchern verfolgt er die begebenheitreichen Veränderungen von Alexanders unerwartetem Verscheiden bis zur Schlacht von Ipsus, womit die bestimmte Sonderung der bisher auf die unhaltbare Einheit eines Weltreichs bezogenen Ländermassen eintritt; verfolgt die Nachspiele bis zum blassen Ausgange der romantischen Abenteuer des Demetrius, und der plötzlichen Ermordung des siegreichen Seleukus; Fälle, welche die Nothwendigkeit jener Sonderung bestätigen müssen. Die bereits natürlich geordneten östlichen Verhältnisse, die befestigte Selbstständigkeit des ägyptischen Reichs, die unmächtige Beruhigung, zu welcher Griechenland und Macedonien durch Pest und Barbaren-Eindrang herabgedrückt werden, bilden dem Verf. den Abschluß für diese Geschichte fünfzigjähriger Kämpfe. Sie hat erwiesen, daß nicht Alexanders Reich vereinigt bleiben, nicht seinem Hause die Macht wiederhergestellt werden, nicht irgend einer der Gewalterben die Oberherrschaft behaupten könne. Aber sie hat auch in den nun geschiedenen Königreichen und neu sich entwickelnden Staaten „die Ueberführung des Griechenthums in die andern Volkthümlichkeiten“, die Verschmelzung und Correspondenz abend- und morgenländischer Bildung gefördert und gemehrt, den Hellenismus bereitet, aus welchem veränderte Staatsformen hier und dort reflektirte Gesetzgebungen und Religionen, neue Straßen des Weltverkehrs, neue Tendenzen in Kunst und Wissenschaft hervorgehen. „Diese positiven Elemente jedoch, die in diesem Kampfe gerettet oder vielmehr durch ihn genährt worden sind, die ersten und maßgebenden Elemente des Hellenismus sind, eben weil sie die Grundlage der Weiterbildung in den nächsten Jahrhunderten geben, erst im Zusammenhange mit diesen zu betrachten.“ Der Verf. hat ihre Ausführung einer Fortsetzung dieser Geschichte des Hellenismus vorbehalten. Der bereits vorbereitete zweite Theil soll in zwei Bänden „die politische Geschichte des Hellenismus bis zum Untergange seiner selbstständigen staatlichen Existenzen“ enthalten, spätere Theile die religiösen Zustände des Hellenismus behandeln, die Umformung der allgemeinen Bildung und der speciellen Wissenschaften, die sittlichen Verhältnisse und des Völkerverkehrs bis zum Siege der östlichen Reaktion im Sassanidenreich und im Muhamedanismus — endlich den weitläufigen Verlauf der lange nachwelkenden Literatur und Kunst bis zu den lezten byzantinischen Nachklängen ihrer großen Vorzeit und dem vollendeten Triumph des Ostens über die Heimath des Hellenismus. — Ein schöner Plan, der in der That mehr Interesse verdient, als ihm die Gelehrten bisher zugewandt. Er ist dem Verf. nicht unausführbar und die Realisirung um so wünschenswerther, je glücklicher in diesem ersten, in sich ganzen Theil sein bedeutendes

Talent einer umsichtigen Auffassung und lichtvollen Erzählung an dem schwierigen Stoffe sich bewährt hat. Er hat die saure Arbeit für sich behalten; der Unterricht, den er gibt, ist immer gestaltend, interessant, von befriedigender Klarheit, von treffender Bestimmtheit, sachlichem Witz. Seine Sprache ist rein, bündig und fortschreitend. Ein Anhang von 6 Beilagen belehrt über die Quellen dieser Geschichten, die Chronographie, und einzelnes Historische von speciellerem Interesse. Dazu kommt eine sorgfältige chronologische Tabelle und sechzehn genealogische, die, wenn für irgend eine Geschichtsperiode, doppelt für diese, die von gleichen Namen und complicirten Verwandtschaften wimmelt, willkommen und dankenswerth sind. Diese Tabellen und ein sehr reichhaltiges Namen- und Sachregister vermehren nicht wenig die Brauchbarkeit und den Werth eines Buches, welches Gehalt und Kunst so der Aufklärung wie dem Genusse vindiciren. Ad. Schöll.

14) Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer, aus dem Standpunkte der Geschichte entworfen von Dr. Carl Friedrich Hermann, ordentl. Prof. der Philologie an der Universität zu Marburg. 2te, vielfach veränderte und vermehrte Auflage. Heidelberg, Mohr, 1836. XII und 451 S. gr. 8.

Der Verfasser wollte eine gedrängte Uebersicht dessen geben, was den geretteten Resten des Alterthums und den bewährtesten neueren Forschungen zufolge über Staatseinrichtungen und innere Geschichte der vornehmsten Völker des hellenischen Alterthums als gewiß, oder so gut wie gewiß betrachtet werden kann. Neben der Vollständigkeit und Gründlichkeit verdient die Mühe, die der Verfasser dabei auf Klarheit und prägnante Kürze der Darstellung verwandt hat, die rühmlichste Anerkennung.

Daß der Verf. dieses Werk wesentlich vom Standpunkt der Geschichte aus entworfen hat, bedarf bei der vorherrschenden Richtung der Wissenschaft in unserer Zeit keiner Rechtfertigung. Daher konnte er selbst die dauernden Zustände, die er im Einzelnen schildert, nur als Momente einer großen und dauernden Bewegung und nothwendigen Entwicklung auf der einen, in der ununterbrochenen Wechselwirkung mit den Ereignissen der politischen Geschichte auf der andern Seite darstellen. Bei dem Publikum, für welches das Buch zunächst bestimmt ist, durfte er nun darüber die einzelnen Begebenheiten ihrem äußern Zusammenhange nach als bekannt voraussetzen, und deßhalb erwähnt er ihrer auch stets nur mit dieser Rücksicht; doch ist es sehr zu schätzen, daß er an verschiedenen Orten selbst auf äußere Ereignisse einige Strahlen des Lichtes fallen ließ, das nur die Concentration aller erhaltenen Lichtblicke aus dem Dunkel des Alterthums unter einem Brennpunkte über so viele Parthieen desselben verbreiten kann, um so mehr, da die äußere Geschichte der Hauptstaaten vielfach selbst nur wieder die innere Geschichte des gesammten Griechenlands als solche darstellt. Von der Nothwendigkeit einer Civilisation Griechenlands aus dem Oriente hat sich der Verfasser nie überzeugen können, und die unbestreitbaren Aehnlichkeiten, die man dafür anführt, lieber aus einer innern als äußern Verwandtschaft hergeleitet. Daß er die Homerische Zeit nicht an das Ende der vorgeschichtlichen Zeit gestellt, kann nur den befremden, der die Morgenröthe noch mit zur Nacht und nicht schon zum folgenden Tage rechnet, obschon man sie lieber vor der Darstellung der spartanischen Verfassung behandeln sollte, als man in dieser, so fremd sie auch scheinbar dem ganzen Entwicklungsgange des übrigen griechischen Staatslebens dasteht, doch ihren ursprünglichen Elementen nach keinen wesentlichen Unterschied von dem allgemeinen Charakter jener sieht, und den Grund der nachmaligen Verschiedenheit eben nur in die Erstarrung und das Hinderniß setzen kann, das Lykurg durch die Gerusia dem beginnenden Kampfe des Volkes mit dem Königthume, aus welchem sich in dem übrigen Griechenlande nach und nach alle andern Staatsformen entwickelten, von vorn herein in den Weg stellte. Daß er nicht alle einzelnen Staaten Griechenlands mit der Ausführlichkeit, wie die Hauptstaaten, behandeln konnte, wird jeder Leser natürlich finden, der den Plan seiner Arbeit und die Beschaffenheit der Aufgabe zu würdigen weiß. Wie lückenhaft der Stoff ist, kann man aus den Sammlungen bei Tittmann und Pastoret ersehen, und wenn sich auch selbst daraus noch etwas anderes machen ließe, als jene Männer wollten und konnten, so wäre dies doch eher Sache von Monographien als eines Compendiums. Was übrigens in dieser Hinsicht etwa bemerkenswerth seyn möchte, hat er zum Theil schon beispielsweise im dritten Kapitel mitgetheilt. Hauptquelle für die Kunde des innern Staatslebens im alten Hellas ist und bleibt die Aristotelische Politik, aus welcher uns auch noch die schätzbarsten Einzelnotizen zufließen, und die hier um so mehr die Stelle geschichtlichen Zeugnisses vertreten kann, als eben die Weisheit jenes großen Denkers nicht zum geringsten Theile gerade in der tiefen und wahren Auffassung des Lebens in seiner vollen Wirklichkeit besteht. Was der Verf. im vierten Kapitel bei den Colonien Einzelnes beigebracht hat, kann man nicht als Versuch einer innern Geschichte derselben im Detail betrachten, deren Anforderungen es keineswegs entsprechen würde; eigentlich gehörte vielmehr neben den Veranlassungen und begleitenden Umständen der Gründung im Allgemeinen nur noch der positive Charakter vieler ihrer Verfassungen, durch den sie, selbst, so zu sagen, positive Staaten, sich vor dem Mutterlande auszeichnen,

in seinen Plan; da aber auch so das Kapitel unverhältnißmäßig klein geworden seyn würde, so glaubte er vielen seiner Leser einen Gefallen zu thun, wenn er bei Gelegenheit ihres Verhältnisses zu dem Mutterlande eine Uebersicht der hauptsächlichsten Pflanzstädte nach Ausgangspunkt, Zeit und Ort der Gründung mit den nöthigen literarischen Notizen gäbe, und dieser beiläufig auch noch mitunter einige Winke über allmählige Erweiterungen und endliche Schicksale derselben beifügte, die dann jeder nach Belieben weiter benützen kann.

Wie tief der Verf. in die Verhältnisse der griechischen Staaten eindrang, mag folgende Stelle über Athen (S. 341) zeigen: „Bereits hatte sich nicht lange nach Xerxes Zuge unter der Decke der Freundschaft mit Lacedämon wieder eine Aristokraten-Partei gestaltet, deren Haupt Cimon war, und die sich insbesondere durch das Bestreben charakterisirt, im Kriege mit Persien die erwachende Kampflust des athenischen Volkes abzuleiten, und so die Eintracht und den Status quo in Griechenland zu erhalten, dabei aber insgeheim schon damals am Sturze des Demos gearbeitet zu haben scheint. Doch stand zwischen beiden anfänglich noch eine dritte Partei gemäßigter Demokraten in der Mitte, die wir namentlich darauf bedacht finden, Athen zu einer Landmacht zu erheben, wodurch nothwendig das Gewicht des begüterten Mittelstandes, aus welchem das Landheer gebildet ward, vorherrschend werden mußte; die großen Feldherren Myronidas und Tolmidas können als Repräsentanten dieser eben so weisen als echt nationalen Richtung gelten. Als aber Lacedämon's Schnödigkeit vor Ithome Cimons Ansehen gestürzt, die unglückliche Schlacht bei Koronea den Kern der athenischen Hopliten zernichtet hatte, und Athen sich nach dem Verluste aller seiner Eroberungen auf dem Continente einzig auf seine Seemacht beschränkt sah, begann das Uebergewicht des großen Haufens und seiner Führer, deren Scharfsinn ihm bald die Vortheile entdeckte, die ihm die Verhältnisse auf Kosten der Begüterten aus ihrer Stellung zu ziehen erlaubten. Wohl war es dem Schöpfer dieses Systemes, Perikles, nicht um den großen Haufen als solchen zu thun; aber wenn er mit der Allgewalt, zu der sein Talent ihn berechtigte, regieren, und sein Haupt mit dem Glanze des Staats umgeben wollte, so boten ihm die bestehenden Formen keinen andern Weg dazu dar, als sich der Mehrheit durch solche Mittel zu versichern, die ihre materiellen Interessen und ihren Herrscherstolz zugleich befriedigten; und dazu gab ihm das Verhältniß der Bundesgenossen den reichsten Stoff an die Hand. Die Prachtgebäude, die er mit ihrem Gelde aufführte, machten Athen zur Bewunderung Griechenlands, und verschafften Tausenden von Menschen Brod. Der Sold in Gerichten und Volksversammlungen und was er sonst an Spenden dem öffentlichen Schatze aufbürdete, ernährte nicht nur den Demos, sondern sicherte ihm auch seine Unabhängigkeit und Stimmenmehrheit, und wenn die Inseln ihr Recht zu Athen zu holen gezwungen wurden, so geschah dies zugleich, um ihre Abhängigkeit zu beurkunden, und um den Verkehr in der Hauptstadt und die Zahl der Processe zu vermehren, durch die der athenische Bürger beschäftigt und erhalten wurde. So lange er lebte ließ freilich die hohe Reinheit seines Charakters die Nachtheile nicht klar hervortreten, die mit diesem Systeme in materieller sowohl als moralischer Hinsicht verbunden waren. Durch die persönliche Auktorität, die er über die Gemüther der Menge bewahrte, ohne sich je zum Schmeichler derselben zu erniedrigen, hielt er die Launen und Lüste derselben in weiser Schranke, und seine zwiefache Meisterschaft als Redner und Feldherr bewahrte den Staat eben so sehr vor Rathlosigkeit als Schwindelei; aber je ungeheurer dennoch die Anstrengungen waren, deren es bedurfte, um den drohenden Sturz im Innern und nach außen zu verzögern, desto jäher erfolgte dieser, als der Tod das Staatsgebäude seines Atlanten beraubte, und nichts als ein verwöhntes Volk zurückließ, das bald bei der Erschöpfung seiner Hülfsquellen dieselben Grundsätze, die bisher das Verfahren des Staats gegen seine Unterthanen geleitet hatten, auch gegen die Minderzahl seiner begüterten Mitbürger anzuwenden anfing.“

Die äußere Ausstattung des Werkes ist gut, der Preis (3 fl. 36 kr.) billig. d.

Romane.

21) Der Bettler von Sanct Columba. Margaretha von Schottland. Zwei Novellen von Johanna Schopenhauer. Frankfurt am Main, Sauerländer, 1836.

Die erste Novelle ist eine ziemlich flüchtige Zeichnung. Ein alter Bettler in Cöln, der sich reich gebettelt hat, rettet einen jungen Kaufmann, der anvertrautes Geld verspielt hat und gibt ihm seine Tochter zur Ehe; der Eidam ist aber undankbar und verläugnet später den sterbenden Bettler. — In der zweiten Novelle sind die Leiden der Dauphine Margaretha, Gemahlin des nachherigen Königs Ludwigs XI., geschildert. Hofintriguen und Verläumdungen kosteten ihr das Leben. Eine Geschichte von Weibern für Weiber.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 93. Montag, 12. September 1836.

Romane.

22) Königs-, Ritter-, Hof- und Kriegsbilder nach Don Telesforo de Trueba von Ferd. Frhr. von Biedenfeld. Zwei Bändchen. Weimar, Voigt, **1836.**

Trueba starb vor noch nicht langer Zeit in der Verbannung. Seine Erzählungen haben viel Aehnlichkeit mit den älteren spanischen Novellen, sowohl in der Form als im Gegenstand; doch verrathen sie das gedrückte Gemüth des Verbannten. Es fehlt ihen jene flüchtige liebenswürdige Grazie des Cervantes. Sie sind alle trüb, ernst, blutig, und die Sprache ist zuweilen zu steif pathetisch.

Es gibt hier 14 Erzählungen:

1) Eine Gothin rettet ihren gefangenen Geliebten dadurch, daß sie sich dem Maurenkönig hingibt, nimmt aber Gift.

2) Die Schwester eines Maurenkönigs liebt einen gefangenen Christen. Ihr Bruder läßt Beide umbringen, aber ihr Sohn rächt sie.

3) Eine spanische Mutter will, um einen Maurenkönig zu heirathen, ihren eignen Sohn vergiften, vermag es aber doch nicht und trinkt im entscheidenden Augenblick das Gift selbst. Diese Geschichte ist schön, voll tiefer Wahrheit.

4) Cid und Ximene.

5) König Alphons liebt heimlich eine schöne Jüdin. Sie beschwört ihn eines Tags, nicht zu lange auf der Jagd auszubleiben. Er vergißt es und als er wiederkommt, findet er ihr Haus vom Pöbel erstürmt, sie und die Ihrigen ermordet.

6) Ein Liebender findet anstatt der Braut am Ort der Zusammenkunft — ihre Leiche, denn man hat sie aus Rache ermordet, weil er vom Islam zum Christenthum übergetreten ist.

Zweites Bändchen: 7) Ein rührendes und doch abschreckendes Bild. Eine wahnsinnige Braut sucht den Geliebten: „Zora schritt im bräutlichen Staat durch das Lager der staunenden und überall scheu zurückweichenden Mauren. Leise, gleich flüsternden Tönen der Luftharfe, klangen Verse aus dem Koran von ihren Lippen. Dann pflückte sie wieder Blumen und streute sie mit kindlichem Jubel in die Lüfte und trällerte dazu die heiter blühende Weise eines arabischen Liedes, riß dann plötzlich die Saiten der Laute schrillend entzwei und schleuderte das Instrument weit von sich. Vor Sonnenuntergang gelangte sie zufällig an die Stelle, wo Pedro's Haupt auf der Lanze stack und sein Leichnam im Staube lag. Lange starrte sie das bleiche Haupt an, wischte sich oft die

Augen, als störte sie etwas im Sehen, lächelte dann freundlich hinauf, nickte ihm zu, drohte kindisch und neckte sich zankend mit ihm. Sie trat näher hinzu, sah den Leichnam am Boden, schüttelte bedenklich ihr Haupt, starrte plötzlich, wie von einem Blitz durchzuckt, auf eine Stelle seiner Brust, beugte sich hinab, kniete, öffnete das Koller, zog ein himmelblaues Band weit hervor, sah Blut an ihrem Finger, wendete den Blick nach dem Haupt auf der Lanze, schrie gellend auf und fiel todt über die Leiche des Geliebten.“

8) Ein König läßt zwei unschuldige Brüder hinrichten. Sie citiren ihn nach dreißig Tagen vor Gottes Richterstuhl, und am dreißigsten Tage wird ihre Unschuld erkannt und der König stirbt.

9) Don Pedro der Grausame macht einen Bauer zum Oberrichter. Als er aber einen Mord verübt, fordert dieser ihn vor, läßt sich durch keine Furcht schrecken und bringt den König endlich dahin, sich vor dem Gesetz zu beugen und folgendes Urtheil anzunehmen. „So spreche ich denn über euch, Don Pedro von Castilien, im Namen des allmächtigen, dreieinigen Gottes, im Namen des Königs und im Namen des Gesetzes das Todesurtheil aus und breche diesen Stab — kraft meines hohen Amtes. Doch da ihr, Don Pedro, mit dem Purpur bekleidet und mit der Krone dieses Landes von Gott begnadigt seyd, so hat kein Gesetz und kein Richter dieser Erde ein Recht an eure Person. Daher werde, um dem Gesetz und der Königswürde zu genügen — das Urtheil an eurem Bildniß vollzogen, und ihr seyd Zeuge dieser Vollstreckung. Möge der Anblick mit Schauder euch erfüllen, euer Herz durchdringen mit den Gefühlen heiliger Menschenpflicht, einen Strahl des Lichts in eure Seele werfen! Ihr Diener des Gerichts vollführt, was euch befohlen ist. Und die Diener des Gerichts eilten zu dem Pferd, hoben das Königsbild herab, trugen es hinauf auf das Schaffot, legten es über den Block und der Henker trennte mit der Schärfe des Beils den Kopf von demselben und zeigte ihn hoch ringsumher allem Volk. Still saß der König und ernst auf seinem Roß, sein Blick verfolgte das Beil des Henkers mit tiefem Sinnen. Leichte Röthe flog über Stirne und Wangen, die Wimpern zuckten — und die Blässe kehrte wieder. Kein Athemzug von all' den Tausenden! Ihr Diener des Gerichts, fuhr Pasqual ruhig fort, das abgeschlagene Haupt heftet an die Ecke dieser Straße, und laßt es dort einen Monat lang stecken zur Warnung für Jeden, der dem König und dem Gesetz zuwider handeln wollte. Und es geschah, wie er befohlen. Aber herab von seinem stolzen Roß sprang der König, trat hin zu Pasqual und sprach voll ruhigen Ernstes: „Mein würdiger Assistente von Sevilla, wie preise ich Gott dafür, daß er mir den Gedanken eingehaucht hat, zu diesem Amt dich zu berufen. Du hast heute mein volles Vertrauen und Castiliens Hochachtung verdient. Bleibe ferner der Handhaber der Gesetze, mein Statthalter der Gerechtigkeit. Gerecht war dein Urtheil, ich bestätige es mit meinem königlichen Wort. Aber, damit keine Zeit deiner vergesse und der Gesetze spotte, so werde mein Bildniß in Stein treu nachgeformt an jener Straßenecke befestigt, nicht für einen Monat, nein — für immer! Juan Pasqual, drücke die Hand deines Königs, der stolz darauf ist, seinen Freund dich nennen zu können.“ Also handelte Juan Pasqual, der Bauer, und also der König Don Pedro der Grausame. Alles geschah, wie dieser befohlen hatte. Heute noch heißt jenes Gäßchen zu Sevilla die Calle del Candilejo (Lampengasse) und heute noch steht in einer Nische an ihrer Ecke der steinerne Kopf des Königs Don Pedro von Castilien, welchen die Nachwelt den Grausamen nannte.“

10) Ein junger König straft die bösen Regenten, die während seiner Minderjährigkeit das Land geplagt.

11) Ein schwacher König läßt undankbar einen tüchtigen Minister hinrichten.

12) Die Mauren empören sich gegen Philipp II., aber ihr König ist heimlich Christ, verräth sich und wird grausam ermordet.

13) Die Strafe eines gewaltthätigen Günstlings.

14) Das Ende Karls II. und eine Skizze der Intriguen, die den spanischen Erbfolgekrieg veranlaßten.

23) Desengaño. Novelle von Franz Frhrn. Gaudy. Leipzig, Weidmann. 1834.

Eine bunte, flackernde Phantasie. Der Dichter vermeidet jenen vornehm thuenden, leichten und leeren Memoirenstyl, der sich immer mehr in der schönen Literatur auszubreiten droht, und sucht dem Auge scharfgezeichnete und reiche Bilder, dem Verstande witzige Gedanken zu geben. Man soll bei ihm auf jeder Seite etwas finden, wie bei Tieck, Arnim, Jean Paul; nicht ganze Bogen lesen müssen, um endlich von etwas überrascht zu werden, das nur geistreich aussieht, oder das wir dafür zu halten geneigt sind, weil wir es so lange suchten. Diese Fülle lebendiger Bilder und Gedanken ist also unserer modernen Leerheit gegenüber sehr schätzenswerth. Aber der Dichter hat noch keine eigene Form und Manier. Er wechselt noch zu sehr mit fremder ab. Am Anfang der Novelle finden wir eine romantische Schilderung des Waldes mit altdeutscher Treue gemalt: „Bräutlich verschämt zittern vom Perlenthränenschmuck bethaut im Strahlenkusse der Maisonne die Blüthen des heimlichen, lauschigen Plätzchens, auf welchem ich meinen Sonntagsmorgen verträume. Hohe Tannen verflechten, längs des schlängelnden Pfades, den der flüchtige Schmerlenbach verfolgt, ihre Aeste mit dem schmachtend herabsinkenden Gezweig der Weide. Träger als der Tannen Grün, als der bebenden Silberpappel

Laub, windet sich das Erlenblatt aus der harzigen Knospe, träger noch das gezackte des Ahorns, während des Flieders dunkle Purpurtrauben längst in üppiger Fülle duften, während an zierlichem Stengel schon längst die Blume des Mais, Glöckchen an Glöckchen gereiht, verblühte, die der Erde sich anschmiegende Erdbeerblüthe aus den Ranken hervorlauscht, und rosige Flocke vom Apfelbaume schnei't. Pfeilschnell umkreist der Specht den knotigen Baumstamm, und erhascht, die Rinde hämmernd, den fliehenden Wurm. Aus dem Wipfel tönt das flötende Locken des goldgelben Pyrols, und der Buchfink sammelt den verdorrenden Halm zum Neste. Aus dem sprossenden Rohe krächzt eintönig die Dommel; im weichen Fluge gleitet die Schwalbe über die glitzernde Wiese, welche der Storch gemessnen Schritts durchwandelt, und beutebeschwert sich mühsam erhebt, um dem riesigen Neste, dem auf der Scheune Giebel gegründeten, zuzuschweben. Wolkenleer ist der Himmel. Alles knospet, rauschet, schwirrt und summt und flötet — aber der Menschen lärmendes Tosen verstummt vor der Feier des Sonntages — heilige Sabbathstille."

In der Mitte finden wir eine komische Taufpredigt, die in einem ganz andern Ton gehalten und auffallend nach Jean Paul gemodelt ist. Die Täuflinge sind zwei zusammengewachsene Mädchen. „Dem Geschwisterpaar Petzlein, so lautet die Konduitenliste des Schullehrer Trommelfell, fehlt es nicht an Kopf, wohl aber an dem benöthigten Sitzfleisch; vor Allem aber ist zu rügen, daß es nie mit sich einig werden könne. — Schon in der Wiege will die Mutter bemerkt haben, daß die linke Leporella immer um eine Terzie höher als die rechte Haselantina gequäckt habe. Bei zunehmendem Alter hätte dieser Umstand den Doppelköpfen einen höheren Werth verliehen, indem man dies zweibeinige Duett als Alt und Diskant in einer Person mit Erfolg über die Bühne hätte wandeln sehen können, und schreibfertige Melodramendichter gewiß die wunderbarsten Stücke zu Ehren der Künstlerinnen geschrieben hätten. Sparliebende Regisseurs hätten schwerlich ermangelt, den Profit mittelst welches zwei Kehlen durch einen Shawl zu erkaufen gewesen, sich und den Aktionairs zu berechnen — wären nicht alle harmonischen Träume an der Disharmonie der Schwestern gescheitert, von denen Jede sich mit Don Carlos bitter beklagte: „warum aus Tausenden von Schwestern just eben diese Schwester ihr geworden." Aber konnte denn auch jemals die schwarzäugige, schwarzlockigte, poetische Leporella, bei welcher die Phantasie prädominirt, mit der flachsköpfigen, blauäugigen, phlegmatisch reflektirenden Haselantina harmoniren? Man wende mir nicht etwa die Unmöglichkeit dieses Zwiespalts ein, und wolle sie medicinisch aus dem gemeinsamen Herzbeutel und Venensystem widerlegen — ich halte mich lediglich an den Thatbestand. Konnte je, frage ich noch einmal, die äußerste Linke mit der äußersten Rechten eines Sinnes werden, und müßten nicht alle Anstrengungen des juste-milieu die Einigkeit, wenn auch nur nothdürftig wieder herzustellen, vergeblich bleiben? Leporella kleidet sich gern in schreiende Farben, die Schwester in sanfte — wo soll da Harmonie herkommen? Und wenn nun Jede auf ihrem Kopf besteht, und darüber bittere Klage erhebt, daß zu ihrem grünen Kopftuche das graue Kleid angezogen werde, indem sie doch unmöglich den simultanen Leib perpendikulär in die resp. ansprechenden Farben trennen, und sich wie Festungssträflinge tragen können, so ist dies allein schon ein Grund, über welchen einzeln gewachsene Schwestern zerfallen dürfen, geschweige denn zusammengewurzelte. Die schwärmerische Leporella neigt sich zur katholischen Religion, der des verstorbnen Vaters, die rationelle Haselantina zur reformirten, welcher die Mutter anhängt. Welche soll nachgeben? — Keine. Die Rechte genießt andächtig, obwohl von der kopfschüttelnden Schwester gestört, den Unterricht des Predigers und das Abendmahl unter beiden Gestalten. Die Linke läßt sich von dem Vikarius firmeln und einsegnen und geht der protestantischen und protestirenden Schwester zum Possen alle acht Tage zur Beichte. Doch die Helden-Confusion erreicht ihren Gipfel, nachdem die blonden Reize der stillen Schwester einen unauslöschlichen Eindruck auf einen Jüngling gemacht haben, und dieser ihr Herz und Hand anträgt. Haselantina stößt ihn spröde von sich, während die glühende Leporella Alles anwendet ihn sich geneigt zu machen und ihn sich an ihre linke Hand antrauen zu lassen. Vergeblich will die Rechte dem zudringlichen Bewerber entfliehen — die Linke bleibt wie angewurzelt, und ist trotz der Verwünschungen der Schwester erbötig die Fleuretten in Empfang zu nehmen. Wohl oder übel muß Leporella in diesem Bunde die Dritte bleiben und dem Verschmachtenden ein Rendez-vous wider Willen gewähren. Und als nun endlich der verschmähte Liebhaber von dem rechten Arm zurückgestoßen in den zur Umarmung geöffneten linken flüchtet, als Haselantina mit doppelter Verzweiflung die Liebesschwüre, die Küsse der lieblichen Anderthalb vernimmt, als sie gar vom nahen Aufgebote munkeln hört — kann man es ihr wohl verargen, wenn sie über Hälse und Köpfe zum Prediger rennt und trotz der heftig verneinenden Schwester Einspruch thut. Schon der Gedanke an Trauung, wo sie als Brautjungfer figuriren müßte, bringt sie auf's Aeußerste ꝛc."

Am Schluß aber lesen wir Sachen, die dem ganz ordinären Romanjammer angehören: „Wo bin ich? schreit er entsetzt. Im Kerker? Gefangen? Im dunkeln Gefängnisse? Verrathen! Ja Moderluft weht mich hier an — Leichengeruch! Wollt Ihr den König morden? Licht, Licht! Freiheit! — Herbei meine Getreuen! Rettet, rettet Euern König! Hinweg! Fort, fort. Hinaus! Vater!

Vater! — Giuseppe! — Bernardo, ich beschwöre Sie, halten Sie ihn auf, den Unglücklichen. Er darf nicht von hinnen. Er darf nicht? kreischt der Wahnsinnige. Darf nicht? Ha, wer wagt es an den König Hand anzulegen? Bist Du es Antonio Lambertazzi, der Du mir zum zweitenmale entgegentrittst? Wahre Dich, Knabe, der alte Löwe ist immer noch Löwe. Leben oder Tod! Du oder ich! Es gilt — Ein Messer blitzt in der Faust des Rasenden. Paola stürzt mit grellem Schrei an meine bedrohte Brust — der Blindwüthende — Heiliger Gott! Sie — sie — —."

24) Alfonso. Eine Novelle für Freunde der Tonkunst von L. A. Weiske. Zwickau, Gbr. Schumann. 1835.

Ein armer Liebhaber bekommt eine reiche Frau. Weil er so schön mit ihr vor dem Notenblatt harmonirt, wird er es wohl auch in der Ehe, und er ist überschwenglich dankbar. „Du bist es, sagt er am Schluß der Novelle, du bist es, holde Tonkunst, Tochter des Himmels, die mich zu Gabrielen führte! Vernimm die dankende Stimme dieses Herzens! Leuchte mit dem Glanze deiner Macht noch ferner meinem Pfade und dem der Geliebten und bebe durch unsere vereinten Herzen deinen allliebenden Schlag."

Kunst.

Die goldene Altartafel Kaiser Heinrich II., mit einem lithographirten Umrisse. Basel, Schweighäuser. 1836.

Wenn unsere Zeit Vieles und Manches darunter auf unverantwortliche Weise gemäßigt hat, so widmet sie dagegen auch Manchem lange vernachläßigten Alterthum eine beinahe zärtliche Sorgfalt. Wenn sie nichts Neues hervorbringt, so beleuchtet sie das Alte mit mehr Geist und Umsicht, als je eine Zeit vor ihr.

Die goldene Altartafel Kaiser Heinrichs II. ist eines der wichtigsten Denkmale der Kunstgeschichte, denn aus dem 11ten Jahrhundert ist uns sehr wenig und von Goldschmiedsarbeit beinahe nichts geblieben. Die Altartafel zu Comburg, Christus mit den 12 Aposteln vorstellend, ist immer in kleinerem Maßstab und in einem weniger charakteristischen Styl gearbeitet.

Da die Heinrichstafel seit Jahrhunderten dem Publikum unsichtbar und mit dem übrigen Domschatz ein Gegenstand des Streits zwischen Stadt und Domkapitel war, und erst nun bei Theilung zwischen Stadt und Land Basel letzterem zugefallen und verkauft worden ist, so mag eine Beschreibung dieser höchst merkwürdigen Votivtafel manchem Leser dieser Blätter nicht unwillkommen seyn.

Eine Tafel von ungarischem Gold, 3 Fuß 8 Zoll fr. M. hoch, 5 Fuß 6 Zoll breit, über 400 Loth wiegend, auf Cederholz befestigt und beinahe unversehrt erhalten, wie aus sorgfältiger Beschauung bezeugt werden kann, zeigt 5 Nischen durch byzantinische Säulen und Rundbögen gebildet, in der Mitte den Heiland, die Weltkugel, mit α und ω bezeichnet, in der Linken, die Rechte mit aufgehobenen drei Vorderfingern zum Segnen erhoben. Zu seinen Füßen liegen, ungefähr in vierfacher Verkleinerung, rechts der Kaiser, links die Kaiserin mit einer Bewegung, als bemühten sie sich die Spitzen der Fußzehen zu berühren. Rechts (heraldisch) vom Heiland steht der Erzengel Michael mit einem Rund in der Rechten, auf welchem ein griechisches Kreuz steht (vielleicht dem Schild des Kaisers), eine Lanze in der Linken, an diesem der heilige Benedict von Norcie in Abtskleidung, links die zwei andern Erzengel mit Pilgerstäben.

Das Bezeichnende an dieser Tafel ist die Behandlung der Gewänder, die Ausfüllung des Raums durch Arabesken und Medaillone und die hochgesteigerte Technik.

An den Gewändern erkennt man, wie deren Behandlung traditionell und durch Anschauung der antiken Denkmale die byzantinische Epoche durch bis in die Zeiten des Wiederauflebens mehr als andere Theile der Sculptur sich erhalten hat. Das Nackte ist verständig und kräftig angedeutet, die Gewänder sind gratiös, zum Theil sogar keck geworfen.

Die Arabesken um das Ganze werden durch Schlingpflanzen ganz ausgefüllt, in welchen abwechselnd vierfüßige Thiere und Vögel dargestellt sind. Nur die Mitten werden durch zwei auf einander folgende Löwen bezeichnet. Der Styl ist dem der byzantinischen Mosaiken in Rom und Ravenna ganz ähnlich. Wir können aus manchen Zeichen schließen, daß der Verfertiger, dessen Namen unbekannt ist, von Oberitalien, wahrscheinlich ein Venetianer, gewesen seye.

Die Technik zeugt von unendlichem Fleiß, nur scheinen alle nackten Füße nach einem Modell gearbeitet zu seyn, gehen stark unterwärts und stehen auf einem Boden, welcher sehr willkürlich und undeutlich behandelt ist. Die vier Cardinaltugenden in den Medaillons zwischen den Nischen sind Einem Kopfe sklavisch nachgebildet.

Wir freuen uns, daß das merkwürdige Denkmal vorläufig für Basel erhalten worden ist, indem ein Goldschmied, Hr. J. J. Handmann, es erstanden, gereinigt, ergänzt und aufgestellt hat. Es ist zu hoffen, daß es der, bekanntlich an Gold sehr, aber an Kunstdenkmalen nicht sehr reichen Stadt werde erhalten werden, denn solche Denkmale nehmen doch immer an Ort und Stelle sich viel besser aus, als anderwärts, und nachdem man den Todtentanz ohne Noth zerstört hat, muß man der Ehre und Reputation wegen doch etwas thun.

Der Steindruck ist treu und geschmackvoll, die Beschreibung ohne Marktschreierei. F. K.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 94. Freitag, 16. September 1836.

Romane.

25) Das Novellenbuch oder hundert Novellen nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorwort von Ludwig Tieck. Erster bis dritter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1834, 1835, 1836.

Was Tieck und der Herausgeber selbst zum Lobe der alten Novellen sagen, ist sehr wahr. Sie hätten auch wohl noch schärfer herausheben können, wie viel Reiz neben der originellen Erfindung auch in der Kürze und in der anspruchslosen Erzählungsweise jener frühern Novellen lag, während unsre modernen Novellen mit sehr geringen Ausnahmen an einer Trivialität der Erfindung, Weitläuftigkeit und Prätension leiden, die sie einem gesunden Geschmacke schon jezt eben so unerträglich machen, als sie einst der Nachwelt erscheinen werden.

Die Auffrischung der ältern Novellenliteratur kann unter diesen Umständen nur erwünscht seyn. Aber sofern nicht nothwendig alles darin vortrefflich war, sofern Manches der Vergessenheit, in der es bereits schlummert, nicht wieder entrissen werden sollte, sofern Manches nur wissenswürdig, dem Historiker und Philosophen interessant, aber keineswegs zur Unterhaltung für unser größeres Publikum geeignet ist, darf man von dem neuen Bearbeiter eine strenge Kritik verlangen.

Bekanntlich leidet unsere Novellenliteratur gegenwärtig an zwei einander entgegengesezten Uebeln, an einer falschen, scheinheiligen Pruderie, die jede unschuldige Natürlichkeit wie ein Verbrechen verdammt und dadurch die reichste Quelle guter Laune und heiterer Scherze verstopft, und an einer eben so düstern, grübelnden und ernsthaft philosophirenden Schamlosigkeit, die alle geheimen Krankheiten der Zeit mit einer schauererregenden Kälte aufdeckt und sich am Anblick des Ekelhaftesten der physischen und moralischen Unnatur weidet. Beide Extreme haben etwas gemeinschaftlich, das düstere, prosaische, unerquickliche Wesen; denn die englische Pruderie ist so wenig lustig, wie die französische Frechheit, und die deutsche Novellistik, die zwischen beiden schwankt, macht eine noch ernsthaftere Miene dazu. In diesem düstern Wesen kehrt ein Zug von Barbarei wieder, der einen Rückschritt der gegenwärtigen Generation aus dem Jahrhundert der Humanität bezeichnet. Alle Wilden sind traurig, grausam und wollüstig. Etwas so Wildes ist wieder eingekehrt mitten in unsre Civilisation, und wir haben vom Talent der Humanität, dem glücklichen Frohsinn und der lächelnden Milde schon ungemein viel eingebüßt.

Da nun notorisch unserer schönen Literatur, die vom langweiligsten Ernst überfließt und die mit der schwärzesten Verzweiflung und den widerlichsten Bildern sich quält, nichts so sehr fehlt, als gesunde Freude, das heitre Komische, so wollen wir auch alle die tolllustigen Novellen des Herrn Bülow mit Dank annehmen und uns nicht mit prudem Moralitätseifer an den kleinen Dingen stossen, über die besonders die Leserinnen erröthen müssen. Die wahre Moral wird durch einen Scherz nicht gefährdet. Wo man so herzlich lachen muß, hat es keine Noth. Nur die sentimentale Beschönigung des Lasters schleicht sich verführerisch in die Herzen. Goethe's Werther, Goethe's Wahlverwandtschaften sind verführerische, lasterhafte Bücher, welche die Leser und Leserinnen mit den Gedanken der Untreue, mit Begehrlichkeiten, mit Ungenügsamkeiten, mit krankhaften Eitelkeiten vertraut machen und das Herz nur bestechen, um es zu verderben; aber das Dekamerone des Boccaz, das lauter Laster nur schildert, um sie zu verspotten, Rabelais und selbst der unflätige Eulenspiegel sind ganz moralische Bücher, und über sie zu lachen, thut dem Leib und der Seele wohler, als zu weinen und sich sinnlich zu kitzeln und sich herunter zu empfinden zum erbärmlichsten Egoisten und Schwächling bei Goethe. Aristophanes ist eine bessere Arznei für die Menschen, als der weinerliche Euripides, obgleich jener höchst indecent und dieser höchst anständig schrieb. Luther war bis zur Unziemlichkeit derb in seiner Sprache und doch der reinste, kräftigste, edelste Charakter; Shakspeare erlaubte sich ungemeine Freiheiten, und doch hat er nichts geschrieben, was den Charakter des Lesers nicht reinigte, veredelte, erhöhte. Wie viel hunderte und tausende unserer modernen Schriftsteller säubern und putzen ihren Styl, daß man nicht den kleinsten Fehler gegen den herkömmlichen äußern Anstand darin findet, und doch ist der Inhalt dessen, was sie schreiben, Seelenschmutz.

O daß wir wieder einige lachende, einen Scherz sich erlaubende Ehrenmänner hätten, statt der vielen ernsthaften, anständigen Schurken!

Also weit entfernt, dem Herrn von Bülow seine lustigen Novellen vorzuwerfen, loben wir nur seinen Muth, dieselben in der heutigen Zeit aufgefrischt zu haben.

Doch wie war es möglich, daß er, der doch den kräftigen und reinen Sinn der Alten liebt und versteht, bei einigen Novellen ganz in den modernen Ton, in die sentimentale Behandlung des ruchlosesten Raffinements unnatürlicher Gelüste fallen konnte? z. B. bei der bekannten Geschichte von dem Sohn, der unwissend mit seiner eigenen Mutter eine Tochter zeugt und diese nachher eben so unwissend heirathet. Schon die griechischen Dichter haben diese Geschichte behandelt. Es ist die des Oedipus. Welcher zartfühlende Dichter hätte sie anders behandeln können, als es die Griechen gethan haben, welche die Mutter eben so unwissend seyn ließen, als den Sohn. Auch mehrere Bearbeiter der späteren Novelle, z. B. Sterne in Yoriks Reisen lassen den Frevel Folge eines bloßen Zufalls seyn. Herr von Bülow aber scheut sich nicht (ich weiß nicht, welchem schlechten Original folgend), der Mutter die lasterhafteste Absicht, die unnatürlichste Leidenschaft für den eigenen Sohn anzudichten. Dies ist so widrig für das Gefühl des Lesers, so empörend für das Gefühl der Leserinnen, als unwahr und unmöglich überhaupt. So etwas entehrt die menschliche Phantasie und gehört in kein Buch. Als einst der verworfenste Mensch, den die neuern Zeiten erblickt haben, Hebert (dessen Genie gleichwohl jüngst unter den jungen Deutschen Nachahmer hat finden wollen), mit seiner an jedes Scheußlichste schon gewöhnten Phantasie und schamlosen Stirne die unglückselige Königin Marie Antoinette in Bezug auf den Dauphin, ihren Sohn, dessen beschuldigte, was Herr von Bülow hier von der Donna Cassandra in Bezug auf ihren Sohn erzählt, und die Königin stolz sich erhob und alle französischen Mütter aufforderte, zu sagen, ob eine solche Schandthat überhaupt möglich sey, da zollten selbst die entmenschten Poissarden ihr Beifall, und selbst die bluttriefenden Sansculotten wendeten sich mit Unwillen von Hebert ab. Soll unser gesittetes Publikum weniger delikat seyn gegenüber einer solchen Novelle, die eine Beleidigung aller Frauen ist? Auch „die Amazone" hätte wegbleiben können. Wozu es sagen und sogar beschönigen, wenn eigensinnige Damen einen so gemeinen Geschmack haben? Die „Störung zu rechter Zeit" gehört auch zu den Erzählungen, in denen das Gemeine auf eine unerlaubte Weise sentimental entschuldigt wird. Treulosigkeiten und Wiederzusammenlaufen und sich gegenseitig verzeihen, ist immer gemein und läßt sich in der Poesie nur komisch, nie sentimental behandeln, nur juvenalisch verspotten, nie kotzebuesch menschenhaß und reuerlich beschönigen. Auch „Tarquinius und Miranda" ist voller beschönigter Schlechtigkeiten. Deßgleichen „Verderbniß aus Entehrung," ein Stoff, den der Maler Hogarth weit besser zu behandeln verstand. Schon im Allgemeinen müßte man es mißbilligen, daß in einer Novelle die Frauenehre als das Zarteste und Heiligste, in der andern als etwas sehr Gleichgültiges behandelt wird, und daß in einer Novelle dasselbe Laster derb-komisch verspottet, in der andern sentimental entschuldigt wird.

Doch hindern diese Ausstellungen, die wir nur an einigen Novellen zu machen haben, uns nicht, die Vortrefflichkeit der übrigen zu preisen, und dem Sammler unsern Dank für das Vergnügen darzubringen, das uns ihre Lektüre gewährt hat.

26) Novellen von E. Ferrand. Berlin, Stuhr, 1835.

Die Rosen. Ein kranker, schwermüthiger Jüngling, obgleich Bräutigam, stürzt sich in's Wasser, nachdem er einem alten Gärtner aufgetragen hat, auf sein Grab Rosen zu pflanzen. Diese Rosen gedeihen wunderbar, und als seine Braut, jezt an eines neuen Bräutigams Seite, zufällig diese Rosen sieht, bricht ihr der Leztere eine Rose ab, die sie am Hochzeittage an den Busen steckt. Aber in der Mitternachtsstunde erscheint ihr des alten Geliebten Geist, und sie stirbt vor Schreck. Diese düstere und doch schöne Novelle ist sehr nahe verwandt mit einer arabischen Sage.

Hebe. Eine kleine moderne Mythe. Ein Jüngling wartet in der Galerie auf die Geliebte. Sie kommt nicht. Er schläft ein und glaubt zu sehen, wie die Statue der Hebe sich plötzlich belebt, mit der er nun verkehrt, und zu der er als Greis zurückzukehren glaubt, um sich neue Jugend zu erflehen. Dieser artige Traum ist vielleicht zu flüchtig gezeichnet.

Bei der dritten vortrefflichen Novelle, die Ideale, ist nur das unbegreiflich, daß ihr der Verfasser einen tragischen Schluß gegeben hat. Sie wäre eine allerliebste komische Erzählung geworden. Ein poetischer Faselhans und charakterloser Geck, wie es deren viele gibt, glaubt, mehrere Mädchen zugleich lieben, oder vielmehr von mehreren Mädchen zugleich sich lieben lassen zu müssen. Von Adelaiden, die er noch nicht aufgibt, geht er zu Annen, für die er sich eben so wenig bestimmt erklärt. Da bekommt er einen Brief von Adelaiden, die ihn zu ihrer Hochzeit einladet. Wüthend will er die Treulose bestrafen, den unerwarteten glücklichen Nebenbuhler vertreiben und eilt fort. „Einige Monate waren vergangen, Albert begegnete auf der Straße seinem zurückgekehrten Freunde Edmund. Aber löse mir das Räthsel, sagte Albert, Antonie wirklich verheirathet, und du so ruhig, so heiter, wie ich dich fast nie gesehen haben. Wie deute ich das?" „„Das ist ganz einfach. Kaum hattest du mich damals, wo ich dich vor meiner Abreise zum lezten Male sah, verlassen, als ich einen Brief erhielt. Denke dir meine Wuth. Antonie zeigte mir ganz ruhig ihre Verlobung mit einem Andern an, und ladet mich freundschaftlich zur Hochzeit ein. Ich hatte nur einen Gedanken: hineilen und die Treulose durch meinen Anblick zu Boden schmettern, vernichten. Gedacht, gethan. Mit Courierpferden eile ich nach ihrem Wohnorte, und werde freudig als ein frühzeitiger, aber willkommener Hochzeitgast empfangen. Ehe ich zur Besinnung kommen kann, stellt mich Antonie ihrem Bräutigam vor, der höchst erfreut ist u. s. w. Alte Bekannte eilen herzu, den lieben, theuren Freund zu begrüßen, ich weiß nicht, wie mir geschieht; endlich werde ich ruhiger und — vernünftig. Ich sehe ein, daß Antonie, die in gewissen Jahren ist, und, seit ich sie nicht sah, von der Zeit einige kleine Veränderungen hat hinnehmen müssen, ganz recht gethan hat, die Hand eines wackern Mannes anzunehmen, da ich mich stets nur um ihr Herz, nie um ihre Hand beworben habe. Hier in Antoniens Nähe fand ich mich selbst. Der Zauber der Ferne, welcher sie in meiner Phantasie verklärte, war verschwunden; ich sah Antonien, nicht mein idealisches Traumgebild. Ich fühlte klar und deutlich, daß ich nicht die prunkende Antonie, daß ich Anna, die arme, unbedeutende Anna, liebe."" Nun wäre die Novelle herrlich, wenn Albert ihm sagte: lieber Freund, es thut mir leid, dir sagen zu müssen, daß diese besagte Anna nunmehr meine Braut ist. Aber statt dieser heitern Doppelstrafe des phantastischen Gecken tritt ein wunderlich tragisches Fatum ein. Anna ist die gemeine Maitresse eines Grafen geworden, Albert hat dazu beigetragen, Edmund schießt sich mit ihm, und Beide fallen. Wozu die Schande und der Tod, da die ganze Anlage der Erzählung auf Komik berechnet war?

Nach einer ziemlich fieberhaften Grabphantasie eine Stunde betitelt, folgt eine nicht weniger schauerliche Geschichte, der Ring. Ein Mädchen, der ihr Geliebter einen Ring gegeben mit dem Versprechen, binnen drei Jahren zurückzukehren, heirathet noch vor der Zeit einen Andern, und am Hochzeittage kommt jener Erste zurück und erschießt sie und sich selbst. Von ähnlicher Art ist die Jugendliebe. Ein Gatte verläßt Weib und Kind, um einer Buhlerin, der Maitresse eines andern, die er früher geliebt, zu folgen, und da er sie weder meiden, noch mit ihr leben kann, vergiftet er sie und sich. Die folgende Geschichte gehört zu der frivolen Entweihungen ehelicher Verhältnisse. Die lezte ist eine Entsagungsgeschichte.

27) Der fahrende Schüler. Von Wilhelm von Chezy. Drei Theile. Zürich, Orell, Fueßli und Comp., 1835.

Herr von Chezy ist ein Schüler Spindlers, sein Talent eignet sich aber für diese Manier keineswegs. Spindler ist in der Darstellung des rohen Mittelalters ganz eigenthümlich, er zeichnet scharf, lebendig, mit kräftiger Hand, und zagt nicht, wenn es Dinge gilt, die den zartern Sinn unsrer Zeit beleidigen. Darum erscheint seine Manier natürlich und ohne Affektation. Seinen Schülern dagegen ist dieses rauhe Wesen nicht natürlich, sie affektiren nur den Ton derber Kraft, und können es nicht lassen, zart und sentimental zu seyn, wo es nicht hin gehört.

28) Die Reisekur. Von Louis Lax. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

Herr Lax hat schon öfters beurkundet, daß es ihm an Lebhaftigkeit der Phantasie nicht fehle, aber er wuchert mit dieser Gabe nicht, er fällt immer aus der geistreichen Schreibart in die gemeine sentimentale ordinäre Romanprosa herunter. Er hatte bei seinem ersten Erscheinen einen feinen Anschliff von Jean Paul, Börne, Heine, aber dahinter folgte der rohe Stein, die trübe und dicke Masse des englischen Romantons.

29) Der Hochmuthsteufel. Eine komische Erzählung von Massaloup. Magdeburg, Bühler, 1835.

Abenteuer eines Leinewebergesellen aus Perleberg. Das Komische soll hauptsächlich in dem märkischen Dialekt des Dialogs liegen. Das ganze Produkt ist sehr unbedeutend, ohne tiefe Charakteristik, ohne die lebendigen Farben, die zu solchen Genregemälden gehören, und bei weitem unter dem, was der Franzose Reymond in Darstellungen aus dem Handwerksleben geleistet hat. Doch abgesehen von der verfehlten Ausführung, ist an und für sich der Versuch, unsern niedern Ständen die poetischen Seiten abzugewinnen, sehr zu loben. Dieses Feld ist fast noch gar nicht angebaut und doch sehr ergiebig, wenn man sich darauf versteht. In unsern bisherigen Romanen traten immer nur fade Barone, abgeschmackte Assessoren und Sekretäre auf, kurz Adel, Staatsdiener, Honoratioren. Dann kamen die historischen Charaktere und Costüme aus der Vorwelt an die Reihe. Aber die zahlreiche Klasse der Handwerker und Bauern hat man noch nicht gewürdigt, in die Romane aufzunehmen, außer als komische oder Nebenfiguren, und doch wäre hier mehr Natur und Schicksal zu finden, als in den ausgefahrnen Gleisen der höhern Welt.

30) Demetrius und Boris Godunow oder Rußland in den Jahren 1591—1606. Historisch-romantisches Gemälde von Eduard Gehe. Zwei Bände. Dresden, Arnold, 1836.

Die bekannte Geschichte vom falschen Demetrius, die seit Schiller in Versen und Prosa schon gar oft behandelt wurde. Der Stoff ist allerdings sehr anziehend. In der Form des Romans hat ihn aber noch Niemand besser behandelt, als Bechstein. Herr Gehe hat dessen zartes, warmes und klares Colorit nicht erreicht, aber dem Roman manche Beziehung auf Polen eingeflochten, wodurch die Vergangenheit an die Gegenwart angeknüpft wird.

31) Die Zigeuner. Von Georg Payne Rainsford James, Verfasser des Heinrich Masterton &c. Aus dem Englischen von Lindauer. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1836.

Es gehört zu den Eigenheiten unserer Zeit, mit dem größten Aufwande von Mitteln zum kleinsten Resultate zu gelangen, z. B. drei dicke Bände zu schreiben, um der Phantasie keine größere Beschäftigung zu geben, als es ein kleines Liedchen vermöchte. Goethe's Zigeunerlied enthält auf zwei Seiten mehr Stoff für die Phantasie, als das vorliegende Werk, das uns eine englische Familie in mysteriöser Verbindung mit Zigeunern darstellt, wobei aber alles Geheimnißvolle und alle Romantik zuletzt in bloße Intriguen in einer Erbschaftsangelegenheit hinausläuft. Der Verfasser schreibt gut, charakterisirt gut, aber ich möchte wissen, zu welchem Zweck wenn die Charaktere, die Begebenheiten aller innern poetischen Bedeutung entbehren, wenn man das Buch liest, ohne ergriffen zu werden? Die Romantik sollte in der Idee des Ganzen, im Hauptcharakter, in der Haupthandlung liegen; aber die Romanschreiber legen sie *in Nebenfiguren*, wie ein eleganter, aber fader Lord sich von einem phantastisch gekleideten Mohren begleiten läßt. Die Prosa sitzt als Herr im Wagen, und die Poesie steht nur hinten auf.

32) Das Gelübde. Novelle von Heinrich Walch. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Die Geschichte fängt gar unterhaltend an und spannt uns lange. Ein junger Graf, der einem Duell entgegenreist, geräth unterwegs in eine Menge der seltsamsten Abenteuer, Geisterspuk umgibt ihn, endlich wird er von Räubern gefangen, und bis er sein Lösegeld bezahlt, in einem Schloß aufbewahrt, wo ihm manche neue seltsame Dinge begegnen. Einzelne recht unterhaltende Geister-, Räuber- und Criminalgeschichten sind episodisch eingeflochten. Endlich erfährt man, die Familie des Mädchens, um deretwillen der junge Graf sich duelliren wollte, habe diese ganze Comödie veranstaltet, um ihn an diesem blutigen Versuch zu hindern. Sein Nebenbuhler erscheint an der Hand der Schwester seiner Geliebten, und den Schluß macht eine fröhliche Doppelheirath.

Berichtigung.

In Nro. 93 dieser Blätter, Seite 372 Spalte 2 Zeile 3 von oben, soll es statt „ “ und „“ „☧“ heißen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 95. Montag, 19. September 1836.

Dramatische Literatur.

36) Die Babylonier in Jerusalem. Dramatisches Gedicht von Friedr. von Uechtritz. Düsseldorf, Schreiner. 1836.

Herr von Uechtritz zeichnet sich durch die edle Grazie aus, die alle seine Dichtungen durchdringt, und sich in ihrer Einfachheit und Bescheidenheit sehr von der koketten Frechheit unterscheidet, mit welcher die dramatische Muse unserer Zeit, besonders durch das französische Beispiel verführt, uns imponiren will und uns gleich einer Bachantin oder Poissarde mit Gewalt, mit gräßlichem Zähnefletschen und bei den Haaren in ihre Umarmungen reißt. Der anspruchslose Dichter verschmäht die Effekte. Das ist freilich erstaunlich. Die Tendenz seines Drama's ist nicht, das Laster in aller Farbenpracht auf den poetischen Thron zu setzen, sondern an die Erhabenheit und an den großen Trost der Religion zu erinnern. Das ist freilich noch erstaunlicher. Darum kann auch dieser Dichter unmöglich gefallen. Das Theater verträgt nur noch so viel Scheinfrömmigkeit, als nöthig ist in einer Oper ein kokettes Gebet mit balletartigen knieenden Gruppen zu motiviren.

Die Babylonier unter Nebuchadnezar erscheinen vor Jerusalem. Die Juden vertheidigen sich tapfer. Ein begeistertes Mädchen hält den König Zedekia für den Messias und bringt ihn dahin, es selbst zu glauben; aber gerade diese blinde Zuversicht stürzt ihn in's Verderben. Jerusalem wird erobert, zerstört; der König, gefangen und geblendet, fällt in Wahnsinn. Nur der Prophet Jeremia bleibt mitten in Stürmen ruhig und hält die Hoffnung fest trotz des Unglücks, wie er früher die Wahrheit festgehalten gegenüber jedem Irrthum. Der Leser wird vielleicht am besten in den Geist und in den Ton dieses dramatischen Gedichtes eingeführt, wenn er folgende Scene kennen lernt, in welcher der wahnsinnige König auftritt.

Abikam.

O es ist herzzerschneidend, den Geblendeten
Zu sehn und seine Reden zu vernehmen,
Den Jubel, den er in die Lüfte jauchzt!

Jeremia.

Wie? Jubel?

Abikam.

Ja; denn jetzt, wo er, ein Knecht
Und blinder Bettler, aus dem Land der Väter
Aus seinem Reich geschleppt wird, dünkt er sich
Als gottverklärter Siegesfürst und Heiland
Hoch auf Gewölk', von Himmelsglanz umflossen,
Von Engelsfittigen umrauscht, zu thronen.

Je wilder ihn die Schläg' und Wuth des Sturms,
Des dieses Reich entwurzelnden, getroffen,
Um desto fester hat er seinen Wahn
Umklammert, bis der Wahn zum Wahnsinn worden.

Jeremia.

O Bild des Schicksals und der Zukunft meines Volks!

Zedekia (hinter der Scene).

Halleluja!

Jeremia.

Er naht schon. — Es ist schauerlich!

Ahikam.

Und doch
Erkenn' ich, daß der nicht'ge Wahnsinnsjubel,
Die Straf' der Verirrung seines Stolzes,
Zugleich die größte Gnadengab' ist, die
Der Herr dem Unglücksel'gen schenken können.
(Zedekia wird geblendet hereingeführt.)

Zedekia.

Das Licht ist fast zu stark für meine Augen.
Mildr' es ein wenig, Herr! Dein Sohn trägt ja
Noch einen Leib von Staub.

Jeremia.

O Jammer! Jammer!

Zedekia.

Ich sag' euch, die Propheten haben arg
Mit Lügen sich befleckt, die Gott als finstern
Tyrannen und Zuchtmeister abgeschildert.
Er ist ein Gott des Lebens und der Lust;
Ich, der Messias, bin's, der das verkündet!

Ich sprech' euch frei von dem Gesetz, dem starren,
Das die Kindheit unsres Volkes eingeschnürt!
Der Gott, den Ich euch offenbar' und bringe,
Ist ein Gott der Freiheit!

Jauchzet, zu betrachten,
Wie schön die Erd' ist! wie die Saaten wallen
In laubdurchwebten Thälern! wie die Eichen
Auf Basans Gipfeln rauschen, — sanft die Bächlein
In Palmenhainen unter Myrten plätschern!
Wie Ros' und Balsamstaude duftend blühn,
Die Nachtigall aus kühlem Laube girrt!
Das Alles ist des Herrn! Der Saft der Rebe,
Der Kuß, den Lieb' auf rothe Lippen drückt,
Ist sein, und kommt von ihm!
Erkämpfen und genießen, heißt die Losung;
Denn Baal und Jehova Zebaoth sind Eins!

Ihr Engel zu meiner Linken, säubert eilig
Die Welt von Knechtschaft! Wo ihr einen trefft,
Deß Joch auf seinen Brüdern schwer gelastet,
Schlagt ihn mit dem rothzackigen Flammenschwerdt,
Das eure Hand schwingt! Alle, die der Herr
Nach seinem Bild erschaffen, sollen gleich
Und frei seyn in dem neuen Reich der Wonnen;
Ich, der Messias, bin's, der das verkündet!

Jeremia.

Bald wie verrückter Lug und Frevel, bald
Beinah' wie Weissagung ertönt sein Wort.

Zedekia.

Ihr Engel zu meiner Rechten, holt herbei,
Die schweren Herzens sind, daß ich sie tröste!
Es soll auf Erden fürder keine Thräne
Mehr fließen!

Samjak=Nebo (zu den Gefangenen).

Fort jezt! macht euch fertig! marsch!
Auf, Ulphis, schwinge die Geißel gegen sie;
Treib' an! Hinweg, ihr Hunde!

Eine Scene, wie diese, ist gewiß so ächt tragisch, wie die der großen griechischen Tragiker. Eben so tief gedacht ist die Scene, worin Mirjam, das begeisterte Mädchen, ihren Irrthum erkennt und den Heiligenschein des Messias vom König, der sie überdies zu seiner Gemahlin erhoben hat, plötzlich verschwinden sieht. Dazu im Hintergrunde das große Schicksal, die Rachegeschwader, die durch die Nacht daherreiten, der Sturm, der Tempelbrand, das gefangene Volk und sein Prophet in Fesseln. Das ist ächt tragisch. Früher hatte man Sinn für den tiefen Ernst der Dinge, man wird ihn auch wieder finden. Ob für die Frivolität unserer Zeit nicht zu viel Heiliges in dem Gedicht enthalten ist, mag sie selbst beurtheilen.

37) Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie von J. C. Hauch. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Die bekannte Geschichte des Kaiser Tiberius, sein Haushalt auf der Insel Capri, die Vergiftung des Germanicus, die Hinrichtung Sejans, endlich der Mord des Tyrannen selbst. Der Dichter hat sich viele Mühe gegeben, diesen Schandthaten eine poetische Seite abzugewinnen. Er wühlt nicht, gleich den neufranzösischen Dichtern, in allen Geheimnissen der Seealls und Oubliettes auf Capri herum, um Scenen der üppigsten Wollust und dann der scheußlichsten Grausamkeit auszumalen; er sucht die Würde der Dichtkunst zu retten, indem er das Greulichste nur andeutet und die Opposition der „lezten Römer," die Tugend wenigstens einiger noch reiner Charaktere licht

genug in den Vordergrund stellt. Aber die schwarze Tiefe und das Diabolische der Tyrannei hätte wohl greller hervortreten dürfen. Das hat Shakespeare im Richard verstanden. Der Dichter soll nicht bloß mit Vorliebe die Tugend malen, wie Schiller im Don Carlos, noch bloß in der Darstellung des Lasters eine Wollust suchen, wie die französischen Romantiker, sondern er soll die menschliche Natur in ihrer tiefsten Wahrheit auffassen, ein psychologisches Räthsel lösen. Der Tyrann soll nicht bloß die Folie eines edlen Freiheitshelden seyn, er soll auch nicht bloß den Namen herleihen, damit die Dichter schlüpfrige und Henkerscenen nach der beliebten Manier mit einem Schein von Wahrheit ausmalen können; sondern er soll um seiner selbst willen, als origineller Charakter in origineller Situation, in allen den Beziehungen aufgefaßt werden, in denen er das Ungewöhnliche, Fremde, Ungeheure thut, den Riß macht durch die Gesetzestafel der Natur und des ewigen Rechts, und doch nichts ist als ein Mensch. Der Geschichts- und Seelenmaler darf dann, ohne Gefahr, mit der unzüchtigen Dichterrotte in Paris, die bloß fabrikmäßig für das Bedürfniß der schmutzigsten Phantasie schreibt, verwechselt zu werden, ganz wahr seyn und sich auch vor einer gräßlichen und haarsträubenden Darstellung nicht scheuen (wie es auch Shakespeare unbeschadet seiner Reinheit sich erlaubt hat), und kann die zu bescheidene Sentimentalität vermeiden, die unsern deutschen Dichtern häufig eigen ist, indem sie selbst dem heillosesten Tyrannen noch etwas von ihrem schönen Gefühl andichten und ihn nicht ganz sinken lassen möchten.

38) König Wilhelm. Tragödie in fünf Akten. Von Heinrich Wenzel. Hannover, Hahn, 1836.

Ein mit vielem Gefühl geschriebenes Werk, das nur vielleicht etwas zu lang ausgedehnt ist. Ein nordischer König, Wilhelm, ist wegen seiner Wildheit vom Volk vertrieben worden, und auch seine Geliebte, Margarethe, hat ihn aufgegeben. Sein glücklicher Nebenbuhler hat ihm beide, das Volk und die Braut entrissen, doch nicht gewaltsam, sondern durch beider freien Willen. Nun kommt Wilhelm zurück, beides wieder zu erobern, ohne auf die Treue eines morgenländischen Mädchens zu achten, die ihm sogar in den Norden folgt. Robert schont den Feind, den er leicht überwinden könnte. Er überzeugt ihn, daß nur das Volk, nur Margarethe selbst zu wählen, zu entscheiden gehabt hätten. Doch davon will der Vertriebene nichts hören, verstärkt seine Partei und nimmt endlich Robert gefangen. Dieser entflieht wieder, stellt sich aber freiwillig, um Margarethens Schwester zu retten, von der Wilhelm seinen Aufenthaltsort herauszuquälen will. Wilhelm ersticht den Robert, Margarethe stirbt von selbst und Wilhelm mag auch nicht länger leben, sondern stößt sich das Schwert in die Brust.

Die sichtbare Liebe, mit der das ganze Gedicht (in Jamben) niedergeschrieben ist, hat den Dichter zuweilen verführt, des Guten zu viel thun zu wollen, und unbedeutenden Stellen durch eine kostbare Ausdrucksweise und unnöthige Betonung eine Bedeutung zu geben, die ihnen nicht zukommt und den unangenehmen Eindruck des falschen Pathos macht. So redet Robert einen Boten an, er soll geschwind sagen, was er weiß, und das drückt er also aus:

> Schnell! Faß' in ein einzig Wort,
> Deß Folgen Stoff zu tausendstimmigem Wehruf
> Einst geben werden: Sprich!

„Stoff geben zu einem Rufe“ ist ein überkünstelter, unnatürlicher Ausdruck, den Niemand, am wenigsten bei großer Eile gebrauchen wird, da Eile uns immer den einfachsten und natürlichsten Ausdruck in den Mund legt. Auch der bald darauf folgende Ausdruck:

> Wohl, so liegt Entscheidung
> Sprungfertig auf der Lauer wider uns,

ist zu gesucht. Shakespeare mochte Grund haben, zu seiner Zeit zuweilen ähnliche künstliche Wendungen zu nehmen. Seine Zeit war daran gewöhnt. Jetzt klingen sie fremdartig, unnatürlich. Zuweilen führt diese Neigung, das Einfachste in gesuchten Redensarten auszudrücken, den Dichter auch zu Unrichtigkeiten. Margarethe sagt:

> Nein, Robert, also täuschest du mich nicht:
> Seit gestern erst les' ich der Sorge Schrift
> Auf deiner Stirn, den blödsten Augen sichtbar.
> O gönne mir ein Theil davon.

Wenn sie aber die Schrift der Sorge so deutlich lesen kann, so braucht sie ja den, auf dessen Stirn sie geschrieben ist, nicht erst zu fragen, worin diese Sorge bestehe.

39) Vermischte Schriften von Eduard Gehe. Erster Theil: die Malteser, Drama. Zweiter Theil: Jessonda, Oper. Die Romantischen, Lustspiel. Ausflug nach Salzburg und Kärnthen. Gedichte. Bunzlau, Appun, 1836.

Harmlose romantische Dichtungen mit besonderer Berechnung für die Bühne. Der Operntext zur Jessonda von Spohr ist als allgemein bekannt zu betrachten. Die Malteser sind ein schon oft behandelter Stoff, La Valettes Vertheidigung der Insel Malta gegen die Türken. Ein

Türk, der sich als Malthefer verkleidet, ist das böse, eine schöne Griechin, die zuletzt hoch auf der Zinne stehend die Fahne umfaßt und so von den Türken erschossen wird, das gute Princip im Stück. An theatralischen Effekten fehlt es darin nicht. Das kleine Lustspiel ist in Alexandrinern geschrieben gleich den verwandten von Kotzebne und Körner.

40) Leontine von Medici. Trauerspiel von Wilhelm Plate. Bonn, König und von Borcheren, 1836.

Parteikampf in Florenz, Wiederkehr der Verbannten, Usurpation, Doppelmord. Das Stück ist in Jamben geschrieben und offenbar mit vieler Liebe und vielem Fleiß, aber mit zu vielem, denn die handelnden Personen gefallen sich allzusehr in dem, was sie sagen; sie bedienen sich auch bei gewöhnlichen Gedanken kostbarer Ausdrücke und können sich nicht leicht von ihrem Dialoge trennen. Dadurch dehnt sich das Stück im Ganzen, so wie fast jede einzelne Scene zu sehr aus.

41) Drei Dramen von S. Wiese. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Nr. 1. Die Freunde, ist ein Drama, das in Holland und England wohl nicht aufgeführt werden dürfte, ohne daß Schauspieler und Dichter ihre gesunden Glieder riskirten. Die beiden Freunde sprechen nämlich vollkommen wie zwei Liebende und wecken auch beim billigsten Leser eine widerliche Empfindung. Freundschaft ist einmal nicht Liebe. Wird ihre Sprache weibische Zärtlichkeit, so wird sie zum Ekel. Man höre folgendes Gespräch zweier Freunde:

Eugen.

Ich wollt's ergründen, Philipp, doch vergeblich.
Nicht auszudenken weiß ich's, nicht zu sagen.
Denn wie der Himmel wundervoll, unendlich,
So däucht mein Leben mir, die freiste Wonne,
Getrennt von dir, büßt' ich die Haltung ein
Für's Leben, weil gestört in meinem Tiefsten,
Mir Pflicht und Dienst zum leeren Zwange wurden.

Philipp.

Und grade so ging mir's! Doch sonst weit anders.
Recht dann, Eugen, wenn ich mit dir allein,
Dann quälte, drängte mich ein inn'res Treiben.
O tausendmal verwünscht' ich's, von Eugen
Kein Bild zu haben — Lieber, ich war elend.
So stürzt' ich mich, um meiner zu vergessen,
In Arbeit 2c.

Eugen.

Ade du Welt, die uns zum Tode ward,
Wir ziehen heim ins Sonnenland
Und nahen ihm, der thront zur Rechten,
Und werfen uns daher und flehen Liebe.
Hast du auf Erden dich uns hingegeben
Und willst im Himmel deine Hand uns weigern;
Uns gab den Tod die Liebe, deine Liebe!
Und ist der Menschenfreund und lächelt uns:
„Ruht aus, ihr Armen, liebt euch frei!“
Ach Philipp, Gott des Himmels, welch Gefühl!
(überwältigt in seinen Armen.)

d'Auber.

Bei Gott, so tief ward ich noch nie ergriffen.
Was ich nie glauben wollen, was mir thöricht,
Doch mährchenhaft erschien, erfahr' ich hier.
Mit Augen seh' ich's, daß die wahre Liebe
Dem Wahnsinn nahe, wenn nicht Wahnsinn ist.

Eugen.

Du hast wie ich in diesem Augenblicke
Gedacht, wie ich empfunden?!

Philipp.

Beim Allmächt'gen,
Ich schauderte, denn nie so tief empfand
Ich mich, empfand ich dich!

Wir glauben, es gehört keine allzustrenge Kritik dazu, um doch eine solche Sprache unter Männern zu mißbilligen.

Nr. 2. Paulus, des Apostels, Martyrium, Muth und Leiden der ersten Christen im Gegensatz gegen Tiberius, Sejanus, Nero und die ganze Ruchlosigkeit der römischen Kaiserzeit. Wenn das gebildete Publikum nicht eine so große Abneigung vor dem Namen Jesu hätte und vor Allem, was an ihn erinnert, so würde es vielleicht anerkennen, daß in den alten vergessenen Märtyrergeschichten, in den Kämpfen der ersten Christen gegen die kolossale Kaiserdespotie und antike Barbarei ein klein wenig Poesie verborgen liegt, ein klein wenig mehr, als in der Irreligiosität und Unzucht, die sich in der neuesten Modeliteratur wiederspiegelt.

Nr. 3. Beethoven, ein kleines Drama zur Verherrlichung dieses beliebten Componisten, der am Schlusse schlafend von seinen eignen Symphonien umspielt und mit einem Kranze gekrönt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 96. Freitag, 23. September 1836.

Romane.

33) See-Romane von Marryat. 1. Peter Simpel, ein humoristischer Roman. 2. Jakob Ehrlich, ein Seitenstück zu Peter Simpel. 3. Newton Forster. 4. Der Pirat und die drei Kutter; Seebilder. Sämmtlich aus dem Englischen übersezt von C. Richard und im Verlag von Mayer in Aachen.

Captain Marryat ist einer von den Roman-Schriftstellern, welche ihren Erfolg ebenso der Wahl ihrer Aufgaben zu verdanken haben, als jener Sympathie, welche nicht fehlt, sich zwischen Schriftstellern von Talent, aber ohne tiefern Lebensblick und ohne reiche Poesie und der größern Masse der Lesewelt einzufinden. Er ist mithin eine von jenen Erscheinungen, welche für kurze Zeit sich aller Augen bemächtigen, aber in dem Moment verschwinden, in welchem die gewöhnlichen Lebensbeziehungen ihrer Zeit sich auflösen in der Geburt neuer Gedanken, neuer Ereignisse und eines andern Bewußtseyns, und so verschwinden, daß oft die unmittelbar folgende Generation die Wirkung, welche durch sie auf ihre Väter ausgeübt wurde, verhöhnt, weil sie nicht bedenkt, daß eben der Umstand, der sie den Vätern bedeutsamer machte, als sie waren, sie den Söhnen bedeutungsloser erscheinen läßt, als ihr Talent wirklich gewesen: das ausschließende Leben nämlich in ihrer Zeit ohne tiefen Rückblick noch Vorblick.

Als eine der ersten dieser Gattung glänzt gegenwärtig Edward Lytton Bulwer um so angenehmer, als seit Walter Scott und Lord Byron größere Talente sich nicht gezeigt haben. Marryat steht unter Bulwer und ist in einigen Beziehungen sogar ziemlich ungeschickter Nachahmer desselben. Um, ehe wir zur Besprechung der einzelnen angeführten Werke übergehen, Marryats Charakter anschaulich zu machen — er ist fürs erste Romanschriftsteller im vulgären Sinn des Worts und kein Poet, ein Zug, den er beiläufig gesagt mit Bulwer gemeinschaftlich hat. Er besizt offenbar mehr Verstand als Phantasie und die Stellen, welche zum Gegentheil überreden möchten, als feurig und hinreißend, sind dem Gedächtniß entnommen, denn Marryat ist, wie bekannt, Post-Capitain Sr. brittischen Majestät und hat genug erfahren, ja ohne diese Erfahrung würde er sicher kein gleiches Glück gemacht haben. Sein Verstand aber geht nicht über jene Mittelmäßigkeit hinaus, welche so lange eine hohe Stellung in der Gesellschaft einnimmt, als nicht wirklich durchdringende Geister in ihr erscheinen. Darum sind jene Lebensbemerkungen, mit welcher die Engländer seit alter Zeit ausstatten, was sie nur können, von ziemlich alltäglicher

Natur. Auch hier stößt man indessen auf Ansichten, welche, durch ungewöhnliche Lebensverhältnisse hervorgebracht, neu und geistvoll sind, und welche Marryat seinem Schicksal verdankt. Seine Fehler oder Tugenden in Beziehung auf Composition, Sprache, Charakter-Zeichnung u. s. w. werden wir so häufig bei der Beurtheilung der einzelnen Piecen berühren, daß wir wohl hier diese vorläufigen Bemerkungen schließen können.

Peter Simpel ist als humoristischer Roman vom Verfasser bezeichnet, eine Bezeichnung, mit der wir nicht eben übereinstimmen können. Es ist hier nicht mehr Humor, als in seinen nicht humoristischen Romanen und durch Humor zeichnen sich diese nicht aus. Marryat scheint hier den Stoff mit der Behandlungsweise verwechselt zu haben, denn der Held, Herr Peter Simpel, ist ein durchaus unerfahrner und für einfältig gehaltener junger Mann, der aber keineswegs einfältig ist. Daraus müssen denn natürlich humoristische Schicksale entspringen, welche der Verfasser jedoch nicht gehörig behandelt hat; auch ist dieser faktische Humor nur im ersten Band zu finden, später wo Herr Simpel weder mehr unerfahren ist, noch für einfältig gehalten wird, retirirt sich der Humor durchaus. Wir haben indessen Herrn Marryat in Verdacht, daß er in diesem Peter Simpel anfangs viele Bögen hindurch einen ganz andern Mann zu zeichnen dachte, als er wirklich geworden ist. Simpel, so scheint es, war auf einen wirklichen Simpel angelegt, da aber der Romancier bald genug merken mußte, daß ein Simpel, wenn nicht mit dem genialsten Humor behandelt, eben so peinlich als langweilig ist, so lenkte er um, und verfiel in seinen gewöhnlichen Trab. Simpel ist der Sohn eines nachgebornen Sohnes, dessen Vater ein Lord war und Viscount Privilег hieß. Simpels Vater hatte bei dem Beginn der Geschichte durchaus keine Hoffnung den Titel zu erben und die schmutzige und herzlose Weise, in der die jüngern Söhne von ihren Familienhäuptern behandelt werden, ist hier nicht wenig interessant und mit viel Leben geschildert. Simpel wurde allgemein für einen echten Träger seines Namens gehalten und deßhalb von der Familie als Midshipman auf eine Fregatte Sr. Majestät geschickt. Die Neckereien seiner neuen Kameradschaft und Simpels Mißgriffe werden in ergötzlicher Art geschildert. Nach einer Reihe von Erfahrungen, welche größtentheils in Püffen und Ausgezogenwerden bestanden, wird er klug und erregt in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit der Officiere, die ihn bis dahin nicht weniger für einen „Familien-Simpel“ gehalten hatten. Er schließt Freundschaft mit einem andern Midshipman, Namens O'Brien, der, anfangs vom Verfasser häßlich vernachläßigt, später eine bedeutende Rolle spielt. Wir bemerken hier, daß Herr Marryat seine Romane aus dem Stegreif zu schreiben pflegt, d. h., er setzt sich und schreibt, für die Construction und regelrechte Entwicklung der Charaktere mag sein Genius bedacht seyn, allein der ist es nicht immer, so daß seine Charaktere im Verlauf eines Romans oft genug seltsame Sprünge machen. Er hat das ebenfalls mit Bulwer gemein, nur daß es bei Bulwer nicht so sichtlich ist, weil Bulwer mehr Genius hat. Um auf unsern Familien-Simpel zurückzukommen, der ein gar treuer und wackerer Bursche ist — er wird mit O'Brien von den Franzosen gefangen, befreit sich unter unendlichen Schwierigkeiten mit diesem (eine gute Schilderung), macht dabei die Bekanntschaft eines französischen Generals und seiner liebenswürdigen Tochter, welche er bestimmt ist später zu heirathen; er kommt zu Hause an, O'Brien ist Lieutenant geworden und Simpels Hoffnungen auf den Familientitel sind gewachsen. Nun kommen Intriguen von Seiten seines Onkels, der ein fremdes Kind für das seinige ausgibt, um diesem den Titel zuzuwenden. Simpel sticht wieder in die See mit O'Brien, begegnet dem General wieder und verlobt sich mit seiner Tochter und endlich nach tausend Mühseligkeiten, Unglück und sogar einem Aufenthalt im Narrenhause, wohin ihn sein verruchter Onkel gebracht hatte und worin er $1^1/_2$ Jahre eingeschlossen war, was, beiläufig gesagt, sehr unwahrscheinlich ist, wird er Lord Viscount Privileg, Post-Capitain und heirathet seine Geliebte. O'Brien hat ebenfalls den erhabenen Rang eines Post-Capitains und dazu den Titel eines Baronets erhalten und heirathet Simpels Schwester. Auch der Böse wird bestraft, sein Onkel nämlich, dessen Kind vom Fenster stürzt, worauf ihn selbst der Schlag rührt u. s. w. Alles was romanhaft in Marryats Schilderungen ist, ist durchaus schlecht gemacht, unwahrscheinlich und flüchtig. Drei Schilderungen haben uns vorzüglich angesprochen: die des Verhältnisses der englischen See-Officiere zur Admiralität und der Einfluß der Lords auf diese, die des alten Lord Privileg und die des Bootsmann Chucks.

Am vorzüglichsten ist die Historie des Bootsmann Chucks, der in der niedersten Sphäre geboren, dennoch gewaltigen Hang zur Aristokratie bekundet, daß er die Manieren und die Kleidung eines Gentleman nicht außer Acht ließ, wie er denn selbst die Matrosen nicht eher prügelte oder schimpfte, ohne vorher den feinsten Eingang gegeben zu haben. So: „Erlaubt mir in der allerzartesten Weise Euch anzudeuten, nur eben zu bemerken, mein lieber Freund, daß Ihr in einer ehrfurchtsvollen Entfernung verbleiben müßt, wenn Ihr an einem Vorgesezten vorbeigeht, und daß Ihr dessen Kleider nicht mit Eurer eisenrostigen Jacke besudeln dürft, versteht Ihr mich, oder ich werde es Euch in der Folge behalten machen. Da, das nehmt, Ihr sudelnder Küper, Ihr reißschlagender, bohrbredender Inbegriff einer Mistpfütze. Ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Simpel, die Unterredung abgebrochen

zu haben, aber wenn die Pflicht gebeut müssen wir gehorchen." — Dieser Herr Chuck hatte Lebensart und aristokratische Gesinnungen in den Kleidern eines Lords kennen gelernt, dessen treuer Diener er gewesen und der in seinen Armen gestorben war. Durch einen Verein von Umständen wurde er fast gezwungen selbst in England die Rolle seines Herrn zu spielen, die er in fremden Landen scherzweise angenommen hatte und besuchte die vornehmsten Cirkel, bis die Sache entdeckt wurde und er zu seinen wenig aristokratischen Schiffs-Verrichtungen zurück kehrte. Als er später in einem Gefecht tödtlich verwundet wurde, mußten ihn Simpel und O'Brien den Feinden überlassen; ein Umstand, der dem sterbenden Chuck mehr Vergnügen als Schmerz gewährte: er hatte nämlich durch Zufall in der Verwirrung des Capitains Frack angezogen, und ward höchlich ergötzt bei dem Gedanken, von den Feinden für einen Post-Capitain gehalten und mit den diesem zukommenden Ehrenbezeugungen beerdigt zu werden. Als nach dem Verlauf mehrerer Jahre einst Simpel von seinem Capitain an Bord einer großen schwedischen Fregatte geschickt wurde, um deren Befehlshaber zu begrüßen, sagten ihm die schwedischen Lieutenants, ihr Commandeur sey Graf Schucksen, ein Mann von hohem Rang, gleichem Verdienst und vielen Orden. Wie erstaunte Simpel, in diesem Graf Schucksen nach näherer Betrachtung Niemand anders als den todt geglaubten Bootsmann Chuck zu erblicken. Er war wirklich von den Feinden für einen Capitain gehalten worden, wurde glücklich curirt und ging mit dem feindlichen Schiff an die Schweden über. Da diese mit England nicht im Krieg standen, wurde er ausgezeichnet behandelt und ihm, der wirklich ein vortrefflicher Seemann war und dieses zu zeigen Gelegenheit hatte, das Anerbieten gemacht, in schwedische Dienste zu treten, worin er sich nicht wenig hervorthat. In England wäre Chucks Bootsmann geblieben sein Lebenlang. Als der neue Lord Privilleg Hochzeit machte ließ sich eine bekannte Stimme im Vorzimmer vernehmen, welche einem groben Bedienten bedeutete: „Erlaubt mir Euch zu bemerken, Euch in der zartesten Weise von der Welt nur eben anzudeuten, daß ihr ein verfluchter, schüsselreichender, serviettenhaltender, schillingsuchender, Treppen auf- und niederlaufender Schlingel seyd und dies für Eure Unverschämtheit." — Das Wiedersehen zwischen Sir Terloy O'Brien und Graf Schucksen macht dem Buch ein lustiges Ende.

Jakob Ehrlich ist ein Seitenstück zu Peter Simpel und hier die Carrièren eines Seemannes der untern Klasse geschildert. Einige Langeweile ist diesem Jakob Ehrlich nicht abzustreiten. Er ist auf der Themse geboren und wird sehr früh Waise. Seine Mutter nämlich verbrennt durch Selbstentzündung und sein Vater stürzt sich im Schreck darüber in den Fluß. Jakob erhält vortreffliche Erziehung durch die Unterstützung wackerer Leute, lernt bei einem seltsamen Domine alle Wissenschaften, beschließt aber in seltsamer Caprice sein Leben in den unabhängigen, aber erbärmlichen Verrichtungen eines Kahnführers hinzubringen. Nach mancherlei Begebnissen wird er durch die Liebe und großes Vermögen, von einem Gönner ererbt, dahin gebracht, diesen Entschluß aufzugeben, verheirathet sich und ist ein gemachter Mann. Wir vermögen weiter nichts anzuführen, denn der Gang der Ereignisse ist einfach. Die Charakter-Schilderung zeichnet sich durch nichts aus, auch die Seeschilderung nicht. Das Buch ist ein pflichtgemäß forttrabender Karrengaul, bei dem Niemand gern stehen bleibt, wenn er nicht mit ihm zu thun haben muß, und so können wir es den Lesern nicht eben empfehlen. Ein einziges, wenn auch schwaches Interesse erregt die Verliebtheit eines alten ehrenwerthen Magisters in eine junge leichtsinnige Coquette und der alte Stapleton, deren Vater, mit dem Sprichwort: „Menschennatur." Bei Lokalkenntnissen mag indessen das Buch gewinnen. Schilderungen der untern Menschenklasse erfordern genaue Bekanntschaft mit Ort, Sprache und Umständen, wenn sie verständlich werden sollen, weil die Sphäre, in der hier gehandelt wird, eine ebenso besondere ist, als das Leben der Gebildeten in jedem Lande allgemein und in dieser Bemerkung mögen die Verehrer Marryats eine Entschuldigung der langen Weile finden, welche dieses Buch in Deutschland hervorbringen wird und hervorgebracht hat.

Weit interessanter ist Newton Forster. Neben Newton werden die drei Forster, des Newton Vater und sein Onkel in ergötzlicher Weise geschildert. Der Gang der Geschichte dreht sich um Newtons Avancement, die Auffindung eines verlorenen Kindes und Newtons Heirath. Die Seebilder sind lebendig und kunstgerecht und nachdem wir in den andern Romanen die Carrière der Officiere Sr. Majestät kennen lernen, lernen wir hier die Carrière eines Officiers in Diensten der brittischen Compagnie kennen. Wir haben bisher wenig von den See-Verhältnissen gesprochen, welche durch alle diese Werke durchgehen, weil sie, es sey denn durch treue Schilderung, sich durchaus nicht hervorthun, und obwohl sie den Hauptbestandtheil der Bücher bilden, sich doch durchweg gleichen. Cooper hat sie piquanter dargestellt und weiß den Leser mehr zu spannen. Herrn Marryat sieht man das Dienstliche häufig an, wodurch dem Romancier Eintrag geschieht. Uebrigens dürfen noch viele Dutzende von solchen Wesen, wie Marryats See-Romanen sind, in die Welt schlüpfen, wir Deutsche werden bei der Unkenntniß des Stoffs, bei der Verehrung, die wir gegen das Ausländische hegen und endlich bei der Verwandtschaft, welche Brittaniens Schriftstellern mit dem deutschen Wesen haben, nicht müde werden, sie freundlich aufzunehmen

und Herr Richard mag immer weiter übersetzen, obwohl seine Uebersetzungen mit einigem Recht sehr flüchtig und bei schwerer verständlichen Büchern (wie z. B. Benj. Brails Seezüge von Wilson) schwerfällig und zu wenig in den Geist dringend genannt werden mögen. —

Am besten gezeichnet im vorliegenden Roman ist das Bild des Herrn John Forster, Rechtsgelehrten. Die Berührungen mit seinem Bruder, dem Nicolaus Forster, amüsiren sehr.

Auch die Scenen, welche Forster als Kriegsgefangener in dem Hause des Herrn von Fontange auf der Insel Guadeloupe erlebte, sind originell. Indem wir Newton Forster unsern Lesern empfehlen, bemerken wir, was wir oben schon angedeutet haben, daß das Seeleben für Marryat meistens nur den Grund seiner Gemälde bildet. Das Verhältniß ist dieses: ihn interessirt es nicht sehr, außer wo er etwa eine bittere Bemerkung machen kann, und Mißbräuche tadelt, die im englischen Seedienst durchaus häufiger zu seyn scheinen, als anderswo. Den Leser aber interessirt das Maritime und für den schreibt er den Grund, für sich die Staffage. Wir haben in sämmtlichen vorliegenden Romanen keine Seeschilderung gefunden, mit der wir unsere Leser bekannt machen könnten, ohne sie zu ermüden, da keine oder wenige den Charakter hervortretender Anekdote annehmen.

Der Pirat und die drei Kutter sind zwei verschiedene Piecen, von denen die eine, der Pirat, nicht wenig nach Herrn Kramer und Consorten schmeckt. Unter allen Produktionen Marryats zeichnet sich diese auch durch Annäherung an die des Herrn Eugen Sue aus, nur benimmt sich der Engländer bei weitem nicht so geschickt dabei, als der Franzose, und, indem ihm das überraffinirte Moment abgeht, obgleich es hier nicht an Grausamkeiten und Fürchterlichkeiten fehlt, gesellt er sich mehr der Coterie Kramer ehrenwerthen Andenkens in Deutschland an. Ein gewisser Cain, eben der Piratenhäuptling, zeichnet sich eben so sehr im Anfang durch seine höllische Bosheit und teuflische Kraftanwendung aus, als späterhin durch höchst zarte und tugendhafte Umwandlung. Francisco, ein angenommener Sohn von ihm, hat sein ganzes Leben auf dem Seeräuberschiff zugebracht, benimmt sich aber dennoch wie ein sentimentaler deutscher Jüngling von 16 Jahren, den die von der Mutter eingeprägte Frömmigkeit noch keine Minute verlassen hat, weil er noch keine Minute von der Mutter weg war. Seine Manieren unter dem rohen und tückischen Schiffsvolk und gegen den wilden Cain geben ein vortreffliches Lustspiel. In der That ist hier ein echtes Miracle. Herr Francisco ist wohlerzogener und spricht besser und gelehrter als 99 hundert Theile unserer Jünglinge, so, daß es einen recht artigen Gegensatz zwischen ihm und Cain bilden würde, wenn nicht gar zu dringend die Frage in uns sich regte, wo der Herr das alles gelernt habe? Solche Theater-Coups sollten nach und nach von einem gebildeten Romanschreiber unterlassen werden. Besser als dieses schlechte Produkt sind die drei Kutter, ein artiger Scherz:

Auf einer Lustfahrt befindet sich mit fashionabler Gesellschaft Lord B. Ein zweiter Kutter, Sr. Majestät Kriegsfahrzeug, signalisirt einen dritten, der nichts weniger als ein Schmuggler ist. Der Lord mit einem Theile seiner Gesellschaft, hat die etwas naseweise Dreistigkeit ein Boot auszusetzen und zu dem Schmuggler zu fahren, um ihn zur Ergebung aufzufordern, weil das Kriegsfahrzeug verhindert war, ihn zu nehmen. Der Schmuggler, ein ganz feiner Mann, ein Gentleman, bemerkt dem Lord in der allerzartesten Weise der Welt, daß er ganz unrecht thue, sich in fremde Sachen zu mischen, nimmt ihm seine großen Ruder, so daß er seine Yacht nicht mehr, sondern nur das Ufer erreichen kann, indeß der Schmuggler seine Waaren zu des Lords Yacht bringen läßt, selbst dahin an Bord geht, die Damen anfangs erschreckt, dann interessirt und unter der Flagge des Lords seine Contrebande ruhig ans Land bringt. Dieser kommt wieder, ist nicht wenig erstaunt, einen solchen Gast zu treffen, er ist aber in des Schmugglers Gewalt, man versöhnt sich, der genteele Schmuggler gibt sein Metier auf, ja, heirathet sogar eine der Damen, die er am Bord der Yacht kennen gelernt hat.

34) Japhet, der den Vater sucht. Roman von Captain Marryat. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

35) Erzählungen eines Pascha, von Demselben. 3 Theile. Daselbst, 1835.

36) Der Pascha. (Dasselbe Werk.) Uebersezt von H. Roberts. 3 Theile. Braunschweig, Vieweg, 1835.

In Japhet, der den Vater sucht, hat sich Marryat von der See begeben und der Gang zu Lande ist ihm nicht ganz übel bekommen. In der That ist dieser Roman einer seiner anziehendsten, obwohl es ihm an des Verfassers eigenthümlichen Fehlern gar nicht gebricht und namentlich Unwahrscheinlichkeiten auf Unwahrscheinlichkeiten gehäuft sind. Eine Annäherung an die ältern, englischen Romane ist sehr sichtlich, und wie wir oben schon geäußert, scheint sie uns zuweilen sogar den Charakter des Plagiats anzunehmen.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 97. Montag, 26. September **1836.**

Romane.

(Schluß.)

Die Geschichte ist folgende: „Ein Findelkind, dessen Wäsche und mitgegebenes Geld auf höhere Abstammung schließen läßt, wird — einigermaßen erwachsen — zu einem Apotheker, der gar curios ist und Cophagus heißt, in die Lehre gegeben. Es ist ein gutmüthiger, von seltsamen Redensarten strotzender Mann. Als z. B. kleine Jungen — immer hungrig — hem — gute Mahlzeit — Rostbeaf — Yorkshire — Pudding — u. s. f." Oder: „Böser Junge — dicker Stock — hem — nicht vergessen — nächstemal — u. s. f." Bei diesem Apotheker trifft der Held der Geschichte, der ein gutes und gar gescheidter Bursche ist, ein munteres Findelkind, mit Namen Tim, einen pfiffigen, aber untergeordneten Gesellen, der ebenfalls die Apothekerkunst lernte, aber nur das Untergeordnete, als Gläsereaustragen ꝛc. Die Beiden verbinden sich und Tim nimmt, Japhets Ueberlegenheit anerkennend, die Stellung eines freiwilligen Dieners gegen ihn an, der er denn auch gar treu bis an's Ende der Geschichte bleibt. Nachdem sich Beide in dieser Stellung einiges Vermögen erworben haben, ziehen sie zusammen auf Abenteuer aus, da Herr Cophagus seine Apotheke verkauft hat, denn Japhet hat die fixe Idee, seinen Vater zu suchen, unter dem er sich einen gar vornehmen Herrn vorstellt, trotz dem, daß er nicht die geringste Spur von ihm hat. Aus dieser, mit Ergötzlichkeit dargestellten Epoche ziehen wir die Darstellung eines Kampfes zwischen Tim und dem Austräger eines andern, Herrn Cophagus feindlich gesinnten Apothekers nachstehend aus: „Homer hat die Schlachten von Göttern, Halbgöttern und Helden besungen; Milton den Kampf der Engel. Swift war groß in seinem Kriege der Bücher, daß aber eine Schlacht zwischen Phiolen besungen wäre, ist mir nicht bekannt; auch erfordert es größern Genius, als den die Sänger der Kämpfe von Helden, Halbgöttern, Gottheiten, Engeln und Büchern besaßen, um das mörderische Gefecht mit gebührender Gerechtigkeit zu würdigen, welches zwischen Wundwassern, Mixturen, Dekokten, Pillen und Salben vorfiel. Ich muß mich darauf beschränken, die Sache so gut zu erzählen, als ich vermag, damit mein Abriß derselben einem künftigen Epiker dienen könne. Entflammt von dem furchtbaren Hasse, der im Herzen der beiden Häuser Capulet und Montague wüthete, von einem Hasse, der durch jahrelanges „Schnippchenschlagen" gegen einander, ohne einen Anlaß zu offenem Kampfe finden zu können, täglich brennender wurde, schritt Timotheus Oldmixon — denn es würde sündhaft seyn, bei einer solchen Gelegenheit seinen Namen nicht mit aller Ausführlichkeit zu bezeichnen — also Timotheus Oldmixon schritt entflammt und drängend eilig, mit dem wohlangefüllten

Arzeneienkorbe auf seinem linken Arme um die Ecke einer Straße und begegnete gerade hier dem eben so haßentbrannten und gleich eilfertigen, rothhaarigen Merkurius des Herrn Ebenezar Pleggit. Gewaltig war der Anstoß beider gegeneinander geschwungener Körbe, betrübend das Zerplatzen so mancher Phiole und entsetzlich der vermischte Geruch so vieler auslaufender Abscheulichkeiten, die aus dem Korbgeflechte herabträufelten. Zwei Fischweiber von Billingsgate, die ganz in der Nähe ihre rednerischen Kräfte versuchten, brachen kurz ab. Zwei Kater auf einem Dachstuhle, die sich so eben mit feindlichen Blicken angeglozt und im Begriffe waren, sich mit ihren Klauen aufeinander einzuklammern, wandten ihre Augen hinab zu dem, was unten geschah. Zwei politische Widersacher ließen ihre lärmenden Scheingründe ruhen. Zwei Unrathkärrner ließen ihr Glockenklingeln schweigen, und zwei Straßenjungen, die Kirschen aus ihren Hutkübsen aßen, entzogen ihre Blicke den Früchten und gafften in banger Furcht. Die beiden Apothekerträger stießen auf einander und das mit solcher Gewalt, daß jeder von ihnen mehrere Schritte zurückprallte; aber gleich kampfgeübten Rittern hielt jeglicher seinen Korb fest und blieb auf seinen Füßen. Wenige Sekunden, um zu verschnaufen, dann ein zermalmender, wuthentflammter Blick von Timotheus, den sein Widersacher zurückfunkelte, ein kurzes Bedenken Beider, daß sie das Gesetz auf ihrer Seite hätten — und dann rief Timotheus donnernde Stimme: „das nimm," indem er mit seiner gewandten rechten Hand seinen Gegner auf dessen linkes und linkisches Auge einen gut angebrachten Schlag versezte, dieser taumelte zurück und Tim fuhr fort: „das nimm und sey verdammt, weil Du gegen einen Gentleman anläufst." Der mit den hochrothen Haaren war zurückgewichen, weil der Schlag zu heftig war, um Stand zu halten, und weil wir Alle dem Schicksale weichen müssen. Doch wich er nicht aus Furcht, erfaßte vielmehr ein Glas mit Dekokt, welches die Aufschrift führte: „schnell zu nehmen," schleuderte das mit dämonischer Kraft dem muthigen Timotheus in's Angesicht und kreischte mit erboster Stimme: „das nimm Du!" Die Wurfwaffe, eben so gut gerichtet, als die Speere der Homerischen Helden, traf Tims Nasenbein; das zersplitternde Glas schnitt mehrere Wunden in seine Physiognomie und übergoß diese zugleich mit dunkel braun-gelbem Balsam, um jene zu heilen, aber unter unsäglichen Schmerzen. Tim verachtete es, über die Todespein seiner Wunden zu wehklagen, befolgte seines Widersachers Beispiel, griff hastig nach einer Flasche ähnlichen Inhalts, aber viel größeren Umfanges und warf diese mit solcher Kraft seinem Gegner an den Kopf, daß sie zwischen dessen beiden Augen zerbrach. — Mit diesen furchtbaren Waffen begannen sie ihren tödtlichen Kampf. Leute, die gute Ordnung liebten, oder mindestens doch gleichmäßigen Kampf, sammelten sich um die Streiter und bildeten einen fast undurchdringlichen Kreis, doch weit genug in seiner Ausdehnung, um den Wurfgeschützen ausweichen zu können. „Drauf, Rothkopf!" — „Bravo, Weißschürze!" ertönte ringsum. Tinkturgläser begegneten nunmehr einander auf ihrem Hinfluge in der umgebenden Luft und zerplazten gleich Handbizkugeln über einer belagerten Stadt. Arzeneikugeln wurden mit der Genauigkeit von Kanonenaeschützen abgefeuert, Pillenschachteln wurden mit solcher Gewalt geschleudert, daß sie zerstoben wie Granaten und Kartätschen; Säuren und Alkalien zischten giftig wie sterbende Nattern, wenn sie eines des andern Kräfte neutralisirten. „Bravo, Weißschürze!" — „Rothhaar für immer!" riefen die Umstehenden, während der Kampf mit unnachlassender Wuth fortgesezt wurde. — Auf beiden Seiten war die Ammunition fast verschossen, als Herr Ebenezar Pleggit, der den Lärmen hörte und vielleicht auch seine eigenen Species roch, so unselig übereilt und so unvorsichtig starrköpfig war, durch den heiligen Ringkreis einzudringen und mit aufgehobenem Stocke hinter Timotheus heranzutappen, um diesen niederzuschlagen, da traf eine seiner eignen Mixturen, die sein eigener rothhaariger Kampfsheld schleuderte, ihn in seinen offenen Mund, zerbrach gegen seine beiden einzigen, ihm übriggebliebenen Vorderzähne, warf diese heraus, während die hervorgießende Arznei seinen Schlund hinabrann und ihn hundekrank machte. Er fiel, ward auf einer Trage an die Seite geschafft und einige Tage vergingen, bevor man ihn in seinem Laden wieder die Medikamente austheilen sah, deren Zutheilen er bei dieser unglücklichen Veranlassung gewiß gar zu gerne entbehrt haben würde. Leser, haben sie nicht in andern Büchern von den furchtbaren Ritterkämpfen gelesen, in denen Helme heruntergeschlagen wurden, Schilde verloren gingen und Schwerter zersplitterten, wie dann die Kämpfer zum näheren, noch tödtlicheren Gefechte mit erhobenem Dolche übergingen? Ganz so focht Timotheus: seine Hülfswaffen waren zu Ende, er verachtete es, den Kampf länger aus der Ferne fortzusetzen, drängte kraftvoll auf seinen schweratmenden Feind ein, warf ihn im ersten Ringen zu Boden, nahm aus seinem Korbe die lezten übriggebliebenen Waffen, eine einzige Phiole und eine einzige Pillenschachtel. Er saß auf seinem zu Boden geworfenen Feinde, stopfte zuerst die Pillenschachtel in dessen ächzenden Mund und trieb diese sodann mit dem untern Ende der Phiole ihm in den Schlund hinab, ganz so wie der Feuerwerker den Pfropfen mit der Kugelladung in eine zwei und dreißig pfündige Karonade rammelte. Durch die Pillenschachtel dem Ersticken nahe gebracht, streckte der gefallene Ritter um Gnade flehend die Hände aus; Timothus fuhr aber in seiner Arbeit fort, bis der Phiole unteres Ende den Deckel und Boden der Pappschachtel eingestoßen hatte und acht und vierzig antibiliöse

Pillen Rothhaars Schlund hinabrollten. Nun griff Tim nach seinem Korbe und ging unter triumphirendem Jauchzen der Zuschauer davon. Sein kampfbesiegter Gegner hustete die Papptrümmer herauf, schöpfte wieder Athem und ward in seiner Trostlosigkeit zu der nahe stehenden Wasserpumpe geführt, während Timotheus rothglühend von Kampfglorie zu unserm Laden zurückkehrte. Nun aber muß ich die heroische Saite nachlassen. Herr Cophagus, der bei Tims Rückkehr im Hause war, empfand anfangs heftige Zornauswallung über den Verlust so vieler Medikamente, als er aber die Geschichte und vornämlich deren Schlußerfolg vernahm, ward er so erfreut durch den doppelten Sieg, den Tim über Herrn Pleggit und dessen Merkur davon getragen hatte, daß er nicht umhin konnte, seine Hand in die Tasche zu stecken und eine halbe Krone herauszuziehen."

Auf ihrer Reise fallen sie alsbald einem großen und berühmten Quacksalber in die Hände, verdienen sich, ihn unterstützend, eine hübsche Summe Geldes und dann begibt sich der Held mit seinem Getreuen geradenwegs nach London und spielt dort — mit Hülfe einer kleinen Betrügerei, die er, weil er seinen Vater sucht, für ziemlich erlaubt hält, eine Rolle in der großen Welt und erwirbt sich sogar eine beträchtliche Summe. Die Schilderung eines Dandy, des Obristen Cardonel, der ihn dabei unterstützt, endlich im Duell fällt, und ihn zum Erben einsetzt, ist Herrn Bulwer nachgebildet und nicht übel gelungen. Seinen Vater findet aber Japhet immer noch nicht; endlich verliert er seine ganze Habe im Spiel, verheimlicht es seinem treuen Tim, um ihn nicht zu betrüben und geht nackt in die Welt hinaus. Nun folgen sich sehr schreckliche inexpressible Abenteuer, er wird beraubt, dafür erst noch als Dieb eingesezt, wird wieder frei und geht endlich unter die Quäcker, wo er sich verliebt. Hier findet ihn Tim und wird ebenfalls Quäcker; da erscheint mit Hülfe eines alten Londoner Bekannten, eines wackern Advokaten, sein Vater, ein reicher und gentiler General; er tritt mit seiner Geliebten aus dem Quäcker-Verbande und spielt den großen Herrn in London. Freund Tim aber wird in eine recht behagliche Lage versezt rc. Die Art, wie er sich seinem mürrischen Vater geneigt macht, ist psychologisch sehr gut geschildert. — Wir können diesen Roman als angenehme Lektüre unsern Lesern gar wohl empfehlen, wenn wir auch die große Vorliebe, die man neuerdings für Marryat gefaßt zu haben scheint, durchaus nicht zu billigen vermögen und der Ansicht sind, daß es gar viele englische Werke gibt, deren Uebersetzung ersprießlicher wäre, oder daß z. B. Herr Richard durch eine gute Uebersetzung des Benjamin Brail, von Wilson, dem Verfasser von Tom Cringle's Schiffs-Tagebuch, sich ein größeres Verdienst erworben haben würde, als er es jezt durch eine schlechte desselben und eine Fluth von Marryatischen Roman-Uebersetzungen sich zugeeignet hat.

Die Erzählungen eines Pascha von demselben Verfasser sind eine Nachbildung der Tausend und einen Nacht. Ein fauler, indolenter und insolenter Pascha, ehemaliger Bartputzer, läßt sich von seinem Minister, einem pfiffigen Renegaten, ebenfalls ci-devant Bartputzer, Geschichten erzählen und Geschichts-Erzähler verschaffen, bis ihm endlich durch die Intriguen dieses seines ehrwürdigen Dieners die seidene Schnur vom Großherrn geschickt wird, zu Gunsten des Renegaten, der seine Stelle ersetzen soll, aber bereits ein weniges vorher vom lunten-riechenden Ex-Pascha vergiftet worden ist. Ironie ist das Element, das hier vorherrscht, aber wie Herrn Marryat der Humor gar wenig gelingt, so gelingt ihm auch die Ironie sehr mittelmäßig. Die mitgetheilten Erzählungen sind überdies höchst ununterhaltend und verhalten sich zu Tausend und eine Nacht, wie ein dicker, spleenbehafteter englischer Stockjobber zu dem freien, leichten, nervösen und phantasieschwelgenden arabischen Kind der Wüste.

Nachbildungen dieses kostbaren Ideals der Bücher mögen einigermaßen, wenn auch nur annähernd, dem heißen Italiener gelingen; die französischen Nachahmer waren schon sehr unglücklich und nun vollends die Engländer haben das Zeug ganz und gar nicht, so wenig als wir Deutsche; nur ein einziges nationales Mährchen, deren wir so liebliche und großartige haben, überwiegt das ganze Heer dieser Nachahmungen. — Warum aber schläft das Mährchen, die reizendste Kunstform, in der modernen Literatur so ganz ein? — Seit Hoffmanns nicht unglücklichen Versuchen, unsere modernen Lebenszustände in mährchenhaftes Gewand zu kleiden — denn so müssen wir heutzutage die Mährchen behandeln; alte Mährchen haben wir genug und können wir doch nur nachpfuschen — seit diesen Versuchen ist nichts oder Unbedeutendes dieser Art geschehen. Wie köstlich kann man auf solchem Wege die Ironie gebrauchen und ohne Gefahr allen Verirrungen und Zerrissenheiten der Zeit ein persönliches, abenteuerliches Leben geben, sie sich abarbeiten und endlich in ihrem Schein-Seyn in sich selbst zusammenfallen lassen! Aber man zieht es nun vor, jenen französisch-jüdischen Witz, das pikante Element, das in unsere Literatur gekommen ist, zu solchem Zweck zu gebrauchen, eine gar leichte Manipulation, da seine Formen schnell stehend werden und wenig eignes Talent erfordern. Wo sich eine Kunstform ganz und gar in die Aeußerlichkeit gesezt hat, ist sie auch den mittelmäßigsten Naturen zugänglich und können selbst diese leicht genug für verdienstlich gelten. Wie viele von denen, welche der Markt heute als pikante Leute bewundert, würden wohl Witz

haben in einer andern Zeit, etwa vor 60, 70 Jahren gehabt haben, und was die Führer dieser Schule den früheren Meistern, wie Goethe und Schiller, so übelnehmen, daß sie nämlich keinen Witz gehabt hätten, dürfen die Herren keineswegs auf den Kern, nur auf die Form beziehen, von deren späterer pikanter Gestaltung man freilich damals noch nichts ahnen konnte; widrigenfalls gewiß Goethe und Schiller ihr Möglichstes gethan hätten, um ihrer nächsten literarischen Nachkommenschaft einigermaßen zu gefallen. — Es ist übrigens ergötzlich anzusehen, wie man in diesem Augenblick für ein neues Element ausheroldet, was eben so vorübergehende Aeußerlichkeit ist, als vor langer Zeit die großen Romane der vortrefflichen Herren von Lohenstein rc., und wie werden sich die, welche von dieser Coterie noch 4 oder 5 Jahrzehent leben, wundern, ihre jezt so gepriesenen Witze, Redensarten und spitzigen Wendungen für ganz dem guten Geschmack entgegengesezt halten zu sehen, als man mit Recht die Lohensteiniana für abgeschmackt ansieht.

Was aber die Ansichten und moralischen Zerrissenheiten der Schule anbetrifft, so hat der ehrwürdige Tieck, den man mit aller Naseweisheit frühreifer Knabenhaftigkeit verunglimpft hat, eben in der Vorrede zu seiner neuesten Novelle sehr ruhig darauf aufmerksam gemacht, daß er selbst, und zwar tiefer und bedeutender, das Alles vor langer Zeit schon in sich durchgearbeitet hatte. Oder haben die Herren den William Lovel von Tieck nicht gelesen? — Dieser William Lovel enthält auf einer Seite mehr tiefe Skeptik an allem Realen und Gesezten, als die ganze junge Literatur, und zwar in Poesie eingehüllt, indeß hier nur die gemachteste Prosa sich spreizt.

Doch, um auf Marryat zurückzukommen, so müssen wir diesen Pascha für ein **durchaus mißlungenes** Erzeugniß halten. Wir beenden damit die Uebersicht, welche wir nach und nach von diesem Autor gegeben haben, und wünschen nur, wenn wir Neues von ihm in die Hand bekommen sollten, weniger Fabrikarbeit zu überkommen. Die Ausstattung der Aachener Ausgabe (Verlag von J. A. Mayer) ist durchaus lobenswürdig und schon darum zu empfehlen, weil die Lettern groß genug sind, um die Augen nicht umzubringen, ein Uebelstand, den man bei fast allen neuern Uebersetzungen über sich ergehen lassen muß.

37) Alma. Ein Roman von L. Starklof. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Zwei feindliche Brüder. Der eine, ein Bastard, rettet dem andern öfters das Leben, wird aber mit Undank belohnt, ermordet ihn selbst, die Geliebte desselben, verliebt sich in ihr Kind, seine Nichte Alma, und läßt sich zulezt, da sich die löbliche Polizei in die Sache mischt, von dieser Geliebten erstechen, worauf sie ins Wasser springt. Eine Geschichte so voll Unwahrscheinlichkeiten und widerlichen Situationen, daß man glauben muß, der Verfasser habe es darauf angelegt, das Publikum zu ekeln.

38) Corisande von Mauleon, oder Bearn im 15ten Jahrhundert. Aus dem Französischen von F. Riedel. Zwei Theile. Potsdam, Riegel, 1836.

Dieser Roman ist nicht im frivolen Ton des neuesten französischen Geschmacks geschrieben, sondern vielmehr im sentimentalen. Aber der Gegenstand hat sehr viele Verwandtschaft mit den Lieblingsgegenständen jener jüngsten und unzüchtigsten Muse Frankreichs. König Franz, seine Geliebte, heimliches Glück, obligater Bösewicht, heimlicher Königsmord. Wahrlich, Frankreich hat Ursache, mit seiner politischen Mündigkeit zu prahlen, wenn es sich in seiner schönen Literatur nach nichts so eifrig zurücksehnt, als nach der Maitressenwirthschaft seiner liebenswürdigen Könige.

39) Der Kalenderstreit in Riga. Historische Erzählung aus der lezten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Nebst einigen andern Erzählungen und Gedichten. Herausgegeben von W. von Oertel und A. Gliebow. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Eine altbürgerliche Erzählung im Tone von Spindler, Tromlitz und Blumenhagen, bieder und sittig. Dann kleine russische Geschichten, Anekdoten und Gedichte, meist Reminiszenzen aus dem lezten Kriege gegen Napoleon.

40) Erzählungen aus der Kopenhagner fliegenden Post. Ins Deutsche übertragen von Kruse. Sechs Theile. Leipzig, Kollmann, 1836.

Es ist wenig Erfindung und Phantasie in diesen Erzählungen. Die Sage vom König Hirsch oder Aktäon, den ein Knabe in Dänemark unter Dianens Nymphen und Satirn erblickt, ist nicht lokal und hätte wenigstens witzig seyn sollen, wenn sich der Dichter über Zeit und Raum wegsetzen wollte. Die übrigen Erzählungen enthalten moderne Liebes- und Familiengeschichten von bedeutender Trivialität. Ein ganzer Band, „Ehestand" überschrieben, enthält keine Spur von dem Humor, den Jean Paul dem Ehestande abzugewinnen wußte.

41) Novellen vom Verfasser einer Alltagsgeschichte. Aus dem Dänischen von Christiani. Erster Band. Leipzig, Kummer, 1835.

Dieselben Geschichten. Es ist uns unbegreiflich, wie sie sogar zweimal in Deutschland übersezt werden konnten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 98. Mittwoch, 28. September 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

Obgleich die theologische Literatur immer noch die zahlreichste ist, so daß ihr etwa der sechste Theil des Jahresverlags zugehört, so macht sie doch jezt eigentlich keine Epoche, sondern lebt meist von historischen Erinnerungen und Wiederholungen. Alles ist schon einmal dagewesen, der Glaube, der Aberglaube, der Unglaube. Man gibt dem Alten hin und wieder eine neue Façon, aber es ist doch das Alte und überrascht nicht mehr. Es kitzelt höchstens die Neugier, aber es begeistert nicht mehr, es findet keine glühende Liebe mehr und keinen glühenden Haß.

Die Polemik dreht sich immer um dieselben Gegenstände herum, wenn sie auch abwechselt. Nach dem Wiener Congreß begann zuerst die bekannte Fehde der Rationalisten gegen die romantischen Katholiken und Ultramontaner. Dann der Liturgiestreit, die unermeßlich vielen Schriften über die preußische Agende. Dann die Fehde zwischen Rationalisten und Pietisten in Halle. Dann die durch Herrn Möhler in Tübingen wieder aufgewärmte Polemik der katholischen Kirche gegen die lutherische und zulezt durch die Straußische Schrift der neue Aufschwung des Unglaubens. Aber da ist überall nichts Neues. Die Rationalisten waren früher viel scharfsinniger, jezt sind sie viel schwazhafter. Die Pietisten waren früher weniger gelehrt, weniger geistreich und poetisch, aber härter und fester. Die Katholiken und Protestanten meinten ihre Sache noch ernst, denn sie schlugen einander todt. Jezt mißbilligt man den Zank, und wenn er auch nur auf die Schule beschränkt bleibt. Ueberall haben sich nur die alten Dinge wiederholt, aber aus der Kraft übersezt in die Schwäche, aus dem lebendigen Geist in das gelehrte Gekräusel, in die schönredende Sophistik. Nur ein Gegenstand war früher noch nicht gründlich und lebhaft genug erörtert worden, das Verhältniß der protestantischen Kirche zum Staat. Hier hätte sich wirklich manches Neue und Gute nicht nur sagen, sondern auch thun lassen, aber die Priester waren zu höflich, die Laien zu gleichgültig geworden.

Die Symbolik des Dr. Möhler hat ein Waffengerassel in den alten Arsenalen veranlaßt, aber vergebens haben die gelehrten Herren uns versichert, daß der Streit noch immer praktisch sey. Es ist nur ein schwacher Nachklang des alten Schlachtgetümmels. Ein Fenster blieb offen, der Wind rüttelt an den verrosteten Harnischen, aber kein Arm mehr hebt des Schwertes Wucht zum Morde. Das Volk nimmt gar keine Notiz davon.

Man war vordem zu lange und zu ausschließlich mit der

Religion beschäftigt. Es mußte auch wieder eine Zeit kommen, wo man aufhörte, sich so lebhaft dafür zu interessiren, ja wo man sogar gleichgültig gegen sie wurde. Eine Uebertreibung mußte die andere hervorrufen.

Die Priester herrschen nicht mehr, sie werden auch nicht mehr verfolgt. Sie haben die Autorität verloren und können sich nicht einmal mehr durch Opposition bemerklich machen. Sogar ihre mündliche Beredsamkeit hat durch die Macht der Gewohnheit allen Nachdruck verloren. Es bleibt ihnen nichts übrig, als zu schreiben, aber sie schreiben offenbar zu viel im Verhältniß zu dem Interesse, das sie zu erregen hoffen dürfen, und so werden auch ihre Federn durch die Gewohnheit, durch die ewigen Wiederholungen abgestumpft.

Denken wir an die Gräuel des Fanatismus, der religiösen Verfolgungen, denken wir an das scholastische Gezänk zurück, so müssen wir uns aufgefordert fühlen, in der gegenwärtig vorwaltenden Indifferenz wenigstens das Gute zu erkennen, daß sie die Abwesenheit eines Uebels ist.

Das Leben Jesu von Strauß hat ein ungewöhnliches Aufsehen erregt aus einem dreifachen Grunde. Es schmeichelt nämlich dem Indifferentismus, es ist allen denen, die von der Religion nichts mehr wissen wollen, und sich rein den praktischen Interessen der Politik, des Erwerbs ꝛc. widmen, eine willkommene Entschuldigung. Viele haben bisher aus einer Art von Anstand wenigstens noch glauben gemacht, daß sie an Christum glaubten; jetzt beweist man ihnen, daß Christus als Gottmensch nie existirt habe, daß die ganze Geschichte ein Mährchen sey und das ist ihnen eben bequem. Zweitens freuen sich die um pikanten Stoff verlegenen Theologen, ihre Federn in neue Uebung setzen zu können. Drittens wird das Buch von den antisocialen Tendenzen bewillkommt, die nicht bei der religiösen Indifferenz stehen bleiben, sondern auch eine Gleichgültigkeit gegen die sociale Moral erzeugen, und diese aus Egoismus oder Schadenfreude untergraben wollen.

Die Idee des Buchs ist nichts weniger als neu, nur seine Beziehung zur Zeit ist es. Man zog den historischen Boden unter dem Christenthum schon damals hinweg, als es galt, die hierarchischen Mißbräuche zu stürzen. Man ging im Eifer zu weit und nachdem man gesiegt hatte, kehrte man zur Billigkeit zurück. Man begnügte sich, das Pfaffenthum beseitigt zu haben, aber man ließ das Christenthum bestehen. Jetzt hat die Skepsis aber nicht mehr einen kranken Stoff zu entfernen, sondern sie frißt die gesunden Theile an. Sie strebt etwas zu zerstören, für das man zwar gleichgültig ist, das man aber doch bisher gelten ließ. Sie hat es auch nicht direkt auf die Religion abgesehen, die wohl noch lange Zeit den Menschen gleichgültig bleiben wird, sondern hinter der Religion auf die Moral, für die man bisher noch nicht so gleichgültig war, weil sie mit allen praktischen Interessen näher zusammenhängt.

Diese Bemerkung führt weiter. Wir nehmen in der gesammten neuern Theologie eine gewisse Abneigung vor der alten Strenge wahr. Der liebe Gott donnert nicht mehr. Er wünscht nur, die Leute möchten seine Gebote halten, er überredet dazu, aber er hat keine Kraft mehr zu strafen. Die Theologie hat Basedows berühmte Erziehungsmethode angenommen. Man setzt Prämien auf die Tugenden, aber alle Strafen sind abgeschafft. Einen Himmel glauben die Leute noch, aber sie würden sich schämen, auch noch an die Hölle zu glauben. Der große Goethe hat im zweiten Theil seines Faust die moderne Meinung sehr gut ausgedrückt. Faust mag sündigen, so viel er will, er kommt doch in den Himmel.

Allerdings war es die Aufgabe der Theologie von jeher, den Menschen ihre Furcht vor der Nemesis, vor der geheimnißvollen Macht zu nehmen, die alles Böse rächt. In frühern Zeiten war die Theologie darauf bedacht, diese Furcht so viel als möglich zu verstärken, um ihre Schutzmittel und Tröstungen dagegen, den Ablaß, später die Rechtfertigung und die Gnade, desto werthvoller zu machen. Rissen sie doch die gemäßigten Lutheraner und die Jesuiten schon bald nach Luther die armen Seelen gleichsam aus den Händen, und sahen sich gezwungen, der Concurrenz wegen den Preis der Seligkeit um ein Bedeutendes herunterzusetzen, und eine beispiellos wohlfeile Rechtfertigung auszubieten.

Jetzt hat man sich aber die Sache noch ungleich bequemer gemacht, indem man überhaupt gar keine Furcht mehr hat, also auch keiner Beruhigung mehr bedarf.

Vermöge eines stillschweigenden Einverständnisses hält man den Teufel für ein nordisches Phantom und muthet kaum noch alten Weibern zu, an das gehörnte Ungethüm zu glauben. Es liefe gegen alle gesunde Vernunft und vorzüglich gegen den Geschmack, seiner noch zu gedenken. Damit sind nun auch die Höllenstrafen als eine abgeschmackte Einbildung der vorigen Zeiten lächerlich geworden. Man ergötzt sich an dem Spiel des Witzes, womit Orcagna die vielen Kammern der Hölle angefüllt hat, und bewundert Dante's großartige Einbildungskraft. Aber es glaubt Niemand mehr, daß es eine Hölle gebe, in die er etwa selber hineinkommen könne. Diese alten Schreckmittel sind so verrufen, daß, einige Altgläubige und Pietisten ausgenommen, die Theologen in neuerer Zeit immer schon davon hinwegblicken und sich verlegen fühlen, wenn sie irgend ein muthwilliger Laie einmal an diese Dummheiten ihrer früherer Amtsbrüder erinnert.

Somit hat die Theologie durch das Abhandenkommen der ewigen Strafmittel auch ihren Einfluß auf die

Moralität verloren, und das ist das eigentlich *Charakteristische und Neue* des jezt herrschenden theologischen Geistes, das, was früher noch nicht da war. Alles andere ist Nebensache und wiedergekäuter alter Sauerteig.

Es gibt keine *Gottesfurcht* mehr. Selbst fromme Theologen haben zu ihrer Verscheuchung mitgewirkt. Man hebt nur zwei Beziehungen zu Gott hervor, das *Lieben* und das *Erkennen* und vergißt das Fürchten darüber fast gänzlich, ja man geht so weit, durch das Lieben und Erkennen die Furcht zu bekämpfen.

Die Einen tilgen ohne Weiteres jede Sündenschuld durch die Gnadenwirkung, und gestatten einigen im Geist mit Christo vereinigten Auserwählten jeden Frevel des Fleisches. Aber jeder Betreffende hält sich für den Auserwählten. Die Andern schwatzen uns ein Langes und Breites von der ewigen Liebe vor und erweichen uns in der lauen Milch ihrer Beredsamkeit den alten Gott Vater so lange, bis er eine Göttin Mutter, eine *allen* ihren ungezogenen Kindern alles verzeihende, unbedingte Gnade geworden ist. Liebet nur Gott und Christum, heißt es da, und übrigens könnt ihr thun was ihr wollt, wie einst im königlichen Frankreich der Adel sich alles erlauben durfte, wenn er nur den König anbetete.

Auch die langweiligen Ermahnungen der Rationalisten, Gott zu erkennen, alle seine Eigenschaften wie die eines Minerals naturhistorisch zu beschreiben, und sich sein Wesen so vollkommen klar zu machen, daß beileibe nichts Mystisches darin übrig bleibt, auch diese haben gehörig dazu beigetragen, die alte *Gottesfurcht* zu beseitigen.

Am consequentesten sind nun die gewesen, die eine Macht, welche keine Furcht mehr einflößen kann, als gänzlich überflüssig haben abschaffen wollen. Wir fürchten die Verheißungen Christi nicht mehr, warum sollten wir wohl noch an ihn glauben? wurde ganz folgerecht gefragt. Man ging Schritt vor Schritt weiter. Erst hieß es: Christus ist ein bloßer Mensch gewesen, aber ein ganz sündenreiner idealer Mensch. Dann hieß es: Christus ist ein sehr guter Mensch gewesen, aber immer Mensch. Dann hieß es: Christus ist ein Schwärmer gewesen. Dann hieß es: Christus ist ein Betrüger gewesen. Endlich heißt es: Christus hat gar niemals existirt, die ganze Geschichte von Christo und seinem Gott Vater ist eine Mythe.

Zugleich kam man auch auf einem andern Wege zu demselben Resultate. Erst heiß es, der liebe Gott erbarmt sich *jedes* Sünders, aber aus bloßer Gnade. Dann hieß es: der Mensch ist gut von Gott geschaffen, das Gute in ihm kann nur überschattet, aber nie ausgetilgt werden und der liebe Gott *darf* ihn gar nicht verdammen, wenn er sich nicht gleichsam selbst verdammen wollte. Dann hieß es: es gibt keine Hölle, Gott *kann* also auch Niemand hineinstecken. Endlich heißt es: die Ursache, warum einer verdammt werden könnte, fällt ganz weg, denn der ehemals angenommene Unterschied zwischen Gut und Böse, Tugend und Sünde hat sich in der allgemeinen Freiheit des jezt emancipirten Menschengeschlechts von selber aufgelöst.

Ueber die Unsterblichkeitsfrage ist man zwar nicht einig, doch vollkommen beruhigt. Wer noch etwas von der altchristlichen Schwäche, d. h. ein böses Gewissen beibehalten hat. das ihm zuweilen die Menge und Größe seiner Laster und Gemeinheiten vorhält, der tröstet sich mit der materialistischen Lehre: der Mensch ist nicht unsterblich, mit dem physischen Tode hört alles auf. Aber wer wird in unserm Zeitalter noch an solchen Schwächen hängen? Die wahre Philosophie gibt keineswegs zu, daß es in irgend einem Falle wünschenswerth sey, die Erinnerung eines abscheulichen Lebens in Vergessenheit zu tauchen und den Trost der Vernichtung zu suchen. Sie will Freiheit und nichts als Freiheit; sie erlaubt, zu thun, was man immer wolle, und wenn es noch so schändlich wäre, so ist es doch frei, also natürlich, also vernünftig, also göttlich, und kann im mindesten nicht das Aufsteigen des Individuums zu den höchsten Graden der Gottheit hemmen. Diese Lehre ist am deutlichsten im zweiten Theil von Goethes Faust vorgetragen, am dunkelsten in Hegels Philosophie, am frechsten in den Emancipationsversuchen des Fleisches durch die Heine'sche Schule und am langweiligsten in Carové's allgemeiner Kirche. Alle philosophirenden Goethianer, alle ins Praktische sich werfenden Hegelianer, das ästhetische Judenthum in Berlin, Rahel und so weiter, endlich die jeune Allemagne, sind die Verfechter dieser Lehre, die sich bereits Bahn in die eigentliche Theologie gebrochen hat, wo ihr die Lehren von einer Perfectibilität des Christenthums, von einer neuen Offenbarung durch den Verstand und durch die Philosophie und von einer neuen Kirche des h. Geistes im Gegensatz gegen die alte Kirche des Sohnes entgegenkommen.

So sind denn ängstliche Gemüther der lezten Besorgnisse ledig. Die alte Furcht, daß jene Verkündigungen einer ewigen Vergeltung eintreffen könnten, daß jenes jüngste Gericht, das Christus halten soll über die Lebendigen und die Todten, nicht bloß eine Spielerei für den Pinsel Michel Angelos sey, diese Furcht ist bis auf die lezte Spur verschwunden.

Merkwürdig ist der Zusammenhang dieser Erscheinungen mit den Zeitereignissen. Je gemeiner die politische Furcht geworden ist, um so heroischer haben die Menschen die Gottesfurcht von sich geworfen. Kriechend vor jeder weltlichen Gewalt, treten sie vor Gott mit frecher Stirn. Jeder Herr ist ihnen wichtiger als der Herr aller Herren.

Mit der Gottesfurcht ist auch das Band, das ehemals die Gemeinden zusammenhielt, ausgelockert. Schon sind den meisten sogenannten Gebildeten alle Priester entbehrlich geworden und der religiösen Gemeinschaft bedürfen sie nicht, jeder ist auf eigne Hand selbst ein kleiner Herrgott und übt den Privatgottesdienst vor sich selbst.

Da aber am Ende alle diese Vorkommnisse nur eben Symptome der in unserer Zeit herrschenden Indifferenz sind, da der Unglaube so wenig wie der Glaube einen Enthusiasmus zu erregen vermag, so würde wenig Gewicht darauf zu legen seyn, wenn nicht, wie oben schon angedeutet wurde, die sociale Moral dabei betheiligt würde.

Wir dürfen freilich kein zu großes Gewicht auf die Gottesfurcht, als moralisches Erziehungsmittel legen. Die nahe Lockung besiegt nach Menschenweise in den meisten Fällen die Furcht vor der fernen Gefahr, und nur die nahe Gefahr, die Androhung zeitlicher Strafen war von jeher das Hauptschreckmittel der Bösen. Doch dürfte nicht zu verkennen seyn, daß die bei zunehmender Kultur auch zunehmende Gemeinheit und der alles Privatleben vergiftende Egoismus, daß die nicht vor den weltlichen Richter zu ziehenden und doch höchst verderblichen Sünden der Untreue, Undankbarkeit, Mitleidlosigkeit, Heuchelei, des feinen Betrugs, der Schadenfreude, und besonders auch der Unkeuschheit, und der geheime Haß gegen alles Edle, Unschuldige und Reine durch die gänzliche Abwesenheit aller Gottesfurcht und durch die leichtsinnige Ignorirung alles dessen, was Vergeltung heißt, in hohem Grade begünstigt wird. Diese feine Demoralisirung muß aber dem Menschenfreund mehr Bedenken erregen, als bei rohen Nationen ehemals offnes und rohes Verbrechen bei sonstiger Tüchtigkeit.

Man legt mit Recht das größte Gewicht auf die freie Forschung und auf das Vernunfturtheil in allen religiösen Dingen. Man betrachtet sie mit Recht als das Palladium der evangelischen Theologie, und als die einzige unveräußerliche Bürgschaft gegen neuen Glaubenszwang, Verdummung und Aberglauben.

Sollte denn aber durch die freie Forschung und durch der Vernunft vielseitigste Erwägung kein würdigeres Resultat zu erzielen seyn, als das, was auf Kosten der erhabenen Gottheit nur unserer Schwäche und unserem Egoismus schmeichelt?

Vernunft ist es, sich nicht schrecken zu lassen durch falschen Spuk, und sich das schöne Leben nicht verleiden zu lassen durch erkünsteltes Jammern. Dank also den Bekämpfern des Aberglaubens und denen, die uns von der religiösen Weinerlichkeit zu einem gesunden Frohsinn zurückgeführt haben.

Vernunft aber ist es nicht, nunmehr alle ewigen Dinge mit Leichtsinn zu behandeln, mit der ungegründeten Furcht vor Wahnbildern auch die gegründete Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit und den tiefen Ernst, der durch das Weltall geht, hinwegzuwerfen.

Vernunft ist es nicht, ein Triumphgeschrei anzustimmen, als ob die Menschheit jezt ihre vollendetste Reife erreicht habe, durchaus vortrefflich und somit auch aller frühern Bande ledig sey. Namhafte Theologen sagen: im Alterthum offenbarte sich Gott der Vater, im Mittelalter Gott der Sohn, jezt der heilige Geist. Die Offenbarung schreitet fort, richtet sich nach der Kultur der Menschen und ist jezt eine Offenbarung an den Verstand, Philosophie. Da kommen Andere und fügen hinzu: alle frühern Offenbarungen waren unvollkommen; Gott bedurfte zur Leitung der Menschen gewisser Hülfsmittel, die jezt entbehrlich geworden sind, nämlich: 1) die Religion, die Unterscheidung zwischen Mensch und Gott, oder das Verhältniß der gänzlichen Unterordnung und Abhängigkeit des Menschen von Gott, und 2) die Moral, die Unterscheidung des Guten vom Bösen und das Verbot des leztern unter Strafandrohungen. Das war früher heilsam; nunmehr aber die Menschheit emancipirt ist, fällt sie im Wesen der Freiheit mit Gott durchaus zusammen und hört in eben dieser Freiheit auch der Unterschied von Gut und Böse auf. Daß dann Dritte kommen und zu beweisen suchen, das Böse sey eigentlich das Gute, darf nicht mehr Wunder nehmen. Auf diesem Irrwege des philosophischen Hochmuths kann man nirgends anders hingelangen als zur gänzlichen Umkehr aller Weltgesetze.

Es fragt sich, ob wir wirklich Vernunft genug haben werden, uns vor diesen Ausschweifungen der vermeintlichen Vernunft zu wahren. Ohne Zweifel. Die Lehre, daß es keine moralische Zurechnung mehr gebe, hat zwar schon durch Hegels verdorbene Schule weit um sich gegriffen; aber wenn sie je die herrschende werden könnte, würde sie die Gemeinheit der Gesinnungen bis auf einen Grad treiben, der wohl bald zur Umkehr nöthigen würde.

Romane.

42) Skizzen-Buch von Phantastus. München, Franz, 1834.

Ein kleines Buch voll angenehmer kleiner Gräuel nach der neuesten Mode. Ehebruch und die untreue Gattin zum Hungertod verurtheilt. Hochzeit und die Braut von der herabstürzenden Zimmerdecke erschlagen. Verführung, Kindermord, Rabenstein. Nur eine Erzählung, die bekannte Geschichte der heimlichen Ehe Heinrichs, des Sohnes Heinrichs des Löwen, mit des Pfalzgrafen Tochter, ist heiter.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 99. Freitag, 30. September 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

1) Ueber die Sündenlosigkeit Jesu. Eine apologetische Betrachtung von Dr. C. Ullmann. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Hamburg, Fr. Perthes, 1836.

Die „Sündenlosigkeit Jesu“ ist das wahre christliche Juste-Milieu, nicht supranaturalistisch, nicht rationalistisch und doch auch beides zugleich; supranaturalistisch, weil ohne Wunder, ohne Mystik kein sündenloser Mensch denkbar ist, — rationalistisch, weil, wenn Christus als Gott gedacht würde, von Sündenlosigkeit überhaupt nicht die Rede seyn könnte. Der Begriff dieser Sündenlosigkeit schmeichelt also beiden Parteien, ohne sich ihnen hinzugeben und ist ein vortreffliches Auskunftsmittel in dem großen Dilemma der Theologie. Sagen die Einen: aber Christus ist Gott, bei dem sich die Sündenlosigkeit von selbst versteht und als Verdienst gar nicht zu erwähnen ist, so wird erwidert: nein, Christus mußte, indem er Mensch wurde, auch die Fähigkeit annehmen, das Böse wollen zu können, und es troß dem nicht zu wollen, das war eben das große Verdienst. Sagen die Andern: aber Christus ist ein Mensch und da mag ihm denn doch wohl etwas Menschliches passirt seyn, das man mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt hat; so heißt es: dann verliert die Religion alle Autorität und das werdet ihr selbst nicht wollen.

Troß dieser scheinbaren Elasticität des Begriffs Sündenlosigkeit halten wir ihn gleichwohl für den festen Demantkern des wahren Christenthums. Diese heilige Religionslehre hat nie einen andern Zweck gehabt noch haben können, als uns sündenlos zu machen, und auf diesen Zweck bezieht sich die ganze Vorstellung von Christus, die, ob wir sie daneben mehr göttlich oder menschlich oder nur das eine oder andere denken, wesentlich immer die Sündenlosigkeit bleibt. Dies steht so fest, daß wenn uns Christus auch in der geschichtlichen Tradition nicht so erschiene, wir ihn so denken müßten. Das Christenthum ist in dieser Art eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit und wir müßten es erfinden, wenn es nicht schon da wäre, oder vielmehr, da wir sündhaften Menschen zu einer solchen Erfindung freilich keine Kraft hätten, so müßte Christus, wenn er nicht schon gewesen wäre, erst künftig seyn.

Der sein Fach mit seltnem Geist beherrschende Verfasser hat die von Schleiermacher zur Klassicität erhobene theologische Sprache nicht sinken lassen. Wir sind es seinem Ruhm schuldig, hier diejenigen Stellen mitzutheilen, welche die Hauptsache der Frage auf gewiß schöne Weise bespricht; „Wenn wir Jesu, kann man zunächst bemerken, die Möglichkeit zu sündigen beilegen, so

denken wir ihn auch der Sündenhaftigkeit theilhaftig; denn diese besteht nicht in der Summe wirklich begangener Sünden, sondern eben in der Möglichkeit, sündigen zu können. Sprechen wir also Jesum auch von der wirklichen Sünde frei, so haben wir ihn doch nicht von der Erbsünde frei gesprochen. Die Sündhaftigkeit schließt immer ein Minimum von Sünde ein, also die absolute Unsündlichkeit aus. Allerdings kann die Möglichkeit der Sünde bei Jesu, sofern er ein wahrhaft menschliches Wesen war, nicht geläugnet werden, aber diese ist mit Sündhaftigkeit keineswegs identisch. Die Möglichkeit der Sünde liegt unmittelbar in der Wahlfreiheit; und da diese von der Natur eines endlichen moralischen Wesens untrennbar ist, so wäre mit der moralischen Natur auch an und für sich schon ein Keim der Sünde gegeben, und der Urheber der moralischen Natur wäre auch der Urheber der Sündhaftigkeit im Menschen, was jeder gesund Denkende verwerfen wird. Offenbar will der Ausdruck Sündhaftigkeit mehr sagen, als die bloße Möglichkeit des Sündigens, denn die leztere Bezeichnung gestattet eine vollkommene Indifferenz des freien Willens und die Denkbarkeit einer Entwicklung von reiner Unschuld zu bewußter vollendeter Sittlichkeit ohne Dazwischenkunft der Sünde, jene erstere aber sezt eine Anlage, einen positiven Hang zum Bösen und einen Keim der Sünde voraus, aus welchem sich dann die wirklichen Sünden entwickeln. Wenn wir also die Möglichkeit des Sündigens bei Jesu zugestehen müssen, so räumen wir damit keineswegs eine Sündhaftigkeit oder auch nur das Minimum eines Hangs zum Bösen oder des wirklichen Bösen ein. Etwas anderes ist es, ob nicht außer der einem freien Wesen nothwendigen Möglichkeit des Sündigens auch noch ein besonderer in die menschliche Natur eingedrungener Hang zum Bösen, diejenige Sündhaftigkeit, welche man Erbsünde nennt, sich in Jesu vorgefunden habe? Hierauf werden die Antworten abweichend seyn, je nach den verschiedenen theologischen und philosophischen Standpunkten. Abgeschnitten wird die ganze Schwierigkeit, wenn man erwidert: es gibt keine Erbsünde, der Mensch tritt unschuldig und mit völlig zureichenden sittlichen Kräften ins Leben und kann sich daher auch, besonders unter begünstigenden Umständen, rein entwickeln. Diese Antwort aber, wenn sie auch die vorliegende Schwierigkeit entfernt, verwickelt uns in andere noch größere und ermangelt eines zureichenden Grundes. Die Stimmen der weisesten und erfahrensten Männer, die eigene tägliche Erfahrung und das Urtheil der Schrift lassen uns nicht zweifeln, daß eine Neigung zur Sünde in der menschlichen Natur vorhanden sey; die gänzliche Abläugnung derselben wird wenige befriedigen, und kann den Knoten nicht lösen. Nun ließe sich ferner sagen: wie man die Lehre von angestammter und allgemeiner Sündhaftigkeit auch ausbilden mag, immer muß doch auch die sittliche Freiheit als etwas ursprüngliches und allgemeines postulirt werden; dies ist Voraussetzung des Christenthums und Forderung des sittlichen Bewußtseyns; auch bei dem Hang zum Bösen sind wir uns einer unvertilgbaren Kraft bewußt, dem Reiz der Sünde widerstehen und uns zum Guten bestimmen zu können. Nur unter dieser Voraussetzung sind unsere Handlungen zurechnungsfähig und haben als gesetzwidrige, die vermieden werden konnten, den Charakter der Schuld. In der Gewißheit der Freiheit aber, deren Annahme die Nöthigung der Sünde ausschließt, besitzen wir eine Bürgschaft, daß es möglich sey, der menschlichen Natur theilhaftig und doch ohne Sünde zu seyn. Denn ist die Freiheit eine Kraft, im einzelnen Fall ungezwungen zu seyn zum Bösen und das Gute thun zu können, so ist sie es auch für alle Fälle, und wo in allen Fällen das Gute gewählt würde, hätten wir Sündlosigkeit. Auch diese Antwort genügt nicht; sie ist von der vorigen nicht wesentlich verschieden und geht ebenfalls von einem pelagianischen Standpunkt aus. Der Mensch besizt Freiheit, aber nicht als reine ungeschwächte Kraft, sondern als Anlage frei zu werden, die zu ihrer Ausbildung und Vollendung nicht ohne Kampf und Sieg, nicht ohne Schwankung, Fall und Sünde kommt. Nur der ungeschwächten Freiheitskraft ist es möglich, sich rein zu entwickeln; wird aber eine Neigung zur Sünde neben der Freiheitskraft angenommen, so ist diese schon gehemmt und es wird dann auf jeden Fall ein innerer Zwiespalt, ein Kampf statt finden, der mit vollkommener Sündlosigkeit unvereinbar ist. Hätte Jesus einen Hang zum Bösen zu besiegen gehabt, so wäre er eben dadurch schon, wie vollkommen wir auch sonst seine Tugend denken mögen, befleckt. Es bleibt, wie wir schon andeuteten, bei der Annahme eines allgemeinen Hanges zum Bösen, keine andere Auskunft, um sich das Reinseyn Jesu von aller Befleckung zu erklären, als eine besondere göttliche Einwirkung auf den Ursprung seiner Persönlichkeit. Es trat, weil Gott es so wollte und ordnete, durch eine neue Schöpfung in den Zusammenhang des sündhaften Lebens ein mit reinen, frischen und ungetrübten sittlichen Kräften ausgestattetes Wesen ein, damit ein heiliges, gottgefälliges Leben sich zuerst in diesem Einzelnen, und von diesem aus durch die Kraft des vollendeten Urbildes in der ganzen Menschheit entwickeln könnte. Die Einwendung, daß hiermit die Sache in die Sphäre des Wunderbaren gebracht, aber nicht erklärt sey, kann uns nicht irre machen. Wohl ist der neue sittlich-religiöse Lebensanfang in Christo ein Wunder und nicht anders zu erklären, als durch eine besondere Anordnung und Wirkung Gottes, aber ohne diese ist auch weder das gesammte Christenthum noch der Ursprung der Religion überhaupt zu erklären, und wer ohne göttliche Thätigkeit

in der Stiftung, Fortbildung und Vollendung des religiösen Lebens glaubt fertig werden zu können, der möge eine bessere Begründung der Sache geben. Wichtiger scheint der Einwurf, daß auf diese Weise die Bedeutung des Beispiels Jesu für uns wegfalle. Ist Jesus ursprünglich von Sündhaftigkeit frei durch eine besondere göttliche Bewahrung, und ist er mit frischer zureichender sittlicher Kraft ausgerüstet durch besondere göttliche Begabung, so kann er in seiner sittlichen Vollendung denen, die dies nicht sind, kein wahres sie vollständig angehendes Vorbild seyn. Allerdings ist auch die Lehre von der Vorbildlichkeit Christi nicht so obenhin, sondern mit der gehörigen Unterscheidung zu fassen. Als Vorbild ist Christus zu betrachten nicht in der Weise, daß wir unmittelbar so seyn sollen, wie er, sondern nur daß wir so werden sollen."

2) Eine protestantische Beantwortung der Symbolik Dr. Möhlers von Dr. C. J. Nitzsch, Consistorialrath und Prof. in Bonn. Hamburg, Perthes, 1835.

In dieser geharnischten Schrift ist in der That, Schlag auf Schlag, alles gesagt, was geeignet ist, die Vorwürfe, welche die Katholischen auf's Neue den Evangelischen gemacht haben, zurückzuweisen. Auch ist die Schrift klar geschrieben und faßt die Dogmen, ja sogar deren geschichtliche Entstehung so gedrängt zusammen, daß der Nichttheologe daraus ohne Anstrengung bedeutende Belehrungen schöpfen kann.

Was wir darin vermissen, ist die kräftige Hervorhebung des protestantischen Zorns gegen die lüderliche Sündenvergebung. Bekanntlich ging davon die ganze Reformation aus. Luther, wie schon früher Huß und die Waldenser, erzürnte sich über den Ablaß, über die unsittliche Lehre, daß die Sünde ohne wahre Reue und Buße könne vergeben werden. Die ganze Reformation war begründet in einem schönen sittlichen Zorn gegen die allzufrech sich absolvirende Unsittlichkeit. Und dieser Zorn ist das Lebensprincip des Protestantismus geblieben, oder wenn er erschlafft ist, kann er nur immer wieder aus ihm sich verjüngen.

Die Protestanten mußten aber die Erfahrung machen, daß, je strenger man die sittliche Idee verfolgte, man um so gewisser an der kolossalen Bequemlichkeitsliebe des Geschlechtes scheitern müsse. Wer konnte es unter den hussitischen Sündenvertilgern, wer unter den Puritanern aushalten? Ihre allzugroße Strenge gab allemal nur einer Reaktion der zügellosesten Lüderlichkeit das Zeichen. So erschien es sogar Pflicht, die Sündenvergebung etwas leichter zu machen, nur damit der Strom der Sünde gelassen abfließe, sich nicht, gleich gestautem Wasser, zu einer alles verheerenden Ueberschwemmung ansammle.

Statt des bequemen Ablasses, den die Protestanten unmöglich wieder aufnehmen konnten, mußten sie ihre Zuflucht zu neuen scholastischen Spitzfindigkeiten nehmen, aus denen am Ende die künstliche Erklärungsweise hervorging, die Herr Nitzsch sehr prägnant Seite 79 bezeichnet: „Die menschliche Natur ist entartet; die Sünde ist zwar nicht die Natur des Menschen je gewesen oder geworden, sondern die Sünde ist dem Menschen zur andern Natur geworden; nicht etwa erst durch Gewöhnung, sondern in der ersten Sünde hat sich die menschliche Natur also verkehrt, daß die vom ersten Sünder abstammenden Menschen die menschliche Natur, ungeachtet sie eine gottgeschaffne und erlösbare und insofern sich selbst gleich gebliebene identische ist, nicht anders als mit einem Verderben (corruptio) behaftet überkommen; mit einem Verderben, welches darin besteht, daß der jetzige natürliche Mensch, obgleich vernünftig und frei, doch in Bezug auf das geistliche, göttliche Leben, zu dem er geschaffen ist und erlöset wird, an und für sich unfähig und unfrei, sofern er aber in dieser Unfreiheit dennoch selbstthätig wird, bös, gottlos, strafbar und unselig zu achten ist. Die ursprüngliche Persönlichkeit oder Ebenbildlichkeit hat sich in gottwidrige Selbstheit verkehrt, und wird, so lange die Gnade der Wiedergeburt noch kein anderes mit sich bringt, eben nur in dieser Richtung sich entwickeln; und in dieser Richtung stets zum Tode irren und sündigen. Ehe der jetzige natürliche Mensch durch den Conflict von Gesetz und Lust zum Thatsünder wird und etwa gar in dieser Thatsünde eine Stätigkeit erlangt, ist er schon sündig, die Sünde als das selbstische Gelüsten ist schon in ihm. Ist er aus dem Geiste wiedergeboren, so bleibt zwar, da die Wiedergeburt erst mit der Auferstehung sich ganz vollendet und die Folgen der ersten Geburt als einer fleischlichen in der leiblichen nicht sofort wegfallen, jenes selbstische Gelüsten übrig, und ist als solches immer noch Sünde, aber es ist kein herrschendes, sondern ein beherrschtes, kein verdammendes, sondern ein verziehenes; die zur andern Natur gewordene Richtung des Menschen ist die immer wieder aufgehobene."

3) Reise eines Irländers, um die wahre Religion zu suchen. Mit Noten und Erläuterungen von Thomas Moore. Aus dem Engl. von Moriz Lieber. Zwei Theile. Aschaffenburg, Pergay, 1834.

Der Irländer verläßt sein grünes Eiland, um draußen in der weiten Welt die wahre Religion zu suchen, reist durch alle Confessionen hindurch, hört und sieht alles an, findet überall sich getäuscht und kehrt am Ende wieder nach Irland zurück, um ein guter Katholik zu bleiben. Das Resultat ist: „Bei einem Rückblick auf das weite

Feld, auf welches meine Forschungen mich geführt hatten, konnte ich nicht umhin, einzusehen, daß die Hauptquelle aller Häresien und Gotteslästerungen, die sich gleich Phantomen auf dem Pfade des Christenthums, von dem ersten Augenblicke seines Erscheinens in dieser Welt, erhoben haben, in dem freien Zutritt zum Lesen der heiligen Schrift und dem freien Gebrauche des Privaturtheils bei deren Auslegung liege, welche von jeglicher Häresie, zu allen Zeiten, in Anspruch genommen, und von der katholischen Kirche, zu allen Zeiten, eben so unwandelbar verdammt worden sind.“

Schon oft haben die Katholiken, die immer stehen bleiben, auf die heftige und uneinige Bewegung der jüngern reformatorischen Confessionen mit einer Art von Verachtung geblickt, und aus den Widersprüchen und Extremen derselben den etwas voreiligen Schluß gezogen daß sie sich zuletzt in sich selbst vernichten müßten. Gerade je mehr sie gähren, desto gesünder sind sie. Bewegung ist eben ihr Leben.

Herr Moore gibt zu, daß gewissen unverbesserlichen Leuten der Deismus gelassen werden müsse, aber zwischen diesem und dem Katholicismus will er keine Uebergänge gelten lassen. „Entweder Katholik oder Deist!“ ist sein kategorischer Wahlspruch. Aber diese Ansicht ist unhistorisch und unpsychologisch. Womit wäre denn die ungeheure Weltgeschichte auszufüllen, als mit Uebergängen von einem Extrem zum andern? und wie käme in den unermeßlichen Menschenwald irgend eine Unterbrechung der Monotonie, wenn nicht das immergrüne katholische Nadelholz mit allerlei wieder welkendem reformirten Laubholz abwechselte? Es gibt nur einen Gott, aber viele Menschen, nur ein Licht, aber viele Farben, in denen das Licht sich anders bricht.

Das Buch ist in seinen rein auf die englische Theologie bezüglichen Partieen interessant, weil wir daraus manches minder Bekannte kennen lernen, im Allgemeinen aber steht es nicht auf der Höhe der deutschen Gottesgelehrtheit. Gleichwohl hat es Herr Consistorialdirector Augusti der Mühe werth gefunden, die sehr umständliche Widerlegung der Engländer mit Anmerkungen zu übersetzen.

4) **Die Religionswanderungen des Herrn Thomas Moore, eines irländischen Romantikers, beleuchtet von einigen seiner Landsleute. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von Dr. J. Ch. W. Augusti. Köln, Bachem, 1835.**

Hier wird das Recht und die Pflicht der freien Bibelforschung nicht nur für den Protestantismus kräftigst vindicirt, sondern auch den Katholiken gesagt, sie thäten selbst sehr wohl, wenn sie sich zu forschen mehr die Mühe nehmen wollten, denn sie hätten es noch am meisten nöthig; und es sey niemals ein gutes Zeichen für die Sache, wenn man deren Untersuchung scheue.“

5) **Christus in unserer Zeit. Ein Zeugniß zur Beruhigung und Erweckung. Von K. F. E. Thrandorf. Berlin, Plahn, 1836.**

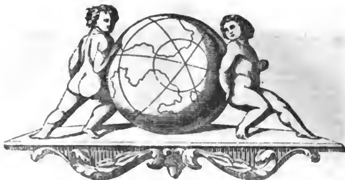
Eine kleine Schrift, deren Grundgedanke folgender ist: „Die Erscheinung des Göttlichen in der Menschheit ist und darf kein Spiel menschlicher Weisheit und Philosophie seyn. So wie sein Daseyn sich stützt auf das Zeugniß, so wurzelt es auch fest in dem Boden der Geschichte. Der Gottmensch Christus darf nicht gelten als eine Idee, welche in der Menschheit als Idee lebt und wirkt, ausgesprochen in einer Mythe — eine Ansicht, zu der in unserer Zeit so Viele sich hinneigen — er muß erkannt werden als ein wirklich geschichtlich Dagewesener und sein Leben als ein wirklich geschichtliches Faktum. Mit dieser Wirklichkeit steht und fällt die Wirklichkeit alles Heiligen und Göttlichen in der Menschheit.“

Dies ist dieselbe lebendige Ansicht, welche schon im 14ten Jahrhundert die schöne sittliche Reaktion der Mystiker gegen die verdorbenen und heuchlerischen Scholastiker hervorrief, und die Menschen aufforderte, anstatt über Christum zu klügeln, ihn lieber nachzuahmen, (Thomas a Kempis).

6) **Anleitung zur Mittheilung der Religion und zur Einführung ins Christenthum, gebildeten Vätern und Müttern gewidmet von Fr. Busch. Mit einem Vorwort von Dr. Lücke. Hannover, Hahn, 1835.**

So wohlgemeint diese Schrift ist, glauben wir doch nicht, daß es so gar großer Aengstlichkeit und künstlicher Berechnung bedarf, um der Jugend das Christenthum beizubringen. Welche Eltern haben nur die Zeit, so übertrieben systematisch zu Werke zu gehen, oder die Macht, alle die tausend Zufälle zu verhindern, wodurch diese sorgliche Eintrichterung des Christenthums gestört und etwas, das nach des Verfassers Meinung erst später gelehrt werden soll, anticipirt werden kann. Man denke nur an den Religionsunterricht auf Schulen, an das Predigthören, an das Weiterlesen in der Bibel, wozu sehr oft die bloße Neugier auffordert, an die Eindrücke, welche die Jugend zufällig in der Conversation bald durch Pietisten, bald durch Freigeister empfängt. Kurz, die unendliche Mühe, das Christenthum der lieben Jugend auf der Goldwage zuzuwägen, damit es nicht zu viel auf einmal und zu regellos davon genieße, scheint uns an sich löblich, aber auch vergeblich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 100. Montag, 3. Oktober 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

7) Das Leben Jesu von David Friedrich Strauß, beurtheilt von C. Ullmann und Jul. Müller, 1836.

Sowohl Herr Ullmann, als Herr Müller erklären sich gegen die Gründlichkeit der Straußischen Untersuchung und folglich auch gegen deren Resultat. Der erstere sagt: „Die ganze Ansicht von Strauß ist nur durchzuführen unter Voraussetzung des kritischen Gewaltstreiches, daß alle vier Evangelien unecht, nicht apostolisch, von späteren, unbekannten Männern verfaßt seyen. Dies ist aber von Strauß bei weitem nicht zureichend bewiesen; er argumentirt bloß aus inneren Gründen gegen Augenzeugenschaft und Authentie, berücksichtigt aber nicht im Mindesten das geschichtliche Zeugniß des kirchlichen, des heretischen, zum Theil auch des außerchristlichen Alterthums für die Evangelien, welches doch bei dem vierten besonders so stark und allseitig ist, als man es billiger Weise unter den gegebenen Verhältnissen erwarten kann.“

Schlagend ist das Argument, auf das jeder auch ohne besondere theologische Kenntnisse kommen kann: das Christenthum ist eine Wirkung, die nicht ohne Ursache seyn kann. Ein so die tiefste Seele befriedigender, den höchsten Geist übersteigender, und seit beinahe zwei Jahrtausenden die ganze gebildete Menschheit durchdringender Glaube, der in der Weltgeschichte die größte aller Epochen gemacht hat, ein solcher Glaube beruht auf Thatsachen, die auf die unmittelbaren Zeitgenossen den ungeheuersten Eindruck machen mußten. Völlig widersinnig ist die Annahme des Herrn Strauß, daß die christlichen Priester erst hinterdrein sich ein ideales Bild, Christus genannt, geschaffen und demselben, der nie existiert habe, erst alles angelogen hätten, was wir heutzutage unter der christlichen Tradition verstehen. „Vorstellungen, sagt Herr Ullmann, können viel wirken; aber wenn sie stark und nachhaltig wirken sollen, müssen sie doch einen entsprechenden Grund und Anlaß haben. Ist es nun irgend denkbar, daß die erste christliche Gemeinde, ungebildet, einfältig, volksmäßig, wie sie war, zuerst ein solches Christusideal ausgebildet und dargestellt, und dann auch wieder an das eigene Gebilde so geglaubt haben sollte, daß daraus eine ganz neue sittliche Schöpfung hervorgehen konnte? Waren die ersten Christen religiöse Poeten? Waren sie von vorne herein so heiligen und erhabenen Sinnes, daß sie aus sich selbst das reinste Ideal in den individuellsten Zügen hervorbringen konnten, ein Ideal, wie es sonst die Phantasie der erhabensten Dichter und Philosophen nicht geschaffen hat, und liegt irgend ein Beispiel vor, daß ein bloß Gedachtes je solche

Lebenswirkungen hervorgerufen habe, wie das Bild Christi?“

Uebrigens erklärt Herr Ullmann die Theilnahme, die das Straußische Werk gefunden hat, aus dem Zeitgeiste: „Das Straußische Werk ist, zunächst ganz äußerlich betrachtet, wichtig wegen der Bewegung, die es schon veranlaßt hat, und wegen der Wirkungen, die es noch ferner hervorbringen wird. Die Bewegung, die dadurch an manchen Orten hervorgerufen wurde, ist ein Beweis, wie sehr die negative und kritische Richtung in unserer Zeit noch überwiegt, welche Neigung die Mehrzahl der Zeitgenossen zum Auflösenden hat. Angenommen auch, daß Strauß in der Hauptsache Wahrheit gebe, so ist doch die Wahrheit, die er gibt, eine ganz einseitig verneinende, bei der sich am Ende kein Mensch von religiösem Bedürfnisse befriedigt fühlen kann. Es müßte ebenfalls auch statt des Niedergerissenen ein neues Besseres gegeben werden. Aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß kein Versuch zum Neubau so viel Interesse erregen würde, als dieses Schauspiel des Niederreißens tausendjähriger Heiligthümer. Eine herostratische Berühmtheit ist in unserer Zeit leichter zu gewinnen, als die eines Erwin von Steinbach; die erstere kann auch ein Einzelner für sich allein erwerben, die andere kann nur ruhen auf einem großartigen, organischen Zusammenwirken, auf einem productiven Gesammtgeiste, woran unsere Zeit, besonders auf dem Gebiete der Religion, einen offenbaren Mangel leidet.“

Ueber das Verhältniß der Straußischen Schrift zu der ältern Literatur des Zweifels äußert sich Herr Ullmann: „Betrachten wir das Werk nun rein als literarische Erscheinung, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß dasselbe mit durchdringendem Verstande, mit großer Veranschaulichungsgabe und dialektischer Gewandtheit, mit reicher Belesenheit und ausdauerndem Fleiße geschrieben ist. Der Verfasser hat die auf seinen Gegenstand sich beziehende Literatur, besonders die der lezten fünfzig Jahre, sehr vollständig durchgearbeitet, er gibt eine bündige und scharfe Zusammenfassung und dadurch einen vorläufigen Abschluß dieser kritischen Periode, indem er alles, was der Zweifel aufgebracht hat, auf einen Punkt zur stärksten Wirkung concentrirt. Auch der wissenschaftliche Ernst ist ihm nicht abzusprechen; seine Rede könnte zwar dem Gegenstande gemäß oft höher gehalten, seine Ausdrücke könnten würdiger und edler seyn, aber frivol ist er nicht, und das Ganze der Darstellung zeigt unverkennbar, daß es ihm um die Sache, nicht um einen augenblicklichen Effekt zu thun ist. Aber eben so wenig läßt sich andererseits verkennen, daß der Scharfsinn, der uns in dem Werke entgegentritt, ein bloß zersetzender und auflösender ist; von einer rechten Reconstruction des kritisch Auseinandergelegten, von jener positiven Macht des Geistes, die in allen wahrhaft reformatorischen Theologen neben dem kritischen und polemischen Elemente sich findet, ja diesem erst Kraft und Halt gibt und zur eigentlichen Grundlage dient, davon läßt sich bei Strauß nicht viel verspüren. Ja nicht einmal eigentlich neu und originell kann das Unternehmen genannt werden, denn der Stoff, den der Verfasser im Einzelnen gebraucht, ist einem guten Theile nach in der Evangelien-Literatur der verflossenen Decennien gegeben, und der Gedanke, daß der mythische Standpunkt nicht nur auf einige Theile, sondern auf das Ganze des Lebens Jesu anzuwenden sey, ist auch früher schon ausgesprochen worden; Strauß hat wesentlich nur das Eigenthümliche, daß er die mythische Auffassung auf's Vollständigste und Strengste im Einzelnen durchführt und durch die schärfste, oft beißende Polemik gegen die supranaturalistisch und rationalistisch historische Behandlung, so wie durch stetes Zurückgehen auf alttestamentliche Parallelen und durch Hinweisung auf apokryphische und anderweitige Analogien zu rechtfertigen sucht. Auch dürfen wir nicht verhehlen, daß die Kälte und Schonungslosigkeit, welche durch das Ganze hindurchgeht und sich bisweilen bis zum bittern Hohne steigert, etwas Verletzendes hat.“

8) Bemerkungen über das Leben Jesu von Strauß; von Ch. B. Klaiber. Stuttgart, Beck u. Fränkel, 1836.

Der Verfasser starb, als er kaum diese Schrift vollendet hatte. Sie ist voll Kraft, nicht ohne jenen schönen Zorn, der in edeln Geistern sich regt, wenn das Heilige verhöhnt wird.

„Wir erhalten, nach Strauß, das Bild eines gutmüthigen, aber unglücklichen politisch-religiösen Schwärmers, welcher anfangs nicht wußte, was er von sich selbst halten sollte, und sich nur dieselbe Stellung zum Messiasreiche, wie der Täufer Johannes, obwohl in liberalerem und großartigerem Geiste gab, allmählich aber durch zufällige Gründe auf die Ansicht kam, er sey selbst der Messias; welcher in seinem Lehren und Wirken den größten Inconsequenzen und Widersprüchen hingegeben war, und in dieser Beziehung unter seinem Apostel Paulus stand; welcher den Irrthümern und Vorurtheilen seiner Zeit oft unterlegen ist, und von dem es lächerlich wäre, ihn in die vordersten Reihen der neuesten Zeit und ihrer Erkenntnisse stellen zu wollen; welcher bald mit seinen Jüngern die partikularistische Ansicht und Abneigung gegen die Heiden theilte, bald unbeständig genug, eine freiere Ansicht äußerte; welcher, was seiner Würde als Messias und den Hauptzweck seines messianischen

Wirkens betrifft, sich, die falschen Vorstellungen der Juden vom Messias theilend, mit den unbegründeten, grenzenlos schwärmerischen, ja bis zur Gotteslästerung gehenden Gedanken von einem übermenschlichen und vorweltlichen Daseyn, von höherer göttlicher Sendung und Vollmacht, von dem ausschließenden Besitze einer das Wesen Gottes ergründenden, der göttlichen gleichen Erkenntniß und göttlicher Vollmacht, die Todten zu erwecken und Gericht zu halten ꝛc. getragen; welcher nach der Vorstellung seiner Zeit mit sittlichen Verbesserungs-Planen drn thörichten und unglücklichen Plan, ein weltliches Reich unter den Juden zu gründen, verbunden, noch bei seinem letzten Einzug den Versuch einer politischen Revolution gemacht und dir Anerkennung als messianischer König habe erzwingen wollen; welcher dann aber doch wieder keine politische Parthei zu machen gesucht, sondern zum Gehorsam gegen Gott und die heidnische Obrigkeit aufgefordert und erklärt habe, sein Reich sey nicht von dieser Welt; welcher also, wie Strauß diese von ihm selbst geschaffenen Gegensätze und Widersprüche vereinigen zu können meint, wohl politische und sittlich-religiöse Zwecke auf buntr Weise verbunden, aber in grundloser Schwärmerei die politische Revolution als von Gott zu bewirkend und auf wundervolle Weise durch himmlische Mächte herbeizuführend erwartet habe, und mit diesen grundlosen Erwartungen den unglücklichen Tod am Kreuzr gestorben sey. Dies ist das Bild, oder vielmehr das furchtbar mißhandeltr Zerrbild des evangelischen Christus, in welchrm die Christenheit seit 1800 Jahren das Ebenbild des Vaters voll Gnade, Wahrheit und Heiligkeit verehrt hatte; auf solcher enormen Täuschung ihres Stifters, auf solch trügerischem Glauben seiner Anhänger an diesen unglücklichen, im Kreuzestode sein ganzes Wirken und Seyn endenden Schwärmer soll die weltumbildende Lehre und Anstalt des Christenthums, soll die Anstalt ruhen, in welcher wir die Kraft der Weisheit, der Gerechtigkrit, der Heiligung und Erlösung finden?!“ .

Unter den Gründen, welchr der Verfasser dem Herrn Strauß entgegensetzt, ist folgendrr der schlagendstr: „Blickrn wir bei Jesu hin auf den Mangel an dem, was blendet, auf seine verschiedenen Gegensätze gegen die tief eingewurzelten Vorurtheile der Juden und Aehnliches, so ist eben so klar, daß er auch von Andern nicht ohne die bestimmtesten objektiven Gründe für den Messias konnte gehalten werden; es ist nicht zu bestreiten, daß nicht eine zum voraus und ohne Grund auf ihn angewrndete Messiasidee es war und seyn konnte, was jenen Kreis von verherrlichenden Sagen so ganz aus dem Nichts hervorrief; vielmehr erst das Herrliche und Göttliche seines Lebens und Wirkens, wie es in reeller, die Gemüther ergreifender Erscheinung hervortrat, erzeugte den Glauben an ihn als den Gottesgesandten Messias, und konnte ihn allein und zwar nicht sogleich und so leicht, sondern erst langsam und im Kampfe mit den Vorurtheilen, Ansichten und Wünschen der Juden, auch seiner Jünger erzeugen. Aehnlich verhält es sich mit den prophrtischen Zügen und den Hinweisungen des alten Testamentes auf eine künftig unter dem jüdischen Volke auftretende und in die Geschichte der Menschheit, geistig umbildend, eingreifende höhere, von Gott erleuchtete und begabte Persönlichkeit, denn so sehr jene Hinweisungen und Vorbereitungen dazu dienten, in Christo den gottgesendeten Erlöser der Menschheit erkennen, in der Erscheinung Christi eine That des in der Weltgeschichte waltenden Gottes finden zu lehren, so wenig konnten sie Veranlassung werden, jene höheren Lebensäußerungen, jene Macht an Wort und That Einem anzudichten, der sie nicht hatte, vielmehr dienten sie gerade als Verwahrung vor dem Irrthum, in irgend einer Person den Mrssias zu finden, der jene höheren Prädikate abgingen. Dafür zeugt auch die Geschichte Christi unleugbar, indem sogar die geistige Erhabenheit seines Lebens und Wirkens über das alttestamentliche Messiasbild, und noch mehr seine Abweichung von dem weit sinnlicheren Bilde, das die Juden seiner Zeit in dem Alten Testamente zu finden meinten, der Hauptgrund der Verwerfung Jrsu durch die Mehrheit der Juden war, was zum klaren Beweise dient, daß ein solcher Kreis von Thaten und Reden Jesu, wie ihn die Evangelien berichten, die Conditio sine qua non des Glaubens an ihn war. Statt dessen kehrt Strauß die Sache um und will uns belehren, daß erst die Sage jenen glorreichen Thatenkreis Jesu aus dem Nichts hervorgezaubert, daß erst die Phantasie seiner Anhänger in allen Theilen des alten Testaments sich ergangen, und alle zerstreuten Züge in demselben, welche ihrem Messiasbilde auch nur entfernt ähnlich waren, auf die künstlichste Weise zusammengelesen, zu einem Ganzen verbunden und auf Jesum übergetragen haben. Hirbei ist denn freilich schon das sehr verwunderlich, daß das Bild Jesu in den Evangelien von der Phantasie seiner Anhänger aus den alttestamentlichen Zügen zusammengesezt und denselben doch theilwrise so unähnlich ausgefallen seyn soll. Uebrrhaupt aber, wenn alles dasjenige, was die Evangelien Großes, Außerordentliches und Wundervolles von Jesu erzählen, wenn der größte Theil seiner in den Evangelien erzählten Thaten, wenn sehr viele seiner damit verflochtenen Reden ein bloßes Gebilde späterer Sagr sind, was wissen wir denn überhaupt noch Sicheres von seinem Wirken? Was wissen wir Ausgezeichnetes auch von seiner, mit seinen Thaten in unzertrennlichem Zusammenhange stehenden Lehre? Wie will der Verf. consequenter Weise noch behaupten, es stehe als unbestreitbare Thatsache fest, daß Jesus die Ueberzeugung, Messias zu seyn, gehabt und ausgesprochen habe? Wie ist er

berechtigt, von Christo überhaupt noch als von einem großen Individuum zu sprechen, an dessen Leben sich eine in der Menschheit tief eingreifende Umwälzung geknüpft habe? Hätte er nicht consequenter gehandelt, wie es schon vor ihm skeptischen Abenteurern eingefallen ist, zu sagen, Christus sey überhaupt gar keine historische Person gewesen, statt ihn all des reichen und herrlichen Lebens und Wirkens, das ihm die Geschichte beilegt, zu berauben, und dann doch noch, wie ein skeletartiges Gerippe, die magere Gestalt eines jüdischen Land-Rabbinen stehen zu lassen? Aber wie kam denn dieser unscheinbare, aller Größe entkleidete Jesus in so kurzer Zeit seines Wirkens zu so außerordentlichem Ansehen? Wie kam er zu der Würde des Messias? wie bildete sich eine solche Bewunderung seiner Person, daß ihn die nächste Nachwelt mit solchem Nimbus herrlicher Reden und Thaten umgab? wie kam es, daß, ganz zauberartig, schnell christliche Gemeinden entstanden, die ihren Glauben auf seine Person gründeten? Wäre das nicht Alles eine Wirkung ohne Ursache? Das größte und unnatürlichste aller Wunder?" —

Am Schlusse vertheidigt Herr Klaiber das Recht, das ein älterer Lehrer des Herrn Strauß gehabt habe, ihm sein Werk „ins Gewissen zu schieben." Allerdings hat Herr Strauß nicht Unrecht, wenn er sich beklagen darf, man mache ihm nur Vorwürfe, anstatt ihn zu widerlegen. Allerdings ist es unstatthaft, die Freiheit der Untersuchung durch Verdächtigung der Absicht im geringsten zu hemmen, auch dann, wenn sich die Absicht wirklich nicht rechtfertigen ließe. Christus selbst hörte die Sophistik der Pharisäer, ja die Versuchungen des Teufels ruhig an und widerlegte sie, ohne sie ihnen ins Gewissen zu schieben. Auch hat der Teufel immer das Recht zu sagen: wie magst du mir etwas ins Gewissen schieben, da ich gar keins habe?

Auf der andern Seite hört man aber: wie wenn Herr Strauß Unrecht hätte? wäre es dann nicht ein wenig gewissenlos gewesen, wenn auch nur auf eine Zeitlang die Schwachen zu irren und die Bösen zu ermuthigen? Die Bösen, denn wer möchte läugnen, daß sich über sein Buch nur die herzlich gefreut haben, denen das Christenthum einen moralischen Zwang auflegt, und die begierig jeden Grund suchen, unsittlich seyn zu dürfen? Wie aber, wenn Herr Strauß Recht hätte? Wäre es dann nicht gewissenlos gewesen, das Christenthum zu stürzen, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen? Wir haben im Christenthum wenigstens wie in einem Dämmerlicht gelebt. Herr Strauß will uns auch das nehmen und uns ganz in Nacht stoßen. Das ist doch ein wenig schadenfroh. Die Sache pressirte ja nicht so entsetzlich. Lebte die Welt schon achtzehnhundert Jahre im Irrthum, so kam es auf ein paar Jahre mehr nicht an, die aber der junge Strauß anwenden konnte, älter zu werden und der Wahrheit noch ein wenig tiefer auf den Grund zu gehen, bevor er sie verkündete.

Wenn nun wirklich Jesus Christus durch Friedrich Strauß verdrängt wird, so ist die Menschheit in einiger Verlegenheit. Glauben will sie einmal. Woran soll sie glauben? Im vorigen Jahrhundert gaben die Antichristen Systeme der Natur, Vernunftreligionen und dergleichen heraus, welche das Christenthum zu ersetzen und zu übertreffen bestimmt waren. Da hatte man doch etwas. Die Christusbilder wurden umgerissen, aber an deren Stelle Freiheitsbäume gesezt, vor denen man die neue Religion der Natur oder Vernunft mit Fanatismus predigte. Das war ehrlich gehandelt, die Leute wollten der Welt nichts nehmen, sondern ihr etwas nach ihrer Meinung Besseres geben. Herr Strauß dagegen malt das Christusbild mit Kohlen an, daß es eine lächerliche Karrikatur wird, stellt sich dann schadenfroh hinter den Kreuzesstamm und beobachtet, wie die Vorübergehenden bald lachen, bald sich ärgern. Das ist nicht männlich. Er hätte, wenn er wirklich das Christenthum vernichten wollte, es in jedem Fall durch etwas, das allgemein als besser hätte anerkannt werden können, ersetzen und zugleich von dem, wenn auch seiner Meinung nach irrigen, doch gutgemeinten alten Christenthum nicht mit Hohn, sondern nur mit Achtung sprechen sollen.

So hat man gesagt, so kann man sagen. Aber unter allen Umständen sagen wir: die Untersuchung muß frei bleiben, und unter der Geister Unzahl muß es auch solche geben, die nur verneinen. Und um nicht ungerecht zu seyn, müssen wir uns erinnern, daß dieses Straußen Ei vom h. Geist in Berlin ausgebrütet worden ist.

Ist das Leben Jesu von Strauß nicht vielleicht der Ausdruck eines zwischen den göttlichen Personen ausgebrochenen Familienstreits? Der Gott-Professor in Berlin, allgemein von seinen Schülern als der h. Geist anerkannt, rivalisirte schon lange mit Gott dem Sohne. Herr Göschel wollte versöhnen, zur beliebten Vermittlung der Extreme mitwirken, tauchte den dicken Pinsel tief in den Identitätskleister und pappte Christenthum und Hegelthum so geschickt aufeinander, daß Christus vollkommen Hegel, Hegel vollkommen Christus wurde. Aber Herr Strauß perhorrescirte diese Amalgamirung und entschloß sich kühn, Christum zu vernichten, damit Hegel allein herrsche. Und ist Hegel nicht viel mehr als Christus? Weiß man das in Berlin nicht schon lange?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 101. Freitag, 7. Oktober 1836.

Romane.

43) Skizzen von Julian. Neuhaldensleben, Eyraud, 1835.

Im Callot-Hoffmanns Manier, aber ohne dessen Geist. Statt des Archivarius Lindhorst ein Geheimer Sekretarius Kammrrie, statt des Studenten Anselmus ein Candidat Valentin ꝛc. Das augenlose Mädchen, die hölzerne Braut ꝛc. kommen auch vor; kurz das ganze Buch ist ein trüber Abdruck dessen, was bei Hoffmann originell und scharf hervortrat, eine so sklavische und doch zugleich so übelgerathene Copie, als je eine war. Der Verfasser jagt nach Effekten, kümmert sich aber nicht im geringsten um die Motive. So schildert er uns einen Bösewicht, der eine verheirathete Frau, die sich seinen Wünschen nicht fügen will, im Bett erstickt und nachher deren Tochter heirathet. Am Hochzeitabend beginnt ein Käuzlein auf einer Standuhr:

„Br–r–r–r–äutigam, beicht', –
Br–r–r–r–äutigam, beicht', –
Müt–terchens–Leich'. –
Müt–terchens–Leich'. –
Bettchen so – weich; –
Jetzt – Dein –
Tod – Tod – Tod – Tod.

Feuermann hatte während dieses Gesanges die Augen verdreht, das Gesicht verzerrt; jetzt, nachdem das Käuzlein geendet, stand er auf und kreischte im gräßlichen Wahnsinn:

Hi, hi, hi! horch! – hi, hi, hi! – wie's – Käuz–lein – singt, – wie's – Käuz–lein – singt! – hab' – Müt–terchen – erwürgt, – im – Bettchen – erwürgt. – hi, hi! – führ' – Toch–terchen – jetzt – in's – Hoch–zeit–bett – hi, hi! – in's – Hoch–zeit–bett – wird – Bräut'–gam – geh'n, – nicht – in – Tod, – nicht – in – Tod.

Ein fürchterlicher Knall geschah: und Uhr und Käuzlein war verschwunden."

Kann man wohl etwas Abgeschmackteres erfinden?

44) Oskar von Lautenwald oder das Poetenthal. Ein Roman von Zweibein. Drei Theile. (Zweibeins sämmtliche Werke 3—5ter Band.) Leipzig, Kollmann, 1834.

Herr Zweibein ahmt Jean Paul nach, da ihm aber nicht eine gleiche reiche Fülle der Phantasie zu Gebote steht, so macht die häufige Erinnerung an Jean Paul hier

keinen angenehmen Eindruck. Jean Pauls Kleid ist einmal nicht auf den Leib anderer Dichter gemacht, sie sollten also auch lieber ihr eigenes Kleid tragen. Die Geistesgaben des Herrn Zweidein würden ohne Zweifel hinreichen zu einem Dichter, der eigenthümlich seine Stelle, und sogar nicht eine der lezten einnehmen könnte, aber da hat ihn der Wahnsinn ergriffen, ganz und gar Jean Paul seyn zu wollen, und darüber verliert er sich selbst, ohne der zu werden, der er seyn will.

Am glücklichsten copirt er sein Vorbild in Stellen wie folgende: „Ist dieses Lebensintermezzo einer schönen und reinen Seele vor dem dunklen Vorhange der Zukunft, hinter dem nur eine einzige Gluthrose als Hoffnungs- und Leitstern ausdämmert, nicht ein maskenloseres, und zerreißt in dieser Minute nicht oft der lezte Nebelschleier einer Seele vor dem sonst so schwachen Menschenauge, und ist für uns der beste Seelengraveur? Doch deine lezte Stunde, geliebter Greis, war so rein und unverdeckt wie dein Leben, alle die Wolken, die an deinem Lebensspiegel düster vorüberzogen, lagen im fernen Westen glühend an einander gedrängt und leuchteten, übergossen von dem lezten Freudenfeuer deiner Tage, dir in die ferne dunkle Zukunft hinein, ohne dich mit Schauder zu erfüllen. Deine lezte Liebe spiegelte sich im höhern Glanze in den Thränen deiner Freunde, die um dein Frühlingslager standen, worüber der Lenz seine Blüthenschnüre und Strahlenketten herabsenkte und dir durch eine Psalmsängerin in der Stunde des Scheidens die lezten Freudenaccorde zuflöten ließ. Sagtest du nicht Morgens zu deiner Emilie, deren zarte Tochterliebe ihre schützenden Blätter so warm um deine Lebensblüthe schlug, und die dich so liebevoll pflegte: „heute ist mein Geburtstag, liebe Tochter, hier und oben“, und lächeltest, als sie dich nicht ganz verstand, und dir Glück wünschte; sprachst du nicht: „ich habe viel aus dem Freudenbecher geschlürft, und dieser goldne Maientag perlt noch als lezter Tropfen darinnen, und ich werde ihn meiner Linda bringen.“ Dann riefst du wie im Traum Abends, als die Sonne mit ihren lezten Goldfunken deine Wange bethaute, als das winkende Frühlingsleben sich zu deinen Fenstern hereinzudrängen suchte, und die Weste dir rosige Blüthen entgegenspielten, und die Purpurwölkchen wie die Träume deiner Kindheit am stillen Abenddimmel wandelten, und das lezte Rubinblatt von der flammenden Sonnenblume hinter den glühenden Bergen hinabsank: „Emilie, laß alle unsere Freunde diesen Abend zu uns bitten, wir wollen den Tod der Sonne feiern und den deiner Eltern — ist mir doch, als sey ich schon von dieser Welt geschieden, und du stündest als freundlicher Engel an meinem zweiten Geburtstage neben mir, und dort schwebe segnend deine Mutter als Lichtengel herab — o zertrete die jungen Blümchen auf ihrem Grabe nicht; denn sie wurde ermordet — hörst du Emilie, wie der Lenz in allen seinen Wonnen schäumt, öffne doch die Fenster, und laß mich noch einmal den warmen Frühlingshauch trinken.“

Nicht selten aber führt den Dichter die Sucht, Metaphern zu häufen, in widerlichen Schwulst. „Wenn Verzweiflung schon selbst geistiger Selbstmord ist, so möchte ich die Hoffnung, die große Weltamme, wenn nicht selbst stillende Allmutter nennen, in deren goldnen Locken noch Greise spielen, und den Schnee ihres Hauptes, und die Eisrinde des Todes, die sich an die Herzen von Jahren zu Jahren ansezt, an ihren nie versiegenden warmen Brüsten zu schmelzen suchen. Sie wandelt selbst mit der büßenden Magdalena der Reue, oder mit dem pater dolorosus, dem Schmerz, Hand in Hand, und bettet sich mit in die Wiege und in das Grab.“ So würde sich Jean Paul nicht ausgedrückt haben. Hier erkennt man, was den Meister vom Schüler unterscheidet. Was für Bilder! Greise, die in den Locken einer Amme spielen und den Schnee ihres weißen Haars an der Wärme ihres Busens zu schmelzen suchen? Abscheulich!

Dahin gehören auch viele Stellen, wo das Allergewöhnlichste mit einem wahrhaft lächerlichen Aufwand von prächtigen Redensarten gesagt ist, z. B.: „Wenn auch schon viele Schriftsteller den kostbar strahlenden Diamanten der Jugend in das Gold des Idealen zu fassen versuchten, oder auch wirklich faßten, so wagte es doch gegenwärtiger Biograph ihn auf eine neue Manier geschliffen und in den Purpur der Morgen- und Abendsonne getaucht, der Welt zu übergeben. Die Poesie sprudelt als die reinste Blüthe des Lebens gleich einem sonnigen Maitage aus tausend Blumen- und Herzenskelchen; denn sie ist das Band zwischen Himmel und Erde, sie ist das ideale Princip, wodurch sich jeder einen Himmel über der niedern Welt erhaben aufbauen kann, ohne gerade ein Buch zu schreiben, oder Verse zu machen. Einet die Jugend, die Frühlinge, die Liebe und alle die reinen Wonnen, welche dieses Erdenleben so rosig durchschäumen zu einem großen Lebensbaum, auf seiner Krone prangen die hesperidischen Aepfel, und diese bietet uns Blüthen und Früchte und Schatten, denn um ihn hat sich die Kunst und das Leben im innigsten Vereine geschlungen. Diese Zaubertöne des Lebens zu fesseln, und deren melodischen Strom an meinen Lesern vorüberrauschen zu lassen als ein Bild eines höhern Seyns, war mein Bestreben, und ich lebe der Ueberzeugung, daß die Jugend und die Kindheit der Same aller Lebensfrüchte sind.“ Wir leben, glaub' ich, alle dieser Ueberzeugung, ohne daß es noch Einem eingefallen ist, stolz auf die Kenntniß dieser trivialen Wahrheit zu seyn.

45) Schloß Teufelslager oder Isaurine und Jean-Pohl. Ein Roman von Victor Ducange. Deutsch von L. von Alvensleben. Zwei Theile. Altenburg, Expedition des Eremiten, 1836.

Ein modernes Mährchen, unverkennbare Nachahmung unseres Callot-Hoffmann, aber mit einer politischen Würze, die in der That pikant ist. Der Roman ist sehr gut geschrieben, und die französische Romantik würde wohl thun, auf diese Weise die großen Erfahrungen der Nation in ein gefälliges poetisches Gewand zu kleiden, anstatt in wollüstigen und blutigen Erfindungen sich abzuhetzen.

Schloß Teufelslager wurde von einem nach Palästina wallfahrenden Ritter den Mönchen übergeben. Diese ließen es lange wüst liegen, bis es ein Ritter Jean-Pohl kaufte, und in dieser Einsamkeit eine Waldenser-Colonie anlegte. Aber seine Nachkommen wurden vom Religionshaß verfolgt und ausgerottet; nur Einer kehrte in die Gegend zurück, wo er eine bescheidene Hütte bewohnte, nach und nach aber wieder wohlhabend wurde und eine Papiermühle anlegte. Damals beliebte es dem großen König Ludwig XV. eine seiner Maitressen mit einem ganz unerfahrnen jungen Knaben von altem Adel zu verheirathen und ihm das Schloß Teufelslager zu schenken. Aber der junge Mann erfuhr, wie er betrogen sey, am Wochen- und Sterbebett seiner jungen Frau und ging in die weite Welt, seine Schande zu verbergen. Einen Beutel mit 100 Louisd'or, den er zurückgelassen, fand der Papiermüller. Die uralte Familie von Kerneſek erbte das Schloß und zog ein. Die Schilderung dieser eben so adelstolzen als bigotten Sippschaft ist sehr gut. Aus der politischen Satire schweift der Dichter aber geschickt in das romantische Wunder über. Die Dame des Hauses will auf dem Stein des h. Ghyl, der zu dem alten Kloster gehört und durch seine Wunder berühmt ist, ein Gelübde thun. Der Stein soll nämlich Ehefrauen sehr förderlich seyn, wenn sie sich auf denselben legen. Er ist tief in einer Höhle, eine geheimnißvolle Macht schwebt um denselben. Sie thut das Gelübde mit großer Feierlichkeit, wird aber von der geheimnißvollen Macht berührt und stirbt.

Die ganze Familie Kerneſek muß in der Revolution emigriren. Ein Enkel des Papiermüllers Jean-Pohl kauft das Schloß und wird sehr reich. Der arme Marquis von Kerneſek muß inzwischen im Auslande umherziehen, kommt nach Crossen in Schlesien, wird Sprachmeister und heirathet eine Pastetenbäckerin. Sein jüngerer Bruder Gregor, der Mönch gewesen war, wird Pferdeknecht im Hessischen. Seine Schwester endlich, die eine Nonne gewesen, hat noch seltsamere Abenteuer, unter der französischen Armee in Genua, unter der österreichischen, wo sie als Köchin dienen muß, endlich als Aufwärterin in einem Gasthofe. Sämmtliche Geschwister, die Pastetenbäckerin und deren junge hübsche Tochter finden sich zusammen, indem sie die Gnade Napoleons, der die Emigranten zurückruft, benutzen wollen. Sie kommen nach Frankreich, wo sie alles anders finden, als sie es verlassen. Sie kommen auf ihr Schloß, das einem Andern, dem glücklichen Papiermüller gehört. Dieser ist aber galant, ladet die Familie Kerneſek zu sich ein, bewirthet sie köstlich und schenkt ihnen Kapital und Zins der einst von ihrem Vorgänger zurückgelassenen hundert Louisd'or, was nach so langer Zeit eine schöne Summe ausmacht. Ueberdies beweist er, das sein Geschlecht doppelten Anspruch auf das Schloß habe, da es schon im 11ten Jahrhundert sein Uhrahn und in der Revolution noch einmal sein Großvater baar bezahlt habe, während die Familie Kerneſek den Besitz nur einer königlichen Gnade von sehr zweideutiger Natur verdankt.

Indeß arrangirt man sich. Der Papiermüller hat zu viel Mitleid für die vertriebene Familie, als daß er nicht noch mehr für sie thun sollte. Sein Sohn liebt die kleine hübsche Tochter des Marquis. Ihm zu Liebe läßt er sich baronisiren und die jungen Leute werden verlobt. Da erfolgt Napoleons Niederlage. Der Marquis will nun höher hinaus, die Verbindung mit dem Kleinbürger, mit dem Adel von gestern, will dem alten Hause nicht mehr ziemen. Der Bräutigam muß überdies zu Felde ziehen und wird bei Leipzig schwer verwundet. Man überredet die Braut, er sey todt, und sie flieht nun zum Stein des h. Ghyl, weil der Aberglaube herrscht, hier könne man in einer Vision den Geliebten sehen. Sie ist unten, da erscheint ihr rückkehrender Bräutigam oben, aber als er hinunter eilt, findet er sie — todt.

46) Ada Reis, der Tripolitanische Corsar. Aus dem Engl. der Karoline Lamb von F. L. Rhode. Zwei Theile. Mannheim, Hof, 1834.

Ein modernes Mährchen, in das eine Allegorie eingekleidet ist. Die handelnden Personen stellen die guten und bösen Neigungen des Menschen dar, und die Katastrophe die Bestrafung der leztern. Ada Reis, ein Abenteurer und Räuber, ermordet ein junges Weib, entführt ihr Kind und erzieht es als seine Tochter. Der kleinen Fiormonba erscheint ihr Schutzgeist, als ein lieblicher Knabe, und gibt ihr eine Feder, die von selbst schreibt, und der sie nur zu diktiren braucht, was er wissen soll, wenn er auch noch so weit entfernt ist, eine Perlenschnur, auf deren Perlen sie seine Antwort lesen kann, und eine tönende Kugel, die ihr eine Melodie aus der frühesten Kindheit spielt. Diesem guten Genius

tritt aber der böse gegenüber, ein mystisches Wesen, das als Jude Kablarra, als altes Weib, als schöner Jüngling erscheint, und Fiormonda durch Zaubergeschenke verführt, die ihr Begierden einflößen. Auch Ada Reis wird für den leztern gewonnen, der ihm eine Krone verspricht. Der Kampf der beiden Principe ist phantastisch auf einem Schachbrette mit lebendigen Figuren dargestellt. Aber die ganze Zauberei verschwindet, da Ada Reis vom Pascha von Tripoli verfolgt wird und mit seiner Tochter und seinen Schätzen zu Schiffe geht. Unterwegs gesellt sich aber das böse Princip abermals unter einer neuen Gestalt zu ihm. Condulmar, ein junger Spanier, stößt durch Schönheit und Geist der jungen Fiormonda Liebe ein, und veranlaßt ihren Vater, sich in Lima niederzulassen. Hier verführt er das Mädchen und ermordet einen spanischen Herzog, in dem wir das gute Princip wiedererkennen. Dieser Mord veranlaßt die Rache. Lima geht durch ein furchtbares Erdbeben zu Grunde. Ada Reis entkommt demselben durch Hülfe eines Indianers, welches abermals das böse Princip ist, geräth in der Wildniß unter die Indianer und wird deren König. Sobald ihm aber auf diese nicht sehr erfreuliche Art unter schmuzigen Wilden das Versprechen einer Krone erfüllt ist, lernt er den wahren Zusammenhang aller seiner Abenteuer kennen. In einer Art von Vorhölle sieht er alle beisammen, die durch ihre Begierden dem Bösen verfallen sind. Hier zeigt die Verfasserin viel Phantasie. Die Strafen sind gröstentheils sehr fein ausgedacht. „Dies ist die Druckerei, sagte Kablarra, hier ist die Presse. — Und wer sind diese Herren? — Schlechte Autoren und ihre Freunde, welche sie angingen, ihre Werke herauszugeben, und ihre Verleger und alle deren Teufel mit ihnen. Sie sind verdammt, zusammengeschraubt und für immer mit ihren eignen Ideen bedruckt zu werden.“ Noch geistvoller ist die Katastrophe. Fiormonda erscheint wieder, als Gemahlin des finstern Geistes, von ihm verhöhnt und verachtet, aber als echtes Weib liebt sie ihn dennoch treu, und das ists, was ihre Seele rettet. Die Uebrigen hoffen, ihrer Sündenlast entbunden zu werden, gestattete man ihnen nur einmal noch in ihr voriges Leben zurückzukehren, die früheren Situationen noch einmal durchzulaufen, um anders handeln zu können. Es wird ihnen gewährt, aber alle handeln in gleichem Fall wieder eben so, auch Ada Reis folgt seiner wilden Leidenschaft ganz eben so, wie vorher, und alle, außer Fiormonda, langen endlich vor der Pforte an, über der geschrieben steht:

Lasciate ogni speranza voi ch' intrate.

Fiormonde findet sich in den Wildnissen Südamerikas wieder, wo sie als Einsiedlerin bis an ihr Ende ein frommes Leben führt.

Etwas wunderlich und phantastisch ist diese Dichtung freilich. Sie würde einfacher seyn, wenn die beiden kämpfenden Principe nicht so plan als bloße Personifikationen von Ideen und nicht in so unnöthig vielen Gestaltungen aufgeführt wären. Der Dichter muß, auch wenn er allegorisirt, doch die Ideen kunstreicher verstecken; und er muß sich niemals zu einem einfachen Zwecke zu vieler Mittel bedienen, weil eins sonst dem andern im Wege steht. Doch ist der Grundgedanke des ganzen Werks ein edler, und im Einzelnen, besonders bei der Schilderung der ersten Jugendjahre Fiormondas und am Schluß hat die Verfasserin bewiesen, daß sie über eine sehr reiche Phantasie gebietet.

47) Verwirrung und Selbstsucht. Frau und Magd. Zwei Novellen von L. Kruse. Leipzig, Kollmann, 1835.

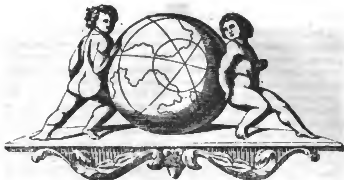
Nr. 1) Eine Emigrantengeschichte. Aboiar, ein junger Emigrirter, findet bei seiner Rückkehr nach Frankreich eine sehr schöne Pflegetochter, ein Landmädchen, bei seiner Mutter, welche diese so vornehm, als ob sie von Stande wäre, aufgezogen hatte. Die jungen Leute verlieben sich, Aboiar aber läßt sich in der Restaurationsperiode durch adeligen Ehrgeiz verleiten, der unebenbürtigen Geliebten die Ehe zu verweigern. Sie zwingt ihn, sich mit ihr zu schießen, ihr Pistol ist aber blind geladen, so daß nur sie, nicht er getroffen wird. Dennoch kommt sie mit dem Leben davon und der reuige Liebhaber heirathet sie. Eine ziemlich schlechte Erfindung.

Nr. 2) Ein junges, durch Zufall gebildetes Mädchen muß aus Armuth Magd werden und wird es bei einer unsittlichen Frau, deren Geliebter auch der ihrige war. Ein Kind, das die Frau geboren, wird der Magd untergeschoben, und dadurch ihr Liebhaber von ihr abwendig gemacht; die Magd nimmt sich des armen Kindes an und rettet es mit eigner Lebensgefahr aus dem Feuer. Endlich wird der Betrug entdeckt, und statt der Frau wird die Magd geheirathet. Nur die Treue der Magd gegen das Kind ist ein schöner Zug in dieser sonst widerlichen Composition.

48) Gutenstein. Novelle von Emanuel Straube. Leipzig, Kollmann, 1835.

Mord des Nebenbuhlers aus Eifersucht, vergebliches Bemühen um die Geliebte, Tod in Verzweiflung. Ziemlich widerlich und unwahrscheinlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 102. Montag, 10. Oktober 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

9) Apologie des Christenthums von C. H. Stirm. Erste Abtheilung. Stuttgart, Belser, 1836.

Unter vielen Vertheidigungen des Christenthums darf diese wegen ihrer praktischen Richtung der Lesewelt besonders empfohlen werden. Der Verfasser ermüdet die ungelehrten Leser nicht mit theologischen Spitzfindigkeiten. Er geht von dem einfachen Satz aus: an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Er zeigt, welche Wirkungen die christliche Lehre in der Welt hervorgebracht hat, wie dadurch unläugbar die Menschheit veredelt worden ist, wie fast alle Vorzüge, welche die neuere Zeit vor dem Alterthum auszeichnen, aus dem Christenthum herfließen. Dies ist die wahre historische Beweisführung, die man der des Herrn Strauß entgegenstellen muß. Das Echte bewährt sich durch seine Wirkungen, nicht durch die diplomatische Dokumentirung seines Ursprungs. Das Christenthum braucht keinen Proceß über seinen alten Adelsbrief zu führen, es beurkundet seinen Adel durch seine ganze Erscheinung von selbst.

10) Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höhern Dogmatik, von Dr. Ch. Fr. von Ammon. Leipzig, Vogel, 1833.

In der Reihe der Apologien des Christenthums behauptet die vorliegende einen ausgezeichneten Rang, weil sie die in Verwandlungen fortschreitende Entwicklung des Christenthums, und eine Perfektibilität, wenn nicht des Christenthums selbst, doch der Art, wie wir es auffassen, behauptet, und damit alle Besorgnisse, als ob die christliche Religion je veralten und aus der Mode kommen könne, zurückweist. „Das Christenthum, sagt man, ist, wie alle übrige Glaubensarten der Menschen, eine klimatische, lokale, historische und von der Persönlichkeit ihres Urhebers abhängige Autoritätsreligion, welche verschwinden muß, wie eine historische Weltweisheit, Rechtslehre und Arzneikunde, weil alles Geschichtliche sich zuletzt in das Ideale auflösen soll. Das Christenthum ist ferner eine anthropomorphische, vom Himmel auf die Erde herabkommende, übernatürlich geoffenbarte Religion, welche mit den Fortschritten der Vernunft und den Forderungen eines klaren und umfassenden Weltbewußtseyns unmöglich länger bestehen kann. Es ist überdies eine sociale, von einer Priesterkaste ausgehende und die Gemüther der Völker beherrschende Religion, die der Leitung des Staates unterworfen und stufenweise in eine gemeinnützliche Volksmoral verwandelt werden muß. Haben wir es

aber schon erlebt, daß in dem gebildetesten Reiche unseres Welttheiles „Königswürde und Christenthum enden mußten, wie sie begonnen hatten, zusammen und zu gleicher Zeit;“ warum soll das nicht in anderen Ländern geschehen, wo sich die Gebildeten längstens von aller positiven Religion abgewendet haben und durch die Verbreitung ähnlicher Grundsätze auch unaufhaltsam ähnliche Welterscheinungen herbeiführen werden! — Wie ungünstig indessen alle diese Einwände auch den Hoffnungen des Christen zu seyn scheinen; so beruhen sie doch sämmtlich und zunächst der erste auf einer Einseitigkeit der Ansichten, welche die Festigkeit seines Glaubens nicht zu erschüttern vermag. Jede geschichtliche Religionslehre unter den Menschen hat eine gedoppelte Seite, die ideale und die thatsächliche in der Erscheinung; auch das Christenthum bietet uns diese zwiefache Ansicht dar. Die Ideologie Plato's, die Rechtslehre Solons, die Heilkunde des Hippokrates werden ewig wahr bleiben, weil sie in der Natur der Vernunft und des menschlichen Organismus ihren Grund und ihre Wurzel haben. So ist das Christenthum unveränderlich als die zuerst unter den Menschen an das Licht getretene Lehre von der ewig weisen Ordnung der Natur, der sittlichen Welt und der auch in ihren kleinsten Veränderungen wirkenden Gotteskraft. Dafür ist der Ursprung dieser Lehre in einem menschlichen Bewußtseyn, so wie ihr Vortrag und ihre Einkleidung in einer morgenländischen Sprache und unter einem eigenthümlichen Volke gewiß etwas Thatsächliches, was sich den Gesetzen und Folgen einer Welterscheinung nicht entziehen kann. Hat man nun sonst dieses Thatsächliche unserer Religion höher gestellt, als das Ideale derselben, so war das allerdings ein Fehlgriff, weil die Folie alles historischen Glaubens sich im Laufe der Zeit unvermeidlich abnüzt und allmählig nur der reindurchsichtige Spiegel der Erkenntniß übrig bleibt. Dadurch wird aber nicht die Religion als Lehre, sondern nur die Lehrart verändert; ich habe nichts verloren, sondern gewonnen, wenn sich der historische Satz, ich glaube an Gott durch Jesum, seinen Sohn, in den rationalen verwandelt, ich glaube an ihn durch das ewige Wort Gottes, das in Christo war; beide Sätze sind biblisch und rechtglaubig, und der lezte stellt nur die vernünftige Ordnung der Erkenntniß wieder her, die durch die erste Lehrart beschränkt und gebunden war. Da aber der Unterricht der Jugend und des Volkes nothwendig von äußerer Autorität ausgehen muß; so hat in seiner Sphäre auch der erste Satz seine volle Gültigkeit, und das Historische des Christenthums, obschon nicht unveränderlich an sich selbst, wird daher auch als Stützpunkt des religiösen Glaubens, so wie als äußeres Bindemittel des Gemeinbekenntnisses unentbehrlich bleiben, weil gerade in dem Leben seines erhabenen Stifters überall mehr Göttliches, als Zeitliches zur Erscheinung kommt. Wichtiger könnte dem ersten Anblicke nach der zweite Einwand von der Unverträglichkeit des Christenthums mit der herrschenden Vorliebe unserer Zeit zur Vernunftreligion erscheinen. Denn da das Wesen einer würdigen Verehrung Gottes von der Reinheit der göttlichen Idee und der Gewißheit abhängt, der höchste und einzige Geist wolle gerade auf diese und keine andere Weise angebetet werden; so würde das Christenthum allerdings veraltern und unwirksam werden müssen, wenn die Vernunft den Urheber unseres Daseyns in einem reineren Lichte zu erkennen vermöchte, oder doch das Ergebniß ihrer Forschungen und Ansprüche mit dem Begriffe einer göttlichen Offenbarung unverträglich wäre. Es ist aber Beides unerweißlich; denn die dem Christenthume eigenthümliche Ansicht Gottes als des vollkommensten Wesens, stimmt nicht nur genau mit der höchsten Idee der Vernunft zusammen, sondern gewinnt auch durch die Lehre Jesu von der heiligen Vaterliebe Gottes zu den Menschen noch an Umfang und Bedeutung. Was aber den göttlichen Ursprung der uns von Jesu mitgetheilten Religionslehren betrifft; so wird und kann die Vernunft weder läugnen, daß sie ihr auf dem Wege geschichtlicher Kundmachung zugekommen sey, noch daß sie der erhabene Stifter des Christenthums durch eine besondere Mittheilung Gottes erhalten habe. Denn was Gott sey und wolle, kann man von Niemanden lernen, als von ihm selbst und ihm allein. Die Vernunft wird nur von der einen Seite diesem Glauben genealogisch und psychologisch auf der Spur nachgehen, um die Gedankensprünge zu vermeiden, welche nirgends gefährlicher sind, als auf dem Gebiete der Religionskenntniß; von der anderen Seite aber sich auch ihres Rechtes bedienen, die Lehren und Gebote des Christenthums mit der ihr gleichfalls von Gott verliehenen Wahrheitsnorm zu vergleichen und dadurch eine freie Ueberzeugung von ihrer Göttlichkeit zu begründen. Sahen sonst die Menschen zum Himmel empor, daß sich sein Glanz in ihrem Innern spiegele, so blicken sie jezt zuerst vor und um sich her, die rechte Straße zu finden, die zum Himmel führen soll. Jenes war die Zeit bilderreicher und übernatürlicher, dieses ist die Zeit ideenreicher und verständiger Offenbarungen; die Ansicht und Lehrart beider Perioden können verschieden seyn, aber genau betrachtet ist es ein Gott, ein Weg des Glaubens und des Heils, der die Menschen zu ihrer höheren Bestimmung führt.“

Gewiß sind alle die Apologien am glücklichsten, welche die geschichtliche Entwicklung und den Fortschritt zu ihrem Princip machen. Doch mag sich die Theologie wohl vorsehen, daß sie nicht, wenn sie eine „verständige“ Offenbarung annimmt, jedem ersten besten hirnverrückten Dünkel der Philosophie in die Hände arbeite, z. B. dem

Hegelianismus, denn welcher Wahnsinn würde dann nicht das Monopol der Offenbarung ansprechen?

11) Die Grundlage des evangelischen Pietismus, oder die Lehre von Adams Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi. Von Dr. K. G. Bretschneider, Oberconsistorialrathe in Gotha. Leipzig, Vogel, 1833.

Indem Herr Bretschneider den Pietismus bekämpft, bekennt er sich ungefähr zu derselben Lehre wie Herr von Ammon, daß nämlich das Christenthum eine Erziehungs-Anstalt sey, in welcher die Offenbarung mit der Capacität der Schüler wachse und fortschreite. Der Satz:

Was kein Verstand der Verständigen sieht
Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth,

die Heiligkeit in Kindern, Frauen oder ungebildeten Handwerkern offenbart, dergleichen die Apostel waren, die echte Christlichkeit der Einfältigen, die ohne alle Gelehrsamkeit voll hohen Seelenadels sind, das alles fällt nach Herrn Bretschneider weg. Der Werth seines Christenthums ist lediglich abhängig von der Enge oder Weite der Weltanschauung, der gelehrten Kenntnisse. Sein §. 48 ist überschrieben: „Die Entwicklung der Offenbarung bedingt durch die wachsende Weltanschauung" und beginnt: „Es ist eine, vielleicht nicht neue, aber gewiß wichtige und noch nicht genug erwogene Wahrheit, welche die Ueberschrift dieses §. aussagt; nämlich daß die religiöse Erkenntniß, mag man sie als ein Produkt menschlicher Kraft oder als ein Erzeugniß göttlicher Offenbarung betrachten, nur in dem Maße an den menschlichen Geist kommen und von ihm aufgenommen werden kann, in welchem die Erkenntniß der Welt und der Menschheit wächset, oder, um einen allgemeinen Ausdruck zu brauchen, in welchem die Weltanschauung richtig, umfassend und deutlich wird." Er erläutert dies noch näher: „Es ist nicht genug, die Ideen durch Worte als Begriffe an den menschlichen Geist zu bringen, sondern es ist auch erforderlich, daß sie verstanden werden, und daß die Weltanschauung ihren Sinn belebt. Was kann es z. B. helfen, wenn man dem Wilden, dem sein kleines Jagdrevier die Welt ist, den Begriff der Allmacht gibt, und sagt: Gott ist ein Wesen, das alles thun kann, was es will. Er wird diesen Begriff auf nichts als auf seine Wälder, seine Jagdthiere und etwa noch auf die Witterung seines Landes zu beziehen wissen. Wer aber das Weltmeer in seiner Majestät brausen sah, wer die über die Wolken hinaus trotzenden Urgebirge unseres Planeten schauete, wer eine lebendige Vorstellung hat von dem zahllosen Heere der Welten Gottes, der erst bekommt eine lebendige Idee von des Schöpfers Allmacht. Eben so aber ist es mit der Idee der Weisheit. Wenn man sagt: „Gott ist allweise, d. h. er wählt für die besten Zwecke die besten Mittel," so hat man damit in Wahrheit nichts als einen todten Begriff, leere Worte. Nur erst, wenn man die Natur durchforscht, die wundervolle Einrichtung der Pflanzen, Thiere, das Zusammenwirken der Naturkräfte im Großen und Kleinen, den Reichthum der unendlich verschiedenen Bildungen auf unsern Planeten, die Ordnung und Gesetze des Weltalls wissenschaftlich kennt und durchforscht, — nur dann erst versteht und fühlt man, was es heiße, Gott ist allweise ꝛc."

Frägt man, welchen Trost die arme sündige Seele aus dem Christenthum schöpfen soll, wenn eine hohe Kultur und eine umfassende Weltanschauung noch versagt sind, so antwortet Herr Bretschneider, das sey eben die Thorheit, dergleichen Trost zu verlangen, dessen es gar nicht bedürfe. „Man irrt, sagt er Seite 422, wenn man das Wesen des Christenthums darein setzt, eine Sühnanstalt für die Erb- und wirkliche Sünde zu seyn, und ihm den Zweck beimisset, die Menschen erst zum Gefühl ihrer sittlichen Versunkenheit und Verdammlichkeit zu bringen, dann aber sie durch den Trost der Genugthuung Christi und der Rechtfertigung durch den Glauben wieder aufzurichten. Das Wesen und der Zweck des Christenthums ist vielmehr, die Idee der Unsterblichkeit zu gründen und zu vollenden, und die Menschen dieser erhabenen Bestimmung würdig zu machen. Den sittlich verderbten Zustand des damaligen Zeitalters erklärt das Christenthum nirgends für eine allgemeine, natürliche und bleibende Beschaffenheit der Menschen aller Zeiten, sondern es wollte diesen Zustand beendigen, und ein neues Geschlecht erziehen, das von der Sünde frei, und nach Gott geschaffen sey."

Er findet es unleidlich, daß die Pietisten immer von der Ansicht ausgehen, die Menschen seyen sündhaft. Man hat allerdings übertrieben und den unschuldigsten Kindlein schreckliche Vorstellungen von sich selbst beigebracht. Aber Herr Bretschneider macht der lieben Menschheit doch auch wieder zu viel Complimente und legt auf das Böse in ihr gar zu wenig Gewicht. Als ob die Million geheimer Sünder, Heuchler, Undankbarer, Betrüger, Lügner und widriger Egoisten unsrer Tage trotz der umfassenderen Weltanschauung, höhern Kultur und Gelehrsamkeit — vor Gott und der Wahrheit nicht schlimmer daständen, als ehemals die Todtschläger und groben Verbrecher bei der engern Weltanschauung und dürftigeren Kultur.

12) Philosophie und Christenthum oder Wissen und Glauben. Von Dr. J. Rust, Prof. in Erlangen. Zweite vermehrte Auflage. Mannheim, Schwan und Götz, 1833.

Der Versuche, Christenthum und Philosophie in Harmonie zu bringen, sind äußerst viele gemacht worden. Man nannte das in frühern Zeiten die christliche Mystik. Glühende tiefe Geister gingen vom Christenthum aus und bauten auf dessen Grundpfeilern wunderbare phantastische Denkgebäude, gleich den gothischen Domen. Dann opponirte sich die Philosophie dem Christenthum, von Cartesius und Spinoza an. Da diese Opposition gar zu heftig wurde, und die unglückseligen Theologen ihre eigne Schwäche auf's Christenthum übertrugen, glaubten sie dasselbe nur durch eine Versöhnung mit der Philosophie retten zu können. Nun begann das Gemansche und Gepansche, Salbaderei und kein Ende. Man ging immer von einer bestimmten Philosophie, am häufigsten von der Kantischen aus, und betrachtete das barbarisch-romantische Christenthum wie ein vornehmes, aber wildaufgewachsenes Kind, das man civilisiren, kämmen, waschen, frisiren müsse, um es einigermaßen der Gesellschaft anzupassen. Die deutsche Hofmeisterei verläugnete sich nicht. Man ließ den Herr Christus und die Apostel gerade nur so viel und das sagen, was der Herr Professor ihnen in den Mund legte. Christus war daher schon längst ein Kantianer, bevor er in neuerer Zeit durch Herrn Göschel zum Hegelianer gemacht wurde. Auch seine historische Erscheinung fiel eigentlich weg. Er wurde eine bloße Idee, die Personification eines Princips.

Dieses fatale Verfahren war immer nur ein Triumph der Schul-Philosophie und hat dem Christenthum weit mehr geschadet als genuzt. Der Weinstock Christi braucht durchaus nicht am philosophischen Spalier aufgezogen zu werden, er steht für sich fest.

Aus dem vorliegenden Buche erfahren wir, daß Christus „die historisch concrete Idee der Menschheit" sey, und daß „die beiden großen Richtungen des sich entwickelnden Geistes, die intellektuelle zur Philosophie, und die religiöse zum Christenthum, ihrem Princip und ihrem Zweck nach eins" seyen, daß folglich die allerschwärmerischeste Liebesbrunst der Pietisten, die allein in Jesu Christo leben, mit der alleetrockensten Kategorien-Philosophie vollkommen übereinstimmen könne. Aber wir besorgen, die Philosophen werden sich der Sonne der Liebe nie bis zu dieser gefährlichen Brennweite nähern, und die Pietisten werden fortfahren in Jesu zu leben, ohne dazu der Philosophie zu bedürfen.

Romane.

49) Die Fürstin Wowotschin und ihre Söhne, oder die Verbannten nach Sibirien. Dichtung und Wahrheit. Von J. Satori. Drei Bände. Danzig, Gerhard.

Ein echter Damenroman. Antonie, ein deutsches bürgerliches Mädchen, wird von einem russischen Fürsten geliebt, entsagt ihm aber, um dessen stolze Mutter nicht zu kränken. Dennoch wird sie von der Rache der Mutter verfolgt, endlich sogar eines Diebstahls beschuldigt und nach Sibirien transportirt. Hier, am Rande der Verzweiflung, findet sie eine Stelle als Erzieherin bei den Kindern eines Gouverneurs, der Wittwer ist und sie am Ende heirathet. Dadurch kommt sie wieder zu Ehren und erhält, da zugleich ihre Unschuld erkannt wird, aus der Hand der Kaiserin selbst den Schmuck zum Geschenk, um dessentwillen sie war verbannt worden. Die Leiden des armen Mädchens sind mit recht vieler Wärme, und die Vornehmigkeiten, deren Opfer sie ist, mit schuldiger Loyalität geschildert.

50) Lotosblätter. Drei Novellen von Adolfine. Leipzig, Brockhaus, 1835.

1) Ein frivoler Lord hat eine Dame entehrt, ihren Gemahl ermordet, und will später wieder eine Braut verführen, als er von der unerkannten Schwester jener ersten Dame erdolcht wird. Nichts Originelles noch Zartes.

2) Ein altes Mütterchen erhält am Ende ihrer Tage unerwartet einen Brief, der ihr von der baldigen Ankunft einer ihr bisher ganz unbekannten Verwandten Nachricht gibt, die bei ihr Schutz suchen will. Die Fremde kommt, es ist eine junge schöne Holländerin und ihr Kontrast mit der alten deutschen Hausmutter ist sehr hübsch aufgefaßt. Nachher verliebt sich ein Graf in die schöne Holländerin, wird aber eifersüchtig, da diese den Besuch eines jungen Offiziers erhält. Endlich klärt es sich jedoch auf, daß der Officier ein Mädchen und eine alte Freundin der Holländerin ist.

3) Ein junger Graf buhlt mit einer Fürstin, findet nachher das von derselben geborne Mädchen, ohne zu wissen, daß es sein eigne Tochter ist, will sie heirathen, und tödtet sich, da er das Geheimniß erfährt. — Solche Stoffe sind wohl zu unzart für eine Damenhand, die sich übrigens auf eine liebenswürdige Weise darin verräth, daß sie uns nie in Ungewißheit läßt, wie die Heldinnen ihrer Romane an jedem Tage, da sie sie uns vorführt, vom Kopf bis zu den Füßen angekleidet gewesen seyen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 103. Freitag, 14. Oktober 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

13) Ueber kirchliches Christenthum, römisch-katholische Kirche und Reformen in derselben, Protestantismus und allgemeine Kirche von F. W. Carové. Leipzig, Hinrichs, 1835.

Wenn man die eben so dicken als unklaren Bücher des Herrn Carové liest, wird man auf's innigste gerührt. Zehntausend Fliegen im Honig können nicht schmerzvoller zucken, und Beine und Flügel aus dem zähen Material loszumachen vergeblicher sich recken und strecken, als die Gedanken des Herrn Doctor Carové, gerade wenn er am meisten nach Klarheit ringt.

Doch wir wollen ihn damit nicht tadeln, sondern im Gegentheil loben, weil die Langeweile, die seine verworrenen Abhandlungen einflößen, die darin enthaltenen Lehren unwirksam machen, Lehren, die wir übrigens hier nicht zum ersten Mal bekämpfen.

Herr Carové beweist uns auf's Neue, wie vielen Dank wir seinem Meister Hegel schuldig sind, daß derselbe so viele schiefe Köpfe in Deutschland in eine Richtung gebracht hat. Man braucht jezt die Feder nur einmal auszustrecken, um viele zugleich zu widerlegen. Herr Carové applicirt seine geliebte Hegel'sche Philosophie auf die Kirchengeschichte, dergestalt, daß er auf die bis jezt bestandenen unvollkommenen Kirchen eine neue vollkommene folgen lassen will, und diese leztere ist Hegelthum. Er prophezeit mit einem Wort eine künftige allgemeine Kirche, in der man an Hegel glauben wird, wie man bisher an Christum glaubte.

In der Hegel'schen Kirche wird jeder wissen, 1) daß er Gott selbst sey, d. h. daß Gott nur im Menschen stufenweise zu seinem eignen Bewußtseyn kommt; 2) daß er gar nicht sündigen könne, er mag thun was er will, weil alles, was der Mensch thut, nur ein Akt der Freiheit ist, durch welchen der Gott in ihm immer mehr zu seinem eignen Bewußtseyn kommt, weil alles vernünftig ist, was ist ꝛc. und weil folglich kein Unterschied von Gut und Böse stattfindet; 3) daß er sich von andern Wesen seines Gleichen lediglich durch den Grad der Bildung unterscheide, und daß die Vereinigung aller möglichen Kenntnisse (in Hegel) die ehemals für das Höchste gehaltene Vereinigung aller Tugenden (in Christo) weit überstrahle.

Der begeisterte Doctor sieht die Gottesfurcht als das einzige böse Princip an, das seiner allgemeinen Kirche noch im Wege steht. Der Glaube an einen „Weltrichter“ ist, seiner Meinung nach, das Ungethüm, das noch zu überwinden ist: „So klammerten die Kirchgläubigen gegen den heiligen Geist der Humanität sich nun

fest an dem zukünftigen, gotträchenden Weltrichter." Als die größte Entartung, als den tiefsten Fall der Menschheit will er den Glauben an den Gegensatz zwischen dem Guten und Bösen angesehen wissen. „Die Ueberwindung dieser als absolut gesetzten Feindschaft ist die lezte und höchste Aufgabe für die Menschheit, und der Erste, der die Vergänglichkeit jenes Gegensatzes geahnet und ausgesprochen, ist der erste Prophet der neuen Zeit," nämlich Hegel. Es gibt nichts Böses, kündigt Herr Carové an, es hat auch nie etwas Böses gegeben. Alles war nur Wahn, durch den sich die thörichten Menschen in unnöthige Furcht jagten. „Den Himmel beschränkte die erbsündige Menschheit, das zeitliche Fegfeuer und die ewige Hölle, und diese ganze Weltanschauung wurde in ihrer Starrheit festgehalten durch den dreifaltigen Furchtglauben an den ewigbösen und gewaltig hinabziehenden, abgründlichen Satan, an den ewig zürnenden, überweltlichen Gott." Gott, meint er, existirt gar nicht über und außer der Welt, sondern nur in den Menschen, die ihn zum Bewußtseyn seiner selbst bringen. Himmel, meint er, sey die ganze Welt, und es bliebe darin für eine Hölle gar kein Platz übrig. Alles wird selig. Er sagt von dieser neuen Lehre, sie sey die allmählich aus dem Irrthum sich emancipirende Wahrheit und werde ganz allgemein werden. „Beginnend mit der Opposition gegen die Autorität der bestehenden Hierarchie, schritt sie alsbald zur selbstherrlichen Erhebung über das absolute Ansehen der Schrift fort, und wurde in raschen Uebergängen zur ausdrücklichen Erklärung hingeführt, daß die göttliche Liebe kein Wesen auf ewig von der Theilnahme an ihrer Seligkeit ausschließe. Hiermit war der Fortschritt an und für sich bereits vollbracht und es ist leicht nachzuweisen, daß alles Herrliche, was die neue Zeit so weit über das Mittelalter erhebt, kraft des neuen Princips ins Werk gestellt worden. Schon ist es in Kunst und Wissenschaft, in das Staats- und Völkerleben eingedrungen, und es gilt jezt zunächst nur, diese Thatsache in das allgemeine Bewußtseyn zu erheben. Vertheidigte sich auch anfangs die alte Kirche mit Feuer und Schwert gegen die Bekenner des neuen Glaubens, so mußte sie doch bald ihre Ohnmacht erfahren, und ihre Priester und Prediger suchen, zum wenigsten bei den gebildeten Völkern, ihre Renitenz gegen den immer mächtiger waltenden Gottesgeist fast nur mehr, theils durch künstliche Umdeutung, theils durch mühselige Verhüllung des nicht Umdeutbaren zu rechtfertigen. Hierdurch ist denjenigen, denen der große Weltumschwung zum Bewußtseyn gekommen, die doppelte Pflicht auferlegt, einerseits, das neue Princip nach allen Seiten hin zu entwickeln und zu verwirklichen, anderseits alle jene Selbsttäuschungen zu vernichten, in welchen befangen, noch so Manche sich an die abgestorbene Weltanschauung anklammern, und hierdurch die Ausbreitung des neuen Lebens hemmen."

Der begeisterte Doctor sieht schon jezt alle Hoffnungen sich erfüllen. „Die neuere Zeit lebt nicht mehr bloß in guter Hoffnung; sie weissaget nicht mehr eine andere Zeit, sondern erfüllt schon die beseligendsten Weissagungen. Sie hat das Bewußtseyn ihres Strebens, ihrer Bestimmung gewonnen; dieses Streben, dieses Bewußtseyn ist schon Offenbarung des weltverjüngenden Geistes; es ist in Wahrheit schon das Licht und das Leben, welches eine neue Erde und einen neuen Himmel bildet, und es entspringt aus einer Zuversicht, aus einer Liebe, welche ebenso unendlich erhaben sind über alle kirchlichen Glaubensbekenntnisse, wie unendliche Liebe über endlose Rache. Und in der wahren Liebe ist keine Furcht, sondern heiligste Gewißheit in das Allerheiligste, dessen Lichtgluth die lezte eherne Verhüllung verflüchtigt, um die harrende Menschheit zu einer einigen Gottesgemeinde einzuweihen."

Auf der 373sten Seite stimmt er diesen Triumphton aber schon wieder herunter. Da wird zugegeben, die Mitwelt verschmähe noch das neue Heil und erst die Nachwelt werde dafür dankbar seyn. Darum findet er auch vorläufig noch nöthig, durch eine neue Zeitschrift: „Annalen der sich bildenden allgemeinen Kirche", erst Proselyten zu machen.

Der begeisterte Doctor ist ein viel zu guter Mensch, als daß er es nicht ganz ernst meinen sollte. Er faselt so bona fide von der allervortrefflichsten Verfassung des Menschengeschlechts, die in kurzer Zeit alle Völker ausgleichen, in allgemeine Bruderliebe vereinigen und das goldne Zeitalter herbeiführen werde, daß seine Entzückungen ein aufrichtiges Mitleiden einflößen.

Wer möchte nicht die liebe Menschheit zu der projectirten höchsten Vollkommenheit gedeihen sehn. Wir theilen ganz die frommen Wünsche des Herrn Carové. Aber wir zweifeln, ob er das rechte Mittel zum Zweck gewählt habe. Es kommt uns überhaupt sonderbar vor, daß eine Philosophie, der die Logik doch bekanntlich das Höchste ist, sich einbilden mag, die ganze partie honteuse der Menschheit, Gemeinheit, moralische Bosheit und Schwäche, Egoismus ꝛc., kurz die Sünde werde aufhören, wenn man nur einfach erkläre, es gebe keine mehr, Gut und Böse sey eins.

Man hat sich mit dieser Sünde ungemein viel und oft beschäftigt. Die furchtbarsten Schrecken reichten nicht hin, sie zu vertilgen. Gott selbst, glaubte man, müsse herniedersteigen und sich opfern, um dem Tode den Stachel, der Hölle den Sieg zu entreißen. Was kann es nach diesem Aeußersten noch für ein Mittel geben? Das allereinfachste, das bequemste von der Welt, sagt Herr Carové: glaubt nicht mehr an die Sünde! Haltet alles, was geschieht, für vernünftig, für eine That der

Freiheit, d. h. der göttlichen Freiheit, die keine Schranke und keine Verantwortung kennt.

Aber, Herr Carové, Vatermord, Incest, Sodom und Gomorrha? Sollen wir die kleinen Bestialitäten der lieben Menschheit nicht mehr für Sünde halten? Herr Carové läßt sich auf die Beantwortung solcher Fragen nicht ein, zweifelt aber nicht, daß die liebe Menschheit im stolzen Wonnegefühl ihrer Freiheit durchaus sich veredeln werde.

Wenn wir es auf diesen guten Glauben wollen ankommen lassen, müssen wir nicht nur den ewigen Richter, sondern auch den zeitlichen verbannen. Gibt es keine Sünde mehr vor Gott, wie kann es noch bürgerliche Verbrechen geben? sind die Menschen so vollkommene Wesen, absolut frei, ja sogar Götter, mit welchem Recht kann man sie noch in Zuchthäuser sperren? Sie stehlen. Freilich. Aber was ist stehlen? eine freie That des in uns sich bewußt werdenden Gottes, wie alles andere, was wir thun. Es kommt nur auf den philosophischen Gesichtspunkt an.

Vielleicht ließe sich Herr Carové doch noch erbitten, eine Sünde und Strafe im bürgerlichen Sinn zuzugeben. Es käme nur darauf an, daß er einmal von seinen Götterbrüdern recht tüchtig bestohlen würde. Vielleicht nähme er dann doch den weltlichen Richter in Anspruch. Aber den ewigen nimmermehr. Den rächenden Weltrichter, Jesus Christus, der da sitzet zur Rechten Gottes zu richten die Lebendigen und die Todten, nur diesen nicht. Herr Carové hat es nicht nur für die lächerlichste Ammenfurcht erklärt, noch an ihn zu glauben, sondern auch ausdrücklich gesagt, diese Furcht vor dem ewigen Richter sey das Haupthinderniß der großen Emancipation der Menschheit, und er hat den Söhnen der neuen Freiheit verkündet, nimmer würden sie die goldne Zeit heraufbeschwören, wenn sie nicht zuvor diese Autorität gestürzt hätten. Der **Weltrichter** ist der große Tyrann, vor dem sich Alles fürchtet, der **allein** herrschen will in der Welt, der sich anmaßt, die Götterbrüder zur Verantwortung zu ziehen. Er muß gestürzt und die alte Monarchie Gottes muß in eine Republik von freien und gleichen Menschen verwandelt werden, welche die Gottheit unter sich theilen.

Wenn uns Herr Doctor Carové nicht als ein sehr loyaler Mann bekannt wäre, würden wir uns zu glauben versucht fühlen, seine ganze Lehre sey nur eine versteckte Allegorie, und er habe Prophezeihungen in Bezug auf die weltliche Monarchie und Republik auf eine feine Weise einkleiden wollen. Allein, es thut uns aufrichtig leid um seinen Verstand, wir sind gezwungen voraus zusetzen, daß er wirklich die Monarchie Gottes gemeint habe.

So droht er also, ein neuer Prometheus, mit einem Titanensturm. Wahrhaftig, der alte Gott wird in großer Verlegenheit seyn.

Es würde nicht der Mühe lohnen, ein ernsthaftes Wort über so albernes Zeug zu verlieren, wenn das Buch nicht mit einer Menge anderer zusammenhinge, die darauf ausgehen, unsittliche Lehren systematisch im Volk auszubreiten. Die Aufhebung aller moralischen Zurechnung, die Straflosigkeits-Erklärung jeder ruchlosen Gesinnung und Handlungsweise, ist schon zu oft von alten ästhetischen Schwächlingen und jungen Schurken reclamirt worden, als daß es nicht übel vermerkt werden müßte, wenn gutmüthige Enthusiasten dieser Tendenz von der theologischen Seite noch nachhelfen und die projektirte Entfesselung aller menschlichen Gemeinheiten mit dem Namen einer allgemeinen „Kirche" begrüßen.

Da indeß die Menge für solche, alle in ihr schlummernden Laster aufschmeichelnde Lehren nur durch populären Vortrag gewonnen werden könnte, so wird sie wenigstens Herr Doctor Carové nicht vom Glauben der Väter zu seinem Hegelianismus bekehren. Der durch ihn so prahlerisch bedrohte Christus könnte ihm, wie einst Gustav Adolf dem Herzog von Savelli auf die Achseln klopfen und sagen: ich wünschte Sie immer an der Spitze meiner Feinde zu sehen. Herr Doctor Carové wird mit seinen Annalen unfehlbar undeschreibliches Glück machen, denn wenn man auch nicht behaupten darf, daß er etwas Gutes lehre, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sein Styl noch schlechter ist.

14) Versuch einer Feststellung der natürlichen und christlichen Theologie. Von W. R. Freiherr von Kayser. Mainz, Wirth, 1834.

In einer sehr ausführlichen Untersuchung erklärt sich Herr von Kayser gegen die natürliche und für die geoffenbarte Religion, weil er sich unter Religion überhaupt lediglich nichts anderes zu denken weiß, als die Sehnsucht aus einem Zustand des Abfalls von Gott wieder zur Vereinigung mit Gott, was nothwendig eine höhere Autorität und deren erbarmende Herablassung voraussezt.

15) Nicodemus, die Entwicklung des Glaubens an Jesus Christus durch das lebendige Anstaunen seiner Herrlichkeit. Von J. A. G. Teschendorff. Berlin, Schlesinger, 1835.

Briefe eines Bekehrten aus der Zeit Christi selber, voll Zweifel und Neugier anfangs, dann voll Staunen und Andacht. Christus wird redend eingeführt, aber die rationalistische Prosa des modernen Briefstyls ist nicht geeignet, uns die schöne Kraft der Bibelsprache zu ersetzen. Da wird alles breit und nüchtern, z. B.: „Während deß hatten sich noch mehr Pharisäer um ihn her

versammelt und er suchte ihnen in dem Bilde eines Hirten ihre Stellung und ihre Pflichten zu dem Volke deutlich zu machen: „Wer nur ein rechter Hirte ist, sagte er, dem folge die Heerde schon.“ Aber sie verstanden das nicht. Da nannte er sich die Thür zur Heerde, den, durch welchen sie, die Hirten, eingeben müßten, der ihnen den Weg zur Heerde zeigen wolle. Wer auf einem andern Wege, denn durch den, welchen er zeige, zu der Heerde gelange, thue es nicht zum Heil der Heerde, sondern aus selbstsüchtiger Absicht, also zum Verderben der Heerde. Aber, fügte er hinzu, ich zeige nicht bloß den Weg, sondern ich gehe auch voran; ich bin selbst ein guter Hirte, der, wenn er den Wolf kommen sieht, nicht wie ein feiger Miethling flieht, sondern im Kampfe für die Heerde sein Leben läßt.“ Es lag viel Rührendes in den Worten, die er sprach, besonders da er wieder, wie seine Jünger es zum öfteren hören, von seinem Sterben sprach. Es sind solche Worte jedes Mal in ein prophetisches Dunkel gehüllt und erregen in dem Herzen derer, die ihn lieb haben, stets einen eignen Schmerz. Wenn ich es mir denke, daß er vor mir sterben sollte — ach meine Seele wird zerrissen bei solchem Gedanken — ich glaube, ich überlebe es nicht; ich bin mit zu festen Banden an ihn geknüpft, ich müßte mit ihm sterben ꝛc.“

16) Jakob Waldis oder der Glaube überwindet. Eine Erzählung von Peregrin. Tübingen, auf Kosten des Verfassers.

Die Verzweiflung eines Verbrechers wird hier gut gemalt. „Die Vergangenheit bleibt,“ was geschehen ist, dessen Bild verfolgt dich ewig, nie wirst du die Erinnerung los — das ist der Grundgedanke. Doch der Verfasser wagt es nicht, so streng zu bleiben. Zuletzt kommt doch der Trost: die Gnade nimmt alle Sünder auf.

Gehört es nicht zu den merkwürdigsten Widersprüchen unserer Zeit, daß die weltliche schöne Literatur immer hartherziger, die geistliche immer weichherziger wird. Unsere Romane wimmeln von den gröbsten Verbrechern, abgefeimtesten Betrügern, gewissenlosesten Schwächlingen, und die fromme Literatur hat kein jüngstes Gericht, keinen Satan, keine Hölle, kein einziges Schreckmittel mehr, sondern führt alle jene armen Sünder mildfreundlich goethefaustisch lächelnd in den Himmel.

17) Ueber den Seelenfrieden. Den Gebildeten ihres Geschlechts gewidmet von der Verfasserin. 4te Auflage. Hamburg, Perthes, 1836.

Die ungenannte Verfasserin meint es sehr gut und charakterisirt den Mangel an Seelenfrieden, der unser Zeitalter auszeichnet, sehr glücklich. Da haben wir auf der einen Seite die sogenannten Zerrissenen mit ihrer Literatur der Verzweiflung, die sentimentalen Don Juans, geniale, die Ehe verachtende Judenweiber, deren Ehemänner gleichwohl ihren Nachlaß herausgeben, Berliner ästhetische Selbstmörderinnen, Atheistinnen, gedruckt und ungedruckt; auf der andern Seite aber jene angenehme Zerstreutheit, gesellige und ökonomische Polypragmosyne, in welcher die Menschen, namentlich Frauen, ihr Lebenlang zubringen, ohne je eine ruhige gesammelte Stunde zu gewinnen, die unaufhörlich bei sich vorbeireisen, ohne jemals bei sich selber einzukehren. Die Verfasserin findet das eine so wenig tröstlich als das andere, und malt die Wonne des Seelenfriedens mit lebhaften Farben aus. Doch fällt sie wohl zu sehr in den Predigerton, und wir müssen bekennen, daß wir uns immer noch nicht vom Nutzen raisonnirender, und sanft überredender Erbauungsbücher überzeugt haben. Der milde Regen langweilt, nur der Blitz trifft. Die Kernworte der Bibel fallen tief ins Herz; aber mit dem ewigen Vorraisonniren wird eigentlich die religiöse Empfindung nur eingeschläfert. Gewisse zarte Dinge aber gibt es, zumal bei den Damen, über die man gar nicht sprechen sollte, weil schon ein Hauch sie trübt, weil sie am besten stillschweigend gedeihen, z. B. Jungfräulichkeit, Mütterlichkeit, Weiblichkeit überhaupt und auch jener ihrem Geschlecht so vorzüglich eigne Seelenfrieden.

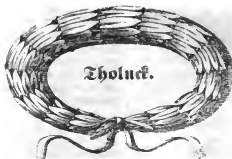
Taschenbücher auf 1837.

Spindlers Vergißmeinnicht.

Stahlstiche nach Fellner. In den Figuren häufig zu viel Prätension, zu wenig natürliche Haltung. Der sonst so ausgezeichnete Zeichner würde sehr gewinnen, wenn er naiver wäre.

Zwei Erzählungen von Spindler, ganz in seiner echten Manier. Die erste „die Prophetin zu Rottenbrunn“ versezt uns nach Bayern im Jahr 1705—1706, in den großen Bauernaufstand gegen die österreichische Regentschaft, über den Hormayr in seinem vaterländischen Taschenbuch vor zwei Jahren so vortreffliche Notizen mittheilte. In der Behandlung solcher Charaktergemälde aus der Vorzeit ist Spindler immer glücklich. Die zweite Erzählung „der Wechselbalg“, eine Hexengeschichte aus dem 17ten Jahrhundert, ist etwas graß, was inzwischen der Gegenstand mit sich bringt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 104. Montag, 17. Oktober 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

18) Predigten in dem akademischen Gottesdienste der Universität Halle. Von Dr. A. Tholuck. Zweite Sammlung. Hamburg, Fr. Perthes, 1836.

Der treffliche Verfasser, der mehr als gar mancher Andere fühlt und weiß, was der evangelischen Kirche Noth thut, macht folgende für die Zeitgeschichte sehr interessante Bemerkung: „Während in neuerer Zeit hie und da, zumal wo im Glauben feurige Prediger aufgetreten sind, die Kirchen sich wieder mehr gefüllt haben, sieht man sie an vielen Orten immer mehr veröden. Nachmittags- und Wochengottesdienste werden aus Mangel an Theilnehmern gänzlich aufgehoben; von ganzen Ständen, wie Offizianten, Militärpersonen, Kaufleuten, Gelehrten erscheint an manchen Orten kaum dann und wann ein Einzelner wie eine Reliquie aus alter Zeit in den alten Domen; der Mittelklasse und den niedern Ständen wird in vielen Städten und Dörfern fast ausschließlich der Kirchbesuch überlassen; auch von diesen glauben Viele genug zu thun, wenn sie nur Weib und Kind nicht am Gottesdienste verhindern: bald wird es in einigen Gegenden dahin kommen, daß man, wie in den Tempeln Roms im zweiten Jahrhundert, nur noch *Weiber* und *Kinder* an heiliger Stätte sehen wird, in so manchen Nachmittagsgottesdiensten ist dieses schon der Fall. Ich spreche hier nur von dem, was in einem großen Theile des protestantischen Deutschlands zu Tage liegt, natürlich gibt es gar manche erfreulichere Ausnahmen. Es gibt nämlich ganze Gegenden des protestantischen Deutschlands, wo aus alter angestammter Sitte der Kirchenbesuch überhaupt noch jezt wie früher zahlreich ist, so z. B. in Würtemberg und in manchen Gegenden Sachsens. Es gibt ferner einzelne Prediger, welche durch glänzende Gabe der Beredtsamkeit eine gebildetere Zuhörerschaft um sich zu versammeln wissen. Es gibt endlich auch solche, die durch freimüthige Verkündigung des Evangeliums die Kirche füllen. Der stärkere Kirchenbesuch ist also entweder die Nachwirkung einer frühern bessern Zeit, oder die Wirkung ausgezeichneter Persönlichkeiten, oder die Frucht eines neuerwachten kräftigen Glaubens. Allein was jene alte Zeit betrifft, so ist sie mit ihren Gewohnheiten bei dem größten Theil des Publikums immer mehr im Verschwinden begriffen. *Teller* hielt einst vor *sechzehn* Zuhörern eine Predigt, die vor dem Irrthum warnte, daß das Kirchgehen ein wesentliches Stück des Christenthums sey, und die Lehre, die er und

ihm Aehnliche einschärften, hat Frucht getragen. Wohl hat in eben der Zeit, in welcher die gegenwärtige Kirchenscheu ihren Anfang nahm, eine solche Verblendung die Augen umnachtet, daß ein damals viel gefeierter Kanzelredner, Marezoli, rathen konnte, „nur immer weniger von jenen positiven Wahrheiten des Christenthums vorzutragen, vor denen nun einmal die Gebildeten ein unwiderstehlicher Ekel ergriffen hätte," — und so, gleichsam homöopathisch, den Unglauben der Zuhörer durch den der Prediger zu kuriren."

Herr Tholuck schlägt nun Mittel vor, dem Kirchenbesuch wieder aufzuhelfen. „Zu diesem Ende wird denn also zuerst das Verständniß der Schrift auf eine zugängliche und ansprechende Weise müssen aufgeschlossen werden. Georg Müller wünschte sich, daß er die Bibel vergessen könnte und daß er, die Reihe der Klassiker bis auf Plinius und Seneka herab studirend, auf einmal auf das Bibelbuch geführt würde, um zu sehen, wie ihm dann darum dünken möchte. Noch hängt die Achtung und Ehrfurcht vor der Bibel bei manchem Gebildeten mit heiliger Tradition vergangener Zeiten zusammen; noch gibt es unter ihnen Solche, welche den greisen Scheitel ihrer Väter in häuslicher Andacht sich neigen sahen, und denen ihre Mütter, als sie noch klein waren, die Hände zum Gebet zusammenlegten; welchen ein Choral von Bach oder ein Kölner Dom den Eindruck gegeben hat, daß die Religion, welche eine solche Schöpfung hervorrief, einen innern Kern der Wahrheit haben müsse: solche Fäden der Tradition halte der Prediger heilig und knüpfe daran an. Aber mehr oder weniger ist vielen Gebildeten der vorher erwähnte Wunsch, den der treffliche Mann, welchen eine fromme Mutter mit dem Namen des irdischen Vaters zugleich den des himmlischen lallen lehrte, aussprach, unwillkürlich in Erfüllung gegangen. Für sie lege der Prediger die heilige Schrift aus, ohne alle anderen Voraussetzungen als die eines Herzens, welches für rein Menschliches empfänglich ist. So hat es hie und da Herder gethan, nur daß er mehr mit Chateaubriand les beautés de la religion chrétienne, als sa vérité éternelle zu zeigen beflissen war. So hat es in noch höherem Styl für noch weiter Entfremdete Schleiermacher gethan. Keiner in neuerer Zeit ist wie er Prediger der Religion für die Gebildeten unter ihren Verächtern geworden. Daß es mit dem Christenthum doch etwas mehr sey, als mit einer schönen Dichtung des Alterthums, daß es eine alle Zeiten überdauernde Realität sey, dies verdankt ihm Mancher, der nachher noch mehr von der Sache zu erfahren bekam. Von ihm werden also die Prediger unter den Gebildeten viel zu lernen haben. Wohl wird für solches Geschäft eine möglichst große Bildung und Umsicht des Geistlichen selbst wünschenswerth seyn. In einer Zeit, wo Shakespeare eine stärkere Autorität für Viele ist als Paulus, und ein Distichon Goethe's eine kräftigere Belegstelle als der ganze Römer- und Galaterbrief, darf der Geistliche, welcher auf seine Gemeinde wirken will, mit ihren Gewährsmännern nicht unbekannt seyn."

Wir theilen die Vermuthung nicht, daß durch dieses Entgegenkommen irgend weede geholfen werden. Im Gegentheil sind wir überzeugt, daß durch das angegebene Mittel die große Mehrheit der Prediger verführt werden wird, das Christenthum durch elegantes modernes Raisonniren nur noch mehr zu trivialisiren. Hat doch schon Einer unlängst den Leidenskelch Christi verständlicher zu machen geglaubt, indem er ihn mit dem Becher des Goethe'schen König in Thule verglich.

Wirksamer sind die andern hier vorgezeichneten Mittel. Der Geistliche soll die Gemeinde kennen und nach deren Eigenthümlichkeit oder in Folge besonderer Vorfälle ihr ins Gewissen reden, das Nächste ins Auge fassen und nicht zu sehr sich verallgemeinen. Endlich soll der Geistliche, und das ist die Hauptsache, selbst von dem was er predigt, innig überzeugt und begeistert seyn.

Aber gerade diese wesentlichen Punkte kann man nicht erzwingen oder durch guten Rath herbeiführen. Sollen wir unsere unmaßgebliche Vermuthung kurz ausdrücken, so bedünkt es uns, alle jene Klagen über leere Kirchen, religiöse Gleichgültigkeit und Unglauben haben ihre Quelle einzig und allein in dem Mangel an Freiwilligkeit, der unser ganzes Kirchenwesen charakterisirt. Sektirer sind begeistert, weil sie durch freie Wahl Gleichgesinnter eine innig verbundene Gemeinde bilden, weil sie ihre Priester und Redner selber wählen und weil diese zu ihrem Amt durch innern Beruf getrieben werden. Daher auch die große Neigung zur Sektirerei überall, wo man für die Religion noch nicht gleichgültig ist. Die Wirkungen einer solchen Freiwilligkeit, die innere Freudigkeit, der Starkmuth, die begeisterte Liebe im Glauben können freilich durch den Schlendrian nicht ersezt werden, der dem Monopol so mancher unberufener nur zu einem Brodstudium abgerichteter Priester nothwendig immer ankleben wird.

Herr Tholuck verkennt nicht, daß die katholische Kirche Mittel besizt, die der protestantischen zu wünschen wären. Er sagt: „So lange der Protestant, mit seiner Predigt zufrieden, dem Gesang, Gebet und der Liturgie aus dem Wege geht, wie andererseits der Katholik, mit seiner Messe zufrieden, der Predigt, — kann der Kultus unter uns nicht wieder aufblühen." Ein gewichtiges,

ein vielleicht fruchtbares Wort. Ueberhaupt hat der Katholicismus, trotz seiner strengen Dogmen, viel mehr von jener oben bezeichneten Freiwilligkeit, als der Protestantismus. Man geht zur Kirche, wenn man will, zu jeder Stunde, allein oder mit der Gemeinde. Man ist von der jeweiligen Persönlichkeit des Priesters nicht abhängig. Endlich ist die Kirche noch getrennt vom Staate, das Polizeimäßige drängt sich nicht so auf.

Wie aber, wenn die Abhängigkeit der evangelischen Kirche vom Staat und die Liturgie, das Ceremoniöse im Gegensatz gegen die Predigt, in gleichem Grade wüchsen? Dann würde eine Monstrosität entstehen, gleich unähnlich der ehewürdigen alten katholischen Kirche, die von moderner Ministerwillkühr unabhängig war, wie dem eben so ehewürdigen alten Protestantismus, der dem Geist das Recht erkämpft gegen das Fleisch. So ist denn wohl nicht durch Aeußerlichkeiten, dem Katholicismus entnommen, sondern es ist nur durch ein Element größerer Freiwilligkeit zu helfen, das in die Kirche kommen müßte, sey es durch eine Presbyterial-Verfassung oder wie immer. Wir sind weit entfernt, irgend etwas, das künftig seyn könnte, vorzuschlagen, oder nur zu vermuthen, aber wir glauben berechtigt zu seyn, zu behaupten, daß unter den gegebenen Umständen, wo in der Kirche alles so wenig freiwillig geschieht, auch die verlangte Theilnahme und Begeisterung der Gemeinden eine Unmöglichkeit sind.

Die hier mitgetheilten Predigten sind Ergüsse einer reinen, in unserer Zeit seltenen Frömmigkeit. Aber auch sie theilen die allgemeine Eigenthümlichkeit neuerer Predigten, sie beruhigen zu viel und erschüttern zu wenig.

19) Der Prediger oder die Kirche im Leben und Siechthum. Von Dr. G. H. Zehner. Hanau, Edler, 1833.

Dieses Schriftchen gibt recht gut die Gründe der unter uns Protestanten so sehr gesunkenen Kirchlichkeit an. Erstens: der Prediger hat aufgehört, Lehrer zu seyn; die Menschen lernen von Andern ganz Anderes. Zweitens: junge Leute ohne allen innern Beruf bestimmen sich für das Predigtamt, lassen sich oberflächlich dafür abrichten und sind froh, wenn sie eine Versorgung haben, ohne je die Pflichten ihres Amts nur würdigen zu können. Drittens: der Landprediger verbauert, entweiht sein Amt durch Kauf und Verkauf ꝛc. Viertens: es gibt sogar Pönitenz-Pfarreien, deren Gemeinden dazu verdammt sind, immer den Auswurf jener Unberufenen bei sich das Predigtamt verwalten zu sehen. Fünftens: die Geringschätzung der alten christlichen Feiertage, an deren Ursprung und Zweck man kaum mehr denkt und die man so trivial als möglich begeht.

20) Briefe über die äußere Kanzel-Beredsamkeit oder die kirchliche Deklamation und Aktion. Von Dr. Gustav Schilling. Stuttgart, Löflund und Sohn, 1833.

Der Verfasser ist sehr gründlich zu Werke gegangen und hat die für die Kanzel natürliche und würdige Mimik in ein System gebracht, wie früher zuerst Engel die Mimik des Schauspielers, ja eine förmliche Grammatik der unhörbaren Rede aufgestellt, und dabei auch besondere Rücksicht auf die Musik der Rede genommen, wie sich denn in ihm ein besonderer Freund der Musik nicht verkennen läßt.

Wir zweifeln nicht, daß viele Kanzelredner eine solche Belehrung nöthig haben. Sollte es aber nicht im Wesen des Protestantismus liegen, sich lieber einen schlechten Kanzelredner gefallen zu lassen, wenn nur der Inhalt seiner Rede gediegen ist, als ästhetische Formen zu verlangen? Gewiß. Wir wollen keine Schauspieler auf den Kanzeln und vor den Altären haben. Das Aesthetische schenken wir ihnen gern. Nur Würde verlangen wir unbedingt von ihnen, und insofern ist es allerdings heilsam, die Prediger auf manches aufmerksam zu machen, was in ihrer Aktion gegen den Anstand, gegen die Heiligkeit des Amtes stößt.

Betrachten wir z. B. folgendes gute Portrait, das der Verfasser entworfen hat: „Um den Altardienst zu verrichten, kam S. schon nach dem ersten Gesange aus der Sakristei; ich war sehr begierig, den Mann zu sehen, und beobachtete ihn daher ganz genau in allen seinen Bewegungen; feierlich erhaben und würdevoll war sein Gang, eben so wenig zu schnell und daher leichtfertig oder eine dem Gottesdienste nicht sehr angemessene Stimmung verrathend, als zu langsam und daher, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, theatralisch abgemessen, er war natürlich und dabei doch Ehrfurcht gebietend, sein Körper in aufrechter Haltung; das Haupt ragte hervor aus den Schultern ohne jedoch sich zurückzuwerfen und dadurch eine Art von priesterlichem Stolz anzunehmen; ein heiliger Ernst lag in den Zügen seines wohlgebildeten Gesichts, und dem entsprachen alle übrigen Bewegungen seines Körpers; kurz es war ein schöner Mann, dessen Erscheinen schon, wie ich es an mir selbst verspürte, einen wohlthätigen Einfluß auf die andächtige Stimmung der Gemüther seiner Zuhörer urplötzlich ausüben mußte. Er trat vor den Altar, legte die gefalteten Hände ruhig und in schöner Form der Arme auf denselben, stand gerade aufrecht, und sein Blick war, so viel ich sehen konnte, bei um eine oder zwei Linien vielleicht seitwärts gehaltenem Haupte, mehr nach oben als geradeaus gerichtet, als flehete er in der Stille zu Gott, ihm seinen

allmächtigen Beistand zu schenken und das Wort, welches er heute zu seiner Gemeinde reden würde, segensreich in dieser wirken zu lassen. Mir gefiel das sehr wohl, und auch mein Freund, der Herr Professor F., der nach dem Eindrucke urtheilte, den diese Haltung und Gebehrde auf ihn gemacht habe, wollte an der Sache selbst nichts tadeln, doch meinte er, es würde dieser Eindruck vielleicht noch viel größer, feierlicher und wirksamer gewesen seyn, wenn S. sein Haupt geneigt oder auch wohl in völlig gebeugter Stellung dies Gebet verrichtet hätte, — es hätte dies mehr von jener bedeutsamen Abgezogenheit von allem Irdischen und der ungestörten Hingebung zu dem erhabensten Gefühl der Andacht gezeugt; bedenken wir aber, daß eine Seele, ein Herz, welches Gott, seinen allmächtigen Schöpfer und allgütigsten Vater liebt, auch mit Liebe und Vertrauen, mit offenem Blicke zu ihm hinausschaut, und daß überdem auch ein geneigtes Haupt, eine gebückte Stellung in dieser Art niemals im Stande ist, schöne Linien und die Umrisse eines schönen Contours zu erzeugen, so läßt sich wohl mit weit mehr Grund das Gegentheil behaupten, daß eine solche Haltung des Körpers den empfundenen feierlichen Eindruck um ein Bedeutendes verringert und die dadurch erweckte andächtige Stimmung in dem Herzen der Zuhörer nicht einen solch hohen Grad erreicht haben würde. Welcher Widerspruch auch: erhabenstes Gefühl der Andacht und — niedergebeugte, gedrückte Stellung des Körpers? — Vertheidigen dagegen wollte F., daß S., als er sich nun gegen die Zuhörer wandte und seinen Vortrag hielt, rücklings sich an den Altar anlehnte; es wäre wohl zu viel verlangt, meinte er, und müßte beschwerlich werden, wenn der Prediger auch hier ganz frei stehen sollte; einen Halt- und Ruhepunkt wolle und müsse der Körper irgendwo nothwendig haben, sey er an sich auch noch so unbedeutend und wenig unterstützend. Mir will das nicht einleuchten; wozu einen Anhaltpunkt? es werden doch die Beine den Körper tragen können? nur die Hände allenfalls müssen wo zu bleiben wissen, wenn sie nicht agiren, dazu aber kann jenes Anlehnen an den Altar doch nicht wohl dienen oder förderlich seyn? bei dieser Art Reden hat ja der Prediger meistens ein Buch in der Hand, und das gibt schon Beschäftigung genug für die Zeit der mimischen Ruhe; wär es aber auch nicht, wüßten die Hände mit Nichts sich zu beschäftigen, so könnten sie in keinem Falle doch, der Prediger stehe nun frei oder lehne sich an, irgend wo anders in solchen Augenblicken sich halten, als an dem Körper, von irgend einem stützenden Ruhepunkte, wie solcher bei der eigentlichen Predigt wohl die Kanzelbrüstung seyn dürfte, kann da keine Rede seyn; und was das für Folgen hat, wenn man wirklich den Altar, vermittelst eines Anlehnens an denselben, dazu gebrauchen wollte, das zeigte sich sogleich bei dem Herrn S. Er hatte eine schöne, runde, sonore und volle Stimme, allein der meiste Klang davon ging für das Ohr der Zuhörer verloren; durch das Rücklingslehnen war der Körper gedrückt und übergebogen, der Ton mußte also nothwendig kurz seyn und verdünnt erst auf den verschiedenen Umwegen zu dem Ohre der Anwesenden gelangen; die Aktion wieder, von der ich mir, dem schönen Gange und der vorhergehenden schönen Stellung nach, so viel versprach, war ebenfalls eng, und daher winklich und eckig. Es war eine unangenehme Störung für mein Auge, und doch konnte ich es nur dem guten Geschmacke des Mannes zurechnen und ihm Dank wissen, daß er nicht die Beine noch dabei übereinander schlug, wie wir es sonntäglich sehen können, und was, als combinirter Ausdruck einer unkirchlichen Gemächlichkeit, wenigstens die unmittelbare Folge jener anlehnenden Stellung ist; einen noch widrigeren Eindruck würde dies auch auf mich gemacht haben; es ist unanständig in diesem Augenblicke."

Junge Prediger mögen solche Bilder sich vorhalten, aber sie mögen daraus nur lernen, das Unanständige zu vermeiden. Schlimm dagegen wäre es, wenn sie sich zu viel mit der eigentlichen mimischen Kunst beschäftigten, weil daraus gar zu leicht Koketterie entsteht. In der Regel wird jeder fromme Geistliche schon unwillkührlich, ohne nur daran zu denken, die Pantomime machen, die zu dem paßt, was er gerade lebendig fühlt. Ist von gläubigem festen Vertrauen in einer Zeit der Noth die Rede, so wird er beim Gebet auch fest zum Himmel blicken. Ist von Demuth im Glück die Rede, wird er im Gebet das Haupt senken, auch ohne Vorschrift und ohne sich der Regel nur bewußt zu werden.

Deßhalb kann man den Predigern nur zurufen, was überhaupt jedem Redner: sey nur begeistert, das übrige wird sich finden! Sollte je die geistliche Beredsamkeit bei uns sinken, so wird sie nur durch den Naturalismus begeisterter Volksredner, nicht durch eine zu erlernende Kunstfertigkeit wieder gehoben werden. Das äußere Kleid kann den Mangel an innerm Geist und Leben nicht ersetzen.

21) Anleitung zur Vorlesekunst für künftige Kanzelredner und Liturgen. Von Dr. K. A. Zeller. Tübingen, Osiander, 1834.

Hier ist nur vom sprachlichen Vortrag die Rede, dessen Hebungen und Senkungen, Pausen rc. zum Behuf der Verständlichkeit und des Wohllauts erörtert werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 105. Mittwoch, 19. Oktober 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

22) Die Predigerwahl zu Schwelm, oder: begründet der mit den symbolischen Schriften der evangelischen Kirche nicht übereinstimmende Glaube eines Predigers einen rechtlichen Einspruch gegen seine gesetz- und ordnungsmäßig vollzogene Wahl? Eine Reihe von Aufsätzen für und gegen aus dem rheinisch-westphälischen Anzeiger gesammelt von Dr. H. Schulz. Hamm, Schulz, 1836.

Gottesdienst ist Sache der Gemeinde. Schon nach dem Vernunftrecht wie nach der ältesten christlichen Praxis steht die Wahl des Priesters bei der Gemeinde und kein Dritter soll sich einmischen. Daraus folgt aber auch das Recht für die Gemeinde, sich eines Seelsorgers und Predigers zu entschlagen, wenn sie sich glaubt in ihm geirrt zu haben. Es kommt daher im vorliegenden Falle darauf an, ob die Gemeinde als solche, ob das Volk protestirt?

Wenn das Volk mit einem Prediger nicht zufrieden ist, so soll er ihm weichen, das ist billig, selbst dann, wenn die Gemeinde Unrecht hätte. Ohne Vertrauen kann kein Geistlicher bestehen, oder des Himmels Manna wird sich in seinem Munde in Gift verwandeln. Der Demos ist oft wunderlich, von alten Vorurtheilen oder von persönlichen Intriguen mißleitet. Es hat gewiß schon viele Fälle gegeben, wo ein würdiger Prediger auf unverdientes Mißtrauen stieß. Im Allgemeinen aber möchten wir den Gemeinden das Recht vindiciren, daß die Entscheidung immerhin bei ihnen stehe. Und ist es nicht ein richtiges natürliches Gefühl, was zuweilen die Gemeinden erkennen läßt, daß die Philosophie, welche gewisse Prediger unter der Maske des Christenthums und doch als die bittersten heimlichen Christenfeinde ausbieten, überall anderswohin vortrefflich passen möchte, nur nicht gerade in die Kirche? Es liegt etwas Verletzendes in dem Auftreten eines Mannes im Chorrock auf der Kanzel, vor dem Altar, unter allen Attributen des christlichen Priesterthums, der gleichwohl nichts weniger als ein Christ, sondern ein Materialist, Pantheist, Hegelianer oder sonst dergleichen ist. Solche Leute haben ja weltliche Lehrstühle genug und die Presse. Es würde ihnen besser anstehen, alle Kirchen niederzureißen, es wäre wenigstens ehrlicher, als da hineinzugeben und zu heucheln, oder dem Christenthum eine wächserne Nase zu drehen.

Das Buch, weßhalb ein Theil der Gemeinde zu Schwelm gegen den Prediger Hülsmann protestirt hat, ist die:

23) Prediger-Bibel oder exegetisches Handbuch für praktische Theologen. Herausgegeben von Hülsmann, Prediger in Dahl bei Hagen in Westphalen. Erster Band. Stuttgart, C. W. Löflund, 1835.

Ein durchaus rationalistisches Buch, ungefähr wie das Leben Jesu von Paulus in Heidelberg, worin die Wunder auf eine sogenannte natürliche Weise erklärt werden, d. h. durch kleine wohlwollende Betrügereien, deren sich Christus bedient haben soll. Da das Buch nur alle die Abgeschmacktheiten wiederkäut, die schon längst in andern Büchern stehen, und da in Deutschland viele tausend Rationalisten gerade so und nicht anders denken, ohne daß man deßhalb gegen sie protestirte, so begreift man eigentlich nicht, warum gerade der arme Hülsmann so angefochten wird. In den gegen ihn gerichteten Anklagen wird hervorgehoben, was er über die Ehe sagt, die er nicht nach der Bibel, sondern nach Goethe's Wahlverwandtschaften, nach der Madame Rahel und nach den Theorien der jungen Deutschen beurtheilt, und deren Abschluß oder Trennung er von der ersten besten Laune abhängig macht, wie den Zusammenlauf der lieben Thiere. „Mangel an sogenannter Wahlverwandtschaft ist schon ein hinreichender Grund zur Scheidung; überhaupt kann die Ehe als ein Vertrag, unter Verhältnissen, welche diesen Bund für die Glieder derselben eher nachtheilig als nützlich machen, ohne weiteres aufgelöst werden," steht da Seite 50.

Auch hat der suffisante Ton beleidigt, mit dem Herr Hülsmann die Evangelien erklärt. Z. B. Seite 228: „Nach der Erzählung der Evangelisten findet Jesus einen Feigenbaum am Wege, verwünscht ihn wegen seiner Unfruchtbarkeit, und dieses Verwünschen hat seine gänzliche Verdorrung zur Folge. Aber läßt es sich denn wohl denken, daß der Herr einen vernunftlosen, mithin unschuldigen Feigenbaum verflucht habe, und daß durch diese Verfluchung der ganze Baum verdorret sey? Hätte ein solches Wunder auch nur einen denkbaren Zweck gehabt? Wäre es nicht ein pures Schauwunder gewesen? Der Gläubige soll nicht bloß etwas Aehnliches, sagt Jesus, wirken können, sondern noch Größeres. Da nun der Glaube durchaus keine Wunder, sondern nur eine hohe sittliche Kraft mittheilt, so ist es unläugbar, daß hier von keiner wunderbaren Zerstörung des Baums die Rede seyn kann. Die Jünger hatten doch in der That bereits größere Wunder gesehen, und in einigen Tagen sollten sie noch viel herrlichere erblicken. Der wahrscheinliche Hergang der Sache ist folgender: Der Herr fand auf seinem Wege einen unfruchtbaren Feigenbaum, dem er es ansah, daß er im Absterben begriffen war. Dieses sagt er seinen Jüngern auch vorher, und nach seiner Gewohnheit knüpft er an diese unbedeutende Begebenheit lehrreiche Bemerkungen an. Also wird es auch, spricht er, allen denjenigen ergehen, welche keine Früchte bringen, nicht Gesinnung und Leben ändern, nicht ihre Laufbahn mit tugendhaften Handlungen bezeichnen; sie gehen ihrem sichern Verderben entgegen. Am andern Morgen (nach Mark.) sehen die Jünger den Feigenbaum verdorret, das allmählige Absterben desselben war vermuthlich wegen der Hitze noch viel deutlicher geworden, und die Thatsache der Verwünschung Jesu als Ursache beimessend, gerathen sie in das höchste Erstaunen. Abermals benützt der Herr diesen Vorfall zu sehr wichtigen Erörterungen. Ihr staunt darüber, spricht er, daß ich das Verdorren des Feigenbaums vorhergesagt habe. Alles kann der Gläubige, durchaus nichts ist ihm unmöglich."

Etwas Schlimmeres ist uns weder in der Prediger-Bibel selbst, noch in den dagegen erhobenen Anklagen aufgestoßen, und die hier ausgehobenen Stellen erscheinen als so unschuldiges Nachsprechen dessen, was hundert Andere vorhergesprochen, daß man dem Verfasser wahrhaftig keine besondern Vorwürfe machen sollte.

* * *

Wir dürfen wohl einmal die allgemeine Frage aufwerfen, wie überhaupt eine dem Christenthum wesentlich entgegengesetzte Philosophie gerade unter den Geistlichen und in der Maske des Christenthums so weit verbreitet worden ist? Im vorigen Jahrhundert trat diese Philosophie offen und muthvoll der Kirche entgegen, suchte sie zu stürzen und stürzte sie wirklich in Frankreich wenigstens für einige Jahre. Im gegenwärtigen Jahrhundert tritt dieselbe Philosophie schlau im Kirchentalar auf und gibt sich für das Christenthum selbst aus.

Die fromme Miene, der erbauliche Ton, womit manche Theologen immer gegen Christum die höchste Ehrfurcht heucheln und immer in der biblischen Ausdrucksweise bleiben, während sie doch alles Heilige sogleich wieder in Betrug, Prahlerei und Comödie auflösen, dieser falsche schielende Styl ist unter allen Umständen verdammlich und etwas viel Schlimmeres, als offner Haß gegen das Christenthum. Der Unglaube hat manchmal im vorangegangenen Aberglauben seinen natürlichen Entstehungsgrund und läßt sich in sofern rechtfertigen, aber dann muß es ein offner Unglaube seyn. Ein heimlicher Unglaube in der Maske des Glaubens ist nie zu rechtfertigen, ist immer verächtlich.

Es gibt trotzige Menschen, die sich zur christlichen Demuth nie bekennen werden, die einer römischen, aber keiner christlichen Tugend fähig sind. Es gibt lustige Brüder, die der Ernst im Christenthum genirt, ohne daß sie etwas Böses dächten oder wollten. Diese braven Leute bleiben aber Layen; es fällt ihnen nicht ein,

Prediger, Doctoren und Professoren der Theologie, Konsistorial- und Geheime Kirchenräthe werden zu wollen.

Es gibt Flachköpfe, die für alles Tiefe im Christenthum vernagelt sind. Es gibt kleinliche Naturen, die keiner großmüthigen Liebe, keines Seelenadels im christlichen Sinne fähig sind. Es gibt Leute, denen das Reinliche am Christenthum höchst fatal, denen nur im Unsaubern wohl ist. Es gibt Spottgeister, die wie von einem innern Wahnsinn angetrieben, alles verhöhnen, alles verhaßt und lächerlich zu machen suchen. Es gibt Dämonische, die ohne irgend eine zunächst erklärbare Ursache den Namen Christi tödtlich hassen. Aber für sie alle ist weiter Raum auf Erden. Die Sonne scheint über Gerechte und Ungerechte. Alle Fakultäten, die ganze Literatur, das ganze bürgerliche Leben steht ihnen offen. Nur einen Ort sollten sie verschonen, nur einen Stand.

Wer nun einmal Hegel für größer hält, als Christus, der sollte warten, bis man diesem Hegel Tempel bauen wird, aber er sollte nicht Christi falscher Diener in einer evangelischen Kirche werden oder bleiben wollen. Wer nun einmal die Emancipation des Fleisches und Heine's neues Heidenthum für das höchste Ziel der Menschheit hält, der sollte wie Heine in Paris lustig leben, aber nicht eine christliche Gemeinde in Deutschland von der Kanzel herab erbauen wollen. Wem Christus eine mythologische Fiktion, oder ein Taschenspieler, Magnetiseur und Volksbetrüger, eine Art Cagliostro ist, der sollte ihn wie Parny zum Gegenstand der Satire machen, aber er sollte nicht zugleich ein auf den Namen Christi vereidigter Priester seyn wollen.

Christum verachten, verspotten oder ganz und gar läugnen und doch noch auf die Autorität eines christlichen Lehramts Anspruch machen — ist nicht deßwegen weniger verwerflich, weil es in unserer Zeit so oft geschieht.

Da diese Heuchelei unser Zeitalter recht eigentlich charakterisirt, ist es der Mühe werth, ihrem Ursprung nachzuforschen.

In sehr vielen einzelnen Fällen ist die Heuchelei zwar nur persönlich, das feig gewordene Geschlecht hat nicht mehr den Muth, einer Anstellung und Besoldung zu entsagen oder auf irgend eine Weise zum Märtyrer zu werden. Es findet es viel bequemer, ein bischen christlichen Hokus Pokus zu machen und unter diesem Deckmantel dann desto boshafter an den eigentlichen christlichen Wahrheiten zu nagen, zu schaben und zu raspeln.

Im Allgemeinen aber läßt sich nicht verkennen, daß die Heuchelei, von allen solchen Persönlichkeiten abgesehen, als eine veränderte Taktik des Unglaubens anzusehen ist, nachdem die offenen Angriffe desselben im vorigen Jahrhundert mißlungen sind. Wird er aber durch die feige Schlauigkeit mehr ausrichten, als früher durch offen Tapferkeit?

Woher überhaupt der Unglaube? Er war und ist noch die französische Karrikatur unserer großen Reformation. Voltaire war der Affe Luthers. Nachdem wir Deutsche, ehrlich wie wir sind, die Religion von den falschen Satzungen befreit und geläutert, kamen die Franzosen und sagten: ihr seyd auf halbem Wege stehen geblieben, die Religion muß ganz abgeschafft werden. Daß diese Lehre auch in Deutschland Eingang fand, dazu wirkten mancherlei Umstände. Friedrich der Große billigte sie, weil ihn die geisttödtende Langeweile des damals barbarischen Lutherthums anekelte. Die bayerischen Illuminaten adoptirten sie aus Haß gegen die Jesuiten. In beiden Fällen rief nur ein Extrem das andere hervor.

Das Beste, was man von dem damaligen Unglauben sagen kann, ist: er war ehrlich, offen, tapfer, und er war populär, klar, verständlich. Man ging geradezu auf den Umsturz sämmtlicher christlichen Kirchen, auf die Ausrottung jeder positiven Religion aus und wollte an deren Stelle etwas durchaus Neues setzen. Zwar stritt man, von welcher Art dieses Neue seyn sollte. Die Anhänger der Vernunftreligion verlangten eine Tugend um ihrer selbst willen, auf die sie mit großer Strenge hielten. Die Anhänger der Naturreligion beteten dagegen nur die Materie an, hielten nur Genuß und zügellose Sinnlichkeit für Gottesdienst und wollten von keiner Strenge etwas wissen. Wie unmittelbar vor dem Beginn des Christenthums die Heiden sich getrennt hatten in strenge Stoiker und laxe Epikuräer, so jetzt wieder. Aber beide Parteien zeigten sich voll von Energie und kühnem Fanatismus. Beide schlichen sich nicht heuchlerisch in die Kirche ein, sondern wirkten von außen gegen sie. Es war ehrlich, wenn man einmal an Christum nicht mehr glaubte, seine Priester zu verjagen. Es war ehrlich, wenn man einmal die sogenannte Vernunft und Natur für das allein Heilige erkannte, auch ihnen allein Tempel, Priester und Feste zu weihen, wie in Frankreich wirklich geschah.

Auch waren alle Schriften dieser Antichristen lichtvoll, klar, eindringlich durch feste Ueberzeugung. Sie erschöpften alle Gründe, die irgend für ihre Sache sprachen und machten sie jedem Leser so anschaulich als möglich. Da fand man noch nichts von jener sogenannten Wissenschaftlichkeit, von der Affektation, mit welcher die Mittelmäßigkeit ihre eigene Blöße bedeckt, von der Heuchelei, mit der sich der Unglaube vor dem Unglauben an sich selbst zu verstecken sucht, und von der Phraseologie, womit man die trivialsten Gedanken aufputzt, daß sie vornehm aussehen.

Aber jener aufrichtige und lichtvolle Unglauben reussirte nicht.

In Deutschland waren vor dem Ausbruch der französischen Revolution die Illuminaten am weitesten gegangen. Aufgereizt durch die Reibungen mit den Erjesuiten fielen sie in das französische Extrem und wurden Materialisten. Ihre, dem Jesuitenorden nachgebildete geheime Verbindung war eng und fest, ihre Lehre keck und scharf, sie gewannen also großen Einfluß auf den lockern und schwankenden Freimaurerorden, dem sie eine Menge einzelne Mitglieder entführten, trotz des damaligen norddeutschen Großmeisters, Herzog Ferdinand von Braunschweig. In Braunschweig selbst weihte Professor Mauvillon den berühmten Grafen Mirabeau, der damals als Spion des französischen Ministeriums umherreiste, in den Illuminatismus ein, und dieser entdeckte mit seinem gewohnten Scharfblick, daß er ein neues treffliches Mittel gefunden habe, sich durch den Einfluß, den er nun in Deutschland üben konnte, in Frankreich selbst wichtig zu machen. Er beschloß sogleich, Frankreich zu illuminiren. Der Herzog von Orleans, damals Großmeister der Freimaurer in Frankreich, setzte sich in die engste Verbindung mit den deutschen Illuminaten und spendete sogar Geld, wenn den Nachrichten des General Dumouriez zu trauen ist. Zwei Großbotschafter des Illuminatenordens, Bode und von dem Busche, wurden feierlich in Paris eingeführt und fingen in der Loge du contrat social einen förmlichen Cursus ihrer Doctrinen an, nachdem ein anderer Deutscher, der Pfälzer Holbach, durch sein „System der Natur" schon eine große Gemeinde für die Naturreligion gewonnen hatte. Hieraus erklärt sich das Vorkommen und der Einfluß so vieler Deutschen beim Ausbruch der Revolution, und besonders bei der Gründung der Republik in Paris, so wie auch die Leichtigkeit, mit welcher die französische Armee Mainz nahm ꝛc. Die meisten Mainzer Professoren waren Illuminaten. Mauvillon in Braunschweig erließ im Anfang der Revolution ausdrücklich ein Circular an alle Brüder, Frankreichs Sache auf jede Weise zu unterstützen.

Die Partei des Pariser Gemeinderaths war es, die am engsten mit Orleans und mit den deutschen Illuminaten liirt war, die zuerst die Kirchen plünderte, die Religion abschaffte und skandalöse Feste der Natur feierte. Aber ihr Epicuräismus kam mit der Stoa Robespierres in Conflict, und dieser Fanatiker anderer Art ließ der ganzen Sippschaft, namentlich auch allen deutschen Illuminaten in Paris und am Rhein die Köpfe abschlagen. So fielen die von Cloots, Karl Hesse, Eulogius Schneider, Trenk ꝛc.

Das Blutbad kühlte den Eifer ab. Es ist merkwürdig, daß man seitdem von der ganzen einst so mächtigen Partei gar nichts mehr hörte.

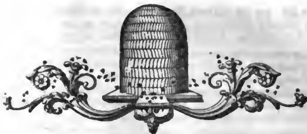
Erst nach und nach trat in der sogenannten wissenschaftlichen Theologie der in die Form bescheidener Zweifel oder natürlicher und mythischer Erklärungen eingehüllte Unglaube wieder hervor. Die Maske war allerdings glücklich gewählt, denn schwer ist ein wirklich bescheidener Zweifel von einem boshaften Irremachen, schwer eine gelehrte Erklärung vieler Einzelheiten von einem schlauen Wegerklären der Hauptsache zu unterscheiden.

Gegenüber dieser widerlichen Heuchelei ist es eine verhältnißmäßig erfreuliche Erscheinung, daß in jüngster Zeit auch wieder ein offener Unglaube hervorgetreten ist. Wir möchten ihm beinahe Glück wünschen, denn dem Christenthum wäre kaum etwas zuträglicher, als eine neue Prüfung.

Die neuen Antichristen glauben erstaunlich schlau zu handeln, indem sie ihre Sache mit der des politischen Liberalismus zu identificiren suchen. Sie vergessen, daß die Freiheit in Deutschland wie die in Holland, England und Nordamerika eine unzertrennliche Gefährtin der Religiosität war. Sie wollen wenigstens den Versuch machen, ob wir guten Deutsche nicht auch so zu corrumpiren seyen wie die Franzosen. Das französische Beispiel ist übrigens ganz geeignet, sie zu widerlegen. Wie viele edle Männer schwärmten in jenem Frankreich für eine wahre, vernünftige, auf Sittlichkeit gebaute Freiheit. Welche Tugenden zeichnete die erste Nationalversammlung von 1789 aus! Aber wo sind diese Biedermänner hingekommen? Unter das Messer der Guillotine. Was ist aus ihrem edeln und uneigennützigen Wirken geworden? Entmenschte Pöbelherrschaft, ein Regiment von Dieben und Kupplern und endlich der Militärdespotismus. Aber wer that das? Das thaten die, die sich unter der Maske der Freiheit eingedrängt hatten, um allgemeine Entsittlichung, um die Anbetung der Materie, um die Restauration des Fleisches zu predigen. Ohne sie wäre Frankreich rein geblieben, und ohne sie hätte die Freiheit gesiegt, die durch sie schmählich Bankerot machte.

Wie edel und liebenswürdig war die Aufwallung aller Menschenfreunde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland, jenes Ringen nach Aufklärung, nach geistiger Freiheit und nach Verbesserungen im socialen und politischen Leben! Man stellte der Menschheit ein hohes Ideal der Tugend und des Glücks. Diese Aufwallung war so schön, weil sie so rein war. Sie hat auch einige Früchte getragen. Wenn sie aber so vielfach abgekühlt wurde, wenn es nicht möglich war, den Glauben an die Erfüllung jener erhabenen Hoffnungen und den Eifer dafür in den Menschen festzuhalten, wer war Schuld daran? Die Unreinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 106. Freitag, 21. Oktober 1836.

Deutsche Geschichte.

Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben. Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Leopold von Baden aus den Quellen bearbeitet von G. H. Krieg von Hochfelden, Hauptmann und Flügel-Adjutant Sr. K. Hoheit des Großherzogs. Carlsruhe, Buchdruckerei von Wilhelm Hasper, 1836. 1r Band. gr. 8. 519 S. mit 5 Kupfertafeln und 4 Steindrücken.

Es sind nun 70 Jahre verflossen, seit dem einer der aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit, Carl Friedrich, damals noch Markgraf von Baden, die Geschichte seines Hauses schreiben ließ durch einen Badenser, dessen literärische Thätigkeit Deutschland und Frankreich zugleich angehört. Schöpflin's Historia Zaehringo-Badensis ist ein Denkmal, das Carl Friedrich ewig bleiben wird. Die kleine Markgrafschaft ist indessen in ein blühendes Großherzogthum umgewandelt, aus einer Menge kleiner zerstückelter Ländchen ist einer der schönsten Staaten Deutschlands geworden. Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts hat sie zu einem homogenen Ganzen verschmolzen, allein die Charakterindividualität der Provinzen ist nicht untergegangen. Im Norden der Pfälzer und Bewohner des Rheines, im Süden der Schwabe, haben alle ihre Geschichte und ältere und neuere Monumente auf den Spitzen der Berge, wie in blühenden Städten, erregen Lust und Begierde zu wissen, was vormals gewesen, wie das, was nun uns erfreut, geworden, und welcher Zeiten, welcher Menschen Werk die uns ansprechende Denkmale seyn mögen. Wir leben in einer Zeit des Ueberganges, in der das Andenken des Alten noch frisch ist, jezt muß es aufgezeichnet werden, eine jüngere Generation würde manches nur mit Mühe verstehen. Dieser Forderung unseres Zeitalters ist der jezt regierende Großherzog von Baden, voll Sinn für Kunst und Alterthum, entgegengekommen, und beginnt nun für die einzelnen Theile seines Landes, was sein erlauchter Vater einst für das Ganze that; er ruft die Geschichtsfreunde Badens zu Bearbeitung historischer Monographien auf, und läßt die gewonnenen Werke mit königlicher Liberalität durch den Druck in die gelehrte Welt einführen.

Mit Vergnügen kündigen wir das erste dieser Werke an, dessen Erscheinen jedem Freund der vaterländischen Geschichte willkommen seyn wird, nämlich die Geschichte der Grafen von Eberstein, deren eleganter Druck auf dem weißesten Velinpapier, prachtvoll ausgestattet mit herrlichen Stahlstichen und gelungenen Lithographien, uns beweisen, daß der hohe Beförderer des Werkes es

an keinem Aufwand fehlen ließ, um ein würdiges Denkmal den Ahnherren des Schlosses Eberstein zu setzen, das ein Lieblingsaufenthalt seines jetzigen Besitzers ist.

Die zu lösende Aufgabe war nicht die leichteste. Im neunzehnten Jahrhundert macht man an den Historiographen andere Ansprüche als zu Schöpflins Zeiten. Diesen genügte eine möglichst vollständige, chronologisch geordnete Zusammenstellung des geschichtlichen Materiales. Wir verlangen historische Kunst. Wir wollen die gewesenen Verhältnisse anschauen und verstehen, das Gestorbene soll vor unseren Augen wieder auferstehen. Wir wollen die Charaktere der handelnden historischen Personen kennen lernen, dann den Geist ihrer Zeit, um zu sehen, wer sie gewesen, und wie sie ihr „Schicksal erfüllt" haben.

Dies Problem ist das schwerste in einer genealogischen Geschichte. Wie viel Unbedeutendes kömmt in einer solchen vor? Zwar gruppirt sich um die Geschichte der regierenden Häuser, die ihrer Lande; allein nur wenige Häuser haben auf dem Welttheater eine Rolle gespielt, die sie der Unsterblichkeit würdig machte; wie schwierig also, ein Dynastengeschlecht historisch interessant zu machen, dessen Geschichte fast nichts als das traurige Gemälde seines Unterganges ist. Und doch hat unser Verfasser ein in jeder Rücksicht anziehendes Buch über die Grafen von Eberstein geschrieben. Was gründliches Studium und vollständige Kenntniß der Quellen, vereint mit einer richtigen Auffassungsgabe und einer höchst klaren Darstellungskunst, zu leisten vermögen, hat Herr von Krieg hier geleistet. Wir sehen in ihm einen Kenner der deutschen Geschichte, d. h. nicht bloß der Chronologie, sondern der Entwicklungs-Geschichte der europäisch-germanischen Civilisation vom zehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert, dem es nicht allein darum zu thun war, die Namen der Gewesenen zu nennen und ihr Privatleben zu schildern, sondern zu zeigen, wie die Bewohner ihrer Lande nach und nach von der Barbarei zur Humanität heranreiften, was ihre Herren hierzu thaten, wie sie Klöster stifteten, aus Dörfern Städte schufen, Gesetze gaben, Wohlstand durch Beförderung der Gewerbe und des Handels gründeten, und wie die bürgerliche Freiheit reifte.

Die Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben zerfällt in drei verschiedene Theile; der erste enthält in sechs Kapiteln die fortlaufende Erzählung der Ereignisse und eine Darstellung der Denkmale jener Grafen, von Seite 1 bis 299. Der zweite die Beweise der historischen Behauptungen in Anmerkungen zu den sechs Kapiteln von Seite 303 bis 346. Der dritte endlich ist ein trefflich geordnetes Urkundenbuch von 940 bis 1663, das fünf und fünfzig Nummern hat. S. 349—515.

Die Geschichte beginnt mit Vermuthungen und Sagen. Erst im Jahr 1085 treten die Grafen von Eberstein urkundlich in der Geschichte auf. Im Fluge führt uns der Verfasser von den Anfängen zur Zeit der Eroberung des nordwestlichen Alemanniens durch den Frankenkönig Chlodwig 496; wodurch das schon von den Römern angelegte Castell von Alt-Eberstein (bei Baden) das Grenzschloß des lezten fränkischen Gaues wurde, nämlich des Uffgaues, durch den Oosbach von Alemannien geschieden. Die erblich gewordenen Grafen dieses Gaues waren die Ahnherren der Dynasten von Eberstein, deren Besitzungen gerade die Hälfte des bald verschwindenden Uffgaues waren. Die Farben des Herzogthums Franken, Silber und Roth, finden sich im Ebersteinischen Wappen (mit der Rose) wieder, während die schwäbischen Geschlechter des anstoßenden Baden schon Roth mit Gold in dem Schilde haben. (S. 3.) Was man urkundlich vom Uffgau weiß, wird S. 4—5 ganz kurz gesagt bis zum oben genannten Jahre, in welchem ein Berthold von Eberstein nebst seinen Söhnen Berthold und Eberhard als Zeugen in einem Schenkungsbrief an das Kloster Reichenbach genannt werden. Im Jahr 1046 kömmt ein Graf im Uffgau vor, dessen Söhne einer Berthold war; es ist derselbe, der nachher als Graf von Eberstein erscheint.

Auf diese Weise ist die Wiege des Hauses gefunden, und es handelt sich bloß davon, die nächstfolgenden Generationen aufzusuchen. Die Söhne der alten Grafen pflegten die Grafschaft zu theilen, behielten ihre Würde als Titel und so entstanden der kleinen Herrschaften in Menge, deren Inhaber Grafen blieben und von ihren Sitzen sich nannten. Brüder des Grafen Bertholds waren die Grafen Hermann von Forchheim und Burckhard von Stauffenberg. (S. 6.) Ihr Stammherr hatte außer in dem Uffgau auch im Alpgau Besitzungen. Unser Verfasser zeigt uns auch, daß deren Schwester Judith († 1091) die Gemahlin Hermanns I. Markgrafen von Baden gewesen, was die frühe Verbindung der beiden Häuser beweist. (Gewöhnlich machte man früher jene Judith zu einer Tochter der Grafen von Calw; unser Verfasser bestätigt die bereits von Crollius berichtigte Abstammung dieser Ahnfrau des Hauses Baden).

Wir lesen nun S. 8—10 einige Legenden, die Ebersteiner betreffend, und folgen S. 11 ganz leicht dem Faden der Geschichte bis 1285, in welchem wir bereits die sechste Generation Bertholds I. erblicken, oder die achte Gebhards des Grafen im Uffgau, der um 940 lebte. Wir finden während dieser Periode die Ebersteiner als treue Gefährten der Hohenstaufen, an welche sie Bande der Verwandtschaft knüpften. (S. 13.) Berthold III. von Eberstein focht 1148 an der Seite Friedrichs von Schwaben in der Schlacht bei Damascus

im Gefolge des Kaisers Conrad III. auf dessen Kreuzzug. (S. 15.) Wie überhaupt der Rittergeist im Mittelalter Klöster und Abteien stiftete, oder bereits bestehende bereicherte, so finden wir auch bei den Ebersteinern diesen frommen Sinn, der freilich die erste Ursache des Sinkens ihres Hauses wurde. Nicht bloß wurden Hirschau und andere Klöster von ihnen begünstigt, sie stifteten in ihrer Grafschaft die in späten Zeiten noch gewesenen Klöster, Frauenald 1138 und Herrenalb 1148. Jenes soll einer Vision seines Schwagers Albrechts von Zimmern seine Erbauung verdanken, die unser Verfasser S. 13—14 erzählt. Auf der am Ende des Werkes gegebenen Karte der Grafschaft Eberstein sind die Besitzungen beider Klöster genau angegeben, sie machen ein Drittheil des Landes aus. Noch jezt finden wir in ihren Kirchen anziehende Denkmale des Mittelalters, zum Theil Grabsteine des Ebersteinischen Hauses. Eine Menge Urkunden des 12ten und 13ten Jahrhunderts lassen uns die Grafen von Eberstein leicht auffinden; wir sehen sie im Gefolge der Bischöfe von Speier, der Pfalzgrafen am Rhein, bald in Worms, in Heilbronn, Oppenheim mit dem Kaiser und dem Könige von Frankreich u. s. w. Besonders leicht ist es, dieselben im dreizehnten Jahrhundert zu verfolgen, da ihr Wirken und Handeln durch eine große Anzahl Documente bestätigt wird, die unser Verfasser von Seite 21—53 hervorhebt; es erklärt sich dies daraus, daß zwischen 1181—1295 zwanzig verschiedene Personen dieses Hauses urkundlich auftreten. In dieser Zeit geschah es, nämlich 1283, daß ein Theil der Ebersteinischen Besitzungen, nämlich die Hälfte des Gebietes, des Schlosses und der Herrschaft Alt-Eberstein an das Haus Baden durch Verkauf überging. (S. 52—53.) Während der wilden Periode des vierzehnten Jahrhunderts ging die Verarmung des Ebersteinischen Hauses mit Riesenschritten vorwärts, einerseits sezten sie ihrer Freigebigkeit gegen die Kirche keine Grenzen, andererseits geriethen sie der beständigen Kriege wegen in Schulden, da sie an allen Händeln ihrer Zeit Antheil nahmen. (S. 47—135.) Im Jahr 1389 fand eine zweite Abtretung Ebersteinischer Besitzungen an Baden statt, und bald sind die Grafen von Eberstein nur noch Diener benachbarter Fürsten. Wolff von Eberstein † nach 1395, war es, der seine Hälfte von Neu-Eberstein, in der Stadt Gernsbach und mehreren Dörfern Schulden halber an Rudolph von Baden für 8000 Gulden verkaufte, der ihm die Freundschaft erzeigte, ihn als Amtmann in seinen ehemaligen Besitzungen anzustellen. (S. 84.) Alt-Eberstein haben die Markgrafen bereits 1283 ganz erworben.

Auch die Klöster Herren- und Frauenald hatten sich der Vogtei der Grafen zu entziehen gewußt. — Zwei Söhne Wilhelms II., Wolffs Bruder, nämlich Bernhard I. † 1440 und Wilhelm III., Ritter des deutschen Ordens, besaßen den Rest der Grafschaft. Die Nachkommen Bernhards, später in zwei Linien getheilt, sezten die Familie fort bis 1728, wo sie mit Albertine Sophie Esther, geb. 1661, Tochter des lezten Grafen Casimir von Eberstein erlosch. Den Verfall des Hauses suchte Bernhard II. gegen 1486 dadurch aufzuhalten, daß er die sämmtlichen Besitzungen, die er an sich gebracht, mit einem Fideicommiß belegte. (S. 125.) Pfälzische, Speierische und Straßburgische Lehen hatten es einigermaßen wieder bereichert.

Unter Maximilian finden wir in seinem Neffen Bernhard III. von Eberstein einen gelehrten Juristen; er war 1491 der erste Beisitzer des Reichskammergerichts, und eines der frühesten Beispiele ausgezeichneter Rechtsgelehrter aus dem hohen Adel. Er genoß eines großen Ansehens und brachte die verwirrten Verhältnisse seines Hauses, besonders die zu Baden betreffend, in gute Ordnung und starb 1526. (S. 127.) Unter ihm wurde aber das noch übrige Land ein Lehen von Baden. (S. 135.) Wir finden S. 138 ein in Stahl gestochenes Portrait dieses Bernhard III. und seiner Gemahlin. Von größter Wichtigkeit ist die von ihm und dem Markgrafen von Baden der Grafschaft Eberstein gegebene Landesordnung vom Jahr 1508, die als eine der ältesten Denkmale dieser Art nicht bloß im Uleterte abgedruckt ist (Urkunde Nr. 58. S. 442—464), sondern auch S. 136—140 ihrem Inhalte nach angegeben ist. Sie ist in der deutschen und besonders in der badischen Rechtsgeschichte deßhalb zu nennen und wird der Aufmerksamkeit unserer Germanisten hiermit empfohlen.

Während des Lebens Bernhard III. beginnt die neue Zeit. Die Reformation theilte den deutschen Adel in zwei, sich oft feindselig bekämpfende Parteien. Auch die Ebersteiner, zwischen Würtemberg und Baden sitzend, mußten sich aussprechen. Erst Bernhards älterer Sohn, Wilhelm, wie sein Vater ein tüchtiger Rechtsgelehrter (er starb als Kammerrichter), gestattete gegen das Ende seines Lebens die neue Kirchenordnung in seinem Ländchen. Unter ihm, der alle Besitzungen in sich zu vereinigen wußte, hob sich das Haus wieder, ebenso unter seinen Söhnen, Philipp II. und Otto IV., die katholisch geblieben waren. Als Kriegshauptleute, besonders in den Niederlanden seit 1555, machten sie sich wieder reich. Der lezte verlor sein Leben in der Schelde bei Antwerpen, nachdem er 1576 mit neun Fahnen unter Herzog Albas Befehl die dortige Citadelle lange vertheidigt hatte. (S. 162.) Sein Bruder Philipp ist der Stifter des Schifferreichthums im Murgthale, indem er dieser Corporation 1569 das Grundeigenthum seiner Waldungen und den Holzhandel eigenthümlich überließ. (S. 161.) Der lezte starb blödsinnig im Jahr 1589. Sein Gemüthszustand, wegen dessen er unter die Vormundschaft seines Vetters

Hauprecht von Eberstein, Sohn seines Oheims Johann Jacob, gestellt wurde, war 1587 die Veranlassung eines gewaltsamen Ueberfalls des Schlosses Neu-Eberstein im Interesse Catharinens seiner Frau; dies späte Beispiel eines Landfriedensbruches erzeugte einen Rechtsstreit, den der Markgraf von Baden als Oberlehnsherr unter Beobachtung aller Rechtsgrundsätze entscheiden ließ. Auch finden wir damals eine katholische Linie im Ebersteinischen Hause mit Reaktionsplänen beschäftigt gegen den Protestantismus, sie starb aber mit Hauprecht 1587 aus, worauf seine protestantischen Neffen ihm folgten. (S. 191.)

Der dreißigjährige Krieg und ein Rechtsstreit zwischen den lezten Ebersteinen und ihren katholischen Verwandten, den Töchtern Ottos IV. und ihrer Nachkommen, den Grafen von Wolkenstein und von Bronckhorst in Gronsfeld, und Gewaltthaten der verschiedensten Art brachten das ebersteinische Haus so sehr herunter, daß der lezte männliche Sprößling Cassimir, geb. den 19. April 1639 und gest. den 22 Dec. 1660 nur noch die Trümmer der Besitzungen seiner Ahnherren rettete. Ein früher Tod beraubte ihn männlicher Erben; die Lehen, wenige ausgenommen, fielen heim. Seine Tochter, Albertina Sophia Esther, gest. 1728, brachte bloß noch die Allodien und die Habe an ihren Gemahl Friedrich August von Würtemberg und Teck. — Baden besaß am Ende des 17ten Jahrhunderts den größten Theil der alten Grafschaft Eberstein; unter Karl Friedrich wurde sie 1803 wieder ganz vereint.

Gerne würden wir noch bei der Beschreibung der Ebersteinischen Denkmale verweilen; sie sind die Schlösser Alt- und Neu-Eberstein, das Kloster Herrenald und die Stadt Gernsbach. Mit Interesse lesen wir die Geschichte von Alt-Eberstein und der Stadt Gernsbach.

Unter den Urkunden müssen wir noch besonders einen lateinischen Brief des Grafen Wilhelm von Wertheim herausheben, den er 1545 an seinen Oheim Graf Wilhelm IV. von Eberstein schrieb, um ihm zu sagen, mit welchem Vergnügen er in Wittenberg die Vorlesungen Luthers und Melanchthons besuche.

Zum Schlusse müssen wir noch Herrn Hasper, dem Drucker des Werkes, so wie den Künstlern, welche die Stahlstiche gefertigt, unsere Zufriedenheit zu erkennen geben. L. A. M.

2) Geschichte der Domkirche zu Königsberg und des Bisthums Samland, mit einer ausführlichen Darstellung der Reformation im Herzogthum Preußen, von A. R. Gebser, K. Superintendenten rc. zu Königsberg. Königsberg, 1835. 8.

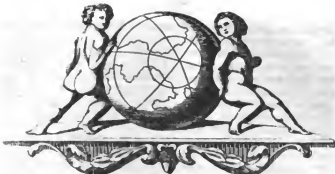
Das vorliegende Werk verdankt seine Entstehung der unsrer Zeit besonders eignen Neigung, die Jubelfeier bedeutender Ereignisse durch die Stiftung bleibender Anstalten zu bezeichnen. Die Domgemeinde von Königsberg beschloß, dem 13ten September des Jahrs 1833, an welchem das fünfhundertjährige Bestehen der dortigen Domkirche gefeiert wurde, ein bleibendes Denkmal durch die Erbauung einer Elementarkirchenschule zu stiften. Der erste Domprediger, Hr. D. Gebser, wünschte für diesen löblichen Zweck auch von seiner Seite etwas zu thun und faßte den Plan, eine Geschichte und Beschreibung der Domkirche mit Abbildungen zu liefern und den Ertrag für jenen Zweck zu bestimmen. Hr. D. Gebser aber sah ein, daß die Geschichte der Königsberger Domkirche nicht verstanden werden könne, ohne die Geschichte des Bisthums Samland zu kennen und so hat er auch diese gegeben, und zwar größtentheils aus Urkunden, von denen er die wichtigeren, die meist noch nicht bekannt gemacht worden waren, diplomatisch genau abdrucken ließ. Wir sprechen hier bloß von dem ersten Theile des ganzen Werkes, der zweite, von Herrn D. Hagen verfaßte, hat bereits im Kunstblatte seine Würdigung gefunden.

Specialgeschichten dieser Art gewinnen ihr Interesse durch die vollständige und genaue Darstellung der Verhältnisse im Einzelnsten, und insbesondere durch die Schilderung der einzelnen tüchtigen Persönlichkeiten, die im kleineren Kreise Muth, Kraft und Ausdauer entwickelten und für die Zukunft wirkten. An solchen fehlte es dem Kreise, mit dem uns Hr. D. Gebser bekannt macht, nicht. Die Verhältnisse Preußens zu Polen und Rußland, die eigene Stellung der Bischöfe zu dem deutschen Orden forderten und entwickelten große Regenteneigenschaften. Es fehlte nicht an mannichfacher Noth und an Bedrängnissen aller Art, welche die Widerstandskraft der Bischöfe prüften. Der Verf. erzählt uns die wechselvolle Geschichte des Bisthums Samland ausführlich, nicht ohne vielfache Berichtigung früherer Geschichtschreiber aus den Urkunden. Eine Beschreibung der Landschaft Samland und die Geschichte ihrer Eroberung leitet den ersten Abschnitt ein, dem schließt sich die Geschichte der achtzehn Bischöfe von Samland vor der Reformation an. Unter diesen Bischöfen ist der vierte, Johannes I., genannt Clare, derjenige, der als Erbauer der Kathedrale für diese Schrift am meisten Bedeutung hat. Fromm, gebildet, muthig, beharrlich, ein Freund der Wissenschaft und der Kunst, ein Förderer der Jugenderziehung, wirkte er zum höchsten Segen für sein Bisthum, für dessen Rechte er in den verwickelten Verhältnissen mit den polnischen Bischöfen feste Entschlossenheit zeigte. Dieser ausgezeichnete Bischof nun begann im J. 1333 den Bau der neuen bischöflichen Kathedrale auf der Insel, die früher Pregelmünde, damals Knipabe genannt wurde. Der Anfang dieses Baues fällt in das J. 1333, nicht, wie man früher fälschlich geglaubt hatte und bis in die neuesten Zeiten wiederholt, in das J. 1332. Und nicht der Herzog Luther, auch nicht die beiden Nachfolger des Johannes, Jacob und Bartholomäus, bauten, von Luther unterstüzt, den Dom, sondern Johannes war der Erbauer, wie Voigt und Faber aus Urkunden des geheimen Archives dargethan und aus diesen Urkunden zugleich das Jahr ermittelt haben, in welchem der Dombau angefangen wurde. Dann tritt in der Geschichte der Reformation selbst Georg von Polentz hervor. Auch über ihn hat der Verf. ausführliche Nachrichten gegeben.

Auf die Geschichte der Reformation läßt der Verf. ein Verzeichniß der Pfarrer und Diaconen an der Domkirche mit biographischen Nachrichten folgen, und berichtet dann über die neuesten Schicksale des Doms.

E. E.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 107. Montag, 24. Oktober 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

24) Ueber das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. Ein Versuch von Professor B. A. Pflanz. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Bei der täglich zunehmenden Masse von Materialien, welche der Zahlen- und dynamischen Statistik geliefert werden, ist eine Arbeit doppelt willkommen, welche von einem Fachmanne für sein besonderes Fach geliefert wird. Es ist eine neue und erfreuliche Erscheinung, einen katholischen Priester, welcher seiner Kirche getreulich anhängt, (ohne gegen manche, auf diese drückenden Uebelstände blind zu seyn) mit deutscher Gründlichkeit und deutschem guten Glauben reden zu hören. Der Herr Verfasser hat sich durch andere literarische Arbeiten, und durch das Zutrauen schon hinlänglich ausgewiesen, welches ihm die Bewohner der Stadt und deren Umgegend schenkten, in welcher er als Lehrer wirkt, ohne ihr durch Geburt anzugehören. Er wurde zweimal als Deputirter in die Würtembergische Ständeversammlung gewählt, und ehrte dieses Vertrauen durch besonnenen Freimuth.

Die meisten Reisenden haben weder Zeit noch Lust, sich mit den kirchlichen Verhältnissen Frankreichs bekannt zu machen. Weder die warme Theilnahme des Volks, noch äußere Pracht, weder die ästhetische Seite noch das Interesse der Verfolgung treiben sie zu näherer Beachtung. Desto dankbarer müssen Theologen, Staatsmänner, Statistiker und jeder gebildete Leser überhaupt vorliegende Schrift aufnehmen. Sie ist der Bericht eines gewissenhaften Arztes über einen höchst unerquicklichen Krankheitszustand, man merkt ihm an, er möchte die Behandlung nicht gerne übernehmen, und er hilft sich oft mit Fragzeichen und überläßt dem verständigen Leser die Antwort selbst zu finden, überhaupt z w i s c h e n d e n Z e i l e n z u l e s e n.

Zuerst zeigt der Verfasser, wie der Grund des Uebels in der früheren Stellung des Staats zur Kirche zu suchen seye, wie die Regierung sie stets für ihre Zwecke mißbraucht, und dadurch Haß und Verachtung auf sie gehäuft habe. Dann wird die ganze Einrichtung des öffentlichen Unterrichts, die Vorbildung und der jetzige wissenschaftliche Zustand des Klerus mit lobenswerther Vollständigkeit dargestellt, und eine statistische Uebersicht der katholischen Kirche in Frankreich gegeben. Dann folgt eine Darstellung der Wirksamkeit des Klerus durch Lehre, Gottesdienst und Kirchenzucht, der Einfluß des Aberglaubens, der Literatur, der Kunst, der Regierung wird untersucht, und die protestantische Kirche Frankreichs hierauf mit derselben Gründlichkeit, Ausführlichkeit und Unpartheilichkeit geschildert. Es wird den eifrigen Protestanten erfreuen, eine

volle Anerkennung des lebendigeren religiösen Sinnes bei den evangelischen Christen, eine ehrenvolle Erwähnung der höheren Geistesbildung, des christlicheren Sinnes, des würdigeren Predigtvortrags zu finden, welche der Verfasser bei den evangelischen Geistlichen fand. Nur darin irrt er sich, daß er glaubt, es seyen keine Versuche zur Vereinigung der lutherischen und hugonottischen Gemeinden gemacht worden. Die Mitglieder des Straßburger Oberkonsistoriums haben diese bis jezt allein hintertrieben, aber die Geistlichen predigen in und um Paris einer in der Kirche des andern, und nur die episkopale Kirche, welche bereits viele Bethäuser in Paris und den Handels- und Fabrikstädten zählt, hält sich strengr gesondert, und hätte Erwähnung verdient.

Die neueren kirchlichen Erscheinungen (St. Simonisten, Templer, Chatel und Auzon, Swedenborger) sind ebenfalls geschildert und gewürdigt.

Wir können uns nicht enthalten, den Schluß des Werks, in welchem die Ergebnisse zusammengefaßt sind, beizufügen. Er mag zugleich als Probe der Darstellungsweise des Herrn Verfassers gelten, von welchem wir ähnliche Sitten- und Kirchenstatistiken anderer Länder mit innigem Danke annehmen würden.

„Es ermangelt der größere Theil der Priester der Weihe der Wissenschaft, und der größere Theil der Laien der Weihe des Glaubens. Daß ein solcher Zustand, in Hinsicht auf die öffentliche Moralität, beklagenswerthe Früchte tragen muß, besonders bei einem Volke, unter welchem noch Viele aus der Schreckenszeit her an den Anblick des Gräßlichen und Entsetzlichen gewöhnt sind, läßt sich nicht anders erwarten. Die Verhandlungen der Assisen liefern täglich Belege hiezu. An Zahl und Mannichfaltigkeit ins Unendliche gehende Verbrechen werden dort gerichtet, und der Fremde weiß oft nicht, über was er sich mehr entsetzen soll, über die Frechheit der Angeschuldigten, oder über die Frivolität der Zuschauer. Man wird entgegnen: Verbrechen werden auch bei uns begangen, auch bei uns gebe es einen rohen Pöbel, und es sey natürlich, daß in einer so großen Hauptstadt, wie Paris ist, der Pöbel zahlreicher, und die Verbrechen mannichfaltiger seyen. Das ist allerdings wahr, aber wir haben nicht bloß von den Assisenverhandlungen der Hauptstadt, sondern von denen der Provinzen gesprochen, und berufen uns, zur Bestätigung unserer Behauptung, auf die Gazette des Tribunaux, welche dem Leser hinlängliche Belege dazu liefern wird. Würden aber wohl in Deutschland, wenn bei uns die Gerichtsverhandlungen öffentlich wären, wohlgekleidete Damen aus allen Ständen herbeiströmen, um zuzuhören, wenn über unnatürliche Unzucht, über gewaltsame Schändung, über mannichfaltigen Ehebruch verhandelt wird? Gewiß wird diese Frage Niemand bejahen, er müßte denn nur dem Zartgefühl und der Sitte deutscher Frauen, einer von den Urvätern ererbten Zierde des deutschen Charakters, geflissentlich Hohn sprechen wollen. — Grobe Verbrechen werden allerdings überall begangen, aber in Deutschland hat doch noch kein öffentliches Blatt für nöthig erachtet, eine stehende Rubrik mit der Ueberschrift „Mord“ aufzunehmen, wie solches mehrere Pariser Blätter thun, freilich mit Recht, da diese Rubrik selten leer ist. — In der Hauptstadt hat die Polizei die Unsittlichkeit von öffentlichen Plätzen zu entfernen gewußt, und in jenem Zauberpalaste, in welchem alles zusammengehäuft ist, was Kunst, Gewerbefleiß und der größte Luxus erfinden kann, in dem Palais Royal kann man ohne Anstand zu jeder Stunde spazieren gehen, ja es kann jeder Familienvater seine Kinder dahin führen, ohne zu fürchten, daß sie an Etwas ein Aergerniß nehmen; denn jenes schändliche Treiben, von welchem ehemals deutsche Reisende so viel zu erzählen wußten, ist nicht mehr da. Aber das Laster, von dem Markte vertrieben, hat sich, wie uns wohlunterrichtete Männer versichern, in das Innere der Familien eingeschlichen, und richtet dort furchtbare Verwüstungen an; die Unschuld ist ihm nicht ehrwürdig, das Band der Ehe nicht heilig, und es gibt Ehegatten genug, die sich Freiheit des Wandels durch gegenseitigen Vertrag zugestehen. Den Bettel hat die Polizei nicht eben so von den öffentlichen Orten zu entfernen gewußt. Man trifft nicht nur in der Hauptstadt, sondern in jedem Dorfe, durch das man reist, zahlreiche Krüppel, Greise und kleine Kinder, welche die Wohlthätigkeit des Fremden in Anspruch nehmen. Zwar sind sie selten zudringlich, sondern wiederholen mit monotoner Stimme ihre höfliche Bitte, und zeigen keinen Unwillen, wenn sie leer ausgehen. Aber ihr Daseyn beweist, wie sehr es noch an Versorgungsanstalten für die Armen fehlt, und wie wenig man bis jezt in dem Gassenbettel eine ergibige Quelle der Immoralität zu verstopfen gewußt hat. Dies sind freilich nur einzelne Züge, aber sie lassen einen tiefen Blick in den sittlichen Zustand des Volkes thun, ein Zustand, welcher durch das Savoir vivre, durch die Artigkeit und die feinen Manieren, welche man allerdings überall trifft, nicht aufgewogen wird. Ein solcher Zustand ist ohne Zweifel bedenklich; denn nur, wo Religion und Sittlichkeit vorherrschend sind, hat der gesellige Zustand eine feste Grundlage. Ein Volk aber, das dieser Grundlage seiner socialen Verhältnisse entbehret, gleicht einem Rohre, das vom Winde hin und her getrieben wird. Das war Frankreich seit dem Verfalle der Religion in seinem Schooße; seit es den wahren Gott verachten gelernt und sich falsche Götzen gemacht, folgte es diesen Götzen, wohin sie führten. Die Ausgelassenheit des Hofs unter der Regentschaft Ludwig XV. erzeugte den Götzen der Libertinage, dem sofort

die Mehrzahl der Nation huldigte. Dieser erzeugte die Verachtung des Königthums und den Priesterhaß, diese die Revolution, wo man für die Freiheit mordete und starb. Napoleon, von der Freiheit großgezogen, mordete diese, seine Mutter, und sezte den Götzen des kriegerischen Ruhms auf den Altar, dem sofort Frankreich seine Söhne jubelnd opferte. Mit Napoleon fiel der aufgestellte Götze, und das Volk beugte sich murrend vor der Gewalt, die ihm den vertriebenen Herrscherstamm wieder brachte. Der Haß gegen dieselbe erweckte noch einmal die Idee der Freiheit; aber sie stieg nur auf gleich einem Meteore, und verschwand wieder, um dem schlechtesten Götzen Platz zu machen, dem die Menschheit Opfer bringen kann, — dem Mammon. Das Geld, der Besitzstand ist es, dem heutzutage Frankreich dient. Die Aristokratie des Adels mußte der des Talentes, diese der des Geldes weichen. Wer Geld hat, kann in Frankreich alles werden. Darum wünschen auch die Männer des Besitzes die Dauer des gegenwärtigen Zustandes der Dinge. Daher die öffentliche Ruhe und Ordnung, die außerdem nicht zu erklären wäre. Nicht die Begeisterung für irgend eine großartige Idee, nicht die Liebe zu Louis Philipp ist es, was seinen Thron unterstüzt, es ist einzig die Furcht, in einer Revolution das Gewonnene zu verlieren."

C.

25) Freimüthige Blätter über Theologie und Kirchenthum. Herausgegeben von Demselben. Stuttgart, Neff, 1833—1836.

Derselbe Autor gibt seit mehreren Jahren freimüthige Blätter heraus, die sich durch die Frische des Geistes, der in ihnen lebt, sehr vortheilhaft auszeichnen. Er gehört jener jüngern Schule des aufgeklärten Katholicismus an, die lange mühsam kämpfend gegen den Jesuitismus, denselben endlich überwunden zu haben scheint. Bekanntlich hatte diese Schule immer vieles gegen sich, eine heftige Abneigung unter den Katholiken selbst, von denen sie als abtrünnig, als kryptoprotestantisch betrachtet wurde; aber auch eine Abneigung der Protestanten, weil sie sich denselben nicht unbedingt hingab. Dazu kam, daß die Blumauer und ähnliche Geister in eine Frivolität fielen, die man eine Zeitlang bei allen aufgeklärten Katholiken beinahe regelmäßig voraussezte, und endlich die Wäßrigkeit und Fadheit raisonnirender und moralisirender Compendien, worin die katholischen Aufgeklärten seit dem Beginn des Illuminatismus mit unsern protestantischen Rationalisten wetteiferten.

Nach solchen Vorgängen ist nicht nur katholische Gelehrsamkeit und ein sittlicher Ernst, sondern es ist auch vorzüglich Geist, Geschmack und ein gewisses Feuer nöthig, dem aufgeklärten Katholicismus dieser zukunftvollen Erscheinung unserer Tage, die Bedeutung in der Literatur zu geben, die er im Leben einnimmt. Dem offenen und geraden Sinne des Verfassers ist es unmöglich gewesen, nicht originell, nicht kräftig zu seyn, und er beweist die alte Erfahrung, daß ruhige besonnene Geister, wenn sie schnurstracks der Wahrheit folgen, unwillkührlich mehr thun, als hitzige, die absichtlich nach Effekten jagen.

Folgende freimüthige Klagen mögen die unabhängige Stellung des vorliegenden Journals beurkunden: „Man findet unter den sogenannten gebildeten Ständen Männer, welche in ihrem Fache eine gründliche und ausgebreitete Gelehrsamkeit, große Geschäftskenntniß und Gewandtheit besitzen, und auch in dem, was man gewöhnlich die allgemeine Bildung nennt, nicht unbewandert sind, aber es nie der Mühe werth gefunden haben, sich in dem, was doch für den denkenden Geist das Höchste und das Tiefste zugleich ist, in der Religion eine gründlichere Kenntniß zu verschaffen, als sie in ihrer frühen Jugend erlangt haben. Aus diesem Mangel an tieferer Kenntniß folgt nicht selten Gleichgültigkeit gegen das Heilige, wo nicht gar Geringschätzung desselben. — Von einer andern Klasse derer, welche sich zu den Gebildeten rechnen, gilt, was der Dichter sagt: „Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt, allein sie haben schrecklich viel gelesen." Gelesen haben die Aeltern von ihnen eine Menge von den Schriften der französischen philosophischen Schule des vorigen Jahrhunderts, und den Nachbildungen, Nachbetereien und Nachäffereien derselben, welche damals in Deutschland Mode-Lektüre waren. Gelesen haben die Jüngern das Heer von wässerigen Romanen, von denen vor Kurzem noch unser Vaterland wie von einer Sündfluth überschwemmt war und es zum Theil noch ist. Gelesen haben aber beide Theile wenig, was geeignet wäre, sie über das religiöse Verhältniß des Menschen, über das Christenthum und seinen hohen Werth gehörig aufzuklären. Daher findet man nicht selten bei ihnen die Meinung, daß die Religion etwas für Kinder und Ammen sey, oder auch ein Kappzaum, um die Menge in den Schranken polizeilicher Ordnung zu halten, aber keineswegs eine Sache, um welche der Gebildete sich zu kümmern brauche. Das ist allerdings schlimm für so Manche, die sich gebildet nennen; schlimmer aber ist es für die Theologen, daß ein großer Theil der Schuld an diesem Zustande auf sie fällt, — auf sie, in deren Schriften gemeiniglich der gute Geschmack ein unbekannter Gast ist, auf sie, welche ganze Schiffsladungen Bücher schreiben, von denen kein einziges dem Laien genießbar ist, auf sie, die sich alle Mühe geben, recht gelehrt zu schreiben, und dabei von der wunderlichen Vorstellung ausgehen, ein Buch habe

ein um so gelehrteres Ansehen, in je mehrere und kleinere Paragraphen sein Inhalt zerhackt, je barbarischer die Form sey, in welche der elbe gekleidet, und je riesenmäßiger das Bollwerk der Citaten, mit welchen er umgeben ist. Oder wenn mich ein Gebildeter aus dem Laienstande ersucht, ihm Bücher zu bezeichnen, aus denen er sich in seinen Erholungsstunden über diesen oder jenen Zweig des theologischen Wissens im Besondern unterrichten, oder aber einen allgemeinen Ueberblick über den Stand derselben gewinnen könne, wie viele kann ich aus der endlosen Masse auswählen, die für ihn genießbar sind? Ist es doch, als ob man geflissentlich die nähere und gründlichere Kenntniß des Christenthums zum Eigenthum einiger wenigen, in die barbarische Schulsprache Eingeweihten machen, den Laien aber nichts, als erweiche Erbauungsbücher zukommen lassen wollte! Und man wundert sich noch, wenn man bei den leztern so selten eine mehr als oberflächliche Kenntniß des Christenthums antrifft." (Jahrgang 1836. 3tes Heft, S. 347.)

Gegen die Versuche, unter den Katholiken einen neuen Fanatismus zu erzeugen, heißt es hier mit historischer Unparteilichkeit: „Die Reformation, wie sie im Grunde der ganzen Zeit gelegen, war rein praktisch, eine durch die heiligsten Ideen und den gesammten Geist des Christenthums gerechtfertigte, ja gebotene Erhebung gegen Rom, welches mit allen Hebeln der Gewalt und der Tücke den legitimen Bestrebungen christlicher Kirchenfreunde auf den Concilien zu Kostniz und zu Basel troz geboten, an Liturgie und Disciplin nichts wollte ändern lassen, weil sie so, wie sie waren, den Aberglauben fesseln halfen, der die tüchtigste Stüze seiner Macht, und die reichste Quelle war, aus denen die faulen Lüste der Hierarchie genährt wurden. Dies duldete die Zeit nicht länger, und ihr schärfstes Gepräge, und ihr schwerster Hammer, Luther, erhob sich gegen die Erstarrung aller christlichen Elemente in objektiven Heiligungen und gegen das freche Lasterleben der kirchlichen Würdeträger, die den Leib des Herrn schändeten und Spiel und Wucher mit dem welterlösenden Blute des Gottmenschen trieben. Aus dem dunklen Schooße der Ewigkeit drang der Schein verflossener Jahrhunderte und vieler in ihrem Laufe untergegangener Märtyrer, um den Ruf nach Reformation in Haupt und Gliedern zum Rauschen vieler Wässer zu verstärken." (Jahrgang 1835, 3tes Heft, S. 361.) — Auf der andern Seite aber sagen diese freimüthige Blätter auch den protestantischen Parteien sehr unbefangene und starke Wahrheiten.

Romane.

51) Christoph Walter. Novelle. Zwei Bändchen. Stuttgart, Hallberger, 1835.

Irgend ein Blatt im Norden hat diesen Roman eine Frucht des im Süden noch immer gefährlich grassirenden Liberalismus genannt. Von diesem ungerechten Vorwurf müssen wir ihn freisprechen. Der Roman ist loyal. Der Held desselben, Christoph Walter, weist die spießbürgerlichen Unzufriedenen zurecht, wie einst Menenius Agrippa den römischen Plebs auf dem heiligen Berge durch eine Fabel. Seine Mäßigung ist nicht zu verkennen. Er läßt sich zwar allerdings in ein Staatsgefängniß sezen, aber nur aus Mißverstand, und um des Effekts wegen, denn seine Loyalität bewährt sich dadurch im schönsten Licht und der Hof gibt ihm eine glänzende Genugthuung, Amt, Titel ꝛc. Es ist unbegreiflich, wie man ein so wohlgesinntes Buch hat politisch verdächtigen können, bloß weil darin von constitutionellen Formen, Wahlen und Kammersizungen die Rede ist. Im Gegentheil, man kann das Buch allen den Lesern empfehlen, die da nicht glauben wollen, daß im constitutionellen System ungemein viel Sentimentalität ist.

Walter verliebt sich in ein hübsches Mädchen, die ihm aber als Nichte eines allvermögenden Geheimen, Cabinetsraths vorenthalten wird, bis er als Landtags-Deputirter seine unbedingte Hingebung an den Hof erprobt haben wird. Welch schöner Kampf nun! Auf der einen Seite dringen seine liberalen Wähler in ihn, die entschiedenste Opposition zu bilden; auf der andern Seite zeigt man ihm die schöne Braut! Er widersteht nach beiden Seiten. Er liest den Liberalen den Text, verschmäht es aber auch servil zu seyn. Die Bosheit eines Nebenbuhlers spielt ihm ein Document in die Hände, das eine offenbare Pflichtverlezung des Ministers beweist. Er legt es vor, da er aber nicht beweisen kann, wie er auf unschuldige Weise zu diesem Document gekommen sey, wird er für den Dieb desselben angesehen und verhaftet. Nach einiger Zeit aber wird der wahre Dieb entdeckt und Walter sogleich ehrenvoll entlassen, zum Geheimen-Finanzrath gemacht und mit dem Nichtchen vermählt.

Die kleinen Nebenpartien des Romans, die Gesellschaft auf dem Lande, manche artige Krähwinkelei, der Beamtenstolz ꝛc. sind fein und, man möchte sagen, mit Portraitähnlichkeit gezeichnet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 108. Mittwoch, 26. Oktober 1836.

Geisterkunde.

1) Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt von Dr. Justinus Kerner. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 309.

Dies ist die neue Weinsperger Geistergeschichte, die sich durch viele charakteristische Merkmale von der so berühmt gewordenen Geschichte der Seherin von Prevorst unterscheidet. Erstens nämlich treten hier fünfzig Zeugen auf, worunter viele durchaus vorurtheilsfreie, ja vorher zum Unglauben weit mehr als Glauben geneigte wissenschaftlich gebildete Männer. Zweitens herrschen bei diesen neuen Erscheinungen die elektrischen Wirkungen vor. Jene Zeugnisse geben der Sache allerdings ein Gewicht und dieser Elektricismus macht auf eine Seite des animalischen Magnetismus aufmerksam, die bisher noch wenig beachtet worden. Da wir nämlich derzeit noch die Wahl haben, uns die elektrischen Schläge, Knalle, Knisterungen, Lichterscheinungen und Gerüche, die alle jene Zeugen gehört, gesehen, gefühlt und gerochen haben, als übernatürliche Wirkungen eines Gespenstes, oder als natürliche Wirkungen einer Somnambüle (mittelst eines animalischen Elektro-Magnetismus) zu erklären, so ziehen wir die leztere Annahme vor.

Die Geschichte ist folgende. Es meldet im September 1835 der Gerichtsdiener zu Weinsperg, daß die inhaftirte Elisabetha Eslinger von Baurenlautern alle Nacht von einem weißen Geiste besucht zu werden vorgebe, der nach 11 Uhr komme, und wenn sie nicht gleich sich erhebe, sie auf der rechten Seite und am Halse drücke, wie ein kaltes, schweres Stück Holz. Der Geist lasse ihr keine Ruhe: denn sie sey (sagt er) bestimmt, ihn zu erlösen, deßwegen lasse er ihr keine Ruhe, und winke ihr immer fort. Die Mitgefangenen wollen den Geist auch gesehen haben. Anfänglich, zu Hause und vor ihrer Arretirung, habe die Erscheinung sich ihr noch in keiner bestimmten menschlichen Gestalt, sondern nur wie eine Nebelsäule, gezeigt, und eine hohle Stimme aus ihr, habe ihr immer angedeutet, sie solle sie durch Gebet erlösen, und zwar in dem Keller einer Frau Namens Singhaasin zu Wimmenthal, dahin sey sie gebannt. Sie habe da noch nicht gewagt, die Erscheinung anzusprechen und weiter zu fragen, denn sie habe nicht gewußt, solle sie dieses Ding mit Sie, Ihr oder Du anreden. Jezt komme die Erscheinung in völliger Gestalt eines Mannes, in einem Faltenrocke mit Gürtel, auf dem Kopf eine Kappe, an der sie oben vier Eken bemerke. Seine Stirne stehe weit hervor, die

Augen seyen ganz tief liegend und feurig, das Kinn hervorstehend und mit einem langen Barte. Die Backenknochen, die nur wie mit Pergament überzogen seyen, seyen auch sehr hervorragend. Es verbreite sich auch noch eine Helle ob dem Haupt der Erscheinung, so daß die Helle, die sie und Andere bei seinem Erscheinen sehen können, immer höher sey, als die Gestalt, die sie in ihren Umrissen in der Helle noch sehen; — ferner sagen sie und die Mitgefangenen: Es kommt und geht der Geist in einer Nacht oft zwei bis dreimal, doch kommt er nie vor der Abendglocke, und geht nie nach der Morgenglocke. Oft kommt er zur verschlossenen Thüre, oft zu dem verschlossenen Gitterfenster herein. Er kommt immer aufrecht mit der ganzen Gestalt, allein man erblickt in diesem Momente keine Thüre, keine Fenster und keine Eisenstangen. Die Gefängnißthüre geht so auf, daß man dann Dinge, die außer der Thüre im Gange liegen, z. E. einen Holzstoß, ganz genau sieht (dies bezeugt auch die Nebengefangene). Geht er zur verschlossenen Thüre herein oder hinaus, hört man öfters ein Krachen an derselben, schon mehrmals schlug die Thüre hörbar zu, als wäre sie offen gewesen. Sein Kommen hört man oft schon im Gange, es geht wie in Schlurken, es rauscht wie Papier, auch bei seinem Gehen im Zimmer. Kommt er, was meistens geschieht, zum Fenster herein, und geht er zum gegenüberstehenden hinaus, hört man auch oft an dem Fenster ein besonderes Stöhnen, das ihn auch oft noch außen im Gange begleitet. Oft hört man ein Krachen im Zimmer. Sein Kommen und Gehen ist auch für Andere durch einen ganz sanften kühlen Wind bemerkbar, wie eine kühle Zugluft bei geschlossenen Fenstern und Thüren und sehr wohlverwahrtem Zimmer. Sichtbar ist er hie und da auch Andern durch eine schwefelgelbe schwebende Helle, in der man oft noch helle Streifchen, oft auch eins oder zwei flackende Sternchen bemerkt. Oft offenbart er sich durch einen Modergeruch, der unerträglich ist, und der hauptsächlich bei seinem Hauche stattfindet. Er gebe vor, heißt es weiter, er habe im Jahr 1414 als katholischer Priester in Wimmenthal (das noch katholisch ist, die Frau ist lutherisch) gelebt und habe den Namen Anton geführt. Unter andern Verbrechen laste hauptsächlich eine Vermögens-Veruntreuung, die er mit seinem Vater an seinen Brüdern verübt, noch schwer auf ihm, er könne sie nicht vergessen, sie hindere ihn. Er verlange immer von ihr, sie solle nach Wimmenthal und dort mit ihm an einer Stelle beten, an die er gebannt sey.

Nun werden die Zeugnisse der mitgefangenen Frauenzimmer angeführt, die sämmtlich mehr oder weniger von der Erscheinung sahen, hörten und empfanden. Einige Hartnäckige und Trotzige schreckte der Geist und mahnte sie zur Buße. Zuweilen zeigten sich Sterne in seiner Nebelgestalt. Zuweilen begleiteten ihn zwei Schäfchen. „Diese schwebten öfters, sagt Kerner, an der Erscheinung hinauf, und verwandelten sich dann auf ihren Schultern in zwei Sterne. Wahrscheinlich hatte dies eine symbolische Bedeutung. Symbolisch und voraussagend, gleichsam als zweites Gesicht, figurirte der Geist vor ihr auch oft noch lebende Personen, die er dann mit sich vor das Schauen der E., wie sie leibten und lebten, brachte, z. B. den Herrn Oberamtsrichter Heyd, mich u. s. w. Merkwürdig war, daß der Mitgefangenen F., und zwar dieser zuerst einmal, die Erscheinung einer solchen lebenden, in diesem Augenblick doch ganz entfernt gewesenen, Person, zugleich mit dem Geiste sichtbar wurde. Sie sah eine solche mit ihm zugleich ins Gefängniß treten, und sprach sie an, als wäre sie wirklich da, erhielt aber keine Antwort.“ Auch Männer in einem abgesonderten, doch benachbarten Gefängniß hatten, ohne von der Eßlinger etwas zu wissen, ganz ähnliche Erscheinungen, denn auch bei ihnen stattete das Gespenst seinen Besuch ab.

Besonders merkwürdig sind die Aussagen gebildeter Männer, des Herrn Kapff, Professor der Mathematik und Physik in Heilbronn, des Herrn Rechtsconsulent Fraas und vieler Anderen. Wir heben hier nur einiges heraus. Herr Kupferstecher Duttenhofer erzählt, was er im Gefängniß der Eßlinger gesehen: „Bis nach 11 Uhr hörten wir nichts besonderes, dann aber Töne wie Tröpfeln von großen Wassertropfen im Gange, dann innen Töne, wie wenn man Funken aus einer elektrischen Flasche zieht. Die Helle, die wir dabei Beide später wie durch die Thüre hereinkommen sahen, hatte das eigene, daß sie eigentlich keine strahlende Helle war, sie war eine mehr phosphorescirende Helle. Wie die Töne, die wir hörten, ohne Nachhall waren, so waren diese Lichterscheinungen ohne weitere Verbreitung und hatten wie die Töne einen eigenen Charakter. Die Töne entstanden immer, wenn auch nach dem Schauen der Frau die Erscheinung im Zimmer war. Einsmals entstand ein Tönen wie von feinen Glasglöckchen, und dann ging es über den Boden des Gefängnisses wie ein Rauschen von Papier. Einsmals hörten wir Töne, als führe ein Wagen, was durchaus nicht der Fall war, später tönte es wie ein wirkliches Läuten. Mehrmals that es Töne, als werfe man mit Sand, und zwar einmal hart an meinem Ohre vorüber, daß ich meinte, es hätte mich müssen treffen. Mehrmals fühlten wir das Wehen eines kalten Windes, wenn sich die Erscheinung nach uns zu bewegen schien. Es hatte dieses Auftreten der Erscheinung mir etwas überzeugenderes gerade in diesen sanften eigenen Tönen, so verschieden von dem, wie man sich Geistererscheinungen sonst vorstellt, war auch ganz anders, als es wohl dieses Weib gemacht hätte, hätte sie sichs zur betrügerischen Aufgabe gemacht, Andern einen Geist vorzulügen. Gegen 6 Uhr aber entstand plötzlich ein so furchtbares Tönen und Rasseln und

Zuschlagen an dem uns entgegenstehenden, doch gerade vor unserm Gesicht liegenden Fenster, daß, wenn es wirklich am Fenster gewesen wäre, alle Scheiben noth wendig zerbrochen wären. An dem entgegengesetzten Fenster zeigte sich da zugleich eine Helle, die sich im Gange mit den Tönen, die aber da noch sehr lautbar wurden, zu verlieren schien."

Herr Dr. Sicherer von Heilbronn erzählt: „Bald hörten wir nun ein Klopfen ans Fenster unserer Seite schlagweise und mäßig, und dann abwechselnd an beiden Fenstern. Plötzlich wurde unsere Aufmerksamkeit wie durch einen Lärmen gefesselt, der ganz gleich dem war, als ob eine Hand voll Schrot oder Erbsen, war es schwächer, als ob Sand mit aller Kraft auf den Boden geworfen würde, und als ob die einzelnen Erbsen auf dem Boden fortrollten. Dieses Werfen kam der Beobachtung nach nicht bloß in anfänglich horizontaler, sondern häufig ganz in verticaler Richtung, so daß ich nicht selten unwillkührlich das Gesicht bedeckte, weil das Fallen von genannten Substanzen hart am Körper herab reichten. Dies die akustische Erscheinung. Zugleich oder nachfolgend, ließ sich eine Empfindung bemerken, wie wenn eine kalte Luft die äußern Körpertheile anwehte, oder wie man im halben Schlaf einen entblößten Arm fühlt. Hiedurch wurde der Tastsinn afficirt. Der Geruch wurde während dieser Scene und längere Zeit nachher durch einen widerwärtigen Gestank in Anspruch genommen, welcher auch auf das Athmen einen solchen quälenden Einfluß hatte, daß ich in den ersten zwei Stunden nicht glaubte, die ganze Nacht hier zubringen zu können. Ich finde keine passende Vergleichung für ihn. Nur davon überzeugte ich mich bald, daß er kein Kerkergeruch seyn konnte, weil dieser, wie jede verdorbene Zimmerluft, nur in der ersten Viertelstunde quält, weil jener aufhörte und wiederkam, wie die übrigen Erscheinungen, und weil beim Eintritt in den Kerker meiner in der Praxis geübten Nase nichts auffiel. Während man dieses fühlen, riechen und hören konnte, sah ich mit den genannten Erscheinungen einen dicken, grauen Nebel über den mir entgegengesetzten Theil des Zimmers, wo das Bett der Gefangenen war, gleichförmig ausgebreitet, welcher nach kürzerer oder längerer Zeit mit dem Geruch sich wieder verlor."

Merkwürdig ist, was dem Herrn Dr. Seyffer von Heilbronn begegnete, nach Kerners Erzählung: „Am 30. December, Nachts nach 7 Uhr, begab ich mich mit Herrn Dr. Seyffer von Heilbronn in das Gefängniß der Eslingerin. Wir hatten die Fenster fest mit Tüchern umhängt. Ich sagte der Eslingerin, es wäre sehr zu wünschen, daß sich besonders auch Herr Dr. Seyffer von der Wahrheit der Erscheinung überzeugen könnte. Sie sagte, sie könnte nichts dazu thun als Gebet, und sie betete nun auch in der Stille. Die Thüre war zu, das Licht war ausgelöscht. Es war im Gefängnisse durchaus finster, aber gegen halb 8 Uhr erschien auf einmal in horizontaler Richtung von dem verhängten Fenster gegen Dr. Seyffer herkommend eine ganz intensive schwefelgelbe Helle in dieser Finsterniß, die den Dr. Seyffer und noch einen kleinen Theil unten am Bett der Eslingerin, an dem wir saßen, in den intensivsten Glanz versetzte. Ich, der ich ganz nahe an Dr. Seyffer stand, wurde nicht beleuchtet, ich blieb dem Dr. Seyffer ganz unsichtbar, ganz schwarz, wie sonst die Nacht in diesem Gefängnisse, während er seine Füße, seine Arme, seinen Leib und seine silberne Dose, die er gerade in der Hand hatte, in völligem Glanze sah, in einem Glanze, in dem auch ich ihn beleuchtet sitzen und später, als er sich erhob, stehen sah."

Der Geist verfügte sich auf Verlangen auch an fremde Orte. Der Gerichtsdiener Mayer, ungläubiger als seine Frau, bat die Eslingerin einmal, sie solle seinem Glauben nachzuhelfen, ihm den Geist auch einmal fühlbar senden. Herr Mayer gibt hierüber und überhaupt über diese Erscheinung, insoweit er von ihr Erfahrungen machte, Folgendes an: „In der Nacht nach dem Morgen, an dem ich den Wunsch gegen die Eslingerin geäußert hatte, sie möchte mir die Erscheinung fühlbar senden, schlief ich ein, ohne dessen Erfüllung im mindesten zu erwarten, wurde aber nach Mitternacht durch ein Gefühl erweckt, als berührte mich etwas am linken Ellenbogen. Ich fühlte auch einen Schmerz an dieser Stelle, und Morgens als ich nachsah, hatte ich an ihr mehrere blaue Flecken; damit hatte ich aber noch nicht genug; ich sagte der Eslingerin, sie solle der Erscheinung sagen, sie möchte mir auch den rechten Ellenbogen berühren. Dies geschah nun wirklich auf die gleiche Weise in der nächsten Nacht; ich fühlte auch an dem rechten Ellenbogen ein schmerzhaftes Berühren, roch dabei aber einen unausstehlichen Verwesungsgeruch. Auch an diesem Ellenbogen bemerkte man blaue Flecken."

Ganz dasselbe widerfuhr auch Andern. Herr Oberamtsgerichtsactuar Eckhardt hatte gegen die Eslingerin im Verhöre geäußert: er wünsche, daß sie ihm die Erscheinung auch einmal in sein Haus sende. In der Nacht bat nun die Eslingerin dieselbe inständig, in die Wohnung des Herrn Eckhardts zu gehen. Sie versprach es und ging Schlag 12 Uhr von ihr. Zur selben Stunde erwachte die Gattin Herrn Eckhardts, die nichts von der Forderung ihres Gatten wußte, welcher selbst auch nichts weniger als die Erscheinung erwartete, von dem Tone, als fiele ein harter Körper auf den Tisch ihres Schlafzimmers, und sah dann vor sich eine Helle stehen, wie eine lichte Nebelsäule. Ihr Gatte blieb fest schlafend, und verschlief die Erscheinung. — So gab auch Herr Theurer an: „Ich hatte beim Verhör gegen die Eslingerin geäußert: sie solle mir die Erscheinung auch senden. Bald hierauf

erwachte ich in einer Nacht von einem hörbaren Gehen, als ginge Jemand wie auf Socken durch das Zimmer vor meinem Schlafzimmer. Ich sprang hinaus, fand aber keinen Menschen, noch irgend eine andere erklärliche Ursache dieser Töne — doch aber einen mir unbegreiflichen, furchtbaren Verwesungsgeruch. Von da an wurde uns die Erscheinung in verschiedenen Nächten, wenn auch nie sichtbar, doch hörbar. Es waren Töne von Krachen, Werfen wie mit Sand, und sonst auch nicht zu bezeichnende Töne. Eine Katze, die im Zimmer war, lief oft, entstanden solche Töne, auf dieselben zu, sprang aber dann sogleich ganz erschrocken zurück, sich unter irgend etwas ängstlich verbergend.“ Desgleichen erzählt Herr Referendair Binder: „Die Eßlingerin, die meinen Unglauben erfuhr, bat nun, wir ich später erfuhr, die Erscheinung, mich noch zu überzeugen. Sey nun dies aber, wie es wolle, wahr ist es, daß ich in der Nacht, wachend im Bette liegend, auf einmal in meinem Zimmer Metalltöne, wie Glockengeläute, hörte, das lange andauerte, und dann Töne von Klöpfeln und Krachen, wobei ich von einer innern Pressung beschwert wurde. Zuletzt that es in meinem Ohr einen thierischen Schrei, nach welchem aber alles Gefühl von Unheimlichkeit auf einmal wieder in mir verschwunden war, auch in meinem Zimmer wieder die größte Stille herrschte. Nun kam es aber in verschiedenen Nächten, meistens aber Morgens gegen 3 Uhr, auf die auffallendste Weise zu mir. So wurde ich z. E. eines Morgens auf einmal nach ganz ruhigem Schlaf erweckt, und hörte da ein furchtbares Getöne, als fielen feste Körper das Kamin herunter, was aber, als ich Morgens nachsah, nicht der Fall war. Dann tönte eine auf meinem Tische ganz allein und feststehende Bouteille, als würde mit etwas an sie geschlagen. Am auffallendsten aber war es in der Nacht vom 13ten auf den 14ten Januar (wo die Eßlingerin nicht mehr hier war). Hier wurde ich auch aus ganz ruhigem Schlafe Morgens 3 Uhr wie erweckt, war nun völlig wach, und als ich nach jener Gegend sah, von der sonst jene Töne kamen, sah ich die Wand ganz schwefelgelb erleuchtet, und inmitten dieser Beleuchtung sah ich einen mannsgroßen, weißen, viel hellern Streifen, als die Beleuchtung war. Diese Beleuchtung dauerte einige Minuten, worauf es gerade war, als rollte man eine Tapete die Wand entlang, wo die Beleuchtung war, und als führe diese mit der Beleuchtung zum Fenster hinaus.“

Herr Kerner selbst wurde oft in seinem Hause von dem Geiste besucht. Herr Landschaftsmaler Dörr bestellte sich ihn förmlich nach Heilbronn und war nicht wenig überrascht, als das geheimnißvolle Wesen mit elektrischem Lärm und kaltem Hauch sich einstellte.

Da hätten wir also Zeugnisse genug. Die Thatsachen stehen fest. Eine Kritik, welche sie läugnen und in die Aussage so vieler ehrenwerthen Personen Mißtrauen setzen wollte, wäre doch allzu wohlfeil. Es kommt hier nicht mehr auf das ob, es kommt nur noch auf das **wie** an. Wer an den Geist glauben will, den hindert nichts. Wer versuchen will, jene elektrischen Phänomene, als von der inhaftirten Frau bewirkt, als zusammenhängend mit ihrem somnambülen Zustande und den Geist nur als ihr auch andern mitgetheiltes Phantasiegebilde zu erklären, der hat wenigstens die Genugthuung, all das Widerliche, das von der Annahme einer solchen Geisterwelt unzertrennlich ist, von sich abzuhalten.

Herr Kerner sagt: „Es hält in gegenwärtiger Zeit, wo die Zahl der Glasköpfe (durch eine den Menschen ganz vom Innern und der Natur abziehende Lebensweise und Dressur, durch rationalistische Religionslehrer, liederliche Dichter und wahnsinnige Philosophen) sich erstaunlich mehrte, sehr schwer, Anerkennungen für Beobachtungen aus einem Gebiete zu finden, das der sichtbaren, palpablen Sinnenwelt so ganz entgegensteht, — aber gerade dieser so beschaffenen gegenwärtigen Zeit wegen, sind besonders Diener der Religion, denen solche Beobachtungen zufielen, doppelt verbunden, sie nicht unter den Scheffel zu stellen, sondern sie ohne alle weitere Weitrücksichten zu offenbaren und ihre Wahrheit mit festem Muthe zu vertheidigen.“ Das glauben wir nicht. Die h. Schrift **verbietet** das neugierige Erforschen jenes dunkeln Reichs, ganz in dem Sinn, wie Schiller sagt:

> Und der Mensch versuche die Gottheit nicht,
> Und verlange nimmer und nimmer zu schauen,
> Was sie gnädig bedeckt mit Nacht und Grauen.

Wir sollen die Todten **nicht** fragen.

Vorzüglich auch deßwegen, weil sie uns keine Antwort geben. Denn was ist am Ende das Resultat von all der Geisterseherei und sogenannten Aufklärungen über das Jenseits? Wir wissen gar nichts. Wir sollen nichts davon wissen. Wir können nichts davon wissen. Was die Leute gesehen haben wollen, waren durchgängig bloße Reflexe des irdischen Lebens, finstere Vorstellungen der Furcht, neckende, inkonsequente Traumgestalten, in denen sich die ganze Beweglichkeit menschlicher Phantasie als das gestaltende und ordnende Princip nur allzu deutlich verrieth. Wo ist in diesen Widersprüchen Wahrheit, wo in diesen Phantastereien eine Spur von der Weisheit zu finden, die wir uns als das ordnende Princip des Weltalls denken?

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 109. Freitag, 28. Oktober **1836.**

Geisterkunde.

1) Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt von Dr. Justinus Kerner. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 8. S. 309.

(Schluß.)

An Geister, die nur an einem bestimmten Platze durch bestimmte Sprüche und Gebetformeln, oder durch Zahlung von 9 Kreuzern unter gewissen Formeln erlöst werden können, glauben wir einmal nicht. Und wenn sie uns den ganzen Tag anbettelten, wir würden sie für Nicolai'sche Truggestalten halten und uns Blutegel setzen lassen. Auch scheinen uns Geister verdächtig, die wie der Pater Anton der Eslingerin in Gesellschaft von Geistern noch Lebender oder Abwesender, z. B. des Dr. Kerner, erscheinen, der zu gleicher Zeit leibhaftig zu Hause war, während sein geisterhaftes Luftbild mit jenem Pater zu der Gefangenen in den Kerker kam. War hier Herr Kerner ein bloßes Phantasiebild, so wird der Pater wohl auch nichts mehr gewesen seyn.

Haben sich doch schon die Geisterseher genöthigt gesehen, anzuerkennen, daß ihre Geister nur Ausnahmen seyen, ganz besonders widrige und gemeine Gesellen, von denen man keineswegs auf die übrige Geisterhierarchie schließen dürfe. Aber was gewinnt dann die Welt mit dieser pöbelhaften Bekanntschaft, wenn man dadurch nicht einmal zur Kenntniß der bessern Gesellschaft im Jenseits gelangt?

Inzwischen haben uns mehrere Geisterseher auch mit vornehmeren Geistern aller Art bekannt gemacht, leider aber haben sich hier die Nachrichten widersprochen. Die neue Somnambule in Weilheim z. B. hat unter den Mondgeistern ganz andere Dinge gesehen als Swedenborg rc.

Es ist dankenswerth, daß Herr Dr. Kerner in dieser Schrift sich auf genau dokumentirte Angabe der Thatsachen beschränkt und den ganzen Handel der naturwissenschaftlichen Beurtheilung unterstellt hat. Vor dieses Forum gehört der Fall allerdings.

Man ist in der Theorie des Somnambulismus fortgeschritten. Es war natürlich, daß man anfangs allzu einseitig bloß die Wirkungen an der passiven Person beobachtete. Nach und nach ist man auf den Magnetiseur und auf die wirkende Kraft aufmerksamer geworden. Von besonderem Werth, wenn auch noch keineswegs in allen Consequenzen ausgebildet, scheinen uns Henslers

Versuche über die sympathetische und antipathetische Wirkung zu seyn. Am wenigsten ausgebildet ist aber offenbar bis jezt die Lehre von der visionären Ansteckung, von dem mächtigen Rapport, durch den sehr viele Menschen gezwungen werden, Gleiches zu sehen, zu empfinden oder zu thun.

Was die Angesteckten sehen oder thun, hängt immer von dem ab, was die erste thut. So kennt man die Geschichte der St. Veitstänzer, die alle tanzen mußten, nachdem einer angefangen; der Nonnen, die alle wie Katzen miauen mußten, weil eine angefangen; der chinesischen Mädchen, die sich in Menge ins Wasser stürzten, weil eine voransprang; der Lappländer, die alle convulsivisch die Mienen und Geberden des Reisenden nachmachten, der sie in ihrer Hütte überraschte *ec.*

Eine Ansteckungsgeschichte dieser Art, die überdem viele Aehnlichkeit mit der neuen Weinsperger Geschichte hat, scheint uns hier der Mittheilung um so mehr werth, als sie unseres Wissens den Gelehrten, die sich für diese Gegenstände besonders interessirt und viel Altes aufgewärmt haben, bisher unbekannt geblieben ist. Sie steht im siebenten Foliodband des Theatri Europaei Seite 1022.

„Erschröck- und ganz erbärmlich anzuhören ist es, was diesen Frühling absonderlich im Monat Maien, sich im Stifft Paderborn für ein so wol wegen einiger besessenen Menschen, als auch Hexen, höchst betauerlicher Zustand hervorgethan. Die Zahl solcher Besessenen Personen nahme von Tag zu Tage zu, so daß in kurzer Zeit aus dem ganzen Stifft, als zu Paderborn, Brackel, Warburg, Borgentreich, Attelen, Ettelen, Neu- und Alt-Becken, Steinheim, Leuen, Willebasen, Scheeffede, weit mehr als hundert wahrhafte besessene Männer, Weiber, Studenten, Jungfrauen, Mägde und Kinder gezehlet wurden, in welchen die Höllische Geister mächtig wütteten, und über das Schwerdt der Gerechtigkeit ruffiten: Sonderlich aber schryen die Besessene, oder vielmehr der Teuffel auß ihnen, um Rache über die mit Hexerey behaffte Personen, deren sie viel, und unter solchen fürnehmlich deß Burgermeisters zu Brackel Magd, Catharinen, ins gemein T r i n i k e M o r i n g s genannt, ihn den Burgermeister selbsten, und auch den Guardian der Capuciner daselbst, Peter Egidium, nahmhafftig machten, mit Vermelten, daß Gott sie zwänge, solches zu thun, damit das Uebel ausgerottet würde. Ein Jesuit, Pater Löper genannt, so seines guten Namens halber anderswo gerühmet wird, unterstunde sich zu der Zeit, um außgang des Mertzens die Besessene zu beschwören, auß welchem der böse Feind auff vorbemeldte Personen, mehr als zuvor geschehen war, ruffte, wordurch dann die Herrn Capuciner in gefährliche Verkleinerung kamen, daß sie der Almosen entbehren mußten; ja fast nicht sicher auff der Gassen gehen kondten. Massen die Besessene ihnen auff den Straßen mit Steinen und Messern nachlieffen, daß sie oft ihres Lebens nit sicher waren, und sich zu erwehren geweyhete Prügel unter den Röcken mit sich tragen mußten. Weil nun solche Bezüchtigung dem Capuciner Orden, indem die Fürnehmsten darauß solcher Gestalt angeklagt wurden, sehr nachtheilig fallen wollte, schlugs endlich dahin auß, daß man dem bemeldten Pater Löper solch sein Handwerk bald nieder legte, und die Teuffel weiter zu beschwören verwehrte, ihn auch an einen andern Ort weg beförderte. Dessen ungeachtet, obschon Pater Löper das folgende Jahr im April von seinen Beschwörungen abstunde, wütete dennoch der Teuffel mehr als zuvor niemals: Biß man nach der Hand solche Besessene theils in ihren Häusern, theils auch sonsten auffhielt, daß man dannenhero nicht mehr so viel, als zuvor, darvon hören konnte. Auß mehr als dreyßig besessenen Leuten zu Paderborn und Brackel, rieffen die Teuffel unaufhörlich über besagte Trinike Morings, als über eine Zäuberin, welche die Teuffel durch Brandewein-Kuchen, Aepffel, Bier, Fleisch, und andere mehr Sachen, hätte in die armen Menschen getrieben; Ja die Teuffel haben auch öffentlich auff den Gassen über etliche als Hexenvertheidiger geschryen; Und was die Teuffel schryen, das bekennten dann die Hexen gerichtlich vor den Herren Commissarien, nämlich, daß die böse Geister durch Hexerey in so viel Menschen wären eingetrieben worden. Zu verwundern war sich über die ungelehrte Kinder, Knechte, Mägde, Jungfrauen und Bürger, so in Paderborn häuffig herum lieffen, deren theils:

1) Allerley Sprachen gar wol verstanden.

2) Auff Hebräische, Griechische, Lateinische Fragen, welche mit vielen Worten geschehen, füglich antworten können.

3) Wider ihren Willen von heimlichen Gewalt grausamlich an allen Gliedern gepeinigt worden.

4) Ihrer Glieder offt nicht mächtig gewesen, sondern aller Kräfften zu reden, gehen, stehen, hören und sehen lange Zeit beraubet worden.

5) Uhrplötzlich von unsichtbarem Gewalt, mit erschröcklichem Tumult auffs Feuer, auff die Erde, Steine, Bänke, an Mauren, ins Wasser gestoßen, geworffen und geschlagen worden.

6) Heimliche Sachen offenbahret, auch gewußt, was man anderswo gethan; Was zukünfftig gewesen, oder zu selbiger Zeit über drei Meilen Wegs geschehen, vorgesagt; ganz heimliche Gespräche, so andere gehalten, also erzehlet, daß sie im geringsten nicht geirret haben.

7) Geweyhete, gesegnete, heilige Sachen, von ungeweyheten, ungesegneten und gemeinen, wiewohl alles verborgen gewesen, discerniren und unterscheiden können.

8) Gewißt und geruffen, daß große Fürsten über hundert Meil Wegs von dieser Welt durch den Tod abgangen.

9) Ungesegnete Hostien, so der Priester ohne Wissen eines einzigen Menschen auff den Altar gelegt, und nach der Elevation ihnen vorgestellt, in aller Geschwindigkeit angreiffen, und unter das Volk werffen können; consecrirte aber und gesegnete nicht können noch wollen anschauen.

10) Auff Bäume, Häuser, hohe Mauren, Pallisaden, im Augenblick, nicht ohne Gefahr des Lebens geführt, auch von hohen Balcken und Bühnen gestürzt worden, und nicht gewußt, wie oder woher solches geschehen.

11) Unter den geistlichen Beschwörungen, wann der insitzende Geist gewütet, von 5. 6. 7 starken Männern, wiewohl sie schwache Kinder waren, nicht können gehalten werden.

12) Ihre eigene Glieder wider ihr Wissen und Willen zerbissen, mit Zähnen zerrissen, das Haar ausgeroppft, aus dem Mund geschäumet; Und wann sie von andern unbarmherzigen Leuten geschlagen, verletzet und verwundet worden, nichts davon gewußt noch gefühlt, bis erst der böse Geist auffgehört zu wüten.

13) Die höchste Wissenschaften, als Philosophiam, Theologiam etc. sowohl verstanden, als diejenige, welche 3 oder 4 Jahre in denselben zubringen, auch gute Syllogismos von den falschen und ungültigen gar wohl destinguiren können.

Diese Leute hatten einen guten Namen, führeten ein ehrliches Leben, redeten von keinem, wann sie bey ihrem Verstand waren, das geringste; waren theils im geringern, theils im mittelmässigen, theils im höhern Stand, derselbigen Stadt: Es wurden unter ihnen gefunden Kinder von 7. 10. 12. 13. 14 Jahren; auch ehrliche Bürger 40. 52 Jahren; Item Soldaten, endlich Tugendsame, und in aller Andacht ehrlich erzogene Jungfrauen.

Mehr besagte Magd Trinike Morings wollte keine Here, sondern für ein vom Teuffel besessenes Mensch gehalten werden: die Proben und Umstände aber, so den 12. Junii, 7. und 9. July, an ihr befunden worden, konten davon genugsam zeugen: Dann, den 12. Junii, ward sie zu Paderborn in der Capell zu St. Bartholomäus, in Beyseyn etlicher gewisser Personen des Rahts, und anderer, vorgestellt, aber keine Anzeigung einiger Besitzung an ihr vermerket. Den 23 diß, ward sie zu Neuhauß gefänglich beygesetzt: Daselbst haben drey Bauern, wie auch ein gefangener Jude zu unterschiedlichen mahlen gar seltzame Gastereyen, Täntze, Spielen, Singen, Ruffen und dergleichen Anstellungen bey ihr zu Nacht, drei Stunden lang gehöret.

Den 7. July ward von den sämmtlichen Herren Bischofflichen Rähten zu Neuhauß, der daselbst gefänglich verwahrten Trinike Morings Kästlein eröffnet: In diesem Kästlein war etwas feistes, zwischen Tücher eingemacht, wie eine Kröte, imgleichem Haar, Nadeln, Nußschaalen, Weißbrod, endlich auch ein schwarzes Vögelein, welches im Angesichte der H. H. Rähte ausflog, und bald verschwande, daß es auch die Herren nach langem Suchen nicht wieder finden konte."

Gewiß einer der interessantesten Herenprocesse, die je vorgekommen sind. Schade nur, daß der Bericht so wenig erschöpfend ist. Sollten sich die Akten vielleicht noch in Paderborn vorfinden (sie sind vom Jahr 1656) so würde es nicht unverdienstlich seyn, sie zu veröffentlichen.

2) Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseyns, eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Herrn Ober-Medicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart von Demselben. Daselbst, 1836. 8. S. 70.

Nur ein Beispiel statt vieler. „Im Herbst 1835, erzählt Kerner, wurde mir der 37 Jahr alte vermögliche Bürger und Bauer F. von G. gebracht. Dieser Mann war, nach dem Zeugniß Aller, bis zu seinem dreißigsten Jahr ein sehr braver, stiller und nüchterner Mann gewesen. In seinem Orte befand sich ein Schultheiß, der dem Trunke sehr ergeben, äußerst stolz und händelsüchtig war, er war aber mit dem F. nie in besondere Berührung gekommen. Als F. dreißig Jahr alt war, starb dieser Schultheiß. Ein Jahr nachher wurde F. von öfteren Schmerzen im Bauche, Aufblähungen desselben und öfteren Verziehungen der Gesichtsmuskeln befallen. Was aber das Auffallendste war, es änderten sich Charakter und Lebensart des F. damit auf einmal gänzlich um. Der früher ganz nüchtern gelebte F. fing nun an entsetzlich zu trinken, der vorher so Friedliche wurde zanksüchtig, der Bescheidene äußerst stolz und hochtrabend, und wollte Jedem im Dorfe befehlen, wodurch er oft in große Händel und Strafen gerieth. Seine Gattin kam dadurch in den größten Jammer, besonders da er, der vorher so arbeitsam war, nun auch gar nicht mehr die Geschäfte auf dem Felde versehen wollte. Dieser veränderte Zustand dauerte aber nicht immer fort, oft nur Monate, oft nur Wochen lang, und in den Intervallen war dann der alte, nüchterne, bescheidene und friedfertige F. wieder vorhanden, so lange bis wieder das andere wüste Individuum seine Rolle spielte. Körperlich nahm F. dabei an Kräften ab, auch stellten sich, neben den

Leiden im Unterleibe, periodisch Schmerzen in den Gliedern ein, wogegen vergebens ärztliche Mittel gebraucht wurden. Der sonderbare Zustand nahm fünf Jahre lang immer mehr zu, und untergrub sehr das Glück der Ehe. Im sechsten Jahre suchte F. seiner Frau, ohne alle Veranlassung, eines Tages ins Gesicht, und dabei sprach auf einmal eine ganz fremde Stimme aus ihm: „Weißt du auch, wer das gethan hat?“ Als sie erwiderte: „Leider du!“ brüllte die Stimme: „Sau! weißt du denn nicht, daß ich schon sechs Jahre lang in deinem Esel bin? Ich bin der Schultheiß S. und werde euch Ochsen alle zu Paaren treiben!“ Hierauf warf es den Mann unter den heftigsten Convulsionen zu Boden, und von diesem Tage an sprach die dämonische Stimme des verstorbenen Schultheißen S. aus diesem Manne, und man erkannte, daß sich dessen ganze Individualität schon lange seiner bemächtigt hatte. Hatte sich der Dämon wieder in ihm zur Ruhe gesetzt, sich in den Unterleib, in dem er aber dann immer Schmerzen fühlte, gleichsam zurückgezogen, so war der alte, freundliche, sanfte F. wieder da, der äußerst bekümmert war über das, was er kurz vorher in einem ganz andern Geiste gesprochen und gehandelt haben sollte. Unter während diesen Klagen schloß es ihm aber oft gewaltsam die Augen wieder (tauchte der Dämon auf, schlossen sich immer seine Augen), und erschien wieder die andere ganz verschiedene Individualität mit Fluchen über Gott, Gebet und den F. selbst. Diese Individualität tauchte besonders schnell auf, wollte sich F. zum Gebet wenden, wo sie ihn dann auch oft in Convulsionen warf und schreckliche Schmerzen im Unterleib und in den Gliedern verursachte. Es wurden sehr viele ärztliche Mittel gegen diesen Zustand gebraucht, und hauptsächlich auch auf den Bandwurm, von dem sich aber nie eine Spur zu erkennen gab, hingearbeitet. Es waren alle diese Mittel vergebens. Einzig die magisch-magnetische Behandlung befreite diesen Leidenden von seinem geistigen Bandwurm. Durch sie fuhr unter heftigem Würgen und Blasen derselbe aus ihm, während er zu Boden stürzte und wie scheintodt liegen blieb; sich aber bald wieder, befreit von seinem Jammer, erhob.“

Sollte sich dergleichen nicht einfach durch Wahnsinn erklären lassen? Der Talmud hat zwar eine vollständige Theorie der Einseelung in fremde Körper, und des Nebeneinanderbestehens mehrerer Seelen in demselben Körper; aber wir halten diese Theorie für ein vortreffliches Motiv abenteuerlicher Fabeln, dergleichen der Talmud wirklich enthält, nur nicht für Wahrheit. Hat es doch schon Wahnsinnige gegeben, die sich steif und fest eingebildet haben, andere Personen zu seyn, die wirklich noch lebten. Sie waren es nicht, sie bildeten es sich bloß ein.

Da übrigens alle solche Einbildungen aus einem gestörten und krankhaft afficirten Nervensystem herstammen, wird ohne Zweifel die magnetische Kur dagegen sehr zweckmäßig seyn, und wir geben die Nutzanwendung vollkommen zu, wenn wir auch nicht von den Prämissen dieselbe Ansicht haben.

Anekdoten-Literatur.

Bibliothek des Frohsinns. Sechs Sektionen. Von jeder das erste Bändchen. Stuttgart, Köhler, 1836. 12.

Anekdoten: I. von Regenten, Feldherrn rc., II. von Gelehrten, III. scherzhaften Inhalts, IV. deutsches Volksthum betreffend; V. Epigramme. VI. Komische Briefe und Zeitungs-Artikel. Da diese neue Anekdotensammlung so umfangreich ist, enthält sie viel Gutes, Witziges, das Gemüth Aufheiterndes. Doch ist auch mancherlei Unbedeutendes mituntergelaufen und besonders die Epigramme hätten mit mehr Geschmack ausgewählt seyn sollen, da die deutsche Literatur an den besten in der That nicht arm ist. Wir wollen indessen hier nicht allzustrenge Forderungen machen, denn man liest solche unterhaltende Sammlungen nicht, um eine wissenschaftliche Einsicht in das wahre Wesen des Witzes zu erlangen, sondern um sich im Unmuth aufzuheitern, in der Langeweile zu zerstreuen, auf dem Krankenbett sich eine frohe Stunde zu machen. Die Lust, Anekdoten zu lesen, verdient immer wieder von Zeit zu Zeit aufgefrischt und genähret zu werden, denn lustige Anekdoten sind immer eine gesundere Nahrung für den Geist, als schwülstige und trübselige Romane.

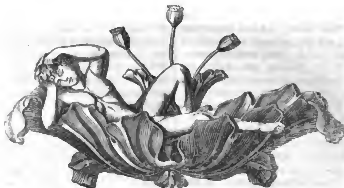
Taschenbücher auf 1837.

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft.

Von St. Schütze.

Dieses kleine Buch behauptet sich in seiner bekannten Weise. Bei den Kupfern ist die Natürlichkeit vorherrschend geblieben und die lange, steife, pretiöse, antik-romantische Manier glücklich vermieden. Den Inhalt bilden Erzählungen von Wachsmann, Bechstein, Blumenhagen und Storch, einige sehr schöne poetische Gedanken von Rückert und anmuthige Liebeslieder von Bechstein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 110. Montag, 31. Oktober **1836.**

Geisterkunde.

3) Theorie des Somnambulismus oder des thierischen Magnetismus. Ein Versuch, die Mysterien des magnetischen Lebens vom Standpunkte vorurtheilsfreier Kritik aus zu erhellen und zu erklären, von J. U. Wirth. Leipzig und Stuttgart, Scheible, 1836. 8. S. 334.

Der Verfasser ist zwar kein Arzt, aber in der Literatur des Somnambulismus bewandert. Er sucht die schon öfters aufgestellte Ansicht, daß die Geistererscheinungen ꝛc. nur Phantasiespiele seyen, durch eine sehr fleißige und systematische Combination der bisher bekannten Erfahrungen bis zur wissenschaftlichen Evidenz zu erheben. Wir haben dieselbe Ansicht schon vor Jahren ausgesprochen und diese Bestätigung derselben kann uns nicht anders als willkommen seyn; doch ist auf diesem Gebiet die Untersuchung noch nicht zu schließen.

Der Verfasser stellt fest: „Die Phantasie ist eine mittlere Thätigkeit zwischen dem Gedanken und zwischen der sinnlichen Empfindung; sie hat die Funktion, den Gedanken in ein äußerliches Bild umzusetzen, und sie ist stets geschäftig, dem Gedankengange mit ihren entsprechenden, sinnlichen Vorstellungen zu folgen. Weil sich nun der Gedanke, sobald er in der Seele der Somnambüle entsteht, sofort in solche sinnliche Vorstellungen kleidet, weil er nicht rein und unabhängig von der Vorstellung und Empfindung auftritt, so können die Somnambülen auch nicht über ihre Phantasiegebilde reflektiren, und darum auch kein Bewußtseyn darüber haben, ob sie rein subjektiv oder objektiv seyen. Dieser Mangel an freier Reflexion ist der innerste Grund jener Verwechslung subjektiver Vorstellungen mit objektiven, der andere, mehr äußerliche Grund dieser Verwechslung liegt in der sinnlichen Empfindung der Somnambülen. Im wachen Zustande unterscheiden wir die subjektiven und objektiven Vorstellungen durch den äußeren, sinnlichen Eindruck, welcher den lezteren zu Grunde liegt, den ersteren aber mangelt. Allein im magnetischen Zustande kann ein inneres lebhaftes Phantasiebild auf das empfängliche Nervensystem einen eben so starken Eindruck machen, als wirkliche, äußere Dinge, und umgekehrt, die Empfindung der äußeren Dinge kann so sympathetisch seyn, daß alle Fremdheit des Eindrucks für das Gefühl verschwindet.“

Die eigenthümliche Thätigkeit der Phantasie im Somnambulismus wird aber dadurch erklärt, daß der leztere ein Mittelzustand zwischen Wachen, Schlaf und Wahnsinn sey, determinirt durch einen fremden Einfluß. „Der magnetische Zustand ist weder

bloßes Wachen, noch bloßer Schlaf, noch eine ausgeprägte Form des Wahnsinns, und doch vereinigt er andererseits alle diese drei Elemente in sich. Was dem Somnambulismus diese eigenthümliche Stellung gibt, das ist der Rapport mit dem Magnetiseur. Daher können wir den magnetischen Zustand, wenn wir Alles zusammenfassen, als ein krankhaftes, schlafwaches Leben einer Individualität in einer fremden definiren."

„Die gewöhnlichen Arten von Wahnsinn sind meist selbst verschuldete; eine verkehrte Geistesrichtung ist der gewöhnliche Anlaß derselben. Obwohl eine physische Krankheit entweder schon bei der Genesis derselben mitwirkt oder in Folge der geistigen Zerrüttung sich entwickelt (man hat namentlich bei Wahnsinnigen das Gehirn entweder zu hart oder zu weich, oft wässerig gefunden), so ist doch der freie Mißbrauch der geistigen Kräfte ein überwiegendes Moment in der Entstehung der Seelenstörung; daher ist der Geist selbst, das eigentliche Ich derselben, krank. Das somnambüle Wahnleben wird herbeigeführt durch einen ihrem Willen selbst fremden, organischen Proceß, und nicht sie selbst sind es, die allmählig durch verkehrte Geistesrichtung außer sich kommen, sondern außer sich versezt werden sie durch die fremde Gewalt des Magnetiseurs; daher nicht das eigentliche Ich derselben krank ist, sondern, sobald jener fremde Einfluß aufhört, und sie sich selber wieder geschenkt werden, so sind sie geistig so nüchtern und gesund, wie andere Menschen."

„Eine adäquate Nervenbewegung begleitet stets die Thätigkeit des Vorstellungsvermögens, sowohl des von außen bestimmten, als des produktiven und reproduktiven. Eben hiedurch ist aber nun auch der Uebergang der Vorstellungen auf die Somnambülen ganz einfach erklärt. In diesen bildet sich zunächst die gleiche Empfindung in den Nerven, ja da diese in den Somnambülen noch gereizter sind, als im gesunden Leben, so wird jene Empfindung stärker seyn, als die des Magnetiseurs. Mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher eine bestimmte sinnliche Empfindung im Magnetiseur zur Vorstellung wird, ruft die gleiche Empfindung in den Somnambülen die gleiche Vorstellung hervor, die freien Gebilde der Phantasie des Magnetiseurs dagegen durchlaufen folgenden Proceß: sie sind zunächst reine Thätigkeit des Geistes, werden im Magnetiseur zum realen Bild, das sich sodann in der Nervenaffektion ganz adäquat ausdrückt, diese Affektion theilt sich der Somnambüle mit und in ihr wird diese wieder vergeistigt zur Vorstellung."

Nun zeigt der Verfasser, wie die Anschauungen der Somnambülen von den Ansichten der Magnetiseurs abhängen, wie auf diese Weise dieselbe Sache von der Einen so, von der Andern anders angeschaut wird, wie überhaupt die streitenden religiösen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Ansichten sich in den Offenbarungen der Seherinnen reflektiren. Z. B.: „Wie sich die Eschenmayer'sche Zahlenmystik in der Seherin Phantasie ausbildet, so producirt die Idee desselben Philosophen und Kerners von dem Magnetismus, als dem Leben im Urzustande, auch eine Ursprache (B. I. p. 250 cfr. p. 281), welche auch früher einmal soll gesprochen worden seyn, so daß zur Zeit Jakobs die Sprache der von der Seherin aufgebrachten wirklich ganz ähnlich war (p. 248). Es ist hiebei nur auffallend, daß auch Kunstprodukte, wie Glas, schon ihre Namen haben. Auch scheint es mehrere solcher Ursprachen zu geben; wenigstens die von einer anderen Somnambüle (Kiesers System §. 256) entdeckte stimmt nicht überein mit der unserer Seherin. Z. B. bei jener heißt ni monarto die Hand, na blaminia die Braut. Bei der Seherin heißt Bjat die Hand, wobei ihr Interpres, Kerner, bemerkt, Jat sey = Hand, das B der Artikel der, die, das, wofür jene Somnambüle ni, na sezt. O mia criss heißt bei der Seherin: ich bin, o mia dā: ich habe, o also oder o mia: ich, während jene Somnambüle den Satz: „weil ich dich liebe, zanke ich mit dir," in ihrer Sprache so ausdrückt: elemor tuna in diu aswinor, in welchen Worten nichts von o oder o mia vorkommt."

Und so überall. „Daß die genannten Visionen der Somnambülen rein subjektive Phantasiebilder seyen, dies zeigt die Betrachtung derselben im Einzelnen an sich, namentlich auch ihre Vergleichung untereinander. Die Weltkörper unseres Sonnensystems kennen die Ekstatischen früherer Zeiten nicht als Wohnungen Seliger, sondern nur unsere modernen Somnambülen. Ohne Zweifel hat dies seinen Grund in dem auf unsere Somnambülen übergehenden, modernen Unsterblichkeitsglauben, welcher, die Idee der Ewigkeit versinnlichend, eine fortschreitende Wanderung der Seligen durch die verschiedene Weltkörper behauptet. Aber auch die topographischen Beschreibungen, welche die modernen Somnambülen selbst von den einzelnen Weltkörpern geben, stimmen nicht überein. Die Seherin von Prevorst schildert z. B. (B. I. p. 227) den Mond als kalt, fürchterlich und arg, die Weilheimer Somnambüle als mild, wobei sie über ihren Widerspruch mit den Ansichten der Gelehrten mit den Worten weggeht: derjenige, welcher eine Gegend bereise, müsse es doch bestimmter wissen, als einer, der nur muthmaßlich urtheile (p. 41)." Wieder ganz anders hat Swedenborg den Mond beschrieben.

„Wie wenig ferner die Somnambülen unter sich zusammenstimmen, davon mag nur Folgendes zeugen. Jene Weilheimer Somnambüle versezt als Protestantin die Heroen dieser Kirche, Luther, Melanchthon, auch Arndt, Spener, Bengel und Lavater selbst über die Lehrer, die

Seligen höherer Grade, hinaus unter die unmittelbaren Diener Gottes, an dessen Throne sie die Aufwartung haben, p. 71. Der autosomnambüle Swedenborg dagegen, bekanntlich ein Gegner der Grundlehre des Protestantismus, der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, sagt in jener true Christ. Religion: Er sey auf seinen Reisen in die Geisterwelt mit Luther und Melanchthon zusammengetroffen. Luther befand sich nicht im Himmel, sondern an einem Orte, wo erst Besserungsversuche mit ihm vorgenommen wurden. Luther hatte alle seine Schüler um sich, und trug mit der entschiedensten Zuversicht seine Lehre vom alleinseligmachenden Glauben vor, als er auf einmal die Kunde erhielt, diese Lehre sey falsch; er fing nun an zu zweifeln; daher die Hoffnung seiner Besserung vorhanden war. Philipp Melanchthon schrieb immer die Worte: „Der Glaube allein macht selig;" von ihm gibt Swedenborg nicht die Versicherung einer künftigen Besserung. Auch sonst hat die Verschiedenheit der religiösen Denkweise eine Verschiedenheit in der Bestimmung des Lebens der Abgeschiedenen zur Folge. Jene pietistisch-frömmelnde Weilheimer Somnambüle läßt ihre Seligen lauter Lieder von Stark und aus Hillers Schatzkästlein (p. 158), sogar mit derselben Melodie, wie hienieden singen (p. 173), während die Seherin von Prevorst ihre Geister ihr Heil in Liedern aus dem vulgären Gesangbuche finden läßt; eine Andere, welche Christum und die Engel in Procession öfter sah, diese sogar einen alten, einfältigen Volksgesang, einen Gassenhauer, singen ließ (Stillings grauer Mann, St. 10. p. 231)."

Indem der Verfasser in den Geistererscheinungen nur Phantasiegebilde sieht, erklärt er sie noch näher als bestimmte Personifikationen, sofern sie gleichsam als Charaktermasken immer wieder vorkommen. „Der Schutzgeist stellt das Gute an sich, der Geist der Besessenen das Böse an sich, die gewöhnlichen Geister endlich das Mittlere zwischen beiden Extremen, dem Guten und Bösen dar, so daß sie sich selbst weder zu dem einen noch zu dem andern bestimmen können. Diese drei Formen der Phantasie sind nun, jede einzeln für sich, nur eine einseitige Personifikation eines einzelnen Lebensmomentes oder einer einzelnen Seite des menschlichen Geistes, zusammen aber bilden sie die Totalität einer wirklichen Persönlichkeit und ihres Lebens. Denn weder ein solch schlechthin guter, noch ein solch schlechthin böser, noch endlich ein solcher zwischen beide Extreme unbeweglich hineingebannter Geist kann wirklich existiren und eine volle, concrete Persönlichkeit seyn. Wohl aber lebt der wirkliche Mensch bald rein im Guten, bald rein im Bösen, bald ist seine Handlungsweise eine gemischte; ein viertes gibt es nicht. Jene Geister zusammen bilden daher die vollständige Selbstanschauung der somnambülen Person; ihre Phantasie reflektirt in jenen Geistern zusammen alle möglichen Momente eines Menschenlebens, und eben hiemit ist die Thätigkeit der Phantasie erschöpft."

Dies ungefähr sind die Grundgedanken des Verfassers, so weit es möglich ist, sie kurz zusammengedrängt wiederzugeben. Gewiß hat er eine scharfsinnige und umsichtige Untersuchung angestellt, und wenn damit auch noch nicht alles erklärt ist, so läßt sich doch auf diesem Boden weiter bauen. Wenn man auch alles der Phantasie vindicirt, so bleibt an diesem natürlichen, die übernatürlichen Einwirkungen ausschließenden Wesen doch immer noch sehr vieles räthselhaft, und die neuentdeckten, elektromagnetischen Phänomene müssen doch auch berücksichtigt, können nicht bloß, wie hier Seite 297 geschehen, als Betrug beseitigt werden.

4) Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne. Geschichte einer Somnambule in Weilheim an der Teck im Königreich Würtemberg, in den Jahren 1832 und 1833. Augsburg, in Commission bei Kassier Schäzler, 1834.

Hier ist die Unwahrscheinlichkeit so derb, daß die Wissenschaft kaum davon Notiz nehmen kann. Wenn die Seherin im Mond einen Berg Sinao, im Merkur eine Stadt Jesaisalem sieht, so liegt es wohl auf der Hand, daß dies willkührliche Analogien von Sinai, Jesaias und Jerusalem sind. Von derselben Art sind die Nachrichten, welche die Seherin von verstorbenen berühmten Leuten gibt, z. B. daß Gustav Adolf sich sehr wohl befinde in der Sonne, Pabst Clemens XIV. auf dem Planeten Saturnus als Lehrer angestellt sey, daß der alte Prälat Oetinger auf der Harfe spiele und dergleichen Albernheiten mehr. In den Lokalschilderungen des Mondes wiederholen sich nur irdische Vorstellungen von Städten, Schlössern, Gärten, schöner Musik rc. Swedenborg, der bekanntlich auch im Monde war, bezeichnet es als ein charakteristisches Kennzeichen, daß die Bewohner desselben jederzeit zu Zwei erscheinen, indem immer einer den andern auf dem Rücken trage. Davon weiß unsere Seherin lediglich nichts. Auch sind die Mondbewohner nach Swedenborg eine sehr niedere Race, die bloß aus dem Bauche reden; unsere Seherin macht sie dagegen zu sehr vortrefflichen Geschöpfen.

Auch bei ihr wiederholt sich eine lokale Vorstellungsweise, die im Würtembergischen so häufig wiederkehrt, und selbst in Todesanzeigen nicht selten sich ausspricht. Da lesen wir: N. N. ist aus der irdischen Bildungs-Anstalt in die himmlische übergegangen; oder: der

Kinderfreund Jesus hat unser jüngstes Kind in die himmlische Erziehung abgerufen ɪc. So sieht denn auch die Somnambüle von Weilheim im Jenseits nichts als Schulhalten und Examiniren. „Der Mond, sagt sie S. 26, ist für Alle ein Erziehungsort, an welchem sie ihre Lehrer haben; Gott verehren, singen, beten und lernen, um für eine höhere Seligkeit empfänglich zu werden. Das ist ihre einzige Beschäftigung, sobald sie aber einer höhern Seligkeit fähig sind, werden sie dahin versezt. Ich kann nicht unbemerkt lassen, daß sie auch unter sich eine herrliche Musik haben, und was mir besonders sehr wohlgefällt, ist die große Eintracht und Liebe, die alle gegen einander haben; da ist kein Haß, kein Neid, kein Streit; wie glücklich diese sind, kann ich Euch gar nicht sagen. Ich würde mich für die Glücklichste erklären, wenn ich immer hier bleiben dürfte. Auf unserer Erde ist der Geehrteste und Reichste bei weitem nicht so glücklich als nur der geringste dieser Mondbewohner. — O wie wunderbar ist dies, wenn ich einen berühren will, so ist es gerade so, als wenn ich nach einem Schatten griffe. Und doch können alle Gott loben, singen und beten. Ein Schlaf wandelt keines mehr an, auch ist hier keine Nacht mehr, und einer Speise und eines Trankes bedürfen sie ebensalls nicht.“ Also immerfort Schule halten, beten und singen, ohne einmal zu essen und zu trinken und sogar ohne Schlaf!!! Das nenne ich mir eine Seligkeit.

Dahin gehören auch die gemeinen Begriffe von Bedienstung und Anstellung. Der gute Pabst Clemens ist jezt „angestellt“ und wird hoffentlich bald eine „Beförderung“ erhalten. Er ist noch im Saturn, in einer niedern Klasse, wo er sich mit viel Schülern plagen muß. Wahrscheinlich kommt er jedoch bald in den Jupiter und wo möglich in die Stadt Giden, wo sechs Lehrer angestellt sind, die nur wenig Schüler und nicht viel zu thun haben, auch das Vorrecht genießen, Kronen tragen zu dürfen (S. 137).

Wir wollen es dahin gestellt seyn lassen, ob die Weilheimer Somnambüle bei ihren ultrapädagogischen Visionen den Impuls von außen durch magnetischen Rapport mit solchen Leuten, deren ganze Seele mit Erziehung, Schule, Examen und Anstellung angefüllt ist, empfangen hat, oder ob sie auf eigene Rechnung geträumt oder endlich, ob sie das bekannte Ding, das nicht ist, gesagt hat. Nur im Allgemeinen bemerken wir, daß eine Vorstellungsweise, welche die fremden Weltkörper oder gar das ganze Jenseits nur mit einseitigen und geschmacklosen Reminiscenzen unserer irdischen Verhältnisse anfüllt, die menschliche Eitelkeit doch allzu weit treibt; als ob, wenn wir essen, die ganze übrige Welt nur gut genug wäre, die von uns weggeworfenen Schaalen aufzufangen. Odins Walhalla war eine große Kaserne mit Exercierplatz. Unsere kriegerischen Vorfahren glaubten wirklich dahin zu kommen. Wir glauben nicht mehr daran. Aber steht das schulfüchsige Zeitalter, oder um mit Schiller zu reden, das tintenklecksende Säculum nicht tief unter jenem heroischen, wenn man jene waffenvolle Kaserne in ein trübseliges Schulhaus verwandeln muß?

Da es der Gegenstand mit sich bringt, wollen wir hier noch einiger humoristischer Werke gedenken, in denen die Bewohner des Mondes und der Planeten geschildert sind. Das bei weitem witzigste sind die:

Neuesten Berichte vom Cap der guten Hoffnung über Sir John Herschels höchst merkwürdige astronomische Entdeckungen, den Mond und seine Bewohner betreffend. Hamburg, Erie, 1836.

Zwar ist eine so gemeine Mystifikation eines so großen Aufwandes von Verstand und Phantasie kaum werth; doch wird Jeder das kleine Buch mit Vergnügen lesen. Man muß es nur als Humoreske auffassen, bloß zur Erheiterung lesen und man wird von der feinen Ironie des Autors sich behaglich angeregt fühlen. Die Täuschung gewährt so viel Vergnügen, auch wenn man weiß, es ist bloß Täuschung, daß man den geistreichen Lügner gern noch länger anhören würde.

Ein anderes Buch:

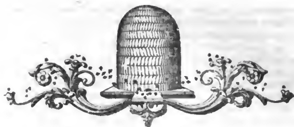
Die Seleniten oder die Mondbewohner wie sie sind. Aus den Papieren eines Luftseglers. Herausgeg. von York. Pirna und Leipzig, Friese, 1834.

persiflirt die Erdbewohner in der Maske von Mondbewohnern. Das Motiv ist nicht mehr neu, seit Luzian, Swift, Jassop, Börne ɪc. Wie oft hat man nicht schon die Karrikaturen unserer Zustände auf andere Planeten übergetragen. Kaum kann dergleichen immer aufs Neue überraschen und das Publikum hinreißen, deßhalb hätte wohl Herr York besser gethan, ein originelleres Motiv zu wählen.

Das Leben und Weben im Planeten Venus. Von A. E. Pepinga. Jüterbok, in Commission bei Coldiß, 1835.

Ein Traum. Der Träumende glaubt in den Planeten Venus versezt zu seyn. Was er darin sieht, dient zu einer heitern Ironie unseres gesellschaftlichen Lebens, verräth aber so wenig dichterische Phantasie, daß man nur bedauert, von einem so schönen Planeten nichts Schöneres zu hören.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 111. Freitag, 28. November **1836.**

Kirche und Gottesgelahrtheit.

26) Jehovah und Elohim, oder die althebräische Gotteslehre, von M. H. Landauer. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Eine interessante Untersuchung, woraus der Zusammenhang der ältesten mosaischen Weisheit mit den ältern Lehren anderer asiatischer Völker, besonders der Inder, erhellt. „Sollte die Angabe der indischen Jahrbücher (Gatterer, Versuch einer allgem. Weltg. S. 622), die den Sohn Therachs zum Indier macht, und ihn der Religion wegen nach Westen ziehen läßt, historischen Grund haben, so bliebe wenigstens dem Abraham und seinen Nachkommen das Verdienst, die Grunddogmen der Indier vervollständigt, von verunstaltenden Symbolen und Mythen gereinigt, und sie in ihrer weitern Ausbildung auf eine ästhetische Weise in Zeit und Raum (der Geschichte und Symbolik) veranschaulicht zu haben. — Auf irgend eine ursprüngliche Communication zwischen den Indiern und Hebräern lassen, außer der Uebereinstimmung dieser Dogmen, noch andere zum Theil mehr am Tage liegende Erscheinungen schließen. Gleich die ersten Stücke der Genesis, die Erzählung von den ersten Menschen und dem Paradies, enthalten so viele echt indische Züge, daß ein großer Kenner der althebräischen Literatur sich zu der Behauptung berechtigt sieht, dieselben können nicht auf hebräischem Boden entsprossen seyn. So viel wenigstens ist gewiß, daß der Relation Ideen und Sitten Ostasiens zu Grunde liegen. Die Vorstellung von dem Entspringen der Hauptflüsse aus gemeinschaftlichem Grunde (Genesis 2, 10—14) konnte am leichtesten in Indien entstehen (vergl. Buttmann's älteste Erdkunde des Morgenlandes). Der Baum des Lebens und die verführende Schlange kommen bei den Hebräern weiter nicht vor; hingegen spielen sie in der indischen so wie in der persischen Religion eine Rolle. Der indische Kalpanekscham enthält Trank und Speise der Unsterblichkeit, und der persische Hom belebt sogar bei der Auferstehung die Todten. Und wenn auch der „Baum des Lebens" in der Genesis nach dem Sinne des Verfassers mehr in einem allegorischen Verstande zu nehmen ist, so liegt doch wenigstens der Allegorie gewiß eine ähnliche mythische Vorstellung zu Grunde. — Dem Namen Noah wird 1 M. 5, 29 eine gezwungene Etymologie gegeben; im Sanskrit bedeutet dieser Name: Schiffer (v. Bohlen, das alte Indien). — Man vergleiche den Meru der Indier, auf dem die Urkraft Gottes verborgen liegt, und den Moriah der Hebräer, auf dem Abraham seinen einzigen Sohn den Göttern darbringen wollte, und auf welchem in der Folge der Gottheit ein Tempel gebaut worden. — Die Geschichte

Hiobs findet sich in den Purana's der Indier wieder (Schlegel, Sprache und Weish. der Indier).

So unläugbar aber der innere Zusammenhang der ältesten Gotteslehren ist, so hindert derselbe doch nicht die scharfe charakteristische Unterscheidung in der spätern Ausbildung dieser Lehren bei den einzelnen Völkern, und wenn der Reiz philosophischer Forschungen darin liegt, überall zur Einheit hinzustreben, so bleibt es doch umgekehrt immer der höchste Reiz für die historische Untersuchung, das besondere und Individuelle scharf hervorzuheben, und selbst die innere Fülle der philosophischen Grundideen wird erst offenbar durch ihre reiche Verbreitung und Verzweigung in verschiedene abweichende Lehren, wenn sie wie reines Licht in schöne Farben gebrochen wird.

27) Die sogenannten Pastoralbriefe des Apostels Paulus, aufs Neue kritisch untersucht von Prof. Dr. F. Ch. Baur. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Beweisführung, daß die genannten Briefe aus späterer Zeit und dem Apostel Paulus nur zugeschrieben worden seyen, um seine Autorität zu borgen. Gewiß hat der Verfasser Recht, wenn er sagt, daß es auf den Inhalt, nicht auf die Autorität ankomme, und daß diese Briefe „als Zeugen des ernsten Kampfes, durch welchen sich die junge Kirche hindurcharbeiten mußte" an Ehrwürdigkeit und Wichtigkeit nichts verloren haben, wenn man auch nachweist, daß sie nicht von Paulus sind. Ueberhaupt wahrt der Verfasser das Recht der freien Forschung und klagt über deren Hemmnisse: „Kein Wunder daher, daß man so oft in einem solchen Falle, in welchem man, wenn man sich auch nicht zu der Idee einer aus dem ewigen Geiste des Evangeliums immer aufs Neue sich erzeugenden echt protestantischen Kritik erheben will, doch wenigstens sich gestehen sollte, welche ernste, noch ungelöste, immer wieder von einer neuen Seite zu erfassende Aufgaben für den nach Erforschung der Wahrheit und nach der Gewißheit seines Glaubens rastlos ringenden Geist auch hier immer noch vorliegen, nur leere, aus der Luft gegriffene, dem Nächsten Besten widerlegbare Hypothesen und Einfälle sehen will, und darum auch nichts angelegentlicher und eiliger thun zu können glaubt, als sich und andern die beruhigende Versicherung zu geben, daß es trotz alles dessen, was das Interesse der Wissenschaft für sich haben mag, beim Alten und Hergebrachten auch fürderhin sein ruhiges Verbleiben haben könne."

Daß übrigens die freie Forschung selbst in ihrer vernichtenden Tendenz nichts weniger als gehemmt ist, hat das Leben Jesu von Strauß bewiesen.

28) Die Genesis. Historisch-kritisch erläutert von P. v. Bohlen. Königsberg, Bornträger, 1835.

Der durch seine indischen Studien bereits rühmlichst bekannte Verfasser hat hier die Genesis sehr scharfsinnig erläutert, ungefähr wie Wolf den Homer, d. h. er hat sprachlich nachgewiesen, daß der Verfasser derselben einige ältere mythologische Fragmente seiner spätern Darstellung einverleibt habe, die übrigens nichts anderes sey, als ein vaterländisches Epos. „Es kann nichts gewisser seyn, als daß der hebräische Erzähler jene einleitenden philosophischen und physischen Dichtungen, welche nach den angegebenen Grundzügen einer jedweden Urgeschichte die eigentliche Mythologie bilden (S. 1.), aus einer anderweitigen Quelle entlehne, weil er derselben benöthiget ist, um seinem vaterländischen Epos einen sichern Anfangspunkt zu gewähren. Er nimmt sie mit allen Eigenthümlichkeiten des Styls und der Einkleidung auf, unterbricht aber mit seinen eigenen Ansichten über Schöpfung und Menschenbildung (Kap. 2 und 3) und beginnt von vorne herein das patriotische Interesse zu verfolgen, indem er aus der Masse der umwohnenden Völkerschaften im Osten und Westen zwei fluchbeladene Stämme ausscheidet (Kap. 4 und 9), damit sie das freie Heranwachsen des hebräischen Zweiges nicht weiter behindern mögen. Nachdem er hierauf den Kreis seiner Darstellung erweitert, und alle ihm bekannten Nationen des Erdballes nach Sprachen und Wohnplätzen vorübergeführt, zieht er denselben sofort wieder durch das Aussondern des Semitischen Stammes auf das engste zusammen und kann nunmehr, von diesem Centralpunkte aus, die Anfänge seiner Nation mit fester Hand verfolgen. Abraham wird berufen, ihm das Land Kanaan zu einem ewigen Erbtheile verheißen und die Segnungen des Jehova gehen auf die folgenden Stammväter über; die verwandten Stämme machen sich des Besitzes unwürdig, sie werden abgefunden oder vergeben sich ihrer Ansprüche und räumen freiwillig das Land: so ist alles prophetisch angedeutet, um den Erfolg zu bewähren. Bei der Ausführung jenes Planes bildet die Genealogie den epischen Faden, an welchen die Begebenheiten sich anreihen und durch welche sie fortgeführt werden; bei diesen aber ist eine auffallende Armuth an Erfindungsgabe sichtbar und dies ganz besonders, wo eine feindselige Stimmung gegen Nachbarvölker oder Nationalfeinde die Phantasie des Referenten auf die gehässigsten Mittel geführt hat: Kain muß den Bruder todtschlagen, um verflucht zu werden; Kanaan des trunkenen Vaters Blöße sehen, um verflucht zu werden; die Moabiter und Ammoniter werden durch Blutschande gezeugt, die Araber sind Kebskinder der Patriarchen, Esau wird als Zielscheibe eines unzarten Witzes hingestellt, und alle diese Erfindungen möchten

dem Charakter ihres Urhebers wenig Ehre bringen, wenn sie nicht von seinem nationellen Standpunkte aus zu betrachten wären und durch manche feine Züge wieder gut gemacht würden. Die übrigen Erzählungen motiviren sich entweder durch eine Hungersnoth, oder werden durch Unfruchtbarkeit der Weiber, durch Augenschwäche der Väter bei dem Ertheilen des Segens, durch das Unterschieben der Gattin als Schwester und dergleichen stehende Mechanismen eingeleitet; am häufigsten sind Brunnen- und Ortslegenden (Sthalapuranas), welche mit der Geschichte der Stammväter verflochten werden, um sowohl das Ansehen der Ortschaften selber zu erheben, als von der Urzeit einen sinnlichen Nachweis zu führen und in die Gegenwart hineinzuleiten ꝛc."

Bei alledem scheint uns der Verfasser den Inhalt der Genesis zu leicht genommen zu haben. Wir sind weit davon entfernt, unsere Unwissenheit hinter eine sogenannte gläubige Exegese verstecken zu wollen. Wir geben die ganze Form der Genesis der schärfsten sprachlichen und historischen Kritik preis; es ist uns äußerst gleichgültig, ob Einer, ob mehr und wer sie verfaßt hat. Aber die mosaische Schöpfungssage hat eine innere Bedeutung, die sie über alle anderen mythologischen Vorstellungen der alten Welt erhebt. Sie ist unendlich einfacher als alle andern, aber auch unendlich tiefsinniger. Man nehme nur, wie sie den geheimnißvollen Zwiespalt der Geschlechter erklärt und den Ursprung des Bösen, welcher als das Schicksal sich durch die ganze Geschichte der Menschheit durchzieht. Wir suchen daher den Werth der Genesis keineswegs in etwas Aeußerlichem, im Alter, in der Autorschaft Mosis ꝛc., sondern nur in ihrem Inhalt, in der Tiefe ihrer Ideen. Diese recht zu würdigen, in ihren (wenn wir den Ausdruck wagen dürfen, mystischen) Kern einzudringen, ist für die Philosophie, wie für die religiöse Beruhigung lohnender als die Beschäftigung mit der äußern Schaale. Auf die Sache, nicht auf den Autor kommt es an. Das ewig Wahre und Schöne kann weder dokumentirt noch wegplaidirt werden; es ist sich selbst seine Beurkundung, es bedarf keines äußern Zeugnisses. Eine erhabene Idee bleibt die nämliche, mag sie gesagt haben, wer da will und wann er will.

29) Erklärung der heiligen Schriften des alten und neuen Bundes von Leopold Schmid. Erster Band. Münster, Theissig, 1834.

Hier wird in den mystischen Kern der Schöpfungssage eingedrungen, allein es scheint, der fromme Verfasser habe zu viel vorgefaßte Vorstellungen mitgebracht, und das einfache Licht der mosaischen Ideen durch den ganzen Wolkenzug orientalisch-pantheistischer, scholastischer und moderner Identitätsphilosopheme verdunkelt. Wir geben unsern geneigten Lesern nur eine kleine Stelle zum besten, betreffend die Schöpfung des Menschen: „Und es bildete. Hauptwirker (Subjekt) ist Gott der Herr. Sein Wirken beabsichtigt den Menschen — Adam (Objekt). Des Menschen Unter- oder Grundlage, das, woraus es werden soll, ist die Erde, welche durch das Hervorgeben eines ihr entgegen (gegenüber) stehen Sollenden, ejus, quod ei objectum erit (besser it), aus dem Zustand der eignen Gegenständlichkeit (in Beziehung auf Gott) selbst Subjekt (in Beziehung auf ihr Hervorgebniß) werden will. Der Erde eignes Wesen ist das Auseinanderfallen der Materie. Denn das Zusammenhalten der Materie, wodurch sie eben Erde ist, kömmt nicht von ihr, sondern von dem, was wir im ersten Abschnitte unter Himmel überhaupt kennen lernten. Auseinander gefallene Materie ist = Staub (zweites Objekt, oder Objekt des Objektes), daher auch im Hebräischen der Accusativ, welchen der Deutsche noch bestimmter als passives Objekt mit aus Staub bezeichnet. Im Verhältniß zu diesem Objekte ist die Erde nun Subjekt, indem es ihr Objekt ist. So ist sie mittelst dieses Objektes Wirkerin = Mitwirkerin des Objektes, das Gott ohne Mittel, also selbst wirkt. Sie verhält sich zu Gott als Mitwirkerin zum Selbstwirker. Insofern geht aus ihr, aus (von) dem Erdboden, als dem passiven Wirken (Subjekt des Passivs, welches der Ablativ ist) = Mitwirker das Objekt als Verbindungspunkt des Wirkers und Mitwirkers, weil es Objekt beider zumal ist, hervor. So ist von der Erde aus ihre Verbindung mit Gott der Adam geworden. Die Verbindung der Erde mit Gott im Adam sezt aber auch, als schon im Begriffe liegend, die Verbindung Gottes mit der Erde durch ihn voraus. Oder mit andern Worten, wie sich im Menschen die Erde objektivirt, so muß sich Gott in ihm ebenfalls objektiviren. Der Erde gegenüber, als der Materie, ist Gott der Geist. Ihr gegenüber sich objektivirend, sezt er sich selbst, d. h. seinen Geist in ihm als dem Objekt. Wie aber die Erde durch die Objektivirung ihrer Materie im Menschen nichts von ihrem Materieseyn, Erdeseyn verliert: so geht durch die Objektivirung Gottes im Menschen nichts von seinem Geiste weg, und der Mensch ist dadurch nicht mehr und nicht weniger als eben (das Objekt) der Gegenwurf, der Spiegel Gottes. Der Hauch, welchen er durch diese Objektivirung erhält, verhält sich zum Geiste Gottes nicht anders, als wie sich das Spiegelbild zu seinem Original verhält. Wird aber das auf dem Spiegel abgeworfene Bild materiell, d. h. wird es mit der entsprechenden Natursubstanz, Materie, Farbe überzogen und gebildet: so besteht es auch, im Falle das Original sich nicht mehr in den Spiegel hineinwirft. Diese Festwerdung des Bildes, des Hauches, d. h. seine Organisirung ist nun im Menschen wirklich geschehen, indem er zugleich das Erdbild ist,

in ihm also das Spiegel- und materielle Bild zusammenstellen. Sein äußeres Hauch- und Athmungsorgan ist aber bekanntlich die Nase, und zwar ein Doppelorgan, indem das Hauchseyn des Menschen ein doppelter Akt, ein Empfangen des Hauches (ein Vergeistigen des Bildes) und ein Abgeben desselben nach außen (ein Materialisiren des Bildes) ist rc." Darum sagt auch in Sebastian Seilers Komödie Gott zu Adam vor allen Dingen: nieß' einmal!

Wir vermuthen nicht, daß diese Erklärungsweise in der Christenheit beliebt werden möchte. Mit dem allzuvielen Hineinerklären erklärt man eigentlich allen Geist und alle Wirkung aus der Bibel hinaus und es ist ein Glück, daß diesen Erklärungen in ihrer unpopulären Sprache schon ein Gegengift mitgegeben ist, das sie unschädlich macht.

30) Pracht-Bibel, oder die ganze h. Schrift des alten und neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers mit Vorrede von Prälat Hüffel. Mit Stahlstichen. Carlsruhe und Leipzig, Expedition der Carlsruher Bibel. Klein-Folio.

31) Das neue Testament nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. Mit Anmerkungen, Einleitungen, einer Harmonie der vier Evangelien, einem Aufsatz über Palläsina, Zeittafel und Register. Von Fr. G. Lisco. Berlin, Enslin. gr. 8.

Das erste dieser Werke zeichnet sich durch die Stahlstiche aus dem bekannten Creuzbauer'schen Verlag und durch schönen Druck; das zweite durch die mit besonderer Liebe ausgearbeitete, populäre Commentirung aus.

32) Christliche Erbauung aus dem Psalter, oder Uebersetzung und Erklärung auserlesener Psalmen. Von Dr. F. W. C. Umbreit, Kirchenrath und Prof. in Heidelberg. Hamburg, Fr. Perthes, 1835.

Mehrere der schönsten und zugleich frömmsten Psalmen, vortrefflich ausgelegt. Welcher katholische Ablaßbrief, oder welches protestantische Raisonnement von der Rechtfertigung, oder welcher pietistische Dünkel von der Gnadenwahl vermag wohl die tiefe Wahrheit des 51sten Psalms zu ersetzen? Hier fleht der Sünder Gott an, daß er ihm die Erinnerung nehme, oder mindestens, daß er in tiefer Verborgenheit unbesehen bliebe und Gott selbst sein Antlitz von ihm wende. Das ist die wahre und einzig natürliche Empfindung eines schuldbewußten Sünders, sobald er aus dem Hochmuthstaumel erwacht. Einfacher, erhabener als jedes andere religiöse Buch, hat sie jener Psalm ausgedrückt, und nur auf solchen Grund mag man die Gnadenlehre bauen, nicht auf dem seichten Geschwätz unserer modernen theologischen Schmeichler, die uns die Gnade zusichern, weil Gott gleichsam anstandhalber so vortreffliche, geistig reife und gebildete Leute, wie wir im neunzehnten Jahrhundert sind, gar nicht unhöflich behandeln könne, und weil, wenn er auch je strafen wollte, er aus Mangel einer Hölle ohnehin nicht mehr kann.

33) Das Leben des h. Johannes. Eine Schrift für junge Christen. Von Dr. F. A. Krummacher. Essen, Bädecker.

Die Sprache der Bibel ist einfach, naiv und doch voll Erhabenheit. Affektirt aber kommt uns das Lieb- und Süßthun vor, das die Fabrikanten der modernen Erbauungsbücher treiben. Hier hören wir denn vom „Busenjünger" und der Verfasser erzählt uns „Geschichten" von den kleinen „Vögelein", von den frommen „Thierelein" und von den lieben „Kindelein."

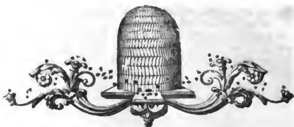
34) Das Leben im Reiche Gottes, oder Geschichten aus der h. Geschichte, zuförderst für die reifere Jugend. Bearbeitet von Karl Große. Mit 42 englischen Originalvignetten. Leipzig, Zirges, 1834.

Die biblischen Erzählungen, in bekannter Weise für die Jugend faßlich vorgetragen. Nur die Holzschnitte sind etwas Neues und recht gut.

35) Das Leben Napoleons kritisch geprüft. Aus dem Englischen. Nebst einigen Nutzanwendungen auf das Leben Jesu von Strauß. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Dieselbe Sophistik, womit Strauß das Leben Jesu zu einer Fabel gemacht hat, ist bereits auch auf das Leben Luthers, ja auch auf das des Herrn Strauß selbst (vergl. Nr. 79 dieser Blätter) angewendet worden, und hier wieder auf das Leben Napoleons. In der That läßt sich durch diese dem Hegelianismus entlehnte logische Taschenspielerei alles läugnen und alles behaupten, was man immer will.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 112. Montag, 7. November 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

36) Der evangelische Kirchenfreund, ein praktisches Handbuch zur nähern Kenntniß des Wesens und der Gestalt der evangelischen Kirche. Für alle Gebildete. Von A. W. Knauer. Hannover, Hahn, 1835.

Nicht mit Unrecht wird hier bemerkt, daß eine große Menge Protestanten ganz vergessen haben, was denn eigentlich der Protestantismus ist. Der Verfasser bezeichnet die Gleichgültigkeit und Unwissenheit der Zeitgenossen sehr gut: „Im Gefolge der Vernachlässigung einer Bekanntschaft mit dem Historisch-Kirchlichen und Liturgischen unserer Confession sieht man zunächst den Indifferentismus, dem, weil er so vieles Uralte, Ehrwürdige und Heilige nur als ein Werk von gestern und ehegestern ansieht, mit dem man es halten könne, wie man wolle, — die Kirche alle verpflichtende Kraft verloren hat, und der leider in seiner schlimmsten Ausartung wohl Manches mit Füßen tritt, was er, wenn er dessen Ursprung und wahren Gehalt kennte, demüthig an sein Herz drücken würde! — Nicht ferne davon steht dann die Religionsmengerei, der „Alles Eins" ist, die sich in ihrem Glaubensbekenntnisse über die wesentlichsten Unterschiede anderer Confessionen und Kirchen, weil sie ihr als keine mehr erscheinen, unter dem Aushängeschilde der Toleranz, leicht und unbedenklich hinwegsetzt, und damit jeder Art von Proselytenmacherei Thor und Thür öffnet."

Wir befinden uns wirklich im Christenthum auf einer Stufe, gleich der, auf welcher sich das Heidenthum zur Zeit des Kaisers Hadrian befand. Wie damals alle möglichen Götter der entlegensten Völker adoptirt wurden und die unermeßliche Bevölkerung Roms von den altetrurischen und griechischen zu den ägyptischen und syrischen Götzen laufend, weniger ein religiöses Bedürfniß, als die Neugier befriedigte, und in der Symbolik dieser verschiedenartigen Kulte Beziehungen zu irgend einer Modephilosophie suchte, so schwankt man auch wieder jetzt zwischen den christlichen Confessionen herum. Die Katholiken schreiten in der Aufklärung vor und werden protestantisch nüchtern, die Protestanten schreiten zurück und kokettiren gewaltig mit katholischen Ideen und Formen. Lutherische und Reformirte schmelzen ganz zusammen. Eine Heerde norddeutscher Gelehrten und Dichter, geborne Protestanten, sind in die katholische Welt gepilgert und haben als romantische Ultramontaner einen neuen Kreuzzug gegen ihre alten Brüder gepredigt. Unter den Katholiken sind dagegen die Anticölibatäre von den Protestanten beinahe durch nichts mehr unterschieden, als durch den Namen

Dazu die Modephilosophien, die mit einander abwechseln oder gleichzeitig neben einander bestehen und von denen aus man bald zu dieser, bald zu jener Confession neigt, oder sich seine eigene Privatreligion ausdüstelt. Die Mehrheit der Menschen ist aber gleichgültig, bleibt provisorisch bei der Väter Glauben.

Die Erörterung der protestantischen Dogmen, des Kultus, der Verfassung, wie sie hier der Verfasser gibt, ist übersichtlich und klar.

37) Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der katholischen Kirche, dargestellt für höhere Unterrichtsanstalten und gebildete Christen überhaupt. Von Dr. Joseph Beck, Prof. in Freiburg. Hannover, Hahn, 1835.

Auf ganz ähnliche kurze und gedrängte Weise ist hier übersichtlich und populär die katholische Kirche zusammengefaßt.

38) Die freie protestantische Kirche, oder die kirchlichen Verfassungsgrundsätze des Evangeliums, Von Rettich. Verlag der dritten Buchhandlung in Gießen.

Eine Zuschrift an die hessischen Fürsten und Stände, Antrag auf Demokratisirung der protestantischen Kirchenverfassung. Solche Schriften sind in neuerer Zeit selten geworden und bleiben begreiflicherweise immer erfolglos. Doch ist hundert gegen eins zu wetten, daß wir einer allgemeinen kirchlichen Demokratie und resp. Anarchie, wie sie in Nordamerika schon eingetreten ist, näher sind, als einer Wiederherstellung der kirchlichen Monarchie, wie sie im Mittelalter bestand. Inzwischen wird es bei Mittelzuständen noch lange sein Verbleiben haben. Der Staat befindet sich bei seiner bischöflichen Oberhoheit zu wohl und zieht zu große Vortheile davon, als daß er die Kirche von sich abtrennen und frei werden, die religiösen Gemeinden sich selbst constituiren und regieren, die Geistlichen frei wählen und in unabhängigen Synoden frei deliberiren lassen sollte. Auch hat der Staat bei der in unserm Zeitalter vorherrschenden religiösen Indifferenz durchaus nicht zu besorgen, daß das Volk selbst sich beschweren und eine demokratischere Kirchenverfassung reclamiren sollte. Die Entscheidung der allerdings wichtigen Kirchenfrage bleibt auf unbestimmte Zukunft suspendirt. Jetzt ist sie nicht an der Tagesordnung.

39) Vom liturgischen Recht des evangelischen Fürsten. Nach der Disputation des Dr. C. Ch. Schmidt frei verdeutscht durch W. Grafen von Hohenthal-Städteln. Leipzig, Hinrichs, 1833.

Hier wird dem Volk kein Recht vindicirt, aber das des Fürsten durch Rücksichten eingeengt: „So erhellt denn, daß ein evangelischer Fürst weder als solcher, noch um Uebertragung des Kirchenregiments willen, liturgische Einrichtungen ohne Einwilligung, ja selbst wider Willen der Kirche aus eigner Willkühr treffen und der Kirche aufdringen könne. Denn ist's gleich unläugbar, daß das gemeine Volk oft wegen zu großer Anhänglichkeit ans Alte den heilsamsten Veränderungen und Verbesserungen liturgischer Dinge widerstehe, so berechtigt dies doch den Fürsten nicht, bei Uebung des liturgischen Rechts seine Macht zu gebrauchen, da die Meinungen und Irrthümer der Menschen, die sich auf die Religion beziehen, nicht durch Gewalt und Zwang, sondern allein durch Zucht und Lehre verbessert und geläutert werden müssen. Irrig meint man auch, daß lediglich zur Vorbeugung von Zwist und Hader der Fürst auch seine Gewalt zur Ordnung der Liturgie anwenden müsse. Die Geschichte lehrt das Gegentheil. Daher geben auch diejnigen, welche dem Fürsten das liturgische Recht als einen Theil seiner Staatsgewalt beilegen, ihm den guten Rath, nicht zur Unzeit von diesem Rechte Gebrauch zu machen und sich zu hüten, daß nicht Unruhe und Aufruhr veranlaßt werde. Wird der Kirche ihr Recht bei Anordnung und Veränderung der Liturgie gelassen, wird ihr nichts aufgedrungen, so ist an solche Unruhen nicht zu denken.“ Sehr wahr in unsern Tagen der Indifferenz. Es würde aber nicht hinreichen in Zeiten religiöser Regsamkeit, denn alsdann würde erst gefragt werden: ist die Kirche selbst, d. h. die Priesteraristokratie, die mit dem Fürsten über die Liturgie handelt, auch eins mit dem Volk, auf das es denn doch am Ende ankommt?

40) Das christliche Leben, seine Entwicklung, seine Kämpfe und seine Vollendung, dargestellt in einer Reihe Predigten von J. Müller. Breslau, Max und Comp., 1834.

Unter diesen sinnigen Predigten ist besonders eine, „die zerstörende Gewalt des Christenthums“, die sich durch Kraft und Schönheit auszeichnet. Nachdem der Redner geschildert, wie Christus „das Schwert gebracht“ und „das Feuer angezündet auf Erden“ und das Heidenthum zerstört, die Welt des Alterthums, der Menschheit erste Form vernichtet, fährt er fort: „Man durfte erwarten, daß den Formen, die dem Christenthum selbst ihren Ursprung verdanken, in denen das neue Leben sich selbst darzustellen strebt, eine unvergängliche Dauer gewährt seyn wird. Und doch, unsere Erwartung täuscht uns; auch an ihnen offenbarte es seine zerstörende Macht. — Es war gewiß ein erhabenes Gebäude, welches die Christenheit älterer Zeiten gebaut, um darin zu wohnen und Gott zu verherrlichen; große Gedanken, geschöpft

aus den Tiefen des göttlichen Wortes, sprachen sich darin aus, und fromme Andacht fühlte hier sich heimisch; eine mächtige Einheit beherrschte die Mannichfaltigkeit der einzelnen Theile, und hielt sie fest zusammen. Aber wie Selbstsucht und irdischer Sinn schon bei der Gründung dieses Gebäudes mitgewirkt hatten, so gelang es ihnen, darin immer vollständiger die Herrschaft an sich zu reißen und es zu ihren niedern Zwecken zu benutzen. Je mehr die Kirche sich in einer bestimmten irdischen Gestaltung verhärtete, je eifriger sie jeden Gährungsstoff, der die träge Masse in Bewegung bringen sollte, von sich ausstieß und zu vernichten suchte, desto fester sezte sich in ihr das Verderben, und desto weiter breitete es sich aus; je sicherer sie wurde in der Einbildung, das Reich Gottes auf schlechterdings vollkommene Weise darzustellen, desto weiter kam sie von dem Reiche Gottes ab; bald hatte sie nur noch den Namen, daß sie lebte, und war todt; und während sie noch sprach: Ich bin reich, und habe gar satt, und darf nichts, war sie schon reif zur Zerstörung. Das verzehrende Feuer, welches Christus gekommen ist anzuzünden auf Erden, die Flamme des Eifers für göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit ergriff das Gebäude mit unwiderstehlicher Macht, und was sie übrig ließ, von seiner vormaligen Gestalt, sind doch im Grunde nur großartige Trümmer, die einer längst vergangenen Zeit angehören, und seltsam hereinragen in die fremdgewordene Welt. Der fromme Glaube aber, die heilige Begeisterung, die bessere Erkenntniß, der reine Sinn retteten sich damals in die neue Kirche, welche zu ihrer einigen Grundlage das Wort Gottes erwählt hatte, um alles menschliche Ansehen ihm zu unterwerfen, und Alles, was Menschen lehrten, vor seinen heiligen Richterstuhl zu fordern. — Aber auch hier zeigten sich bald bedenkliche Keime tief eingreifenden Verderbens. War es nicht auch menschliche Thätigkeit, durch welche aus Gottes Wort die reinere Lehre der evangelischen Kirche entnommen und zusammengestellt wurde? So erscheint denn auch hier der seinem Wesen nach göttliche Inhalt in menschlicher Form, und wie sollten auf die Bildung dieser Form Sünde und Irrthum, die das ganze menschliche Leben durchdringen und in jede Thätigkeit des Geistes störend sich einmischen, durchaus ohne Einfluß geblieben seyn? Diese ernste Wahrheit aber war es, die die evangelische Kirche nur allzubald vergaß, wiewohl deren Anerkennung zu den Grundlagen ihres eignen Bestehens gehörte; die freie Schriftforschung ging unter in der strengen Gebundenheit an die einmal festgestellte Lehrvorschrift, und das Streben, die göttliche Wahrheit dem menschlichen Geiste immer reiner und vollkommener anzueignen, mußte dem Wahne weichen, daß die göttliche Erkenntniß der streitenden Kirche nunmehr vollendet sey und abgeschlossen für alle Zukunft. Weil aber die Kirche dem still und unablässig fortschreitenden Wirken des göttlichen Wortes, wodurch es das gemeinsame Erkennen ihrer Glieder reinigen und alles ihm selbst darin Unangemessene immer auf's Neue ausscheiden und vernichten will, sich versagte, so mußte sie später diese zerstörende Wirksamkeit in der gewaltigsten Erschütterung an sich erfahren. Denn allerdings war es die göttliche Flamme des Evangeliums selbst, die zuerst jene starre Eisrinde zersprengte, um für sich selbst freien Raum zu gewinnen; und traten später an ihre Stelle die wilden Flammen menschlichen Wahnes und Dünkels, so hätten diese in der That nicht so mächtig werden können im äußern Gebiet der Kirche, wenn sie selbst ihnen nicht durch ihre frühere Verirrung Stoff geliefert hätte. — Was nun die dunkle Zukunft uns bringen wird, was für ein Ziel den gewaltigen Kämpfen der verhängnißvollen Gegenwart gesteckt ist, wer, m. gel. Fr., vermöchte das mit Gewißheit vorauszusagen? Wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Aber wenn nun die evangelische Kirche, wie wir gläubig hoffen, jung wie ein Adler in neuer Kraft, in reinerer Gestalt hervorgeht aus ihrer schwersten Prüfung, sollen wir wähnen, daß dann diese Gestalt frei seyn werde von aller menschlichen Schwachheit und Gebrechlichkeit, eben so Eins mit dem Christenthume selbst, wie der gesunde Leib Eins ist mit der gesunden Seele? Nein, auch in ihr wird des Mangelhaften, des Unangemessenen genug übrig bleiben, Sünde und Irrthum werden nicht aufhören, ihren störenden, entstellenden Einfluß auszuüben; nicht bloß Gold, Silber, Edelsteine, sondern auch Holz, Heu, Stoppeln wird man auf den rechten Grund bauen. Doch das Alles wird das Licht des Evangeliums immer auf's Neue an den Tag bringen; welcherlei eines Jeglichen Werk sey, wird das Feuer bewähren und nicht ablassen, an der Vernichtung dieser verderblichen Stoffe zu arbeiten. Laßt uns nur der zerstörenden Wirksamkeit des Evangeliums kühn vertrauen; sie wird nie dulden, daß das Schlechte und Nichtige sich auf die Dauer geltend mache in der Kirche, die auf seinem Grunde sich auferbaut; sie bereitet schonungslos den Untergang allem Unheiligen und Verkehrten."

Wie schön sind diese Worte! Welch tiefe Wahrheit sprechen sie aus! Ja, es ist wahr, daß der heilige Zorn, den uns Christus zum Erbtheil hinterlassen, immer wieder in reinen und kräftigen Gemüthern erwachen und eine immer neue Reformation bewirken wird. Die sittliche Entrüstung, die das Joch des scheinheiligen Lasters und der Lüge abwirft, wird niemals fehlen, wenn das Uebel einen gewissen Grad erreicht hat. Das Christenthum ist eine ewige Läuterung durch Kampf, durch ein Feuer, das Alles verzehrt, was nicht rein ist.

Taschenbücher auf 1837.

Alpenrosen.

Es ist erfreulich, daß in der Schweiz die kleine poetische Gemeinde fortbesteht, denn die dortige Journalistik ist in einen Ton gefallen, der einen allzu bedeutenden Mangel an Humanität und Geschmack verräth, als daß man nicht jede Tendenz zum Würdigeren willkommen heißen müßte.

Der diesjährige Almanach (abermals edirt von A. E. Fröhlich in Verbindung mit H. W. Wackernagel und K. R. Hagenbach. Aarau, bei Christen) ist ziemlich stark und enthält sehr viele und gemischte Beiträge, einige Erzählungen und Reisebilder in Prosa und noch viel mehr Gedichte. Die Schweizer Dichter begnügen sich keineswegs, ihren Almanach (wie so viel neuere) bloß als eine elegante Waare für den Verkauf zu fabriciren, sondern sie wollen wahre Poesie geltend machen und in dieser Beziehung wetteifern sie mit den lyrischen Almanachen von Chamisso und Schwab und von Lenau. Wir heben nur einige Gedichte hervor, z. B. vom Fabeldichter Fröhlich:

Der Hirten Hirt.

Der ob Alpenauen
Unser Hirte treu,
Läßt den Schnee zerthauen
Und herbei
Ruft er wieder uns den Mai.

Todte Wänd und Halden
Blümt er an zur Stell,
Oder läßt sie walden
Frisch und hell
Und durchrauscht vom Felsenquell.

Immer uns umwogen
Nacht und Sonnenpracht,
Sturm und Regenbogen;
Ewig wacht
Unser Hirte allbedacht.

Lieben ihn und preisen
Ist nur Freudgewinn:
Mit den Lerchenweisen
Schwingt der Sinn
Leicht sich über Firnen hin.

Wo der Sterne Freuden
Uns der Hirte schenkt,
Der von Erden-Weiden
Alle lenkt
An den Quell, der ewig tränkt.

Von Albert Schott:

Die Wallfahrer.

Gestalten, fremd in Laut und Tracht,
An meiner Thür vorüberwallen:
Sie treibet ihres Glaubens Macht
Zur Fahrt nach fernen Kirchenhallen,
Sie schreckt nicht Frost, nicht Sonnenbrand
Beim armen Zug durch's weite Land.

O Gott, vor dir ist das kein Traum!
Du siehst die Perl' im Meeresgrunde,
Des Lebens Mark im rauhen Baum,
Das klare Gold im Erdenschlunde,
Hörst rauschen durch des Irrthums Nacht
Die Treue, die lebendig macht.

Von Burckhardt:

Allein mit den Bergen.

Es grüßt sich leise Tag und Nacht,
Noch ist die Erde nicht erwacht,
Ich kann hier oben ganz allein
Mit euch ihr großen Berge seyn.

Ich möchte mit euch reden hier;
Ihr Berg' und Firnen, betet ihr?
Ich möchte mit dir beten gern
Du feierliches Volk des Herrn.

Der Dichter hätte hier schließen können, denn die letzte Strophe:

O du Gemeinde still und groß,
Nimm du mich auf in deinen Schooß;
Es ist so heilig heilig da,
Hier oben ist der Herr so nah.

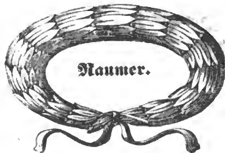
ist nur ein überflüssiger und schleppender Nachsatz. Niemals schließt ein Gedicht schöner, als wenn es kurz abbricht und eine lange nachklingende Empfindung zurückläßt.

Wir könnten auf noch viele schöne Gedichte dieses Almanachs aufmerksam machen, überlassen es aber den Lesern, sie selbst zu suchen und bemerken nur, daß die Alpenrosen ihren Kredit in der poetischen Welt auch diesmal behaupten, ein jedes Jahr reichgeschmücktes Blumenbeet.

Berichtigung.

In Nr. 111 dieser Blätter ist in einigen Nummern das Datum: der 4. November statt dem 28. zu lesen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 113. Freitag, 11. November 1836.

Geschichte.

1) Beiträge zur neuern Geschichte aus dem brittischen Museum und Reichsarchive von Friedrich von Raumer. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Herr von Raumer ist sehr fleißig. Wir verdanken seinem muntern Untersuchungsgeist auf's Neue zwei Bände sehr schätzbarer Beiträge zur Geschichte. Es wäre vielleicht undankbar, wenn wir mit ihm rechten wollten, warum er sich aus dem brittischen Archiv nicht Akten über etwas wichtigere Gegenstände ausgewählt habe. Wir können ihm in dieser Beziehung nur den Wunsch ans Herz legen, daß er es noch künftig thun möge, und sind inzwischen des Mitgetheilten froh.

Der erste Band enthält Beiträge zur Geschichte der Königin Elisabeth und der Maria Stuart. Diese Dinge haben mehr poetischen, als historischen Werth, so zwar, daß Herr von Raumer sich unwillkührlich genöthigt gesehen hat, die Darstellung Schillers mit der wirklichen Geschichte auszugleichen. Was er darüber beibringt, wird jeden lebhaft interessiren, den dieser tragische Stoff jemals gerührt hat. Inzwischen würden wir eine Ausbeute aus den englischen Archiven etwa über die Zeiten Karls I., Cromwells und Karls II. lieber gesehen haben und noch sehen. Wir wollen hier auf das Nähere nicht eingehen, und bemerken nur, daß, wie sich von selbst versteht, die große Königin Elisabeth vielfach gerechtfertigt und dagegen Maria Stuart manches entschuldigenden Reizes entkleidet wird, womit der Dichter sie geschmückt hat.

Der zweite Band hat uns mehr angesprochen, nicht bloß weil er die vaterländische, sondern weil er überhaupt die allgemeine und höhere Politik betrifft. Er theilt uns die Berichte englischer Diplomaten aus der Zeit der beiden schlesischen und des siebenjährigen Krieges mit, wodurch auf diese Begebenheiten allerdings ein neues und helles Licht fällt. Und nicht bloß auf diese Begebenheiten, sondern überhaupt auf den Geist und Charakter der Cabinette, wie sie waren vor der französischen Revolution.

Friedrichs II. erstes Auftreten ist hier sehr anziehend geschildert. England, seit alten Zeiten Oesterreichs Bundesgenosse gegen Frankreich, suchte den jungen eroberungslustigen König zurückzuhalten, mit dem es gleichwohl auch nicht Feind werden wollte. Friedrich aber blieb nicht nur standhaft, sondern wurde immer kühner: „Den 7. August hatten Robinson und Hyndford im Lager bei Strehlen Audienz vor dem Könige. Als ich (schreibt

Robinson) zuvörderst am Allgemeinen festhaltend, der zwei Millionen Gulden erwähnte, wofür es dem Könige gefallen möge, Schlesien zu räumen; rief er aus: so hält man mich also für einen Bettler? Ich soll mich aus Schlesien zurückziehen und für Geld, nachdem ich zu dessen Eroberung so viel Schätze und Blut verwandt habe. Nein, mein Herr, daran ist nicht zu denken. Wenn Sie nichts Besseres vorzuschlagen haben, so lohnt es nicht der Mühe, davon zu reden. — Diese Worte waren begleitet mit drohenden Bewegungen und Zeichen großen Zornes. — Laßt uns sehen, sagte hierauf der König, was es weiter gibt. Ich bot jezt das österreichische Geldern. — Was fehlt uns denn, sagte der König (zu Podewils sich wendend), an Geldern? Fast gar Nichts! Auch Das ist nur Bettelkram (gueuseries). Wie, solch Nest (bicoque) für alle meine gerechten Ansprüche in Schlesien! — Sein Unmuth wuchs hier in dem Maaße, als ich ein tiefes Stillschweigen beobachtete und es endlich nur brach, um Seine Majestät zu ersuchen: er möge Das, was ich gesagt hätte, einiger Aufmerksamkeit würdigen. — Mylord! Des Königs Verachtung Dessen, was ich gesprochen, war so groß und in so heftigen Ausdrücken zu Tage gelegt, daß wenn jemals, es jezt Zeit war, den lezten Versuch zu machen, durch das Anerbieten des ganzen Herzogthums Limburg. Verloren wir einen Augenblick, so hätte Nichts den König abgehalten uns zu entlassen. Ich lobte das Herzogthum auf's Höchste, beschrieb es auf's Beste und fügte hinzu: der Kurfürst von der Pfalz habe ganz Berg dafür hingeben wollen. — In diesem Augenblick unterbrach mich Herr von Podewils und sagte: gerade das Gegentheil sey wahr, der Kurfürst habe Berg nicht dafür hingeben wollen."

"Von Zeit zu Zeit hob der König das Vortheilhafte seiner jetzigen Stellung hervor, an der Spitze eines mächtigen und (wie er davon spricht) unüberwindlichen Heeres, hinter ihm das bereits eroberte Land, welches der einzige Gegenstand seines Strebens ist, welches er haben will und haben muß, aus welchem er sich nicht herauskaufen läßt, wo er lieber mit aller seiner Mannschaft zu Grunde geht. Mit welchem Angesicht (fuhr er fort) soll ich meinen Ahnherren entgegentreten, wenn ich Rechte aufgebe, die ich von ihnen übernommen habe, mit welchem Rufe (reputation) könnte ich leben, wenn ich leichtsinnig ein Unternehmen, die erste That meiner Regierung aufgäbe, nachdem ich sie mit Ueberlegung begonnen, mit Festigkeit durchgeführt und beschlossen habe, sie auf's Aeußerste zu behaupten. Bedarf ich des Friedens? Laßt diejenigen, welche denselben bedürfen, mir geben was mir fehlt, oder laßt sie nochmals fechten und nochmals geschlagen werden. Haben sie nicht ganze Königreiche an Spanien gegeben, und können sie nicht ein paar unbedeutende Fürstenthümer an mich wenden? Wenn die Königin mir nicht alles Verlangte bewilligt, so werde ich nach vier Wochen vier Fürstenthümer mehr fordern. Jezt verlange ich ganz Niederschlesien und Breslau, und mit dieser Antwort mögen Sie nach Wien zurückkehren. — Zweimal fragte ich den König: ob er dabei beharre? und er antwortete: Ja! Dies ist meine Antwort und ich werde nie eine andere geben. Wir Beide schlugen jezt vor: wir wollten dem Herrn von Podewils die Wiener Vorschläge zur Annahme näher entwickeln. Der König aber sagte, meine Herren, meine Herren, es ist ganz unnütz daran auch nur zu denken; — und hiemit nahm er seinen Hut und begab sich plötzlich hinter den Vorhang in den inneren Theil des Zeltes."

Noch weit interessanter werden die geheimen Unterhandlungen gegen das Jahr 1756. Oesterreich wollte um jeden Preis Schlesien wieder haben. Die russische Kaiserin Elisabeth machte sogleich Partei, weil sie durch Friedrichs Epigramme tödtlich beleidigt war. Diese beiden Mächte waren schon einverstanden, ehe irgend wer etwas davon wußte. England blieb lange in vollkommenem Mißverständniß. Es unterhandelte mit Rußland ein Freundschaftsbündniß und ein gleiches mit Oesterreich, ja es bildete sich ein, Oesterreichs Rüstungen sollten Frankreich gelten, gegen welches England damals der Colonien wegen einen Seekrieg zu beginnen im Begriff war. Die Täuschung war so vollkommen, daß England nichts gewisseres voraussah, als ein Bündniß Frankreichs mit Preußen, wogegen es sich durch ein Bündniß mit Oesterreich und Rußland zu decken suchte. "Der Seekrieg zwischen England und Frankreich war unvermeidlich, oder vielmehr schon ausgebrochen. England wünschte nun entweder den Landfrieden zu erhalten, damit es mit ungetheilten Kräften zur See wirken könne; oder den Landkrieg mit Hülfe Oesterreichs und Rußlands so zu führen, daß Preußen und Frankreich überwältigt würden. Von der Möglichkeit, Frankreich zu Oesterreich hinüberzuziehen, oder Preußen von Frankreich zu trennen, ist noch gar nicht die Rede. Nun stand aber Preußen in gar keiner engen Verbindung mit Frankreich; vielmehr lief der zwischen beiden geschlossene Vertrag (welcher ohnehin unter ganz neuen Verhältnissen wenig oder nichts bedeutete) bald zu Ende. Mithin war Friedrich II. ganz vereinzelt, und die dringendste Veranlassung vorhanden, zu überlegen, was in so übler Lage zu thun sey."

Die Täuschung konnte indeß nur so lange dauern, bis das geheime Bündniß, das der schlaue Kaunitz mit Frankreich für Oesterreich abgeschlossen hatte, an den Tag kam. Von diesem Augenblick an blieb England nichts

übrig, als sich fest an Preußen anzuschließen. Der englische Gesandte Keith verfehlte nicht der Kaiserin Maria Theresia das Bild des dreißigjährigen und des spanischen Erbfolgekrieges und aller Unbilden Frankreichs gegen das deutsche Reich und namentlich das Haus Habsburg vorzuhalten. „Wie können (sagte Keith) Euer Majestät glauben, durch eine Verbindung mit dem treulosen französischen Hofe Sicherheit zu finden? — Und warum sollte ich nicht? erwiderte Maria Theresia. — Nachdem Keith nochmals alle Gründe wider einen solchen Bund entwickelt hatte, schloß er: es ist unmöglich, daß eine Kaiserin und Erzherzogin von Oesterreich sich so erniedrigen und in die Arme Frankreichs werfen sollte! — Rasch antwortete Maria Theresia: ich werfe mich nicht in die Arme Frankreichs, ich stelle mich ihm zur Seite.“ In Bezug auf die Möglichkeit, daß Frankreich sich für seine Allianz wieder mit einer westdeutschen Provinz bezahlt machen könne, erklärte Maria Theresia, ihre Politik sey die des Hauses Habsburg, nicht die Deutschlands: „Ich kann mich um entfernte Landschaften wenig bekümmern, muß mich auf Vertheidigung der Erbstaaten beschränken und habe nur zwei Feinde zu fürchten: die Türken und Preußen. Bei dem guten Verständnisse, was jedoch zwischen den beiden Kaiserinnen obwaltet, werden sie zeigen, daß sie sich vertheidigen können und selbst von diesen mächtigen Feinden wenig zu fürchten haben.“

Ein Glück für uns, daß Frankreich damals so elend regiert war, und daß seine Heere bei Roßbach davonliefen; sonst hätte das deutsche Reich im Hubertsburger Frieden gewiß wieder eine Provinz an Frankreich abgeben müssen, um es für seine getreue Hülfe zu bezahlen.

Friedrich II. dachte freilich auch nicht deutscher. Auch er hätte die französische Hülfe unbedenklich mit einer deutschen Provinz bezahlt und seine Schuld war es nicht, daß nicht wenigstens ein Theil der Niederlande französisch wurde. Nur einmal in der höchsten Noth im 7jährigen Kriege fiel es ihm ein, es sey doch eigentlich die höchste Unvernunft, daß zwei deutsche Mächte sich im Angesicht, zur Freude und zum Besten Frankreichs herumschlügen: „Bedenken Sie, Mylord, schreibt Mitchell, den unglücklichen Zustand Europas. Die beiden Hauptmächte Deutschlands haben sich wechselseitig fast zu Grunde gerichtet, während Frankreich mit heimlicher Freude zusieht, dem Einen scheinbar beisteht, und den andern vielleicht aufreizt, um das Verderben beider zu beschleunigen. Wenn ich dies betrachte, wird mein Gemüth mit den traurigsten Besorgnissen angefüllt, und ich bin überzeugt: die Verwüstung Deutschlands ist nur ein Punkt des französischen Systems. Wäre es nur möglich, Preußen und Oesterreich auszusöhnen und wider Frankreich zu richten! So unsinnig und unmöglich dieser Plan auch scheinen mag, billigte ihn doch Friedrich II. in einem Gespräche vor der Prager Schlacht, und noch jetzt glaube ich, würde man bei ihm mehr Bereitwilligkeit finden, als bei Maria Theresia.“

Kirche und Gottesgelahrtheit.

41) Die Mythen des Lebens Jesu. Auszüge aus Haiat ul Kulub, oder Geschichte Muhameds, beschrieben nach der Schiitischen Tradition von Muhamed Bachir. Nebst einem das Leben Jesu von Strauß betreffenden Anhang, herausgegeben von M. Chr. G. Barth. Stuttgart, Steinkopf, 1837. S. 44.

Muhamedanische Mythen von Christus, hier zur Vergleichung aufgestellt, damit man wirkliche Mythen von der durch Herrn Strauß fälschlich für Mythen ausgegebenen Geschichte besser unterscheiden lerne. Die Evangelien enthalten einfältige schlichte Wahrheit; wie man Mythen daraus gemacht hat, das zeigen Haiat ul Kulub der Muhamedaner und Toledod Jeschu der Juden. Man wird diese phantastischen Verzerrungen des Evangeliums mit Interesse lesen. Sie sind ganz im Geschmack arabischer Mährchen. Der Anhang, betreffend Dr. Strauß, drückt sich also aus. „Seine (die Hegel'sche) Philosophie hat bis jetzt nur genommen, nichts gegeben. Die jetzt so viel vom Geist des Christenthums sprechen, ob sie mit dem Buchstaben der heiligen Schrift ehrlich verfahren, zeigt das Werk des Herrn Dr. Strauß. Um der Idee zur Herrschaft zu verhelfen, soll das historische Außenwerk fallen. Der Spiritus soll aus den rohen Stoffen des Christenthums ausgezogen werden; das übrige sind die Trester, die man wegwirft; und in der neuen christlichen Republik will man eine ganze Reihe Brennhäuser errichten. Eins steht schon, und hat den Schild: „Dr. Strauß, Destillateur.“ Wir aber wollen unser Korn wie bisher als Brod essen, und keinen Branntwein daraus brennen lassen; die Temperance Society, welche sich gegen den Genuß solcher geistigen Flüssigkeiten gebildet hat, wird hoffentlich immer mehr Subscribenten finden. — Der Missionar Schulz sprach mit dem Juden Benjamin vom Talmud als der Verdunklung der heiligen Schrift. Benjamin erwiderte: „Es ist wahr, was ihr sagt, der Talmud ist die Kappe über die Laterne; aber diese Kappe haben wir um euretwillen gemacht. „Schulz versetzte darauf: „Recht so; ihr habt

die Kappe gemacht, und haltet also die Laterne unter der Kappe; daher könnet ihr nicht sehen, und wenn wir euch folgten, so gingen wir auch irre. Aber wir haben die Laterne unter der Kappe weggezogen; daher haben wir das Licht, und ihr habt die Kappe, und bleibt in Finsterniß." — Also wollen auch wir das evangelische Licht behalten, und Herrn Strauß seine Kappe lassen. Vielleicht macht die immer thätige Mythe noch einige Zusätze, bis eine dreifache Kappe daraus wird. Und wenn die klingende Schelle seinen Ruhm weit und breit verkündigt, und den Untergang der alten Wahrheit meldet, so vergesse man nicht, daß auch diese Schelle an einer Kappe hängt."

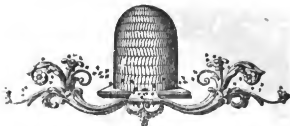
42) Ueber religiöse Erziehung von Theodor Schwarz, Dr. der Theologie und Philosophie und Pastor zu Wieck auf Rügen. Hamburg, Perthes, 1834.

Daß in unseren Tagen immer ernstlicher auf religiöse Erziehung gedrungen werde, ist löblich; es ist um so löblicher, wenn es mit Geist und Umsicht, vor allem, wenn es zwar mit Nachdruck und Würde, aber auch mit christlicher Liebe und Milde geschieht. Diese lobenswerthen Eigenschaften können gegenwärtiger Schrift nachgerühmt werden. Der Begriff der Erziehung ist jedoch nicht gerade im pädagogischen Sinne genommen, nach welchem man darunter das Geschäft, Mittel und Wege, die Jugend einem gewissen Bildungsziel entgegenzuführen, versteht. Vielmehr denkt der Verfasser bei dem Wort Erziehung mehr an die Bildung, sofern sie bereits ein gewonnenes Ergebniß ist. Unter religiöser Erziehung versteht derselbe nun die christliche und unter dieser nicht die einer schroff sich abschließenden Confession, sondern die rein evangelische, welcher Christus, im Geist und in der Wahrheit aufgefaßt, das A und das O ist. Diese christliche, den ganzen Menschen in Anspruch nehmende Bildung wird sodann im Verhältniß betrachtet zur weltmännischen, zur moralischen, zur ästhetischen, zur dogmatischen und endlich zur humanistischen (Humanitäts-) Bildung. Alle diese Bildungsweisen werden nun als einseitige, und sofern sie ihre Einseitigkeit als universell behaupten wollen, als unchristliche dargestellt, da die religiöse, christliche eben die wahrhaft und alleinuniversale, die allein allgemein- und echtmenschliche sey. Es liegt in den hieher gehörigen Auseinandersetzungen viel Wahres und Beherzigenswerthes; und besonders wohlthuend ist es, einen Geistlichen gegen den Dogmatismus und dessen Gemüth und religiöses Leben verderbendes und tödtendes Wirken sich erklären zu sehen, gegen jenen starren, in allen Confessionen anzutreffenden Dogmatismus, der Alles ausschließt und verdammt, was er nicht selbst ist, welcher Alles in Allem seyn und weder der Moral, noch der Aesthetik, noch einem unschuldigen, von Gott gewollten Lebensgenuß einen Platz zu geben weiß, sie alle vielmehr von sich stößt, und nun selbst hölzern und unerquicklich und öde, die Menschen, die ihn, wie er es selbst thut, mit dem Christenthum verwechseln, auch mit diesem entzweiet. Es ist nun gerade ein Hauptverdienst gegenwärtiger Schrift, darauf hingewiesen zu haben, wie ein wohlverstandenes und wohlbeherzigtes Christenthum weit davon entfernt ist, irgendwie einseitige, moralische, spiritualistische oder sonstige Gebote oder Verbote an den Menschen zu stellen, wie dasselbe ihn vielmehr als einen ganzen, nach allen Seiten, die ihm gegeben sind, in Anspruch nimmt und zu befriedigen sucht; daß es daher die verschiedensten Richtungen seines leiblichen, geistigen, moralischen, ästhetischen Lebens nicht aufzuheben, sondern zu bekräftigen, zu heiligen trachtet, indem es dieselben an den heiligen Schöpfer, Erhalter und Vollender Aller anknüpft.

Was nun die Erziehung zur Religion betrifft, so deutet der Verfasser sehr richtig an, daß dieselbe eigentlich nicht wohl durch Lehre, also keineswegs durch die Schule direkt zu gewähren sey, sondern vorzugsweise durch das Beispiel christlichen Lebens in den Familien. Auf diesem Boden einer religiösen Lebenserfahrung gedeihe erst eine wohlbemessene Lehre, und wohlbemessen sey die Lehre nur dann, wenn sie das Alter der Kinder beachte und nicht auf jeder Altersstufe die ganze christliche Glaubens- und Pflichtenlehre einbläue.

Endlich ist auch von dem Verhältniß der religiösen Erziehung zur Geschichte und zur Naturwissenschaft die Rede; und obgleich es wahr ist, daß beide, sofern sie Unterrichtsgegenstände sind, in religiösem Geiste gelehrt werden sollen: so ist doch eine so totale Christianisirung derselben, wie sie der Verfasser verlangt, nicht wohl möglich, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu vernichten. Hier, wie in manchen anderen Punkten, fällt der Verfasser in den Fehler der neuesten Philosophie, Alles in sich auflösen zu wollen; und obwohl die Religion hiezu eine größere Berechtigung zu haben scheint, sofern sie lauter Geist und Leben Gottes ist; so ist sie doch nicht sowohl der ganze Mensch selbst, als vielmehr nur sein Innerstes und Heiligstes, die Sonne wohl, aber nicht das Planetensystem.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 114. Montag, 14. November 1836.

Geschichte.

2) Historisches Taschenbuch von Barthold, Leo, Sotzmann, Zinkeisen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Achter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Ludwigs XIV. Leipzig, Brockhaus, 1837.

Abermals sehr gehaltvolle Beiträge. Herr Barthold hat sich neuerdings in die russische Geschichte vertieft. (Ist es wohl zu verzeihen, wenn wir von diesem vortrefflichen deutschen Geschichtschreiber lieber deutsche Stoffe, z. B. die Hansa zur Bearbeitung gewählt wünschen?) Er gibt uns, wie früher die meisterhafte Schilderung der Kaiserin Anna, so jezt eine Geschichte des tragischen Ausgangs des Joanschen Zweiges der Romanow und seiner Freunde. Sodann beschreibt Herr Leo äußerst ausführlich den Burgbau und die Burgeinrichtung in Deutschland vom 11ten bis zum 14ten Jahrhundert, ein bisher ziemlich vernachläßigter Gegenstand, während schon so viel über die Häuslichkeit der Alten geschrieben ist. Der Verfasser schöpft seine Schilderung theils aus noch vorhandenen Bauwerken, theils aus den sehr genauen Nachrichten der Minnesinger und Epiker des Mittelalters, und gibt uns nicht nur eine vollkommene Uebersicht über das Architektonische, sondern auch über die häusliche Einrichtung und die geselligen Vergnügungen auf den alten Burgen. Herr Zinkeisen beschreibt Versailles wie es früher war und jezt ist, wobei die ganze Hofhaltung Ludwigs XIV. die Revue passirt. Die früher von Volney zu Milliarden berechneten Baukosten des Schlosses schwinden nach des Verfassers Rechnung zu 180 Millionen zusammen. Das Einzige, was uns an diesem sehr ausgezeichneten Aufsatz mißfallen hat, ist die Hochachtung, ja die Rührung, mit welcher der Verfasser von dem nichtswürdigen König Ludwig XIV. Abschied nimmt. Von einem solchen Despoten, der so alle Rechte der Völker mit Füßen trat, dabei wollüstig und ein Frömmler war, darf man nicht so ehrerbietig sprechen, ohne der Würde der Geschichte etwas zu vergeben, denn diese Würde besteht in der Gerechtigkeit.

Die lezte Abhandlung: Aelteste Geschichte der Xylographie und der Druckkunst überhaupt; besonders in Anwendung auf den Bilddruck, von J. D. F. Sotzmann, hat an und für sich und besonders in der Nähe des Zeitpunkts, da wir zum vierten Mal das Jubiläum der Erfindung des Drucks feiern wollen, großes Interesse. Der Verfasser verbreitet über den bekannten Streit, wo der Druck erfunden worden, ein überraschendes neues Licht, indem er die Geschichte

der Holzschneidekunst, die derjenigen des Letterndrucks noch voranging, aufs genaueste verfolgt. Er zeigt zuerst, wie Abdrücke von einzelnen Zeichen schon im Alterthum nicht ungewöhnlich gewesen. Er gedenkt des berühmten Reisenden Marco Polo, der schon im 13ten Jahrhundert ein gedrucktes Papiergeld beim Großchan der Tartarei vorfand. Dann bemerkt er, daß das Bedürfniß nach Heiligenbildern, Spielkarten und Lerntafeln zum Schulgebrauch auch in Europa den Holzschnitt und Holzdruck eingeführt habe. „Die Frage, ob Schriften früher als Bilder gedruckt worden oder umgekehrt, und ob von gedruckten Bildern die Spielkarten oder die Heiligenbilder die ersten gewesen, ist nicht anders als dahin zu beantworten, daß, da zur schnelleren Vervielfältigung aller jener Artikel, welche ihr Gewerbe umfaßte, ziemlich dasselbe Bedürfniß bestand und sie von denselben Personen verfertigt wurden, die erste Anwendung der Druckkunst auch wohl auf alle gleichzeitig geschehen sey, ohne sie auf den einen oder den andern lange ausschließlich einzuschränken, und daß, wenn irgend einer auf ein Näherrecht Anspruch machen kann, dies die Spielkarten gewesen seyn mögen, weil sie sich in ihrer Beschaffenheit am meisten gleich blieben, sich am meisten abnutzten und die meiste Nachfrage danach war.“ Er beweist: „Daß für die Erfindung der Druckkunst das Ei des Columbus, der eigentliche Grundgedanke, in dem Bewußtwerden der Absicht lag, Schrift und Bild durch Farbdruck von einer stehenden Form zu vervielfältigen, daß dies, insofern dazu ein durch Zeitumstände hervorgebrachtes und reifgewordenes Bedürfniß nöthig ist, erst im 15ten Jahrhunderte zum Vorsatz werden konnte, daß es die Briefmaler waren, bei denen diese zuerst Wurzel faßte, und daß es am einfachsten und natürlichsten ist, den Uebergang von trocknem Stempeldruck zum Farbdruck für den ersten Schritt zu halten, der die Bahn der neuen Erfindung eröffnet.“

Als dieses Bedürfniß eintrat, war auch die Schneidekunst schon nicht mehr unbekannt. Sie hatte sich für andere Zwecke bereits anwenden lassen. Der Verfasser macht auf die äußerst merkwürdigen Metallplatten aufmerksam, die man schon im 13ten Jahrhundert findet, z. B. auf dem Grab des Königs Erick Menved von 1319. „Ganz außer Zweifel wird indeß diese Art der Arbeit durch mehrere Denkmale gesetzt, die am Niederrhein, namentlich aus der Abtei Altenberg im ehemaligen Herzogthume Berg noch übrig und nicht bloß von dem Verfasser selbst gesehen worden sind, sondern von denen ihm in sorgfältigen, von den Originalplatten selbst genommenen Abdrücken die treuesten Facsimiles vorliegen. Verkleinerte Copien dieser Abdrücke von zweien Platten, deren eine den Bischof Wichbold von Culm, gestorben 1398, die andere den Herzog Gerhardt von Jülich und Berg, gestorben 1475, vorstellt, befinden sich in dem Werke: „Die Zisterzienser Abtei Altenberg bei Köln, von Corn. Schimmel“ (Münster 1832. gr. Fol. mit 15 lithograph. Tafeln) und werden hinreichen, um sich von deren Beschaffenheit wenigstens einen ungefähren Begriff zu machen. Beide Metallplatten vereinigen in sich gewissermaßen den Kupferstich und Holzschnitt, jenen wegen der eingegrabenen Umrisse, diesen wegen der in der Ebene der Platte stehengebliebenen Felder und der ausgeteilten Zwischenräume. Die Platte des Bischofs Wichbold ist zugleich ein ausgezeichnetes Kunstwerk dieser Art, und das Gehäus, unter welchem er ruht, im vollendetsten und reichsten Styl der gothischen Architektur, mit so feinem Linien- und Gliederwerk dargestellt, daß die Arbeit hier dem Linearholzschnitt sehr nahe steht. Es ist als gewiß anzunehmen, daß die rauh ausgetieften Gründe und Zwischenräume, sowie die eingegrabenen Umrisse und Züge ursprünglich nicht, wie jetzt, leer, sondern mit einem schwarzen oder andern farbigen Kitt ausgefüllt gewesen sind, so daß der Platte dadurch eine völlig ebene Oberfläche wiedergegeben wurde, auf welcher sich durch den Kontrast der Farbe des polirten Metalls und des schwarzen Kitts Alles von einander gehörig sonderte und ein deutliches Bild hervorbrachte. Der Kitt, der kein metallischer Schmelz, wie das Niello war, ist durch das Alter und andere Unbilden verschwunden, und dadurch möglich geworden, von den Platten mittels Druckerschwärze Abdrücke zu nehmen, aus denen sich aber die ursprüngliche Wirkung der Platten insofern nicht beurtheilen läßt, als Das, was auf denselben durch den Kitt schwarz erschien, hier weiß, was dort in der Farbe des Metalls erschien, hier schwarz ist.“

Mithin war vorgearbeitet für die Holzschneidekunst, die sofort dem Bedürfniß des Drucks und zwar zuerst des Bilderdrucks dienen mußte. „Ueber die Zeit, wo die ersten Briefdrucker und Formschneider zum Vorschein kamen, geben die Bürger-, Zunft- und Steuerregister der ehemaligen freien Reichsstädte Deutschlands die besten Aufschlüsse, aus deren Zusammenstellung und Vergleichung sich selbst über den Ort, von welchem der Holzdruck ausgegangen, und den Gang seiner Verbreitung sichere Schlüsse würden ziehen lassen, wäre man nur in allen diesen Städten und zu einer Zeit, wo ihre Archive noch reicher und vollständiger waren, bedacht gewesen, sie zu dem Behufe zu benutzen. Leider ist dies aber nur in wenigen einzelnen derselben und auch da nicht immer mit der erforderlichen Umsicht und Genauigkeit geschehen. In Nürnberg kommt 1449 in den Bürgerbüchern der erste Formschneider vor, sowie von da ab viele andere, Kartenmacher aber seit 1433, die seit 1438 Kartenmaler genannt werden und häufig schon Frauenzimmer sind. Von 1473 ab erscheinen Briefmaler, Schönmaler,

Illuminirer; die Briefdrucker stecken unter diesen und den Formschneidern (von Murr „Journal" II. 120). In Augsburg zeigen sich Kartenmacher 1418, in Ulm Kartenmaler und Kartenmacher von 1402 ab häufig in den Steuerregistern, Formschneider aber erst von 1441 ab, wenn man die verdächtige Angabe, daß 1398 schon ein solcher angeführt wird, ausnimmt (Jäger im „Kunstblatt" für 1833 S. 420). 1473 hatten einige Maler, Bildhauer und Glaser, darunter auch ein Briefdrucker, eine Brüderschaft daselbst im Gotteshaus Wengen gestiftet, zu der 1499 mehrere Briefmaler, Buchdrucker und Buchhändler gehörten (Weyermann im „Kunstbl." für 1830. S. 355). Auffallend ist, daß in Nördlingen ein Wilhelm Kegler, der abwechselnd als Wilh. Briefdrucker aufgeführt wird, mit lezterem Namen schon in dem Steuerbuch von 1428 und später noch einige Mal vorkommt (Beyschlag „Beiträge", Stück I. S. 12 u. f.), zumal weiter bis ans Ende des 15ten Jahrhunderts daselbst nur ein aus Ulm herübergezogener Kartenmaler und ein einziges dort gedrucktes xylographisches Produkt zu finden ist. Wäre der Name Briefdrucker auch nicht sein Gewerbsname, was kaum zu bezweifeln, da sein Familienname Kegler war, so ließe doch der bloße Name voraussetzen, daß die Sache schon früher bekannt gewesen. In Frankfurt am Main hat 1440 Henne Kruse von Menze, Drucker aufgeschworen (Schaab, „Buchdr. Gesch." III. 335), der nichts anders als ein Briefdrucker, wie der 1459 daselbst zum Bürger aufgenommene Hans von Pfedersheim ausdrücklich genannt wird, gewesen seyn kann. Auf so wenige Städte sich diese Nachrichten nun auch beschränken, so läßt sich doch daraus mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, daß um 1440 das Formschneiden und mithin das Karten- und Briefdrucken ein bekanntes, über viele große deutsche Städte, wahrscheinlich durch Wanderung, wie nachher bei den Typographen, verbreitetes, seinem Ursprunge nach jedoch nicht viel über 10 bis 20 Jahre älteres Gewerbe war. — Die Briefdrucker sind in den Niederlanden ungefähr ebenso alt, denn nach dem Privilegium der S. Lucasgilde zu Antwerpen von 1442 (Koning „Verhandeling etc." Hptst. 23) gehörten damals Maler, Bildschnitzer, Glasmacher, Illuminirer (verlichters) und Drucker (printers) zu dieser Korporation. Unter den beiden leztern sind die Briefmaler und Briefdrucker, wie sie in Deutschland hießen, leicht wiederzuerkennen. Die printers, wenn sie auch kleine Bücher xylographisch druckten, blieben aber deßhalb, ebenso wie wir in Deutschland sehen werden, doch von den nachmaligen Buchdruckern, die in späteren Verhandlungen derselben Gilde, zum Unterschied von jenen, druckers genannt werden, abgesondert."

Nach einer ausführlichen Episode über die Spielkarten, geht der Verfasser zu dem eigentlichen Bücherdruck über. „Es bleibt nun noch übrig, zu sehen, welche Bewandtniß es mit den ganz in Holz geschnittenen Büchern der Briefdrucker hat und was sich über deren Alter sowohl an sich, als in Vergleichung mit den Heiligenbildern und Spielkarten ermitteln läßt. Sie sind seit einer langen Reihe von Jahren der Hauptgegenstand der Forschungen des Verfassers dieser Abhandlung gewesen, weil er nicht mit Unrecht vorausgesezt hat, daß wegen ihrer Anzahl, ihres größeren Volumens und ihres unmittelbaren Uebergangs in die Typographie aus ihnen mehr Licht über die Geschichte der Druckkunst, als aus anderen Ueberresten des ältesten Tafeldrucks zu schöpfen sey. Sie bilden eine eigenthümliche und in sich abgeschlossene Abtheilung in der Literatur des Mittelalters, die größerer Aufmerksamkeit werth ist, als ihr bisher gewidmet worden, indem sich daraus, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für den Fortgang der Drucktechnik, nicht nur Aufschlüsse über die Dogmatik, Homiletik und Liturgik des Zeitalters, über die Art und Weise des Religions- und Elementarunterrichts, über Wunderglauben und Volkspoesie, unmittelbar vor der Reformation, gewinnen lassen, sondern auch viele der darin enthaltenen Bildercyklen, wegen ihrer früheren Aus- und Durchbildung, Verbreitung und lange behaupteten Autorität, Hauptdenkmale für die Entwickelung der neuchristlichen Hauptvorstellungen und eine viel benuzte Quelle derselben geworden sind. Sie verdienen daher nach allen diesen Seiten hin eine ausführliche Beleuchtung, welche demnächst in einem besondern Werke erscheinen wird, dessen Resultate hier zusammengefaßt werden, wenn sie gleich dort erst vollständig erwiesen und belegt werden können. — Die xylographischen Bücher theilen sich in zwei Klassen, die mit bloßem Texte und die mit Bildern und Text. Die der ersteren Art sind Elementarschulbücher zum Unterricht in der lateinischen Sprache, insbesondere der Donat, ein Auszug aus dem alten Grammatiker dieses Namens, in Frage und Antwort, seit Jahrhunderten das allgemeinste und beliebteste seiner Art. Dieses Buch, ebenso sehr Gegenstand der Nachfrage als Andachtsbilder und Spielkarten und bei derselben Klasse der Schreiber und Briefmaler für das Volksbedürfniß käuflich, welche jene Artikel verfertigten und feil hielten, eignete sich auch, wegen seiner geringen Stärke von nicht mehr als ungefähr sechs Bogen, dazu in derselben Art, wie die Goldschmiede bisher schon ganze Schrifttafeln erhaben in Metall zu schneiden pflegten, in Holz geschnitten und durch Anwendung des Tafeldruckes leichter und schneller vervielfältigt zu werden. Daß Spielkarten und Bilder in Oberdeutschland wenigstens ebenso früh, wo nicht früher gedruckt wurden als in den Niederlanden, ist nach dem Obenangeführten mehr als wahrscheinlich. Daß der Donatdruck aber von Holland ausgegangen sey,

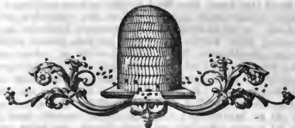
darüber sind bestimmte glaubwürdige Zeugnisse da und es stehen damit andere Thatsachen in völliger Uebereinstimmung. Der Verfasser der 1499 gedruckten Chronik der Stadt Köln hat von Ulrich Zell, der die Buchdruckerkunst von Mainz zuerst nach Köln verpflanzte, selbst gehört, daß die eyrste vurbyldung is vonden in Hollant vyss den Donaten, die daeselfst vur der tziit gedruckt syn. Ind van, sagt er weiter, ind vyss den is genommen dat begynne der vursz kunst. Ind is vill meysterlicher ind subtiilicher vonden, dan dieselbe manier was, und ye langer ye mere kunstlicher worden. Da nun nach derselben unverwerflichen Aussage in Mainz von 1440—1450 die Buchdruckerkunst und was dazu gehört, untersucht und 1450 mit dem typographischen Bücherdruck der Anfang gemacht wurde, so mußten schon vor 1440 Donate in Holland gedruckt worden seyn. Daß dies aber nur mittelst hölzerner Tafeln geschah, ist, einer anderen ausdrücklichen Angabe Ang. Rocca's („Append. ad Biblioth. Vatic.“ Rom 1591. S. 411) nicht zu gedenken, aus dem ebenso zuverlässigen Zeugniß des Abts Trithemius zu folgern, der von Peter Schöffer, einem der drei ersten Mainzer Erfinder, erfahren hatte, daß Gutenberg und Fust ihre ersten Versuche mit hölzernen Tafeln machten. Da Holland, vor der Vereinigung der sieben Provinzen, noch kein Collectivname derselben war, so kann die Angabe der Kölnischen Chronik von den früheren Donaten nur auf das eigentliche Holland, die alte Grafschaft, zu deren bedeutendsten Städten Harlem gehörte, bezogen werden.“

„Fassen wir das bisher Auseinandergesetzte zusammen, so ergibt sich daraus im Ganzen, daß in Deutschland und den Niederlanden der Holzdruck, wenn er auch vielleicht schon im dritten Decennium bei den Kartenmachern und Briefmalern seinen Anfang genommen hatte, doch erst im vierten gewerblich und allgemeiner verbreitet wurde, daß im fünften, und zwar zuerst in Holland, Donate und Schulbücher mit bloßem Text, im sechsten, während die Typographie in Mainz zu ihrer völligen Ausbildung gelangte, auch mehrere Bilderbücher in Holz gedruckt, beide im siebenten und achten, neben der schon weit verbreiteten Typographie, in Deutschland nachgedruckt und durch neue vermehrt wurden, bis endlich im neunten der Holzschnitt selbst bei den Briefdruckern in der Anwendung auf Schrift und ganze Bücher durch die Typographie völlig verdrängt wurde und er sich nunmehr dem Bilddruck ausschließlich widmete.

Der Bücherdruck mit beweglichen Lettern macht überhaupt und auch in der Geschichte des Bilddrucks eine zu wichtige Epoche, er steht in zu enger Verbindung mit derselben, als daß eine Erörterung des über seine Erfindung zwischen Mainz und Harlem entstandenen Streits, obgleich unserem Zwecke nicht unmittelbar angehörig, hier sollte vermißt werden können. Diesen durch die Koning'sche Preisschrift („Verhandeling over den Oorsprong etc. der Boekdrukkunst“ Harlem 1816. 8.) wieder hervorgerufene Streit ist seitdem aus mißverstandenem Patriotismus von den Anhängern beider Städte mit großer Leidenschaftlichkeit und, jenes Werk abgerechnet, in allen in Folge desselben erschienenen Streitschriften mit wenigem Gewinn für die Sache selbst geführt, daher auch noch nicht zu einer endlichen Entscheidung gebracht worden. Die holländischen Ansprüche haben in England besonders an Ottley, in Deutschland an Ebert Vertheidiger gefunden. Wenn auch diese, denen neue und eigenthümliche Argumente zur Verstärkung jener Ansprüche verdankt werden, sich vielleicht dadurch haben verleiten lassen, in der Vorliebe für dieselben zu weit zu gehen, so ist doch den deutschen Gegnern der größere Vorwurf zu machen, daß sie durch den Vorsatz, Alles anzufechten und umzustürzen, sich auch über Dinge haben verblenden lassen, die ohne der Wahrheit zu nahe zu treten und selbst ohne Schaden für Mainz zugestanden werden können und müssen. Aus dem hier Dargelegten ergibt sich nämlich schon, daß, wenn bis jezt auch Formschneider und Briefdrucker in Deutschland am frühesten nachzuweisen sind, die erste Anwendung des Tafeldrucks auf Donate und Bilderbücher doch in den Niederlanden geschehen und von daher nach Deutschland gebracht worden, und daß dies, was die Donate betrifft, den ersten Gutenbergischen Versuchen in Straßburg und Mainz vorausgegangen ist. War nun gleich die Erfindung des Schriftdrucks mit beweglichen, gegossenen Lettern dadurch noch nicht gegeben, sondern mußte dieser Hauptschritt erst geschehen, um die eigentliche Buchdruckerkunst hervorzubringen, so war sie doch dadurch so eingeleitet und vorbereitet, daß es nur noch der Erweiterung des Zwecks und der Verbesserung der Mittel zur Erreichung desselben bedurfte, und daß von dem Ruhme, der bisher ausschließlich auf Gutenberg und seine Mainzer Gesellschafter gehäuft worden, nothwendig ein Theil an ihre niederländischen Vorgänger, wenn sie auch auf halbem Wege stehen geblieben sind, abgetreten werden muß. Zu diesem Resultate führen die oben angegebenen Zeugnisse und Thatsachen ohne Rücksicht auf die Harlemer Sage, von der weiterhin die Rede seyn wird. Das Hinzutreten dieser örtlichen Sage ist aber, da andere Gründe nicht widersprechen, entscheidend genug, um Harlem wenigstens für einen Hauptsitz jener niederländischen Vorgänger und den darin genannten Küster für den namhaftesten von ihnen zu halten.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 115. Mittwoch, 16. November 1836.

Geschichte.

2) Historisches Taschenbuch von Barthold, Leo, Sotzmann, Zinkeisen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Achter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Ludwigs XIV. Leipzig, Brockhaus, 1837.

(Schluß.)

„Wären die Holländer bei dieser Errungenschaft stehen geblieben, so würde sich ihnen mit Grund nichts entgegensetzen lassen. Aber sie begnügen sich damit nicht, ja ihre Vernachlässigung aller tiefer eingehenden Forschung über den ältesten Tafeldruck in Holland, für den dort gewiß noch reiche Entdeckungen zu machen sind, zeigt, daß sie auf diesen Nationalgewinn nicht einmal großes Gewicht legen. Ihr Hauptabsehen geht dahin, jenem Harlemer Küster auch die Priorität des Letterndrucks zuzueignen und zu beweisen, daß der erste Uebergang in denselben aus dem Tafeldruck von ihm früher als von Gutenberg versucht worden. Um uns nun davon zu überzeugen, inwiefern ihnen dies gelungen ist, oder nicht, muß eine kurze Uebersicht der Mainzer Erfindungsgeschichte vorangeschickt werden. Nach der seit Erfindung der Buchdruckerkunst herrschend gewordenen Meinung hat ein Mainzer Edelmann, Johannes Gutenberg, in Folge einer Vertreibung der Patricierfamilien von dort, in Straßburg lebend, sich unter Geldverlegenheiten, die ihn bis an sein Ende nicht verließen, als speculativer Kopf mit mehreren geheimgehaltenen Künsten, als Steinschleifen, Spiegelbelegen und Drucken daselbst beschäftigt. Lezteres ist aus noch vorhandenen Straßburger Proceß-Akten von 1439 zu schließen, die über einen Streit geführt sind, in den er mit den Erben eines Theilnehmers an jenen Künsten, mit welchem er gegen Geldleistungen in Gesellschaft getreten war, verwickelt wurde. Es ist darin neben jenen andern von einer Kunst, die viele Auslagen erforderte, aber auch große Vortheile versprach, von einer Presse, Werkzeug und Formen, von Lieferungen eines Goldschmieds seit 1436 für Sachen, die zum Drucken gehören, die Rede, welches auf nichts Anderes als auf Versuche zum Bücherdruck hingedeutet werden kann, da Gutenberg, indem die Unternehmung in Straßburg nicht zu Ende kam, 1444 nach Mainz zurückging und dort mit einem vermöglichen Einwohner, Johannes Fust, 1450 einen Gesellschaftsvertrag wegen Anlegung einer Buchdruckereiwerkstatt und eines Buchdruckereigeschäfts schloß, dessen Inhalt durch einen 1455 zwischen ihnen entstandenen Proceß bekannt und von der Art ist, daß auf ein reifgewordenes Unternehmen, in größerem Umfange als das frühere in Straßburg,

geschlossen werden muß. Gewiß besaß damals schon Gutenberg das Geheimniß eines unvollkommenen Letterngusses, der durch den erst nach 1450 in die Gesellschaft mit aufgenommenen Schreiber, Peter Schöffer, verbessert und zur Vollkommenheit gebracht wurde. Es wäre sonst nicht möglich gewesen, gleich auf den Druck eines so voluminösen Hauptwerks wie die Bibel auszugehen, der ohne Datum, wahrscheinlich aber um 1455 zu Stande kam. Fust, der durch jenen Proceß Gutenberg außer weitere Theilnahme gesezt und zur Anlegung einer eigenen Druckerei, abermals mit fremder Hülfe und von geringem Fortgang, genöthigt hatte, der ferner Schöffern, wegen der von ihm inzwischen gemachten Verbesserungen, dadurch, daß er ihm seine Tochter zur Ehe gab, aufs engste mit sich verbunden hatte, sezte in Gemeinschaft mit demselben die Druckerei, aus der 1457 der unvergleichliche Psalter hervorging, aufs schwunghafteste fort, selbst nachdem die Eroberung und Plünderung von Mainz durch Adolf von Nassau 1462 eine große Unterbrechung veranlaßt hatte, und starb in Paris, wohin er des Bücherhandels wegen gereist war, wahrscheinlich an der Pest. Schöffer druckte noch lange allein mit ungeschwächter Thätigkeit fort und erntete den reichlichen Lohn, der dem Haupterfinder Gutenberg, welcher bei Adolf Anstellung unter seinen Hofleuten fand, aber bald nach Fust starb, gerade am wenigsten zu Theil geworden war. In andere Städte und Länder wurde die Buchdruckerkunst erst nach jener Eroberung im Jahr 1462, und zwar durch Arbeiter aus der dortigen Officin oder unter augenscheinlichem Einflusse derselben auf die ersten, meist deutschen Drucker, verpflanzt; namentlich kam sie erst 10 Jahre nachher in die Niederlande und zwar in Holland am frühesten nach Utrecht; in Harlem hat, wenn man die Jahre 1483—86, wo daselbst gedruckt wurde, ausnimmt, die neue Kunst erst 100 Jahre nach ihrem Ausgang von Mainz festen Fuß gefaßt. Nichtsdestoweniger gibt es zwei Familien typographischer Drucke außerhalb Mainz, deren Erstlinge älter als 1462 sind. Die eine gehört der Officin des Albrecht Pfister in Bamberg an, eines Formschneiders, wie mehrere mit Holzschnitten ausgestattete Drucke von ihm vermuthen lassen, der aber vielleicht ein schon früh der Mainzer Officin untreu gewordenes Mitglied gewesen, weil die große gothische Missaltype, mit der er alle seine Bücher druckte, der Mainzer nachgebildet scheint, und der sogar der ersten dortigen Bibel fast gleichzeitig eine ähnliche, als noch voluminöseres Prachtstück, an die Seite stellte. Die andere Familie, aus den oben bei den xylographischen Büchern erwähnten 4 Ausgaben des Heilspiegels, ungefähr 10 Ausgaben des Donats und des Doctrinals des Alexander Gallus und etwa 6 anderen Drucken von geringem Umfange bestehend, ist holländisch und die dazu angewandte gothische Type von verschiedener, aber gleichfalls immer größerer Art, unmittelbar aus der den Niederlanden eigenthümlichen Schriftform in Handschriften, ohne alle Spur deutschen Einflusses, hervorgegangen, auch mit der Schrift in den in Holland gedruckten ersten Ausgaben xylographischer Bücher übereinstimmend. Ein eigenthümliches Merkmal dieser Schrift ist ein senkrechter Beistrich durch den Querbalken des Schlußbuchstaben t an der rechten Seite, oft von der ganzen Länge des lezteren. Der unreife Charakter dieser Drucke und ihrer beweglichen Lettern, die Zeichen mangelhafter Beschaffenheit der dazu gebrauchten Werkzeuge, die eigenthümlich nationale Form der Type, von der sich nur in einigen der ältesten Officinen in Holland, Utrecht und Oberyssel vor 1480 noch etwas Aehnliches wahrnehmen läßt, die aber von der Type der aus Deutschland herübergekommenen oder dort gebildeten ersten niederländischen Drucker ganz verschieden ist, endlich der zu dem Text einer Ausgabe des lateinischen Heilsspiegels abwechselnd angewandte Holz- und Letterndruck geben der Vermuthung Raum, daß wir in dieser Familie die ersten nach und nach sich verbessernden rohen Versuche einer selbstständigen, von der in Mainz unabhängigen Erfindung des Bücherdrucks mit beweglichen Gußlettern vor uns haben, was an sich nicht unwahrscheinlich wäre, da, wie Goethe sagt, jedes Zeitalter in einer Atmosphäre gemeinsamer Gesinnungen und Gedanken schwebt und es ebenso natürlich ist, daß dieselben Entdeckungen von verschiedenen Personen ungefähr um dieselbe Zeit selbstständig gemacht werden, als daß in verschiedenen Gärten Früchte einerlei Art zu gleicher Zeit vom Baume fallen. Nehmen wir nun vorerst einmal an, daß diese Familie von typographischen Drucken, aus einer Briefdruckerwerkstatt in Harlem, mit so großem Anscheine einer ersten und selbstständigen Erfindung, vor 1470 zu einer Zeit ans Licht getreten sey, wo die deutsche Typographie von Mainz aus in dem ganzen Umfange der Niederlande noch keinen Zugang gefunden hatte, so dürfen wir uns nicht wundern, daß sich eine dunkle Erinnerung davon erhielt und zu einer Volkssage gestaltete, die jenen Anschein zur Gewißheit machte, aber erst laut wurde, als sich die inzwischen von Deutschland aus über alle Länder gegangene und groß gewordene Buchdruckerkunst, die ephemere Erscheinung zweier Buchdrucker in Harlem zwischen 1483 und 1486 ausgenommen, hundert Jahre später durch die gelehrten Buchdrucker Johann Zuren und Theodor Koornhert endlich an demselben Orte wiedereinbürgerte, der einst ihre Wiege zu werden bestimmt schien. In der Unbekanntschaft mit dem alten verdunkelten Sachverhältniß sucht die Volkssage überall anzuknüpfen, wo sich ihr ein Faden dazu oder eine Wahrscheinlichkeit darbietet. Vor Allem bedarf sie einer Hauptperson als ihres Trägers

und Helden und da die alten Briefdrucker meist nur in der Klasse der untergeordneten Schreiber, Kirchen- und Schuldiener zu finden waren, so wurde, sey es auf den Grund wirklicher Ueberlieferung, oder weil der Name zu den örtlich häufigsten gehörte, ein Küster Lorenz Janssohn dazu gemacht, auf diesen die ganze Erfindung der Druckkunst von ihren ersten Elementen aus übertragen und für die Coincidenz der Mainzer Erfindung und das Abbrechen der Harlemer der handgreiflichste Grund in einem Diebstahl gefunden. Mehrere Schriftsteller gedenken um die angegebene Zeit dieser Sage, nennen aber den Erfinder nicht, und sagen meist nur, daß einer seiner Gehülfen nach seinem Tode die noch unvollkommene Kunst nach Mainz und dort zur Reife gebracht habe. Den umständlichsten Bericht darüber gab Junius, ein gelehrter holländischer Arzt, bald nachdem er sich in Harlem niedergelassen und von den Staaten von Holland zu ihrem Historiographen ernannt worden war, in seinem zwischen 1565 und 1569 geschriebenen, aber erst 1588 gedruckten Werke über die Landesgeschichte unter dem Titel „Batavia" Als Historiograph und um der Ehre der Stadt willen, die ihn berufen hatte, hielt er es für seine Pflicht, der Sage eine geschichtlichere Gestalt zu geben und sie durch Alles, was er zu ihrer Bestärkung hatte auftreiben können, zu unterstützen. Der Bericht des Junius verräth aber auf den ersten Blick schon die gänzliche Unbekanntschaft desselben mit den Verhältnissen, unter denen der Holzdruck um 1440 nicht bloß in Harlem, sondern auch anderwärts in den Briefdruckerwerkstätten geübt wurde. Er würde sonst die Veranlassung zu Versuchen mit beweglichen Lettern in der Unzulänglichkeit und Unbehülflichkeit des Tafeldrucks zum Druck mannichfaltiger und größerer Schriften und Bücher gefunden haben, statt daß er sich nunmehr die Sache auf eine kurzsichtige Weise zu erklären sucht. Weit einfacher und ungeschminkter sprechen die angeführten Harlemer Buchdrucker Zuren und Koornhert kurz vor ihm von der dortigen Sage. Jener schrieb darüber einen lateinischen Dialog, von dem leider nur die Zueignung noch übrig ist, in der er anführt, daß die Buchdruckerkunst dort lange mit geringen Kosten viel zu sparsam und beschränkt unterhalten worden, so daß sie endlich, die Armseligkeit und das geringe Ansehen ihrer schlichten Wohnung verschmähend, sich zu einem Fremdling gesellt und es in Mainz zu größerer Ehre gebracht habe. Dieser sagt, daß ihm alte glaubwürdige Leute nicht bloß das Geschlecht des Erfinders, sondern seinen Namen und Zunamen genannt, die erste grobe Art zu drucken erzählt und des allerersten Druckers Wohnung vormals mit Fingern gezeigt haben. Die Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit aller dieser Männer, zumal in so schmählicher Weise, wie es in den Mainzer Streitschriften geschehen, anzufechten, ist kein Grund vorhanden. Es kann unbedenklich zugegeben werden, daß sich der Name des Harlemer Briefdruckers und Küsters, der die ersten xylographischen Donate druckte und die Kenntniß des Hauses, in welchem sich seine Werkstätte befand, durch Tradition daselbst erhalten hat, und obgleich die Namensähnlichkeit und die Wichtigkeit, welche der arme Küster durch die alte Sage erhalten, schon vor der Mitte des 16ten Jahrhunderts seine Verwechselung mit einem reichen gleichzeitigen, in den städtischen Archiven vorkommenden Rathsgliede veranlaßt zu haben scheint, dessen Familie, von einer adeligen und vormals mit einem der Vorsteherämter bei der dortigen Hauptkirche beliehenen Nebenlinie abstammend, noch fortblühte und sich diese Verwechselung nunmehr zur Ehre schätzte, so kann selbst zugegeben werden, daß unser Küster dieser ansehnliche, 1439 gestorbene Mann, Namens Lorenz Janssohn gewesen sey, wenn auch die Verhältnisse der damaligen Briefdrucker und Das, was Zuren sagt, damit nicht im Einklange stehen. Daß die Sage aber Alles, was von dem ältesten Holzdrucke, sowie von nachherigen ersten Versuchen des Letterndrucks in Holland, vor Einführung der eigentlichen Buchdruckerkunst um 1475 zu verstehen ist, auf diesen Lorenz Janssohn zusammenhäuft, daß sie es miteinander in die Zeit vor deren Erfindung in Mainz, also vor 1450, in welche Zeit lediglich die ersten holländischen xylographischen Donate gehören, hinausrückt und um dies wahrscheinlicher zu machen, zur Verpflanzung der neuen Kunst nach Mainz durch einen Dieb ihre Zuflucht nimmt, dies liegt ebensowohl in der Art und Weise, wie sich eine Sage überhaupt zu bilden pflegt, als in den Umständen, unter denen gerade diese entstanden ist."

Hoffentlich wird diese so gründliche und meisterhafte Erörterung zur Beilegung des erbitterten Streites beitragen, sofern dabei weder Harlem noch Mainz zu kurz kommt. Da übrigens die Harlemer so vollkommen echte Deutsche sind, wie die Mainzer, so ist es kaum begreiflich, wie man den Streit zweier Städte als einen zweier Nationen hat behandelt wissen wollen.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

43) Das Evangelium in Gymnasien, in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft und besonders zu den altklassischen Studien. Von M. Joh. Gottlieb Lehmann, königl. Director des Gymas. in Luckau. Leipzig, Barth, 1835.

Wohlgemeinte und wohlstylisirte Vorträge über den bekannten Gegenstand. Doch fehlt es denselben gänzlich

an dem, was ihre Publikation nöthig gemacht hätte. Sie enthalten weder neue Ansichten noch neue Gesichtspunkte zur festeren Begründung dessen, was ziemlich allgemein zugestanden ist. Außerdem vermißt man häufig die nöthige Schärfe in den Begriffsbestimmungen. So ist gleich der Begriff des Gymnasiums bis zur Falschheit schief ausgedrückt. Dasselbe soll nach dem Verfasser seyn: eine öffentliche und christliche Bildungsanstalt für die fähigere Volksjugend zu wissenschaftlichen Zwecken. Wissenschaftliche Zwecke hat nicht einmal die Universität einzig und allein, geschweige das Gymnasium; dieses hat allgemein und echtmenschliche Bildung der Jugend zum Zweck, mit dessen Erzielung es zugleich die Befähigung zu höheren, wissenschaftlichen Studien erreicht. Nachdem dann der Verfasser in seiner Weise erörtert, wie das Evangelium sich mit klassischen Studien und wissenschaftlicher Bildung recht wohl vertrage, ja diese, obwohl es dieselben eigentlich erst zu verklären habe, auch nicht ganz entbehren könne, stellt er das Verhältniß der Schule und resp. des Gymnasiums zur Kirche dahin fest, daß die oberste Leitung und Aufsicht der Religionsangelegenheiten eines Gymnasiums unbedenklich der höchsten kirchlichen Behörde gebühre; doch verbittet sich der Herr Direktor die Lokalinspektion von Seiten der Ortsgeistlichen zu Vermeidung leicht möglicher Collisionen. Nicht minder hält er es für nicht passend, wenn ein ordinirter Geistlicher den Religions-Unterricht an Gymnasien ertheile. „Denn — bei der Gymnasialjugend, wie sie gegenwärtig unter unsern Augen und Händen (!) heranwächst, und vielleicht auch nicht zuerst bei dieser Jugendgeneration, steht unserm gesegneten Wirken vorzüglich Ein verhängnißvoller Wahn entgegen, der nur, leider! nicht selten von den Lehrern selbst, ohne ihr Wissen, genährt wird; — der Wahn nämlich, daß Vieles von dem, was gelehrt wird, bloß officielle Lehre sey, die man wohl Amts halber vortrage, um der Ordnung des Staats und der Kirche zu genügen, nicht aber als Sache fester Ueberzeugung, von welcher auch das Herz erfüllt und erwärmt sey. Wenn Geistliche in Gymnasien für Christenthum und Kirche eifern, denkt die überlistige Jugend, daß sie pro ara et foco eifern; und nun sey der Eifer noch so rein, seine Wirkung wird dennoch stumpf und matt seyn."

Wir haben diese Stelle angeführt, weil sie ein Faktum enthält, das es nicht bloß in Sachsen ist, und weil Thatsachen durch Worte und Befehle nicht wegdisputirt werden können. — Am Durchdachtesten und Befriedigendsten ist der Vortrag, in welchem Plan und Methode des Religionsunterrichtes dargelegt werden. Zu billigen ist, daß der Verfasser den Religionsunterricht für Schüler von 11 — 15 Jahren von allem theologischen Kram freigehalten wissen will, wie es auch Anerkennung verdient, daß er den Jünglingen von 16 — 20 Jahren einen nicht streng wissenschaftlichen, aber doch einen solchen Religionsunterricht vindizirt, welcher zu wissenschaftlicher Auffassung und Feststellung der Religionslehren gehörig vorbereitet. Denn die Erfahrung lehrt, daß bei reiferen Jünglingen die ewige Wiederholung des Katechismus, worauf die Ueberfrommen unsrer Tage, wenn sie könnten, auch die Universitätsstudien beschränken würden, Langeweile und Widerwillen gegen das Christenthum für den Rest ihres Lebens hervorzurufen pflegt.

Was der Verfasser zulezt von dem Geiste der Liebe und christlicher Weisheit sagt, die alle Lehrer, Anordnungen, kurzum das Leben der Schule durchdringen müsse, wenn der Religionsunterricht Frucht tragen solle; so stimmen wir ihm vollkommen bei; denn das ist eigentlich die Hauptsache, ohne welche kein Wort, auch kein Bibelwort eine heilsame Wirkung äußern kann.

Taschenbücher auf 1837.

Rheinisches Taschenbuch.

Von Dr. Adrian mit 6 englischen Stahlstichen, und überhaupt wie bisher mit einer ziemlich englischen Physiognomie, was dem Almanach zum Vortheil gereicht, denn die Engländer haben in der That durch ihre feinen Stahlstiche und durch ihre kurzen, gewöhnlich in den verschiedensten Färbungen brillirenden Erzählungen, Reisebilder ꝛc. den Taschenbüchern einen Reiz verliehen, den sie früher nicht hatten, und den sie nicht haben können, wo man den großen historischen oder gar heiligen Styl in die kleine elegante Form zwängen will. Almanache müssen bloß auf den Reiz des Auges und des Augenblicks berechnet seyn, also glänzend, zierlich und mannichfaltig. Der Herausgeber hat die englische Manier auch in Bezug auf den Inhalt beibehalten. Er theilt eine irländische Geschichte und Frau Johanna Schopenhauer eine englische Kriminalgeschichte mit. Auch eine Erzählung des Herrn Storch hat es mit englischem Militär auf der Insel Sicilien zu schaffen. Dann folgt eine kurdisch-persische Heldengeschichte, ein modernes Mährchen in Callot-Hoffmanns Manier, eine deutsche Familiengeschichte von einer Dame und eine auf Napoleon bezügliche Prophezeihungsgeschichte „die Kartenschlägerin" von Künzel.

Berichtigung.

In Nr. 107. Seite 428. Sp. 2. Zeile 6 v. u. ist hinzuzufügen, daß der Held des Romans die ihm als Genugthuung angebotene Ehrenstelle nicht angenommen und dadurch wie im ganzen Verlauf des Romans so auch am Schluß in der Behauptung seiner unabhängigen Stellung und Meinung sich treu geblieben ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 116 Freitag, 18. November 1836.

Romane.

52) Zweiter Band Novellen von C. Fr. v. Rumohr. München. Franz, 1835.

Das beste an diesen Novellenbildern ist der sie gemeinschaftlich umfassende Rahmen. Herr von Rumohr erörtert das wahre Wesen der Novelle und was man willkührlich darunter zu begreifen pflegt:

„Was ist überhaupt Novelle? Doch nur so viel, als nouvelle. So daß Nichts uns abhält, noch verhindert, alle Stadtgeschichten des Tages Novellen zu benennen, und die Klätscher selbst Novellisten. Wo denn kommt dieses Wort zuerst vor? Doch bei den Italienern. Und welchen Sinn hat es dort? Keinen andern, als den von bloßen Tagesgeschichten. Was man nun auch in der Folge möge damit vermischt, hineingemengt haben, so blieb den Leuten die eigentliche Bedeutung des Wortes doch stets in Erinnerung. Noch Gozzi gab ein Dutzend unsaubrer Stadtklätschereien schön toscanisirt unter dem Titel Novellen heraus. Solche Klätschereien sind die ursprünglichen, die echten, die Novellen schlechthin. Was hingegen die Nichtitaliener in verschiedenen Ländern und Zeiten Novellen benannt, unter diesem Namen ans Licht gestellt haben, ist ein durchaus unbegrenzbares Mancherlei. Um ein Beispiel anzuführen, ein ehrwürdiges, nenne ich Ihnen Cervantes, dessen Novellensammlung, Thiergespräche, Episoden aus Schelmenromanen, abenteuerliche und auch sentimentale Geschichten einschließt. Wie nun? Was dachte sich dieser große Mann bei dem Worte Novelle? Sicher Nichts sehr scharf, noch eng begrenztes. — Dem Inhalt nach unterscheidet sich die Novelle von der Erzählung, zu welcher sie der Form nach gehört, in den nachfolgenden Stücken. Die eigentliche Erzählung ist, gleich der Ihrigen, eben nur Erzählung. Sie entwickelt eine Reihe von Begebenheiten, welche, um nicht einzuschläfern, allerdings wohl ein höheres Interesse anregen, von geistreichen Gedanken, schönen Sentenzen und solchem mehr begleitet, unterstützt werden müssen; doch Alles mehr aphoristisch und desultorisch, mit anderen Worten, gleich als wie zufällig aus den entwickelten Begebenheiten, hervorgehend. In der Novelle hingegen knüpft sich nicht etwa der geistreiche Inhalt an die Begebenheit, diese vielmehr an die Idee, welche dem Ganzen zum Grunde liegt und darin hindurch gehalten, von allen Seiten besehen, gedreht, gewendet, gehandhabt wird, bis im gewissen Sinne Nichts mehr daran bleibt; das heißt, bis die Idee, von welcher man ausgegangen, in sich selbst aufgehoben und erschöpft ist, gleich den Wasserbrunnen

nach einer sogenannten großen Wäsche. Sie werden einsehen, werther Poet, daß unter diesen Umständen die Novellen mehr die Hervorbringung des Tiefsinnes, als der Imagination sind; daß, Gefühl, Anschaulichkeit, Handlung, sogar jedes freiere Aufsprudeln des Geistes, eigentlich von der Novelle ganz ausgeschlossen ist und bleiben muß, wenn nicht die kaum geborne Gattung also bald wieder untergehen soll. — Seitdem man schreibt, sucht jeder bessere Schriftsteller auch in Büchern von freier Erfindung stets bald dieses, bald jenes andere Resultat seines Nachdenkens auszusprechen. Und fragt es sich doch, ob man jemals darauf verfallen wäre, mit der ursprünglichen Bezeichnung eben des leichtsinnigsten Geschwätzes gesteigerte Ansprüche auf Ernstlichkeit und Tiefe verbinden zu wollen, wenn nicht Cervantes seinen Novellen das Epithat, exemplares, das ist, musterhafte erbauliche, lehrreiche, ertheilt hätte. Ich bin gar nicht im Klaren, in wie weit seine Novellen auf diesen Beisatz Anspruch haben; genug aber, daß schon auf dem Titelblatte er die Absicht ausgesprochen, erbaulich und lehrreich zu seyn, worin ihm nachfolgen möge, wer auch im übrigen ihm nachzuahmen bemüht ist. Hingegen kann, Novelle schlechthin, nicht wohl Etwas anderes genannt werden, als das lose Geschwätz, welches nunmehr seit bald sechs hundert Jahren Novelle geheißen; jenes Gemisch von Klätscherei und poetischem Geiste, welches in seiner Vollkommenheit der italienischen Literatur ausschließlich angehört. Eine dritte etwas breitere Art, welche frühzeitig auf die eigentliche Novelle geimpft worden, möge man denn zur Unterscheidung, die historische, romantische, poetische nennen. Es verdankte sodann die Literatur der deutschen Gewissenhaftigkeit die Unterscheidung von dreien Gattungen der Novellisterei; der Novelle an sich, der didaktischen, der historisch-poetischen. Versteht sich, daß in der Folge immerdar ein frischer Besen zur Hand seyn mußte, um täglich den Staub hinwegzukehren, der, bei so großer Nähe, leicht von einer Schwelle zur andern sich verwehen dürfte. — Würden Sie's übel aufnehmen, wenn meine sinnreiche Unterscheidung in ein helleres Licht zu setzen, ich um das Opfer dreier Ihrer unschätzbaren Abende Sie gehorsamst ersuchte?"

In diesen drei Abenden nun trägt der Verfasser Musternovellen von jeder Gattung vor. Wenn aber auch der Gattungscharakter in jeder derselben treu ausgedrückt ist, so vermissen wir doch darin das Poetische der Erfindung und die flüchtige Grazie des Styls, wie sie uns in Cervantes wahrhaft exemplarischen Novellen entzücken. Herr von Rumohr denkt zu regelmäßig und spricht zu abgemessen, um ein Dichter seyn zu können.

Die vierte Novelle ist eine Dorfklatschgeschichte. Ein dummer Bauerbursch wird von seinem glücklicheren Nebendubler übertölpelt. Aber die vornehme ironische Form des Verfassers taugt ganz und gar nicht für einen solchen Stoff. Da gehört der derbe und populäre Witz dazu, das Burleske des alten Schwanks und Possenspiels. Besser ist die kleine angehängte Anekdote von der Beichte, die uns die französische Façon anschaulich machen soll und macht. „Ein gewisses Nonnenkloster, las er, ward durch eine Aebtissin regieret, welche von gutem Hause, daher gewohnt war, ihre schnell aufsteigenden Wünsche und Launen jedesmals und alsobald befriedigt zu sehn. Sie besaß wenig Urtheil und einen schwachen Verstand, war daher allen Gründen unzugänglich und nur um so beharrlicher in ihrer Eigenwilligkeit. Der Bruder dieser Dame war zugleich ihr Bischof, kam daher einstmals in das Kloster, nach der Ordnung zu sehen, oder dem Kirchendienste durch seine Gegenwart mehr Glanz zu verleihen. Da nun eines Tages die Aebtissin mit dem Bischof sich allein befand, sagte sie: mein herzlieber Herr Bruder, seit in diesem gebenedeyten Hause ich gebiete und wohne, habe ich immer nichts sehnlicher gewünscht, als demselben ein Vorrecht zu erwerben, deß andere Frauenklöster nicht genießen; und weiß ich überhaupt nicht, weßhalb man die Frauen von dem Rechte ausschließet, die Beichte zu hören, bitte darum Euch, mein Herr Bruder, dieses große Vorrecht mir zu ertheilen, von welchem ich niemals einigen Mißbrauch machen werde. — Der Bischof war überrascht. Um jedoch sie nicht zu kränken, antwortete er mit vieler Gelindigkeit: ist es denn Euch, Frau Schwester, unbekannt, weßhalb man die Frauen zu dieser heiligen Handlung nicht zuläßt? Es hat keinen andern Grund, als diesen, daß sie leichtzüngig sind und gar nichts verhehlen können. Die Beichte aber zu verrathen und auszuplaudern, ist eine grausame, lästerliche Sünde. Allein, was er sagen mochte, so ließ sie doch nicht sich abweisen, sondern beschwur, daß, wenn dieses glorwürdige Recht sie nur erwerben könne, sie lieber zehntausend Tode sterben wolle, als jemals Etwas von dem, was in der Beichte ihr anvertraut worden, vermessentlich auszuplaudern. Mindestens möge er den Versuch anstellen; es solle ihn nun und nimmermehr gereuen. — Da kam dem Bischof ein muthwillig Verlangen, sie auf die Probe zu stellen; und hoffte er, daß sie gar leicht in die Schlinge gehen werde, welche ihr zu legen, er sich vorsetzte. Sagte daher, daß vor der Hand er nur erlauben wolle, daß etwa den Pater Johannes, des Klosters Pfarrverweser, sie beichtige; wann er gesehen haben werde, wie sie dabei sich benehme, wolle er seine Entschließungen sodann nach den Umständen einrichten. Vor Freuden war nach diesem Bescheid die Aebtissin fast außer sich selbst; der Bischof aber entfernte sich, dem

Pater Johannes zu befehlen, daß am folgenden Morgen er sich einfinden solle, der Aebtissin unter den hergebrachten Förmlichkeiten und nicht anders, als sey's im Ernst, seine Beichte aufzusagen. — Pater Johannes bekannte der Dame einige der gewöhnlichsten Schwächen und Fehler der Menschheit; worauf in ihrer Weise sie sein Beginnen ihm verwies und zur Besserung ihn ermahnte. Als er darauf ein wenig anhielt, fragte sie, ob er noch etwas auf der Seele habe, und ermunterte ihn, Nichts zu verschweigen, des eigenen Heiles willen. Da seufzte er tief aus der Brust hervor und sprach: wohl begehe ich fast täglich eine grobe, unverzeihliche Sünde, welche aus Schamhaftigkeit bisher ich keinem Beichtiger habe anvertrauen mögen. Wie denn, mein Freund, sagte sie, man soll dem Beichtiger Nichts verhehlen. Die Beichte ist ein Sacrament, welches der Sünden uns entledigt. Da stellte sich der Pater, als habe er mit sich selbst einen harten Kampf zu bestehen, sagte doch endlich, ehe sie die Geduld ganz verlor: höret denn, meine gnädige Frau, daß ich wohl täglich, gleich den Hennen auf Euerem Hofe, ein Ey lege. Dieses zu beichten, hatte er mit dem Bischofe verabredet. Wie? sprach die Aebtissin mit Hast, Ihr leget alle Tage ein Ey? — Nachdem er es noch ein Mal bestätigt hatte, unterließ sie nicht, mit der nöthigen Fassung und Haltung ihm eine Buße aufzulegen und die Absolution zu ertheilen. Allein nicht sobald war der Priester ihr aus den Augen, als in Gegenwart der Nonnen sie schon zu lachen anhub. Da sie gar nicht aufhörte, und immer wiederum von neuem aufzulachen begann, hätten die Nonnen so gern gewußt, worüber und weßhalb. Doch, je mehr sie fragten, um so mehr lachte sie. Endlich, als sie nicht länger, weder dem Andringen der Nonnen, noch dem eigenen Kitzel wiederstehen konnte, platzte sie in vollem Lachen damit heraus, daß Pater Johannes jeden Tag, gleich den Hennen, ein Ey lege; worüber alle zu lachen anhuben, und es weiter hinaus erzählten, einem Jeden, der's hören wollte. — Nicht lange nachher ging Pater Johannes gleichwie von ungefähr den Klostergang auf und ab, wo denn alle, die ihm begegneten, über ihn lachten und ihm zuriefen: Hascht gelegt? oder: geh hin und leg dein Ey! — Als nun darüber beim Herrn Bischof er Klage erhoben, sagte dieser, nachdem er vorher den Fürwitz ihr verwiesen, der Aebtissin, daß Alles nur angestellt und verabredet sey, bloß um zu erproben, in wiefern man bei den Frauen auf deren Verschwiegenheit bauen und mit gutem Gewissen das Sacrament der Beichte in ihre Hände legen könne."

Die zweite historische Novelle hat die sehr bekannte Geschichte von der Großmuth des edeln Ritter Bayard gegen die Wittwe und ihre Töchter zum Gegenstande.

Die dritte didaktische raisonnirt in bunter Ordnung über Theater, Literatur ꝛc.

53) Thaleck. Ein Roman von Wilhelm Angelstern. Zwei Theile. Bielefeld, Velhagen und Klosing, 1836.

Die Neigung zu Raisonnements ist jungen Dichtern schädlich. Sie verderben sich dadurch die Lust und Kraft der eigentlichen poetischen Erfindung, und ihren Urtheilen fehlt doch in der Regel die Reife, selbst wenn sie ein edler Wille auszeichnet. Die Tendenz des vorliegenden Romans ist eine edle, der Verfasser spricht sich namentlich stark gegen das junge Deutschland, gegen unsere elenden Nachäffer französischer Unzucht und Irreligiosität aus, und er sucht im Kampf mit der modernen sogenannten Zerrissenheit und Verzweiflung das sittlich Schöne zu retten. Aber er läßt sich viel zu tief in diese Zerrissenheit ein. Die unerfreulichen Bilder von Zweikampf unter Freunden, Mord, Verfolgung, Wahnsinn ziehen die Phantasie der Leser in jenes verworrene und widerliche Gebiet hinab, aus dem uns der Dichter doch eigentlich befreien wollte und sollte. Man kann das Rohe und Unklare nur alsdann siegreich bekämpfen, wenn man die Aufmerksamkeit davon ab, und auf das Edle, Feine, Klare hinlenkt. Darum wird auch die triste und schmutzige Schule, die sich jezt von Frankreich aus über die gesammte europäische Literatur verbreitet, nur durch eine ihr ganz entgegengesezte wieder heitere und klassische Literatur verdrängt werden. Wenn die Dichter lange genug Bestien gewesen sind, werden sie wieder Menschen werden. So lange die Cochonerien dauern, entfernen sich freilich die Grazien und der Kritik allein ist das Amt vorbehalten, mit einem derben Prügel die schmutzige Heerde aus dem Garten der Poesie zu treiben. Die Poesie selbst soll sich so wenig als möglich mit ihnen einlassen, um sich nicht zu beflecken; ihre Kritik soll nur darin bestehen, anders zu seyn. Der Kritiker darf die Stinkblume tadeln; der Dichter muß sie ignoriren, sich nicht mit ihr befassen, aber er muß statt ihrer eine Lilie geben.

54) Die Perlen. Roman von Henriette Hanke, geb. Arndt. Zweite Auflage. Zwei Theile. Hannover, Hahn, 1836.

Die Verfasserin gehört zu den bessern, d. h. einfachern und natürlichern Schriftstellerinnen Deutschlands, nicht zu den übertriebenen, romantisch verstiegenen oder gar unnatürlichen Amazoninnen und Ritterinnen der Weiber-Emancipation. Sie schildert das gewöhnliche

Leben und das menschliche Herz recht gut, besonders das weibliche. Schon die erste Auflage des vorliegenden Romans haben wir seiner Zeit empfohlen und thun es hier wieder. Ein armes Mädchen muß gegen ihre Neigung eine Versorgungsheirath eingehen und wird sehr unglücklich, da aber ihr Gatte stirbt, gelangt sie zuletzt unerwartet noch zum Besitz ihres ersten Geliebten. Die Erfindung ist sehr einfach, aber die Behandlung gut, die Darstellung der weiblichen Geduld sogar liebenswürdig.

55) Des Lebens Wechsel. Von der Verfasserin der Bilder des Lebens. St. Gallen und Bern, Huber, 1835.

56) Mnemosyne. Schilderungen aus dem Leben. Von Derselben. Zwei Theile. Aarau, Sauerländer, 1834.

Lauter Familiengeschichten, sehr gut gemeint, voll edeln Gefühls, aber wie alle Frauenromane dieser Art etwas breit. Das Schätzenswertheste an diesen Romanen ist das Streben, im Einfachen und Natürlichen zu bleiben und zum häuslichen und praktischen Sinn der Leserinnen zu sprechen, fern von den Prätensionen und Fratzen der genial seyn wollenden literarischen Amazonen, Therese Huber und Compagnie.

57) Selmas Erzählungen aus der Romanwelt des wirklichen Lebens. Herausgegeben von J. C. Appenzeller. Aarau, Sauerländer, 1834.

Von verwandter Art, Begebenheiten aus der Wirklichkeit zur Unterhaltung, Belehrung und Warnung.

58) Schatten des Lebens und der Liebe. Novellenstrauß von Carl Eichel. Berlin, Bade, 1835.

Der Verfasser schreibt noch in der ersten Jugendwärme, von schwärmerischer Liebe, Duell, gebrochenen Herzen, wobei denn auch die „Blätter aus dem Tagebuche“ oder „zerstreute Blätter aus Leos Papieren“ in gefühlvoll-preciösem Ton des Goethe'schen Ottilien-Tagebuchs nicht fehlen dürfen.

59) Die drei Schwestern, oder: wessen ist das Bild und die Ueberschrift? Eine Briefsammlung, mitgetheilt von S. J. F. Walden. Hamburg, Perthes, 1835.

Ueberaus gefühlvolle Briefe, worin sich vertraute Herzen ihre Wonne austauschen oder klagen über die Herzlosigkeit anderer. Charaktere und Begebenheiten bieten wenig Originelles dar; die Sprache des Gefühls ist die Hauptsache. Ein lyrischer Zug geht durch das Ganze, eine zärtliche, edle und fromme Schwärmerei, die alles mit Liebe ergreift und vor jeder Rohheit zurückschreckt. Man sollte darauf schwören, daß diese Briefe von einem Frauenzimmer geschrieben sind.

60) Märzveilchen. Eine Sammlung von Novellen ꝛc. von Emmy. Wien, Tendler, 1834.

Emilie Marie Zanini (geb. 1809, gest. 1830), also ein zwanzigjähriges Mädchen hat diese Novellen geschrieben. Sie sind voll edler Gefühle, unschuldiger Liebe, fröhlicher hochzeitlicher Vorstellungen, durchaus heiter, und haben insofern nichts von jener Unnatur an sich, die der weiblichen und überdies der jungen Literatur so gern anklebt. Gleichwohl war diese Frühreife des Geistes eine Anomalie, die das warme Leben zum Opfer verlangte.

61) Novellen von Adolph Ritter v. Tschabuschnigg. Zweiter Theil. Wien, Haas, 1835.

Fünf Novellen: 1) ein Seestück aus dem nordamerikanischen und norwegischen Himmel; 2) Geschichte eines Bücherwurms, d. h. eines jungen Mannes, der zu viel studirt, nicht eines alten Pedanten, daher sentimental und nicht witzig; 3) das Leben eines einfachen bürgerlichen Mannes, der seiner frühern Geliebten, als er sie spät in bitterer Armuth wiederfindet, uneigennützig Wohlthaten erweist, sehr ruhig erzählt; 4) Liebesschwärmereien eines Lieutenants, Verzweiflung ohne Noth ꝛc.; 5) Aus den Papieren eines Irrenarztes, zu sentimental, zu wenig wahnsinnig.

62) Novellen von Carl Regiomontanus. Erstes Bändchen. Ansbach, Brügel, 1835.

Armuth und Edelsinn. Ein kleiner, aber desto leutseligerer Fürst, ein unglücklicher, aber desto braverer Forstbeamte, ein sehr edler Jüngling, deren Pflegesohn, Liebe, fürstliche Gunst, Dankbarkeit, Hochzeit, vom Fürsten selbst ausgerichtet, die armen Pflegeeltern in der prinzlichen Equipage abgeholt, Triumphbogen, Illumination ꝛc. Ganz in der Manier der ältern Damennovellen in Almanachen von 1810—1820.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 117. Montag, 21. November 1836.

Romane.

63) Benjamin Brails Seezüge. Roman von C. Wilson. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1836.

Der geneigte Leser wird sich an unsere Anzeige von Tom Cringles Schiffstagebuch, desselben Verfassers, erinnern und mancher vielleicht nicht ohne Dank für den Genuß, der ihm durch dieses ausgezeichnete Werk zu Theil wurde. Es thut uns leid, sagen zu müssen, daß Benjamin Brail dem Tom Cringle sehr bedeutend nachstehe. Aber wir sind nicht im Stande mit Gewißheit zu beurtheilen, ob dies wirklich im englischen Text eben so der Fall sey als in der deutschen Uebersetzung. Wilson ist Humorist und man weiß, welch ein gefährliches Ding es um die Uebertragung eines solchen ist. Herr A. Schefer hat den Tom Cringle ausgezeichnet gut der deutschen Literatur emancipirt, Herr Richard hat den Benjamin Brail flüchtig und durchaus ohne die Eleganz Schefers übertragen. — Troß dem aber will es uns allerdings bedünken, daß Benjamin Brail schwächer ist als jener vortreffliche Cringle. — Das ätherische Zerfließen der Schilderung, welches in Tom Cringle einen so wunderbaren Eindruck macht, scheint hier in ein verworrenes Verschwimmen übergegangen zu seyn, das keine deutlichen Conture mehr zuläßt und dem Leser nicht erlaubt, an irgend einem hervortretenden Bilde auszuruhen. Ferner fehlt es dem Erzählten an der Frische, welche in Cringle oft herzergreifend wirkt, und selbst an Neuheit und Interesse. Einige Themen, welche bereits im vorangegangenen Tagebuch benuzt waren, werden in anderer Form vorgelegt und müssen sich eben darum matt und unlebendig darstellen. — Dabei findet sich auch nicht jene hinreißende Liebenswürdigkeit der Personen wie in Tom Cringle und es ist hier weit öfter gesagt, als dort, daß die oder diese Person preiswürdig sey und weit seltener diese Preiswürdigkeit den Augen des Beschauers dargeboten. — Der Schauplatz sind die Gewässer ums Kap der guten Hoffnung und später die westindischen Inseln, auf denen größtentheils auch Tom Cringle seine Erlebnisse erfuhr. Der erste Schauplatz, das Kap, bietet aber weit anziehendere Scenen, zum Theil auch recht fürchterliche und blutreiche. Der Held des Buchs ist Benjamin Brail selbst, eine zweite, jedoch nicht vermehrte noch verbesserte Auflage des jungen Seeofficiers, Tom Cringle, und darum auch bei weitem nicht so liebenswürdig als dieser. Benjamin Brail ist Kaufmann, reist ans Kap, um Geschäfte für seinen Oheim da abzumachen, wird dann

von einem Freunde desselben, dem Commodore Sir Olivier Eichplank, auf seine Fregatte genommen und kreuzt nun mit diesem in den schrecklichen, ungesunden und dunstigen Gewässern des südlichsten Afrikas. Gefechte mit Sklavenhändlern und Piraten geben hier viel Interessantes zu erzählen. Endlich reist man nach den westindischen Inseln ab; dort erlebt Meister Brail allerlei kleine gesellschaftliche Abenteuer, verliebt sich, ganz wie Tom Cringle, besucht einen andern Oheim, der große Besitzungen auf Jamaika hat und schifft endlich mit diesem und seiner Geliebten nach Hause, wo er sich in seinem Vaterland Irland häuslich niederläßt und als einzige Reliquie seiner Erlebnisse einen sehr komischen Neger Sergeant Anakoo behält. Flüchtigkeit und Inkonsequenzen im Verlauf der Erzählung fallen dabei auf, und jener köstliche Real-Humor in Cringle hat sich hier an vielen Stellen in einen trockenen Verbal-Humor verwandelt. — Dennoch sind ausgezeichnete Stellen auch in diesem Werke und die Lektüre desselben immer noch sehr zu empfehlen. Das würde ja auch bei noch weit geringerer Güte mit gutem Gewissen gethan werden können, da dergleichen Reiseschilderungen einige dutzend Romane unfehlbar aufwiegen. Sehr ergötzlich sind die Officiere des Schiffs gezeichnet, auf dem Brail seine merkwürdigsten Fata erlebt. Wie Olivier Eichplank der Commodore selbst vor Allen und der erste Lieutenant, ein Herr Sprawl, von den Matrosen der alte David Doppelpfeifer oder auch der alte „verflucht höflich" genannt. Von diesem Lezteren sagt Meister Brail sehr ergötzlich: „Lippen hatte er nicht, wer ihn zuerst erblickte, mußte unwillkührlich im Geist ausrufen: welche Sonderbarkeit! — der Mann hat keinen Mund!" Bis er etwa seine Kartoffelntaille in Bewegung sezte; dann aber glich sie einer plötzlich aufgespaltenen Oeffnung in einem Stück scheckigen Quadersteines. — Diese Mundöffnung war so durchaus ihrer eigentlichen Meerbreite entrückt, daß, wenn er sprach, er das „bei Seite" der Schauspieler darzustellen schien; und trank er seinen Wein, so hätte man darauf schwören sollen, daß er ihn ins Ohr goß. So ein mißgeschaffenes Wesen er auch seyn mochte, um ihn anzublicken, war er doch vortrefflichster und warmherzigster Mensch, (das ist beiläufig gesagt, eben nicht sehr elegant noch richtig vom Uebersezer gegeben). Die Untergebenen behandelte er mit gerader Offenheit und Güte; nie hob er ihre Fehler vergrößernd hervor, sondern beschönigte sie gemeiniglich und manchmal sezte er die Matrosen ganz in Erstaunen durch seine unpassende und unerwartet freundliche Höflichkeit." Deßhalb der alte „verflucht höflich." David Doppelpfeifer aber hieß er um einer andern seiner Eigenthümlichkeiten willen. „Der Leser muß verstehen, daß dieser merkwürdige Mann eine ganz ungewöhnliche Naturfähigkeit, nämlich die der Bauchrednerei besaß; er hatte zwei durchaus verschiedene Stimmen, gleich als wäre er ein lebendig umherwanderndes Doppelflageolett; die eine war ein Falsetto, fein und fließend, hell wie der Ton einer Octavflöte; die andere war grob und volltönend wie das Dröhnen einer Trombone. Im Gespräch waren diese anscheinend unwillkührlichen Uebergänge so kurz abgerissen und überraschend, daß sie den abwechselnd angeschlagenen höchsten und tiefsten Tönen einer Orgel glichen. Die feinen Discanttöne schnappten so augenblicklich zu dem Grobgedack über und dieses wieder zu jenen, daß ein Fremder, der unseres Adonis Eigenthümlichkeiten nicht kannte, leicht hätte vermuthen können, ein kleiner Midshipman quacke in diesem Augenblick aus dem Raum durch die Hauptlucke herauf, dem im nächsten des Bootsmanns Gehülfe die Antwort auf dem Verdeck ertheilte."

Wir haben diese Stelle angeführt, um die Kraft der komischen Schilderung zu zeigen, die auch im Benjamin Brail oft genug auftaucht. Ein höchst vortreffliches Gemälde im traurigen Styl ist der Schiffbruch eines Kauffartheischiffes mit Missionären und die Aufnahme eines Kindes ins Schiff, des einzigen überlebenden Wesens von so vielen. — Wie dieses Fahrzeug im Angesicht der Fregatte vom Sturm überwältigt wird, ohne daß die geringste Hülfe gebracht werden kann, ist mit Shakespearischer Feder dargestellt.

Wenn wir also auch entweder durch die Schuld des Uebersetzers, oder wie es doch wahrscheinlicher ist, durch die des Autors, dem Benjamin Brail nicht gleichen Rang mit Tom Cringle, dieser bedeutenden Erscheinung, zuzuerkennen vermögen, so können wir ihn doch mit gutem Recht in die Reihe der höher gestellten Tageserscheinungen bringen, nur mit dem Wunsch, daß Wilson sein eminentes Talent für die Zukunft besonnener, ruhiger und langsamer ausüben, und daß er stets einen Uebersetzer finden möge, wie den des Tom Cringle.

64) Romane der Mistreß Anna Eliza Bray. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übertragen von Bärmann. Fünfzehn Bände. Im Verlag der Kiel'schen Universitäts-Buchhandlung, 1835.

65) Dieselben. Uebersezt von Bruckbräu. Augsburg, v. Jenisch und Stage, 1837.

Was wir über die neueren historischen Romane gesagt haben, findet auch hier seine Anwendung. Aber hier ist noch etwas mehr als das Genre zu rügen. In der

Vorrede erklärt sich Mißreß Bray sehr frauenhaft über die Art, wie sie zur historischen Romanschriftstellerin geworden sey. Sie thut das mit viel Bescheidenheit, aber man stelle sich vor, welches die Haupterfordernisse waren, in deren Besitz sie sich setzen zu müssen glaubte. „Im Jahr 1820, sagt sie, wagte ich es, mit meinem ersten Werke: „Briefe aus der Normandie und Bretagne“ hervorzutreten. In diesen Briefen finden sich viele Hindeutungen auf Froissarts Chronik und die Scenen seiner Erzählung sind so darin geschrieben, wie wir sie auf unserer langen und mühsamen Reise gefunden haben. Dieses Werk hatte das Glück, so günstig aufgenommen zu werden, daß Herr Stothard mir den Rath gab, meiner Neigung zu folgen und den historischen Roman zu versuchen. Ich sollte einen Gegenstand aus Froissart, der, wie ich ihm oft erzählt hatte, eine ewige Ausbeute für die Phantasie darbietet, zur Grundlage wählen, und Wahrheit und Dichtung innig verweben. Er fand, daß die Vorstudien, welche ich gemacht hätte, mich vollkommen zu dem Unternehmen berechtigten, Sitten und Gebräuche jenes Zeitalters zu schildern, und daß eine aufmerksame Benutzung seines eigenen Werks: „Abbildungen der Denkmäler Großbritanniens“ mich über die im Mittelalter üblichen Rüstungen hinlänglich belehren würden!!!“ — So schreibt man historische Romane! Und so entstand denn auch Foix zuerst ganz nach Froissart und dann noch vier Andere, welche Alle der gute Herr Stothard auf dem Gewissen hat. Kann man aber naiver seyn, als diese gewiß höchst ehrenwerthe Frau? Kann man mit besseren Worten sagen, daß man eine Fabrik angelegt habe? Wahrlich ihr wollen wir nichts aufrechnen, aber unsern ganzen kritischen Fluch über solche Patrone und Verführer schreibseliger Damen. Warum aber diese Fabrik übersezt und mit dem schönsten Druck und herrlichen Papier in die deutsche Welt geschickt worden, — das ist hier die Frage? — — Haben denn wir arme Nation nicht bereits einen überschwänglichen Reichthum an einheimischen Kupfermünzen? — Wozu noch die englischen? Und vor allem ist die Zahl unserer dintebefindeten Grazien und Minerven nicht dichtgedrängt genug, und verbreitet sie nicht eine Langeweile. gleich jener, die geherrscht haben muß, „als es noch wüst, leer und finster war auf der Erde?“ aber kein Geist schwebt gegenwärtig über den Wassern. — Nun, was Langeweile betrifft, so ist hier ein Zuwachs gekommen, der einige Jahre ganz allein das Geschäft halten kann, und eine so peinliche, spannungsvolle, endlose Langeweile! ein rechtes Pracht-Exemplar von Langeweile! —

In der That, schwerlich vermochte Jemand die himmlischste Geduld so zu ermüden, als die gute Mistreß Bray; eine ihres Geschlechts etwa, wenn sie geruht hat, an den Armen eines Liebhabers irgend einen Faden abzuwickeln. Von Zeit zu Zeit hält sie gähnend inne, die ängstlich lang ausgereckten Arme keines mitleidigen Blickes würdigend; und dieses herzlose Manöver wiederholt sie möglichst oft, bis man einer gar nicht gelinden Verzweiflung zum Raube zu werden droht. — Dann aber befreit sie den Armen, ohne Dank, ohne einen freundlichen Blick, ja oft mit schnöder Verachtung. So Mistreß Bray. Greuel aller Art läßt sie uns von Seite zu Seite fürchten, größtentheils ohne sie am Ende auszuführen; sie sezt dem Leser Daumschrauben an und wahrhaftig, ohne allen Blutdurst, wäre man unendlich zufrieden, wenn die Schlächtereien nun nur recht bald ihren Anfang nehmen würden. — Dabei ist keine Oase in der Wüste, kein ausgezeichneter Charakter, keine interessante Situation. Wahrlich man sieht die gute Mißstreß, wie sie ihres Strickstrumpfs überdrüssig, die Feder ergreift und macht und macht und immer macht; und am Ende in Gott vergnügt ob des endlich erfüllten Tagwerks die Feder ausspritzt, die Hände wäscht und, wenn sie kochen kann, in gleicher Weise ihr Abendessen kocht oder beaufsichtigt. Ihr erster Roman allein: „de Foix, oder französisches Leben im 14ten Jahrhundert“ ist nicht ohne alles Anziehende; theils mag Froissart daran Schuld seyn, theils ist es aber erste Arbeit und diese ist in der Kunstsphäre bei mittelmäßigen Talenten immer die beste. In „de Foix“ ist der Hof des großen Grafen von Foix geschildert, eines der mächtigsten französischen Kron-Vasallen jener Zeit und geistvollen Fürsten. Ein verkleideter Prinz von Frankreich und ein Page des Grafen, der bald genug zum Ritter geschlagen wird, bilden die Hauptpersonen. Die Verwicklungen sind ungeschickt, aber in der Schilderung ist der Schmelz einer noch jungen Feder nicht ganz zu verkennen. Dieser de Foix ist allein empfehlenswerth, namentlich für Frauen; denn für ungeduldige Männer ist doch die Kost nicht rasch und kräftig genug. — Im zweiten Roman aber: „die Weißkappen“ beginnt jenes unbarmherzige Abwickeln recht eigentlich, und nun geht es so fort bis zum lezten Band des lezten. — Die Geschichte des Aufstands der Bürger von Gent gegen den Grafen von Flandern und ihre Thaten, nachdem sie ihre Partei durch „weiße Kappen“ bezeichnet haben, bildet den Vorwurf dieses Werkes. — Wir wissen weiter nichts darüber zu sagen, als daß zu den berührten Fehlern noch der einer großen Inkonsequenz in der Vorführung der Charaktere hinzuzufügen ist. — Näheres über den Stoff anzugeben wäre unnöthig, da Mistreß Bray der Geschichte Schritt vor Schritt folgt, die Modifikationen der Dame aber anzugeben, wagen wir aus den obenangegebenen Grün-

den keineswegs. — Der dritte Roman heißt: „der Protestant, ein Nachtstück aus der Regierung der blutigen Königin Maria." — Die Verfolgungen einer protestantischen Pfarr-Familie durch die katholische Geistlichkeit sind hier veranschaulicht. Dieses Werk steht unstreitig dem „de Foix" am nächsten. Die großen Männer der Bewegung, Bonner, Gardian, Thomson, Harpsfield, Juan von Spanien, erscheinen nicht unglücklich auf der Bühne. Einige Schilderungen aus dem Volksleben sind ebenfalls gelungen zu nennen. Aber dickaufgetragene Farben und wahrhaft ekelhafte Marterscenen, wie z. B. ein junges schönes und geistvolles Mädchen die Hand durch die Feuer-Tortur verliert ic., verderben viel. Wahrhaft ergreifend ist der Moment, in welchem der Geistliche Wilford mit mehreren Andern verbrannt werden soll, und die abscheuliche Handlung durch einen Reisenden unterbrochen wird, der freudig ruft: „Es lebe die Königin Elisabeth!" und nun das ganze Gebäude des ruchlosesten Pfaffenthums in sich zusammen fällt, die Verdammten triumphirend und die bisher Triumphirenden verdammt werden. — „Fitz of Fitz-Ford" heißt der vierte Roman. „Eine Sage aus Süd-England, aus den Zeiten der Königin Elisabeth." Historische Thatsachen, welche in der alten, an wunderbaren Schicksalen reichen Familie der Fitz sich zugetragen, liegen dieser Erzählung zu Grunde. Die Kenntniß der Gebräuche und der Gewohnheiten jener Zeit, welche die Mistreß hier einschaltet, ist sehr zu loben, aber sonst gilt unser erstes Urtheil. Oft spinnt sich in diesen Dichtungen irgend eine Begebenheit interessant an, aber die Verfasserin versteht durchaus nicht, einen längern Gebrauch von ihrer Erfindung zu machen. Sie will das vielleicht durch die vielen guten Grundsätze ersetzen, die sie reichlich ausstreut, im echt englischen Styl und noch dazu in weiblicher Art, aber um Grundsätze ist es zwar ein recht gutes Ding; nur haben sie niemals ein poetisches Moment.

„Im „Talba von Portugal" (so hat Bärmann „Mauren-Talba übersetzt) beginnt die Mistreß ungewöhnlich anziehend: Ein junger Maure wird vorgeführt, der arme Enkel von Königen, und seine fürstliche Mutter; mit ihnen aber der Talba, eine von jenen großartigen Figuren der modernen Engländer. Aber im Laufe der Erzählung gehen diese Personen alle in die größte Gewöhnlichkeit über, troz des Bemühens der Verfasserin, ihnen romantischen Anstrich zu geben, und die trefflichste Figur namentlich, der junge Maure, wird ganz vernachläßigt. Nicht allein hierin, sondern in Allem ist dieser Roman ein Muster von Inkonsequenz. Außer den genannten Mauren bildet auch die Geschichte der Ines de Castro einen Theil der Handlungen, welcher sich nach und nach innig mit den Schicksalen der Mauren verwebt. Der Talba, ein anfangs streng und selbst hinterlistig erscheinender Mann, zeigt sich später wahrhaft lächerlich edelmüthig und sanft, so recht aus dem Kopf einer Schriftstellerin des neunzehnten Jahrhunderts. Das ist, dem Himmel sey Dank! der lezte dieser Romane. Die Uebersetzung ist gut; wenn ein Ding gut seyn konnte, dessen bloße Existenz schon eine Todsünde ist. — Troz alledem wird der Genius der Mistreß Bray Leser finden, wenn wir uns nicht täuschen, vornehmlich aus dem weiblichen Geschlecht, dessen einem Theil ein Abspinnen, wie wir es geschildert haben, beim Strickstrumpf zur angenehmsten Lektüre wird.

66) Die Ueberschwängligen. Komischer Roman von Ludwig Bauer. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1836.

Vor achtzehn Jahren hätte dieser Roman großes Aufsehen erregt, denn damals war die langhaarige Turnerei, die Herr Bauer hier zum Gegenstande seines späten Spottes macht, noch in der Mode. Jezt herrschen bei der Jugend schon wieder ganz andere Moden, die Hegelei, das Antichristenthum ic.

Als Held des Romans tritt ein Student Streckfuß auf, der auf der Universität durch die Philosophie des Professor Firkeler ziemlich verrückt gemacht wird, und dann mit seinen überspannten Ideen überall in der Welt anläuft und tüchtig gestoßen wird. Eine neue Variation des guten alten Themas Don Quichote.

Aber hätte sich der Verfasser nicht Gegenstände auswählen sollen, die seinen Spott mehr verdienen? Wo ist denn hier das Komische? Unglückliche Jünglinge geben sich, durch die Begeisterung des Jahrs 1813 aufgeregt, einem phantastischen Traum von der künftigen Herrlichkeit Deutschlands, einem vaterländischen Fanatismus, einem blutgierigen Parteihaß gegen die Uebermacht Andersdenkender hin und enden mit Mord, und dessen Strafen, Kerker, Hinrichtung. Sands und Lönings blutige Schatten, denen sich in jüngster Zeit noch andere zugesellt, das lange Begraben einer blühenden Jugend in den Gefängnissen, die Karlsbader Beschlüsse, die strengen Repressivmaßregeln sollten wohl hinlänglich Beweise seyn, daß diese Dinge eine gar sehr ernste und tragische Seite gehabt haben, und daß es weder die Motive, noch die Erfolge irgend verdienen, Gegenstände leichtfertigen Scherzes zu werden.

Verantwortlicher Redatteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 118. Mittwoch, 23. November 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

44) Betrachtungen über das Gebet des Herrn. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. S. 88.

Ein geistreicher Mann hat hier an das Vater Unser Betrachtungen und Erbauungen angeknüpft, wie sie in der schwarzgekleideten Welt nicht häufig sind, und die um so mehr anziehen, je anspruchsloser sie vorgetragen sind. Wir wollen ihn selber reden lassen. Den Satz: „Vater Unser im Himmel, dein Name werde geheiligt“ commentirt er unter andern:

„Wenn sich nun der Finger des unsichtbaren Vaters zuweilen verspüren läßt, so zuckt durch die ganze Menschheit ein Gefühl der Gottes-Nähe, und die Gemüther wenden sich auf einige Zeit wieder dem Ewigen und Höheren zu, und auf das Gewitter, welches sich in befruchtendem Regen auflös't, wirft die wieder hervorbrechende Sonne den farbigen Bogen. Aber im gewöhnlichen ruhigen Laufe des Lebens, in der Behaglichkeit des langen Friedens, vergißt die Welt den Namen dessen zu heiligen, welcher im Himmel ist, und je reicher der Segen, welchen er sendet, desto irdischer die Gedanken und das Bestreben der Menschen. Es wird das Höchste und Edelste selbst nur um des Gewinns willen getrieben, und um die vielfache Bewerbung zu überwinden, welche die wachsende Menschenmenge herbeiführt. Auch die, welche ihre Seelen nach dem Ewigen zu richten lieben, verfallen in ruhigen Zeiten am liebsten in Grübeleien und Streitigkeiten mit Andersdenkenden, und brüten die gewaltigen Eindrücke der vorangegangenen bewegten Zeit in dumpfer Ruhe aus, daher immer in den besten Zeiten die unerfreulichsten Ausgeburten der Schwärmgeister zu Ta e kommen, und des Gezänkes um das kein Ende ist, über was die Menschen hienieden nie einig seyn werden, weil keiner es vollkommen verstehen kann.“

Unter den reichen Gedanken und äußerst beherzigenswerthen, immer für die nächste Gegenwart berechneten Nutzanwendungen, welche dieses kleine Buch von Anfang bis zu Ende enthält, glauben wir noch insbesondere folgenden aus dem Commentar zur Bitte: „unser täglich Brod gib uns heute“ hervorheben zu müssen:

„Wer es nicht vermag, wohlfeil zu regieren, und dieß ist in unsern Tagen beinahe unmöglich, der ist gezwungen, Handel und Gewerbe auf alle Weise zu befördern der benöthigten Steuern wegen, und wird auch am Ende zu der möglichst großen Freiheit des Verkehrs mit andern Völkern greifen müssen, damit die Armen seines Landes ihr tägliches Brod gewinnen können. Zwar haben viele es versucht, bei allen unnatürlichen Beschränkungen des Handels durch Anlehen, Stockschwindelei und

Papiergeld einen künstlichen, gewissermaßen krankhaften Reichthum zu schaffen. Es verzehrt sich aber das endlose Kredit nehmen und geben am Ende selbst, die Stockschwindelei vernichtet den ehrlichen gutgegründeten Handel, und das Papiergeld hindert zwar zuweilen den Abfall der Unterthanen in Nothzeiten, weil alle Vermögen dadurch an den Fortbestand der Regierung geknüpft werden, ist aber für ruhige und geordnete Zeiten so gefährlich, als eine reizende Arznei einem Körper in gesunden Tagen. Dagegen haben wir andere Regierungen in unseren Tagen gesehen, welche durch wechselweise Befreiung des Verkehrs in kurzer Zeit eine nie gesehene Thätigkeit des Handels und eine plötzliche Befriedigung der aufgeregten Gemüther bewirkt — und indem sie auf Auflagen verzichteten, ihre Kassen gefüllt haben. Freilich wird Eigenmacht und sogar Alleinstehen durch solche Vereine unmöglich, aber was auf einer Seite verzichtet wurde, gibt auf der andern zehnfachen Gewinn durch vermehrte Anhänglichkeit der Völker, durch Verminderung der Schmuggelei, (welche die Regierung zugleich als Feind ansah, den man bekämpfen mußte, und als Dummkopf, den man betrügen durfte), und besonders durch Rückkehr zum natürlichen besondern Kunstfleiß eines jeden Landes. Wenn die Gaben der Natur unter allen Völkern, und die Gaben des Wissens unter allen Klassen der Gesellschaft werden ausgetauscht und verbreitet werden können, alsdann wird jeder sein tägliches Brod sicherer, leichter und freudiger erwerben können als jetzt, und dahin haben nicht nur die zu wirken, welche es wohlmeinen mit ihren Brüdern, sondern auch die, welche fürchten müssen, daß der so lange mißhandelte gemeine Mann endlich der bürgerlichen Ordnung Krieg ankündige, von welcher er nur die Lasten, nicht aber die Vortheile durch so lange Jahre gefühlt hat. — Aber auch darauf haben die Lenker der Völker zu sehen, daß die Arbeit nicht auf eine erniedrigende Weise das tägliche Brod schaffen müsse. Es ist zwar Sklaverei überall, Leibeigenschaft beinahe überall, Frohndienst an vielen Orten abgeschafft, aber das Loos des Armen wird dennoch bei jeder Veränderung härter, denn die andern Stände können sich entschädigen, er nicht; die Noth zwingt ihn, jede Demüthigung zu ertragen, jede Entsagung darzubringen, nur um Arbeit zu finden, um zu leben. Wie im Mittelalter die damals ausschießliche Arbeit des Feldbaues von Freiwilligen gesucht wurde, welche sich und ihre Nachkommen in Leibeigenschaft hingaben, nur um Boden zu finden, um ihr Leben zu fristen. so wandern jetzt die Kinder in zarter Jugend in die Gewerke, und man mißt ihnen dort die Arbeit möglichst reichlich, Nahrung und selbst Luft möglichst spärlich zu. Wohl war das Loos der alten Leibeignen noch glänzend gegen diese Abhängigkeit. Sie arbeiteten doch in Gottes freier Luft, und ihr Herr mußte sie wenigstens so schonen, daß sie nicht erkrankten oder verkrüppelten. Der Fabrikherr aber entläßt seinen, oft nur für Eine Arbeit tauglichen Arbeiter ohne Umstände am Sonnabend, und dieser kann, wenn er Raum in der Kirche findet, Sonntags dort Gott sein Elend vortragen und Montags zusehen, wo er Arbeit finde und Brod für sich und die Seinen. Daher müssen wir bei allen vorübergehenden Uebeln, welche die neuerfundenen Werkzeuge dadurch bringen, daß sie viele rechtliche und brave Arbeiter ohne deren Schuld plötzlich brodlos machen, dennoch uns freuen, so oft eine todte Kraft eine so mißbrauchte lebende ersetzt, und hoffen, daß durch die vermehrten Verbindungsmittel eine Menge neuer, weniger entehrender Erwerbszweige werde geschaffen werden. Auch wird bald zwischen den Regierungen, welche mehr baufähigen Boden haben, als Menschen, und denen, welche im umgekehrten Falle sind, ein billiges Abkommen getroffen werden. Jede Familie, welche auswandert und auf einem Bauernhofe, welchen sie an die Stelle der Wildniß setzte, lebt, erhält wenigstens Eine andere Familie in der alten Welt, wenn man die Waaren, welche sie bedarf und mit den Hervorbringungen ihres Landbaues bezahlt, zusammenrechnet. Und auch die, welche den Gesetzen anheimgefallen waren und nach vollbrachter Strafe nun in ihrem Vaterland ein kümmerliches und ungewisses Brod finden, werden in fernen Landen ein neues, besseres und nicht durch tägliche Demüthigung vergiftetes Daseyn beginnen können und — indem sie die alte Welt verlassen — ihr doppelt dienen, einmal als Abnahme einer Last, dann als Vermehrung der Nachfrage nach Hervorbringungen des Kunstfleißes, welche ein reich bevölkertes Land, große Capitalien und Förderungsmittel erfordern, also, noch lange wenigstens, einen Austausch mit den neu angebauten Landen begründen müssen."

Romane.

67) Dick Brown, ein Gemälde aus London von Dr. W. Seyffarth, Verf. der Reisetage, der bunten Briefe des Andronikos rc. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Hier haben wir einen englischen Roman in anderem Sinn als dem bisherigen. Dick Brown ist keine Uebersetzung, sondern von einem Deutschen geschrieben. Die Geschichte zeigt große Aehnlichkeit mit der des Jakob Ehrlich im Marryat'schen Roman. Sie ist einfach in hohem Grade und bewegt sich theils in den niederen, theils in den mittleren Sphären der Gesellschaft. Ein

Sohn armer Eltern wird von seinem Oheim, einem reichen Kaufmann, ins Haus genommen und höchst stiefmütterlich behandelt. Durch verschiedene Zufälle und namentlich durch die liebenswürdige Gediegenheit seines Charakters wird er, nachdem er aus dem Hause seines Oheims, ob strenger, unverdienter Züchtigung geflohen, bei einem trefflichen Manne aufgenommen, heirathet endlich die Tochter des Hauses und wird ein glücklicher, reicher und angesehener Mann. An diesem Roman, wenn wir ihn so nennen dürfen, zieht die rührend geschilderte Kindheit des Helden, welche eine schwere Leidenszeit für den armen Jungen ist, ungemein an. Die Schilderung ist ungeschmückt, aber mit viel psychologischem Sinne ausgestattet. Es ist nicht leicht, Scenen der frühsten Kindheit zu geben. Theils fehlt hinreichende Gewalt des Gedächtnisses und theils fehlt das Vermögen, aus dem jetzigen Fühlen und Wollen sich so loszumachen, daß wir in jener so unendlich verschiedenen Zeit uns vollkommen abgeschlossen finden. — Vortrefflich prägt sich das Leben in einem reichen, von herzlosen und geldstolzen Leuten gebildeten Hause aus, wie es in dem Sinn eines armen und unterdrückten Jungen reflectirt wird, seine Sehnsucht nach der geliebten Mutter, die es über sich gebracht hat, um der Wohlfahrt des Sohnes willen sich von ihm zu trennen, sein Anschmiegen an die einzige milde Person im Hause, den wackern Lehrer, endlich das Bemühen, sich dem Begehren der harten Stiefeltern anzupassen und ihre Liebe sich zu erwerben, die aber nicht zu erwerben ist, weil sich für eine solche Liebe gar kein Anhaltspunkt findet. — Wie der Held älter wird, nimmt er indeß an psychologischem Interesse ab. — Eine zweite, gutgezeichnete Figur ist die eines alten Seemannes (ein Seemann darf nun einmal in einem englischen Roman nicht fehlen), Robert Stevens, der sich des verlassenen Jungen unmittelbar nach seiner Flucht annahm. —

Hier haben wir offenbar ein deutsches Erzeugniß, das, wie wir es oben verlangt haben, sich dem ältern Sittenroman anschließt. Nur handelt es in England und wir wünschen daher, einen deutschen Stoff, an dem es doch wahrhaftig nicht fehlen kann, von demselben Verfasser bearbeitet zu sehen, wenn er sich nicht in England etwa einbürgern will. Eine Scene folgt, die ein gutes Bild von dem Geist und Wesen des Buches gibt:

„Sobald meines Oheims grüne Hausthür sich hinter mir geschlossen, mein Begleiter mich und sein Paket einem feiner weiß gepuderten Cameraden übergeben, dieser meine Ankunft gehörigen Orts gemeldet, ich inzwischen auf eine freundliche Frage, die ich an den Mann gerichtet, der mich gestern Master Brown genannt, und für den ich, ohne zu wissen warum, eine Art Zuneigung empfunden, eine dieselbe sehr vermindernde kurze und kalte Antwort erhalten, der Anmeldende mir hierauf gesagt, daß ich ihm folgen solle, wenn ich mir zuvörderst die Schuhe rein abgestrichen, und ich, nachdem ich Letzteres gethan, ein anderes Zimmer als gestern betreten hatte, — befand ich mich im Angesichte meiner Tante, Mistreß Brown, und ihres Sohnes, meines leiblichen Vetters Ned. Meine Tante, von der es mir jedoch kaum beifiel, daß sie meine Tante war, saß in einem rothlederner Armstuhle vor einem mit einem Teppich überhangenen Tische oder vielmehr vor einem schrägen, mit Gold ausgelegten Schreibpulte, welches auf dem Tische stand, mit Papieren bedeckt war und durch einige, in einem Perlenmutterkästchen liegende Schreibfedern an goldenen und silbernen Stielen sofort meine Augen auf sich zog. Mehrere Schritte hinter ihr spiegelten die niedergebrannten Kohlen feuerroth in den stählernen, hell polirten Platten des weiß marmornen Kamins. Ihre linke Seite war der Thüre zugewendet, durch welche ich eingetreten, oder richtiger, durch welche der Diener, der sie öffnete, mich, da ich zögerte, eingeschoben hatte. Zu ihrer Rechten, längs dem Tische und quer der Thüre gegenüber, stand ein mit einer grauen Staubdecke überzogenes Sopha, auf welchem mein leiblicher Vetter Ned ausgestreckt lag, — die Füße auf dem obern Theile der Lehne, der übrige Körper flach auf dem Polster und beide Hände unterm Kopfe. Er schlief nicht — wenigstens nicht, nachdem ich erschienen war; denn sobald ich unweit der Thüre in respectvoller Entfernung von Mistreß Brown stehen blieb, richtete er sich so weit auf, daß seine Augen unmittelbar über die Tischfläche auf meine Person trafen, eine Lage, in welcher er sich nur mit Anstrengung hätte erhalten können, wenn er nicht die Füße an sich gezogen und die Arme um die gebeugten Kniee geschlungen hätte. Weniger Beachtung als bei ihm fand ich bei seiner Mutter. Ihr Kinn in der linken Hand, sah sie unverwandt auf ein Blatt Papier, über welches ihre Rechte sich schnell hinbewegte und da diese Bewegung nur durch das Eintauchen der Feder in das Tintenfaß unterbrochen wurde, so sagte mir meine erlangte Schreibekenntniß, daß sie schreibe; ein natürliches Gefühl sagte mir, daß es unschicklich sey, sie zu stören, und so blieb ich, wie bemerkt, unweit der Thüre stehen, und betrachtete, was ich eben geschildert habe. In dieser passiven Stellung, die mir jedoch den Vortheil brachte, daß das Fremdartige meiner Umgebung seinen mich anfangs verschüchternden Eindruck einigermaßen verlor, hatte ich mehrere Minuten verweilt, als Mistreß Brown die Feder niederlegte, ihren linken Arm auf den Tisch stützte und die Augen mit der flachen Hand bedeckte. Ich begriff, daß ich hierdurch ihrem Anblick noch mehr entzogen wurde, und da zugleich die Stille des Zimmers und der stiere Blick meines Vetters Ned mir ein unheimliches Frösteln verursachten, so überkam mich plötzlich ein so banges Gefühl des Alleinseyns,

daß mir die Thränen aus meinen ohnedieß noch nicht trockenen Augen hervorschossen und ich laut zu schluchzen anfing. Das Geräusch weckte vermuthlich meine Tante aus ihrem anscheinenden Nachdenken; denn wie ich das Taschentuch von den Augen nahm und diese wieder nach der Tante richtete, begegnete ich nicht allein ihrem Blicke, sondern sah auch, daß sie ihre Haltung verändert hatte und jezt im Armstuhl zurücklehnte. Der Vorschrift meiner Mutter eingedenk, beim Erscheinen vor Mistreß Brown ihr die Hand zu küssen, glaubte ich nun den Moment dieser Pflichterfüllung gekommen, nahte mich ihr, und war eben im Begriff, meine Lippen mit ihrer linken, auf dem Armpolster des Stuhls ruhenden Hand, in Berührung zu bringen, als sie dieselbe schnell wegzog, mich damit eben so schnell zurückschob und unfreundlich hinzusezte: „nicht so nahe, wenn's gefällig ist." — Es war unstreitig nne Folge meines aufgeregten, zur Wehmuth und zum Weinen geneigten Gemüths, daß diese zurückstoßende Handbewegung und die wenigen sie begleitenden Worte mir aufs Neue das Wasser in die Augen brachten. Ich barg mein Gesicht wieder in mein kleines, schon thränenfeuchtes Taschentuch, dachte an meine verlassene Mutter und wünschte mich weg aus dem Zimmer, wo Gold und Glanz mir entgegen strahlten, aber kein freundliches Wort mich empfieng. „Sieh, Mama, wie der dumme Junge dort weint," hörte ich da eine Stimme sagen, die niemand anders angehören konnte, als meinem leiblichen Vetter Ned. Kein Blitzstrahl hätte mich glühender treffen, kein Zauberspruch meine Thränen schneller bannen können."

Für Leser also, welche ruhige und feine Entwicklung lieben und tieferer Seelenbeobachtung nicht so feind sind, wie viele, welche sie aus guten Gründen fürchten, wird Dick Brown eine willkommene Lektüre seyn. Denen freilich, welche das Pikante der modernen Schule, oder gar die blutriefenden Rasereien der Franzosen lieben, versprechen wir in dieser Lektüre die tiefste Langeweile.

68) Englische Bibliothek. Eine fortfahrende Auswahl des Anziehendsten und Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften, von K. v. Kreling. Karlsruhe und Baden, Marx. 3ter Jahrgang 1836.

Die englische Bibliothek fährt fort, wie bisher, recht interessante, meist kurze und kleine Auszüge des verschiedensten Inhalts zu geben, theils aus englischen Reisewerken, Naturbilder, Sittenzüge, theils biographische Notizen, Novellenartiges ꝛc., z. B. Bilder aus Ostindien, Aegypten, Amerika, eine Gallerie von Mitgliedern des Unterhauses, Erzählungen von Banim, Marryat ꝛc.

69) Die Getäuschte. Ein Gemälde nach dem wirklichen Leben, von Mrs. Rowson, englisch und deutsch von Flügel. Leipzig, Klinkhardt, 1835.

Eine etwas breite englische Erzählung, auch dem Gegenstande nach der Clarissa sehr ähnlich, nämlich die Verführungsgeschichte eines jungen Mädchens, die von ihrem Liebhaber verlassen im Elend umkommt und eben begraben wird, als der Reuige zurückkehrt.

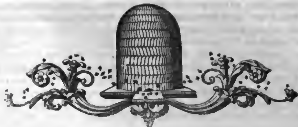
70) Frühblüthen. Novellen und Erzählungen von F. v. Hoven. Glogau, Flemming, 1835.

Die erste spielt in Italien und endet nach einigem Schreck mit dem Glück der Liebenden. Die zweite, eine glücklich vereitelte Entführung. Die dritte, ebenfalls vereitelte Pläne eines bösen Vaters, und die vierte nicht minder mißlungene Anschläge der Eifersucht vermittelst falscher Briefe. Die Sprache ist sehr sentimental.

71) Neueste Erzählungen von Carl Hanisch. Stuttgart, Weise, 1835.

In der ältern Manier von Starke, Schmidtchen, Mosengeil. Familiengemälde, einfache Begebenheiten, gewöhnlich am Schluß eine Hochzeit. Das ist denn doch für unsere jungen Leserinnen zweckmäßiger, als die Inceste, Bigamien und Tribadereien der neufranzösischen Schule und unsers großen Emerentius Scävola. Tiefe Poesie darf man in diesen kleinen Idyllen nicht suchen, aber sie sind wenigstens heiter und unschuldig. Ein Förster hat dem Amtmann seine Lieblingskatze erschossen und sich von ihrem Pelz eine Kappe machen lassen, daher Todfeindschaft zwischen Beiden. Ihre Kinder aber lieben sich, der Sohn des Försters rettet einmal dem Amtmann das Leben und das Ende ist eine frohe Hochzeit. Dann eine Duellgeschichte. Der Gegner will nicht auf einen verheiratheten Mann schießen, man versöhnt sich, der Schluß abermals eine Hochzeit. Dann die Geschichte vom „Herrn Vetter," eine Nachbildung der Verwandtschaften von Kotzebue. Ein zurückgesezter Verwandter rächt sich durch die großmüthige Beschützung eines armen Liebespaars und überschüttet sie mit Golde. Das Ende abermals eine Hochzeit. Dann eine Malergeschichte, am Schluß wieder die Hochzeit. Und so fort.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 119. Freitag, 25. November 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

45) Vergleichende Darstellung und Beurtheilung der Lehrgegensätze der Katholiken und Protestanten. Zugleich die erste Darstellung und Begründung der Unterscheidungslehren Swedenborgs gegenüber den Entstellungen 2c., von Dr. J. F. J. Tafel. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1835.

Der bekannte Verf. vertheidigt hier die von ihm in neues Leben gerufene Lehre Swedenborgs gegen die doppelten Einwürfe des Katholicismus und Protestantismus. Dies kann er nur durch Vergleichungen thun, und diese sind sehr interessant.

Den wesentlichsten Unterschied der Swedenborgischen Lehre, wenn wir sie anders recht begriffen haben, bildet wohl ihre Ansicht von der Freiheit, wegen welcher wir früher schon geglaubt haben, ihr eine nicht geringe Bedeutung für die Zukunft prophezeihen zu müssen. Sofern nämlich die der Gegenwart inwohnende Begierde nach Freiheit sich bis zu einer vollkommnen Verständniß der Freiheit erhoben haben wird, kann es nicht fehlen, daß auch Swedenborg verstanden werden wird.

Swedenborg setzt die Lehre von der menschlichen Freiheit sowohl Katholiken, als Lutheranern und Reformirten entgegen. Er kennt keine Erbsünde, denn der Mensch kann nicht auf unfreie Weise sündigen, sondern nur auf freie, ohne fremden Impuls. Er kennt kein der Materie oder dem Körper anklebendes Verderben, denn der Körper ist, wie Alles, was Gott geschaffen, gut, und kann nur durch den freien Willen des Menschen entheiligt und verderbt werden. Er kennt aber auch keine Gerechtigkeit, keine angeborne Schutzwehr gegen das Böse, sondern nur eine wieder aus dem freien Willen hervorgehende Tugend oder Besserung. Er kennt endlich auch keine Gnade, denn die mit freiem Willen und Wissen begangene und unbereute Sünde ist unversöhnlich und Gott selbst kann den Himmel denen nicht öffnen, die einmal nicht hinein wollen. Die Gnade besteht nur darin, daß Gott sich den Menschen, als sie am tiefsten gesunken waren, in Christo offenbarte und ihnen die Mittel des Heils, d. h. die eigene Besserung, nahe genug legte und ihm unter dieser Bedingung beständig die Amnestie vorhielt.

Mit Recht rühmt der Verfasser den Vorzug seiner Lehre in Bezug auf die Moralität, denn eine Absolution durch das Wort eines Dritten nach katholischer, oder der bloße Glaube ohne Liebe und ohne Werke nach protestantischer Form können nicht wahrhaft reinigen, sondern nur die freie Selbstbestimmung zum Guten und die dem Willen folgende That der Liebe.

Zur nähern Bezeichnung heben wir folgende Stellen aus: „Der Ursprung des Bösen bleibt sowohl nach der Lehre der Katholiken, als nach der der Protestanten unerklärbar, und sie verwickeln sich in Widersprüche, wenn sie denselben Menschen, den sie als gerecht und als Ebenbild Gottes setzen, gleichwohl wieder fallen lassen. Die Lösung enthält auch hier nur die Lehre der Neuen Kirche, nach welcher unter Adam (Mensch) nicht bloß der erste Mensch, sondern, gemäß der Bildersprache der Urwelt, eine Mehrheit von Generationen, nämlich aller bis zu Noah zu verstehen, und die ganze Geschichte bis zu Abraham als Hieroglyphe zu fassen ist, nach deren durchgeführter Deutung nicht die ersten Menschen, welche zu Ebenbildern Gottes herangebildet worden waren, gefallen sind, sondern eine der folgenden Generationen, und zwar nicht so, daß der Körper die Ursache des Bösen, sondern durch diesen und den mit ihm zusammenhängenden Naturtrieb bloß das Vermögen zum Bösen, somit die Willensfreiheit bedingt war, die ihren Grund unmittelbar in dem unselbstischen Wesen Gottes hat, nach welchem nur freie Geschöpfe und der Himmel aus denen, die ihre Freiheit nicht mißbrauchen würden, Endzweck der Schöpfung seyn, folglich Gott das Böse nicht verhindern konnte, ohne sein unveränderliches Wesen zu verändern. Eine von diesem Wesen und seinen Folgen unabhängige oder nicht an Gesetze gebundene Allmacht ist ein Wahnbegriff, und mit ihr auch die gotteslästerliche Lehre von einer Vorherbestimmung zum Guten oder Bösen. — Eine Erdsünde oder Erdschuld ist daher ein ebenso widersprechender, unbiblischer und das sittliche Gefühl empörender Begriff; denn Sünde hat nur wer selbst mit freiem Willen ein göttliches Gebot übertreten hat, und nach der Schrift und dem sittlichen Bewußtseyn soll der Sohn nicht tragen die Missethat des Vaters, sondern welche Seele sündigt, die soll Schuld haben, und, wofern sie sich nicht bessert, sterben. Ist nach der katholischen Lehre die angeborne böse Lust nicht Sünde, so ist jene Erdsünde eine bloß zugerechnete Schuld, und diese Zurechnung setzt einen ungöttlichen Gott voraus. Die Protestanten erklärten nun zwar jene Lust selbst auch für Sünde; allein damit machten sie die Sache nur noch schlimmer, und den innern Widerspruch greller, da sie nicht nur jenen Zurechnungsbegriff beibehielten, sondern auch den angebornen Hang zum Bösen zu einem unwiderstehlichen machten, sofern sie den Nachkommen Adams die Freiheit zum Geistlich-Guten absprachen. Die Wahrheit ist daher auch hier nur in der Neuen Kirche, welche jene Zurechnung fremder Schuld völlig läugnete, und ohne pelagianisch oder auch nur semipelagianisch zu werden, jedem Menschen die Freiheit zum Geistlich-Guten läßt, sofern nach ihr jenem anererbten Hang, so sehr er auch (wo nicht die Wiedergeburt von Zwischengliedern eine Unterbrechung herbeiführte) in fortwährender Steigerung begriffen war, stets eine göttliche Einwirkung gegenüberstand, durch welche der Mensch immerfort im Gleichgewicht erhalten wurde. — Die Versöhnung des Menschen mit Gott konnte hienach von den Katholiken und Protestanten auch nur äußerlich gefaßt und nur darein gesezt werden, daß Christus jene Erbschuld, und, nach den Protestanten, die Sünden überhaupt, anstatt derselben gebüßt, und dadurch den über sie erzürnten Vater versöhnt habe. Diese Lehre, welche in den ersten Jahrhunderten des Christenthums noch nicht angenommen war, sezt einen völlig unbiblischen, wahrhaft heidnischen und unwürdigen Begriff von Gott voraus, und steht bei den Katholiken mit der behaupteten innern oder sittlichen Zurechnung im Widerspruch. Die N. K. läugnet daher jene Gott angedichtete ungöttliche Strafgerechtigkeit ganz, und lehrt, daß Er vermöge seiner Liebe Jedem vergibt, nach seiner unwandelbaren Ordnung aber den Himmel Keinem öffnen kann, der sich nicht durch Besserung und innere Reinigung für denselben empfänglich gemacht hat. Diese Besserung und Wiedergeburt wurde aber nur dadurch wieder möglich, daß Er durch die mit dem Tode Jesu zusammenhängende Verherrlichung Seines Menschlichen und dessen fortwährende Einwirkung auf das ganze All die Freiheit zum Guten, als sie unterzugehen im Begriff war, für immer wiederherstellte, und so die Menschen ihm gegenüber, ohne ihr Zuthun, in ein anderes Verhältniß stellte, vermöge dessen unter der Bedingung der wirklichen Buße oder Rückkehr zu ihm eine allgemeine Sündenvergebung oder Amnestie verkündigt werden konnte."

46) Göttliche Offenbarungen, bekannt gemacht durch Immanuel von Swedenborg. Aus der lateinischen Urschrift verdeutscht von Dr. J. Fr. Immanuel Tafel. 7ter und 8ter Band: die Weisheit der Engel. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1833, 1836.

47) Arcana coelestia, quae in scriptura sacra seu Verbo domini sunt, delecta: hic quae in Genesi. Una cum mirabilibus quae visa sunt in mundo spirituum, et in coelo angelorum. Opus Em. Swedenborg. Ad fidem edit. princ. 1749 Londini excusae ed. Dr. J. Fr. J. Tafel. Pars II. III. 1. Tubingae, Zu-Guttenberg, 1835, 1836.

Die Fortsetzungen der vorzüglichsten Werke Swedenborgs, theils in Original, theils in Uebersetzung.

Wir erlauben uns, einen wesentlichen Theil des Inhalts aus den Offenbarungen hier kurz vorzulegen: „Das ununterbrochene Wirken der göttlichen Vorsehung des

Herrn ist darauf berechnet, den Menschen mit Sich zu verbinden, und Sich mit ihm, um ihm die Seligkeiten des ewigen Lebens geben zu können, was nur in so weit geschehen kann, als das Böse mit seinen Begierden entfernt ist. — Gesetz der göttlichen Vorsehung ist, daß der Mensch nicht durch äußere Mittel gezwungen werde zum Denken und Wollen, somit zum Glauben und Lieben dessen, was der Religion gemäß ist, sondern daß der Mensch sich selbst herbeiziehe und bisweilen zwinge. — 1) Niemand wird durch Wunder und Zeichen gebessert, weil sie zwingend sind. 2) Niemand wird durch Gesichte und Reden mit Verstorbenen gebessert, weil sie zwingend sind. 3) Niemand wird gebessert durch Drohungen und Strafen, weil sie zwingend sind. 4) Niemand wird gebessert im Zustande der Unvernunft und der Unfreiheit. 5) Sich selbst zwingen ist nicht gegen Vernunft und Freiheit."

Die Arcana coelestia, Swedenborgs größtes Werk, die Auslegung der Genesis, sind ursprünglich nur in wenigen Exemplaren gedruckt und auch für den höchsten Preis nicht mehr zu haben. Ihr Wiederabdruck, mit diplomatischer Treue ausgeführt, wird daher allen Anhängern der Lehre, so wie allen Gelehrten von Werth und Interesse seyn.

48) Sittengesetz und Offenbarung. Eine Handleitung in die neue Kirche des Herrn. Von Eduard Richer in Nantes. Nach dem Französischen von Ludwig Hofacker. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1834.

49) Ueber Dreifaltigkeit, Wiedergeburt und gute Werke von Samuel Noblet, Prediger der neuen Kirche in London. Aus dem Englischen. Daselbst, 1835.

50) Le livre de l'homme de bien ou le testament du Dr. Cramer, publié par Richer. Paris, Treuttel et Wurtz.

51) La nouvelle Église du seigneur, petit aperçu d'un grand avenir, addressé aux philosophes et aux savans de la France, par Louis Hofacker. Tubingue, Zu-Guttenberg, 1835.

Aus diesen verschiedenen kleinen Schriften kann man den Antheil kennen lernen, den Engländer und Franzosen an der „Neuen Kirche des Herrn," d. h. an der Confession Swedenborgs in neuerer Zeit genommen haben.

Griechische Geschichte.

Geschichte des trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Trojas. Ein Versuch von Johann Uschold, Prof. am königl. bayr. Gymnasium in Straubing. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. XXXI und 352 S. gr. 8.

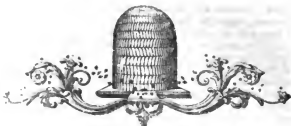
So eifrig in den letzten dreißig Jahren die Geschichte und Alterthumskunde der Griechen angebaut wurde, so hatte doch die Urgeschichte, ohne deren genaue Erforschung jene der spätern Zeit nie vollkommen verstanden werden kann, sich keiner besonderen Beachtung zu erfreuen. Die meisten Geschichtschreiber gingen über sie hinweg. Nur Carl Otfried Müller hat in seinen vortrefflichen Werken über die Minyer und Dorer die Anfänge der Geschichte dieser Völker und manche andere Parthie mit Umsicht und Gelehrsamkeit behandelt, und das Dunkel zerstreut, das auf denselben lag. Auch die verschiedenen Monographien, welche über andere Staaten erschienen, enthalten manche treffliche Winke. Doch sind die meisten derselben mehr Quellensammlungen als eigentlich kritische Behandlungen. Herr Director Pleß, der neueste Bearbeiter, hat sich über die Periode, von der wir sprechen, allerdings mit großer Umständlichkeit verbreitet; allein er suchte weder die ursprüngliche Gestalt der verschiedenen Sagen auszumitteln, noch ließ er sich auf eine kritische Erörterung derselben ein, daß der erste Theil seines Werkes den Kenner des griechischen Alterthums immer unbefriedigt lassen muß.

Aus diesem Grunde ist jede neue Forschung auf diesem schwierigen Gebiet dankenswerth. Der Verfasser des vorliegenden Werks setzte sich zur Aufgabe, die Geschichte des trojanischen Krieges kritisch zu behandeln, und Alles, was mit diesem für Griechenland wichtigen Ereignisse in Verbindung steht, auf das sorgfältigste zu erforschen. Um unsere Leser mit der Reichhaltigkeit dieses Werkes bekannt zu machen, wollen wir eine kurze Uebersicht des Inhaltes mittheilen. Im ersten Kapitel werden die bisherigen Annahmen über die Entstehung und Bedeutung des trojanischen Krieges geprüft. Der Verf. zeigt, daß alle dieselben durchaus unhaltbar seyen. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung der letzte Theil dieses ersten Abschnittes, in welchem durch gewichtvolle Zeugnisse dargethan wird, daß der trojanische Krieg nicht zwischen 1194—1184, wie man bisher annahm, sondern zwischen 1124—1103 v. Chr. statt gefunden hat. Die Gründe, welche für diese Behauptung beigebracht werden, sind von der Art, daß sich nichts dagegen einwenden läßt. Im zweiten Kapitel spricht der Verfasser von der ersten Einnahme Ilions durch Herakles, welche man

bisher, obschon sie von den achtbarsten Schriftstellern erwähnt wird, in den Werken über griechische Geschichte vergeblich suchte, und beweist, daß dieselbe nichts anders bedeute, als die Niederlassung pelasgischer Colonisten im trojanischen Gebiete. Im dritten Kapitel wird die eigentliche Bedeutung des trojanischen Krieges dargelegt, und durch eine sorgfältige Vergleichung der Homerischen Gesänge mit andern Nachrichten gezeigt, daß die griechischen Colonisten, welche sich in Aeolis und auf den Inseln Lesbos und Tenedos niederließen, dem trojanischen Reiche ein Ende machten. Im vierten Kap. legt der Verfasser die Gründe dar, welche es diesen griechischen Pflanzvölkern möglich machten, ein nicht unansehnliches Reich zu erobern, und beweist, daß sie von den Pelasgern, welche sich schon geraume Zeit vor ihrer Ankunft im trojanischen Gebiete niedergelassen hatten, unterstützt wurden. Im fünften Kap. rechtfertigt der Verf. seine Ansicht von dem trojanischen Kriege durch eine kritische Untersuchung über die Gestaltung der Homerischen Ilias, und zeigt, daß einzig durch eine irrige Auffassung dieses dichterischen Meisterwerkes die vielen und verkehrten Ansichten von der Beschaffenheit des trojanischen Krieges entstanden. Im sechsten Kap. wird bewiesen, daß die Hypothese, als sey dieses großartige Gedicht erst allmählig durch die Bemühungen verschiedener Sänger zu einem Ganzen abgerundet worden, völlig grundlos sey. Diese beiden Kapitel dürften bei denjenigen, welche noch immer der Ansicht huldigen, als sey die Ilias aus den verschiedenartigsten Bruchstücken zusammengesezt, manche Bedenklichkeiten erwecken.

Der übrige Theil des in Frage stehenden Werkes enthält Beilagen, die sich mit Gegenständen beschäftigen, welche mit dem trojanischen Kriege theils in unmittelbarer, theils in mittelbarer Beziehung stehen, aber, wenn Störungen vorgebeugt, und die Uebersicht nicht erschwert werden sollte, in die eigentliche Geschichte nicht verflochten werden durften, sondern eine besondere Behandlung erhalten mußten. Die erste dieser Beilagen ist der Helena gewidmet, welche man bisher für die Urheberin des trojanischen Krieges hielt. Der Verf. zeigt nicht bloß, daß sie eine Göttin war, sondern sezt auch die Umstände sehr genau auseinander, warum sie in den trojanischen Krieg verflochten ward, mit welchem sie auch nicht in der entferntesten Beziehung steht, und erklärt, was die verschiedenen Sagen über ihre Entführung bedeuten. In der zweiten wird bewiesen, daß die Geschichte der Atriden durchaus mythisch sey, und daß Agamemnon und sein Geschlecht nicht den Griechen, sondern den thrakischen Colonisten angehören, welche vor der Ausbreitung der Hellenen Griechenland bewohnten; zugleich erörtert der Verfasser, warum Agamemnon in die Zeit der Achäer herabgerückt ward. Die dritte enthält Untersuchungen über die Bedeutung der Pelasger und des Herakles, den dieselben als Heros verehrten. Wir überzeugen uns durch eine nähere Betrachtung der alten Quellen, daß die Pelasger kein morgenländisches Volk waren, wie man gewöhnlich glaubt, sondern ein Zweig der Achäer, und daß die Sagen über die Wanderungen des Herakles sich auf die Ansiedelung der Pelasger an verschiedenen Orten der den Alten bekannten Welt beziehen. In der vierten sind die Irrfahrten des Odysseus erläutert, die sich auf die Niederlassung und Ausbreitung der äolischen Colonisten beziehen, und viele Winke über die dichterische Gestaltung der Odyssee des Homeros mitgetheilt. Die fünfte enthält eine kritische Beleuchtung der Geschichte der Trojaner, welche bisher gar keiner Aufmerksamkeit gewürdigt ward. Liest man diese Abhandlung mit Aufmerksamkeit und Unbefangenheit, so sieht man, wie beschränkt unsere Kenntniß der alten Geschichte, und welche Umsicht dazu gehört, bei der Geschichte morgenländischer Ereignisse Geschichte und Dichtung strenge von einander zu sondern. In der sechsten und lezten werden die Wanderungen des Aeneas von einem ganz neuen Gesichtspunkte dargestellt. Der Verf. erklärt zuvörderst, warum Aeneas an so vielen und von einander so entlegenen Orten auftritt, und beweist, daß sein Name durch thrakische und illyrische Colonisten, welche die Venus Aeneas und den Hermes verehrten, an diese Orte gelangte, und durch die Etrusker, welche als illyrische Colonisten zu dem thrakischen Volksstamme gehörten, nach Rom kam, indem die Grundlage dieser Stadt, die Burg auf dem palatinischen Berge, etruskischen Pflanzvölkern ihre Entstehung zu verdanken hatte, und daß man aus diesem Grunde später den Aeneas für den Vater des Romulus erklärte. Als man den etruskischen Bestandtheil der Bevölkerung Roms, der sich allmählig unter den Lateinern und Sabinern verlor, ganz aus den Augen ließ, machte man den Aeneas zum Stammvater der Lateiner. Als man den Aeneas, dessen Name von Prädikaten der Venus und des Hermes entlehnt war, für einen sterblichen Heros hielt, ließ ihn die Sage, um die weite Verbreitung seines Namens zu erklären, an alle Orte wandern, wo sich sein Andenken erhalten hatte. Gelegentlich werden in diesem Werk viele andere Gegenstände der griechischen Urgeschichte beleuchtet, unter denen wir nur auf die Untersuchungen über die ersten Einwohner Griechenlands, auf die Darlegung der verschiedenen Umstände, wodurch der Glaube an ägyptische und phönicische Colonisten in Griechenland entstand, und sich allmählig befestigte, auf die Bedeutung des Argonautenzuges und des Kriegs der sieben Anführer gegen Theben aufmerksam machen wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 120. Montag, 28. November 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

52) Jakob Böhmes Leben und Lehre, dargestellt von Dr. W. L. Wullen. Stuttgart, Liesching, 1836.

Glücklicherweise sind die Zeiten vorüber, wo man glaubte, der Schuster Jakob Böhme habe höchstens für Schuster geschrieben und ein Professor müsse sich schämen, ihn zu lesen. Zwar hat unlängst noch der Leipziger Krug, wie nicht lange vor ihm Eberhard, das alte Lied vom Schuster angestimmt, dessen Pech in die Schulphilosophie hineinriechen zu lassen unverantwortlich sey; aber in der ganzen übrigen gelehrten Welt ist Jakob Böhme jezt gebührend anerkannt und Franz Baader durfte bereits, ohne gesteinigt zu werden, den ganz wahren und gerechten Ausspruch thun, daß Jakob Böhme ein wahrer Philosoph gewesen sey, während gar manche Professoren der Philosophie nur schustern.

Das kleine Werk des Herrn Wullen kommt einem längst gefühlten Bedürfniß entgegen. Böhme hat ein zwar in sich vollkommen klares und abgerundetes System, allein in einer dunkeln Sprache und stückweise in sehr vielen vereinzelten kleinen Schriften mit vielfachen Wiederholungen vorgetragen, so daß es allerdings schwer zu fassen ist. Es war nun bisher Sitte, von Jakob Böhme Gedanken zu entlehnen, ohne ihn zu nennen, einzelne Edelsteine ihm zu entwenden und von dem ganzen Schatz, der bei ihm verborgen ist, zu schweigen. Es war Sitte, seit Poiret und St. Martin, ihn frei und weitläuftig zu commentiren, sein kristallscharfes System aufzuweichen und zu verwässern. Aber ein kurzer, klarer und treuer Auszug, aus dem man ihn ganz hätte kennen lernen, fehlte noch, und Herr Wullen hat sich das Verdienst erworben, einen solchen im vorliegenden Werkchen zu veranstalten.

Folgen wir zuerst der Lebensgeschichte. „Jakob Böhme wurde zu Alt-Seidenberg, einem Dorfe bei Görlitz in der Oberlausitz im Jahre 1575 geboren. Sein Vater war ein schlichter Bauer. Der Knabe, der unter einfacher Sitte und frommer Erziehung heranwuchs, lernte nothdürftig lesen und schreiben. Seine Eltern befanden sich jedoch in so dürftigen Umständen, daß er auch das Vieh hüten mußte. Dieses Geschäft, das ihn in die Einsamkeit führte, begünstigte wohl den Hang zum Sinnen, der frühzeitig an ihm sich wahrnehmen ließ. Die Sagen, die ehedem in so reicher Fülle unter dem deutschen Volke lebten, und in seiner Anschauung die Mächte der Natur in freundliche und feindliche Geister verwandelten, gaben zuerst, wie es scheint, der Einbildungskraft des geistsamen Knaben Anregung und Stoff. — Als er einem bestimmten Berufe sich widmen mußte, kam er zu einem

Schuster in die Lehre. Die Ehrbarkeit des elterlichen Hauses begleitete ihn in die neue Lage. Die derbe Lust der Umgebung klang bei ihm nicht an. Seine Sitten waren rein und streng. Die Bibel wurde fleißig gelesen, und die Kirche fleißig besucht. Der Ernst seines Lebens begründete allmählig den Glauben in ihm, daß seinem Wesen ein Geist eingeboren sey, wie er nicht gerade jedem zu Theil wird. — Nach Vollendung der Lehrjahre begab er sich, altem Brauche gemäß, auf die Wanderschaft. — Die tiefe Bewegung, in deren Namen Luther gesprochen hat, beherrschte allgewaltig das Herz jener Zeit. Ueberall wurden die Fragen des religiösen Lebens besprochen und erörtet. Nicht bloß die Gelehrten mischten sich in diese Kämpfe; auch das Volk, vorzüglich von den Kanzeln herab angeregt, nahm lebhaften Antheil. Böhme, der auf seinen Wanderungen Gelegenheit fand, verschiedene Gestalten des kirchlichen Zwiespalts zu sehen, wurde mächtig von der Sache ergriffen. Es bemeisterte sich eine tiefe Unruhe seines Innern, das mit der größten Anstrengung arbeitete, um in den Wirren die Wahrheit zu finden. Er las, dachte nach, betete in seiner Herzensangst mit glühender Andacht. Das schwere, gewaltige Ringen seines Geistes hatte aber die Folge, daß er in Zustände verfiel, die man vielleicht als magnetische bezeichnen könnte. Er glaubte, auf einmal den Schleier der Wahrheit gehoben zu sehen, von göttlichem Lichte umleuchtet zu seyn, in die Tiefen des Alls hinunterzuschauen, und fühlte sich von jener seligen Lust bewegt, welche die Begeisterten zu empfinden versichern, wenn ihnen das Ewige entgegentrete. Diese Versenkung in das Innere dauerte sieben Tage. — Zurückgekehrt von seinen Wanderungen, ließ sich Böhme im Jahre 1594 in Görlitz nieder, verheirathete sich, und trieb das Handwerk, das er gelernt hatte. Still und einfach ging anfangs sein äußeres Leben hin; die Art seiner Arbeit hinderte nicht nur nicht das innere Geistige, das in ihm begonnen hatte, sondern ließ ihm vielmehr freien Lauf. In den Jahren 1600 und 1610 wiederholten sich die Zustände, in welche er zum ersten Male auf seinen Wanderungen gefallen war. Doch erst im Jahre 1612 fing er an, die Lehren über Gott, Natur, Geist, Geschichte, Christus, die er aus sich herausgearbeitet hatte, niederzuschreiben, keineswegs in der Absicht, sie zu veröffentlichen, sondern um dem gewaltigen, ihn beherrschenden Drange, das was sein Inneres bewegte, äußerlich darzustellen, Genüge zu geben. So entstand das Werk, die „Morgenröthe im Aufgang.“ — Allein, ehe dieses Werk beendigt wurde, kam es in die Hände eines Edelmanns, des Karl von Endern, der zufällig davon gehört, und den Verfasser gebeten hatte, es ihm auf kurze Zeit mitzutheilen. Die Eigenthümlichkeit des Inhalts zog denselben so sehr an, daß er in Eile Abschriften verfertigen ließ, welche, von ihm verbreitet, bald einen großen Leserkreis fanden. Unter denen, welchen das Buch bekannt wurde, war der damalige Obergeistliche von Görlitz, Gregorius Richter. — Dieser verfolgte ihn auf's heftigste. Böhme wurde im Juli 1613 vorgefordert; man nahm ihm die Handschrift, welche Karl von Endern zurückgegeben hatte, ab, und ertheilte dem tiefen Geiste die Weisung, fernerhin nur das Schusterhandwerk zu betreiben. — Erst 1618 faßte Böhme wieder Muth und schrieb nun die drei Principien des göttlichen Wesens. Sie sprechen, wie seine erste Schrift, von Gott, Natur und Geist, entwickeln indeß die Lehren über den Menschen und Christus vollständiger, als die frühere, welche nicht vollendet werden konnte. — Das Handwerk aber wurde allmählig aufgegeben, indem die Unterstützungen bemittelter Gönner ihm nicht bloß erlaubten, sondern auch die Weisung gaben, Zeit und Fleiß den höheren Aufgaben zu widmen. Eine große Reihe von Schriften trat nun in rascher Folge ans Licht.“ Endlich starb er 1624 von Vielen geachtet und geehrt.

Daß der Herausgeber bei dieser Lebensbeschreibung alles Wunderbare, das zu Mißdeutungen führen konnte, hinweggelassen hat, wollen wir ihm nicht verargen. Man erzählt von Böhme, er sey als Kind auf der berühmten Landskrone in der Nähe seiner Vaterstadt in das Innere des Berges geführt worden und habe große Schätze darin gesehen, später aber das verborgene Thor nie wieder finden können. Dies mag nur von seiner lebhaften Phantasie zeugen und als ein Omen für seine geistigen Schätze gedeutet werden. Interessant in Bezug auf Magnetismus ist aber die innere Erweckung, die ihm kam, als er lange ein glänzendes Metallgefäß fixirte. Auch verdient bemerkt zu werden, daß Böhme unmittelbar vor seinem Tode eine himmlische Musik zu hören glaubte. Auf Seite 36 ist aus Versehen in der Stelle: „Sein Ruf stieg so sehr, daß er im Jahr 1624 berufen wurde“ hinzuzufügen vergessen worden „nach Dresden.“ Dieser Umstand ist nicht unwichtig in Böhme's Leben. Der sächsische Kurfürst selbst wollte ihn sehen, ließ ihn in seiner Gegenwart mit den angesehensten Geistlichen und Gelehrten von Dresden disputiren, war sehr damit zufrieden und entließ ihn in Gnaden.

In der Zusammenfassung der Böhmischen Lehre hat Herr Wullen wirklich etwas Außerordentliches geleistet. Man muß das Original kennen, um zu begreifen, wie schwer die Aufgabe war. Entferntliegendes, oft Versteckt-liegendes war zu combiniren; eine Masse Wiederholung und Beiwerk war zu beseitigen; die dunkle Sprache des Autors mußte eben so sehr, als eine zweideutige Uebersetzung derselben in die Sprache irgend eines modernen Systems vermieden werden.

Da wir uns in Nr. 79 und 80 des Literaturblatts von 1832 bereits ausführlich über Böhme's System

ausgesprochen haben, glauben wir uns deßfalls nicht wiederholen zu dürfen. Sofern dort aber hauptsächlich nur von den drei Principien der Dinge, von dem Reich Gottes, von der Engelwelt und von der irdischen Natur die Rede war, so scheint es angemessen, nunmehr das, was ausschließlich den Menschen angeht, und namentlich das Psychologische aus Böhme's Lehre näher hervorzuheben.

Nach dieser Lehre entstand die irdische Natur durch den Fall der Engel, durch das Streben des Einzelnen, das Ganze seyn zu wollen, durch die Disharmonie, die entstehen mußte, sobald die dienenden Theile aus der Harmonie des Ganzen sich lösten. Daher die Finsterniß, der wilde Kampf der Elemente in der Urzeit der Erde. „Die Erde, fährt nun Herr Wullen fort, welche mit ihren Schöpfungen unter der Gewalt der finstern Naturgestalten steht, sehnt sich immer nach einem Wesen, in dem auch die Strahlen der Lichtwelt wieder leuchten. Dieses Wesen ist der Mensch. Er vereinigt in seinem reichen Leben alle Mächte, die in dem All wirksam sind. In ihm ist die Ewigkeit mit ihrer Finsterniß und ihrem Lichte, wie auch die Zeit mit ihren wandelbaren Gestalten. Sein Wesen ist daher eine Dreiheit, wiewohl auch wiederum Einheit. Mit dem Leibe gehört er vorzugsweise der äußern, mit seiner Seele der finstern, mit seinem Geiste der lichten Welt an. Daraus ergiebt sich, daß der Mensch, wenn er ist, wie er seyn soll, die göttliche Dreizahl in ihrer ganzen Fülle offenbart. Daraus ergiebt sich auch, daß er höher steht, als die vorweltlichen Geister. Denn die seligen und unseligen offenbaren immer nur eine Weise des Urseyns; das menschliche Wesen dagegen ist die Laute, aus der die ganze Harmonie der Gottheit hervortönen kann. — In der Seele ersteht der eigene Wille, indem sie sich als Ich ausspricht. In diese Gestalt eingetreten, verfährt sie nach den Einfällen des Augenblicks, formt sich selbstsüchtig, bezieht das All nur auf sich, statt sich auf das All zu beziehen. Es ist nicht möglich, daß dieses selbstische Streben gelinge: darum muß es von Unlust und Schmerz begleitet seyn. Der eigene Wille ist nothwendig der Quell unendlicher Qual. Die Seele, welche auf diese Weise von der Einheit abfällt, entzündet dadurch in sich den verneinenden Zorn des göttlichen Wesens. Nun gleicht sie den gefallenen Geistern, und ist aus diesem Grunde offen für ihre Einflüsse. — Sobald aber die Seele dieses inne wird, kann sie sich erheben und zur Lichtwelt werden. Dann wird sie „der gelassene Wille.“ Dieser bildet den schroffsten Gegensatz gegen den eigenen Willen. Denn, wenn der leztere Alles seyn will, will der erstere Nichts seyn. Der Widerspruch, in dem der eine gegen das Göttliche steht, ist in dem andern ganz und gar erloschen. Die Pein, die in dem einen glüht, hat in dem andern völlig aufgehört. Während der eine gegen die Bejahung anstrebt, gibt sich der andere ihr hin. Der eine formt sich selbst, der andere läßt sich formen. Der eine will Gott seinem Selbste opfern, der andere bringt sein Selbst Gott als Opfer. Der gelassene Wille ist die tiefste Stille, so still, als das All, ehe die Finsterniß und das Licht in ihm hervortrat. Allein, wie schon in jener urewigen Stille der ganze Reichthum der tausendfach gestalteten Offenbarung lag, so liegen in dem gelassenen Willen die kräftigen Keime einer neuen Welt, welche am Lichtstrahle des göttlichen Wortes sich entfalten, durch das sie auch gelegt sind.“

Böhme hat den Einfluß der Natur auf den Menschen sehr ausführlich erörtert, hauptsächlich in der Lehre von den Temperamenten, die sich nach den vier Elementen richten, und in der durchgreifenden Correspondenz aller einzelnen Organe des Menschen mit Kräften der unorganischen Natur. Diese Naturphilosophie gehört indeß ursprünglich mehr dem Theophrastus Paracelsus an, von dem sie Böhme mit vielen seiner seltsamen technischen Ausdrücken entlehnt hat, und sie ist nicht das Wesentlichste in Böhme's weit umfassendem System, auch leidet sie im Einzelnen an vielen Irrthümern, die der mangelhafte Zustand der Empirie in jener Zeit entschuldigen muß. Deßhalb war es zweckmäßig von Herrn Wullen, hier nicht ins Detail zu gehen, die klare Abrundung des ganzen Systems nicht durch solche Kleinigkeiten, die zugleich einer Berichtigung bedurft hätten, zu stören.

Der irdische Leib vollbringt einen bestimmten, immer nur kurzen Kreislauf, nach welchem er in seine Elemente zurückfällt und die Seele sich von ihm scheiden muß. Diese Scheidung, der Tod, würde ganz schmerzlos seyn, wenn der eigene Wille, die Sünde, nicht bewirkte, daß die Seele gern festhängt am Körper.

„Während der Leib zerfällt, dem Gesetze der äußern Welt gemäß, die ihn ausgeboren hat, dauert die Seele fort, dem Gesetze der innern Welt gemäß, der sie angehört. Die innere Welt kennt keine Vernichtung, sie ist ewig, da es keine höhere Macht giebt, die im Stande wäre, sie zu zerstören, indem in ihr die höchste Macht liegt, die Allmacht. Die Zustände der abgeschiedenen Seelen sind zwar verschiedener Art, gleichen sich aber darin, daß sie immer aus der Beschaffenheit der lezteren sich ergeben. Sie gestalten sich, je nachdem das zeitliche Leben gestaltet war, da dasselbe seine Figur dem Willen der Seele einprägt, und dadurch sie mehr oder minder quält, mehr oder minder beseligt. Diejenige Seele, welche Werke der Verneinung zu Tage förderte, trägt ewig das Zeichen peinvoller Verneinung; diejenige aber, welche Werke des Lichtes vollbrachte, sonnt sich ewig im göttlichen Lichte. In den frevelhaften Seelen glühen, wie in den vorweltlichen gefallenen Geistern, die vier ersten

Gestalten der ewigen Natur, martervoll, ruhelos, von einem Streben bewegt, das nimmermehr Befriedigung finden kann. In den frommen Seelen dagegen offenbaren sich die sieben Naturgestalten mit ihrer unendlichen Klarheit, majestätischen Macht, seligen Wonne. Diese entgegengesetzten Zustände lassen zwar eine Steigerung zu, aber keine Umwandlung, indem nur die äußere sichtbare Welt Vermittlungen zwischen den großen Gegensätzen des Alls, zwischen Licht und Finsterniß darbietet. Jedoch nicht immer zerschneidet der Tod mit einem Male alle Beziehungen der Abgeschiedenen zur äußeren sichtbaren Welt. Diejenigen, welche sich in das Irdische ganz und gar versenkten, scheinen zuweilen in das Diesseits herein, spinnen hier seltsame Truggestalten, und dieses Spiel der Willkühr kann so lange von ihnen fortgesezt werden, bis die Trümmer des Sternen- und Elementengeistes, die noch an ihnen haften, vollends verzehrt sind. Auch diejenigen, welche im irdischen Daseyn zwar zum Lichte sich erhoben, ohne jedoch ihren Eigenwillen völlig zu brechen, bewahren Erinnerungen an die vorübergegangenen Zeitbilder, wirken auch manchmal auf die Lebenden, aber nur geistig und nur auf den Geist, namentlich wenn sie durch glaubensvolle Gebete erregt werden, durch glaubensvolle Gebete, welche ihre Wirksamkeit weit über die Grenze des äußern Daseyns ausdehnen. Nur jene Seelen, welche schon auf der Erde durch Hingabe an das ewige Wort ihre Wiedergeburt feierten, vergessen göttlich alle endlichen Beziehungen, alle bedingten Einzelheiten und erwarten heilig still den Schluß der kreisenden Weltgeschichte, welcher den Anfang und auch ihre Hüllen widerum herstellt."

Was das zeitliche Leben betrifft, so sieht Böhme die Menschheit als ein Ganzes, die Weltgeschichte als ein Gesammtleben an. „Adam begann das erste Weltalter, Christus das zweite. Das erste nahm sein Ende, als der göttliche Zorn geoffenbart war, das zweite seinen Anfang, als die göttliche Liebe in der gesunkenen Menschheit zur Offenbarung sich bewegte. Indeß, da der göttliche Zorn und die göttliche Liebe nicht getrennt sind, so war die leztere auch im ersten Weltalter, aber nur in der Verheißung, nur vorbildlich. Als die Zeit erfüllet war, trat die göttliche Liebe aus dem Schooße des Weibes hervor. Maria gebar Christus, weil Maria als Weib die Lichtwelt in sich trug im Gegensatz gegen den Mann, in dem die Feuerwelt ist, und der deßhalb im ersten Weltalter der Träger der göttlichen Offenbarung war. Die göttliche Liebe, oder der ewige Sohn, das Herz der Lichtwelt, ward Mensch, Mensch nach Leib, Seele und Geist. Jene himmlische Bildniß, die ewige Weisheit, die vor dem Fall in Adam geleuchtet hatte, und mit dem Fall erbleichte, war nun wiederum strahlend in den Gesichtskreis der Menschheit getreten. Christus vereinigte wieder wie Adam, der Urmensch, die Gegensätze des Alls, aber in höherer Weise, in einer Weise, welche den ausgebrochenen Widerspruch schon überwältigt hat. Die göttliche Liebe, als Christus Mensch geworden, war damit dem Schicksal des menschlichen Wesens unterworfen. Christus durchlief die Altersstufen, entwickelte sich allmählig, hatte sinnliche Bedürfnisse, stand unter dem Einflusse seines Volkes, seiner Zeit. Er konnte sogar der Versuchung zur Sünde nicht enthoben werden, eben weil er Mensch war, und der Mensch zwischen das Reich der Finsterniß und des Lichts gestellt ist. Christus aber ließ sich von dem Zuge der Nachwelt nicht hinreißen, er bestand siegreich den Kampf, und sein Leben trübte keine Sünde. Wohl war es nothwendig, daß die göttliche Liebe in die äußere Welt hereintrat, weil der Feuergrimm, der in ihr ausgebrochen war, ohne diesen Eintritt nicht mehr hätte gelöscht werden können. Um diesen Zweck vollständig zu erreichen, versenkte sich Christus in den Feuergrimm selbst; er starb, mußte sterben. Indem er starb, indem er in die zürnende Finsterniß eintrat, bezwang er sie. Die Uebermacht, die sie durch Adams Fall errungen hatte, ward auf diese Weise gebrochen; der ursprüngliche Zustand kehrte in höherem Glanze wieder zurück; ein schöneres Paradies erblühte nun wieder in unserer Welt."

Dies sind nur Grundzüge, die inzwischen geeignet seyn werden, einen Begriff von Böhme's tiefem Geist zu geben.

Taschenbücher auf 1837.

Cölestine. Ein Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen. Mit 4 Kupfern. Aschaffenburg, Pergay, 1837.

Wir haben es oft den Protestanten verdacht, daß sie (Witschel, Wilmsen rc.) die Religion unter die eleganten Modewaaren gebracht haben, und wir hätten nicht geglaubt, daß die Katholiken ihnen hierin nachfolgen würden. Das kokette Christenthum ist nicht das beste. Lieber gar keine Religion, als eine, die in Almanachskupfern und Klinggedichten sich verfeinert. Alles zu seiner Zeit und an seinen Ort, sagt schon der zu wenig mehr gelesene Lebensphilosoph Salomon. Die Glocke in die Kirche, die Schelle in den Almanach, aber nicht die Glocke in den Almanach und die Schelle in die Kirche. An und für sich sind viele der frommen Gedichte und Abhandlungen, die das kleine Taschenbuch enthält, sehr achtungswerth; aber sie sind eben zu ernst für das bunte Gewand der Mode, und die Kirche thut sehr übel, wenn sie der Mode solche Concessionen macht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 121. Mittwoch, 30. November 1836.

Unterhaltungsbücher.

Buch der schönsten Geschichten und Sagen, für Alt und Jung wiedererzählt von Gustav Schwab. Zwei Theile. Stuttgart, Liesching, 1836, 1837.

Unser rühmlichst bekannter Romanzendichter Schwab hat hier eine Auswahl der schönsten Sagen aus älteren Volksbüchern gesammelt und in schlichter Prosa, im alterthümlichen Geist, doch mit Abschleifung der alten rauhen oder unverständlich gewordenen oder durch Weitläuftigkeit ermüdenden Partien wiedererzählt. Die alte Form ist wohl, wenigstens für die Jugend unbrauchbar geworden, und was Tieck in seinen herrlichen Dichtungen durch die freieste poetische Behandlung daraus gemacht hat, ist trotz seiner hohen Genialität oder eben wegen derselben zu wenig mehr die einfache alte Sage. Darum ist eine Bearbeitung, wie die vorliegende, ganz an der Zeit, da jene Sagen viel zu schön sind, als daß sie nicht jezt noch, wie ehedem, Jung und Alt vertraut werden sollten.

Der erste Theil enthält den gehörnten Siegfried, die schöne Magelone, den armen Heinrich, Hirlanda, Genovefa, das Schloß in der Höhle Xa Xa, Griseldis, Robert den Teufel, die Schildbürger. Der zweite Theil: Octavianus, die vier Haimonskinder, die schöne Melusina, Herzog Ernst, Fortunat und seine Söhne; alles bekannte und längst als die schönsten Denkmäler unserer älteren Volkspoesie anerkannte Stoffe. Auch die äußere sehr solide und elegante Ausstattung macht dieses Werk besonders zur Lektüre der heranwachsenden Jugend und zu einem Lesebuch fürs Haus empfehlenswerth.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

52) Die vier lezten Dinge: „Tod, Gericht, Hölle, Himmelreich.“ Von Pater Martin von Cochem. Herausgegeben von Bruckbräu. Augsburg, von Jenisch und Stage, 1836.

Eine vormals sehr berühmte Schrift, in der die Höllenstrafen mit ungemeiner Phantasie so recht zum Entsetzen ausgemalt sind. Ist der Herausgeber wohl derselbe Herr Bruckbräu, der schon so viele unzüchtige Schriften edirt hat? Es wäre doch merkwürdig, wenn derselbe Mann, der „die Verschwörung in München“ schreibt, auch den frommen Pater Cochem edirt hätte. Doch auf unserem literarischen Markt ist alles möglich.

53) Mittheilungen aus den merkwürdigsten Schriften des verflossenen Jahrhunderts über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Herausgegeben von Hubert Beckers. Zweites Heft. Augsburg, Kollmann, 1836.

Immer noch wird viel über das Jenseits geschrieben, seit die Seherin von Prevorst die kleine Ritze in der Himmelsdecke entdeckt hat, nach der nun alles sich drängt und weit hinein gucken will. Hier werden uns zwei ältere Abhandlungen mitgetheilt, von den Doctoren Meisner und Löscher, welche beide vom katholischen Standpunkt aus über den Zustand der Seelen nach dem Tode philosophirt haben. So fest sie von der Fortdauer und von der Vergeltung in derselben überzeugt sind, gestehen sie doch, daß diese Materie immer etwas Dunkles behalte, daher von jeher so verschiedene Meinungen darüber obwalteten.

Die Seele erscheint 1) getrennt vom Körper, 2) mit einem provisorischen und wandelbaren luftigen Körper, 3) wiedervereinigt mit dem irdischen Körper bei der allgemeinen Wiedergeburt, 4) in thierischer Gestalt (Seelenwanderung), 5) in bestimmter teuflischer oder englischer Gestalt, als nothwendigem Ausdruck der innern Schlechtigkeit oder Güte.

Die Seelen kommen 1) sogleich an den Ort ihrer Bestimmung, oder 2) zuvor in ein Zwischenreich, bis sie gereinigt sind, und dann sogleich in den Himmel, oder 3) zuvor in einen Mittelzustand, bis der jüngste Tag sie zum Gerichte ruft.

Die Seelen schweben auf der Erde herum, oder sie wandern durch die Gestirne. Der Himmel ist in der Sonne, die Hölle im Innern der Erde, oder beide in irgend einem unbestimmten Raum oder gar unräumlich.

Die Seelen sind isolirt, oder nach Klassen zusammengethan.

Die Seligkeit besteht im bloßen Singen und Posaunen; oder sie besteht in dem Aufenthalt in einem schönen Garten, Lustwandeln, Wiedersehen, englischen Gesprächen; oder im Schulhalten und Examiniren, wie die würtembergischen Geister durchgängig versichern; oder in Recapitulationen des irdischen Lebens anderer Art.

Da sind denn freilich der Widersprüche genug, weßhalb wieder Andere an gar keine Unsterblichkeit geglaubt haben.

54) Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Von Dr. Mises. Dresden, Grimmer, 1836. S. 50.

Alle Schriften des Dr. Mises haben etwas Originelles. Was er uns hier mittheilt, ist aber nicht so humoristisch, wie seine frühern Abhandlungen, sondern, wie es scheint, ernst gemeint. Er personificirt alle unsere Gedanken und Affekte, und macht jeden zu einem besondern Geist, so daß er jedes Individuum beständig von einer Menge fremder Geister beunruhigt sieht, die ihm alle seine Gedanken und Neigungen eingeben, in ihm streiten 2c. Das ist schon oft gesagt worden. Nun kommt aber des Verfassers ganz eigenthümliche Nutzanwendung. Er behauptet nämlich, das Böse trenne die Geister, das Gute vereinige sie.

„Jedes geistige Moment, was nicht die ewige Harmonie in sich trägt, wird, wenn es auch dieses Leben noch überdauert, doch endlich in sich zerfallen, und eine Zerspaltung der Geister bewirken, die eine Zeit lang dadurch zu einem verwerflichen Bunde vereinigt waren. — Und weil die Auflösung dieser verwerflichen Momente in der Fortentwickelung der Geister dritter Stufe von selbst begründet liegt, so wird auch der, dessen geistiges Wesen nur aus solchen bestand, beim Eintritt in die dritte Welt nur noch Wenige finden, an die er sich anschließen kann, und mit diesen wird er zuletzt wieder zerfallen in Zwietracht und Feindschaft und so zuletzt ganz verstoßen aus der Gemeinde der edlen Geister verschmachten in der Hölle der Einsamkeit. — Die meisten geistigen Momente, die im jetzigen Leben sich entwickeln, und die wir in das folgende mit hinüber nehmen, tragen zwar einen Kern des Wahren, Guten oder Schönen in sich, aber eingehüllt durch viel Zusatz des Unwesentlichen, Falschen, Verkehrten und Verderbten. Welche Geister durch solche Momente zusammenhängen, die können verbunden bleiben oder sich trennen; je nachdem sie sich beide vereinigen, das Gute und Rechte darin festzuhalten und das Schlechte den bösen Geistern, bei ihrer Scheidung von ihnen, allein zurückzulassen oder je nachdem der eine das Gute der andere das Schlechte ergreift. — Welche Geister aber einmal sich einer Form oder Idee des Wahren, Schönen oder Guten in ihrer ewigen Reinheit gemeinschaftlich bemächtigt haben, die bleiben auch durch sie verbunden in alle Ewigkeit, und besitzen sie auf dieselbe Weise als Theil ihrer selbst in ewiger Einigkeit. — Das Erfassen der ewigen Ideen von den höhern Geistern ist daher ein Zusammenwachsen derselben durch diese Ideen zu größern geistigen Organismen; und wie alle individualen Ideen in allgemeinen und diese in allgemeinern wurzeln, so werden zuletzt alle Geister als Gliedmaßen mit dem größten Geiste, mit Gott, zusammenhängen.“

Schon in unserem jetzigen irdischen Leben ist diese Gemeinschaft zu erkennen. „Indem die höhern Geister nicht bloß in einzelnen Menschen wohnen, sondern indem jeder sich in mehrere hineinverzweigt, sind sie es, die diese Menschen auf geistige Weise verknüpfen, sey es zu

einer Form des Glaubens, oder einer Wahrheit, einer moralischen oder politischen Bestrebung. Alle Menschen, die irgend eine geistige Gemeinschaft mit einander haben, gehören zum Leibe eines und desselben Geistes zusammen und gehorchen der Idee, die von ihm in sie eingegangen ist, wie zusammengehörige Glieder. Oft lebt eine Idee in einem ganzen Volke auf einmal, oft wird eine Masse Menschen zu einer und derselben That begeistert: das ist ein mächtiger Geist, der sie alle überkommt, in alle epidemisch hineinstrahlt. Freilich nicht bloß durch die Geister der Todten geschehen diese Verknüpfungen, sondern unzählige neugeborene Ideen wirken von den Lebenden in die Lebenden hinein; aber alle diese Ideen, die vom Lebenden in die Welt gehen, sind ja schon Glieder seines künftigen geistigen Organismus. — Wenn nun zwei verwandte Geister in der Menschheit sich begegnen, und durch ihre gemeinschaftlichen Momente zu einem größern geistigen Individuum verwachsen, so treten zugleich die Gesellschaften, Geschlechter oder Völker, die erst einzeln durch sie verknüpft waren, in geistige Gemeinschaft mit einander und bereichern sich gegenseitig durch ihr geistiges Besitzthum. So ist das Wachsthum der Geister der dritten Stufe untrennbar mit dem Fortschritt der Menschheit verbunden. Die allmälige Ausbildung des Staats, der Wissenschaften, der Künste, des menschlichen Verkehrs, die Organisation dieser Lebenssphären von tausend und abertausend Ideen zu immer größern harmonisch gegliederten Ganzen ist die Folge dieses Zusammenwachsens von unzähligen geistigen Individualitäten, die in der Menschheit leben und weben, zu größern geistigen Individualitäten."

Künftig aber soll der vollkommenste geistige Organismus vollendet werden im Sonnenleben: „In ihrem Sonnenleben werden die Geister mittelst des Lichtstrahls und der Gravitation in alle Welträume hinausblicken und hinausfühlen, und verkehren mit Sonnen und Planeten, so weit der Flug des Lichts und das Fühlen durch die Schwere reicht. Das bunte Leben und Weben auf allen Planeten wird durch den gemeinsamen Sinn des Lichts von den Sonnenwesen in einem Augenschlage mit gleicher Klarheit überschaut werden, als von uns unsere nächste Umgegend; und so werden wir, obwohl nur auf einem derselben geboren, doch alle einst kennen lernen, ohne nöthig zu haben, das Leben auf allen einzeln zu durchlaufen. Alle Geister, die auf den einzelnen Planeten sich fremd gelebt haben, werden sich auf der Sonne begegnen in derselben Lebenssphäre; und jeder wird nicht nur den Schauplatz seines eignen frühern Lebens, sondern auch die Erziehungsplätze aller andern Geister dort übersehen. Aber auf einer folgenden Stufe werden die Geister von der einzelnen Sonne in das freie unendliche Meer der Sonnen und Planeten selbst hinausgeboren werden, wo nur die Grenzenlosigkeit des Geistes Grenze ist; und in einer noch spätern Stufe werden sie zum ewigen Quell gelangen, aus dem Zeit und Raum hervorströmen, der selbst aber nicht zeitlich noch räumlich ist; und endlich werden sie über Zeit und Raum emporwachsen und sich in Gottes ewige Klarheit versenken."

Was sich nun auch gegen diese Voraussetzungen einwenden läßt, so muß man doch gestehen, daß die Idee der innigen Gemeinschaft vieler Geister, und die Idee der unendlichen Ausbreitung, der allseitigen Welteroberung durch das innere Licht sehr schöne Ideen sind.

55) Unsere Ansprüche auf Fortdauer nach dem Tode, vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes. Eine Vorlesung von Dr. S. Härlin. Stuttgart, Brodhag, 1836.

Obgleich es Frevel wäre, der tief ernsten Seite dieses Gegenstandes gegenüber leichtsinnig spotten zu wollen, so verdienen doch allerdings die barocken, einander so sehr widersprechenden und dabei anmaßungsvollen Meinungen der Theologen und Philosophen, und vor allem die unbescheidenen Zumuthungen der Himmelstürmer, die Geißel der Satire. Nur zu oft hat menschliche Eitelkeit überhaupt und geistliche und philosophische Hoffahrt insbesondere „das unbekannte Land" zu einem Tummelplatz ihrer Albernheiten gemacht, so daß es keine Entweihung des Heiligen ist, wenn man ihnen nachgeht und sie ein wenig hänselt.

Darum hat der Verfasser ganz recht, wenn er sich folgendergestalt expectorirt: „Und die Spekulationen der Philosophie, haben diese uns weiter gebracht? Diese tödtenden Phrasen von Ich und Nicht-Ich, an sich und für sich, Reflex und Entzweiung, sich setzen und gesetzt werden, Absolutem und Potenzirung, diese Redensarten, durch deren Versetzung, wie in einem Myriorama oder Walzerlotto, man philosophische Systeme zusammenwürfeln kann, wie Sand am Meere, sie weisen uns keinen Weg zum Thor hinaus, geschweige durch den Tod. Diese Spekulanten, auf deutsch Spiegler, nehmen den klarsten Gegenstand zwischen zwei Spiegel, reflektiren ihn hin und her, bis er trüb und undeutlich ist, dann sagen sie, sie sehen in die Tiefe; und Gottes schöne Handschrift im Buche der Natur drehen sie um in ihren eitlen Spiegeln, schreiben mühsam das Verkehrte ab, und krähen εὕρηκα über ihre Spekulation. Durch Uebersetzen in eine unverständliche Sprache wähnen sie das Flache tief zu machen; meinen, wenn sie die deutsche Grammatik korrumpiren, und aus einem Wesen ein Seyendes machen, was

an ein Colatorium erinnert, haben sie seine Natur erforscht, und glauben, wenn sie eine Nulle Zero taufen, lasse sich mehr daraus kneten als aus einem einfachen hausbackenem Nichts, aus welchem doch Gott seiner Zeit die Welt erschuf, was etwas mehr ist als ein philosophisches System. — Am Bequemsten macht sichs von jeher die Moral. Sie hat den zauberisch geschmückten Thron, von welchem verdrängt der Offenbarungsglaube sich in die Mährchenwelt flüchtete, zu einem schmucklosen Katheder abgehobelt, von welchem herab sie der Gottheit eine Vorlesung hält, und, den kategorischen Imperativ umkehrend, den praktischen Satz: „Du kannst, denn Du sollst“ dem Herrn der Welt ins Gewissen schiebt, und ihm zu verstehen gibt, ein so braver vornehmer Herr werde doch billig seyn, und die Wechsel, welche die Anmaßlichkeit des Menschen (Ahnung genannt) auf ihn zog, pünktlich saldiren. Den jüngsten Tag hält sie für einen umgekehrten böhmischen Landtag, an welchem die Postulate, weniger der Vernunft, als des menschlichen Egoismus, der einen sehr hohen Begriff von seiner Wichtigkeit hat, vom Herrn genehmigt werden müssen, und droht mit einer Klage auf Täuschung, wenn nicht gehalten werde, was sie vom Katheder, sonst aber weiters Niemand versprochen hat. Aber sie fragt nicht, ob es auch möglich sey; während doch selbst die Allmacht aus zweimal zwei nicht drei machen kann, ungeachtet man ihr mit andern Zahlen Aehnliches ansinnt.“

„Und dann der Mensch — dieses Bild der Unvollkommenheit, dieses unkorrigirte Brouillon, dieses unvollendete Kunstwerk gleich dem Kölner Münster, dieses Thier mit der Engelsanlage, das sich, wenn es zum alten Wurm eingeschrumpft, sonst nichts mehr thun kann, nur immer als Egel fester saugt an dem Erdenblut, bis der Tod Salz auf ihn streut; diese Palette, auf welcher der Schöpfer die Farben aller Tugenden und aller Laster abgewischt hat, wie auf den Federn des Stieglitz; dieses unvollkommene Segment einer vollkommenen Form sollte für vollendet gelten? Der Wurm ist vollkommen in seiner Art, der Frosch bildet sich um, bis er's wird — und höheren Organisationen, dem Pferde, dem Elephanten gibt der Mensch durch Dressur die Vollkommenheit, die er selbst nicht erreichte. Wenn der Schöpfer nichts weiter zu Stande bringt, wahrhaftig er muß sich von einem Recensenten ein „currente rota, cur urceus exit?“ gefallen lassen. Also, nicht, um unser vermeintliches Guthaben einzukassiren, und für das behagliche Selbstgefühl der Ehrlichkeit, dessen Genuß wir uns vielleicht vernünftiger Weise verschafft haben, noch eine Prämie zu verlangen, sprechen wir ein ferneres Leben an, sondern weil wir es unzweckmäßig finden, als halbgebacken wieder umgeknetet zu werden; weil wir nicht vom Platz wollen, ohne auch, so gut wie andere ehrliche Geschöpfe, unsern Gipfel erreicht zu haben; einzig deßwegen sträuben wir uns, wie ein scheues Pferd, vor dem schwarzen Thor der Vernichtung. Wie jenen Capellmeister, der aus dem Bett aufstehen mußte, um einen fehlenden Schlußaccord nachzuspielen, drängt es uns, aus dem Grab aufzustehen, um die Auflösung der schreienden Dissonanz, welche wir im Schöpfungsconcert bilden, im Himmel nachzuspielen. — „Ist alles Recht!“ sagt der Verstand, aber was denn nun anfangen mit einem ewigen Leben? Buchstabirt Euch doch einmal deutlich vor: Ewig leben. Sind nicht schon die Worte: „ewige Fortdauer“ eine contradictio in adjecto; da das Wort: „fort“ eine Bewegung in Zeit und Raum bezeichnet, während das Ewige unveränderlich ist?“

„Ist die Vorstellung von einem ewigen gleichförmigen, genußvollen Nichtsthun kindisch, so ist die entgegengesetzte unvernünftig: die Reformer nämlich statuiren ein ewiges Fortschreiten zur Vollkommenheit, und die liberalsten darunter lassen nach ein paar Millionen Jahren auch die, inzwischen ausgeglühten Verdammten en Reserve dem Marsch der Seligen folgen. Nun ist aber klar, daß die Vollkommenheit ein Ziel ist, und daß das ewige Streben nach einem ewig unerreichten Ziel eine neue Verdammniß ist, nämlich die des Sisyphus.“

Aus diesen Stellen wird man den witzigen Styl des Verfassers und den Ideengang seiner Satire genau zu erkennen vermögen. Am Schluß erklärt er sich, wie Dr. Mises, für die Verhimmelung der Planetarier in der Sonne. .

Romane.

72) Afronius Fatagel, der Freiheitsritter. Philanthropischer Roman, von Justus Ironius Kosmopolita. Glogau, Flemming, 1835.

Eine nicht sehr witzige Verspottung jeder bürgerlichen Freiheit, Constitution und Emancipation, ungefähr wie Goethe's Bürgergeneral und die Aufgeregten. Es war wohl sehr klein gedacht vom großen Goethe, den ungeheuern Kampf der Zeit aus diesem Standpunkt zu betrachten. Wenn man eine französische Revolution vor Augen hat, muß man einen etwas weiten welthistorischen Maßstab anlegen und nicht den eines Polizeidirektors von Krähwinkel. Gleichwohl hat es unserm Verfasser ungemein witzig geschienen, das Ringen des Jahrhunderts, den ernsten und großartigen Kampf auch unserer Tage aus diesem servilen Winkel heraus zu belächeln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 122. Freitag, 2. December 1836.

Romane.

73) Sechs Erzählungen. Nachlaß von L. Achim von Arnim. Berlin und Königsberg in der Neumark, Vereinsbuchhandlung, 1835.

Bei Arnim herrschte die Phantasie vor. Er ließ sich oft von ihr bis über das Verständige hinausreißen, aber dieser Fehler des Reichthums hat etwas Anziehendes, wenn man sich so lange und immer wieder von armen Sündern der Poesie umlagert sieht, die gar keine Phantasie haben und doch um Gotteswillen Dichter seyn wollen.

Gleich die erste Erzählung ist wunderlich genug. Eine französische Dame veranlaßt durch ihre Andacht vor dem Bilde des Königs einen Intriguanten, sie in den Verdacht zu bringen, als sey sie verrückt. Sie wird wirklich verhaftet, eingesperrt und sogar der Kur der Tretmühle unterworfen. Der Intriguant läßt ihr nur einen Rettungsweg offen, die Heirath mit ihm. Sie entschließt sich dazu, entkommt ihm aber in Avignon. Ein früherer Liebhaber findet sich ein, und durch List wird der Intriguant in ein Kloster gelockt, wo er in einer Oelmühle so lange das Rad treten muß, bis er sich allem, was man ihm zur Ehrenrettung der Dame vorschreibt, gefügt hat.

In Nr. 2 kommt ein alter Oberst bei einem jungen Pfarrer ins Quartier, entdeckt in der Gattin desselben seine eigene außereheliche Tochter und findet auch die Mutter noch auf dem Sterbebett wieder.

Nr. 3 läßt den Sohn des alten bekannten Siegfried von Lindenberg auftreten, dessen Naivetät gleich der seines Vaters mit dem Genie der Neuzeit zusammenstößt. Doch fehlt der lustige Humor, der Spott ist nicht unschuldig genug, es liegt immer ein kleiner Zug von Beleidigung darin, wie überhaupt in aller neuern Satire.

In Nr. 4 glaubt man den Studenten Anselmus von Callot-Hoffmann wieder zu erkennen, doch wird man unangenehm überrascht durch die Entdeckung, daß die ganze phantastische Erzählung auf eine Allegorie hinausläuft; der Jüngling, den wir zwischen einer gelehrten Dame und einem lieblichen Dienstmädchen finden, wird auf einmal zur Personifikation der Jugend, die zwischen Wissenschaft und Kunst schwankt.

Meisterhaft ist die 5te Erzählung: Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott. Ein langweiliger und gelangweilter Fürst trifft mit einem ihm sehr ähnlichen Sänger

zusammen, den er eine Zeitlang seine Stelle vertreten und durch den er auch auf das Herz seiner von ihm getrennten fürstlichen Gemahlin operiren läßt. Der geistvolle Künstler erreicht, was er will. Die Fürstin, die ihn der großen Aehnlichkeit wegen für ihren Gemahl hält, wird ganz bezaubert von den neuen Eigenschaften, die sie an ihm wahrnimmt und ist überaus geneigt, ihm wieder die Hand zu bieten und das eheliche Glück herzustellen. Nun darf aber der Sänger aus schuldiger Discretion nicht den kleinsten Schritt weiter thun. Zum Unglück ist der Fürst selber nicht da. Die Fürstin wird immer zärtlicher, gibt dem Pseudogemahl immer liebevoller zu verstehen, daß sie versöhnt sey, läßt ihm einen Blumenstrauß ans Bett stecken, schickt ihm ein Gedicht, das sehr verschämt und doch noch sehnsuchtsvoller als verschämt ist und weiß sich das hölzerne Wesen nicht zu erklären, das der glücklich-unglückliche Sänger in seiner tödtlichsten Verlegenheit angenommen hat. Endlich rettet ihn der Fürst durch seine Ankunft und statt des starken Siegfeit tritt Gunthachar in Brunhildens Kammer.

Die letzte Erzählung handelt von einem wahnsinnigen Invaliden, der eine kleine Festung ganz allein vertheidigt und auf die besten Freunde herunter schießt, bis seine Frau sich vor die Kanonen stellt und er endlich zur Besinnung kommt.

74) Dichter und ihre Gesellen. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.

Ein eigenthümliches und beinahe wehmüthiges Gefühl ergreift uns, wenn wir mitten unter den breit sentimentalen und frivol-gräßlichen, anglisirten und französirten Romanen unserer Tage noch auf einen altromantischen stoßen, wie der vorliegende, in den ein sanfter Wind die Blüthen aus Wilhelm Meisters Lehrjahren, aus Sternbalds Wanderungen und aus der Gräfin Dolores herübergeweht. Es ist noch ganz die kristallklare Luft, in der wir hier wieder die Schlösser kunstliebender Fürsten und Grafen aus dem deutschen Waldbunkel tauchen sehen, und edle Frauen auf den Altanen und in den Gärten, und schmachtende junge Künstler und altmodische Rathgeber, deutsche Hofräthe, dazu eine Schauspielerbande, komische Personen, und Humor die Fülle, obgleich etwas weinerlicher Art, und katholisches Kirchenfensterfarben-Dämmerlicht und einen Wald, dahinten ein Waldbruder, und dann eine lange sonnenhelle Straße gebahnt hinüber nach Italien, und italienische Villen und fremdartige, bis zum Wahnsinn entzückende Schönheit. Das alles, was vor zwanzig bis dreißig Jahren dem sinnenden Auge eines zartfühlenden Publikums vorüber ging und der damaligen Stimmung und Neigung zusagte, kann dem jetzt härter gewordenen Geschlecht nicht mehr behagen, man findet es doch gar zu ausgedüftelt fein, gläsern zerbrechlich und wie Schmetterlingsflügel zu wenig angreifbar. Man verlangt derbere Kost jetzt, man will nicht bloß sehen, man will zugreifen. Man will nicht zart um die Blume schweben wie die Biene, sondern in Alles hineinfahren wie der Mistkäfer. Der Frechste und Schmutzigste muß gewinnen, deßwegen wird wohl auch der große Emerentius Scävola im neunzehnten Jahrhundert die Palme davontragen. Möchte es geschehen! Die Poesie wird nicht eher gereinigt werden, bis sie ganz zum Augiasstall geworden ist.

Wir können uns nicht enthalten, einige Bilder des Dichters mitzutheilen, um den geneigten Leser an die feineren poetischen Genüsse früherer Zeiten zu erinnern. Nur zu erinnern, denn daß das altmodisch ist und uns nur wie verwitterte goldene Rahmen in leerstehenden alten Jagdschlössern mahnt, versteht sich von selbst:

„Der schönste Frühlingsmorgen funkelte vor dem Palast über den Garten, da grünte und sang schon alles in der reizenden Verwilderung, in den ausgetrockneten Becken der Wasserkünste jagten sich jubelnd bunte Vögel, üppig blühende Ranken umschlangen muthwillig die Marmorstatüen, als wollte der Frühling sie mit Küssen ersticken. Arglos zwischen den nackten Götterbildern stand **Fiametta**, die vierzehnjährige Tochter des Marchese, mit ihrer Kammerjungfer Leonore plaudernd, die ihr die schönen, dunklen Haarflechten aufsteckte. Sie war ihr heute ungeduldig entsprungen, beide waren neugierig, ihren Gast, den gestern angekommenen Engländer, zu sehen, wofür sie jeden reisenden Fremden hielten. Mir träumte heut von ihm, sagte Fiametta er, sah aus wie die jungen deutschen Maler mit den langen blonden Locken, und stand in einer unbekannten, prächtigen Gegend, die schimmerte und blitzte, daß ich vor Blendung gar nicht hinsehen konnte. Ich wußt' es wohl, es war der Morgen, der schon durch die rothen Gardinen schimmerte, aber ich drückte die Augen fest zu — hier hielt sie ein und lachte in sich. — Lenore sah sie fragend an. — Nein, nein, meinte Fiametta leicht erröthend, was er mir da in's Ohr sagte, sag' ich nicht wieder — ob er noch jung seyn mag? — Lenore erzählte, daß sie gestern Abends noch im Garten gewesen, da habe sie seinen Schatten im Zimmer auf und nieder schwanken gesehen, lang und dünn wie der Perpendickel einer Thurmuhr. — Oder einer Spieluhr, denn ich hört' es wohl herüberklingen, fiel ihr Fiametta in's Wort, während sie ihr Füßchen auf den Nacken eines umgestürzten Apollos stellte und sich die zierlichen Schuhe festband. Jetzt sahen sie auf

einmal zwischen den Zweigen hindurch den besprochenen Gast selbst, sich streckend und dehnend, aus der Schloßthür treten und verschlüpften, wie Lacerten, schnell zwischen Blumen und Unkraut hinter ein halbverfallenes Gemäuer, wo er vorüber mußte, und durch dessen Ritze sie ihn ungesehen betrachten konnten. Lenore fand ihn sehr schön. Fiametta dagegen kritisirte, heimlich flüsternd, sein schlichtes braunes Haar, seinen dreisten Gang und seltsamen Anzug. — Als er an die Mauer kam, sagte sie leis: ich schreck' ihn. Lenore fuhr abwehrend nach ihrer Hand, aber die kleine Marchesin hatte schon den, über die Mauer herüberlangenden Ast eines blühenden Apfelbaumes gefaßt und schüttelte kurz und rasch, daß Fortunat von den Blütenflocken ganz verschneit war; dann liefen sie beide schnell davon."

Nun auch ein komisches Bild: „Aber in Spanien ging's uns kurios. Das ist ein verteufelt hitziges Land, kaum hat man dort das Saamenkorn der Weisheit in den Boden gelegt, so schießt's einem auch schon gleich unter den Beinen empor, Disteln und Unkraut, da ist kein Halten mehr, und eh' man sich's versieht, ist einem in dem verrückten Klima die ganze Vegetation über den Kopf gewachsen wie eine ungeheure Pelzmütze. Das haben wir dazumal wohl erfahren. Wir hatten uns durch Prozessionen, an Klöstern und Feudalsitzen vorüber, schon ziemlich tief in's Land hineingeärgert, und ritten eines Abends so eben dem Gebirge zu, als sich ein Paar wackere Burschen zu uns gesellten. Wem's Ernst ist, der feiert nicht gern. Wir knüpften sogleich ein Gespräch aus dem Gebiet der praktischen Philosophie mit ihnen an, bald holten wir noch ein Paar Wanderer ein, und wieder ein Paar, bis wir zulezt am Fuße des Berges auf einen großen, hellen Haufen stießen. Ich besinne mich nicht lange und haranguire das Volk. Ich sprach vom Aberglauben, von der Freiheit des Willens et cetera, ich kam immer mehr in's Feuer mit donnernder Stimme und zuckenden Gedankenblitzen, das zündet gleich rechts und links, die Kerls jauchzen, schreien Bravi und wieder Bravi, und eh' man die Hand umdreht, mitten in der Rede heben sie mit Piken und Stangen ein altes abgebrochenes Zelt hoch über ihre Köpfe, schwingen vor Entzücken mich und den Lord auf den Baldachin hinauf, und tragen uns so im Triumph auf ein altes adeliges Schloß zu. Da war's doch nicht anders, als wollten sie mit unseren Köpfen die Mauern einrennen, denn in der Begeisterung fragten sie den Teufel darnach, daß das Schloßthor viel zu niedrig war für unsern Baldachin. Zum Glück erblick' ich nebst dem Lord noch zu rechter Zeit einen Balkon gerade vor uns über dem Thore, wir erfaßten schnell das Geländer, die Kerls schritten wie toll unter uns weg, und so blieben wir draußen am Balkon hängen mit den Beinen in der Luft. Jezt aber entstand unter uns ein Spektakel, ein Gedränge und Gewürge — denn die Kerls waren Guerillas — die vom Schloß fielen aus, die Guerillas ein — zwischen unseren Beinen hindurch flogen die Kugeln immerfort hin und her, der Lord verwünschte unsere Philosophie, worüber wir noch heftig an einander geriethen. Wie wir nun so bedenklich hängen und streiten, stürzt plötzlich oben im prächtigen Mondschein zwischen blühenden Pomeranzenbäumen das Schloßfräulein auf den Balkon heraus, dunkle Locken, Alabasterhals und Busen, und eine Laute im Schwanenarm. Die sieht mich penetrant an, und bleibt wie verzaubert stehen, sie sieht mich noch einmal — und: „o mein Traum!" ruft sie, und läßt die Laute fallen. Darauf, schnell wieder gefaßt, erwischt sie mich hinten beim Kragen, und hilft erst mir, dann dem Lord rasch über's Geländer auf den Balkon, in das Pomeranzengemach hinein. Jezt aber war guter Rath theuer; ich unbewaffnet, kein Schwert in der Nähe, und von unten heult das Gedrossel, wie ein versessener Sturmwind, durch das alte Haus immer höher und näher herauf. Der Lord wirft sich noch geschwind an den Sekretair des Fräuleins hin, schreibt sein Testament, und sezt mich zu seinem Universalerben ein. Unterdeß aber — ihr kennt die südliche Glut — verliebt sich die Prinzessin — Prinzessin? rief Fortunat, du nanntest sie ja eben noch schlechtweg vorhin Fräulein! — Verliebt sich die Prinzessin, fuhr Grundling immer schneller redend und trinkend fort, immer heftiger in mich, und erzählt mir, wie sie mich schon früher einmal im Traume gesehen, mit Uniform und dreieckigem Hut durch's Morgenroth auf Wolken schwebend, et cetera."

Kenner unserer romantischen Literatur werden unschwer die Bemerkung machen, daß Herr von Eichendorff die meiste Aehnlichkeit mit Arnim hat, sowohl in der Lebendigkeit und in dem raschen Wechsel, als auch in der etwas zu freien Willkühr, man möchte sagen in dem traumhaften Sichgehenlassen seiner Phantasie.

75) Boa Constrictor. Von C. Spindler. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1836.

Wir erkennen Freund Spindler in diesem neuen Roman nicht wieder.

Der Inhalt ist folgender: Georg, ein junger Handelsmann, liebt eine junge reiche Engländerin, Eugenie, und wird wieder geliebt. Sie schwören einander ewige Treue, sie wird sogar von ihm guter Hoffnung. Er kann sie aber wegen Armuth nicht heirathen, geht, um reich zu werden, in die neue Welt, meuchelmordet einen reichen Mann, beraubt ihn und kommt nach Europa zurück. Es ist fünfzehn Jahre her. Eugenie hat einen

Andern geheirathet, Leopold, Georgs Jugendfreund, der nichts von ihrer geheimen Liebschaft gemerkt und auch Eugeniens Erstgeberne, die kleine Cäcilie, die eigentlich Georgs Tochter ist, für die seinige genommen hat. Obgleich nun Georg sich fünfzehn Jahre lang nicht hat sehen lassen, und während dieser Zeit mit einer Mulattin gelebt hat, die er sogar als seine Maitresse nach Europa mitbringt, prätendirt er dennoch, Eugenie hätte ihm treu bleiben sollen, und will sich an ihr — rächen. Dies geschieht dadurch, daß er sie mit ihrem Mann entzweit, daß er Leopold mit seiner Mulattin zusammenkuppelt, dann zu Lastern aller Art, zur Bigamie, selbst zum gemeinen Diebstahl verführt ꝛc. Es geschieht ferner dadurch, daß er seiner eignen Tochter Cäcilie nachstellt, ihren Bräutigam, einen hoffnungsvollen jungen Mann, durch einen brutalen Helfershelfer erschießen läßt, und sich selbst ihr zum Bräutigam aufdringt, ja sie wirklich in sich verliebt macht und zwar so, daß sie auch dann noch, nachdem sie erfährt, er sey ihr Vater, sich nicht von dem Gedanken losreißen kann, er solle lieber ihr Mann seyn. Es geschieht endlich noch dadurch, daß Leopolds unschuldiger Sohn Ralph eines Diebstahls beschuldigt und ehrlos gemacht wird. Nachdem er so die ganze Familie ruinirt, bleibt er allein übrig auf dem Schauplatz. Das ist nun die Boa Constrictor, die das arme Wild rings umstrickende und erstickende Schlange. Ein Roman voll lauter Gemeinheiten und Schurkerei, nach den schlechtesten französischen Mustern. Es wäre wahrhaftig Schade, wenn Spindlers Phantasie, ein buntfarbiger tropischer Vogel, in den giftigen Rachen dieser Schlange stürzte, in diesem französischen Lasterpfuhl unterginge und nicht bei Zeiten sich von dem Irrweg wieder entfernte. In seinen frühern Romanen stand den schwarzen Schattenpartien des Verbrechens und der Rohheit jederzeit eine Lichtpartie, Charaktere voll Unschuld und Kraft gegenüber. Hier aber ist nichts als Verworfenheit.

76) Mairosen. Erzählungen und Novellen, herausgegeben von Friedrich von Arth. Stuttgart, Weise, 1835.

Neufranzösische Erzählungen, noch von der anständigern Art und doch auch voll Verbrechen. Cölina, von Soulié, die Tochter eines abgefeimten Schurken. Rog, von Gozlan, Geschichte eines Hundes, der eine durch einen unnatürlichen Vater ins Elend geschickte Tochter wiederentdeckt. Eine kleine Ehebruchs- und Mordgeschichte von Karr. Die Geschichte eines von ihrem Vater mißhandelten, aus Gram der Liebe sterbenden Milchmädchens von Nisard. Der Sohn des Millionärs, von Thiers, die erste heitere Geschichte in dieser Sammlung. Susanna, von Guinot, eine schamlose Erzählung ganz so pikant, wie sie der französische Geschmack jetzt haben will, nämlich die Geschichte eines stummen Frauenzimmers, die sich freiwillig entehren läßt und dabei ihre Sprache wieder bekommt. Die Schilderung, wie sie alle weibliche Scham bei Seite wirft und dann mitten in den niedrigsten Scenen auf einmal hinkniet und Gott für die neue Sprache dankt, ist empörend. Der Provinzbewohner zum ersten Mal in Paris, von Vermont, ist wieder heiter. Das Vermächtniß, von Guinot, wieder tragisch, der Opfertod eines Bruders für den andern. Endlich Cavalcada, von Roger de Beauvoir, ein Tableaux zum Schluß, auf welchem ein schönes Mädchen, mit der das Pferd durchgeht, zu Tode geschleift und bis zur Unkenntlichkeit entstellt wird.

77) Novellen und Phantasieblüthen von Ludwig Bechstein. Zwei Bände. Leipzig, Leo, 1835.

Der phantasiereiche Verfasser fährt fort, mit erstaunlicher Fruchtbarkeit, bald in Versen, bald in Prosa seine Bilder auszustreuen. Die besten unter den vorliegenden sind die, in denen sich seine besondere Vorliebe für deutsche Volkssagen oder seine Jugenderfahrungen aussprechen. So die Erzählung: „der Herr Gevatter,“ eine Sage vom Harz, das Bündniß eines Köhlers mit dem Bösen, und „der Gehülfe zum König Salomo,“ Scenen aus dem Leben eines Apothekergehülfen (was der Verfasser selbst einmal gewesen ist), worin die Vorkommnisse in Apotheken, theils lächerliche, theils ängstigende, die hülfesuchenden Leiden, die große Verantwortlichkeit bei Austheilung der Arzneien, der Leichtsinn der Aerzte, die Dummheit der Kranken, die Nachlässigkeit ihrer Pfleger ꝛc., mit einer kleinen phantastisch-humoristischen Zugabe doch außerordentlich wahr und darum doppelt ansprechend geschildert werden. In den übrigen Erzählungen herrscht wohl zu viele Neigung zum Düstern und Gräßlichen, da dem Verfasser das Heitere und Heimliche wohl besser ansteht. Gleich in der ersten Erzählung: „der Astralgeist“ wird ein unschuldiges Mädchen auf gewaltsame Weise und überdies von Mehreren entehrt, eine peinigend widrige Darstellung. Der durch einen „Raben“ veranlaßte Justizmord ist auch schauerlich genug. Deßgleichen „der Versöhner,“ wo das Unglück, von einem Pferde geschleift zu werden, die Versöhnung alter Feinde veranlaßt. So auch „Fanny,“ die sich aus Liebesgram aus einem Thurmfenster herabstürzt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 123. Montag, 5. December **1836.**

Kriegswissenschaft.

Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre, et de leurs rapports avec la politique des états. Par le Baron de Jomini, Général en chef, aide-de-camp général de sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies. 4e édition, considérablement augmentée. A Saint Petersbourg, chez Belliard et Comp. gr. 8. 456 Seiten.

Das Werk des Barons von Jomini, in Deutschland theils im Original, theils in der Uebersetzung des königl. preuß. Obristen von Wagner vielfach verbreitet, hat in der vierten Auflage eine vollständige Umarbeitung erfahren. Der Verfasser, als einer der ersten jezt lebenden Strategen dem wissenschaftlichen militärischen Publikum rühmlichst bekannt, bestimmte dasselbe anfangs als Leitfaden bei dem Unterrichte eines erlauchten Prinzen; später, nachdem er das Werk durch den Druck bekannt gemacht hatte, achtete er auf die Stimmen der Kritik, welche sich in Deutschland und Frankreich darüber hören ließen, und bereicherte dasselbe, stets den anfänglich aufgestellten Grundsätzen treu bleibend, mit Zusätzen aller Art, so daß es jezt die Einleitung zu des Verfassers größerem Werke: „Traité des grandes opérations“ bildet, und eines das andere gewissermaßen ergänzt und erläutert.

Wenn gleich manchem unserer Leser das Tableau analytique aus einer der früheren Auflagen bekannt seyn dürfte, so halten wir es dennoch für Pflicht, auf diese neue Bearbeitung aufmerksam zu machen, und den Gang kurz anzudeuten, welchen der berühmte Verfasser in derselben genommen hat.

Als Einleitung dient eine (neuhinzugekommene) Notiz über die gegenwärtige Theorie des Krieges und ihren Nutzen (Seite I — XXII), in welcher der Verfasser eine überraschende Bekanntheit mit der neuern und neuesten Militär-Literatur Deutschlands und Frankreichs beurkundet. Diese Einleitung ist eine kritische Würdigung der vorzüglichsten Werke über Kriegskunst, wie sie seit Feuquières, Folard und Puységur bis auf den heutigen Tag einander folgten. Zugleich gibt der Verfasser bei dieser Gelegenheit merkwürdigen Aufschluß über seine eigenen Studien, und die Art, wie er zu seinen strategischen Wahrheiten gelangte. Die einzige Ausstellung, welche wir uns im Interesse der Wissenschaft gegen diese Einleitung erlauben, ist, daß es uns scheint, der Verfasser habe die Werke des General Clausewitz nicht gehörig gewürdigt, dagegen das Werk Rocnays: „Traité de

tactique, herausgegeben von dem französischen Obrist-Lieutenant Koch viel zu sehr überschätzt. Der Beweis für beide Behauptungen wäre leicht zu führen, untersagte uns nicht der beschränkte Raum dieser Blätter jede weitere Auseinandersetzung.

Die Ueberzeugung, welche 20jährige Erfahrung in zwölf Feldzügen in dem Verfasser festgestellt hat, kleidet er in folgende Grundsätze, welche seinem Werke zur untersten Basis dienen:

1) Es gibt nur eine kleine Anzahl von Hauptgrundsätzen für den Krieg, von denen man sich nicht ohne Gefahr entfernen darf, und deren Anwendung beinahe immer zu einem glücklichen Resultate geführt hat.

Aus diesen Hauptgrundsätzen lassen sich gleichfalls nur wenige Anwendungsregeln ableiten, welche, nach den Umständen modificirt, einem Feldherrn mitten in dem Lärm der Gefechte und Schlachten zur Richtschnur dienen können.

2) Das geborene Genie ist allerdings im Stande, diese Hauptgrundsätze durch glückliche Eingebungen zu erweitern, und zwar in einem höhern Grade, als es die durchdachteste Theorie zu thun im Stande ist. Gleichwohl wird eine einfache, von aller Pedanterie entfernte Theorie, welche zu den Ursachen hinaufsteigt, ohne absolute Systeme aufstellen zu wollen, auch selbst dem Genie in vielen Fällen zur Stütze dienen, und dessen Vertrauen in die eigenen Eingebungen vermehren.

3) Von allen Theorien über die Kriegskunst ist nur diejenige vernunftgemäß und von Werth, welche, gestützt auf das Studium der Kriegsgeschichte, zwar eine gewisse Anzahl von leitenden Grundsätzen zugibt, zugleich aber dem Genie den größten Spielraum in der obersten Leitung des Krieges läßt, ohne es durch ausschließende Regeln in Fesseln zu schlagen.

4) Dagegen ist nichts geeigneter, das angeborene Genie zu tödten und den Irrthum aufleben zu machen, als jene pedantischen Theorien, welche auf die falsche Idee basirt sind, der Krieg sey eine positive Wissenschaft, und alle Operationen desselben ließen sich auf unfehlbare Berechnungen zurückführen.

Gegen diese einfachen, naturgemäßen Grundsätze, hervorgegangen aus tiefem Nachdenken über die Natur des Krieges, vermag auch die strengste Kritik nichts einzuwenden, sie muß vielmehr zugeben, der Verfasser habe sein Werk auf einer sichern und unumstößlichen Basis erbaut.

Der Verfasser scheidet sofort die Kriegskunst in fünf wesentlich verschiedene Theile:

1) in die Politik des Krieges;

2) in die Strategie, oder die Kunst, die Massen auf dem Kriegsschauplatze zu bewegen;

3) in die höhere Taktik der Schlachten und Gefechte;

4) in die Ingenieurkunst;

5) in die niedere Taktik;

von denen er jedoch nur die drei ersten in den Bereich seiner Untersuchungen zieht.

In dem ersten Kapitel von der Politik des Krieges handelt der Verfasser (Seite 4—41) von denjenigen Combinationen, nach welchen ein Staatsmann beurtheilen soll, wann ein Krieg angemessen, zeitgemäß, oder selbst unvermeidlich ist, und welche verschiedene Operationen er nothwendig machen wird, um seine Absicht zu erreichen. Zu diesem Zwecke theilt er die Kriege auf folgende Weise ab.

1) Angriffs-Kriege, um gewisse Rechte zu behaupten.
2) Politisch-defensive und militärisch-offensive Kriege.
3) Gelegenheits-Kriege.
4) Kriege mit oder ohne Verbündete.
5) Interventions-Kriege.
6) Invasions-Kriege aus Eroberungssucht.
7) Kriege wegen politischer Meinungen.
8) National-Kriege.
9) Bürgerliche und Religions-Kriege.
10) Doppelte Kriege und Gefahr, zwei Kriege zugleich zu unternehmen.

Jedem dieser Kriege wird ein besonderer Artikel geweiht. — Derjenige, von den Meinungskriegen ist als ein in den frühern Auflagen nicht enthaltener Zusatz zu betrachten. Im Uebrigen hat der Verfasser an diesem Kapitel nichts verändert.

Zweites Kapitel. Von der militärischen Politik, oder der Philosophie des Krieges. S. 42. Unter dieser Benennung versteht der Verfasser alle militärischen Combinationen, die sich an die Operationen der Armee anknüpfen. Hierher gehören: die Leidenschaften der Völker, gegen die man zu kämpfen hat, ihr moralisches System, ihre kriegerischen Mittel der ersten Linie und der Reserve, die Hülfsquellen ihrer Finanzen; die Anhänglichkeit für ihre Regierung oder Einrichtungen. Der Charakter des Staatsoberhauptes, der Heerführer und ihre militärischen Talente; der Einfluß, den das Kabinet oder der Kriegsrath von der Hauptstadt aus auf die Operationen üben. Das im feindlichen Generalstab angenommene Kriegssystem; die Militär-Geographie und Statistik des Landes, gegen das man Krieg führt; endlich die Hülfsquellen und Hindernisse aller Art, welche man daselbst antreffen kann — lauter Punkte, deren Kenntniß wichtig ist, und die doch weder der Diplomatik noch der Strategie angehören.

Zwölf wesentliche Bedingungen stellt der Verfasser auf, die zur Vollkommenheit einer Armee erforderlich

sind: 1) ein gutes Rekrutirungssystem; 2) eine gute Formation; 3) ein gut organisirtes System von National-Reserven; 4) Truppen und Officiere, welche in den Manövern, im innern und im Felddienste wohlunterrichtet sind; 5) eine kräftige, aber nicht demüthigende Disciplin; 6) ein wohlcombinirtes System der Belohnungen zur Erweckung des Wetteifers; 7) die speciellen Waffen (Genie und Artillerie) von befriedigender Ausbildung; 8) eine wohldurchdachteste, und wenn es möglich ist, an Vollkommenheit der des Feindes überlegene Bewaffnung; 9) Ein Generalstab, der fähig ist, alle diese Elemente möglichst zu benützen, und dessen Organisation der klassischen Ausbildung seiner Officiere entspricht; 10) ein gutes Verpflegungssystem; 11) ein gutes System bei Organisirung des Heerbefehles und der obersten Leitung der Operationen; 12) zweckmäßige Mittel zur Anfeurung des militärischen Geistes.

Die drei letzten Punkte hat der Verfasser bei dieser Auflage neu hinzugefügt. Auf den zehnten Punkt machte ihn sein Uebersetzer, Herr von Wagner, in einer Note aufmerksam.

Bei Gelegenheit der Fortschritte in der Bewaffnung macht der Verfasser folgende neue Bemerkung: „die Zerstörungsmittel vervollkommnen sich in einer Schrecken erregenden Progression: die Congreve'schen Raketen, in welchen es die Oesterreicher weit gebracht haben sollen; Schropnells Haubitzen, welche ganze Wolken von Kartätschkugeln schleudern; Perkins Dampfgewehre, von denen eines so viele Kugeln speit, als ein ganzes Bataillon, verhundertfachen heutiges Tages die Wahrscheinlichkeit des Getroffenwerdens, als ob Hekatomben, wie sie bei Eylau, Borodino, Leipzig und Waterloo dargebracht wurden, nicht hinreichend wären, die europäischen Völker zu decimiren! — Wenn die Souveraine nicht auf einem gemeinschaftlichen Congresse diese neuen Erfindungen des Todes und der Zerstörung proscribiren, so wird nichts übrig bleiben, als die Hälfte der Heere in bepanzerte Reiterei zu verwandeln, um alle jene Maschinen mit größerer Schnelligkeit wegzunehmen, und selbst die Infanterien zu den Eisen-Rüstungen des Mittelalters greifen müssen, wenn nicht ganze Bataillone niedergestreckt werden sollen, ehe sie den Feind erreichen.“

Einen neuen Artikel hat der Verfasser dem Kapitel, über das Commando der Heere und die Leitung der Operationen hinzugefügt, das sehr richtige Ansichten enthält, und insbesondere auch das Verhältniß des Chefs vom Generalstab zum commandirenden General sehr scharf ins Auge faßt. Auch der Artikel über den militärischen Geist der Nationen und über das moralische Princip der Heere ist neu.

Im dritten Kapitel (Seite 90—313) entwickelt der Verfasser den Begriff der Strategie und den der höhern Taktik, ohne an seinen frühern Ansichten etwas zu ändern. Als Hauptgrundsatz des Krieges, der bei allen Combinationen oben anstehen muß, stellt er auf: 1) den größern Theil der disponibeln Macht einer Armee auf den entscheidenden Punkt, sey es des Kriegsschauplatzes oder des Schlachtfeldes, zu bringen; 2) dergestalt zu operiren, daß diese Masse von Kräften auf dem entscheidenden Punkte nicht nur gegenwärtig sey, sondern auch daselbst auf eine geschickte Weise in Thätigkeit komme. — In der Lehre von den strategischen Operationen ist der Artikel über die Operations-Zonen neu. Eben so die Betrachtungen über die Operations-Linie im französischen Revolutions-Kriege, wodurch der Verfasser seine Ideen ungleich klarer macht; ferner ein Artikel: Grundsätze über die Operations-Linien, welche der Verfasser aus der neuesten Kriegsgeschichte mit Umsicht ausgewählt hat. Als eine Bereicherung dieser neuesten Auflage sind endlich folgende Artikel zu betrachten: über die Mittel zur Sicherung der Operationslinien; über die strategischen Reserven; eine Vergleichung des ehemaligen Systems der Positionskriege mit dem heutigen Systeme der Märsche; über Diversionen und große Truppenentsendungen; letzterer Artikel ist eigentlich nur eine Umarbeitung des Verfassers nach den Ideen des Obersten von Wagner. Der Artikel über die Rückzüge hat einen wichtigen Zusatz über die Verfolgung erhalten. Ganz neu und höchst belehrend sind die Abhandlungen über die strategischen Operationen in Gebirgsländern, und über die Recognoscirungen und andern Mittel, die Bewegungen des Feindes kennen zu lernen, mit welchen die Lehre von der Strategie schließt.

Das vierte Kapitel handelt von der höhern Taktik und den Schlachten (S. 314—357). Auch hier hat der Verfasser manches Belehrende eingeschaltet, doch ist im Allgemeinen die frühere Ordnung von ihm beibehalten worden. Neu ist der Artikel von dem Angriffe verschanzter Lager und Linien.

Das fünfte Kapitel: Von der Formation der Truppen zum Gefechte (S. 358—420) ist ganz unverändert geblieben.

Seite 411 finden wir einen Zusatz zu der Lehre von den Schlachten; ferner Seite 415 eine Erläuterung über die Formation zum Gefechte.

Den Schluß des ganzen Werkes macht eine auch schon in der dritten Auflage befindliche Uebersicht der vorzüglichsten überseeischen Unternehmungen.

Daß das Werk des Generals Jomini durch die neueste Bearbeitung um vieles gehaltvoller und brauchbarer

geworden ist, dürfte aus unserer kurzen Darstellung hervorgehen. Eine deutsche Bearbeitung desselben würde um so willkommener seyn, als die französische Ausgabe, in St. Petersburg erschienen, in Deutschland nicht sehr verbreitet werden wird.

K.

Reisen.

Portfolio eines deutschen Journalisten. Erster Theil. Darmstadt, Leske, 1836.

Offenbar das Werk eines sehr jungen Mannes, der viel herumgereist ist und viele Blätter gelesen hat, der über alles etwas zu sagen weiß, aber nirgends tief eindringt. Er reist durch ganz Deutschland, hält sich längere Zeit im Elsaß und der Schweiz auf und spricht nun über Dinge und Personen, die gerade in der neuesten Zeit auf irgend eine Weise die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, überall in flüchtigen Skizzen.

Es gereicht ihm dabei zur Ehre, daß er im Allgemeinen discret ist. Wenn das Publikum es noch nicht gemerkt haben sollte, so diene ihm hiermit zur Nachricht, daß seit zwei bis drei Jahren eine ziemlich bedeutende Menge literarischer Spekulanten, meist verdorbene Jünglinge, die sich auf keine ehrliche Art ihr Brod zu verdienen wissen, herumreisen, namhaften Leuten in die Häuser laufen, sie dann in Reisebildern, Reiseskizzen, Reisenovellen 2c. oder in Correspondenzartikeln auf eine maliziöse Weise portraitiren und sich mit diesem edeln Handwerk bezahlt und wohl gar einen Namen machen. Nicht selten nehmen sie die Gastfreundschaft in Anspruch oder betteln um Unterstützung, um eine Empfehlung und dergleichen, und zum Dank dafür höhnen sie den Geber aus und streichen vom Publikum die Bezahlung ein. So hat unlängst einer dieser edeln Jünglinge dem Dichterveteranen Tieck auf eine beispiellos impudente Weise mitgespielt, sich bei ihm eingedrängt, ihm die innigsten Rührungen vorgeheuchelt und ihn dann öffentlich in seinem Reisebericht bis zur Karrikatur lächerlich gemacht. Und ist es uns nicht eben so, ja noch schlimmer ergangen? Wir haben sogar erlebt, daß das, was ein solch edler Jüngling von uns gelogen, von einem zweiten, der uns ganz unbekannt blieb, und sogar von einem dritten nachgeschrieben und in Form von Biographien und literar-historischen Skizzen (durch die Herren Laube und Marbach) gleichsam zur Evidenz erhoben und auf die Nachwelt gebracht wurde. Noch vor wenig Wochen kam ein solcher Edler, ein sogenannter Flüchtling, den aber Niemand verfolgt, zu mehreren namhaften Personen, empfahl sich und sein neuestes Werk aufs höflichste, blieb bei jedem nur ein paar Minuten und reiste wieder ab und portraitirte darauf die gedachten Personen sämmtlich in der Abendzeitung auf eine Weise, die seinem Scharfsinn weniger Ehre macht, als seiner Unverschämtheit.

Man kommt mit diesen jungen Reisenden und mit den Porträten, die sie von uns entwerfen, in einige Verlegenheit. Wer nicht im Kampf mit der Gemeinheit schon abgehärtet ist, den ärgert natürlich eine so unerwartete und unverdiente Bosheit, und man darf sich nicht einmal vertheidigen, denn die literarische Straßenjugend genießt, wie die bürgerliche, das Vorrecht, Ehrenmänner, die sich etwa erzürnt nach ihnen umwenden, doppelt auszulachen. Sodann wenn die Fälle sich wiederholen, wird wohl der Eine oder Andere mißtrauisch, und ist gegen die jungen Leute nicht mehr so gefällig, wie sonst.

Diese tugendhafte Generation von jungen Schriftstellern, deren geistiger Vater Heine ist, wird hoffentlich schnell dahinwelken. Ihr Treiben ist doch gar zu sehr aller Ehre und Scham und aller Wahrheit baar.

Taschenbücher auf 1837.

Almanach, den Freunden der Erdkunde gewidmet von H. Berghaus.

(Stuttgart, Hoffmann). Mit Lithographien und Landkarten versehen. Zwar von einem bekanntlich sehr wissenschaftlichen Manne herausgegeben, doch nicht bloß einem wissenschaftlichen Zweck, sondern hauptsächlich der angenehmen Unterhaltung gewidmet, enthält dieser Almanach theils Nachrichten über die neuesten Entdeckungen in den andern Welttheilen, theils Abhandlungen über geographische, hydrographische, meteorologische 2c. Erscheinungen von allgemeinerem Interesse. Z. B. über vulkanische Erscheinungen und Erdbeben im Allgemeinen, dann insbesondere über die des Jahrs 1835, über die Hydrographie der größern Oceane, Meerströmungen, Längenbestimmungen, Nautisches aller Art, endlich über die Jungfrau-Insel und ihre Beschaffenheit. Die ersten und letzten Abhandlungen werden alle Leser, auch Dilettanten anziehen; nur die mittlern hydrographischen enthalten zu viel Tabellarisches, zu viele Messungen, die nur Leute von Fach angehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 124. Freitag, 9. December 1836.

Aesthetik.

1) Die Kalologie oder die Lehre vom Schönen, aus Einem Principe vollständig entwickelt. Von Dr. Ludwig Steckling. Leipzig, Göschen, 1835.

Gleich in der Einleitung gibt der Verfasser eine gedrängte Uebersicht der vorzüglichsten bisherigen Versuche, das Schöne zu definiren. Aus der Vergleichung derselben erhellt am besten, wie vergeblich sie alle gewesen sind.

Plato stellt eine negative und eine positive Ansicht vom Schönen auf, und lehrt

1) negativ (im Hippias major): das Schöne ist nicht das Angenehme, nicht das Nützliche, nicht das Anständige, nicht das Gute;
2) positiv (im Parmenides, Phaedrus, Symposium):
   a) in Gott sind die Ideen aller Dinge vorhanden, folglich auch die Ideen des Wahren, Guten und Schönen;
   b) die Seele des Menschen hat die göttlichen Ideen in einem frühern Zustande angeschaut, und erinnert sich dieser Anschauungen wieder bei Erblickung gewisser Gegenstände in ihrem jetzigen Daseyn; so auch der Anschauungen des Schönen;
   c) es gibt eine dreifache Schönheit: eine intellectuelle, eine sittliche (welche beide die geistige Schönheit ausmachen) und eine sinnliche; die geistige Schönheit ist absolut schön; die sinnliche ist relativ schön, d. h. schön, insofern sie an der Schönheit der ersten Theil nimmt.

Aristoteles Werk über das Schöne ist verloren gegangen. In seiner Poëtik aber (Kap. 1.) lehrt er: die schönen Künste (namentlich die epische, tragische, komische und dithyrambische Poesie, wie auch das Lauten- und Flötenspiel) sind nichts Anderes als Nachahmung.

Unter den Neuern lehren die Ausländer:

1) Augustinus der Kirchenvater (Ep. 18.): Einheit die ist allgemeine Form der Schönheit.
2) Malespina (Delle leggi del bello): die Schönheit besteht in Einheit, Mannichfaltigkeit und Schicklichkeit.
3) de Crousaz (Traité du beau): die Schönheit besteht in Mannichfaltigkeit, Einheit, Regelmäßigkeit, Ordnung und Verhältniß, und es gibt demnach eine Schönheit der Wissenschaft, der Tugend und der Religion. Ungefähr eben so lehrt
4) Diderot (Traité du beau): schön ist das, was in uns die Idee von Verhältniß und Beziehung erregt, und es gibt daher eine wissenschaftliche, moralische, natürliche und musikalische Schönheit.

5) **Batteux** (Les beaux arts, réduits à un même principe; — Cour des belles lettres ou Principes de la littérature) lehrte genau wie Aristoteles: alles Schöne (nämlich der Kunst) entspringt aus Nachahmung der Natur.

6) **Hume** (Elements of Criticism) lehrt: es gibt eine sinnliche Schönheit und eine Schönheit des Verhältnisses, welche aus unserer Erkenntniß von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit eines Dinges entspringt. Das Schöne ist daher bloß relativ und subjectiv.

7) **Hutcheson** (Inquiry into the original of our ideas of beauty and virtue) lehrt: das Schöne besteht in der Einförmigkeit des Mannichfaltigen oder in der mit Mannichfaltigkeit verbundenen Einförmigkeit.

8) **Burke** (Inquiry into the origin of our ideas of the sublime and the beautiful) lehrt: das Schöne ist diejenige Beschaffenheit eines Dinges, durch welche es Liebe (d. h. Vergnügen ohne Begierde) oder eine dieser ähnliche Leidenschaft erregt.

Unter den Deutschen haben gelehrt:

1) **Baumgarten** (Aesthetica. Francf. ad. V. 1750 bis 58. 2 Theile.): Schönheit ist sinnlich erkannte Vollkommenheit, oder: vollkommene, sinnliche Erkenntniß. Er begründete mit jenem Werke eine Wissenschaft des Schönen, und ihm folgten Mayer, Moses Mendelsohn, Eberhard und Andere mehr oder minder getreu.

2) **Moritz** (Versuch einer Vereinigung aller schönen Künste und Wissenschaften) lehrt: das Schöne ist das Insich-Vollendete.

3) **Winckelmann** (Geschichte der Kunst des Alterthums) lehrt: Schönheit besteht in Einheit und Mannichfaltigkeit, verbunden mit Unbezeichnung.

4) **Sulzer** (Allgemeine Theorie der Wissenschaften und Künste) lehrt:
   a) die Eigenschaften des Schönen lassen sich auf drei Hauptpunkte bringen, auf Anschaulichkeit oder Faßlichkeit, Mannichfaltigkeit und Einheit:
   b) eine höhere Gattung des Schönen entsteht aus enger Vereinigung des Vollkommenen, des Schönen und des Guten.

5) **Wieland** (Aristipp) lehrt: Schönheit ist die Einheit eines angenehmen Mannichfaltigen.

6) **Platner** (Anthropologie) lehrt: die objective Schönheit besteht in der Allmähligkeit und Lebhaftigkeit, wodurch eine Verwandtschaft mit dem geschlechtmäßig Liebenswürdigen entsteht.

7) **Kant** (Kritik der Urtheilskraft) lehrt: das Schöne gefällt ohne Begriff, ohne Vorstellung von Zweck, ohne Interesse lediglich durch Beziehung eines Gegenstandes auf unser Gefühlvermögen. Ihm folgten mehr oder minder getreu: Schiller, Heusinger, Zschokke und Andere bis auf Grohmann herab (Aesthetik als Wissenschaft 1830).

8) **Heydenreich** (System der Aesthetik) lehrt: es gibt vier Arten des Schönen: das Schöne der Sinne, der Phantasie, der Empfindung und des Geistes. Die drei ersten werden durch Beziehung gewisser Dinge auf Sinneneindruck Phantasiebilder und menschliche Zustände, die vierte wird durch Beziehung gewisser Dinge auf Gesetze des Verstandes und der Vernunft hervorgebracht.

9) **Schelling** (Rede über das Verhältniß der bildenden Kunst zu der Natur. München, 1807) äußert sich über die Schönheit folgendermaßen: Seite 17: Das, wodurch eigentlich das Werk oder das Ganze *schön* ist, kann nicht die Form seyn. Es ist über die Form, ist Wesen, Allgemeines, ist Blick und Ausdruck des inwohnenden Naturgeistes. — S. 18: Was ist Schönheit, wenn sie nicht das volle, mangellose Seyn ist? — S. 29: Die äußere Seite oder Basis aller Schönheit ist die Schönheit der Form. Da aber Form ohne Wesen nicht seyn kann, so ist in jeder Form auch Charakter. Charakteristische Schönheit ist daher die Schönheit in ihrer Wurzel.

10) **Bouterweck** (Aesthetik. 1815) lehrt: Die Elemente des Schönen sind: innere Harmonie (ästhetische Einheit und Mannichfaltigkeit), Ausdruck (Ideengehalt), Grazie (Verschmelzung des Sinnlichen und Sittlichen zu einem bewegten Leben von hoher Liebenswürdigkeit) und das Unendliche (sprechender Ausdruck des Ueberirdischen.)

11) **Chr. Hermann Weiße** (System der Aesthetik als Wissenschaft von der Schönheit. 1830) lehrt: Die Idee der Schönheit ist die unter der Gestalt der Ewigkeit und Nothwendigkeit erkannte Form alles wahrhaft Seyenden.

12) **von Quandt** (Briefe aus Italien über das Geheimniß der Schönheit und die Kunst. 1830) lehrt: Die Schönheit ist die sinnliche Offenbarung der Vernunft.

13) **Braun von Braunthal** (Die ästhetisch gebildete Dame. 1830) lehrt: Schönheit ist die in endlicher Form angeschaute Befriedigung unserer unendlichen Sehnsucht nach Seligkeit.

14) **A. Hirt** (Kunstbl. des Morgenblattes. 1831. Nr. 18) lehrt: Das allgemeine Grundgesetz oder Prüfungsgesetz des Schönen (wonach das Schöne als solches zu beurtheilen) liegt in der Charakteristik oder der individuellen Bedeutsamkeit.

15) **Hegels** Aesthetik ist noch nicht erschienen, und seine Ansicht vom Schönen überhaupt ist daher nur seinen Zuhörern bekannt. Von der Kunst aber lehrt er (Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im

Grundrisse. 1830): Die Gestalt dieses Wissens ist als unmittelbar — (— das Moment der Endlichkeit der Kunst) einerseits ein Zerfallen in ein Werk von äußerlichem, gemeinem Daseyn, in dasselbe producirende und in das anschauende und verehrende Subjekt, andererseits ist sie die concrete Anschauung und Vorstellung des an sich absoluten Geistes als des Ideales, — der aus dem subjectiven Geiste gebornen concreten Gestalt, in welcher die natürliche Unmittelbarkeit nur Zeichen der Idee, zu deren Ausdruck so durch den einbildenden Geist erklärt ist, daß die Gestalt sonst nichts Anderes an ihr zeigt; — die Gestalt der Schönheit.

Solger, Schlegel, Seidel sind dem Verfasser nur wieder Platoniker, nicht zu gedenken der völlig unphilosophischen Eklektiker.

Und er selbst? Trotz allen vergeblichen Versuchen vor ihm, will auch er nichts anders, als eine Abstraktion, einen todten Begriff des Schönen, aus einem philosophischen System hergeleitet, abgesehen von aller Wirklichkeit des Schönen. Der Stolz dieser Abstrahenten ist, daß sie, wenn gleich blind geboren und taub und ohne die geringste Kenntniß irgend eines wirklich schönen Dinges in der Welt, dennoch durch bloßes Denken den allein richtigen Begriff des Schönen erhalten würden.

Er identificirt die Schönheit mit der Freiheit und zwar also: Freiheit kann erklärt werden:

1) positiv: als das Ineinanderseyn (die Vereinigung) von Einheit und Nichteinheit;
2) negativ: als das Aufgehen (die Indifferenz) von Einheit und Nichteinheit ineinander.

Einheit und Nichteinheit, und folglich Gesetzmäßigkeit und Gesetzlosigkeit, Regelmäßigkeit und Regellosigkeit, Gleichheit und Ungleichheit, Uebereinstimmung und Verschiedenheit u. s. w. sind demnach in der Freiheit zu Einem verschmolzen, und diese kann daher auch freie Einheit genannt werden. Es gibt nun:

1) Formen (Gestaltungen, Bildungen), welche dem Begriffe der Einheit vollkommen entsprechen und durchaus auf ihn bezogen werden müssen (z. B. gewisse Krystallisationen, mathematische Figuren u. s. w.); wir nennen diese regelrechte Formen oder Bildungen;
2) Formen, welche dem Begriffe der Nichteinheit vollkommen entsprechen und durchaus nicht auf den Begriff der Einheit bezogen werden können (z. B. durcheinander geworfene Trümmer, Felsen und dergl.); wir nennen diese regellose Formen oder Bildungen;
3) Formen, welche dem Begriffe der Freiheit vollkommen entsprechen und auf ihn bezogen werden können (z. B. Eichenblätter, Rosen, Wasserfälle und dergl.); wir nennen diese schöne Formen oder Bildungen. — Diesemnach wäre schön ein Gegenstand der Sinnenwelt, welcher in seiner Form (Bildung, Gestaltung) dem Begriff der freien Einheit oder der Freiheit vollgemäß (adäquat) ist, indem er denselben anschaulich darstellet.

Mit dieser objektiven Definition begnügt sich aber der Verfasser nicht; er fügt auch eine subjektive hinzu: Das Schöne ist:

1) etwas Urgefälliges, indem es den einzelnen Vermögen ebenso unmittelbar, wie das Angenehme, Wahre und Gute gefällt oder gefallen kann;
2) etwas Allgefälliges, indem es nicht einzelnen Vermögen allein, sondern allen zusammen, und ebendarum allen, an Leib und Seele wohlorganisirten Menschen gefällt oder gefallen kann;
3) etwas Eigengefälliges, indem es bei alledem nicht als das Angenehme, Wahre und Gute, sondern als etwas Eigenes, nämlich als das Schöne gefällt, weil die Begriffe der Zufälligkeit und Nothwendigkeit darin auf eigenthümliche Art durch einander bestimmt und in dem Begriffe der Freiheit modificirt werden. (Die widersprechenden Beziehungen auf Causalität nämlich, welche in jenen liegen, heben sich im Schönen gegenseitig auf, und die sodann übrigbleibenden Begriffe der Einheit und Nichteinheit fallen in dem Begriffe der Freiheit zusammen.)

Wenn wir nicht gänzlich im Irrthum begriffen sind, so gehören auch wieder diese Definitionen wie alle frühern zu den unfruchtbaren. Welcher Dichter vermöchte dadurch inspirirt, welcher Liebhaber über irgend einen bestimmten Kunstgegenstand belehrt zu werden? Was hat des Aeschylos Prometheus und Shakespeares Romeo, der Kölner Dom und das Pantheon, Raphaels Transfiguration und die mediceische Venus durch diese Erklärungsweise gewonnen?

2) Die Aesthetik aus dem Gesichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen gehalten zu Bremen, von Prof. Dr. W. E. Weber. Zwei Abtheilungen. Leipzig und Darmstadt, Leske, 1834, 1835.

Der Beisatz „aus dem Gesichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen" ist wohl überflüssig, denn welcher vernünftige Mensch würde wohl die Aesthetik aus einem andern Gesichtspunkt betrachten wollen? Das Werk selbst ist, was wir nicht genug hochschätzen können, von einer religiösen Grundidee durchdrungen und damit von vorn herein jeder Mißbrauch des Schönen, als Lockungsmittel zum Bösen, jede frivole Anwendung der Aesthetik abgewiesen. Indeß mischt der Verfasser das religiöse und ästhetische Gebiet doch ein wenig zu sehr durcheinander,

wenn er sagt: „Das Schöne ist das an sich Eine und untheilbare göttliche Leben, in so fern es sich in der Erscheinung, in und an individuellen Gegenständen, kund gibt; wo es denn sich durch eine in sich selbst bestehende freie Genüge, Uebereinstimmung mit sich selbst und wohlgefälliges Daseyn offenbart.“ Aus einer solchen Vermengung kann leicht folgen, daß man alles schön nennt, was bloß religiös, oder alles göttlich, was bloß schön ist, daß man gleich den Herrnhutern in religiöser Schwärmerei befangen, die Vorstellungen vom Lamm, von der Wunde 2c. für schön, oder aber gleich den Göthomanen jede Hetäre für göttlich hält. Mit einem Wort, das göttliche Leben ist nicht das Schöne, das Schöne ist nicht das göttliche Leben. Zum Schönen gehören tausenderlei Dinge, die wir uns außerhalb des göttlichen Lebens denken müssen. Es wäre wenigstens höchst genirend, bei Gegenständen des sinnlich Schönen oder des heitern geselligen Lebens, bei rein menschlichen Dingen gleich an Gott denken zu müssen.

Indeß ist die Definition des Schönen bekanntlich die böse Passage am Eingang jeder Aesthetik, und es kommt weniger darauf, als auf den Geschmack und richtigen Takt in der Beurtheilung der einzelnen Kunstgebiete und bestimmter Gegenstände an. Hierin nun hat sich der Verfasser vielfach ausgezeichnet. Er unterscheidet oft sehr fein das wahre Schöne von dem, was fälschlich dafür gehalten wird. Er bewahrt in seinem Urtheil Ruhe und Mäßigung und eine Toleranz, die nirgend besser angebracht ist, als auf diesem Gebiete.* Er zieht sehr glücklich gegen die Extreme der Kritik zu Felde, die hier jede heitere Sinnlichkeit verdammen und eiskalte Pruderie einführen, dort umgekehrt keinen sittlichen Adel mehr gelten lassen und alles in Frivolität auflösen wollen.

3) Freie Vorträge über Aesthetik, gehalten zu Zürich, von Dr. Ed. Bobrik, Prof. der Philosophie daselbst. Zürich, Ziegler und Söhne, 1834.

Wieder einmal eine philosophische Aesthetik, hergeleitet nicht aus einer unmittelbaren Betrachtung des Schönen, sondern aus einem philosophischen System. Der Verfasser ist ein Schüler des Königsberger Philosophen Herbart. Er definirt aber das Schöne also: „Schönheit ist ein solcher Kontrast, daß entweder der Gegensatz der kontrastirenden Elemente gerade das an ihnen vorhandene Gleiche überwiegt, oder das Leztere gerade das an ihnen Entgegengesezte unmerkbar macht, ohne sie deßhalb als Eins erscheinen zu machen.“ Wahrscheinlich hat Raphael das Geheimniß dieser Definition gekannt, sonst würde es ihm nimmermehr haben gelingen können, seine Madonnen so schön zu malen. Und hat er es nicht gekannt, wie noch wahrscheinlicher ist, wozu in aller Welt sollen dann solche Definitionen den Künstlern oder den Kunstliebhabern nutzen?

* Die Ungerechtigkeit, die er gegen den Ref. begeht, macht freilich eine Ausnahme, widerlegt sich aber durch den Thatbestand von selbst und soll deßhalb nicht strenger genommen werden, als es hier geschieht.

4) Aesthetisches Lexikon. Ein alphabetisches Handbuch zur Theorie der Philosophie des Schönen und der schönen Künste. Nebst Erklärung der Kunstausdrücke aller ästhetischen Zweige. Von Ig. Jeitteles. Erster Band, A—K. Wien, Gerold, 1835.

Seit Sulzers großem Werk, also seit 60 bis 70 Jahren, ist kein ähnliches erschienen und doch haben die Künste, hat der Geschmack seit dieser Zeit erstaunlich zugenommen. Ein neues ästhetisches Lexikon mit Hinweglassung altmodischer Dinge und Hinzufügung alles nöthigen Neuen war also zweckmäßig. Der bescheidene Verfasser hat damit nur ein Hülfsmittel zum Nachschlagen darbieten, nicht aber eigentlich die unerschöpfliche Kunst erschöpfen wollen. Mit Recht hat er sehr viele Artikel und jeden derselben möglichst kurz gegeben. Sulzer fing mit A, Abdruck an. Zwischen A und Abdruck hat nun Jeitteles schon nicht weniger als zehn andere Artikel, die Sulzer nicht hatte. Die Kürze war besonders bei der Definition von ästhetischen Begriffen, wie Abenteuerlich, aberwitzig 2c., am Platze, denn je weitläufiger man diese behandelt, je weniger wird dabei gewonnen. Nur einige Artikel dieser Art erscheinen noch in der alten Manier ohne Noth umständlich erörtert, z. B.: „Angenehm nennt man dasjenige, was durch sanften, dem Organism der Nerven entsprechenden Reiz oder Eindruck wohlthuende Gefühle weckt, was also den Sinnen schmeichelt, gefällt, und eben darum gerne angenommen wird; so z. B. ist eine Gegend durch die Abwechslung von Vertiefungen und Anhöhen, durch die leichte und freie Zusammensetzung von Wiesen, Buschwerk und Hainen, Blumen, Wasser und niedrigen Hügeln, angenehm. Bloß die Sinnlichkeit entscheidet nach Kant über das, was angenehm oder unangenehm ist, da es sich nur auf die Form bezieht, nicht auf das Vernunftgesetz, wie bei der Schönheit; daher auch das oft so sehr abweichende Urtheil darüber, weil es nur auf der objektiven Organisation einzelner sinnlicher Naturen beruht.“ Dieser Artikel ist in mehrfacher Beziehung fehlerhaft. „Angenehm ist, was gern angenommen wird, z. B. eine Gegend 2c.“ ist unpassend gesagt, weil gerade Gegenden am wenigsten geeignet sind, angenommen zu werden. Auch hat Kant Unrecht, wenn er dem Angenehmen bloß eine sinnliche Beziehung gibt. Zu dieser Willkühr hat er kein Recht, weil der Sprachgebrauch dem Angenehmen eine viel weitere Ausdehnung gibt.

Abgesehen von diesen theoretisirenden Artikeln sind dagegen die praktischen und technischen in ihrer Kürze ganz zweckmäßig. Am besten und zahlreichsten sind die musikalischen, weil hier am meisten vorgearbeitet war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 125. Montag, 12. December 1836.

Aesthetik.

5) Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbesondere als Decorationsmalerei, von Architekt R. Wiegmann. Nebst einer Vorrede von Hofrath K. O. Müller in Göttingen. Hannover, Hahn, 1836.

So viel auch schon über die Malerei der Alten geschrieben ist, haben Verfasser und Vorredner dieser Schrift wohl recht, daß gleichwohl die Nachlese keineswegs unergiebig ist. Wir lassen deßfalls den Leistungen des in Italiens alten Denkmalen bewanderten Herrn Wiegmann volle Gerechtigkeit widerfahren. Nur das möchten wir ihm nicht glauben, daß „die Wiederherstellung der antiken Technik,“ und zwar nicht etwa in Griechenland und Italien, sondern auch in „Deutschland und dem ganzen civilisirten Europa“ leicht ausführbar und daher wünschenswerth sey. Der wärmere Süden nämlich bildet mit unserm kältern Norden einen Gegensatz, der sich nicht überwinden läßt. Dem Süden gehört das Nackte und Halbnackte an, dem Norden das ganz bedeckende Kleid und der Pelz. Dem Süden gehört die kalte nackte Steinwand an, dem Norden die warme Holzwand oder wenigstens die Tapete über der Steinwand. Der Süden verlangt dunkle schattige Zimmer, der Kühle wegen, dunkelfarbige Wände nach außen, damit die Sonnenstrahlen nicht zu sehr blenden. Daher alle Gebäude der Alten übermalt waren. Im Norden liebt man umgekehrt helle Zimmer und hellgemalte Häuser. Bekanntlich halten sich auch Wandbilder in der trocknen und wärmern Luft des Südens besser, als in der feuchten und frostigen des Nordens, und auch das Innere der Säle und Zimmer wird im Süden, wo man meist außerhalb des Hauses lebt, nur selten und nur in Caminen einheizt ꝛc., bei weitem nicht so abgenuzt, als im Norden.

Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß wir nicht dennoch in Bezug auf Dekorationen noch unendlich viel von den Alten lernen könnten. Wir müssen sie nur nicht im Technischen und auch nicht in der Composition nachahmen, sondern nur in dem feinen Geschmack, mit welchem sie die Kunst den Bedingungen der Natur und des Lebens anzupassen wußten. Hätten sie den rauhen Norden bewohnt und ganz denselben Geschmack besessen, so würden sie doch keine antike Kunst, sondern eine andere, dem Norden mehr angemessene, namentlich mittelalterliche erfunden haben. Sie würden dem gothischen Geschmack sicher am nächsten gekommen seyn, weil keiner dem Norden besser zusagt.

6) Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonarotis, von Dr. Alfred Reumont. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. S. 30.

Einige bisher ungedruckte Briefe des großen Michel Angelo, aus denen sein Feuergeist lebendig spricht. Wie schön sagt der Herausgeber: „Was haben nicht Haß und Mißgunst, Zufall und Unverstand gethan, Michel Angelo's Leben zu verbittern! Torregiano verunstaltete dem Jüngling das Gesicht; sein David mußte durch Wachen beschützt werden, um ihn vor den Steinwürfen des Pöbels zu sichern; seine Bildsäule Julius II. wurde vom Bologneser Volke in Stücke geschlagen; Bandinell, weder gewitzigt durch Tizians Laocoons-Affen, noch geschreckt durch Cellini's Ernst, zerriß den Karton des Pisaner-krieges; die Geschichte des Grabmals Julius II. ward für ihn zu einer Tragödie, welche den besten Theil seines Lebens vergiftete; nach dem Falle seiner Vaterstadt mußte er sich verborgen halten, da es den Pallesken wenigstens nicht an gutem Willen fehlte, es mit ihm zu machen wie mit Francesco Carducci, hätte es in ihrer Macht gestanden; unter der Regierung des Herzogs Alexander stand er auf der Proscriptionsliste und wurde nur durch die Päbste gehalten, die seiner bedurften; mehrere seiner schönsten Arbeiten blieben ohne seine Schuld unvollendet — selbst nach seinem Tode verschlang das Meer den unersetzlichen Schatz, die Zeichnungen zur göttlichen Komödie, und der Zufall zerstreute durch Italien und Frankreich, was vereint ein großes Ganze bilden sollte. Bei solchen und andern Unbilden während eines langen, der Kunst und allem Schönen und Edeln geweihten Lebens, ist es tröstlich zu sehen, daß ihm dafür mit der Liebe und Verehrung, ja Anbetung so Mancher vergolten wurde, die ihn näher kannten und zu würdigen wußten, und daß die Nachwelt staunend zu seiner Riesengröße hinaufblickt."

7) Andrea del Sarto. Von Demselben. Leipzig, Brockhaus, 1835. S. 231.

Ein sehr erschöpfendes Werk über Andrea del Sarto, einen Maler, der immer geschätzt war, es aber in neuerer Zeit noch mehr wird, wie man sich in Florenz selbst durch die Anstalten überzeugt, die gemacht worden sind, seine Fresken vor dem zerstörenden Einfluß der Witterung zu schützen. Das Werk ist in seiner Art musterhaft in biographischer, kunsthistorischer und kritischer Beziehung. Eigner Fleiß und der Beistand vieler Freunde der Kunst haben den Verfasser in den Stand gesetzt, unzählige Notizen über einzelne Werke und über das Leben des Künstlers zu sammeln. Nicht jeder große Maler hat einen so vortrefflichen Biographen gefunden.

8) Anleitung zur Kunstkennerschaft, oder Kunst, in drei Stunden ein Kenner zu werden. Ein Versuch von Adv. Detmold in Hannover. Hannover, Hahn, 1834.

Dieses kleine, geistvoll und witzig geschriebene Buch persifflirt die hohlköpfige Kunstkennerschaft auf's trefflichste, und gibt zugleich wirklich sehr gute und brauchbare Winke für das Kunsturtheil: „Ich habe, sagt er, einmal gelesen, der berühmte Vaucanson habe, außer seiner Ente, welche bekanntlich gegessen, verdauet und geschnattert wie eine natürliche Ente, auch einen Kunstkenner angefertigt, der ebenfalls wie jene Ente, zwar nicht verdauet, aber doch geschnattert, gerade wie ein natürlicher Kunstkenner. Derselbe war auf sieben Kunsturtheile gesetzt, und soll so täuschend gemacht gewesen seyn, daß ihn viele Leute nicht bloß für einen wirklichen, sondern auch für einen lebendigen Kunstkenner gehalten. Späterhin nach Vaucansons Tode soll sich derselbe emancipirt, sogar den Titel Kommerzrath und einen Orden erhalten, in bedeutendem Ansehen als Kenner gestanden haben, und von Niemandem für ein Automat erkannt worden seyn." Nun theilt er eine große Menge von Phrasen mit, wie sie sich in allen möglichen Fällen anwenden lassen, jede mit dem gehörigen Commentar.

9) Beiträge zur neuern Kunstgeschichte, von Ernst Förster. Mit 4 Kupfern. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Geschichtliche und technische Studien über namentlich ältere Plastik und Malerei in Italien, über den alten Bildhauer Nichola Pisano, den Altarschmuck in S. Jacopo in Pistoja, ältere Gemälde in Pisa und Lucca, Cimabue, die alten Wandgemälde im Pisaner Campo Santo, Giotto di Bondone und Symon di Martino, Ambruogio Lorenzetti, Niccolo Petri und über das technische Verfahren bei den Mauergemälden des 14ten Jahrhunderts. Die Resultate der Forschung sind zum Theil recht überraschend, so der aus alten Rechnungen eines Archivs geführte Beweis, daß ein Bild im Dom zu Pisa, das Vasari einem Griechen zuschreibt, bitter tadelt und wogegen er Cimabues Pinsel preist, von eben diesem Cimabue selber sey. Wir wollen nur die Kunstfreunde auf dieses Buch aufmerksam machen und überlassen ihnen, selber ins Einzelne einzugehen. Von besonderem Interesse dürften die Untersuchungen über das Alter der al secco und al fresco Malerei seyn.

10) Briefe über Landschaftsmalerei, von C. G. Carus. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, G. Fleischer, 1835.

Wenig Stoff und zum Erstaunen viele Worte. „Das

Werk, worin die Uridee der Schönheit rein erfaßt ist, wo nicht diese oder jene Individualität allein, sondern der Mensch, wie er von Anbeginn war und ewig seyn wird, sich ausspricht, das ist das für alle Zeiten Wahre und Klassische. — Es ist kein wahrer Mensch denkbar, den die echten Werke griechischer Bildhauer nicht erfreuen, nicht erheben sollten; und auf eben diese Weise, wenn auch vielleicht bei weitem noch nicht in dem Grade, sind die Bilder eines Claude wahr und herrlich für alle Zeiten und für alle Menschen, welche überhaupt zur Beachtung der Schönheit landschaftlicher Natur und insbesondere der, welche dem Künstler vorlag, sich ausgebildet haben. — Du wirst mich hierbei nicht falsch verstehen und meinen: daß ich nun alle Landschaften wie die von Claude gemalt haben wollte; keineswegs! — (aber eben diese Richtung auf das Urwahre der Natur selbst, alles Zurückstellen mitgebrachter Ansichten, vielmehr das reine, unschuldige Wiedergeben der Natur, ganz in dem Geiste, wie sie als göttliche Offenbarung vor uns liegt (mag sich nun übrigens der Künstler dabei noch etwas Besonderes, z. B. eine bestimmte Idee oder den Charakter eines gewissen Erdstrichs gedacht haben, welches nur dem ihm Gleichgesinnten, dem mit jener Gegend Bekannten klar werden kann, oder mag er ganz frei und rein die Klarheit des Gemüths im Spiegel der Natur abbilden), das ist es, was wir von der klassischen vollendeten Landschaft sicher fordern dürfen und sollen." Was soll doch der Landschaftsmaler mit solchen leeren Redensarten anfangen? Nur in den Beilagen geht der Verfasser ins Einzelne ein, in die Physiognomie der Gebirge z. B., in die Wirkungen des Mondscheins, in die Betrachtung einzelner Bilder von Ewerdingen ꝛc.

11) Die Kupferstecherkunst und der Stahlstich. Für Männer von Fach und Kunstfreunde. Von Moritz Henrici. Leipzig, Hinrichs, 1834.

Eine kurze Geschichte der Kupferstecherkunst, namentlich ihrer allmählichen technischen Verbesserungen und der abweichenden Manieren, weniger eine Geschichte der Künstler und ihres Geschmacks, obgleich auch davon das Hauptsächlichste mitgetheilt wird.

12) Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. Von Dr. Eduard Müller. Erster Band. Breslau, J. Max und Comp., 1834.

Eine eigenthümliche Idee, aus den Ueberresten der griechischen Denker und Dichter eine systematische Entwicklung dessen zu geben, was die Alten von der Kunst verlangt haben. So gab unlängst Herr von Raumer eine Geschichte dessen heraus, was die antiken Denker von der Politik verlangt haben, und wenn wir Herrn von Raumer damals entgegneten, es käme wohl mehr darauf an, welcher Politik die Alten wirklich gefolgt sind, als was für zum Theil abnorme Meinungen die Philosophen deßfalls aufgestellt haben, so sind wir im Falle, dieselbe Einwendung auch in Bezug auf die Kunst dem Herrn Dr. Müller zu machen. Denn das, was die einzelnen Denker und Dichter von der Kunst gemeint haben, ist nicht die wahre Theorie der Kunst, diese muß vielmehr aus der Praxis der Kunst, allen jenen Meinungen zum Trotz, abstrahirt werden.

Doch bleibt der gelehrte Verfasser keineswegs im Gebiet der Meinungen schwanken, sondern er geht recht tief in die lebendige Wirklichkeit der Kunst ein und die Lektüre seines Buchs ist in gar vieler Beziehung belehrend. So wird namentlich in unserer Zeit, wo sich Aehnliches wiederholt, Niemand ohne großes Interesse die geistreiche Abhandlung über den Aristophanes lesen, worin bewiesen wird, wie dieser große Dichter alles das Unfläthige, was das christliche Zeitalter an ihm mißbilligt hat, in seine Dichtungen aufnehmen mußte, nur um ein Publikum zu finden, und daß ihm das Publikum seiner Zeit dennoch vorwarf, er sey noch viel zu verschämt und blöde, er packe nicht genug, und er habe den Gott der damaligen Poesie und der Gärten zu sehr des Scepters beraubt. Hört man nicht auch jetzt wieder ganz ähnliche Klagen? Verlangt der Markt nicht das Gräßlichste und Unzüchtigste von Poesie? Nennt man nicht die besten Dichter schon langweilig, weil sie nichts von Hinrichtungen, Pest, Incest enthalten? und glauben nicht manche Dichter bereits, wie erst neuerlich Spindler, sie müßten, um sich dem Publikum nicht zu entfremden, das Widrige mitmachen?

13) Der Kirchengesang unserer Zeit, beleuchtet von C. H. Sämann. Königsberg, Unger, 1834.

Eine kräftige Stimme zu Gunsten des verbesserten Kirchengesangs und des der Kirchenmusik neben der Predigt zu gönnenden Einflusses. Den Singvereinen wird das ihnen gebührende Lob ertheilt, aber für den Gesangunterricht der Jugend noch manches gewünscht.

Es ist erfreulich, daß solche Stimmen in neuerer Zeit immer häufiger werden, und daß in mehreren Theilen des deutschen Vaterlandes der Kirchengesang wie der Volksgesang überhaupt sich schon bedeutend gehoben hat. Das vorliegende Werk läßt sich so ziemlich auf alle Punkte ein, in denen die gute Sache des Volksgesangs noch Widerstand findet, und spricht sich gegen die Indolenz, wie gegen die Eifersüchtelei gleich entschieden aus, gegen die Indolenz nämlich, die so oft Volk und Behörden theilen, und gegen die Eifersüchtelei, zu welcher sich sogar der geistliche Stand zuweilen erniedrigt, sofern er

so viel als möglich Predigt, so wenig als möglich Musik, nur Verstandes- und keine Gemüthsanregung haben will.

Taschenbücher auf 1837.

Urania.

Titelkupfer: Alexander von Humboldt. Mehrere recht schöne Stahlstiche und vier Novellen, zwei kürzere von Leopold Schefer (die Prinzeninsein, eine byzantinische Entsagungsgeschichte) und Joseph Freiherrn von Eichendorff (das Schloß Dûrande, eine düstere Rachegeschichte), und zwei längere von Emerentius Scävola und Tieck. Herr Emerentius Scävola, der große Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, kann sich nirgends verläugnen. Hier führt er uns vor eine Thür, hinter welcher ein Vater seine trutzige Tochter mit Schimpfworten überhäuft. Wovon handelt es sich? Das Mädchen hat etwas Weißes am Kleide. Was ist es? Abgefärbt vom weißen Lederzeug eines Soldaten, mit dem sie in der Dämmerung karessirt hat. Und das Mädchen ist die gebildete Tochter eines gebildeten und reichen Mannes. Anders thuts nun einmal der große Emerentius Scävola nicht. Was nicht nach der Küche oder dem Stalle riecht, ist für diesen großen Dichter nicht Poesie. Dieser Introduktion entspricht auch der ganze Inhalt seiner Novelle. Ein alter Narr verliebt sich in jenes Mädchen und heirathet sie; sie ist ihm natürlich untreu; der alte Hahnrei kommt aber keineswegs in Zorn, sondern segnet die Ehebrecherin mit ihrem Buhlen förmlich ein, wie ein sentimentaler Iffland'scher Vater. Was die Novelle von Tieck, Wunderlichkeiten, anlangt, so haben wir sie wirklich wunderlich gefunden. Es ist die Geschichte eines vornehmen Diebstahls mit manchem komischen Zuge nach Tiecks Weise, doch gehört diese Novelle sicher zu seinen minder bedeutenden.

Bilderwerk.

Historische und malerische Wanderungen in Griechenland. Kriegs- und Reisescenen aus dem 19ten Jahrhundert. Herausgegeben von Prof. Braun. Mit 12 Stahlstichen. Stuttgart, Köhler, 1837.

Größtentheils übersetzt nach den Schilderungen von Blaquiere, Castellan, Chandler, Clarke, Pouqueville, Quin, Raffenel, Squire, Voutier, anderes von Thiersch, Iken, Klüber, Müller, Tietz &c. kompilirt, das Ganze ein gut gewählter Text zu den ausgezeichnet schönen Stahlstichen.

Italienische Literatur.

Le mie prigioni. Mes prisons. Meine Gefängnisse. Denkwürdigkeiten von Silvio Pellico von Saluzzo. Ausgabe in drei Sprachen. Stuttgart, Köhler, 1837.

Le mie prigioni. Meine Gefängnisse. Dasselbe ital. und deutsch. Daselbst.

Le mie prigioni. Mes prisons. Dasselbe ital. und französisch. Daselbst.

Meine Gefängnisse. Dasselbe bloß deutsch. Daselbst.

Wir haben uns früher schon mehrmals gebührend über den seelenvollen und liebenswürdigen Silvio Pellico ausgesprochen, der unter den jetzt lebenden italienischen Dichtern nach Schicksal und Talent den ersten Rang einnimmt, und es freut uns, daß er so viele Anerkennung in Deutschland findet. Die hier vorliegenden anständigen und korrekten Ausgaben in verschiedenen Sprachen sind für den Gebrauch derer bestimmt, die sich im Italienischen, Französischen und Deutschen an einer eben so interessanten als edeln Lektüre üben wollen.

Kalender.

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1837. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, Israeliten, zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute, begründet von K. André, fortgesetzt von J. H. Meyer. 13ter Jahrgang. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

A. Oekonomisches Tagebuch für die Einnahmen und Ausgaben. B. Gedächtnißtafel für das Sittliche, Berichte, Selbsterinnerungen &c. C. Gedächtnißtafel für Geschäfte und Familienangelegenheiten. D. Correspondenz-Journal, Verzeichniß und Uebersicht der wichtigsten Briefe des Jahrs. E. Besondere Erinnerungen. F. Addressenverzeichniß. G. Verzeichniß interessanter oder anzuschaffender Bücher. Hinter diesen leergelassenen Tabellen, die jeder Leser nach Bedarf ausfüllen mag, folgen Mannichfaltigkeiten zum Nutzen und Vergnügen, astronomische, physikalische, technologische, ökonomische Neuigkeiten, belehrende und erhebende Geschichten und Anekdoten, einige wenige Gedichte. Vieles darin ist von Auerbacher in München, der den Volkston ohne Affektation zu treffen weiß. Gewiß hat dieser Kalender eine praktische Einrichtung und hilft einem so allgemein gefühlten Bedürfniß auf die einfachste Weise ab.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 126. Freitag, 16. December 1836.

Zur Zeitgeschichte.

Rückblicke auf Personen und Zustände. Von Eduard Gans. Berlin, Veit und Comp., 1836.

Herr Professor Gans ist ein geistreicher Mann nicht nur, sondern auch ein ausgezeichneter Gelehrter. Wir würden ihm Unrecht thun, wenn wir ihn nicht zu den Celebritäten rechneten, nach denen einst die Nachwelt den Geist unserer Societät und Literatur beurtheilen wird. Gleichwohl finden wir in seinen redseligen Mittheilungen, sofern sie sich wesentlich um Pariser Persönlichkeiten drehen, keine große Bedeutung, weil wir gewohnt sind, daß diese Persönlichkeiten sich am besten selbst schildern, und noch weniger Accent können wir auf die zu sehr bemessenen Mittheilungen aus Berlin legen, die leider gar nichts Wichtiges enthalten und durch das, was sie wichtig nehmen, ohne daß es wichtig ist, dem Geist des Verfassers nicht wohl anstehen.

Bescheiden wir uns aber, in Herrn Professor Gans einen würdigen Repräsentanten jener glänzenden Aristokratie „vornehmer Geister“ anzuerkennen, wie sie Berlin in neuerer Zeit dargeboten hat, so müssen wir uns nur über etwas wundern. Takt ist gewiß das, was man in Berlin in weit höherem Grade, als an irgend einem anderen Ort, wenigstens in Deutschland, zu besitzen sich anmaßen darf. Und gerade Takt wird in den erwähnten Aeußerungen des Herrn Professor Gans vermißt. Oder sollte sich der Herr Professor, obgleich er einer der hervorragendsten Geister Berlins ist, noch nicht auf die Höhe geschwungen haben, auf welcher er sich als einen Repräsentanten seines Volks ansehen muß, so wie jeder geistreiche Franzose überall Franzose, jeder Britte Britte ist, und nichts schreibt, das er nicht als im Namen seiner Nation geschrieben ansähe?

Herr Professor Gans schreibt: „Deutschthümler von 1814 und 1815, Männer, die gern Franschen statt Franzosen sagen, hätten der eben nicht abgeläugneten Deutschheit des Elsasses wegen gern denselben „und was daran hängt“ unserem Vaterlande vindicirt. Solche Rückeinverleibungsversuche gehören aber zu den politischen Unmöglichkeiten. Die Verschiedenheit der Völker ist auch jezt kein so absolutes Hinderniß mehr, daß unendlich viel darauf ankommen sollte, was dem einen, oder dem andern gehört. Heut zu Tage geht aus der Deutschheit des Elsasses ein anderer Vortheil hervor, als der, daß Deutschland um einen Strich Landes reicher wäre. Es liegt hier wie in der Schweiz eine Möglichkeit der Verschmelzung, und des Uebergangs zweier großer Nationen in einander, die von dem Standpunkte europäischer Civilisation aus zu begünstigen ist.“

Wir erlauben uns, diese merkwürdige Stelle zu

commentiren. Daß der Herr Professor die Deutschheit des Elsasses „eben nicht“ abläugnet, ist eine Großmuth, wofür ihm die Muse der Geschichte ein recht artiges Compliment schuldig ist, denn es kam gewiß sehr viel darauf an, ob er eben oder nicht eben abläugnen wollte, was seit anderthalbtausend Jahren bekannt ist. Wenn nun das Elsaß deutsch ist, sollte man meinen, es gehöre unbedingt zu Deutschland und könne nur gewaltsam und unnatürlich davon losgerissen seyn. Wer übte diese Gewalt? Die Geschichte hat gelehrt, daß darüber, ob etwas „darauf ankommt, was dem Einen oder Andern gehöre,“ Andere anders geurtheilt haben, als der Herr Professor. Die Franzosen zum Beispiel, die sehr großes Gewicht darauf legten, uns das Elsaß wegzunehmen, und die deutschen Diplomaten alten Styls nicht weniger, denn wenn der Herr Professor es über sich gewinnen möchte, die Folianten der westphälischen Friedens-Unterhandlungen durchzulesen, würde er unter andern merkwürdigen Stellen auch die finden, in welcher die k. k. Gesandtschaft nicht bloß auf das natürliche Recht, sondern auch auf die Staatsklugheit hinwies und das nicht unvernünftige Bedenken äußerte, wie es künftig mit dem lieben Deutschland stehen werde, wenn Frankreich am Rhein Festungen habe und tanquam cornua mitten ins Reich hineinstrecke. Jedermann begriff damals, Frankreich wollte sich des linken Rheinufers gleichsam als unseres linken Arms bedienen, um damit unsern rechten Arm festzuhalten und zu lähmen und Jedermann fand diese unsere Situation lächerlich. Man wich nur einer traurigen Nothwendigkeit. Wie Frankreich jene cornua gegen uns gebrauchte, wie die Prophezeihungen des Grafen von Trautmannsdorf in Erfüllung gingen, das hat die rheinische und nachher die bayerische Allianz unter Ludwig XIV., das hat noch mehr der Rheinbund unter Napoleon ziemlich deutlich dargethan, und wir sind bereit, dem Herrn Professor wenigstens fünfzig Schriften aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert (also vor der Zeit der sogenannten Deutschthümler) namhaft zu machen, worin die französische Occupation des Oberrheins aus politischen und militärischen Gründen bitter beklagt wurde. Die Wiedereinverleibung war mithin nach den großen Siegen von 1813 und 1815 ein sehr natürlicher Gedanke, oder es müßte überhaupt unnatürlich seyn, etwas Geraubtes, das man wiederfindet, in einem Zeitpunkt, wo der alte status quo aufgelöst war, zurückzunehmen. Der Gedanke war um so natürlicher, als vorauszusehen war, daß die Festung Straßburg nicht nur militärisch, sondern auch politisch die schwache linke Flanke des deutschen Bundes fortwährend bedrohen würde. Dies äußerten Staatsmänner und Militärs, die keine sogenannten Deutschthümler waren. Und wer, wenn Sie sich erinnern wollen, Herr Professor, wer waren denn die überklugen Leute, die Franschen statt Franzosen sagten? Waren es die Schwaben, die Rheinländer, war es Görres? Nicht doch. Es waren nur Berliner.

Das Schicksal wollte, daß das Elsaß noch bei Frankreich geblieben ist. Unter den gegebenen Umständen war es der Arrondirungspolitik der einzelnen Mächte angemessen. Welcher Dritte hätte sich herausnehmen wollen, noch mitzusprechen? Welcher vernünftige Mensch hätte nach geschehener Sache nicht lieber geschwiegen? Die vom Herrn Professor so bitter verhöhnten Patrioten haben geschwiegen. Er, dem man auch nicht das schwächste Mitgefühl für deutsche Ehre zum Verbrechen machen kann, er hätte wohl auch schweigen können. Ließ man nicht den Thatbestand in jeder Weise gelten? Es ist Niemandem eingefallen, „Rückeinverleibungsversuche“ zu machen oder nur davon zu reden. Man hatte Takt genug, keine Thorheit zu begehen, und sich durch demüthigende Erinnerungen nicht selbst zu beschämen. Auch wir würden diesen Punkt nicht berühren, wenn ihn Herr Professor Gans nicht zuerst berührt hätte. Allein die Ehre des deutschen Volkes ist etwas, das nie nicht vorhanden seyn kann, und wer sie beleidigt, der wird hoffentlich immer seine Antwort finden.

Wir können sie nicht glimpflicher geben, als indem wir sagen, es verräth keinen Takt, die Frage zu berühren, und noch weniger Takt, sie durch eine Schmeichelei gegen Frankreich und durch eine Beleidigung gegen Deutschland entscheiden zu wollen.

Man kann sich einen Verlust gefallen lassen, wenn man muß, aber es ist taktlos, es ist Wegwerfung, wenn man sich in der Seele dessen, der ihn uns zugefügt, darüber freut. Der Verlust ist immer zugleich ein Verlust an der Ehre, denn seit die Weltgeschichte dauert, hat man die Nationalehre darein gesezt, sich nicht überwinden und Provinzen wegnehmen zu lassen. Es ist daher taktlos, es ist vielleicht noch mehr als taktlos, wenn man selbst zur verlierenden Nation gehört, sich mit der gewinnenden über den Verlust lustig zu machen.

Indeß — der Verlust liegt ja hinter uns und vor uns liegen die großen Vortheile, die Herr Professor Gans in Aussicht stellt, sofern die beiden großen Nationen, Deutsche und Franzosen, „verschmolzen“ würden. Leider vergißt er, uns zu sagen, wie die Verschmelzung vor sich gehen solle und welches der verschmolzenen Elemente das vorherrschende werden solle? ob z. B. künftig alles französisch oder alles deutsch reden solle, oder etwa gemischt à la belle Bernoise: bon jour ma cousine, wo sint Jr au gsi si, voulez vous a ebli zu'n ús cho?

Wenn der Herr Professor Gans sich irgend etwas Ausführbares bei seiner „Verschmelzung“ gedacht hat, so kann es nur ein völliges Aufgehen des deutschen Wesens in das französische seyn, denn die Franzosen sind im

Vortheil, sie haben bereits deutsche Provinzen, wir keine französische. Sie sind nationalstolz, wir sind es nicht, wenigstens Herr Gans im geringsten nicht. Sie sind gewohnt, uns für so dumm zu halten, daß wir jeden Augenblick bereit seyen, ihrem Vortheil und ihrer Ehre die unsrige aufzuopfern, wie ihnen neulich wieder Herr Professor Gans aufs entgegenkommendste dargethan hat. Sie würden sich also die „Verschmelzung“ recht gern gefallen lassen unter Bedingungen, deren sich Niemand zu schämen haben würde, als wir.

Was Herr Professor Gans vom Einfluß der Elsässer auf die Franzosen phantasirt, (um doch auch, nachdem er den Franzosen das süße Fleisch seiner Complimente zu genießen gegeben hat, den Deutschen gnädig die Schaalen an den Kopf zu werfen), findet seinen besten Commentar in dem Antheil, den lothringische und elsässische Generale und Marschälle, z. B. Ney, Rapp, Kellermann, an der Zerreißung und Schändung unseres großen deutschen Vaterlandes zum Vortheil der Franzosen genommen haben. Muß man, nach Goethe, Hammer oder Ambos seyn, so waren die Deutschen wohl immer nur der Ambos, und waren die mit Frankreich vereinigten Deutschen auch leider oft genug der Hammer, so waren sie es doch nur in der Hand der Franzosen. Es ist ziemlich entscheidend gegen die Ansicht des Herrn Professor Gans, daß die Elsässer zwar jederzeit der französischen Politik geschickt und sogar fanatisch als Werkzeuge gedient, aber noch nie in der Rückwirkung auch nur den mindesten Einfluß auf die französische Gesittung und Literatur geübt haben. Wir tadeln sie darum nicht. Wir rechnen es ihnen vielmehr zu ihrem Verdienst an, daß sie beide große Nationen in scharfer Sonderung haben bestehen lassen, und daß sie es niemals versuchten, einen Mischmasch zwischen Franzosen- und Deutschthum zu Stande zu bringen, wie ihn der geistreiche Berliner Professor im Interesse der europäischen Civilisation begünstigenswerth gefunden hat. Eine solche Zwitterschöpfung widerstrebt, Gott und der Natur sey es gedankt, dem Geist beider Nationen.

Die „Verschmelzung“ mit dem französischen Geiste und sodann auch mit dem französischen Körper ist uns schon öfter angesonnen worden. Ehrgeizige Franzosen und deutsche Zuträger haben in Compagnie an diesem heilsamen Werke schon lange gearbeitet, ehe Herr Professor Gans die feine Manchette zurückstreifte, um mit Hand anzulegen.

Die edle Compagnie hatte es zuerst auf die deutschen Fürsten und den deutschen Adel abgesehen. Es gelang, dieselben mit jeder Art von französischem Laster anzustecken und es bedurfte bekanntlich bedeutend viel deutscher Tugend, um das durch jene Laster eingenistete Franzosenthum wieder auszutreiben. Was die europäische Civilisation von jenem siècle de Louis XIV., als dem ersten großen Verschmelzungsversuch, für Vortheile gezogen hat, erwarten wir von Herrn Professor Gans zu vernehmen; daß ihm Deutschland seine tiefste Erniedrigung zuerst verdankt, ist uns sehr wohl bekannt.

Ueber ein Jahrhundert hatte die edle Compagnie bereits unsere Fürsten und unsern Adel ausgebeutet, Frankreich hatte durch die rheinische und durch die bayerische Allianz sich in Deutschland eingenistet, und eine Provinz nach der andern gestohlen und die übrigen ausgeplündert, so daß der Marschall Villars öffentlich bei einem Feste in Wien wagen durfte sich zu wundern, daß in Deutschland noch so viele Diamanten übrig geblieben seyen. Ueber den wesentlichen Antheil der Franzosen an der Unterdrückung ständischer und städtischer Freiheiten in Deutschland haben uns die Geschichtschreiber noch nicht Bericht erstattet, doch nicht immer bleibt alles vergessen.

Das Franzosenthum in der monarchisch-aristokratischen Façon hatte sich abgenutzt, es gebar sich wieder in der republikanischen Form, und die edle Compagnie ließ sofort auch die deutsche Fürsten und den Adel fahren und addressirte sich an die Völker. Krieg den Pallästen, hieß es, Friede den Hütten. Aber die Hütten wurden geplündert, wie die Palläste. Wir bringen euch die Freiheit, hieß es; aber man verkaufte uns zu Basel und zu Rastadt. Das ganze Possenspiel hatte wieder nur den Zweck, uns neue Provinzen zu stehlen und die übrigen abermals auszuplündern.

Auch diese Form sagte dem Franzosenthum nicht lange zu. Es liebt den Wechsel und bekanntlich hält französischer Leichtsinn bei einer edlen Liebe am wenigsten aus, und so bei der Freiheit kürzer als bei der Tyrannei. Die Franzosen konnten nichts Eiligeres thun, als ihre Republik zu stürzen, damit Napoleon seinen Fuß auf ihren schönen Nacken setze und sich den Stiefel an ihr abputze, wenn er heimkam aus der Schlacht. Auch dieser Wendung der Dinge folgte wieder die edle Compagnie und addressirte sich neuerdings wieder an die Fürsten. Da wurde alles nach der Diktatur Napoleons gemodelt, wie früher nach der Serailwirthschaft des 14ten und 15ten Ludwig. Welchen Segen uns die Niederlagen, Plünderungen, Felonien und Erniedrigungen aller Art in der Napoleonischen Periode gebracht haben, erwarten wir von Herrn Professor Gans zu vernehmen, denn ein stärkerer Versuch, die beiden großen Nationen zu verschmelzen, ist wohl nie gemacht worden. Wir aber können in diese schwere Zeit der Prüfung nicht zurückblicken, ohne zu wünschen, daß sie uns wenigstens eine Frucht möge getragen haben, die der Warnung.

Nun kam die Julirevolution. Das Franzosenthum goß sich abermals in eine neue Form, welche diesmal

etwas harlekinartig aus den alten Formen zusammengeflickt war, eine Quasirepublik, ein Quasikönigthum, ein Quasikaiserthum. Die edle Compagnie ist nun in nicht geringer Verlegenheit, wie sie es machen soll. Da inzwischen die Fürsten jene neue Form mißtrauischer begrüßten, als die Völker, so wedelt die edle Compagnie seit einigen Jahren mit dem neumodischen Wachtelhündchenschweif vor dem deutschen Liberalismus, und sucht ihm begreiflich zu machen, der Patriotismus sey eine ganz natürliche Sache bei den Franzosen, aber bei den Deutschen offenbar lächerlich, auch habe Frankreich ganz allein das Monopol der Freiheit, und die Deutschen würden verhungern müssen, wenn sie sich nicht aus der großen Suppenanstalt des Centraleuropa in Paris ihr bescheiden Theil abzulangen kämen.

Doch wir müssen gerecht seyn. Die Franzosen selbst denken wohl noch hin und wieder an die gute alte Zeit, wo wir uns so bequem von ihnen ausbeuten ließen, aber ein Gefühl von Scham und Mißtrauen hält sie zurück, uns ihre Hülfsleistungen in gleicher Weise nochmals anzubieten. Es sind leider fast nur Deutsche, die sich den Franzosen unter dem Vorwand, die Freiheit bei ihnen zu lernen, mit ekelhaftem Servilismus aufdrängen, und dann gegen ihre eigene Landsleute die alten Franzosen spielen möchten.

Es sind nun schon Versuche genug zu der von Herrn Gans vorgeschlagenen „Verschmelzung“ gemacht worden, und man hat gesehen, was dabei herauskam. Das Fraternisiren mit dem Volk ist so wenig mehr neu, als das Verführen der Fürsten. Wir sind daher mit Recht begierig, in welchem neuen Sinne Herr Professor Gans die „Verschmelzung“ für die europäische Civilisation überhaupt und für die Betheiligten insbesondere ergiebig machen will.

Und wer sind die Leute, die abermals und immer wieder fraternisiren wollen? In der That es verräth den feinsten Takt und gehört zu den ausgebildetsten Speculationen einiger deutschen Liberalen, die Besorgnisse vor der Macht des Liberalismus durch unpatriotische Verirrungen und sich selbst entehrenden Verrath an fremde Interessen zu beschwichtigen und dagegen die im Patriotismus liegende Macht den unverständigen Ultras zu überlassen; denn es ist in unserm verwickelten Zeitalter vor allen Dingen nöthig, den Verstand auf seiner Seite zu haben.

Auch schmeichelt es sicher dem richtigen Takt des geistreichen Berliner Professors, bei diesem Anlaß gewisse Sympathien durchblicken zu lassen. Wir haben eine zu unvollständige Kenntniß der dahin einschlagenden Literatur, um deßfalls allen Wahlverwandtschaften nachgegangen zu seyn; doch glauben wir nicht zu irren, wenn wir vermuthen, daß es zuerst Herr Saul Ascher war, der sich gegen die „Germanomanie“ erklärte und den Deutschen verwehren wollte, deutsch zu seyn, daß es sodann Herr Börne war, der die deutsche Vaterlandsliebe für eine Narrheit erklärte (aber nicht die französische, denn er schrieb in Paris); daß es sodann Herr Heine war, der im Angesicht der Franzosen mit ihm wetteiferte, über unser Volk (aber nicht über unsere Leute) zu spotten.

Bekanntlich sagte Napoleon, als er nach Berlin kam, und so viele Zuträger fand, er müsse sich schämen, so große Vortheile so mühelos zu erringen. Wahrscheinlich hat eine ähnliche Erfahrung den Herrn Lerminier, der, wenn wir uns nicht abermals täuschen, ein Freund des Herrn Professor Gans ist und mit ihm mehrfachen Umgang gepflogen, zu dem im Munde eines Franzosen wahrhaft bescheidenen Ausspruch veranlaßt: der Rhein werde den Würdigsten gehören. Daß er Deutsche fand, die ihm das linke Rheinufer zum Behuf einer vorbereitenden Verschmelzung an den Hals werfen wollten, mußte ihn überraschen, wie einst Napoleon überrascht war, als man ihm freiwillig alle Vorräthe anzeigte. Und so vieler Wegwerfung gegenüber ist des Herrn Lerminiers Ausspruch würdevoll, wie es der Napoleons war.

Wir wollen uns überhaupt bei diesem neuen Anlaß dagegen verwahrt haben, als predigten wir einen unzeitigen Franzosenhaß.* Wir sind jederzeit geneigt gewesen, alles Gute und Treffliche der französischen Nation anzuerkennen, und wir haben insbesondere ihren Nationalstolz, ihr Ehrgefühl immer bewundert, und nur gewünscht, die Deutschen möchten diese guten Eigenschaften auch ihrerseits haben. Wir sind ferner innig durchdrungen von dem Werth eines friedlichen Verständnisses unter gebildeten Völkern und wissen insofern die Theilnahme, die einige Franzosen in jüngerer Zeit, obwohl nur vorübergehend als Modesache, uns Deutschen und unserer geistigen Erudition zugewendet haben, gebührend zu schätzen. Wir verlangen nur, der Deutsche solle sich nicht wegwerfen an die Franzosen, sie nicht, wie ein geistreicher Preuße 1805 einmal sagte, „um Verachtung anbetteln.“

---

* Auch sind wir deßhalb unbesorgt. Wir werden keinen europäischen Krieg veranlassen und Ludwig Philipp sitzt unsertwegen wohl auf seinem beneidenswürdigen Thron. Höchstens wird die junge Corruption ihren kleinen Krieg gegen uns fortsetzen, und es ist von jeher unser Wunsch gewesen, daß alles Schlechte recht zu Tage kommen möge, weil es dann leichter sich abnuzt, als im Verborgenen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 127. Montag, 19. December 1836.

Aesthetik.

14) Umrisse einer Theorie der bildenden Künste, von Ludwig Schorn. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835. S. 44.

Gar manches Schöne steht in diesem kleinen Büchlein. Des Verfassers Grundansicht ist wohl in folgendem enthalten: „Die griechische Götterwelt, welche die Phantasie des Dichters geschaffen, hat sich in ihr zu einem sichtbaren Kreis von Gestalten voll mannichfaltiger und edler Schönheit verkörpert. Diese Götter sind menschliche Individuen, aber eine über allen Kampf erhabene Unschuld durchdringt ihr Wesen und Handeln. Ihr ungetrübtes Daseyn prägt sich in einer, fast alles Zufälligen überhobenen, ewig jugendlichen Körperlichkeit aus, und die Erhabenheit ihrer Seele wird zur Majestät in der Erscheinung. Und wie die Götter dem Griechen Vorbilder seines eigenen Lebens waren, so suchte er ihren Seelenadel auch auf die Darstellung alles Menschlichen zu übertragen, und sah in der Schönheit des Körpers und seiner Bewegungen den Ausdruck reiner Tugend und edler Sitten. Seine Helden und Kämpfer geben im wildesten Gefecht keine niedrige Wuth, keine thierischen Leidenschaften kund; die jungen athenischen Bürger, die im Zuge der Panathenäen reiten, zeigen in ihrer freien, aber ruhigen und edlen Haltung einen feinen und sittlich gebildeten Sinn; alles Gemeine ist an die halbthierischen Naturen, an Panisken, Satyrn, Centauren und Bacchanten verwiesen. So wurde die sinnliche Schönheit, die uns an den Werken der griechischen Kunst entzückt, wenn gleich ein Geschenk der vorbildenden Natur, welche dem Künstler die schönsten Formen vor Augen stellte, doch erst Eigenthum der Kunst durch die Schönheit des Gedankens, durch die edle Auffassung des Geistigen, das sich im Sinnlichen ausprägen sollte. Die Kunst der Griechen war nicht so sehr auf das körperliche Schöne, als auf das geistig Schöne und Erhabene gerichtet; ihre Gestalten waren Andeutungen höherer Begriffe, und wo der völlige Ausdruck derselben gelang, Ideale. In den Gestalten des Zeus, des Appollo, der Juno und Minerva hat sich die Schönheit der Idee ganz in sinnliche Schönheit verwandelt, und ihr Anblick ergreift uns mit lyrischer Gewalt. Der Eindruck, den sie auf uns machen, ist der Wirkung einer Ode, eines Hymnus zu vergleichen. Auch solche Begriffe, welche nicht ursprünglich mit dem menschlichen Leben verwandt sind, Berg und Thal, Flüsse und Quellen, die Wogen des Meers und die rollenden Gestirne, stellen sich uns in menschlicher Bildung vor Augen, und die anmuthige Kette dieser Naturwesen schlingt sich, wie ein reizendes Mährchen, durch das Leben und Weben des griechischen Volks. — Nicht immer läßt sich die Idee

völlig im Sinnlichen ausdrücken; deßhalb bedient sich die Bildnerei öfters der Allegorie, indem sie den Begriff, nur so weit es möglich ist, in der Gestalt andeutet, alles Speciellere durch Attribute bezeichnet. So tritt uns die Hoffnung mit der Granatblühte, der Todesgenius mit der gesenkten Fackel entgegen. Diese Vorstellungen sprechen zwar weniger an das Gemüth, als an den Verstand, aber doch behält die Gestalt eine geheimnißvolle Bedeutsamkeit; auch da, wo die Allegorie in der Geberde liegt, wie bei der Nemesis, welche Gewissen und Vergeltung bedeutet, indem sie in den eigenen Busen blickt, oder bei Harpokrates, der mit auf den Mund gelegtem Finger die Stille der schaffenden Natur anzeigt."

Dies alles ist sehr wahr. Doch wäre, wie es uns scheint, neben dem Geist hier auch dem Fleisch sein Recht zu gönnen gewesen. Die Alten selbst dachten so bescheiden von sich, daß sie nur die Natur nachahmten, aber freilich „wie die plastische Natur das Bild sich dachte." Der größte Ruhm ihres Marmors und ihrer Bronce bleibt immer der, daß sie Natur, daß sie warmes Leben, daß sie Fleisch sind. Geist und Seelenadel allein ohne dieses Fleisch würden den Ruhm der Antiken nicht begründen. Auch dachten die alten Künstler wohl schwerlich so viel an den Geist, als es unsere nordische Kritik thut, und viel mehr an das Fleisch, und wenn ihnen die Grazien die Hand führten, so waren es die Grazien, die sich im Gefolge der Venus finden. Mit einem Wort, ein schöner und wahrer Contour galt den alten Plastikern mehr, als ein ganzes System sittlich-ästhetischer Ideen des Nordens. Es ist uns wahrscheinlich, daß die Erschöpfung aller möglichen im menschlichen Körper liegenden Schönheiten ihr Hauptzweck war, und nicht die Erschöpfung sittlich-erhabener Ideen ihrer Religion und Politik. Es ist uns wahrscheinlich, daß sich eben dadurch die griechische Plastik von der orientalischen unterschied, und wir glauben deßhalb auch vermuthen zu dürfen, daß die Pferde auf dem Monte cavallo durchaus nichts anderes seyn sollten, als eben schöne Pferde, und daß auch die Gruppe des farnesischen Stiers hauptsächlich um des schönen Stiers willen verfertigt wurde, und daß das mythische Motiv dabei nur Nebensache ist.

Uebrigens sind wir schon gewohnt, alle Dinge in der Welt kunstreich umzukehren, im Frieden Krieg zu führen und im Kriege zu diplomatisiren, Nationen im Namen der Freiheit zu unterdrücken und andere durch despotische Mittel zu civilisiren, den Männern die Ruthe zu geben und dagegen Weiber und Kinder zu emancipiren, das Antike romantisch und das Romantische antik zu behandeln. Da nun unlängst die Philosophie das Fleisch zu ihrem Princip erhoben hat, so ist es ziemlich natürlich, daß die Plastik vom Fleisch nichts mehr wissen will und ganz Geist wird.

15) Die Wissenschaft der Metrik. Für Gymnasien, Studirende und zum Gebrauch für Vorlesungen von F. J. Hoffmann. Leipzig, Hinrichs, 1835.

Zum Schulgebrauch ist dieses Werk offenbar zu gelehrt, zu ausführlich. Gymnasiasten haben, zumal bei der jetzigen Ueberfüllung mit Lehrgegenständen, Wichtigeres zu thun, als einen Gegenstand wie diesen, der immer nur Nebensache bleiben kann, so gründlich zu studiren. Dagegen ist das Werk allen Erwachsenen, die sich entweder mit der Musik und Dichtkunst überhaupt, oder insbesondere mit der Kunst der Alten beschäftigen, sehr zu empfehlen. Es ist sehr genau, sehr auf die Quellen gestützt und dabei übersichtlich klar. Außer der vortrefflichen Entwicklung der metrischen Formen ist besonders die Darstellung der antiken Musik dankenswerth, weil der Verfasser zuerst auf das aufmerksam macht, was uns an derselben, aus Mangel an Quellen, immer dunkel bleiben wird, und uns dann aus dem, was auf uns gekommen ist, ein möglichst klares Bild gibt:

„Es ist ein großer Fehler, die Musik eines für die Kunst so enthusiastisch eingenommenen, eines ganz in ihr lebenden Volkes mit dem barbarischen Gesang wilder, oder mit dem rohen Gesange unmusikalischer Völker zu vergleichen. Es war ein griechisch schöner Gesang, und der Geist der Kunst war in den Griechen ein unendlich mehr vollkommener, als in Hebräern, Aegyptern, Indern, Chinesen, ohne darum so vorgeschritten zu seyn, wie der Geist der neuern Zeit. Schon die Nothwendigkeit der neueren Bezeichnung der Noten und des Taktes konnte nur bei einem Fortschritte in der Musik, bei größerem Reichthume fühlbar werden. Es ist sicher, daß die Griechen keinen vielstimmigen Gesang hatten, es ist ziemlich ausgemacht, daß die griechische Instrumentalmusik in Vergleich mit der unsrigen, sich auf einem sehr untergeordneten Standpunkte befand, und sie das nicht kannten, was wir Harmonie nennen; wahrscheinlich ist es, daß sie eine Fortschreitung in Quarten oder Quinten gehabt haben, aber unzweifelhaft ist es, und streng nachweisbar, daß die Griechen im Gesange, in der Instrumentalbegleitung, und noch weit mehr in der reinen Instrumentalmusik eine Art von figurirter Musik hatten, die im Wesentlichen auf den Grundsätzen unserer Harmonie basirte, indessen, noch sehr der Willkür überlassen und unausgebildet, eine Theorie um so weniger veranlassen konnte, da die Alten überhaupt nur den Gesang zu beachten und zu schätzen gewohnt waren. Im Ganzen aber war die alte Musik das Reich der Melodie, die neue, germanische christliche ist das Reich der Harmonie. Sicher waren die Alten in der Melodie so vollendet und ausgebildet, wie wir, ja

vielleicht standen sie hier noch weit höher, indem sie Feinheiten beachteten und übten, die wir, reicher geworden, und durch ein neu zugekommenes Feld unsere Arbeit zu theilen gezwungen, ganz und gar verabsäumen. Der einfache Mensch hält das Kleinste zu Rathe, und fühlt sich durch ein Einfaches hoch beglückt, während der Reiche, und in gewisser Beziehung auch Verwöhnte, um einen tiefen Eindruck zu gewinnen, des Complizirten bedarf, und das, was dem Einfachen ein Schatz ist, vielleicht sogar mit Füßen tritt. — Den Vortrag der Griechischen Chöre haben wir uns so zu denken, wie einen (freilich in unisono) trefflich eingeübten Choralgesang, also mit einem zwar bestimmten, aber dennoch nicht sehr strengen Rhythmus, indem man je nach Bedürfniß und Ausdruck bald die eine Länge etwas länger anhielt, wie eine Länge, obwohl man stets die wirkliche Länge immer länger hielt, als die wirkliche Kürze, alles jedoch mit strengem Maaß, mit Sorgfalt, Ueberlegung und bedachter Kunst. — Dieser Gesang läßt sich also gar nicht durch unsern Takt darstellen, wie denn auch eigentlich unser Choral-Gesang nicht einmal darstellbar ist, weil auch in ihm mehr auf den Ausdruck gesehen wird, obwohl die Theorie ihn in Takte bringt. Allein wenn ein gefühlvoller Kunstkenner, der einfache Choralmusik zu würdigen und zu behandeln weiß, nach genauer Ueberlegung einem Chore von 50, oder auch nur 15 ausgewählten Stimmen, einen, auch poetisch bedeutsamen Gesang ein Jahr lang einübte, und dann unisono zu einfacher Orgelbegleitung, mit Berücksichtigung einer richtigen Deklamation, des Ausdrucks, des Werthes der Gedanken und Empfindungen, vor einer Versammlung einfacher, unverwöhnter Menschen, etwa Landleute, an einem festlichen Tage vortragen ließe, so möchte ein solcher Gesang leicht eben solche Wirkung hervorbringen, wie im Alterthume, während unsere trefflichste Oper eben jene Versammlung wohl zum Erstaunen, oder zur Bewunderung hinreißen, schwerlich aber sie zur Rührung bringen, und sicher nicht so stark der Tiefen ihrer Seele sich bemeistern würde. Jede nach unserem Takte angewendete Bezeichnung der alten vorhandenen musikalischen Fragmente beraubt sie daher ihrer eigenthümlichen Schönheit, und gibt ihnen eine abstracte Ordnung, eine kalte Norm, auf Kosten der dem gebildeten menschlichen Gemüthe einwohnenden tieferen Regelmäßigkeit und Schönheit, die von dem fortgeschrittenen Begriffe gar nicht so strenge geschieden ist, als die Theorie sie gern scheiden möchte.“ Diese und verwandte Aeußerungen scheinen uns sehr wahr zu seyn.

16) Für Kalobiotik, Kunst, das Leben zu verschönern, als neu ausgestecktes Feld menschlichen Strebens. Winke zur Erhöhung und Veredlung des Lebensgenusses. Von Wilhelm Bronn. Wien, in Commission bei Gerold, 1835.

Schön zu leben ist freilich die Hauptsache und gewiß fehlerhaft ist unser Versinken in eine gespenstisch vom Leben getrennte Kunst, während alles außerhalb derselben höchst prosaisch ist. Aber so herzlich gut es der Verfasser mit seinen Vorschlägen, das Leben zu verschönern, meint, so wird er doch wenig damit ausrichten. Er ist nämlich so bescheiden, nur das vorzuschlagen, was ohnehin geschieht. Er erlaubt denen, die daran Vergnügen finden, sich an schönen Aussichten zu ergötzen; Anderen es sich wohl seyn zu lassen an der vollen Tafel, versteht sich mit Maaß; die Liebe zu Kleinigkeiten zu pflegen, als die wohlfeilste Quelle des Genusses, was sich weder an- noch abgewöhnen läßt, je nachdem eben die Menschen sind 2c. An eine großartige Umgestaltung des Volkslebens, an einen ästhetischen St. Simonismus, oder an eine Herstellung nationeller Kunst, wie sie bei den Alten und in der Blüthe des Mittelalters herrschte, wagt er nicht zu denken, und würde der bloße Vorschlag auch nichts helfen.

Romane.

78) Godolphin oder der Schwur. Nach der 2ten Auflage des Englischen übersezt von Louis Lax. Aachen und Leipzig, Mayer, 1834.

Das ist ein Roman, der in England viel Aufsehen erregt und den man verschiedenen Notabilitäten zugeschrieben hat, Herrn d'Israeli, Bulwer, Caradri, der Mistreß Norton, endlich auch der Lady Caroline Lamb, deren scharfsinnen und beißenden Geist er aber am wenigsten gleich sieht. In der Vorrede gibt sich der Verfasser das Ansehen, als sey er sehr alt und hoffe nächstens zu sterben. Das scheint uns aber nicht so und wir halten das Werk eher für die Arbeit eines sehr jungen Mannes. Doch mögen auch hie und da weibliche Hände eingegriffen haben. —

Der Roman ist einer jener fashionablen, zu denen Herbert Milton und vor allen Pelham das Zeichen gegeben haben. Der Inhalt soll sich ereignet haben und theilweise mag das seine Richtigkeit haben. Das Beste am Buch ist unstreitig das erste Capitel, das uns einen sonderbaren Blick in die Privatverhältnisse englischer politischer Vorkämpfer oder vielmehr in die Möglichkeit ihrer Gestaltung thun läßt.

„Tritt näher, sprach er, denn meine Stimme erlischt, und ich will, daß Du diese Worte deutlich vernehmest. Ich sehe die Zeit kommen, wo die Aristokratie dieses Landes fallen muß. Das Volk drängt nach diesem Ziele. Er wird einst keine Grafenkronen, keine Hermelinmäntel,

keine klingenden Titel, kein Erbfolgegesetz, kein Erstgeburtsrecht mehr geben. Ich bin überzeugt von dem, was ich sage, so gewiß je ein Mann von der Wahrheit des Buches überzeugt ist, das ich hier halte. Aber Du, Konstanze, bist Du auch nur ein Kind, ein Mädchen — sollst Dich verpflichten, meinen Wunsch, meinen Fluch im Auge zu behalten, ihn zu erfüllen. Lege deine Hand auf die meinige: schwöre, daß das ganze Leben durch, bis zum Tode — schwöre! Du sprichst nicht! Wiederhole meine Worte! — Konstanze gehorchte. — Schwöre, daß Du das ganze Leben bis zum Tode, durch Glück und Unglück, durch Schwäche und Macht, Dich dazu weihen willst, den Stand zu erniedrigen, zu demüthigen, von dem Dein Vater Undankbarkeit, Kränkung und den Tod empfangen hat! Schwöre, daß Du keinen armen, machtlosen Mann heirathen willst, der Dir nicht die Mittel zu der feierlichen Vergeltung schaffen kann, die ich verlange! Schwöre, daß Du Dich mit einem der Großen zu verbinden suchen willst — nicht aus Liebe, nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Haß, aus Rache!"

Diese Schilderung ist ergreifend im höchsten Grade, und leider nicht weil sie ergreifend gedichtet, sondern weil sie ergreifend wahr ist. Ein ungeheurer Jammer weht um das Sterbebett, an das wir geführt werden; ein elend und doppelt elend, weil äußerlich glänzend verbrauchtes Leben haucht im lezten Seufzer Fluch aus über die Menschen und weiht das einzige Liebe auf der Welt, seine Tochter, ein Weib, der Rache. — Wer Tag für Tag seine englischen Parlamentsverhandlungen liest, lese auch diese Scene, und schaue nachher mit andern Augen auf dieses im Bericht so glatt und eben erscheinende Treiben, lerne, wie viel menschliches Elend und wie viel zerrissene Herzen auch hier sich hinter einem glänzenden Vorhang verstecken. — Man erwartet nach diesem Anfang ein vortreffliches Buch, aber mit Bedauern müssen wir sagen, daß wenigstens die übrigen Capitel dem ersten keineswegs entsprechen. — Die Tochter, welche so gräßlich der Rache geweiht ist, erfüllt diese in keiner Weise. Sie heirathet zwar, dem Versprechen gemäß, das sie ihrem Vater leisten mußte, einen Lord, indem sie Godolphin, ihren Geliebten, mit schwerem Herzen abweist, aber Medisancen ausgenommen und einige Intriguen, ist keine Spur von Rache zu finden. Der Lord stirbt bald und nun heirathet sie ihren Godolphin. Hier ist also in keiner Weise die durch das erste Capitel nothwendig gewordene Folge gegeben. Die Mithauptperson ist eben dieser Godolphin, einer von den englischen Idealen, wie sie, einander sehr ähnlich, in den englischen Romanen immer wiederkehren. Er hat viele Aehnlichkeit mit dem Sir Reginald Grenville Bulwers. Er ist auch Philosoph, Poët, alles Mögliche; nur will er, zu was ihn seine Frau gern machen möchte, kein Politiker seyn; doch zulezt bekehrt er sich dahin, wird jedoch im ersten Anlauf schon vom grausamen Verfasser umgebracht. Eine Liebesgeschichte mit einer Italienerin fällt in die Zeit der ersten Ehe seiner nachherigen Frau. Deren Vater, ein Deutscher, ist Magier und Gott weiß noch was; da fallen sonderbare Scenen vor, und als er seine italienische Geliebte verlassen hat oder vielmehr sie ihn, zieht diese in der Welt als Wahrsagerin umher, bringt ganz London in Aufruhr und wird am Ende Schuld an Godolphins Tod. Kurz Alles ist gewöhnlich romanhaft in diesem anfangs so vielversprechenden Buche. Die vornehme Welt ist gut darin geschildert und vortrefflich ein Lebemann, Namens Sakville, kalt, egoistisch, in den Kreis der noblen Gesellschaft gebannt und nur in ihr vegetirend, ein halber Abentheurer dabei, gewandter Spieler, ohne falsch zu spielen ꝛc. Die Lady selbst, Godolphins Frau, ist als hohen Sinnes, aber als Intriguantin geschildert; alle hohen Cirkel hängen von ihr ab, sie leitet die Diplomaten am Gängelbande, ist die intime Freundin des Königs Georg, verachtet dabei den hohen Adel still für sich, und ärgert die Ladies manchmal recht herzlich gerne; so läuft die Rache ab, die der grimmig Sterbende auf das Haupt der Tochter gebunden hat. — Viele Unterredungen über philosophische und literarische Gegenstände sind dabei im Buch anzutreffen, worunter viel Salbaderei. In der Art eingewobener Reflexionen sind die Engländer überhaupt nicht stark und Bulwer selbst der Schwächsten Einer. Kommt namentlich das Gespräch auf Philosophie und gar auf speculative, so wissen sie sich gar nicht zu geberden und machen Gesichter wie Braun, der Bär, wenn er tanzen soll. — Eine Schauspielerin haben wir zu erwähnen vergessen, die auch durch das ganze Buch geführt wird und gleicherweise Copie einer Wirklichkeit seyn soll. Die Umrisse sind nicht ohne Interesse, aber schwach und hie und da verworren. Am Ende, wo sie mit allen Helden des Buchs alt wird, wird sie sogar unangenehm. Am Besten unter dem Uebrigen des Buchs ist noch der Tod Sakvilles, der als kalter Gentleman stirbt, wie er als kalter Gentleman gelebt hat und sein Vermögen nur eben den Reichen hinterläßt, wie er Zeit seines Lebens nur ein Freund der Reichen gewesen war. — Jedenfalls ist der Roman mehr werth, als selbst die besseren unserer neuen deutschen, wie denn überhaupt ein schauerliches „und es war wüst und leer" über unsere belletristische Literatur ausgesprochen werden muß. Und daher kommt es denn auch wohl, daß Herr Mayer in Aachen und Leipzig seine gute Rechnung in dem Uebersetzen lassen so vieler englischen Romane findet. Warum geht es den französischen nicht eben so, die doch pikanter sind? Findet der Buchhändler keinen Gewinn dabei? Vielleicht weil sich der gesunde Sinn des deutschen Volkes mehr zu den gesunden Erzeugnissen seines Stammgenossen, Englands, wendet als zu den gewaltsamen und blutigen oder kitzelnden der leichten Franzosen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 128. Mittwoch, 21. December **1836.**

Adelige Literatur.

1) Ansichten aus der Cavalier-Perspektive im Jahr 1835. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Leipzig, Frohberger, 1836.
2) Cavalier-Perspektive. Handbuch für angehende Verschwender, von Chevalier de Lelly. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Die erste dieser beiden Schriften ist von der Art, daß kaum je ein Buch geschrieben worden ist, was dem Adel mehr zum Nachtheil gereichen könnte. Unter der Maske, den Adel und dessen Rechte zu vertheidigen, sagt der Verfasser demselben die bittersten und kränkendsten Dinge, und die Ironie ist um so besser durchgeführt, als gerade die schwächsten Eigenschaften des Adels, nämlich die Zufälligkeit der Geburt im Gegensatz gegen jedes Verdienst, und die Frivolität der Sitten im Gegensatz gegen alle ritterliche Tugend hier als das angenommen werden, was allein und vorzugsweise den Werth und das Recht des Adels ausmachen. Es sollen dem Adel alle Geburtsprivilegien und alle die Lizenzen wiederhergestellt werden, die er in Paris durch die Revolution, in Preußen durch die Katastrophe von Jena verlor. Der dumme und schlechte Edelmann soll bloß um seiner Geburt willen wieder dem unterrichtetsten und edelsten Bürgerlichen vorgezogen werden, und es sollen ihm als systematischem Ehebrecher und Mädchenverführer, Verschwender und Schuldenmacher wieder dieselben Vorrechte blühen, wie ehedem. Das ist der wesentliche Sinn dieser Satire, die um so beißender ist, als der Styl sehr gehalten und sogar angenehm phlegmatisch ist, so daß man nicht selten durch die Illusion überrascht wird: meint es der Verfasser nicht am Ende ganz ernstlich?

Die Restauration des Adels soll durch den Untergang des „Mittelstandes" bewirkt werden, nämlich jenes Standes, der sich zwischen den Adel und die Bürger eingeschoben hat, der nicht adelig ist und doch über dem Handwerker stehen will. Der Verfasser bemerkt deßfalls: „Vor der Reformation gehörte der sogenannte Gelehrtenstand dem geistlichen Stande an und so war er keinem andern im Wege. Damals gab es keinen solchen Mittelstand, nur Geistliche und Weltliche; diese waren Bauer, Bürger, Adel- und Fürsten. Alle Beamten gehörten entweder dem geistlichen oder Adelstande an und waren weit entfernt, einen eigenen Stand bilden zu wollen. Doch mit den Beamten könnte man jezt noch am leichtesten fertig werden, diese sind eigentlich keine Staatsbürger, sondern nur Staatsdiener. Aber die Menge anderer Leute, welche, wie in der Grafschaft Mark und im Bergischen, auf dem Lande unabhängig leben, zu wirklichen

Bauern zu machen und die Aerzte und Kapitalisten in den Städten zu wirklichen Handwerkern, das wird noch viele Anstrengungen gegen den Zeitgeist erfordern."

In diesem ironischen Ton ist das ganze Buch gehalten, das sich auch namentlich über den Zustand des Adels in den verschiedenen europäischen und deutschen Ländern mit ziemlich viel Sachkenntniß, der nur die Medisance zuweilen Eintrag thut, ausbreitet. England wird hier keineswegs als die Stütze der Aristokratie angesehen, weil das Vorrecht der Erstgeburt das der Geburt überhaupt wieder vernichtet und die nachgebornen Söhne in die Plebs zurückkehren läßt, zwischen welcher und dem Adel die Scheidewand niemals fallen sollte; und auch schon des Reichthums wegen nicht, denn zu großer Reichthum stellt das eigentliche Princip des Adels, die Geburt, in Schatten. Eben so wird jedes Verdienst, das der Adel etwa mit Bürgerlichen theilen könnte, mißliebig angesehen, und immer von Neuem das hervorgehoben, was kein anderer Stand mit dem Adel theilt, die Geburt.

So viel auch schon über den Adel geschrieben ist, verdient doch dieses Werk seines originellen Standpunkts wegen Auszeichnung.

Wenn der Adel nicht in der Absonderung und Entgegensetzung sein Heil suchte, so könnte er auch in Zeiten, die ihm minder günstig sind, den ihm einmal gewordenen Boden fruchtbarer machen, als es geschieht. Nicht getrennt vom Volk, sondern an der Spitze des Reichthums und der Intelligenz im Volk, als Förderer und Anführer bei allen materiellen und geistigen Fortschritten würde der Adel bleiben, was er ursprünglich war, die Elite des Volks. Das Princip der Legitimität war zu allen Zeiten den Fürstenfamilien günstig, seine Anwendung auf die Adelsfamilien ist aber sehr unpolitisch. Der Adel muß stets mit seiner Thätigkeit sich herablassen zu der des Bürgers, indem er ihr eben voranleuchten soll, und eben so das Verdienst des Bürgers zu sich erheben; nach dem Princip Englands, wo allein noch eine wahre Aristokratie existirt. Allein der Adel ist eine klimatische Pflanze, die hier so, dort anders gedeiht, und da helfen alle Adelsketten und Cavalier-Perspektiven nichts. —

Das Werk des Chevalier von Lelly ist dem erstgenannten nicht ähnlich. Es macht nur das Vorrecht eines Epicuräers geltend, der nicht ganz beschränkte Mittel auf die möglichst angenehme und geschmackvolle Weise rein zum eignen Genuß verwendet. Gleichwohl ist sein Werk nicht, wie es die des Herrn von Rumohr sind, positiv, sondern es beschäftigt sich mehr negativ mit dem, was ein Mann, der das Leben mitnehmen will, vermeiden solle, und es versteigt sich, trotz seines Epicuräismus, nicht selten bis zur juvenalischen Satire.

So dürften folgende Stellen aus einer ausführlichen Schilderung der Philister sehr wohl gerathen seyn: „Der Philister hat, wie alle barbarischen Völkerstämme, eine bestimmte und sehr frappante Familienphysiognomie. Bei geringer Intelligenz kann der Ausdruck nur unbedeutend variiren. Wie in Holland jede Stadt ihr ausschließendes Gewerbe treibt, und Amsterdam vorzugsweise nach Pfeffer riecht, der Haag nach Orangen, Harlem nach Blumenzwiebeln; wie Gouda nur die bekannten holländischen Pfeifen brennt, Schiedam nur den Genever, Delft Töpfe: so scheinen alle Philisterseelen nur über eine Allerwelts-Seelen-Chablone gestrichen — wahre Fabrikseelen! Kennst Du Eine, so kennst Du die ganze philisterische Armee: einerlei Montur, gleiches Kommißgut, sich ähnlich wie Kosaken, Kalmuken, Baschkiren und Artischocken! Ihr Anstand ist immer Steifigkeit; ihre Höflichkeit Kriecherei; ihr Talent Pedanterei. Sie sind offenbar unter den Menschen das, was Drehorgel und Leierkasten unter den Instrumenten sind. — Ohne eigentlich häßlich zu seyn, erscheint der Philister roh, wenigstens abstoßend; vielleicht süß, gewiß widerlich. Seine Physiognomie ist ein offener Steckbrief für Jedermann, der lesen kann. Röthlich pommeranzene Gesichtsfarbe, kurze Stirn, Augen von gar keiner Farbe, lange aber breite Nase (Leute mit gestutzter Nase können beim redlichsten Willen keine Philister seyn), breiter Mund, spitze Lippen, lange Backen mit weithin-ausgreifenden, scharf markirten Backenknochen. Hier ist die bedeutendste Gegend des so anspruchslosen Terrains; sie hat etwas Wildes, Kannibalisches! Die Kinnbacken ziehen sich — ein nothwendiges, also untrügliches Erkennungszeichen an einem Vollblutphilister! — in Uebereinstimmung mit dem Kinne und der ganzen Unterhälfte des Kopfes stark nach unten; daher denn der Kopf wenig Schädel und ein unbedeutendes Obertheil des Gesichtes hat. Die Haare sind trocken, als ob sie, nach überstandener Nässe, der Sonne lange exponirt gewesen wären: sie erinnern an die Federn eines Krammetsvogels, der beiläufig vierzehn Tage bei Regenwetter in den Dohnen gehangen hat; sie haben keine prononcirte Farbe, fallen aber ins Graue. Das Gesicht ist lang — nothwendige Folge von Langerweile — ist aber dann gewiß aufgedunsen; gewöhnlich ist es dürr. Der Philister gehört auch seinem Aeußern nach zu den Knorpelthieren, also zu den Amphibien; weßhalb man mit Recht von ihm zu sagen pflegt: er sey weder Fisch noch Vogel, weder kalt noch warm. — In Gesellschaften erkennt man den Philister leicht. Er ist ein Kerl in einer steifen und zu hohen Cravatte; sie ist gezwungen, zu fest und also galgenstrickartig umgelegt; die Augen treten hervor, das Gesicht spielt zwischen gelb und röthlich. Er ist sehr ernsthaft, durchaus gesezt, spricht selten, immer mit Salbung, erzählt auch wohl eine Anekdote, die weder neu noch witzig

ist, aber beides seyn soll. — Die Wuth des Erwerbens ist eine allgemeine Krankheit; der edle Gebrauch davon die seltenste Gabe. Deßhalb weiß ein Philister auch nicht zu geben. Von ihm abhängig seyn, ist ein entsetzliches Loos. Nicht, daß er kränken will, wenn er gibt; aber er kränkt dabei gewiß; er gibt nicht mit fröhlichem Muth; er kennt wenig zarte Rücksichten, keine Schonung. Der Empfänger fühlt sich, wenn nicht verlezt, doch beschämt; niemals gerührt oder freudig bewegt. — Ich komme zur Wohnung des Philisters, die durchaus wohlgeordnet ist; denn dieser Gute kennt keine höhere Ordnung, die auch Unordnung bis zu einem gewissen Grade zuläßt: er kennt nicht jene Träume, worin er sich und die Welt vergißt. Er ist immer zu Hause, am liebsten im Großvaterstuhle — die lange baumwollene Schlafmütze über die lebendige, weit bis über die Ohren gezogen, wo möglich unter dem Kinne zugebunden —; ellenlanges Gähnen ist sein Vergnügen, seine geistige Kurzweil. Er hat sich gern in einen großen Schlafrock drei- oder viermal verwickelt, in Pantoffeln gesteckt, die aber nicht reizend klappern, wie Philinens, sondern feierlich gemessen hinter ihm drein schlurren. Hierbei bemerke ich beiläufig, daß ein Philister kein Vagabund seyn kann, denn dieser kann eben so wenig einen Schlafrock besitzen, als er jenem unerläßliches Attribut ist, und wäre er noch so arm. — Ist der Philister ein Stutzer, so trägt er sich gern recht bunt; er sieht geleckt und geschniegelt aus, meist einer Karrikatur ähnlich, immer lächerlich. Er wechselt viermal seine Toilette: des Morgens sieht er aus wie ein Schneider aus Polkwitz, des Mittags wie ein Schneider aus Lüben, Nachmittags scheint er aus Guhrau, Abends von Kieferstädtel; aber immer wie ein Schneider, der seinen Anzug aus diversen Resten erobette. Seine neuesten Kleider fängt er an für gewöhnlich zu tragen, wenn sie gerade anfangen aus der Mode zu kommen; wie er auch seine Schinken nicht gern ißt, wenn sie, wie er sich ausdrückt, noch zu frisch sind. — Der Philister engt sich gutmüthig ein und wohnt am liebsten in einer kleinen Stadt: in einem solchen Winkel läßt sich am leichtesten glänzen. Sein höchstes Ziel ist nunmehr die reichste Krämertochter im Neste, die unbedingt zugleich die hochmüthigste ist. Geht sein Glück mit ihren Groschen Hand in Hand, so wird er meist ein sanfter Hausvater unter strengem Pantoffelregiment; er war eben so gut ein zuschnürender Sklav, als er nun ein zugeschnürter wird. Er gedeiht bei Stallfütterung, wie das Hasengeschlecht den Ort liebt, wo es geheckt und gehegt wird: er ist ein gutes Hausthier; trägt sein Hauskreuz mit Geduld und schweift in kühnsten Phantasien bis zum Bürgermeisterposten im Landstädchen. — Er hat keine socialen Eigenschaften, keine Manieren; aber gelegentlichen Stolz — keine Idee von den wichtigsten Dingen; er weiß nicht, wie's draußen in der Welt zugeht; aber er hat Caprieen für allerlei Kleinigkeiten, viel Sonderbares, und ist ein Freund des Barocken. — Ist er gelehrt, so weiß er am besten Bescheid in jener Gegend der Literatur, wo die Motten anfangen, und verdummt sehr leicht durch allzugroße Gier an Büchern, wobei er sich an das Seltsamste mit aller Leidenschaftlichkeit hängt, deren er fähig ist. Dagegen sind ihm alle neuern Erfindungen, besonders die ins praktische Leben führen, durchaus unbekannt. Mir, ich gestehe, ist die Erfindung der Dampfschiffe wichtiger, als die gesammte alte Literatur- und sie greift auch mehr ins Leben. Philister lieben aber keine neuen Erfindungen und Entdeckungen: sie ziehen zu viel Veränderungen nach sich. Pythagoras opferte nach Auflösung seines bekannten Lehrsatzes den Göttern eine Hekatombe: seit dieser Zeit zittern alle Ochsen bei Entdeckung einer neuen Wahrheit. Ein Philosoph auf der Insel Zezu stellte die Frage auf: ob es als Selbstmord zu betrachten sey, wenn sich ein Mensch in einen Ochsen verwandeln könne — eine Metamorphose, wie sie jedenfalls nur in einer kleinen Stadt möglich ist."

(Der Schluß folgt.)

Aesthetik.

17) Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst. Von Dr. C. L. Stieglitz dem ältern. Zwei Theile. Leipzig, Schaarschmidt, 1834.

Die Geschichte der Baukunst desselben Verfassers (Leipzig, 1827) fand in diesen Blättern ehrenvolle Erwähnung. Das vorliegende Werk ist als eine bedeutende Erweiterung und Ergänzung desselben zu betrachten, hervorgegangen aus fortgesetzten Studien, bereichert durch gar vieles, was unterdeß wieder von älterer Baukunst entdeckt worden ist.

Der Verfasser erklärt sich gegen das vegetabilische System, welches das Holz zur Grundlage der Baukunst macht. Er ist vielmehr überzeugt, alle Baukunst gehe vom Stein aus, und sey in der ältesten Zeit Höhlenbau gewesen; daher die Felsentempel in Indien, ganze Felsenstädte im Kaukasus und auch in der freiern Baukunst der spätern Indier und Aegypter noch das Höhlenartige, Massive, Gedeckte. Bei den Persern tritt schon die Säule freier hervor. Bei Etruskern und Griechen bildet sich vollends der Geschmack aus, in welchem die Masse vom Geist völlig überwunden ist. Ueberall ist hier ein Uebergang vom allzu Dicken und Schweren zum Natürlichen und Schönen bemerklich; während, wenn die Baukunst vom Holzbau ausgegangen wäre, im Gegentheil

der Uebergang aus dem Dünnen und Leichten hätte geschehen müssen, wie in China, wo wirklich Holzbau beständig vorgeherrscht hat und noch herrscht, dessen Baukunst daher auch einen so auffallenden Kontrast bildet gegen die Steinbauten der westlichen Welt. Die gesammte altasiatische Baukunst ist in diesem Kontrast befangen. Das zu Schwere hier, das zu Leichte dort, erscheint erst in vollendeter Harmonie bei den Griechen.

Mit derselben klaren Anschaulichkeit, mit welcher der Verfasser im Raum diese Gegensätze auseinandergelegt hat, kontrastirt er nun auch in der Zeitfolge die Perioden der griechisch-römischen Baukunst, wie sie vom Massiven und Einfachen zum Schönen aufsteigen und dann durchs Zierliche ins bloß Prächtige und Abentheuerliche herabsinken.

Mit dem gewölbten Bogen beginnt er die neuere Baukunst, die eben durch den Bogen und die dadurch bedingte vertikale Tendenz charakterisirt wird, während die ältere Baukunst immer ins Horizontale tendirte. Den Uebergang aus der älteren Kunst bildet der byzantinische oder Rundbogenstyl, eigenthümlich modificirt in der zierlichen maurischen Baukunst; die Vollendung der neuen Kunst aber ist erst mit dem gothischen oder Spitzbogenstyl erreicht. Der gelehrte Verfasser ist nicht der Ansicht, daß die gothische Baukunst aus dem germanischen Waldleben zu erklären sey. Wie viele Aehnlichkeit auch die gothische Halle, die schlanken, oben sich vielästig ausbreitenden Säulen mit dem Walde haben, so hat doch sicher die absolute Schönheit geometrischer Verhältnisse und die mystische Bedeutung gewisser Formen des Kirchenbaustyls einen weit größern Antheil an jener gothischen Kunst, als die Analogie des Waldlebens. Auch dieser Styl endete übrigens im Zierlichen und erst in der Zierlichkeit trat das Pflanzenhafte mehr hervor.

Zu etwas Neuem brachte es die spätere Kunst nicht mehr, sie kehrt nur zur antiken zurück, ohne die Reinheit derselben je wieder zu erreichen, obgleich Bramante, Michel Angelo ꝛc. Großes leisteten. Die gesammte neuere Kunst hat nichts aufzuweisen, was hinsichtlich des Geschmacks sich mit der griechischen oder gothischen Baukunst messen könnte, wenn es nicht eben Nachahmung derselben war.

Wir folgen dem vortrefflichen Verfasser mit großem Vergnügen bis zum Ende seiner umfassenden und lichtvollen Geschichte, und wenn er gleich am Schluß in einiger Verlegenheit ist, welchen Styl er der Gegenwart empfehlen soll, so liefert er doch gerade durch diese Verlegenheit unbewußt den Beweis, daß in Bezug auf Baukunst, wie in gar mancher andern Beziehung, die großen Zeiten hinter uns liegen, und wahrscheinlich andere große vor uns, während wir in der Mitte, ohne selbst etwas Großes neues schaffen zu können, eklektisch von den Ueberresten des Alten zehren, bis die Zukunft wieder originell wird.

18) Die Elemente des Schönen in der Baukunst. St. Petersburg, Brieff, 1836.

Echt russisch, imperatorisch, summarisch. Wir erobern das ganze Gebiet der Kunst und nehmen uns zu unserer Verherrlichung und zu unserm Privatvergnügen das Größte und Schönste heraus, oder was wir dafür halten; italienische Villen an dem Nordpol, neben einander eingesperrt hinter Gittern gleich eine Menagerie, wie schon Mickiewicz trefflich sagt; Statuen und Obelisken in Stroh eingepackt, damit sie nicht erfrieren; gothische Kirchen im Lande der Knute, wie gefangene Nonnen im Harem. Der Verfasser mustert alle ältere und neuere Style durch und findet jeden passend, im russischen System auf irgend eine Weise benuzt zu werden und sey es auch nur zur Abwechslung als Gartenhäuschen.

19) Beiträge zur Aesthetik der Baukunst, oder die Grundgesetze der plastischen Form, nachgewiesen an den Haupttheilen der griechischen Architektur. Von Prof. J. H. Wolff. Mit 28 Kupfern. Leipzig und Darmstadt, Leske, 1834.

Eine leidenschaftliche Vergötterung der griechischen Baukunst. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß in derselben alle Willkühr ausgeschlossen ist, und daß die Alten nur die nothwendigen, in der Sache selbst liegenden Schönheitsgesetze einhielten. Aber diese Erklärung selbst ist willkührlich und die griechische Baukunst paßte nur für ihren Himmelsstrich, und die gothische, die für einen andern Himmelsstrich paßt, ist ihr in reiner Schönheit der Formen nicht nur nebengeordnet, sondern in mancher Beziehung sogar übergeordnet, und das sollten Nordländer, bei denen die altgriechische Kunst sich nie vollkommen regeneriren kann, niemals vergessen.

20) Wolfeath, J. F., vollständiges Lehrbuch der gesammten Baukunst. Erster Band. Stuttgart, Hoffmann; Wien, Gerold. In Quart.

Ein überaus gründliches Werk zuerst über das Materiale, über die beste Qualität und das Vorkommen des Baumaterials in allen Ländern, sowohl natürliches, Stein und Holz ꝛc., als künstliches, Kalk, Ziegel ꝛc., Glas, Metalle ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 129. Freitag, 23. December **1836.**

Adelige Literatur.

2) Cavalier-Perspektive. Handbuch für angehende Verschwender, von Chevalier de Lelly. Leipzig, Brockhaus, 1836.

(Schluß.)

„Philister hassen den Witz, wie die Castraten die Liebe; glauben aber doch, vielen Witz zu haben, weil — sie keinen ausgeben. Witz und Verstand sind Geschwisterkinder. Das Philisterpack hat einen heiligen Respekt vor beiden. Wären alle Steuern, direkte und indirekte, auf beide gelegt: es ginge steuerfrei aus. Eine Art Witz jedoch, den hausbacknen, handhaben sie gern gegen Untergebene, wie jener General, der zu einem Fähnrich, der Complimente beim Setzen machte, sagte: setz' Er sich nur; wo Er sitzt, ist es immer unten."

Von dem Philisterthum geht der Verfasser zu dem über, was man im schlimmen Sinne die Gemeinheit nennt. Seine Charakteristik derselben ist, wenn keineswegs vollständig, doch sehr reichhaltig und treu.

Wie viele Gemeinheiten der verderblichsten Art werden ungestraft und mit lachendem Muthe im gewerblichen Verkehe begangen. Sofern die Speculation dabei über die arglose Einfalt triumphire, hat unser Verfasser sogar Gefallen daran, denn nur das kann er nicht leiden, wenn die Dummheit durch ihre Geduld auch den schärfsten Verstand ermüdet. Allein wenn man den Maaßstab des Witzes anlegen wollte, würde kein Betrug mehr verabscheuungswürdig seyn. „Es ist eine nicht ungewöhnliche und oft wiederkehrende Spekulation der Engländer, daß sie die ganze Produktion eines Handelsartikels aufkaufen und so den Handel monopolisiren. Dies nannte man im Jahre 1825 bei uns Betrug; ich kann damit nicht einverstanden seyn. Eine englische Compagnie kaufte im genannten Jahre allen Zink, der ihr angetragen wurde, um jeden Preis auf. Da in Hamburg, Berlin und Breslau viele Spekulanten den von fünf bis sechs auf acht und neun Thaler gestiegenen Preis des Zinks für zu hoch hielten: so verkauften sie auf die Spekulation hin, erst in einigen Monaten liefern zu dürfen — in der irrigen Meinung, daß alsdann die Preise gewichen seyn würden. Allein die Engländer hatten den Belauf der Produktion während jener Zeit berechnet und eine halbe Million Centner — mehr als das Doppelte eines jährlichen Ertrages — aufgekauft. Die Verkäufer vermochten natürlich nicht zu liefern und bezahlten fünf und sechs Thaler Reukauf für den Centner. Der Producent wurde allen Vorrath los; der Spekulant wagte, da ihm eine Menge auf dem Halse

blieb und im folgenden Jahre der neu producirte Zink den Preis der Vorräthe herunterdrückte. Ich kann dabei keinen Betrug sehen. In Riga und Petersburg geschieht im Herbst Aehnliches sehr oft mit russischen Produkten, als: mit Flachs, Talg u. s. w., ohne daß sich Jemand beschwert. Niemand hat es dem Banquier Stieglitz in Petersburg verdacht, der im Jahre 1814 den Courier mit der Friedensnachricht einige Stunden früher als die Regierung bekam, daß er ähnlich verfuhr. Er benutzte diesen Zufall, um einem alten treuen Comptoirbedienten ein Vermögen zu verschaffen, indem er demselben den Auftrag gab: alle in Petersburg zu habenden Glaslampen aufzukaufen. In wenigen Stunden war der Ankauf geschehen. Als die Stadt zu den Vorbereitungen der Illumination des Abends nach Glaslampen schickte, war keine einzige mehr zu haben. Stieglitz' Bedienter stellte den Preis so, daß er 25000 Rubel an dieser Spekulation gewann." Und die Telegraphen? und Monsieur Thiers?

Neben der Geldgier, die unbedenklich den Nebenmenschen, der ihr im Wege steht, in den Abgrund stürzt und die schönsten und heiligsten Pflichten in herzloser Pfiffigkeit verlacht, ist vorzüglich auch die Klatscherei eine Hauptquelle der Gemeinheit unserer Tage. „Wie schön und verständig es aber auch seyn mag, der Zeit unsere Rechtfertigung anheimzustellen — : so ist doch diese langsame Procedur den feurigsten Seelen am peinigendsten. Der macedonische Alexander verlor alle Besonnenheit, wenn er sich übler Nachrede ausgesetzt sah; ihm galt sein Ruhm höher als sein Leben. Diese allzufeurige Mischung seiner Säfte und Kräfte war aber auch der Born seiner unsterblichen Thaten. Lord Byron erlag sogar der Verläumdung. Nichts ist von ihm tiefer gefühlt, poetischer ausgedrückt, als die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er das Gesindel der Verläumder, im vierten Gesang des „Childe Harold", geißelt; selbst seine Verzeihung wird ihm unter den Händen zum Fluche. Denn: „Schande ist wahrlich eine geistige Hölle, ohne Erlösung, worin der Verdammte nichts werden kann als höchstens ein Teufel."

Verläumdung ist die Seele der Gesellschaft freilich schon längst gewesen, doch war sie es noch nie in diesem Grade auch in der Literatur. Der Verfasser gedenkt „eines unsrer zügellosesten Schriftsteller, den er vor einiger Zeit in einem sehr leidenschaftlichen Momente sah. Er war bitter, wie es schien — ungerecht in einem literarischen Streite angegriffen und wollte sich, wie er im ersten Zorne sagte, damit rächen, dem Gegner aufzubürden: er habe silberne Löffel eingesteckt. Er wollte — wie er drohte — das so natürlich, mit so allerliebsten, hübschen Nebenumständen ausstaffiren, daß man es glauben müsse, und dadurch würde sein Gegner — wie er, die Hände vor Wonne reibend, hinzusetzte — für immer so gut als todtgeschlagen seyn. Ich fragte: ob er sich nicht fürchte, zu ernstlicher Rechenschaft gezogen zu werden? Er erwiederte: Jener sey sehr fern, und wenn er überhaupt für jeden in die Welt geschickten Witz zur Verantwortung gezogen werden solle, so möchte er lieber gar nicht Schriftsteller seyn. — Darin hatte er wenigstens Recht: von jeder Verläumdung bleibt etwas hängen; aber eben deßhalb ist sie so schändlich als gefährlich. Die wohlfeile Art der Ehrenschänderei, die ohne Beweis und ohne Muth dem Gerüchte — seiner selbst wegen — mindestens zum Theil, Glauben schenkt, unbewiesene Fabeln für Wahrheit nimmt, ist eben so gehässig als gefährlich. Leute, die sich grundlos bald für, bald wider erklären, sich's bequem machen durch leichtes Aburtheilen; Anekdotenjäger und Erfinder kläglicher Abgeschmacktheiten sind zahlreich, unvertilgbar und schädlich wie Ungeziefer. Alcibiades sagte ganz praktisch, als seine Freunde in ihn drangen, nach Athen zu gehen, um sich wegen der ihm zur Last gelegten Verbrechen zu vertheidigen, da sie und ihr Anhang zu mächtig seyen, als daß er etwas zu befürchten habe: wenn auch meine Mutter allein über Leben und Tod zu ballotiren hätte, so würde ich doch nicht kommen; denn — sie kann in der Angst eine schwarze Kugel ergreifen, statt einer weißen. Wer daher beschuldigt wird, den Straßburger Münster eingesteckt zu haben, der rette sich vornweg und rede nachher aus angenehmer Perspektive. Wohin er aber auch fliehe: dem Leumund wird er nicht aus dem Wege gehen. Es gibt zwar Länder ohne reißende Thiere, wie England seit Ausrottung der Wölfe; aber nur unbewohnte Inseln ohne Verläumder."

Was hier im Scherz von einer resp. mit Unrecht verfolgten Literatur gesagt ist, das ungefähr hat die sehr mit Recht wegen ihrer ruchlosen Tendenz verfolgte junge Heine'sche Schule ganz im Ernst ausgeführt und von den Verläumdungen, womit dieselbe ihre pflichtmäßigen Ankläger zu überschütten sich erfrecht hat, ist nur noch ein kleiner Schritt bis dahin, wo, wenn das so fort geht, die Diebe, die man ins Zuchthaus setzt, anfangen werden, sich in öffentlichen Blättern an ihren Richtern durch Verläumdungen zu rächen. Denn dürfen sich die Gotteslästerer und Verbrecher gegen die öffentliche Moral dergleichen zur Ergötzung des Publikums erlauben, so ist die Zeit nicht mehr fern, in welcher sich die Verbrecher gegen das Eigenthum ebenfalls solche Freiheiten herausnehmen werden. Wie weit wir in dieser Beziehung schon gekommen sind, erhellt unter andern aus der Thatsache, daß unlängst in einem Provinzialblatt ein ungezogener Gymnasiast polemisch gegen seinen Lehrer aufgetreten ist, und zwar ganz keck mit Nennung seines Namens und

unter Berufung auf sein Recht, von der Preßfreiheit Gebrauch zu machen.

Die Aufdeckung dieser und ähnlicher Gemeinheiten, wovon es in unserm lieben Deutschland leider wimmelt, verleiht dem Werk des Chevalier von Lelly einen eigenthümlichen Werth und macht es zu einem interessanten Beitrag unserer Sittengeschichte.

Romane.

79) Eine unter Tausend. Aus den Tagen Heinrich des IV., von Georg Payne Rainsford James, Verfasser der Romane: der Zigeuner, Maidstonhall, Darnley &c., übersezt von Wilhelm Adolf Lindau. Leipzig, Kollmann, 1836.

Hier ist eine wunderbare Copie unseres großen Tromlitz; allerdings mit einiger englischen Manier; namentlich ist die Sentimentalität nicht stark genug aufgetragen. Sonst aber die Zeichnung und Färbung gleich, ganz und gar. Solche historische Umhüllungen um moderne Phrasen und Leidenschaften werden so bald nicht aufhören, Lieblinge der Masse zu seyn. Man sieht da so schön seiner Eitelkeit geschmeichelt, indem man sich und sein liebes Sehnen getreulich, wenn auch etwas idealisirt, in den Helden und Heldinnen antrifft, und hat doch zugleich den Vortheil, in einer alten merkwürdigen Zeit zu seyn, allenfalls historische Notizen zu lernen und jedenfalls Kleider, Rüstung und Waffenkunde zu sammeln. Wir fürchten, daß Scott durch seinen Anfang ein größeres Unrecht begangen hat, als man bis heute geahnt hat. Und am Ende sind doch wahrhaftig auch die Romane Scotts die besten, welche sich der neuern Zeit anschließen, wie Waverley und Redgauntlet. Wenn wir so fortfahren, im Alterthum leicht und makellos herumzuschwimmen, so wird all das bischen Menschenkenntniß bald genug davon gegangen seyn, das sich von den achtziger Jahren her, wo man nur seine eigene Zeitgeschichte poetisch verarbeitete, in der Literatur erhalten hat. Denn dazu gehört ein eminentes Talent, den Gestaltungen der Vorzeit psychologischen Werth zu geben und alle mittelmäßigen, ja selbst die besseren müssen sich darin an die Mitwelt halten. Am besten mag es noch seyn, wenn man denn doch historische Romane schreiben will, sich streng an die Chroniken zu halten, sollte es auch etwas derb und roh herauskommen, wie es Duller nicht uninteressant in seinem Roman „Kronen und Ketten“ gemacht hat. —

Heinrich der Dritte und Heinrich der Vierte sind in diesem Roman geschildert, dessen Liebesintrigue zu romantisch alltäglich ist, als daß wir sie wiederholen dürften. Die Geschicklichkeit, welche Tromlitz bewährt, findet sich auch hier. Namentlich ist die Hofhaltung Heinrich III., des gekrönten Gecken, mit guten Farben vorgeführt. Die ränkevolle Königin Margaretha erscheint hier ziemlich nobel; die Aufschrift aber bezieht sich darauf, daß unter den Hofdamen der Königin eine war, welche ihre Tugend bewahrte, ein Wunder schon der Aufschrift zufolge, und deßhalb muß die Schonung gegen die Königin von Seite des Verfassers als eine ganz besondere Galanterie betrachtet werden.

Dieser Roman ist eine Ausnahme von allen den englischen, welche wir neuerdings in die Hand bekommen haben. Hier ist ein Zurückkehren in die Walter Scottische Manier, indeß fast alle andern die ruhmvolle Bahn Fieldings und Smolletts, obwohl allerdings mit viel geringerem Glück, betreten haben. — Es ist sonderbar, daß man in dieser Beziehung nicht auch in Deutschland umgekehrt ist. Es könnte uns wenig schaden, wieder Romane nach der Art des sel. Hermes oder Müllers von Itzehoe zu erleben; denn wir sagen es dreist, daß in diesen Dichtungen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, wie wir es allerdings, streng genommen, kaum dürfen, mehr Geist und vor allen Dingen mehr echtes Wissen von der Art, wie es einem Romanschreiber nothwendig ist, nämlich Lebensweisheit und Menschenkunde, zu finden ist, als in allen unsern vornehmen Novellen zusammengenommen. Wie wir in dieser Beziehung zurückgekommen sind und auch wie wenig die junge Literatur (d. h. die ausübende) mit jenen ältern Koryphäen (die allerdings Perrücken trugen, zwischen deren Perrücken und deren Glatze aber mehr zu finden war, als innerhalb der Stirne vieler unserer Weltverbesserer) bekannt ist, ist daraus ersichtlich, daß man in diesen Alten eine beträchtliche Menge von den Fragen, welche man neuerdings zu etwas gewaltig Neuem erhoben hat, bedächtig abgekanzelt findet. — Doch wie sollte man eine Kenntniß der Herren Hermes und Müller erwerben, da schon die älteren Schriften von Tieck ungekannt sind und namentlich jener bedeutende William Lovell, der, wenn er heute edirt werden würde, kein geringes Geschrei verursachen und für das Zeitgemäßeste erklärt werden würde, was man aufzuweisen hat, indeß der alte Tieck seit 40 Jahren schon über diese Zweifel und Weltstürmereien hinaus ist. — Wir haben vor Kurzem schon in dieser Beziehung angespielt, wiederholen es aber, weil Mancher, der den neuern literarischen Ereignissen mit Interesse gefolgt ist, aus helleren Augen sehen wird, wenn er unsern Rath befolgt und liest, was nicht gelesen

und beherzigt zu haben sogar für die oberflächlichen Literaturkenner Unwissenheit und Leichtsinn ist.

80) Das Alleinstehen. Ein Stillleben, gezeichnet von Dr. Wilhelm Richter. Dresden, Grimmer, 1835.

Ein Seitenstück zu den Tanten und Ehelosen der Frauen Huber und Schopenhauer, nur daß das überzarte Wesen, das für die prosaische Ehe zu fein organisirt und zu ideal ist, diesmal keine alte Jungfer, sondern ein alter Junggesell ist. Dem Mann, der frei wählen kann, steht diese Pimpelei noch weit übler an, und wir können den Roman um so weniger billigen, als der vom Dichter mit ungemeiner Vorliebe behandelte Held durch sein Zartthun, durch das Vorlesen von Dichtern rc. sich in die Herzen einschleicht, die Mädchen verbildet und das feinste Gift der Leidenschaft in ihre Brust gießt, um sie nachher mit allen möglichen neuen Delikatessen unter dem Vorwand, es sey alles bloß geistig und platonisch gemeint gewesen, sitzen zu lassen. Männer wie dieser Hermann sind wie im Leben so im Roman die widerlichsten, weil ihre Eitelkeit mit den schwachen weiblichen Herzen Mißbrauch treibt, und weil sie gerade das Gegentheil von dem sind, was Männer seyn sollen.

81) Wege zum Glauben, oder die Liebe aus der Kindheit. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle von J. E. Biernatzki. Altona, Hammerich, 1835.

Dieser Roman hält nicht, was der Titel zu versprechen scheint. Es ist darin keineswegs die Tiefe des modernen Unglaubens oder Glaubens irgend erschöpft. Es handelt sich bloß von einem flatterhaften jungen Mann, der ein junges Mädchen hinhält, dem dann eine ramassirte Frau Pastorin, die Haar auf den Zähnen hat, den Kopf gehörig zurecht sezt und der auf einmal sich bekehrt und heirathet.

82) Keine Erdichtung. Eine Erzählung aus interessanten Thatsachen der neuern Zeit gezogen. Von Andreas Reed, Pfarrer in London. Essen, Bädecker, 1834.

Dieser Roman spricht sich gegen die wachsende Immoralität im Bildungsgange junger Männer aus, ermahnt zur Frömmigkeit, warnt vor dem Lesen schlechter und überhaupt vieler Bücher, vermehrt aber selbst die Literatur mit einem Buch, das nicht scharf und schlagend genug ist, um tiefen Eindruck zu machen, das sich zu sehr in frommen Gemeinplätzen bewegt.

82) Nordische Blüthen. Erzählungen und Novellen, herausgegeben von Theodor von Kobbe. Bremen, Geisler, 1835.

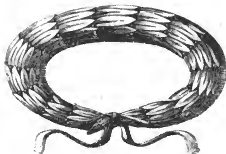
Sehr gemischte Beiträge verschiedner Verfasser: eine Damen-Novelle, deren Gegenstand unglückliche Liebe und Entsagung ist, von Hedwig Hülle; Bilder aus Italien von v. Haiem und v. Rennekampf; Griechisches von Ilen und Dr. Meyer; eine moderne Liebesgeschichte mit einer artigen Ueberraschung von Gittermann und ein Charaktergemälde aus Hamburg, Napoleon Hannibal Scipio Meyer vom Herausgeber, nebst einigen Gedichten.

Literatur der Eisenbahnen.

Kurzer Bericht über die Eisenbahnen von Brüssel nach Mecheln, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Eisenbahn-Anlagen überhaupt und eine geordnete Zusammenstellung der bisherigen Literatur über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen, von Prof. Dr. Th. Plieninger. Mit 1 Steintafel. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Eine eben so kurze als klare Uebersicht alles dessen, was in Betreff der Eisenbahnen und Dampfwagen zu wissen ist. Zuerst zeigt der Verfasser historisch, wie man auf die Erfindung kam und sie allmählich verbesserte, nach Bedingungen, die unabänderlich in der Natur selbst liegen, und die hinwiederum geeignet sind, allzukühne Hoffnungen niederzuschlagen; denn die Nothwendigkeit, von der horizontalen und vertikalen Gradlinigkeit so wenig als möglich abzuweichen, bedingt Schwierigkeiten in der Nivellirung, deren Kosten nur auf den frequentesten Handelswegen gedeckt werden können. Ferner wird das Mechanische kurz, aber genau erörtert, die beste Einrichtung der Eisenschienen rc. Den Schluß macht eine literar-historische Uebersicht alles dessen, was schon über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfschiffe geschrieben ist. Dazu gehören zwischen 50 und 60 englische und amerikanische Schriften und Abhandlungen, zwischen 80 und 90 französische und zwischen 160 und 170 deutsche. So steht denn auch hier wieder, wie immer, Handeln und Schreiben im umgekehrten Verhältniß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 130. Montag, 26. December 1836.

Werke des Verstorbenen.

Jugendwanderungen. Stuttgart, Hallberger, 1835.

Semilassos vorlezter Weltgang. In Europa. Dritte Abtheilung. Daselbst, 1835.

Semilasso in Afrika. Erster und zweiter Theil. Daselbst, 1836.

Der Zorn der englischen Blätter gegen unsern Verstorbenen ist ungerecht. Geben wir der Wahrheit, wie immer, die Ehre, so müssen wir zwar sagen, der Fürst ist dem Fatum anheimgefallen, dem vortreffliche Schriftsteller nur selten entgehen, erst schön zu schreiben, dann gern zu schreiben, dann viel zu schreiben, dann etwas zu viel zu schreiben. Wir würden statt mit neun Bänden binnen Jahresfrist auch wohl mit dreien, von dieser feinen Hand geschrieben, zufrieden gewesen seyn. Wir würden einige, namentlich biographische und romanartige Episoden, wovon die neun Bände anschwellen, wenn sie weggeblieben wären, nicht vermißt haben. Dies alles hindert aber nicht, daß die Werke des Verstorbenen gleichwohl sehr angenehm zu lesen, und voll jenes Geistes sind, der einmal vorhanden, sich nie verläugnet. Wie edle Früchte gern den Schatten vieles Laubes suchen, und Schiffe, die das feinste und leichteste Gewürz bringen, daneben am meisten Ballast fassen, so hat auch, scheint es, der Verstorbene die anziehendsten Stellen seiner lezten Schriften noch anziehender zu machen gesucht durch minder anziehende, und da er überdies in Afrika von Oase zu Oase durch Wüsten gereist ist, so hat er uns Leser recht lebendig an seiner Seite mitreisen lassen.

Unser Verstorbener ist ein in jeder Beziehung poetischer Reisender, der zwar nicht wie Jean Pauls Markgraf umherreist, um Andere zu beglücken, aber der sich selbst dabei beglückt, der zwar nicht wie Tiecks Prinz Zerbino umherreist, um das Schöne zu suchen, aber der es überall findet. Gleich sehr begabt durch Zufall und Genie, durch Geburt über die gemeinen Reiseplackereien erhoben, überall willkommen, reich, im Alter, wo die Lebensweisheit und der Genuß noch wie Pomeranzenfrucht und Blüthen an einem Baume hängen, und mit einem Sinn für das Schöne ausgestattet, der durch die Richtung auf das Neue noch verschärft wird, der ihn nicht ruhen und rasten läßt, der wie die Biene an jede fremde Blume fliegt, und durch die echte Dichterlaune, die alles nur spielend nimmt, wirklich etwas von der arabischen Mährchenhaftigkeit erhält, — ein solcher poetischer deutscher Reisender kann von den Engländern gar nicht verstanden werden, und es macht in der That eine komische Wirkung, wenn man liest, wie sie ihn so hart anlassen, daß er in Afrika Schmetterlinge und Käfer gefangen, hübsche

Judenmädchen besucht, Küchenzettel gemacht, arabische Hengste geritten, in altrömischen Ruinen ein déjeuner à la fourchette eingenommen, aber nichts über die Kolonisirung, und beinahe nichts über die Alterthümer gesagt, nichts Geographisches, Statistisches, Industrielles, Merkantilisches mitgetheilt habe. So schilt Nestor in Tiecks liebenswürdigem Zerbino die alten Dichter aus, daß sie über ihren poetischen Schnurrpfeifereien die Nützlichkeit ganz außer Acht gelassen hätte. Der Verfasser hat aber im Voraus erklärt, er reise nicht zum Nutzen, sondern zum Vergnügen, wie in Semilasso in Afrika Theil I. Seite 252 zu lesen ist.

Die „Jugendwanderungen“ enthalten Erinnerungen der verschiedensten Art, meist sehr leicht gehalten. Einige Anekdoten sind gar anmuthig, z. B. von der seligen Friederike Brun: „Madame Brun leidet an Taubheit, und bedient sich eines kleinen Horns in der Conversation, ist aber so unterrichtet über Rom, wie über Alles, was in das Fach der Kunst einschlägt und zugleich so mittheilend, daß man in ihrer Begleitung den Vasi entbehren kann. Sie ist dabei äußerst gefällig und gütig, aber für ihr Alter doch beinah zu sentimental. Als ich sie das erste Mal sah, sagte sie mit trübem Blick nach dem Fenster sehend: „Ach! der Himmel weint wieder über die Sünden der Erde!“ Es sollte dies nichts anders heißen, als daß es regne.“ Referent vernahm von einem sehr glaubwürdigen Zeugen in Rom, dieselbe sentimentale Dame habe bei ihrer ersten Anwesenheit in Italien von nichts als Banditen und Mordthaten geträumt, und einst, als ein Esel unter ihrem Fenster geschrieen, ihrem Mädchen zugerufen: ach, sieh doch nach, sie ermorden schon wieder einen Unglücklichen!

Sehr wahr ist, was der Verfasser über die Peterskirche sagt, und es freut uns, daß diese Ansicht in neuerer Zeit durchzudringen scheint: „Wenn Bramante (oder Michel Angelo) wirklich gesagt hat: „Ihr bewundert die Kuppel des Pantheons auf der Erde, ich will sie in die Luft setzen“ so hat er, wie das nicht selten geschieht, blendende Worte gesprochen, die im Anfang frappiren, bei näherer Beleuchtung aber doch nicht Stich halten, denn Manches kann auf der Erde sehr bewundert werden, was in der Luft sehr unvortheilhaft placirt wäre. Wenn z. B. ein, mit noch weit größern Mitteln Ausgerüsteter zu uns sagte: „Ihr bewundert die Pyramiden auf der Erde, ich will sie in die Wolken setzen,“ und dann auch wirklich die Pyramiden auf die Spitze des Cimborasso oder Montblanc wieder hinbaute, wo die ungeheuren Massen nur noch wie Schilderhäuser erscheinen würden, — müßten wir da nicht zwar über das schwierige Unternehmen erstaunen, aber doch gestehen, daß die Pyramiden auf der Erde einen weit imposantern Anblick gewährten, als die unserm Augenmaaß Entrückten in den Wolken? Die für die Architektur so unglückliche Kreuzesform, die endlose Menge von Pfeilern, Gewölben, Kuppeln, abgesonderten Kapellen, zurücktretenden Nischen, hervorstehenden Altären und Grabmälern, größtentheils mit unzähligen, höchst schlecht gearbeiteten Zierrathen, dicht bedeckt, die bald in Arabesken, Schnörkeln, Symbolen und Wappen bestehen, bald in Basreliefs, Tauben, Engeln und Päbsten, oder in kleinen und großen Figuren der Heiligen und Kirchenväter — dies Alles zusammen genommen macht ein so getheiltes und verworrenes Ganze, daß man hier nie einen an Einheit und Größe dem ähnlichen Eindruck erhalten kann, mit dem der erste Anblick des Pantheons so unwillkührlich als mächtig überrascht. Diese Ueberladung an Ausschmückungen und das daraus entstehende moderne Ansehen der Kirche, verbunden mit ihrer Größe, bewegen oft ihre Bewunderer, mit Enthusiasmus auszurufen: sie seyen eben so erhaben als elegant! Wenn man indeß überlegt, was eine elegante Erhabenheit oder eine erhabene Eleganz ist, so geräth man in Versuchung, diese Lobeserhebung für ein Epigramm zu halten.“

Anziehend ist die Schilderung von Neapel aus der Zeit, da es von den Engländern blokirt war. Bei diesem Anlaß erzählt der Verfasser die Geschichte eines Schweizers, der in französischem Dienst von einem Hannoveraner in englischem Dienst schwer verwundet wurde, und er fügt hinzu: „Wie sonderbar, dachte ich, hier am Ende Europas, wo Franzosen und Engländer Krieg führen, sind es doch nur Deutsche verschiedener Länder, die für Jene gegen einander kämpfen! Armes Vaterland!“

Der lezte Band der Wanderungen Semilassos in Europa fährt in der Erzählung der Reise von Paris nach Toulon fort. Von der anmuthigen Weise des Verstorbenen hier nur eine Probe: „Ich hatte mich (zu Gavarny), um zu schreiben, in meine Mäntel gehüllt, und etwas sans façon, es ist wahr, ein Kopfkissen aus dem einen Bett entnommen, um meine Füße darauf zu stellen. Kurz darauf kam die zum Schweigen schöne und zum Verdruß stolze Tochter der Wirthin, die es bemerkte, mit einer Art groben Leinwandteppich herauf, und zog stillschweigend das Kopfkissen unter meinen Füßen weg, um es in diesen Teppich zu wickeln, worauf sie mir es wieder hinlegte. „Monsieur, sagte sie jezt, „il y a des gens aussi propres que vous, qui viennent ici, et qui n'aimeraient pas poser leur tête où vous avez mis vos pieds. Nous ferons tout pour vous contenter, Monsieur, mais il faut être raisonable.“ — Ich wollte im ersten Augenblick auf's hohe Pferd steigen, und, wie der Engländer die umgerannte schwangere Frau, auch das Kopfkissen auf meine Rechnung setzen lassen — das Wort raisonable aber traf mir das Gewissen. „Vous avez raison, ma bonne.“ erwiederte ich, je vous demande

pardon, et je vous remercie de votre attention.“ — Soweit hatte ich mich also verständig selbst bezwungen, als ich aber nachher, um mich besser zu wärmen, in die Küche ging, wo die Mutter meiner schnipplischen Antagonistin eben meinen Kaffee kochte, konnte ich mich doch nicht enthalten, eine sanfte Rache zu nehmen, indem ich das Mädchen, die ihrer Mutter außerordentlich glich, frug: ob sie beide Schwestern wären? Die Eitelkeit ist den Naturkindern wie den Weltkindern eigen, und sie antwortete sogleich sehr ärgerlich: ich müßte wohl sehr schwache Augen haben, um nicht zu sehen, daß dies ihre Mutter wäre und keineswegs ihre Schwester seyn könne. „Eh bien, ma chère,“ sagte ich, „c'est une erreur, j'en conviens, mais ne vous fachez pas — il faut être raisonable!“

Auch die Schilderungen aus den Pyrenäen sind sehr anziehend. Wir übergehen sie hier, um ein charakteristisches Sittengemälde aus Südfrankreich mitzutheilen: „Man ist in Frankreich auf dem Lande sehr freigebig mit dem Namen: Schloß. Fast jedes Landhäuschen wird ein château, und jede Bauernhütte la maison d'un particulier getauft. Die Schlösser jedoch, welche ich heute besah, konnten hinsichtlich ihres Umfangs zur Noth dafür passiren, aber von ihrem Innern und der äußern Erscheinung ihrer Herrschaften würden sich meine Landsleute schwerlich eine Vorstellung machen können. Deutsch gesagt: es waren vollkommene Schweinställe, und die Bewohner, von Schmutz strotzend, im gräßlichsten Negligé, dem Aussehen ihrer Paläste ganz analog. — Auf den Dielen der Stuben wäre, mit einiger Cultur, gewiß Grassamen besser aufgegangen als auf einem Potsdamer Bowlingrin; kein Plafond war zu finden, der etwas mehr als mit Spinnengeweben versehene, schwarz geräucherte Balken gezeigt hätte; Meubles, wie sie nur ein Bettler duldet; Hühner, Tauben, ja Schweine und Ferkel, welche die Zimmer in friedlicher Eintracht mit der Familie benutzten; neben der Hausthür der allgemeine . . . . . unter freiem Himmel — nein, es ging wirklich über alle Beschreibung! — Dabei war auch nicht eine entfernte Spur von Comfort zu entdecken, keine Anstalt, das Paradies rund umher bequemer zu genießen, keine Laube, kein Baum mit einer Bank, und, den Gemüsegarten nebst dem verger ausgenommen, auch nicht das kleinste Plätzchen, das nur ahnen ließe, den Besitzern sey je ein Gedanke von verfeinertem Lebensgenuß durch den Kopf gegangen. Und das sind nicht etwa Bauern oder Verarmte. O nein, sehr reputirliche und gebildete Leute, mit allen Formen guter Gesellschaft, Leute mit oft mehr als hunderttausend Franken Vermögen, die, wenn Du sie in Paris, oder bei einer soirée des Herrn Sous-Präfekten anträfst, Dir vielleicht selbst an Eleganz nicht nachstehen würden — aber in ihr taudis zurückgekehrt, leben sie so, werden sie Cyniker und Dünger ihrer Felder dans toute la force du terme, kurz Menschen, die nicht nur in ästhetischer Hinsicht, sondern selbst in dem, was wir als unumgänglich anständig, ja rechtlich ansehen, weit unter unsern nur irgend ihr spärliches Auskommen habenden Bauern stehen. Welcher Unterschied zeigt sich aber vollends hier zwischen Engländern und Franzosen! Tag und Nacht stehen sich nicht ferner. Was würde aus diesem Thale von Argeles gemacht werden, wenn es in England läge! Es würde die Träume der kühnsten Dichter überflügeln, as far as improvement goes. — Nichts konnte possirlicher seyn, als die Art, wie diese Herren, mich in ihren Schlössern herumführend, selbst die Beschreibung und Apologie davon übernahmen. „Voilà, Monsieur, sagte der Eine, une belle enfilade de pièces au premier, mais prenez garde de ne pas avancer jusqu'à la fenêtre . . . . ces planches là ne sont pas tout à fait solides.“ In der That war das halbe Appartement nur mit ungehobelten Brettern belegt, die lose auf den Balken balancirten, und überall bot die Aussicht in das darunter befindliche rez de chaussée eröffneten. „Ceci, Monsieur, fuhr er fort, serverait à une salle de bal.“ Der Rauch hatte die kahlen Wände schwarz gefärbt, und in der Mitte lag ein Haufen Maisstroh, auf dem sich, en attendant le bal, drei Ferkel mit ihrer Frau Mutter umherfühlten. „Remarquez, Monsieur, hieß es ferner, la commodité de cette salle à manger. Vous voyez la cave et le gardemanger sont tout à côté!“ Das verschossene Papier hing wie Lappen von den Wänden, und auf dem Eßtische stand ein Waschfaß mit schmutzigem Wasser gefüllt, in dem einige nichts weniger als appetitliche Tücher schwammen; im gardemanger aber nisteten einige Hühner, und nach dem Geruch zu urtheilen, hatte ich keineswegs Lust den Keller zu untersuchen. „N'est ce pas, Monsieur, frug der Hausherr, c'est un bel établissement?“

Dieser letzte Theil des europäischen Semilasso enthält schon mannichfache Hinweisung auf Afrika. Dem Pferdeliebhaber wird besonders das Verzeichniß alles die Pferde betreffenden muhamedanischen Aberglaubens von Interesse seyn.

Wir begleiten Semilasso auf dem Dampfschiff und landen in Algier. Liest man freilich die lange Geschichte Jussufs, eines afrikanischen Abenteurers, der jetzt den Franzosen dient, so wünscht man, statt dessen etwas Interessanteres zu lesen. Wir vermissen hier sogar den sonst so feinen Geschmack des Autors, denn wenn Jussuf wirklich alle die Dinge begangen hat, die von ihm erzählt werden, z. B. den feigen Meuchelmord und das

ekelhafte Zerstückeln der Leiche (Theil I. Seite 57), so war er einer Auszeichnung, wie es die Zuneigung des Verstorbenen ist, wohl nicht in so hohem Grade werth.

Ist über Algiers Zukunft nicht so viel gesagt, als die Engländer zu erfahren wünschen, so steht doch hier Folgendes: „Ich kann über Alles dies nicht urtheilen, aber jeden Unparteiischen muß es in Verwunderung setzen, daß die Franzosen nach vieljährigem Besitzthum, mit 15,000 Mann Truppen und so vielen angewandten Millionen es noch nicht einmal dahin gebracht haben, daß man vier Stunden von der Stadt sich ohne Escorte hinauswagen darf, zwei- bis dreitausend Mann dazu gehören, um eine Excursion nach dem acht Stunden entfernten Belida zu unternehmen, der Atlas in gleicher Entfernung gänzlich unzugänglich geblieben ist, und die fruchtbare Ebene von Metidschia, obgleich bereits fast gänzlich verkauft, dennoch wüst liegen bleibt, weil die Colonisten darauf weder ihres Eigenthums noch ihres Lebens sicher sind. Und dies ist um so auffallender, wenn man bedenkt, daß das türkische Gouvernement früher mit 7000 Türken das ganze weite Reich, von den Grenzen Marokko's bis denen von Tunis, in Gehorsam hielt. Es scheint in der That, daß die Franzosen, bei allen ihren übrigen glänzenden Eigenschaften, die Kunst des Colonisirens entweder nur schlecht verstehen, oder das Gouvernement gar nicht die Absicht hat, Algier für immer zu behalten, sich aber dem so enthusiastisch ausgesprochenen Willen der Nation nicht offen entgegen zu setzen wagt. Ist dies Leztere der Fall, so glaube ich für mein Theil, daß es vollkommen Recht hat, und daß vielleicht ein Etablissement, dem der alten Ritterorden von Malta und Jerusalem ähnlich, nach dem Zeitgeiste motivirt, und unter den allgemeinen Schutz der europäischen Mächte gestellt, dem Zwecke besser entsprechen würde."

Das einzige Produkt der Vermischung zwischen Franzosen und Afrikanern sind bis jezt die Suaven geblieben. „Die Suaven sind eine orientalisch gekleidete Infanterie, worunter jedoch nur ein kleiner Theil Eingeborner des Landes von dem Stamme sich befindet, der eigentlich den Namen Suaven führt. Ihre Tracht erscheint mir als ein Muster von Eleganz und Zweckmäßigkeit. Sie besteht aus einem rothen Fez mit einem turbanartigen grünen Bund darum gewunden, einer blauen türkischen Jacke mit rothen Bandschnüren, blauer Weste mit gleicher rother Besetzung, einem blauen türkischen Bund um den Leib, sehr weite kurze Hosen, die unter dem Knie festgehalt sind, vom Knie bis auf den Knöchel lederne festanschließende Stiefletten, kurze weißleinwandene Kamaschen und starke Schuhe. Jacke und Weste sind nach orientalischer Manier ohne Kragen oben rund geschnitten, und der Hals bloß. Ist es kalt, so tragen sie beliebig ein Tuch lose darum geschlagen. Ihre Waffen sind ein Gewehr mit Bayonett, ein kurzes breites Schwert, wie die Römer führten, und die Patrontasche tragen sie sehr zweckmäßig vorn, über den Bund um den Leib geschnallt. Ihr kleiner Tornister, nur mit den allernöthigsten Dingen gefüllt, wiegt höchstens fünfzehn bis zwanzig Pfund, und wird, nicht wie bei uns, mit dem unbequemen Brustriemen, sondern an zwei schmaleren Riemen über die Schultern gehangen. In dieser Kleidung wird jede Bewegung des Körpers leicht und ungehindert ausgeführt, und sie ist warm und luftig zugleich. Bei einem kälteren Klima würde es nur nöthig seyn, noch den Mantel hinzuzufügen. Hätte ich ein Freicorps in Europa zu errichten, ich würde mir keine allen militärischen Zwecken entsprechendere Tracht auszudenken wissen, denn ich habe nie recht begreifen können, was man bei uns militärische Kleidung par excellence zu nennen beliebt. Ein Soldat, der in seine Uniform, die nie eng genug seyn kann, wie eine Wespe zusammengeschnürt ist, der einen schweren und harten, Augenkrankheit und Schmerz verursachenden Czako auf dem Kopfe trägt; außerdem Gewehr und einen zu nichts ordentlich dienenden Säbel, der ihn beim Marschiren auf die Waden schlägt, an Mantel und Tornister (welcher leztere ihm die Brust durch die Art seiner Befestigung noch einklemmt) 42 Pfund zu schleppen hat — ein so gemarterter Soldat, sage ich, scheint mir höchst unmilitärisch ausgestattet zu seyn. Auch erwies sich dies mehrmals schon im Frieden, unter andern bei dem Marsch des 37sten preußischen Infanterie-Regiments von Wittenberg nach Coblenz, wo unterwegs an einem sehr heißen Tage bloß vom 2ten Bataillon dieses Regiments sieben Leute an den Folgen ihres militärischen Costüms den Geist aufgaben. Einige von diesen stürzten während des Marschirens auf der Stelle todt nieder." Sehr wahr!

Der Besuch des Verfassers bei allerlei afrikanischen Schönheiten und die Schilderung eines höchst obscönen Schauspiels gehören zur Charakteristik des Ganzen, und man entdeckt darin eine seltsame Mischung von altgriechischer Komik und muhamedanischer Phantasie, die wirklich originell ist. Die Damen sind am Eingang gewarnt, die betreffenden Blätter zu lesen. Wir unsererseits hätten gerne eine ähnliche Warnung auch vor die langen Biographien einiger in Algier lebenden Flüchtlinge gesezt gesehen, die uns am wenigsten unterhalten haben.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 131. Mittwoch, 28. December 1836.

Werke des Verstorbenen.

(Schluß.)

Nachdem uns Semilasso desto lebendiger seine Ausflüge ins Atlasgebirge, seine ersten Unterhaltungen mit den Arabern ꝛc. geschildert hat, führt er uns endlich ganz von Algier fort, und wir begleiten ihn von nun an mit um so größerm Vergnügen, als wir wahrnehmen, daß er, je weiter aus dem Bereich französischer Ansprüche entfernt, um so liebenswürdiger, wir möchten sagen, wieder deutscher wird. Nur lassen uns auch auf diesem Wege die Biographien keine Ruhe, diese leidigen Biographien, die uns die künftige Selbstbiographie, deren sehr zweckmäßige Folie sie zu seyn scheinen, eben deßhalb doppelt vermissen lassen.

Der Weg führt uns über Biserta nach Tunis. Wir erblicken abwechselnd reizende Pflanzungen, öde Strecken, sehr zahlreiche Ruinen aus der Römerwelt. Hier die Schilderung von Utika: „Die mit Disteln und Nesseln dicht bewachsenen furchtbar über einander gestürzten Ruinen von Utika übertrafen an schöner Wirkung unsere Erwartung. Kaum hatten wir sie indeß nur flüchtig untersucht, und unter einem thurmartig hervorragenden Pfeiler, an den sich eine Palme gelehnt hatte — die gern mit den Trümmern des Alterthums sich zu vereinen scheint — das Unkraut ein wenig weggeräumt, unsere Teppiche gebreitet und die Victualienkörbe auszupacken angefangen, als das bisherige, lange Zeit nur schwache Gestöber in den heftigsten Platzregen überging, der während zwei Stunden ununterbrochen andauerte. Wir mußten, so gut wir möglich in unsere Mäntel und Bernus gewickelt, das durchweichte Mahl unter unsern Regenschirmen zu uns nehmen; denn leider war kein Thorweg und kein Gewölbe ganz genug geblieben, um uns hülfreich zu schützen. Doch begeisterte uns des heldenmüthigen Römers Andenken zu sehr, um wegen so kleinen Ungemachs unsere gute Laune zu verlieren. „Ich bin mein Herr!“ rief ich, wie Cato, als er auf sein Schwert blickte, und ergriff kühn, statt dessen, einen Hühnerflügel. Kaum erinnere ich mich, je lustiger getafelt zu haben, als unter diesen Trümmern, in der area cativa am Sumpf, wo wir den Wein gen Himmel hielten, um ihn mit frischem Wasser zu mischen, was wir uns ohne dies schwer würden verschafft haben. Viel Gelächter erregte besonders einer unserer Esel, der von Disteln satt, sich bis an den Bauch in Brennnesseln postirt hatte, und mit hängenden Ohren, von denen der Regen, wie aus zwei Rinnen herabtriefte, so tiefsinnig, nachdenkend und unbeweglich dastand, daß er in Cruikshank's Karrikaturen das beste Conterfei eines Stoikers

abgegeben haben würde." Genrebilder dieser Art enthält die Reisebeschreibung in großer Anzahl.

Tunis fand der Verfasser noch so ziemlich in der alten Barbarei, denn die neutürkische Aufklärung hat hier noch nicht überhand genommen, obgleich damit ein Anfang gemacht ist. Man sieht neben einer seltsamen und äußerst häßlichen neuen Tracht doch hier noch mehr von der alten Tracht der Janitscharen, Mamelucken ꝛc., als anderswo. Der scharfsinnige Reisende verfehlt nicht, auf manchen Kontrast jener nun sinkenden Barbarei mit der immer schöner sich entfaltenden Civilisation aufmerksam zu machen. Z. B. in Betreff der Justiz. Wie schnell, wohlfeil, fast immer gerecht und, worauf es eigentlich ankommt, wirksam ist jene alttürkische Justiz! Dagegen die modern europäische? „Es wäre wohl der tieferen Forschung eines Philosophen würdig, zu untersuchen, wodurch das hiesige Strafsystem, im Vergleich mit dem unsrigen, ein offenbar günstigeres Resultat, hinsichtlich der Verbrechen, im Volke liefert, und diese einfache, aber wirksame Maschinerie, alle die gewundenen Wege, vielfachen Fictionen und Suppositionen unseres Gesetzapparats mit allem seinen complicirten, tausendfachen Räderwerk, in der Praxis dennoch zu übertreffen scheint. Vielleicht würde man auch in sehr vielen Fällen Nachsicht und Strenge gleich ungeschickt angewandt finden, und namentlich den Nachtheil unserer Festungen, Zucht- Armenhäuser u. s. w. deutlicher erkennen. Es ist schon oft gesagt worden, daß diese wahre Pflanzschulen und Universitäten des Lasters sind. Das Abscheulichste aber ist, daß sie zugleich an vielen Orten Gegenstände der Speculation geworden, und die Dirigirenden und Aufseher der Verbrecher Staat und Verbrecher zugleich bestehlen. — Das Empörendste bei unserm Justizverfahren scheint mir aber besonders die Unbestimmtheit desselben, welche im Jahre 1835 noch solche Urtheilssprüche nicht nur möglich, sondern sogar häufig machen, als z. B. folgende, die ich im Auszug hier citire.

„Leipziger Zeitung, 20. April.

1) Der Landmann S.... zu Wendisch Luppe war *in Verdacht* gekommen, selbst seine Scheune in Brand gesteckt zu haben. In Folge der Untersuchung hat das Gericht zu Mutschen den Angeklagten verurtheilt, im Zuchthause so lange eingesperrt zu werden, *bis er seine Unschuld bewiesen hat*, jedoch mit der Reserve, daß diese Reclusion nicht über zehn Jahre dauern solle. — 2) Der Schneider D.... in Beckwitz war im *Verdacht*, das Feuer angelegt zu haben, welches am 26. März zwei Häuser des genannten Orts in Asche legte. Die Sache wurde von dem Gericht zu Taubenheim untersucht, und der Angeklagte verurtheilt (wie der Vorige), ins Zuchthaus gesperrt zu werden, *bis er sich von jedem Verdacht befreit*. Doch solle seine Reclusion nicht länger als fünf Jahre dauern." So widersinnig barbarisch sind in der That die Araber nicht."

Der Fürst stattete dem Bey von Tunis einen Staatsbesuch ab, und blieb noch so lange in seiner Residenz, um dessen Tod und die Thronbesteigung seines Bruders abzuwarten. Unterdeß beschäftigten ihn Ausflüge in die Umgegend, hauptsächlich in den *Ruinen von Carthago*. „Als wir die Runde der einzelnen Ruinen machten, stießen wir bei den größten Haufen derselben, nahe dem Schloß Burdsch-Dschedid, auf mehrere Neger und Mauren, die seit einigen Monaten hier Nachgrabungen für den Gouverneur der Goletta begonnen haben. Sie waren seit Kurzem, ungefähr 12 bis 14 Fuß tief, auf den glatten Steinboden eines Gebäudes gekommen, wo zwei gigantische Pfeiler schon ganz frei standen. Man hatte in diesem kleinen Raum bereits die zerbrochenen Stücke von acht kostbaren Marmorsäulen, nebst einigen Grabsteinen und andern minder erheblichen Alterthümern aufgefunden. Zwei dieser Säulenstücke, so wie die Grabsteine, wurden erst in voriger Woche von einem englischen Schiff mitgenommen — denn man legt hier so wenig Werth auf dergleichen, daß, wer sich gerade da befindet, für ein Trinkgeld Alles nimmt, was ihm beliebt und er fortzubringen im Stande ist. Doch zeigte sich der Aufseher diesmal sehr entrüstet, weil, wie er behauptete, man ihm für die schönen Sachen nicht mehr als sechs Bouteillen englisches Bier zur Erfrischung zurückgelassen habe. Während unseres Daseyns, wo ich fleißig arbeiten ließ, fand man ein paar fast verkalkte, buntschillernde, leider schon zerbrochene Glasvasen, einige noch ganze Gefäße aus gebranntem Thon, und zwei von der Zeit dunkelgelb gewordene Saufänge, nebst mehreren Stücken schwarzer und weißer Mosaik, wie auch andere schönfarbige Marmorreste, was ich Alles für drei Piaster an mich brachte. Außerdem kaufte ich noch mehrere altpunische Kupfermünzen und geschnittene Steine, doch nicht mit so großem Glück, als Herr Joseph Perasso, welcher vor einigen Jahren für vierzehn Piaster (etwas über einen Ducaten an Werth) den berühmten Neptun auf seinem Wagen, eine der schönsten Antiken, die es gibt, hier erstand, für welchen Stein man ihm seitdem bis an 10,000 Piaster vergeblich geboten hat." Auch sehr viele andere Ruinen besuchte der Fürst, z. B. die von Zama. Am besten erhalten fand er die Dufetula, das er mit Pompeji vergleicht, und das Shaw schon früher, doch nach des Fürsten Bemerkung, nicht durchaus richtig beschrieben hat. Beinahe eben so reich sind die Ruinen von Cassarin; am schönsten die von *Tunga*. „Die Gegend ward immer großartiger, je weiter wir kamen, und immer unabsehbarer dehnten sich die grünen Waldungen nach allen Seiten aus. In einem dieser wilden Bergbezirke trauern, ganz einsam und verlassen, die mehr als irgendwo

chaotisch zusammengestürzten Trümmern von Tunga, sonst Thigiba colonia. Hinsichtlich des Wildromantischen werden diese Ruinen von keinen übertroffen, und passen vortrefflich zu ihrer Umgebung. Außer einem Circus und vielen minder bedeutenden Gegenständen, bestehen sie hauptsächlich aus einem festen Schloß mit Thürmen, dem in Hydra ähnlich, weniger groß zwar, aber dafür weit besser erhalten, ja Einiges davon wohl gar späterer Bauart angehörig — und einem sehr prachtvollen Tempel, der mit wilden Oelbäumen durchwachsen, jezt eine ungeheure Masse danieder liegender Säulenstücke, Capitäler, Simsgebälke und grandioser Verzierungen jeder Art darbietet. Alles vereinigte sich, die Erhabenheit dieser Scene zu erhöhen, denn schon war die Dämmerung eingetreten, nur die Spitzen der Berge vergoldete noch die Sonne, ein scharfer Abendwind rauschte in den niedern Wipfeln, Raubvögel von außerordentlicher Größe flogen langsam umher, und aus dem fernen Walde glaubten wir, wie einen schwachen Donner, das Gebrüll der Löwen zu vernehmen."

Auf antiquarische Studien hat sich der Verfasser nicht eingelassen, doch das Malerische der Alterthümer und der Gegenden Nordafrikas überhaupt so schön aufzufassen gewußt, als es von der Meisterhand zu erwarten war, die uns Warwick Castle und des grünen Irin schaumbedecktes schwarz Geklipp so schön gezeichnet hat. Die schauerlichen Gebirgspartien, die Gruppen von Arabern unter altrömischen Trümmern, die muhamedanischen Städte, Moscheen, Märkte, Gärten, endlich die Wüste mit ihrer Mirage, das Alles wechselt hier in den lebendigsten Bildern.

Es gelang dem Verfasser, auch die heilige Stadt Keruan zu betreten, wo selten Europäer zugelassen werden. Als eine der größten und blühendsten Städte Nordafrikas schildert er Sfax.

Da wir unmöglich in alle die zahlreichen Details eingehen können, welche die fünf afrikanischen Bände enthalten, theilen wir nur noch einige Genrebilder aus dem Volksleben mit: „Als der Caïd uns feierlich entgegenkam, wurden wir Alle in hohem Grade durch das Aeußere dieses Mannes überrascht. Hier war eine der schönsten Gestalten Rafaels, und mehr als das, wirklich ins Leben getreten. Keiner von uns hatte je einen solchen Mann gesehen! Von kolossalen Formen, ragte er einen Kopf über uns Alle hervor, und nicht möglich war es, auch nur den kleinsten Zug, noch irgend einen Theil seines Körpers zu entdecken, der nicht allen Regeln einer idealen Schönheit und des vollendetsten Ebenmaaßes entsprochen hätte. Selbst seine Farbe war wie gemalt, ohne irgend einen unterbrechenden Fleck, die Stirn hoch und ernst, die Nase griechisch und dieselbe Linie mit der Stirn verfolgend, der Mund klein mit rothen Lippen und den herrlichsten Zähnen. Der volle und dichte Bart, die breite gewölbte Brust, Hals, Nacken, Arm und Hände, Bein und Fuß, Alles war wie einer antiken Statüe nachgeformt. Dazu das imposante Costüm, die hohe Ruhe, Milde und Würde und Freundlichkeit des Antlitzes, die Grazie jeder Bewegung — Alles umschimmerte, gleich einem Heiligenschein, diese Apostelfigur. Es war für mich das erstemal, daß ich mein Ideal eines Christus vollständig erreicht sah. Kein italienischer Maler, dessen Bilder ich kenne, ist nach meinem Gefühl dem gleich gekommen, was die Natur hier unbeachtet in der Wüste verwirklicht hat. — Ich bemerkte sogleich unter den Umstehenden einen eben so bildschönen Knaben von ungefähr dreizehn Jahren, den ich mit leichter Mühe als den Sohn des Caïd erkannte, da er dem Vater wie aus den Augen geschnitten war. Als ich mich beim Lezteren darnach erkundigte, rief er ihn zu sich, worauf der Knabe, der einem kleinen Johannes glich, sich mit der innigsten Zärtlichkeit, seine großen Augen nach ihm aufschlagend, an den Vater schmiegte, während mehrere andere Araber, ebenfalls mit den ausdrucksvollsten Gesichtern, die füglich als die Jünger hätten figuriren können, sich rund um uns her gruppirten. Der Maler, der dies Bild treu zu copiren und mit Genie auf der Leinwand wieder zu schaffen verstanden hätte, würde mit einem Ruf zu den größten seiner Kunst gezählt worden seyn."

„Weiterhin bemerkten wir einige Weiber, welche Wäsche mit den Füßen stampften, die allgemeine hiesige Manier zu waschen; denn das Meiste steht hier im geraden Gegensatz mit unsern Sitten, so wie z. B. die Araber von der rechten Seite zu Pferde steigen, von der Rechten zur Linken schreiben, den krummen Säbel mit der concaven Seite nach vorn tragen, den Bart stehen lassen und das Haupthaar scheeren, auf ihren eignen Beinen statt der Stühle sitzen, das Brod warm und das Fleisch kalt essen, die Suppe nicht wie wir zum Anfang, sondern am Ende der Mahlzeit zu sich nehmen, beim Eintritt in ein Zimmer, statt wie wir die Kopfbedeckung, die der Füße abnehmen, und so vieles Andere mehr. Eigneten sich übrigens unsere Wäscherinnen die hiesige Manier an, so könnten sie doppelten Verdienst haben, nämlich unten waschen und oben dazu noch stricken. Sie sehen, ich reise immer mit Nutzen."

Ob folgende Mystifikation dem orientalischen bon sens nicht zu nahe tritt, wollen wir nicht untersuchen: „Man ist hier überzeugt, daß ein Kind keineswegs schon nach neun Monaten zur Welt zu kommen braucht, sondern, daß es viele Jahre im Mutterleibe schlafen könne, so wie es aber aufwacht, dann die Geburt sogleich vor sich gehe. Es ist leicht einzusehen, wie bequem dies für

die Weiber ist, deren Männer auf ihren weiten Handelsreisen oft Jahre lang abwesend sind, und denen sie dann dennoch mit einem Kinde entgegen kommen können, das unterdessen — geschlafen hat. Es ist aber noch ein anderer Grund vorhanden, der den Glauben selbst nicht einschlafen läßt. Wenn ein Unterthan kinderlos stirbt, ist der Bey sein Erbe. Gewöhnlich behauptet nun die Wittwe, ein schlummerndes Kind zu tragen; nach einiger Zeit heirathet sie wieder, oder auch nicht, kommt aber nieder, und das Kind passirt nach ihrer Erklärung in jedem Falle für den rechtmäßigen Erben des verstorbenen Mannes."

Die eben bekannt gewordene Niederlage der Franzosen durch den Bey von Constantine veranlaßt uns, hier noch das Porträt desselben aus dem 2ten Theile Semilassos einzuschalten. „Man führte sie durch einige Vorzimmer, in denen verschiedene Caïden und andere Chefs ehrerbietig auf eine Audienz warteten, und zum Theil etwas mißvergnügt schienen, daß die Fremden zuerst vorgelassen wurden. Diese fanden Abdel-Kader, einen schönen, etwas blassen Jüngling, ohne Bart, ganz in eine violette feine Bernus gehüllt, (die er, als ein halber Heiliger und Sultan, zu einer ihn von allen Andern auszeichnenden Tracht gewählt hat) auf einen kostbaren Teppich gekauert, am Boden sitzend. Er begrüßte, ohne eine andere Bewegung zu machen, die Fremden nur mit einem freundlichen Kopfnicken, und deutete ihnen an, sich auf ein europäisches Sopha zu setzen, welches in seiner Nähe stand. Man begann damit, ihm die üblichen Geschenke zu übergeben, die er selbst in Empfang nahm und neben sich legte. Die Unterhaltung ward hierauf sehr lebhaft, und ohne die geringste gêne fortgesezt, wobei Alle die Promptheit, Amönität und Feinheit der Antworten des Sultans bewundern mußten. Herr Klimerath sagte, daß Abdel-Kader auf ihn vielmehr den Effekt eines schlauen und gewandten europäischen Diplomaten, als den eines gefürchteten arabischen Kriegers gemacht habe. Ich übergehe seine politischen Aeußerungen und das Handelsgespräch. Dagegen frappirte mich Folgendes: vor wenig Tagen erst, sagte der Sultan, habe ihn ein Thaleb verlassen, der sich erboten, wenn bei seiner Wiederkunft ein Franzose sich fände, der in jene Gegenden zu reisen wünschte, er ihn gern mitnehmen, und mit seinem Kopfe für seine völlige Sicherheit stehen wolle. Herr Klimerath bedauerte um so mehr die bereits erfolgte Abreise dieses Mannes, da er überdies geäußert, daß, da die Europäer so begierig nach Alterthümern wären, er ihnen nicht weit vom Wege nach seiner Heimath, eine uralte Stadt zeigen könne, von einem unbekannten Volke aufgeführt, die mit Tempeln voll Säulen und andern ansehnlichen Gebäuden sich fast ganz erhalten habe. — Ich lasse es dahingestellt seyn, in wiefern diese Aussage Glauben verdient, unbegreiflich bleibt es aber immer, daß die Franzosen ihren hiesigen Aufenthalt nicht besser benutzen, um dergleichen Notizen gründlich aufzuklären, oder überhaupt nur irgend etwas für die Wissenschaft zu thun. Man macht alle Augenblicke militärische Expeditionen mit mehreren Tausenden um einer befreundeten Tribu einige gestohlene Ochsen mit den Interessen wiederzuholen; wäre es nicht unserer Civilisation angemessener, auch etwas weniger materielle Gegenstände dabei ins Auge zu fassen? So ist man neulich nahe an dem von mir erwähnten, höchst merkwürdigen, noch ganz unbekannten Monument, dem Cobur-er-Runnia ruhig vorbeimarschirt, und hat nicht einmal daran gedacht, es näher untersuchen zu lassen. Wie interessant und erfolgreich würde eine Expedition nach dem nur 20 Stunden entfernten Dschordschora, dem höchsten Berge des kleinen Atlas, seyn, die jeden Augenblick mit 1000 Mann und einigem Berggeschütz ohne alle Gefahr zu unternehmen wäre; und nach dem, wovon ich mich bei meinem Privatzuge nach dem Hammal überzeugt, müßte man dort ohne Zweifel endlich etwas Gewisses über die Lage des großen Atlas zu bestimmen im Stande seyn, den noch immer die Geographen wie ein Phantasiestück, als anmuthige Arabeske, auf ihren Karten verzeichnen, und ihm mitten in der Wüste seinen langen Lauf anweisen, was doch gegen die Analogie aller andern Gebirgsketten streitet. Eben so bedauernswürdig ist es, daß die Provinz Constantine, die in der römischen Zeit so blühend war, daß sie allein zu der Kirchenversammlung in Hippone 100 Bischöfe sandte, und die notorisch voll der wohlerhaltensten und merkwürdigsten Alterthümer ist, den Franzosen noch immer eine terra incognita bleibt, obgleich ihre Eroberung sehr leicht (?) gewesen wäre, einzelnen Reisenden aber der grausame Charakter Achmet-Bey's jezt ihre Exploration ganz unmöglich macht." Schade nur, daß alle Reisende sich den gleichen Vorwurf zuschieben, die Engländer dem Verstorbenen, der Verstorbene den Franzosen, und daß die leztern, die wirklich mehr leisten könnten für Bekanntmachung der nordafrikanischen Alterthümer, gerade in dem Augenblick geschlagen wurden, in welchem sie vielleicht mehr leisten wollten.

Wir brechen hier ab, in der Hoffnung, daß es uns gelungen seyn möchte, aus den neuen reichhaltigen Werken des Verstorbenen solche Parthieen hervorgehoben zu haben, die sie hinlänglich charakterisiren, theils um den Lesern von der Lektüre des Ganzen ein neues Vergnügen zu versprechen, theils um die diesmal allzu ungerechten Urtheile der Engländer zu entkräften.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 132. Freitag, 30. December **1836.**

Neuestes Werk über Paris.

Paris im Jahr 1836. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Von demselben Verfasser, der „Rom im Jahr 1833“ geschrieben hat. Das Rühmliche, was wir von jenem Werke sagten, können wir in Betreff dieses neuen nur wiederholen. Der Verfasser gehört zu den nicht eben sehr häufigen Beobachtern, die das Neue so anzusehn wissen, als ob es schon alt wäre, die ein Auge für die Gegenwart mitbringen, wie es nur Griechen und Römer und etwa noch Macchiavelli hatte. Die meisten Schilderungen unserer Tage sind Spiegel der Eitelkeit für Nationen oder Individuen. Der Engländer sieht Paris überall schief an aus Nationaleifersucht. Der Deutsche bewundert es im Gegentheil bis zur Unanständigkeit und glaubt selbst im Pariser Unrath Gold finden zu müssen. Der Eine affektirt Theilnahmlosigkeit, denkt mitten in dem Lärm der Julirevolution nur an allerhöchste Geburtstage daheim und findet, wie der Doge von Genua noch jezt in ganz Paris nichts merkwürdiger, als daß er da sey. Der Andere affektirt im Gegentheil, ganz Franzose geworden zu seyn und macht der phlegmatischen Heimath freudetrunken bekannt, daß die oder jene politische, literarische oder merkantilische Illustration, die wie Eintagsfliegen entstehen und vergehen, ihn in ihren Salons zugelassen habe. Alle, oder beinah Alle haben nur die nächste Gegenwart abgespiegelt und im Spiegel zunächst und am größten immer sich selbst gesehn. Daher ist ein so objektives Buch, wie das vorliegende, in dem die Persönlichkeit des Autors verschwindet, und das in der Gegenwart von Paris zugleich nicht bloß die Vergangenheit, sondern auch etwas Zukunft sieht, schon seiner Seltenheit wegen zu schätzen. Es kam dem Verfasser zu zu Statten, daß er Paris schon mehrmals früher und zu den verschiedensten Zeiten sah.

Die äußere Eintheilung des Buchs ist wie die „Roms im Jahr 1833“, nämlich es besteht in lauter einzelnen Tableaux, z. B. Geschichtliches, Gestaltung der Stadt, Einwohner, Handel, Landbau, Gewerbe, Mittelstand, Advokaten und Notare, Aerztliches, Hallen und Märkte, Häuser, Lesekabinette, Kaffeehäuser, Versteigerungen, Clubbs, Freimaurerei, Hospitäler, Bettler, Gassenthum, Akademien, Volkswitz, Dienerschaft, Kneipen, Polizei, Wagen und Pferde, Spaziergänge, Musik, Theater, Geld, geheime Industrie, Gasthöfe, Erziehung, das Pariser Jahr, Tageseintheilung, Bibliotheken, Universität, Speise und Trank, Bazars, Gefängnisse, Zeitungen, Salon, Nationalgarde, Börse, Post rc. rc. ungerechnet die besondern Schilderungen des Hofs, des

Palais=Royal, Versailles, Fontainebleau, St. Denis, Vincennes und anderer Umgebungen von Paris.

Als besonders charakteristisch heben wir folgendes Kapitel hervor:

Verlondonung.

Man verzeihe dem Verfasser die Ueberschrift. Haben doch die Nordamerikaner den werthen Namen der Miß Trollope in ein Verbum verwandelt. — Durch die Verbesserung der Wege und Posten und die Dampfboote ist London nun Paris etwas näher, als Rouen es vor dreißig Jahren war; denn man reis't in weniger Zeit, um weniger Geld und mit weniger Mühe nun nach London, als man sonst nach Rouen reis'te. Zu diesem der beständige Aufenthalt vieler zum Theil reicher Engländer, der zeitweise der unzähligen, welche jährlich nach Baden, Interlaken oder Pästum pilgern, die Einführung englischer Industriezweige durch Engländer in Frankreich, und die höchst merkwürdige Erscheinung, daß das männliche Geschlecht in Mode, und ich möchte sagen bis in die Grundlagen des Lebens, England zum Vorbilde wählt, und die verführerisch musterhafte Zweckmäßigkeit aller englischen Hervorbringungen, welche sich auf das tägliche Leben beziehen — wen kann es bei dem Zusammentreffen dieser Bedingungen wundern, wenn beide Städte sich so lange in einander ergießen, bis sie ihre Ungleichheiten ausgeglichen haben werden. — So ist jezt von der totalité de la rue im Gegensatze gegen die Fußpfade nicht mehr die Rede, und dieser werden von Jahr zu Jahr mehrere. In Kurzem wird man auch auf den Brücken Seite halten, wie in London. In die tägliche Sprache sind unzählige Wörter zurückgekehrt, welche, altfranzösischen Ursprungs, im Englischen bestimmte Bezeichnung erhalten hatten. Pferderennen, steeple chases, Clubbs, Wagen und Pferde ohnehin, kurz das ganze Leben der höhern Stände, zu welchen hier jedermann gehören will, ist möglichst nach englischem Vorbilde gemodelt. — Die Küche ist ebenso der englischen möglichst genähert, und während früher nur Eine Theebude in Paris war, sind deren jezt so viele, daß die Zahl der Engländer und Nordamerikaner, so groß sie auch immer seyn mag, sie nicht erhalten könnte. Es ist wirklich das Theetrinken in französischen Häusern allgemein Mode geworden. — Die französischen Modehändlerinnen haben den knöchernen englischen Misses zu gefallen die kläglich garstigen gepauschten Aermel in Mode gebracht, und für die ganz abscheuliche Entstellung wirklich schöner Formen unglaublich lange Zeit erhalten. — Stillschweigend wie auch in der Politik wird im Leben die Autorität Londons anerkannt, und wenn die politischen Zerwürfnisse nicht wären, Paris hätte längst seine Almacks. Bereits sind die Dames patronesses überall eingeführt — Es scheint, daß wenn man die höchst bedeutende Richtung der Franzosen aus höherem Standpunkte betrachten will, man in demselben eine Reconstruktion des im französischen Adel untergegangenen germanischen Princips finden könne, wie das normännische in England dem sächsischen sichtlich weicht. Beide Völker nähern sich in vielfacher Beziehung in entgegengesezter Richtung; und wenn die Politik nicht außer dem Bereiche dieser Blätter läge, so könnte diese Richtung bis in die Periode vor der Revolution verfolgt werden, wo Manche nachdenklich über die einreißende Anglomanie die Köpfe geschüttelt haben. — Die englische Sprache wird in allen Pensionen sorgfältig gelehrt, und ist bereits sehr verbreitet. Eine englische Zeitschrift, das Edinburgh Review, wird in Paris nachgedruckt, jedes nur etwas bedeutende Buch ohnehin in unglaublich kurzer Zeit, und ziemlich correct. — Die langen Schornsteine der Dampfmaschinen geben bereits den Kohlendampf in Menge, welcher sonst für London allein bezeichnend war, und auch im Kamin des rechten Elegants darf nur Steinkohle brennen. Sogar die Carlisten thun alles dieses nach. — Wenn vollends London mit Dover, Paris mit Calais oder Boulogne, durch Eisenbahnen verbunden seyn wird, so mag wohl ein menschlicher Verstand berechnen, wie weit die Wechselwirkung gehen kann. Nur das kann vorausgesehen werden, daß die Stadt, welche unter beiden die minder bevölkerte, minder reiche, minder ins Große handelnde ist, daß die Stadt, welche sich minder selbstständig wegen des überwiegenden Einflusses ihres alten Hofes ausbilden konnte, von der größern, reichern und gebietenderen Schwester mehr empfangen werde, als sie geben kann.

Ein gleichfalls sehr interessantes Kapitel ist das über das

Streben nach Gleichheit.

Man hat oft gesagt, die französische Revolution sey weit mehr wegen der Gleichheit gemacht worden, als wegen der Freiheit, und ich glaube, man hat Recht gehabt. Es findet sich diese Richtung bei allen Völkern, wo eine erobernde und ein eroberte Nation in eine neue zusammengewachsen sind. Nun ist aber in Frankreich die Zusammensetzung dreifach: gallisch, römisch und fränkisch, und ein geistvoller Franzose sagt, seine Landsleute seyen Franken am Hofe, Römer im Heere, sonst aber noch die Gallier Cäsars. Man könnte am Ende die Richtung der Revolution ein Bestreben nennen, sich des fränkischen Princips zu entledigen. Gewiß ist, daß in allen romanischen Ländern der Grad der Vermischung auch den des politischen Zerwürfnisses bezeichnet, und daß die Spuren weit tiefer gehen, als man gewöhnlich glaubt. — Der Pariser hat dieses Streben nach Gleichheit, diese Nichtanerkennung einer socialen Ueberordnung immer in hohem Grade gezeigt, und der wärmste Republikaner trägt seine

Ehrenlegion- oder Julius-Dekoration gewiß an Rock und Ueberrock, sey es auch nur als Theil der Toilette. Der gemeinste Mann fordert gewisse Formen auch vom Vornehmsten, und die Nationalgarde trägt zu völliger Ausbildung dieser Tendenz sehr viel bei. Vielleicht sehen wir aus ihr ein Marsfeld des römischen Princips der Bevölkerung hervorgehen, wie das alte eines des fränkischen war — eine bewaffnete Landsgemeine. — Während der Vornehmere und Reichere in gesuchter Einfachheit einhergeht, durchkreuzt der Luxus der niederen Stände diese Linie, und die Herzogin schmückt sich nicht mehr mit Brillanten, wohl aber die Seifensiederin. Die gemeinste Frau muß Madame genannt werden, und nennt sich selbst so. Eine sonderbare Mode ist es, sich nach dem Geburtsort zu nennen, um dadurch seinem Namen den Klang eines Feudalherrn zu geben. Ueberhaupt wird mit Adelstiteln noch mehr Unfug in Paris getrieben, als man im Auslande glaubt. — Einer meiner Freunde, ein glaubwürdiger Augenzeuge, befand sich auf dem Zuge gegen Rambouillet während der großen Woche. Ein Wagen mit Wappen auf dem Schlage kam des Weges, eine bleiche oder vor Furcht blasse Dame saß darin, und wurde sogleich ersucht auszusteigen und ihren Wagen zur Verfügung der Truppe zu stellen. Sie bat um Verschonung wegen Krankheit. Ein Mann der untersten Volksklasse befreite sie durch seine Beredsamkeit, wies den Kutscher in einen Seitenweg, und als die Dame ihm gerührt dankte und um seinen Namen fragte, antwortete er lächelnd: Madame, je ne suis pas un chevalier français, mais je suis Français. In diesen Worten scheint mir der Inhalt eines Buches zu liegen. — Jeder, welcher die Geschichte kennt, und billig genug ist, die Wahrheit zu erkennen, und ehrlich genug, sie zu bekennen, wird eingestehen müssen, daß die Mehrzahl des Adels, besonders der Hofadel in Frankreich, so wie überall in Europa sein Grab sich selbst gegraben habe. Die Revolution fand alte Feudalansprüche ohne moralischen Einfluß auf die Massen, und einen solchen Mangel an solider Bildung, daß der Adel sich von zwei Neugeadelten in der Nationalversammlung mußte vertheidigen lassen, und der Talentvollste unter den alten Edelleuten, Mirabeau, wie ein zweiter Simson die Säulen der Halle umfaßte und das Haus einstürzte. Es stellte niemand sich auf seinen historisch gegebenen Standpunkt; Parlament, Geistlichkeit, Hof, Heer, alle suchten jenen außer ihrer natürlichen Stellung, was Wunder, daß der im Stillen mündig gewordene Bürgerstand sich, als mit allen überwiegenden Kräften ausgestattet, berechtigt glaubte, die Hände nach allem auszustrecken. — Diese Richtung wird jedes Jahr durch die wachsende Industrie, durch die materielle und massenhafte Zeit, und die Theilung der Verlassenschaften in gleiche Theile verstärkt. Auch eine erbliche Pairie, bei einem erblichen Königthume doch so natürlich, ja nach meiner Ueberzeugung unumgänglich nothwendig, konnte nicht durchgesetzt werden. Alle Gesetze, alle Institutionen, die ganze Gestaltung des Pariser Lebens geht auf Gleichheit, und es sind schon Fälle vorgekommen, daß entlassene Diener ihre ehemaligen Herren, falschblasende Waldhhoenisten den Kapellmeister (Rossini) herausgefordert haben, weil er ihnen sagte, sie hätten falsch geblasen. — Ob in dieser Richtung Paris auf London eben so reagiren werde, wie London in so vielen andern Beziehungen auf Paris gewirkt hat, möchte ich vor der Hand bezweifeln. Der Engländer steht vor dem Pair mit dem Hute in der Hand, damit der Pächter auch vor ihm so dastehe, und dieser thut es, um sich von seinem Knecht desselben gewärtig seyn zu dürfen. In derselben Richtung scheinen sich die Verhältnisse in Deutschland zu gestalten, wo eigentlich nur die Juden die gründlichen Revolutionäre sind, und das aus dem ganz natürlichen Grunde, weil sie seit Jahrhunderten die Mißhandelten waren. Wer den gesellschaftlichen Zustand Frankreichs und die Ursachen kennt, warum er so ist und so seyn muß, wie er hier geschildert wurde, wird gewiß versucht seyn, mit lauter Stimme ins Vaterland zu rufen: Discite justitiam moniti!"

Zu der Ausgleichung der Stände in Frankreich wirkt auch vorzugsweise die Nationalgarde mit: „Gegen die Linie erscheint die Nationalgarde wie ein ausgesuchtes Corps. Schon daß sie aus gemachten Männern besteht, gibt ihr Ansehen, aber diese sind in der Regel auch höher gewachsen als die Linieninfanterie, und ihre Uniform ist glänzender, besonders Sommers die weißen Pantalons. Auch an Decorirten fehlt es ihr gar nicht. — Auf das innerste Wesen des französischen Volks hat die Nationalgarde bereits einen bedeutenden Einfluß geübt. Einmal ist durch die Entwickelung einer ungeheuern und vertheidigenden Kraft ein Gefühl der Sicherheit und Unangreifbarkeit nach oben, unten und außen in die Franzosen gekommen, welches ihnen zur Zeit der ungeheuern, aber offensiven Heere des Kaiserreichs mangelte. Dann aber ist die Nationalgarde die Schule der Gleichheit und erleichtert also auch von ihrer Seite den Sieg der Industriellen über die rein Verzehrenden, der Persönlichkeit über historische Ansprüche. Zeigt doch schon die preußische Heerverfassung, obgleich nach deutschem Wesen modificirt, ähnliche Folgen."

Vergleichen wir damit das klassische Kapitel über:

Der Adel.

Je schreiender die Mißbräuche waren, welche in den romanischen Landen das Nebeneinanderbestehen eines erobernden und eines unterworfenen Volkes erzeugt hatten, desto furchtbarer war die Bewegung, durch welche die Massen sich von dem Drucke zu befreien

suchten, welcher auf ihnen lastete. Der Unschuldige ward mit dem Schuldigen, der liberale Edelmann mit der Du Barry und ihrem Anhang in Einen Schlund des Verderbens geschleudert. Man kann Mirabeau und Beaumarchais als die zwei Vertreter der Richtungen ansehen, in welche der Pariser Adel sich im Anfange der Revolution theilte, welche bekanntlich der Adel in den Parlamenten eröffnete. Mirabeau stellte das Streben von oben nach unten, Beaumarchais das von unten nach oben dar. Die wenigen Uebergebliebenen, welche nicht in der Provinz sich verbargen, oder der entthronten Familie gefolgt waren, sammelten sich um den Consul und noch mehr um den Kaiser; die Restauration dauerte zu kurz, und besaß zu wenig Kraft und Einheit des Strebens, als daß sie eine neue Generation gleichartigen und ergebenen Adels um sich hätte versammeln können. Daher der gänzliche Mangel an Zusammenhalten des französischen Adels, und eine nur negative Einheit, d. h. ein Haß gegen die jetzige Regierung, ohne klare Ansicht dessen, was man wünschte, an ihre Stelle setzen zu können. Hiezu kommt noch ein durch die Revolution tief erschüttertes, durch fortwährende Theilungen noch mehr geschwächtes Vermögen, eine zwischen der modernsten Modernität und dem ursprünglichen Jesuitismus schwankende Erziehung, während der Restauration das Bedürfniß, in der Hauptstadt zu leben, so widerwärtig Manches dort ist, und die Macht des Augenblicks, welcher zu widerstehen kein Pariser vermag. — Wenn demnach der antediluvianische Adel in Paris sich nichts weniger als behaglich befindet, so ist er dagegen in der Provinz noch weniger an seinem Platze. Herbe Erinnerungen aus der Revolutionszeit, die Anmaßung der Beamten, welche ihm bei jeder Gelegenheit mit einer Art Schadenfreude seine untergeordnete Stellung fühlen lassen, der Mangel an guter und gleichgesinnter Gesellschaft, die Abwesenheit alles Einflusses, welchen Ernennungen, Zehnt-, Jagd- und Fischrechte geben, die Ansprüche der Pächter, welche mit dem Grundherrn auf dem Fuße der Gleichheit handeln — alles dieses muß einem mit den alten Ideen aufgewachsenen Edelmann, und mehr noch seiner gleichgesinnten Gemahlin, den Aufenthalt auf dem Lande zur wahren Hölle machen. — Der Adel der Kaiserzeit hat sich in die neuen Quartiere jenseits der Rue St. Lazare zurückgezogen. Er enthält, schon seinem Ursprunge nach, mehr Talente als der alte Hofadel. Aber auch ihm fehlt es an Gleichartigkeit, und während die Alten die Folgen ihrer jugendlichen Anstrengungen in Abnahme ihrer Kräfte bemerken, ist unter den Söhnen wenig hervorstechendes Talent, welches überhaupt aus Conventionsehen — wie Napoleon sie für seine Schützlinge zu verfügen liebte — nur sehr selten hervorgeht. Zudem sind wenige in der Kaiserzeit reich gewordene auch reich geblieben; mehrere haben dem neuen Hofe sich angeschlossen. — Der neue, d. h. der Geldadel, stammt aus dem Ausland, und zum Theil vom Jordan her. Er vorzüglich sucht durch Luxus und Livreen zu imponiren, er baut neue Hotels, hält Parforcepferde, und lädt die gute Gesellschaft zu den glänzendsten Festen. Daß auch diejenigen sich um Einladungen bemühen, welche immer des Spottes über die neuen Reichen voll sind, darf keineswegs befremden. Solche Versammlungen sind wegen ihrer Kostspieligkeit selten. Man will doch nicht ganz der Welt fremd werden, man will Töchter ein- und vorführen, und für eine Woche Stoff zum Klatschen fassen. — Das wilde Wasser der neueren Zeit dringt übrigens von allen Seiten ein. Junge Familien des Faurbourg St. Germain entsagen den Livreen und den Wappen auf dem Wagenschlag; alte Edelleute spielen auf der Börse mit spanischen Ardoins; fromme Damen suchen für den Sohn eine reiche ketzerische Heirath, und ein Montmorency geht auf den Ball zu Rothschild, aber nicht umgekehrt. — Es ist nicht nur durch die Revolution, es ist auch durch das innere Zerwürfniß des früheren Adels unmöglich geworden, jetzt ein neues privilegirtes und in sich gegründetes Ganzes aus den Ueberresten zu schaffen. Früher litt der französische Adel, wie überall wo Deutsche als Eroberer sich festgesetzt hatten, an der beständigen Vermischung mit Bürgerlichen. Hieraus entstanden falsche Lagen und ungehörige Verwandtschaften. Später ging die Opposition der öffentlichen Meinung, als deren Vertreter wir noch Lafayette sahen, von ihm aus. Nach den Stürmen der Revolution konnte eine Pairskammer nur ein Flötzgebirge, nie aber ein Urgebirge bilden. Auch sie hat durch ihre Zögerung vor, durch ihre Nachgiebigkeit nach den Juliustagen ihre Entlassung gegeben, und beherrscht die öffentliche Meinung keineswegs mehr, und dies muß eine Adelskammer vermögen, wenn sie ihrem Zweck entsprechen soll. An der Spitze der öffentlichen Meinung vermag sie alles, gegen diese nichts. Sie muß alle Notabilitäten in sich aufnehmen können, ohne sich etwas zu vergeben. Nun haben sich alle Kräfte des Volkes außerhalb der privilegirten Stände entwickelt, daher wir nicht zu viel zu sagen glauben, wenn wir behaupten, daß Paris nie wieder die Hauptstadt des europäischen Adels im alten Sinne werden könne."

Abgesehen von diesen politischen Bemerkungen ist auch alles, was der Verfasser über das Gesellschaftliche, Materielle, Oekonomische sagt, höchst treffend und um so interessanter, als dabei sehr vieles berücksichtigt wird, das andere Darsteller, obgleich es vor Augen lag, übersehen haben. Davon werden sich besonders solche Reisende dankbar überzeugen, die zum ersten Mal nach Paris kommen, und denen wir hiermit das gediegene Werk zugleich als einen der praktischesten Rathgeber empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.









